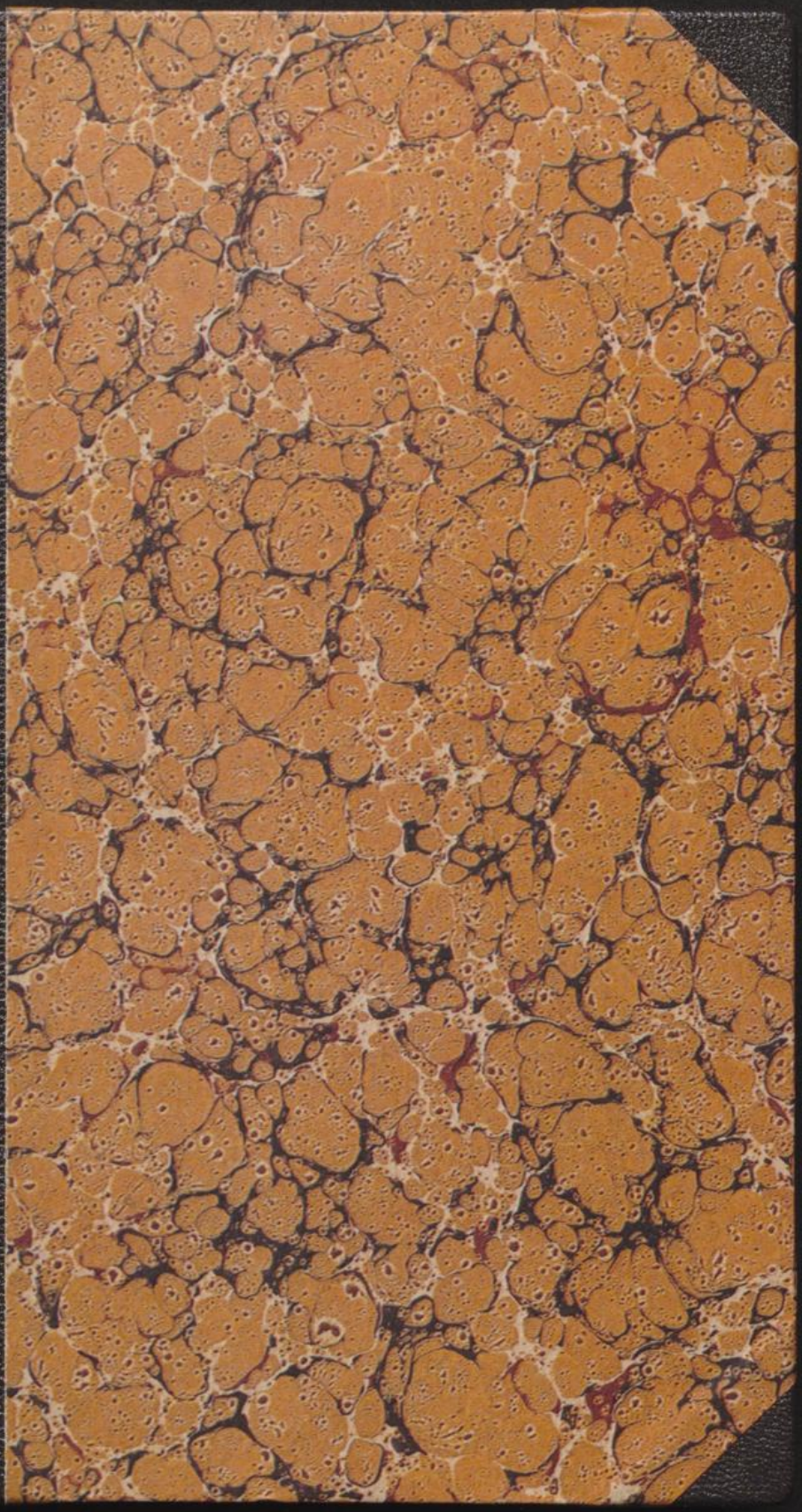


Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Neunte Originalauflage.

Bibliothek der Gußstahlfabrik Fried. Krupp AG Essen.

In funfzehn Bänden.

80/25/Mo 69

Werksbücherei FRIED. KRUPP ESSEN

Neunter Band.

Ligny bis Mössen.

New York, bei Wilhelm Radde, 322, Broadway.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

1846.

HT 017495957

25
plu a
00100
a 435
(Bd. 9)
(9. A.)
(Ra)

19
slg 5
31

A
a
201
(Bd. 9)
(Ra)

5.026.068.01

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

G 8/271

L.

Ligny, ein etwa vier Meilen von Charleroi gelegenes belg. Dorf, welches der Schlacht den Namen gegeben hat, die hier Napoleon am 16. Juni 1815 der preuß. Armee lieferte, während zu gleicher Zeit in einiger Entfernung der Marschall Ney die brit. Armee bei dem Weiler Quatre-Bras (s. d.) zurückhielt. Napoleon, der sich bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte, hatte den Plan gefaßt, dieselben einzeln zu überwältigen. Während die Russen und Östreicher noch dem Rhein zuzogen, standen die Preußen und Briten schon in Belgien und zwar, wegen Schwierigkeit der Truppenverpflegung, in sehr ausgedehnten Cantonnirungen. Die brit.-braunschw.-niederländ. Armee unter Wellington, dessen Hauptquartier am 14. Juni Abends zu Brüssel war, zählte 104000 Streiter mit 250 Kanonen. Dieselbe war in drei Corps getheilt. Das erste unter dem Prinzen von Oranien (s. Wilhelm II.) hatte sein Hauptquartier zu Braine-le-Comte; das zweite unter Hill zu Brüssel; das dritte, welches die Cavalerie vereinigte, unter Uxbridge zu Grammont. Bei der Annäherung Napoleon's gedachte Wellington seine Armee zu Quatre-Bras, zwei Stunden von dem linken Flügel der Preußen, zu concentriren. Die 120000 M. starke preuß. Armee unter Blücher, der sein Hauptquartier zu Namur hatte, war in vier Corps getheilt. Das erste unter Ziethen zog sich an der Sambre hin und hatte sein Hauptquartier zu Charleroi. Das zweite stand unter Pirch in der Gegend von Namur; das dritte unter Thielmann in der Gegend von Dinant an der Maas; das vierte unter Bülow hielt, in weiter Entfernung, Lüttich besetzt. Wie die brit. Armee zu Quatre-Bras, sollte sich die preuß. zu Fleurus concentriren. Die franz. Armee lehnte am Abende des 14. Juni ihren linken Flügel an das rechte Ufer der Sambre, hatte ihr Centrum zu Beaumont, ihren rechten Flügel vor Philippeville. Ney befehligte den linken Flügel, der aus dem ersten Corps unter Erlon und dem zweiten unter Reille bestand. Im Centrum befanden sich das sechste Corps unter Lobau, das dritte unter Vandamme, vier Cavaleriecorps unter Grouchy und die Garden. Der Graf Gérard bildete mit dem vierten Corps und einem Detachement Cavalerie den rechten Flügel. Soult versah den Dienst eines Generalmajors des franz. Heers, das 122000 Streiter mit 350 Kanonen zählte. Als Napoleon die Absicht Wellington's und Blücher's erkannte, faßte er den Entschluß, über die Preußen, die ihm zunächst standen, unverweilt herzufallen. Am 15. Juni bei Tagesanbruch setzte sich die franz. Armee in Bewegung, überschritt die Sambre, warf die preuß. Vorhut und besetzte Thuin, Charleroi, Gosselies und Gilly. Wellington, in der Meinung, Napoleon richte seine Hauptmacht gegen ihn, unternahm am 15. keine Bewegung, so dringend ihn auch Blücher auffoderte. Allein gegen Mitternacht, als des Kaisers Plan klar geworden, ließ Wellington seine Corps nach Quatre-Bras abgehen, und schon am Morgen des 16. hatte der Prinz von Oranien daselbst Stellung genommen. Blücher hatte seine drei nächsten Corps in der Nacht vom 15. zum 16. zusammengezogen. Er nahm seine Stellung zwischen St.-Amand und Sombref und gedachte diese beiden Dörfer, sowie Ligny und Bry zu behaupten. Sein rechter Flügel zu Bry stand demnach Quatre-Bras sehr nahe; sein linker zu Sombref war ungefähr 2½ Stunden vom Corps des Prinzen entfernt. Nach den „Mémoires, écrits à St.-Hélène" erhielt Ney in der Nacht vom 15. zum 16. von Napoleon den Befehl, mit Anbruch des Tages sich auf dem Plateau von Quatre-Bras zu befinden, dort eine gute Stellung zu nehmen und jede Unterstützung der Preußen durch die Briten zu verhindern. Erlon sollte sich mit dem ersten Corps im Rücken Ney's, bei Frasnes, aufstellen, um von hier aus nach Befinden den Marschall zu unterstützen, oder auch auf den Ruf des Kaisers

im entscheidenden Momente dem rechten Flügel des preuß. Heers in die Flanke oder den Rücken zu fallen. Gegen 10 Uhr am Morgen des 16. begann Napoleon seine Streitkräfte zu ordnen. Sein linker Flügel, den das dritte Corps bildete, stand vor Fleurus; im Centrum war das vierte Corps; Grouchy mit der Cavalerie bildete den rechten Flügel. Die Garde und die Kürassiere standen in zweiter Linie; das sechste Corps bildete die Reserve. Gegen 2 Uhr Nachmittags befahl der Kaiser eine Frontveränderung. Das Centrum und der rechte Flügel mußten ihre schräge Stellung verlassen und vorgehen, sodaß nun die Franzosen den Preußen parallel standen. Auch scheint es, als habe Napoleon dem ersten Corps unter Erlon zu gleicher Zeit den Befehl ertheilt, statt nach Frasnes, nach Bry, gegen die rechte Flanke der Preußen, anzurücken. Der Kaiser hoffte von der Frontveränderung, die später sehr getadelt wurde, den größten Erfolg. „In drei Stunden", sagte er zu Gérard, „kann das Kriegsgeschick entschieden sein. Wenn Ney den Auftrag gut ausführt, wird uns keine Kanone der preuß. Armee entkommen; wir fassen die Preußen en flagrant délit". Gegen 3½ Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Während Grouchy mit der Cavalerie den linken Flügel der Preußen beschäftigte, griff Vandamme das Dorf St.-Amand an, das wiederholt genommen und verloren wurde und endlich zum Theil in den Händen der Franzosen blieb. Ebenso hartnäckig vertheidigten die Preußen das sehr vortheilhaft gebaute Dorf Ligny gegen das vierte Corps unter dem Grafen Gérard. Vergebens hatte schon Gérard seine Division geopfert, als Napoleon gegen 5 Uhr das Anrücken der Garden auf Ligny befahl. Allein zu gleicher Zeit gerieth der linke Flügel der Franzosen in große Unruhe, indem sich in dessen Rücken ein starkes Corps zeigte, welches man für eine Abtheilung des brit. Heers hielt. Erst nachdem Napoleon mit Zeitverlust sich überzeugt, daß dies das Corps Erlon's sei, eilten die Garden gegen Ligny, und nun mußten die Preußen der Übermacht weichen. Blücher räumte nach einer letzten Anstrengung, bei welcher er beinahe umkam, Ligny und trat, von der Dunkelheit begünstigt, den Rückzug an. Die Preußen hatten 20000 M. und 25 Kanonen, die Franzosen 6—7000 M. verloren. Napoleon hatte nur 60000 M. im Gefecht gehabt, denn sein sechstes Corps erreichte erst beim Eindruche der Nacht Fleurus, und sein erstes unter Erlon blieb unthätig, weil dasselbe, nachdem es im Rücken der Armee eingetroffen, wieder nach Frasnes zurückkehren mußte und auf diese Weise weder bei Quatre-Bras noch bei Ligny mitwirken konnte. Diesen Misgriff, dessen wahre Ursache im Dunkel geblieben ist, empfand besonders Ney schmerzlich. Derselbe erwartete den ganzen Morgen des 16. Juni hindurch mit dem ungefähr 18000 M. starken zweiten Corps die Ankunft Erlon's zu Frasnes und rückte, nachdem er um 11 Uhr nochmals die dringendste Weisung erhalten, gegen Quatre-Bras vor, wo ihm der Prinz von Oranien bereits mit 25000 M. zuvorgekommen war. Dessenungeachtet unternahm er den Angriff und setzte sich zu Quatre-Bras fest, mußte aber, da eine Division des brit. Heers nach der andern eintraf und er ohne Unterstützung blieb, allmälig kämpfend bis Frasnes zurückweichen, wo er Stand hielt. Der Verlust betrug hier auf beiden Seiten ungefähr 5000 M. und unter den Gefallenen befand sich auch der Herzog Friedrich Wilhelm (s. d.) von Braunschweig. Napoleon erlangte durch seinen Sieg nicht die gehofften strategetischen Erfolge; er hatte weder die Preußen vernichtet noch ihre Vereinigung mit dem brit. Heere unmöglich gemacht. Blücher zog sich mit dem ersten und zweiten Corps auf Wavre zurück, wohin ihm auch nach Mitternacht sein drittes, wenig beschäftigt gewesenes Corps unter Thielmann folgte. Sei es, daß sich Napoleon über die errungenen Vortheile täuschte, oder daß er zu geschwächt war, erst am 17. schickte er Grouchy und Vandamme mit 35000 M. zur Verfolgung der Preußen ab. Wichtig für die Folge war es, daß sich dieses Corps auf den Weg nach Lüttich, statt nach Wavre (s. d.), wendete und so die Preußen längere Zeit aus dem Gesichte verlor. Als Wellington den Ausgang der Schlacht bei Ligny vernahm, zog er sich ebenfalls an den Wald von Soigne zurück und nahm am 18. Juni, nachdem er sich mit Blücher verständigt, die Schlacht von Waterloo (s. d.) an, welche das Schicksal Napoleon's und Europas entschied.

Ligue oder Liga bezeichnete in der politischen Sprache des 16. und 17. Jahrh. überhaupt ein vorübergehendes, oft aus sehr entgegengesetzten Interessen geschlossenes Bündniß und entsprach dem jetzt gebräuchlichen Worte Allianz (s. d.) oder Coalition (s. d.).

Unter die berühmtesten Bündnisse dieses Namens gehört zuvörderst die zwischen dem Papst Julius II., dem Kaiser Maximilian I., dem Könige Ludwig XII. (s. d.) von Frankreich, dem Könige Ferdinand von Aragonien und mehren italien. Staaten im Dec. 1508 zu Cambray gestiftete Ligue, welche die Demüthigung der Republik Venedig bezweckte. Der Papst gerieth jedoch wegen der Fortschritte Ludwig's XII. in Italien in große Furcht, sodaß er schon 1510 zurücktrat und im angeblichen Interesse der Kirche im Laufe des J. 1511 eine Liga santa zu Stande brachte, durch welche die Franzosen aus Italien vertrieben werden sollten. Diesem Bündnisse zwischen dem Papste, den Schweizern, der Republik Venedig und dem Könige Ferdinand von Aragonien trat 1512 der König Heinrich VIII. von England und endlich sogar der Kaiser bei. Vgl. Bos, „Histoire de la ligue faite à Cambray" (2 Bde., Haag 1729). — Nachdem 1531 die vornehmsten protestantischen Fürsten zum Schutze ihres Religionsbekenntnisses den Bund zu Schmalkalden (s. d.) geschlossen, vereinigten sich 1538 zu Nürnberg die katholischen Fürsten Deutschlands zu einem heiligen Bunde oder einer Liga santa, um die „wahre christliche Religion und die Vollziehung der kaiserlichen Reichstagsabschiede" aufrecht zu erhalten. Doch hatte vor der Hand dieser Bund, an dessen Spitze Baiern stand, während Östreich nur das politische Interesse im Auge behielt, keine Folgen. — Als Heinrich III. (s. d.) von Frankreich im Frühjahre 1576 im Begriff stand, den Hugenotten (s. d.) freie Religionsübung und politische Rechte zu gewähren, benutzte der Herzog Heinrich von Guise (s. d.) die Erbitterung der Katholiken und stiftete am 13. Febr. 1576 mit den zu Peronne versammelten Landständen der Picardie eine Ligue, welche die Herstellung und Vertheidigung der katholischen Religion, die Erhaltung der Provinzialprivilegien und überhaupt den Schutz der einzelnen Mitglieder gegen jede angethane Beleidigung zum Zweck hatte. Alle Herren und Städte sollten zum Beitritt aufgefodert, und die Widerspenstigen mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Die Guisen betrieben diese Vereinigung indessen nicht aus religiösem, sondern aus politischem Interesse. Der Herzog Heinrich von Guise hegte den Plan, die protestantischen Prinzen von Geblüt, die Bourbons, von der Thronfolge mit Hülfe der katholischen Massen auszuschließen, oder wol gar die herabgewürdigte herrschende Dynastie vom Throne zu stürzen. Heinrich III. begriff die Gefahr und trat der Ligue am 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois bei, worauf sich der Bürgerkrieg wieder erneuerte. Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs, starb am 10. Juni 1584, und dieser Umstand brachte das Haus Valois (s. d.) dem Erlöschen, aber den Bourbon Heinrich von Navarra, den spätern Heinrich IV. (s. d.), dem Throne näher. Der Herzog von Guise berief darum eine Versammlung der Ligue auf den 31. Dec. 1584 nach Joinville, wo auch der König von Spanien dem Bunde beitrat. Man beschloß, wenn Heinrich III. unbeerbt sterbe, den abgelebten, schwachsinnigen Cardinal Karl von Bourbon, den Oheim Heinrich's von Navarra, auf den Thron zu heben, mit dem die Guisen allerdings leichtes Spiel haben mußten. Der Cardinal veröffentlichte hierauf ein Manifest, in welchem er sich zum Thronfolger, die Guisen zu Generallieutenants des Reichs erklärte und dem Volke Befreiung von Abgaben und den Parlamenten Herstellung ihres Ansehens versprach. Die Macht der Ligue wurde bald dem Hofe so gefährlich, daß Heinrich III. und seine Mutter, Katharina von Medici (s. d.), am 7. Juli 1585 zu Nemours einen Vergleich schlossen, in welchem sie den Beschlüssen der Ligue beitraten und die Protestanten völlig preisgaben. Während nun der Bürgerkrieg wieder entbrannte, stiftete ein Bürger, Rocheblond, ein Mitglied der großen Ligue, zu Paris die nach den Stadtvierteln benannte Ligue der Sechzehner, welche besonders den Pöbel entflammte und die Hauptstadt im Mai 1588 gegen den mit beiden Parteien unterhandelnden König in Aufstand brachte. Der König schloß zwar am 19. Juli mit der Ligue einen Vertrag, nach welchem die Verbundenen den Namen einer Union annahmen, allein die Staatsgewalt blieb in den Händen der Guisen, und auf dem zur völligen Ausgleichung nach Blois berufenen Reichstage hatten die Liguisten völlig die Oberhand. Heinrich III. suchte sich deshalb durch die Ermordung des Cardinals und des Herzogs von Guise zu helfen, worauf aber die Ligue der Sechzehner die Hauptstadt zu den Waffen rief und dem Könige den Gehorsam aufsagte. Als nach Heinrich's III. Ermordung Heinrich IV. als rechtmäßiger Nachfolger den franz. Thron behaup-

tete, ernannte der zu Paris niedergesetzte Unionsrath den Bruder der ermordeten Guisen, den Herzog von Mayenne, zum Generallieutenant des Reichs und Anführer der liguistischen Streitmacht. Die Parteiungen im Innern des katholischen Bundes, die Langsamkeit des Herzogs und die Thatkraft des Königs brachten jedoch die anfangs mächtige Sache der Liguisten in Verfall. Weil der König von Spanien nach dem Protectorat des Bundes, vielleicht gar nach der Krone von Frankreich strebte, entschloß sich der Herzog von Mayenne, den gefangenen Cardinal von Bourbon als Karl X. zum König von Frankreich zu proclamiren. Allein der Herzog verlor am 14. März 1590 bei Ivri 10000 M. nebst seinem ganzen Geschütz, und nun waren, obgleich sich auch im März 1591 der Papst Gregor XIV. für die Ligue erklärte, die Fortschritte Heinrich's IV. nicht mehr aufzuhalten. Nachdem derselbe im Juli 1593 zum Katholicismus übergetreten, öffnete ihm das unter der Tyrannei der Sechzehner seufzende Paris die Thore; ein Mitglied nach dem andern verließ jetzt den Bund. Die Lossprechung des Königs vom Bann gab der Ligue endlich den letzten Stoß, sodaß sich der Herzog von Mayenne im Jan. 1596 gegen Auslieferung mehrer Sicherheitsplätze, Bewilligung einer allgemeinen Amnestie und Bezahlung der rückständigen Kriegskosten ebenfalls unterwerfen mußte. Vgl. Mignet, „Histoire de la Ligue" (5 Bde., Par. 1829). — Die Gewaltthätigkeit gegen die freie Reichsstadt Donauwerth im J. 1607 und andere Verletzungen des Vertrags zu Passau (s. Religionsfriede) bewogen am 4. Mai 1608 die vornehmsten protestantischen Fürsten Deutschlands in dem zu Ansbach gehörigen Kloster Ahausen zu einer Union zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien zusammenzutreten, die jedoch nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollte. Der Kurfürst Friedrich V (s. d.) von der Pfalz galt später als das Haupt des Bundes. Dagegen betrieben die katholischen Stände, vornehmlich die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, Konstanz, Regensburg, der Propst von Ellwangen und Leopold von Steiermark einen Gegenbund, an dessen Spitze sich das eifrigste Mitglied, der Herzog und spätere Kurfürst Maximilian I. (s. d.) von Baiern, stellte. Die heilige Liga, die das katholische Interesse aufrecht halten sollte und zu der auch Mainz, Trier und Köln traten, wurde am 10. Juli 1609 zu München beschworen. Obschon das Schwert noch längere Zeit in der Scheide blieb, so war doch diese Spaltung Deutschlands der erste Schritt zum Dreißigjährigen Kriege (s. d.). Vgl. Stumpf, „Diplomatische Geschichte der deutschen Liga" (Erf. 1800).

Liguori (Alfonso Maria), der Stifter der Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.), geb. am 26. Sept. 1696 zu Neapel, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, wurde aber wegen eines unangenehmen Vorfalls 1722 Priester. Er schloß sich sehr bald an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an und beschäftigte sich als Missionar mit dem Unterrichte des Landvolks. Hierauf stiftete er 1732 mit Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei Sta.-Maria zu Villa Scala, in dem Principato citra, einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redentore) nannten und zum Dienste des wahren katholischen Glaubens, sowie zum Jugendunterricht sich verpflichteten. Im J. 1762 wurde L. von Clemens XIII. zum Bischof von Sancta Agatha Gothici in dem Principato ultra ernannt, von welchem Amte ihn Pius VI. auf sein Ersuchen 1775 entband, indem er alt, kränklich, durch Fasten und Selbstpeinigungen erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog sich nun in den Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de' Pagani zurück, starb daselbst am 1. Aug. 1782 und wurde am 26. Mai 1839 von Gregor XVI. kanonisirt. Vgl. Jeancard, „Vie du b. Alph. L." (Löwen 1829; deutsch, Regensb. 1840).

Ligurien, das Land der Ligurer, eines Volks, von dessen Abstammung wir nur wissen, daß es weder den Iberern noch Kelten angehörte. In viele kleine Völkerschaften getheilt, wohnten die Ligurer in ältester Zeit im südlichen Gallien und im nördlichen Italien vom Busen des Mittelmeeres viel weiter landeinwärts, als später, wo sie durch die Kelten zurückgedrängt wurden, ja im Westen der Rhone, wo sie mit Iberern gemischt gewohnt hatten, ganz untergingen. Im Osten der Rhone waren ligurische Stämme, namentlich die Salyer oder Salluvier noch lange Zeit den Massiliern gefährlich, bis sie von den Römern 125 v. Chr. unterworfen wurden und ihr Land den Anfang der gallischen Provinz bildete. In Italien blieb das Land südlich vom obern Po, wo die Ananen wohnten, ligurisch, und

noch nördlich desselben saßen im cisalpinischen Gallien (s. d.) an den cottischen Alpen Ligurier, die Tauriner; auch hatten sich ligur. Stämme beim Sinken der etrurischen Macht im nördlichen Etrurien verbreitet. Die letztern, sowie die Bewohner der Seeküste, wurden von den Römern schon zwischen dem ersten und zweiten pun. Kriege ziemlich unterworfen; gegen die übrigen aber, namentlich die Bewohner der Seealpen und Apenninen, hatten sie über 50 Jahre zu kämpfen, ehe die Unterwerfung, nach 150 v. Chr., beendet wurde. Als Landesname erhielt Ligurien erst durch Augustus, der die neunte Region Italiens so benannte, scharfe Grenzen; nämlich westlich gegen das narbonensische Gallien hin den Fluß Varus (Var) und die Alpen bis zum Berg Vesulus (Viso), nördlich gegen das transpadanische Gallien den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), östlich gegen das cispadanische Gallien einen Zweig des Apennin am Fluß Trebia, und gegen Etrurien den Fluß Macra, der im Osten des Portus Lunä (Golfo di Spezia) mündet, südlich das Meer. An diesem lagen Nicäa (Nizza) und Portus Herculis Monöci (Monaco), massilische Niederlassungen, und Genua; im Innern Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Pollenza) und Asta (Asti). Als Producte des Landes waren Vieh, Holz, Marmor bedeutend; die Einwohner werden als trügerisch und räuberisch, zugleich als unverdrossen und genügsam, kräftig, gewandt und tapfer geschildert; als treffliche Krieger, namentlich für den leichten Krieg, waren sie von den Karthagern, denen Ligurer in dem sicil. und dem ersten pun. Kriege für Sold dienten, und später von den Römern geschätzt.

Ligurische Republik nannte sich die Republik Genua (s. d.), als dieselbe 1797 während der franz. Invasion ihre aristokratische mit einer demokratischen Verfassung vertauschen mußte. Der genues. Staat hatte bei den Eroberungen Bonaparte's in Italien und der Bildung neuer Freistaaten eine strenge Neutralität beobachtet. Indessen sah sich die Regierung durch die Drohungen des franz. Obergenerals genöthigt, mit demselben am 6. Juni 1797 eine Convention zu schließen, nach welcher eine neue, nach dem Muster der Republik Frankreich gebildete Staatsverfassung eingeführt wurde. Der neue Staat nahm den Namen der Ligurischen Republik an, weil sein Gebiet dem alträm. Ligurien (s. d.) entsprach. Freiheit, Gleichheit und Volkssouverainetät sollten als die Grundsätze der Verfassung gelten. Das Territorium wurde in 25 Jurisdictionen getheilt. Wer 25 Jahre alt und in die Register einer Gemeinde eingetragen war, hatte das Recht, in den Primairversammlungen an der Wahl der Bürger Theil zu nehmen, die ihrerseits den Gesetzgebenden Körper wählten. Der Gesetzgebende Körper zerfiel in den Rath der Alten und in den Rath der Sechziger. Der letztere hatte die Initiative in der Gesetzgebung, der erstere, dessen Mitglieder das Alter von 40 Jahren erreicht haben mußten, die Entscheidung. Die Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Directorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Außer einer Landmacht von 2000 M. sollte der Staat auch eine Seemacht und eine Bürgermiliz errichten. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich sicherte das Bestehen der Republik nach innen und außen. Schon im J. 1802 aber wurde diese Verfassung insofern geändert, als an die Stelle des Directoriums eine einzelne Magistratsperson unter dem Titel eines Dogen (s. d.) trat. Im J. 1805 endlich verlangte die Ligurische Republik durch den Mund ihres Dogen, mit dem franz. Kaiserreiche vereint zu werden. Ihr Territorium wurde in drei Departements verwandelt und die Vereinigung durch einen Senatusconsult vom 16. Vendémiaire des J. XIV bestätigt. Der Wille Napoleon's hatte hingereicht, diese Veränderung zu bewirken; die vorangegangene Vereinigung Piemonts mit Frankreich und der Krieg mit England machten sie allerdings nothwendig.

Likymnios, der Sohn des Elektryon und der Phrygierin Midea, ein Halbbruder der Alkmene, Gemahl der Perimede, der Schwester des Amphitryon, und Vater des Öonos, Argeios und Melas, war ein treuer Freund des Herakles und nach dessen Tode auch seiner Nachkommen, wurde aber von dem Tlepolemos, dem Sohne des Herakles, entweder zufällig oder aus Eifersucht getödtet. Sein Grabmal wurde in Argos gezeigt.

Liliaceen (Liliaceae) ist der Name einer Gewächsfamilie, welche viele der beliebtesten, durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnete Gartenpflanzen enthält. Zu ihr gehören unter andern die Lilien, Tulpen, Tuberosen und Kaiserkronen. Die Liliaceen haben zuweilen eine faserige Wurzel, meist aber eine schuppige Zwiebel, aus wel-

cher entweder ein unbeblätterter oder beblätterter Stengel entspringt. Die großen, gewöhnlich schön gefärbten Blüten stehen einzeln oder in Ähren, Trauben und Büscheln beisammen. Man besitzt mehre Prachtwerke über die L.; eines der gelungensten gab Redouté. Viele gedeihen im freien Lande, andere aber, zumal die aus Tropenländern stammenden, verlangen einen Platz im Glashause und besonders umsichtige Behandlung, wenn sie zum Blühen gebracht werden sollen, was dennoch bei vielen oft in mehren Jahren nicht Einmal gelingt.

Lille, niederländ. Ryssel, die Hauptstadt des franz. Departements des Norden, eine der wichtigsten Festungen Europas, zwischen der Lys und der schiffbaren Deule, die durch die Stadt fließt, hat vortreffliche Umgebungen und 80000 E. Die Stadt ist gut gebaut, besonders in dem neuern Theile; unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich aus der Paradeplatz, und unter den breiten, gut gepflasterten, des Nachts erleuchteten Straßen die Königsstraße. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die alte Moritz-, die Stephans- und die Peterskirche, das schöne 1430 gebaute Rathhaus, die prächtige Kornhalle, das große Hospital, das Schauspielhaus, das Zeughaus, die Armenanstalt für 800 Kinder und die großartige Hauptwache. L. ist der Sitz der Departementalbehörden, einer Militairdivision, eines Tribunals der ersten Instanz, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer; es hat eine Börse, eine Münze, eine Akademie der Literatur und schönen Künste, eine Zeichen- und Malerschule, eine Wundarzneischule, eine schöne Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Gemäldegalerie und wichtige Fabriken in wollenen Zeuchen, Leinwand, Spitzen, Baumwolle, Taback, Leder, Papiertapeten, Glas und Fayence; Zuckerraffinerien, große Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien, Garn- und Leinwandbleichen und Batistmanufacturen. In der Nähe der Stadt befinden sich mehr als hundert Ölmühlen. Der Handel mit Colonialwaaren, Getreide und Öl ist bedeutend, und die Tulpenzucht wird hier beinahe so stark wie in Harlem getrieben. Spargel und Melonen werden von hier bis Paris versandt. Die Citadelle, das Werk Vauban's, ist ein Meisterstück der Befestigungskunst. L. wurde 863 von Balduin I., Grafen von Flandern, erbaut und bestand anfangs nur aus einem Schloß, das von seiner Lage zwischen den zwei Flüssen die Insel, l'isle, woraus später der Name Lille entstand, genannt wurde. Mit wenigen Unterbrechungen gehörte es fortwährend den flandrischen Grafen und ihren Nachfolgern aus dem Hause Burgund und Östreich bis 1667, wo es Ludwig XIV. eroberte, der es auch im aachener Frieden behielt. Zwar wurde es 1708 vom Prinzen Eugen nach einer hartnäckigen Belagerung erobert, doch mußten es die Östreicher in Folge des utrechter Friedens von 1713 wieder an Frankreich zurückgeben. Im J. 1792 wurde die Stadt von den Östreichern beschossen, doch ohne Erfolg.

Lilliput ist bei Swift in „Gulliver's Reisen" und bei einigen andern Satirikern der Name eines erdichteten kleinen Ländchens, dessen Bewohner, die Lilliputer, nicht größer als ein Daumen sein sollten. Die Dichtung scheint eine Nachahmung der bei den alten Dichtern vorkommenden Pygmäen (s. d.).

Lilly (William), ein berühmter engl. Astrolog, geb. 1602 zu Diseworth in der Grafschaft Leicester, ging in früher Jugend nach London, wo die Noth ihn zwang, in Dienste zu treten. Er wurde 1624 Buchhalter eines Kaufmanns, der nicht schreiben konnte, und heirathete nach dessen Tode die Witwe, die ihm ein Vermögen von 1000 Pf. Sterl. zubrachte. Seit 1632 beschäftigte er sich mit der Astrologie und verschaffte sich eine Abschrift der „Ars notoria" von Cornelius Agrippa (s. d.), aus welcher er die Lehre von den magischen Kreisen und den Geisterbeschwörungen schöpfte. Bald nachher erhielt er von dem Dechant des Capitels zu Westminster die Erlaubniß, gemeinschaftlich mit einem Hofuhrmacher und einem Manne, der sich auf den Gebrauch der Wünschelruthe verstehen wollte, einen verborgenen Schatz in der Westminsterabtei zu suchen. Sie gingen in nächtlicher Stunde ans Werk, wurden aber durch einen heftigen Sturm abgeschreckt, den L. später höllischen Geistern zuschrieb, die er gebannt haben wollte. Seit 1644 gab er bis zu seinem Tode jährlich seinen „Merlinus anglicus" heraus. Während des Bürgerkriegs trat er auf die Seite des Parlaments und wußte seine astrologischen Weissagungen mit großer Schlauheit auf die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen zu berechnen. Er wurde 1648 mit Booker, einem andern Astrologen, in das Lager bei Colchester geschickt, um das Kriegsvolk durch Weissagungen zu ermuthigen, und erlangte so großen Ruf, daß man ihm für seine

Dienste ein Jahrgeld gab. Der König von Schweden, dessen er in seinem astrologischen Almanach rühmend gedacht hatte, schenkte ihm 1659 eine goldene Kette. Nach der Restauration wurde er auf Befehl des Parlaments verhaftet, weil man Kenntniß von den Geheimnissen der Republikaner bei ihm vermuthete; auch wurde er über Diejenigen befragt, die bei Karl's I. Hinrichtung waren gebraucht worden. Bald nachher erhielt er Begnadigung und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, wurde aber 1666 wieder zu einem Verhör vorgeladen, weil man aus einigen Hieroglyphen in seinem Almanach geschlossen hatte, daß er über die Ursachen des großen Brandes in London unterrichtet wäre; aber er wollte von diesem nichts wissen, wiewol er versicherte, das Ereigniß vorausgesehen zu haben. Seine Lebensgeschichte ist ein sehr unterhaltendes Buch, worin er schlau zwischen Wahrheit und Lüge hindurchzusteuern weiß, und selten dieser sich mehr hingibt als nothwendig ist, um seinen Ruf als Astrolog zu bewahren.

Lilybäum hieß bei den Alten die westlichste Landspitze Siciliens, jetzt Capo Boeo bei der Stadt Marsala; von der nächsten afrik. Spitze Cap Bon ist es 15 M. entfernt, sodaß die Erzählung der Alten, ein besonders scharfsichtiger Mann habe von L. aus die aus dem noch entferntern Hafen von Karthago laufenden Schiffe zählen können, als eine Fabel erscheint. Die Karthager gründeten bei L. um 350 v. Chr. eine Stadt, die den gleichen Namen trug und vorzüglich mit griech. Einwohnern bevölkert wurde. Stark befestigt und mit vortrefflichem, jetzt aber herabgekommenem Hafen galt sie ihnen als Hauptstützpunkt ihrer Herrschaft in Sicilien. Im ersten pun. Kriege wurde sie von den Römern belagert, aber erst im Frieden ihnen überliefert, und lange blieb sie als bester Übergangsort nach Afrika im Wohlstand.

Lima, die Hauptstadt des ehemaligen span. Vicekönigreichs Peru und gegenwärtig der südamerik. Republik gleiches Namens, liegt an der Küste des Stillen Meers in einem ziemlich wohlangebauten Thale von mildem Klima, am Rimac, der eine Meile unterhalb der Stadt mündet, und zählt 70000 E. Sie ist von einer durch 34 Basteien flankirten Mauer aus Backsteinen umgeben, wird von geraden Straßen durchschnitten, deren aus Holz und Backsteinen oder Lehm gebaute Häuser wegen der Erdbeben selten mehr als ein Stockwerk haben. Außer den mehr durch ihre Überladung mit edeln Metallen und Steinen als durch edle Bauart merkwürdigen 65 Kirchen zählt sie wenig Gebäude von Bedeutung; die ansehnlichsten sind das Regierungsgebäude, der erzbischöfliche Palast, das Universitätsgebäude, das Andreashospital, die Münze, das Theater und der Circus für die Stiergefechte. Dagegen ist sie durch eine Menge wissenschaftlicher Anstalten berühmt, obgleich dieser Ruhm jetzt mehr in dem Namen als dem innern Werth derselben besteht. Es gibt hier eine 1553 von Karl V. gestiftete Universität, die älteste in ganz Amerika, fünf Gymnasien, eine Schifffahrtsschule, mehre andere Unterrichtsanstalten und drei öffentliche Bibliotheken, worunter die Nationalbibliothek die reichste ist; auch ist L. der Sitz eines Erzbisthums, des ältesten in Südamerika, sowie des Congresses und der obersten Regierungsbehörden der Republik. Die Stadt ist die reichste im ganzen span. Südamerika, obschon ihr Reichthum seit der Republikanisirung desselben und dem Versiegen der metallischen Hülfsquellen des Landes gegen früher bedeutend abgenommen hat; doch ist sie noch immer der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, der sowol landeinwärts mit den innern Provinzen Perus, als mit allen Häfen der Südsee und Europas über Callao betrieben wird. Diese, am Stillen Meere gelegene, von L. drei Stunden entfernte und mit demselben durch eine schöne Straße verbundene Stadt, auch Buenavista genannt, bildet die Hafenstadt L.s, zählt gegen 6000 E. und ist sehr stark befestigt. L. wurde 1535 von den Spaniern unter Pizarro gegründet, die ihm den Namen Ciudad de los Reyes gaben. Furchtbar wurde es am 28. Oct. 1746 von einem Erdbeben verwüstet, das in wenigen Stunden fast die ganze Stadt vernichtete; noch schlimmer erging es bei dieser Gelegenheit dem alten Callao, das nebst allen im Hafen liegenden Schiffen vom Meere verschlungen wurde, sodaß sich von seinen 4000 E. nur zwei retten konnten. Noch kann man, wenn das Meer ruhig ist, die Ruinen des alten Callao auf dem Meeresgrunde sehen. Das gegenwärtige Callao wurde seitdem in der Nähe des alten aufgebaut.

Liman wird, besonders im Gegensatz zur Delta- und Haffbildung, die eigenthümliche, oft zu einem breiten Meeresarm erweiterte Mündung eines Flusses genannt, der ge-

wöhnlich noch zahlreiche kleine Inseln und Werder vorliegen. Diese Form kommt besonders häufig im nördlichen und südlichen Rußland bei den arktischen Strömen und bei den Flüssen des Schwarzen und Asowschen Meeres vor. So bilden der Kuban, Don, Dnjepr und Bug; ferner Onega, Dwina, Mesen, Petschora, Ob, Taz, Jenisei und Katanga solche Limane, und auch der Ostseefluß, die Newa, sowie die beiden Flüsse des großen Oceans, der Anadir und Amur, sind als Flüsse mit Limanen zu betrachten, während die Deltabildung besonders den Hauptzuflüssen des Mittelmeeres, wie Nil, Ebro, Rhone und Po und außerdem dem Rhein, der Donau und den Flüssen des Kaspischen und Aralsees, wie Ural, Wolga, Terek, Kur und Gihon und Sihon, ferner einigen südasiat. Strömen, z. B. dem Ganges u. s. w., eigen ist, und die Haffbildung nur bei den drei preuß. Flüssen, Memel, Weichsel und Oder, vorkommt.

Limburg, früher eine Provinz des Königreichs der Niederlande, zerfällt gegenwärtig in eine niederländ. und eine belg. Provinz. Das niederländ. L., den nördlichen und östlichen Theil der ehemaligen Provinz L. umfassend, wird durch Nordbrabant und Geldern, Rheinpreußen und die belg. Provinzen Limburg und Lüttich begrenzt und zählt auf 40 □M. gegen 195000 E. Es ist im Allgemeinen fruchtbar, hat aber im nördlichen Theile viele Haide- und Torfgegenden. Die Hauptorte sind Maastricht (s. d.), Roeremonde und die Festung Venloo. Zur Entschädigung für den 1839 von den Niederlanden an Belgien abgetretenen Theil des zum Deutschen Bunde gehörigen Großherzogthums Luxemburg wurde ein gleich großer von L. mit Luxemburg als deutsches Bundesland verbunden. Das belg. L., der südliche und westliche Theil der ehemaligen Provinz L., begrenzt von Nordbrabant, dem holländ. Limburg, Lüttich, Südbrabant und Antwerpen, hat ein Areal von 43 □M. mit 172000 E., vortrefflichen Ackerbau und gute Viehzucht, und St.-Tron oder Truijen, mit 8000, und Hasselt, mit 6000 E., zu den bedeutenden Städten. L., das die Römer eroberten, denen es die Franken wieder entrissen, kam bei der Theilung im J. 870 an Ludwig den Deutschen und wurde später durch eigene Grafen regiert, die, nachdem sie die Grafschaft Arlon und große Besitzungen in den Ardennen erworben, um die Mitte des 12. Jahrh. zu Herzogen erhoben wurden. Sie erwarben nun auch Luxemburg, wurden aber gegen Ende des 13. Jahrh. durch den Herzog Johann von Brabant gestürzt und starben um 1320 aus. L. blieb nun bei Brabant und kam beim Erlöschen der Herzoge von Brabant an Burgund und mit diesem an Östreich, hierauf an Spanien, 1715 wieder mit den Niederlanden an Östreich, 1802 an Frankreich und 1814 von neuem an Östreich, worauf es in Folge der belg. Revolution von 1830 durch den Vertrag vom 19. Apr. 1839 in der oben angegebenen Weise zwischen Holland und Belgien getheilt wurde.

Limburg, eine kleine Stadt von 2000 E., im Bezirk Verviers der belg. Provinz Lüttich, mit einem Schloß, hat nicht unansehnliche Fabriken in feinen Tuchen, am bekanntesten ist es aber durch den nach ihm benannten Limburger Käse, der sehr weit versendet wird.

Limburg an der Lahn, im Herzogthum Nassau, der Sitz des katholischen Landesbischofs und seines Capitels, eine Stadt von 3000 E., hat außer der Stiftskirche noch vier andere Kirchen, eine Realschule, Münze und ansehnlichen Handel in Getreide, Wolle, Mineralwasser u. s. w. Am 16. Sept. 1796 kam es hier zwischen den Franzosen unter Jourdan und den Östreichern unter dem Erzherzog Karl zu einem Treffen, in welchem Letztere das Feld behaupteten.

Limbus, d. i. Gürtel oder Umgrenzung, heißt nach röm.-katholischem Lehrbegriffe einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei voneinander getrennte Theile, in den limbus patrum und den limbus infantum. In jenem, welcher auch Abraham's Schoos genannt wird, befanden sich die heiligen Menschen des alten Bundes; in diesem befinden sich die ungetauften Christenkinder. Jener ist seit der Höllenfahrt Christi leer und geschlossen; dieser füllt sich nach der entgegengesetzten Meinung der Dogmatiker entweder bleibend zur Verdammniß oder von ihr übergehend zur Seligkeit.

Limerik, eine der bedeutendsten Handelsstädte Irlands, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens in Munster, am linken Ufer des schiffbaren Shannon, zwar eng und schmuzig, aber mit schönen Uferstraßen, besteht aus drei Theilen, die durch Brücken

verbunden sind. Sie zählt gegen 90000 E., ist Sitz eines anglikan. und eines katholischen Bischofs, hat vier katholische Kirchen, zwei Mönchsklöster, von denen das eine 1815 im goth. Stile neugebaut wurde, ein Nonnenkloster mit einer Mädchenschule, eine anglikan. Kathedrale, vier protestantische Bethäuser und Kapellen für Presbyterianer, Independenten, Quäker und Methodisten, und ansehnliche Wohlthätigkeitsanstalten. Die Haupthandelsartikel sind Getreide, Salzfleisch, Häute, Leinwand, Tuch, Handschuhe, Branntwein, Cider und vortreffliches Papier, welches in der Nähe verfertigt wird. L. wurde im 9. Jahrh. vom Norweger Ivor gegründet, und noch im 12. Jahrh. gab es normänn. Könige daselbst.

Limmat heißt der Ausfluß des Züricher-sees. Dieser klare und ziemlich breite Fluß durchströmt die Stadt Zürich und nimmt unterhalb derselben die Sihl auf, ein aus dem Canton Schwyz kommendes Bergflüßchen. Bei Windisch unweit Brugg im Canton Aargau ergießt sich die Limmat in die Aar; sie hat starken Fall und ein felsiges Bett, wodurch die Schiffahrt mühsam wird.

Limoges, die Hauptstadt des franz. Departements Obervienne, mit 32000 E., der Sitz eines Bischofs, hat eine schöne, aber freilich noch nicht ausgebaute Kathedrale, eine Akademie mit zwei Facultäten, eine Gesellschaft für Ackerbau, eine Bibliothek, eine Münze, ein Hospital und ein Arbeitshaus. Man fertigt daselbst baumwollene und wollene Waaren, Packleinwand (Limoges genannt), Porzellan und Talglichter und treibt mit diesen Gegenständen, sowie mit Vieh einen ansehnlichen Handel. L. ist das Augustoritum der Römer, hatte unter denselben ein Amphitheater und hat noch gegenwärtig eine Menge Trümmer aus der Römerzeit aufzuweisen. L. kam im 8. Jahrh. an die Westgothen, dann an die Franken und gehörte hierauf zu Neustrien, bis es bei der Ländertheilung Frankreich zufiel. Später gehörte es zu Aquitanien, dann den Engländern; erst König Johann vereinigte es mit Frankreich.

Limōne. Man vermengt unter diesem Namen mehre Arten von Citronenbäumen, deren Früchte jedoch alle durch einen reichlichen, aus Citronensäure, etwas Apfelsäure und Pflanzenkleber bestehenden Saft sich auszeichnen. In Südeuropa cultivirt man neben der echten Citrone, deren Früchte eine höckerige, dicke Rinde haben, die Limone. Sie ist ausgezeichnet durch dünnrindige, glatte, sehr saure Früchte, welche die im Handel vorkommenden gemeinen Citronen (s. d.) sind. In Westindien, Brasilien und Ostindien wächst eine Art, deren kleine, kugelrunde, grüne und ungemein saure Früchte den Limonensaft liefern, der als ein bedeutender Handelsartikel zumal von seefahrenden Völkern viel verbraucht wird. Eine Abart der südeurop. Limone hat einen süßlichfaden Geschmack, und kommt in Südeuropa und den meisten tropischen Colonien unter dem Namen der süßen Limone vor. Der Saft der amerikan. Limone empfiehlt sich durch größere Wohlfeilheit und stärkern Säuregehalt vor der Citrone, ist aber im Binnenlande selten anzutreffen.

Limpurg, eine Grafschaft im würtemberg. Jaxtkreise von 25000 E., gehörte sonst dem Grafen von L., ist aber jetzt zur Hälfte dem Staate anheimgefallen, zur Hälfte im Besitz mehrer Standesherren. Sie besteht aus den beiden Haupttheilen Gaildorf und Sontheim. Die Grafen von L. bekleideten das Reichserbschenkenamt, das nach ihrem gänzlichen Erlöschen im J. 1713 an die Grafen von Althaan überging. Vgl. Prescher, „Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft L." (2 Bde., Stuttg. 1789).

Lincoln, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens in England mit 15000 E., an der Witham, der Sitz eines anglikan. Bischofs, ist besonders merkwürdig durch seine auf einem steilen Hügel gelegene Domkirche, die nach der yorker die größte in England ist, und das newporter Thor, ein Römerwerk. Die Stadt hat mehre Wollenfabriken und treibt vielen Handel mit Knochenmehl, Vieh und Landesproducten. Sie ist das Lindum der Römer; zur Zeit der Heptarchie war dieses eine Zeitlang Sitz der Könige von Mercia.

Lindau, eine ehemalige freie Reichsstadt im bair. Kreise Schwaben, im Bodensee auf zwei Inseln erbaut, mit dem Lande durch eine 290 Schritt lange hölzerne Brücke verbunden, weshalb sie früher das schwäbische Venedig genannt wurde, zählt gegen 4000 meist protestantische E., die Schiffbau und bedeutenden Handel mit Obst, Wein, Kirschgeist, Fischen und Käse treiben. Der 1812 hier angelegte Maximilianshafen, welcher über 200 kleine Schiffe aufnehmen kann, ist der Centralpunct des Verkehrs zwischen Baiern und der Schweiz und unterhält mit den andern wichtigen Bodenseestädten eine lebhafte Dampf-

schiffahrtverbindung. L. soll aus dem alten gegen die Vindelicier erbauter Castrum Tiberii entstanden sein; nach Andern wurde es erst im 11. Jahrh. erbaut. Bereits im 13. Jahrh. war es freie Reichsstadt; 1803 kam es an Östreich und wurde ein Fürstenthum, 1806 aber an Baiern.

Lindberg (Jak. Christian), einer der eifrigsten und gelehrtesten Vertheidiger des positiven, kirchlichen Christenthums in Dänemark, geb. zu Ripen in Jütland 1797, beschäftigte sich auf der Universität nächst der oriental. Literatur, durch des Bischofs Münter Rath und Vorbild angetrieben, zugleich mit Numismatik und Epigraphik; auch lernte er die Form- und Holzschneidekunst, um selbst die Figuren zu seinen antiquarischen Arbeiten fertigen zu können. Ausgezeichnete Proben seiner Studien lieferte er in seinen Untersuchungen über die pun. Münzen von Concana in den „Miscellaneis havniensibus" (Bd. 2, Hft. 2), in seiner Doctordissertation „De inscriptione melitensi phoenico-graeca" (Kopenh. 1828), in den Beiträgen zu Falbe's „Beschreibung des alten Karthago" und in einer Reihe trefflicher Abhandlungen über kufische und buidische Münzen in den „Annaler for nordisk Oldkyndighed" (1842—43) und den „Mémoires de la société royale des antiquaires du nord" (1840—44). Unter seinen Arbeiten zur Förderung des hebr. Sprachstudiums zeichnet sich besonders seine „Hebr. Grammatik" (Kopenh. 1828) durch eine reiche Beispielsammlung der Formen aus. Auch war er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Grundtvig und Rudelbach herausgegebenen „Theologisk Maanedsskrift" (1825—28). Die Sache des symbolisch-historischen Christenthums führte er mit großer Wärme und Einsicht, in einem edeln populairen Stil und mit einer für einen Theologen seltenen Kenntniß der ganzen dän. Gesetzgebung in einer Reihe kleinerer und größerer polemischer Schriften, unter welchen „Was ist Christenthum in Dänemark" (1826) und „Beleuchtung des Urtheils des königlichen Oberlandesgerichts in der Grundtvig'schen Sache" (1826) besonders hervorzuheben sind. Eine andere Broschure über den obwaltenden kirchlichen Streit verwickelte ihn 1829 in einen Tendenzproceß, der aber 1830 damit endigte, daß der Generalfiscal, welcher die Sache für die Regierung führte, abgewiesen, L. hingegen freigesprochen wurde. Die von ihm 1832 gegen den Prediger Visby als falschen Lehrer erhobene Anklage zog ihm einen zweiten Proceß zu, dessen Ausgang der war, daß die Klage formell als Injurie betrachtet und auf das Reale nicht eingegangen wurde. Die von L. herausgegebene „Nordische Kirchenzeitung" (1833—40) enthält nicht nur überhaupt unentbehrliche Beiträge zur Darstellung des vielbewegten kirchlichen Lebens in jener Zeit, sondern mehre höchst werthvolle dogmatisch-kritische Abhandlungen, z. B. über die Schöpfung, über den Sündenfall, über die Höllenfahrt Christi und die Predigt vor den Geistern im Gefängnisse, von seiner Hand. Von seiner neuen Übersetzung der Bibel sind nur sieben Hefte (1837—43) erschienen. Im J. 1844 wurde er als Prediger zu einer Gemeinde auf der Insel Falster berufen.

Linde, eine Gattung meist sehr großer Waldbäume aus der Familie der Tiliaceen, kommt in Deutschland in zwei Arten vor. Die Winter- oder Steinlinde (die kleinblättrige Linde) wird an 100 F. hoch, erscheint aber auch in Zäunen als Busch und unterscheidet sich von der folgenden durch unten ziemlich glatte und übrigens kleinere Blätter, außerdem durch fast ungerippte Früchte. Die wohlriechenden honigreichen Blüten gelten im Aufgusse getrunken als schweißtreibendes, krampfstillendes Mittel, das weiche, weiße Holz hat eine gewisse Zähigkeit und empfiehlt sich zu einer Menge von Schreiner- und Drechslerarbeiten. Die Sommer- oder Wasserlinde (die großblättrige Linde) kommt in Norddeutschland nur angepflanzt vor, ist aber schon in Östreich ein gemeiner Waldbaum, blüht um 2—3 Wochen früher als die erstgenannte und hat ein weicheres Holz als dieselbe. Sie wird sehr alt und bildet dann hohle Stämme von außerordentlichem Umfange. Ihre Blüten liefern den Bienen einen sehr aromatischen Honig (Lindenhonig) und dienen sonst wie diejenigen der ersten Art. Beide zerfallen in mehre Spielarten. In Gartenanlagen findet man häufig die amerikanische Linde, die aus Nordamerika stammt, und die in Ungarn und der Türkei einheimische Silberlinde angepflanzt.

Linde (Justin Timotheus Balthasar von), Geh. Staatsrath und Universitätskanzler in Darmstadt, geb. zu Brilon im Herzogthume Westfalen am 7. Aug. 1797, studirte in

Münster, Göttingen und in Bonn, wo er sich 1820 habilitirte und zugleich außerordentliches Mitglied des Spruchcollegiums wurde. Im J. 1823 ging er als außerordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer des Spruchcollegiums nach Gießen und wurde daselbst 1824 ordentlicher Professor und 1826 zugleich Rath im Kirchen- und Schulrathscollegium. Hierauf erfolgte 1829 seine Berufung nach Darmstadt als Ministerialrath in das Ministerium des Innern und der Justiz, mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, und 1832 wurde er zugleich Director des neugeschaffenen Oberstudienraths. Im J. 1834 löste er Arens (s. d.) ab als Kanzler der Universität zu Gießen, jedoch mit Beibehaltung seiner bisherigen Ämter. Noch in demselben Jahre wurde er Mitglied des Bundesschiedsgerichts und von der philosophischen Facultät zu Gießen zum Doctor promovirt, 1835 Mitglied des Staatsraths und 1836 Geh. Staatsrath. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer „Rede über den Geburtstag des Königs von Preußen" (Soest 1816) auf, der er die „Blicke auf die Erfolge neuerer Siege" (Soest 1817) folgen ließ. Die namhaftesten seiner juristischen Schriften sind die „Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprocesse" (2 Bde., Bonn 1823—29), das „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses" (6. Aufl., Bonn 1842) und das auf fünf Bände berechnete „Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes", von dem aber bis jetzt nur der vierte und fünfte Band, „Über die Lehre von den Rechtsmitteln" (Gieß. 1831—40), erschienen sind. Wie er sich durch diese Arbeiten den Ruf eines ausgezeichneten Germanisten und Processualisten erwarb, so fand er auch als Docent bei seinem klaren Vortrage und bei seiner juristischen Gelehrsamkeit großen Beifall. Seit 1829 war er als Regierungscommissar, später als Mitglied der ersten Kammer der hess. Ständeversammlung vielfach thätig, wobei er sich stets als eifrigen Freund des Monarchismus und Ministerialismus zeigte. Seine Bedeutung im hess. Staatsleben ist von großer Wichtigkeit, und er äußert den Einfluß, den ihm seine hohe Stellung gibt, nach der Meinung des Publicums in entschieden reprimirender Weise. Die Frage über das Unterrichtswesen des Großherzogthums Hessen, über welche er auch eine Schrift (Gieß. 1839) erscheinen ließ, zog ihm mehrfache Angriffe zu; in neuester Zeit ist dasselbe der Fall hinsichtlich seiner Schrift „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine" (Gieß. 1845), in welcher er mehre Citate aus Ullmann's Schriften entstellt wiedergegeben hatte und darüber einer bedenklichen Erwiderung des Letztern sich ausgesetzt sah. Neben den darin unverholen kund gegebenen hierarchischen Tendenzen verdient bemerkt zu werden, daß er mit dem Minister du Thil 1834 an den wiener Ministerconferenzen Theil nahm und die Artikel über die Universitäten verfaßte.

Linde (Sam. Gottlieb), poln. Sprachforscher, geb. zu Thorn 1771, bezog, nachdem er in seiner Vaterstadt seine Vorbildung erhalten hatte, die Universität zu Leipzig, und wurde hier auf Ernesti's Empfehlung 1792 als Lector der poln. Sprache angestellt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Polen begab er sich darauf nach Wien, wo ihn seine Neigung zur slaw. Literatur dem Grafen Ossolinski (s. d.) zuführte, der ihn zu seinem Bibliothekar machte und an dem er einen einsichtsvollen Führer in seinen Studien fand. Im J. 1803 wurde er von der preuß. Regierung als Rector des Lyceums und Oberbibliothekar nach Warschau berufen, welche Ämter er lange Jahre verwaltete. Hier gab er unter Beihülfe der ersten slaw. Sprachforscher sein berühmtes großes „Wörterbuch der poln. Sprache" (6 Bde., Warsch. 1807—14) heraus, das zwar zunächst nur das Verhältniß der poln. Sprache zu den übrigen slaw. Dialekten darstellen soll, doch auch über den Wortreichthum sämmtlicher slaw. Mundarten, die Abstammung und Verwandtschaft einzelner Wörter die gründlichsten Nachweisungen enthält und für die slaw. Etymologie von der größten Wichtigkeit ist. In Anerkennung der großen Vorzüge des Werkes wurde nach Vollendung desselben dem Verfasser „von den dankbaren Landsleuten" eine große goldene Medaille geweiht. Während der Revolution von 1830 hatte er als Director der Landesbibliothek und als Deputirter von Praga und Mitglied des Reichstags eine gefahrvolle Stellung. Bei Reorganisation des Schulwesens in Polen im J. 1833 wurde er wieder zum Director des Gymnasiums zu Warschau und des Schulwesens für das Gouvernement Masowien ernannt, doch schon 1838 gab er seine öffentlichen Ämter auf. Außer dem Wörterbuch gab er noch heraus eine poln. Schrift „Über das lithauische Statut" (Warsch. 1816) und

„Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die poln. Sprache" (Warsch. 1806); auch übersetzte er ins Deutsche das Werk von Ossolinski „Kadlubek, ein historisch-kritischer Beitrag zur slaw. Literatur" (Warsch. 1822) und Potocki's und Kolontaj's Werk „Vom Entstehen und Untergange der poln. Constitution vom 3. Mai 1791" (2 Bde., Warsch. 1793).

Linden (Joh. Anton van der), ein durch seine classische Bildung ausgezeichneter Arzt des 17. Jahrh., geb. 1609 zu Enkhuysen in den Niederlanden, gest. 1664 als Professor der Medicin zu Leyden, hat sich durch mehre medicinische Werke, namentlich aber durch seine kritischen Ausgaben des Hippokrates (2 Bde., Leyd. 1665; zuletzt 2 Bde., Ven. 1757) und Celsus (Leyd. 1657 und 1665), in denen man freilich oft zu große Willkür bei der Feststellung des Textes zu tadeln hat, bekannt gemacht.

Lindenau (Bernh. Aug. von), als Staatsmann wie als Astronom gleich ausgezeichnet, Landschaftsdirector im Herzogthum-Sachsen Altenburg und früher königlich sächs. Staatsminister und Vorsitzender im Gesammtministerium, geb. am 11. Juni 1780 zu Altenburg, wo sein Vater ebenfalls Landschaftsdirector war, erhielt von früher Jugend an eine sehr zweckmäßige Erziehung und Bildung und studirte seit 1794 in Leipzig die Rechte und Kameralia und zugleich unter Hindenburg Mathematik. Nachdem er 1798 zum Doctor der Rechte promovirt worden war, wurde er noch in demselben Jahre als Assessor im Kammercollegium zu Altenburg angestellt, wo er sich indeß als junger Mann dermaßen in den Strudel der Vergnügungen reißen ließ, daß ihn nur der Tod einer geliebten Freundin wieder zu erheben vermochte. Von neuem wendete er sich 1801 mit allem Ernst den mathematischen Studien zu. Schon früher bekannt mit dem Baron von Zach (s. d.), kam er zu diesem auf die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha und übernahm 1804, als dieser das mittägliche Frankreich bereiste, die Direction der Sternwarte. Im J. 1805 trat er zwar wieder in das Kammercollegium ein; doch als Zach 1808 abging, wurde er Director der Sternwarte. Im J. 1809 arbeitete er für das pariser Dépôt général de la guerre an Triangulirungen in Thüringen und Franken, und 1812 machte er eine Reise durch Frankreich, Holland, einen Theil Spaniens und Italien. Im Freiheitskriege folgte er im März 1814 dem Großherzoge von Weimar, Karl August, als Oberstlieutenant und Generaladjutant nach Paris, wo er, in einem Duell lebensgefährlich verwundet, sich einer schmerzhaften Operation unterwerfen mußte. Nach dem Frieden kehrte er wieder auf seine Sternwarte zurück; doch die Nothwendigkeit einer Reform im altenburg. Kammercollegium bewirkte abermals seinen Rücktritt ins Geschäftsleben. Er wurde 1817 Vicekammerpräsident, 1818 Vicelandschaftsdirector in Altenburg und 1820 Geh. Rath und Minister in Sachsen-Gotha, wo er während der Regierung des körperlich und geistig entkräfteten letzten männlichen Sprößlings der goth. Speciallinie, des Herzogs Friedrich's IV., mit ebenso viel Klugheit als Rechtlichkeit die schwierigsten Aufgaben löste. Nach dem Tode desselben im J. 1825 trat er für die Zeit der Gesammtverwaltung der streitigen Erblande als Gesammtminister in den Dienst der drei Herzoge von Hildburghausen, Meiningen und Koburg. Nach der Landestheilung im J. 1826 zum Landschaftsdirector in Sachsen-Altenburg erwählt, ging er gleichzeitig als Geh. Rath in königlich sächs. Dienste, wurde 1827 Gesandter beim Bundestage, 1829 aber nach Dresden zurückberufen, wo er als Director der Commerziendeputation und Mitglied des Geh. Raths eintrat. Auch erhielt er die Oberaufsicht der königlichen Museen. Bei den Unruhen in Sachsen im Sept. 1830 bethätigte sich das allgemeine Vertrauen, welches das ganze Land in ihn setzte. Er wurde Cabinetsminister und nach Einführung der Constitution im J. 1831 Staatsminister des Innern, gab jedoch 1834 das Portefeuille des Ministeriums des Innern ab. Seitdem führte er als Staatsminister den Vorsitz im Gesammtministerium; auch hatte er sich die Oberaufsicht über die königliche Bibliothek, die Museen und Sammlungen, welche ihm eine gänzliche Umbildung verdanken, sowie die Direction der Akademie der Künste, der Straf- und Versorgungsanstalten vorbehalten. Nach dem Schlusse des Landtags nahm er im J. 1843 seine Entlassung aus dem königlich sächs. Staatsdienste und wählte sein Rittergut, den Pohlhof in Altenburg, zu seinem Aufenthalte, um hier wieder seinen Lieblingsstudien zu leben. Wie er als Minister fortwährend zu Gunsten der Staatskasse auf seinen Gehalt verzichtet hatte, so verfügte er auch über seine Pension zur Unterstützung für Künstler und zur Ver-

besserung der Gehalte gering dotirter Prediger und Schullehrer im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Groß und allgemein anerkannt sind die Verdienste, die er sich durch seine humane Mäßigung, freisinnige Denkart, vielerprobte Geschäftsthätigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit um das Königreich Sachsen erworben. Dabei ist er seinem ursprünglichen Vaterlande Altenburg ununterbrochen der treuste und umsichtigste Leiter und Rathgeber. Als Landtagspräsident sprach er hier im Juni 1832 das gewichtige Wort aus, „daß der Regent als Monarch durch Macht und Ansehen feststehen, das aristokratische Princip aber untergehen müsse". Eine auffallende, höchst erfreuliche Erscheinung ist es, in dem großen Staatsmanne zugleich den ausgezeichneten Gelehrten vereint zu sehen, zumal in einer Wissenschaft, welche, in ihrer Tiefe erfaßt, leicht dazu führen kann, ihre Pfleger der Welt und ihrem Treiben zu entziehen. Unter seinen Schriften, welche den gründlich gebildeten Astronomen bekunden, erwähnen wir die „Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre" (Gotha 1809); „Tabulae Veneris" (Gotha 1810, 4.); „Tabulae Martis" (Eisenb. 1811, 4.); „Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae" (Gotha 1813, 4.) und „Geschichte der Sternkunde im ersten Jahrzehend des 19. Jahrh." (Gotha 1811); auch setzte er Zach's „Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde" (1807—14) fort und gab mit Bohnenberger gemeinschaftlich die „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften" (6 Bde., Tüb. 1816—18) heraus.

Lindenbrog oder Lindenbruch (Erpold), lat. auch Tiliobroga genannt, ein zu seiner Zeit berühmter Geschichtsforscher, geb. 1540 zu Bremen, gest. 1616 zu Hamburg, ist namentlich als Herausgeber der „Scriptores rerum german. septentrionalium" (Frankf. 1609 und 1630, Fol.; 3. Ausg., vermehrt von J. A. Fabricius, Hamb. 1706, Fol.), der „Chronik von des Kaisers Karl's des Großen Leben und Thaten" (Hamb. 1593, 4.) und der „Historia regum Daniae" (Leyd. 1595, 4.) bekannt. — Seine beiden Brüder zeichneten sich als Philologen aus; der ältere, Heinrich L., welcher von 1570—1642 lebte, lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614, 4., und Leyd. 1542); der jüngere, Friedrich L., geb. 1575, gest. 1648, machte sich um die Erklärung und Kritik des Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus, der Priapeja u. s. w. verdient. Vgl. „Leben der berühmten Lindenbrogiorum" (Hamb. 1723).

Lindner (Friedr. Ludw.), ein bekannter politischer Schriftsteller, geb. am 23. Oct. 1772 zu Mitau in Kurland, wo sein Vater Friedrich L. ein angesehener Arzt war, studirte in Jena Medicin und ging, nachdem er daselbst die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, nach Wien und später nach Brünn, wo er in der Folge sich mehr und mehr von der Arzneikunst abgezogen fühlte. Nach mancherlei Wechsel der Verhältnisse, worin bald literarische Thätigkeiten, bald politische Richtungen ihn beschäftigten, kehrte er nach Deutschland zurück und lebte nun eine Zeit lang in Erfurt und dann in Weimar, wo er mit Bertuch in literarische Verbindung trat. Zum Professor der Geographie und Statistik in Jena ernannt, sah er sich bald bei der im J. 1814 herrschenden Aufregung als ein fast unbedingter Verehrer Napoleon's vielfachen Anfeindungen ausgesetzt und zog sich deshalb in das Privatleben zurück. Das allgemeine Aufsehen, welches es machte, daß ein geheimes Bulletin Kotzebue's, das ihm 1817 zufällig zu Gesichte gekommen war und das er in Abschrift einem Freunde mitgetheilt hatte, im Druck erschien, nöthigte ihn, sich nach dem Elsaß, dem Geburtslande seiner Frau, zu wenden. Später nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Stuttgart, wo er unter Anderm mit Cotta eine neue Zeitschrift „Die Tribune" unternahm. Gleichzeitig schien er im engsten Vertrauen eines deutschen Hofes zu stehen und dessen Interesse lebhaft zu fördern. Allgemein wenigstens war die Meinung, daß solchen Verhältnissen das „Manuscript aus Süddeutschland" entsprungen sei, welches 1820 mit fingirtem Druckort, herausgegeben von Georg Erichson, erschien, und durch die Kühnheit der Ansicht und Sprache, sowie durch die Art der Mittheilungen das größte Aufsehen erregte. Reisen nach Frankreich und England gaben ihm neue politische Nahrung. Indessen konnte er sich, als isolirter politischer Schriftsteller, auf dem künstlichen Standpunkte einer rein süddeutschen Politik unmöglich lange halten. Das Erscheinen der Sammlung seiner pikantesten Aufsätze unter dem Titel „Geheime Papiere" (1824) mag vielleicht dazu beigetragen ha-

ben, seine Beziehungen in Würtemberg zu verändern, genug er verließ Stuttgart und nahm wieder eine Zeit lang seinen Aufenthalt im Elsaß. Von hier begab er sich 1825 nach München, wo er die Redaction der „Politischen Annalen" übernahm. Allmälig fing man an, sich zu überzeugen, daß L. eigentlich keiner politischen Partei, noch weniger einer Faction angehöre und nie Demagog gewesen sei. Wit, genannt Dörring, Görres und Börne griffen ihn hart an und überhäuften ihn zum Theil mit Schmähungen; doch trug dieses nur dazu bei, daß man sich in höhern Kreisen mit L. mehr und mehr aussöhnte. Man ließ ihn gewähren und sein Talent wurde gerechter anerkannt und weniger angefochten; ja die bair. Regierung ertheilte ihm den Titel eines Legationsrathes. So kam es dahin, daß man L. sogar des Übertritts zum Servilismus beschuldigte. Wie dem aber auch sei, seine politischen Schriften werden stets als classisch gelten. Als 1832 die „Bair. Staatszeitung" begann, übernahm L. die Redaction derselben; doch bestand das Blatt nur kurze Zeit, worauf er wieder nach Stuttgart zurückkehrte. Hier ließ er noch die Schrift „Europa und der Orient" (Stuttg. 1839) und „Skythien und die Skythen des Herodot" (Stuttg. 1841) erscheinen und starb daselbst am 11. Mai 1845.

Lindner (Friedr. Wilh.), Doctor der Theologie und ordentlicher Professor der Katechetik und Pädagogik an der Universität zu Leipzig, geb am 11. Dec. 1779 zu Weida im neustädter Kreise, erhielt seine Vorbildung zur Universität auf der Stifts- und Klosterschule zu Zeitz, wo ihm als Primaner der Rector Müller bei Vacanzen oft Wochen und Monate lang in den untern Classen Lehrstunden übertrug, wodurch seine Neigung zum Lehrfache Nahrung erhielt. Auf der Universität zu Leipzig studirte er anfangs hauptsächlich Philologie, später Theologie. Seine pädagogische Laufbahn begann er als Mitarbeiter am Tillich'schen Institut in Leipzig. Im J. 1804 wurde er Hülfslehrer und nach Ablehnung mehrer auswärtiger Rufe, unter andern als Rector nach Neustrelitz, 1806 ordentlicher Lehrer an der neugegründeten Bürgerschule zu Leipzig. Im J. 1808 habilitirte er sich bei der Universität, und ungeachtet sehr ehrender Rufe nach Basel (1810), Königsberg (1811) und Stettin (1812) erhielt er doch erst 1815 eine außerordentliche Professur der Philosophie und erst 1825 die ordentliche der Katechetik und Pädagogik, 1826 aber von Königsberg aus die theologische Doctorwürde. Einen Ruf nach Dorpat im J. 1828 und wiederholte Auffoderungen, vorzüglich seit 1833, eine Schulrathsstelle in Preußen anzunehmen, lehnte er aus Liebe zu seinem Vaterland ab. Um die Organisation der leipziger Bürgerschule hat er sich viele Verdienste erworben; sein Plan (1828) zu einer zweckmäßigen Organisation des gesammten Schulwesens in Sachsen kam aber in Folge der Ereignisse des J. 1830 nicht zur Ausführung. Im J. 1844 wurde er hauptsächlich wegen Differenzen mit dem Vorstande der Bürgerschule als Lehrer dieser Anstalt, welche Stelle er neben seiner Professur beibehalten hatte, pensionirt. L.'s Verdienste um die Pädagogik sind sehr bedeutend. Er hat, Einer der Ersten, in Gelegenheitsschriften und in seinen akademischen Vorträgen das Christenthum als Princip der Erziehung geltend zu machen gesucht, und die genetische Methode für allen Unterricht empfohlen und ausgebildet. Von seinen hierher gehörigen Schriften sind hauptsächlich zu nennen seine Dissertationen „De methodo genetica" (Lpz. 1808) und „De finibus et praesidiis artis paedagogicae secundum principia doctrinae christ." (Lpz. 1825), sowie seine im Geiste der genetischen Methode bearbeiteten Lehrbücher über Religion, Gesang, Arithmetik, Geschichte, deutsche Sprache, die zum Theil mehre Auflagen erlebten. Seine theologische Wirksamkeit seit 1825 war vorzüglich der praktischen Theologie zugewendet. Sein Werk „Die Lehre vom Abendmahl nach der Schrift" (Lpz. 1831) erfuhr sehr abweichende Beurtheilungen. Der ihm gemachte Vorwurf des Mysticismus ist nicht begründet, wol aber steht er auf Seiten der symbolgläubigen Orthodoxie. Als vieljähriges Mitglied des Kunst- und Gewerbevereins in Leipzig war er für Verbreitung richtiger Ansichten über Gewerbfreiheit und Zünfte sehr thätig; doch erfuhr er dabei viel Widerspruch, sodaß er zuletzt als Dirigent des Vereins abtrat. Seit 1808 in die Freimaurerloge Apollo zu Leipzig aufgenommen und sehr bald zu allen wichtigen Ämtern befördert, kämpfte er sehr eifrig, als er in der Freimaurerei eine blos deistische Richtung als die vorherrschende zu erkennen glaubte, in besondern Vorträgen gegen dieselbe an, und da dies fruchtlos blieb, verließ er die Loge und schrieb das weit verbreitete und in

mehre Sprachen übersetzte Werk „Mac Benac, er lebet im Sohn, oder das Positive der Freimaurerei" (Lpz. 1817), das ihm sehr viele Feinde unter den Freimaurern und den Vorwurf zuzog, daß er meineidig geworden sei, was L. damit ablehnt, daß er behauptet, nichts verrathen zu haben, was man nicht längst gewußt, und durch seinen Eid sich zu nichts verpflichtet zu haben, was seinen früher übernommenen Verpflichtungen zuwider sei.

Lindpaintner (Pet. Jos.), Hofkapellmeister in Stuttgart; einer der vorzüglichsten Instrumental- und Operncomponisten der neuern Zeit, wurde 1791 zu Koblenz geboren, wo sein Vater als Tenorsänger am Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus angestellt war. Nach der Säcularisation folgte er dem Vater nach Augsburg, wo er nun bis in sein 16. Jahr das katholische Gymnasium besuchte. Für die Musik, die er als Nebenstudium trieb, zeigte er indeß bald so viel Neigung und Talent, daß ihn der Kurfürst nach München zu weiterer Ausbildung unter Winter's Leitung sendete. Dort schrieb er seine erste Oper „Demophoon" und mehre kirchliche Compositionen. Eben war er im Begriff, durch Vermittelung seines Gönners nach Italien zu gehen, als diesen ihm der Tod entriß. Er nahm nun die ihm aufgetragene Stelle eines Musikdirectors am Isarthortheater an, und wol hätte der Antrag einer solchen Stelle in einem Alter von 20 Jahren, sowie der Beifall, den seine leichteingänglichen, aber oberflächlichen Compositionen fanden, sehr verführerisch auf ihn wirken können, wenn nicht die ernste Mahnung eines ältern Freundes ihm zu guter Stunde gekommen wäre. Nach der glänzenden Aufnahme einer Ouverture trat derselbe dem jungen Künstler mit scharfem, rücksichtslosem Tadel entgegen, und mit so gutem Erfolg, daß dieser in sich ging und mit festem Muthe und dem beharrlichsten Fleiß unter des tüchtigen Contrapunktisten Graz's Leitung der Vollendnng seiner zu früh unterbrochenen Studien fortan sich widmete. Seine Stelle in München behielt er bis 1819, wo er nach Stuttgart berufen wurde. Ist L. auch, was Kraft und Originalität der Erfindung, Tiefe der Wissenschaft betrifft, den Ersten und Höchsten seiner Kunst nicht beizuzählen, so ist er doch jedenfalls eines der fruchtbarsten, leichtschaffenden Talente und überhaupt einer der gewandtesten praktischen Musiker. Unbestreitbar sind vor Allem seine Verdienste um die Instrumentalmusik. Nicht nur wird seine Kapelle unter den trefflichsten Orchestern Deutschlands aufgezählt, sondern er hat auch dem Instrumentspiele wahren Vorschub geleistet dadurch, daß er ausübende Künstler mit Compositionen versorgte, die als für den Concertvortrag berechnet, zwar überhaupt einen nur untergeordneten Rang anzusprechen, aber doch weit mehr künstlerischen Kern und schöne gerundete Form haben, als an gewöhnlichen Virtuosencompositionen, namentlich für die in dieser Hinsicht von den Componisten noch immer stiefmütterlich genug behandelten Blasinstrumente, zu rühmen ist. Er hat eine große Anzahl Instrumentalwerke, Ouverturen, Solostücke und concertirende Symphonien für Blasinstrumente u. dgl. geschrieben, die nicht durch Großartigkeit und Gewicht des Gedankens, desto mehr durch ausgebildete Form, Klarheit und Fluß der Ausführung und durch reizvolle, musterhafte Instrumentation sich hervorthun. L. ist ein productives Talent, das aus dem reichen Schatze des Vorhandenen neue Formen und Combinationen zusammenstellt, ohne den Stoff selbst wesentlich zu mehren, oder der Kunst neue Bahnen zu erschließen. Daher ist es ganz erklärlich, wenn von der großen Zahl seiner Werke, die in den nähern Bezirken seines Wirkens allgemein bekannt wurden, nur wenige eine weitere Verbreitung, namentlich im nördlichen Deutschland, fanden. Es gilt dies hauptsächlich von seinen Opern, deren er eine nicht geringe Zahl geschrieben hat, und von denen außer dem Ballet „Joco" nur „Der Vampyr" eine ausgebreitetere und längere Geltung, doch ebenfalls hauptsächlich nur in Süddeutschland, sich erwarb. Später wurde noch „Die Genueserin" in Wien, und in neuester Zeit „Die Sicilianische Vesper" in Stuttgart mit Beifall gegeben. Auch verschiedene kirchliche Werke, Oratorien, Messen, Psalmen u. s. w. und eine Instrumentation zu Händel's „Judas Maccabäus" hat er geschrieben, die aber wol vorzugsweise oder ausschließend in eine frühere Lebensepoche fallen.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches, gleich dem Drachen, dem Vogel Greif u. s. w., in den alten Rittergeschichten eine Rolle spielt, wird als eine Art Drache, Krokodil, oder auch als eine große vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Einen solchen soll der Ritter St.-Georg (s. d.) erlegt haben.

Lingam heißt, im Sanskrit mit der Bedeutung Phallus (s. d.), bei den Indiern das Symbol der allgemeinen zeugenden und schaffenden Kraft der Natur, welches die Geschlechtstheile des Mannes und Weibes in ihrer Vereinigung darstellt. Die Verehrung des Lingam ist aber in Indien nicht alt, sondern in dem orgiastischen Siwadienste entstanden.

Lingard (John), ein bekannter engl. Geschichtschreiber, war zu Anfange dieses Jahrhunderts katholischer Priester zu Newcastle am Tyne in der Grafschaft Northumberland. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Schrift „Catholic loyalty vindicated" (1805) auf, worin er seine Glaubensgenossen gegen protestantische Schriftsteller zu vertheidigen suchte. Dasselbe that er in den Streitschriften „Documents of ascertain the sentiments of british catholics in former ages" (Lond. 1812) und „Strictures on Dr. Marsh's comparative view of the churches of England and Rome" (Lond. 1815). Durch diese Streitigkeiten auf das Gebiet der Geschichte geführt, befestigte er sich leicht in einer Stimmung, mit welcher Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit nicht vereinbar waren, sobald das Parteiinteresse mit ins Spiel kam. Diese Richtung zeigte sich schon in seinen verdienstlichen, aus fleißiger Forschung hervorgegangenen „Antiquities of the anglo-saxon church" (2 Bde., Lond. 1809), entschiedener aber und beharrlich verfolgt trat sie hervor in seiner „History of England till the revolution of 1688" (8 Bde., Lond. 1819—31, 4., und 14 Bde., 8.; deutsch vom Freiherrn von Salis, fortgesetzt von Berly, 14 Bde., Frankf. 1828—33). Die Absicht, die katholische Kirche und Geistlichkeit in England gegen protestantische Geschichtschreiber zu vertheidigen, findet allerdings in den ersten Bänden dieses Werks weniger Gelegenheit, scharf hervorzutreten; sobald aber die Reformation als ein entscheidendes Moment in das Volksleben eintritt, wird die Parteilichkeit des Geschichtschreibers um so verführerischer, je größer seine Sachwaltergewandtheit ist und je gründlichere Kenntnisse dazu gehören, den unredlichen Darsteller zu erkennen, der bei dem täuschenden Scheine der Unbefangenheit bald Thatsachen verschweigt, bald künstlich verschleiert, bald absichtlich entstellt. In den letzten Bänden des Werks, welche die Geschichte der Stuarts auf dem engl. Throne erzählen, ist L. bei aller Hinneigung zu Karl II. und Jakob II. weit unparteiischer, und es ist diese Partie des Werks auch durch gute Benutzung der Quellen reich an neuen Aufschlüssen. Wo er in die Geschichte Schottlands hinübergeht, hat er sich viele Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Sein Stil ist klar und einfach und in den spätern Bänden des Werks gebildeter als in den frühern, wo die verfehlte Nachahmung Gibbon's störend wirkt; doch sinkt er oft unter die historische Würde und erhebt sich fast nie zu kräftiger Lebendigkeit. Sein Werk hat im Auslande fast mehr Aufsehen erregt, als in England, wozu besonders auch die Bemühungen der Ultramontanen beigetragen haben. Nach der Vollendung desselben besuchte er das Festland und hielt sich einige Zeit in Rom auf, wo er große Auszeichnung genoß.

Lingen, eine Grafschaft im ehemaligen westfäl. Kreise, mit gegenwärtig 25000 E., zerfällt in die obere und in die niedere Grafschaft; jene gehört zum Kreise Tecklenburg des preuß. Regierungsbezirks Münster; diese, 6 □M. mit 21000 E., zur hannov. Landdrostei Osnabrück. Die Grafschaft bildete früher einen Bestandtheil der Grafschaft Tecklenburg (s. d.) und wurde gewöhnlich als sogenannte Herrlichkeit den Nebenlinien des gräflichen Hauses zu Theil, bis sie, in Folge des Beitritts ihres Besitzers und der Achterklärung desselben, durch Kaiser Karl V. als eröffnetes Reichslehen eingezogen und 1548 dem Grafen Maximilian von Büren in Lehen gegeben wurde. Die Vormünder der einzigen hinterlassenen Tochter des Grafen von Büren, die sich nachmals an den Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien vermählte, verkauften die Grafschaft wieder an Karl V., der sie nun 1555 sammt Burgund seinem Sohne, Philipp II., Könige von Spanien, überließ, der auch im Besitz blieb, bis der Prinz Moritz von Nassau-Oranien sich mit Gewalt ihrer bemächtigte. Zwar kam sie 1605—32 nochmals in die Hände der Spanier; doch nach dem Abzug derselben wieder an Nassau-Oranien. Nach dem Tode Wilhelm's III., Königs von England, erbte sie der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte. Im J. 1809 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit Frankreich vereinigt, 1814 wieder an Preußen zurückgegeben, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat.

Linguet (Sim. Nic. Henri), bekannt durch seine literarische Polemik wie durch seine

Lebensschicksale, wurde am 14. Juli 1736 zu Rheims geboren. Er studirte zu Paris die Rechte, ging 1751 mit dem Herzoge von Zweibrücken nach Deutschland und in der Folge mit dem Prinzen von Beauvau nach Portugal, wo er sich mit der span. Sprache und Literatur bekannt machte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erregte er Aufsehen durch eine „Histoire du siècle d'Alexandre" (Amst. 1762). Zugleich begann er Streitigkeiten mit den Ökonomisten und Philosophen jener Epoche, deren Abgeschmacktheiten er durch beißenden Witz und scharfe historische Kritik bekämpfte. In kurzer Zeit erschienen von ihm die „Histoire des révolutions de l'empire rom." (2 Bde., Par. 1766), „Théorie des lois civiles" (3 Bde., Par. 1767) und „Histoire impartiale des Jésuites" (Par. 1768). Durch diese Schriften, in denen er großen Reichthum des Wissens und Kühnheit und Schärfe der Ideen verrieth, zog er sich vollends den bittersten Parteihaß zu. Da ihn seine Feder nicht hinreichend nährte, war er am Parlament zu Paris Advocat geworden. Auch in dieser Eigenschaft machte er sich durch ausgezeichnete Proceßführung bekannt und erregte durch seine Erfolge und die Art, wie er seinen handwerksmäßigen Collegen begegnete, den Haß und den Neid derselben, sodaß ihn das Parlament von der Liste der Sachwalter strich. Er nahm nun sein schon früher begonnenes „Journal de politique et de littérature" (1744—76; 1777—78 von Laharpe fortgesetzt) wieder auf, mußte jedoch seine scharfe Feder sehr bald niederlegen und Frankreich verlassen. L. ging zu Voltaire nach Ferney, der ihn aus Furcht gut aufnahm, und aus der Schweiz nach England, wo er seine berühmten und berüchtigten „Annales politiques, civiles et littéraires" (1777—92) herausgab. Schon nach einigen Jahren erhielt er durch Vergennes die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Er sah sich jedoch hier in seinem journalistischen Wirken so gehemmt, daß er freiwillig nach Brüssel auswanderte und dort die Annalen in einer in der That ausschweifenden Weise fortsetzte. Er griff alle Stände, alle Parteien an und zog sich mit seinem anonymen Mitarbeiter Mallet-du-Pan (s. d.) zahllose Feinde zu. Dennoch wagte er in Paris zu erscheinen, wurde aber durch eine Lettre de cachet (s. d.) in die Bastille gesteckt. Erst nach zwei Jahren erhielt er die Freiheit zurück. Er floh nach London und erwarb sich in hohem Grade die Gunst des Publicums, indem er durch die „Mémoires sur la bastille" (Lond. 1783) die Geheimnisse des franz. Hofdespotismus enthüllte. Auch ließ er die Annalen wieder erscheinen, doch trat er jetzt so gemäßigt auf, daß die Zeitschrift keine Abnehmer mehr fand und dieser Industriezweig erloschen schien. Hierauf suchte er sich beim Kaiser Joseph II. beliebt zu machen und schrieb in dessen Verwickelungen mit den Holländern die „Considérations sur l'ouverture de l'Escaut" (2 Bde., 1787). Der Kaiser ließ ihn nach Wien kommen und gab ihm Geld und ein Adelsdiplom mit der Erlaubniß, die Annalen zu Brüssel ungehindert fortzusetzen; auch wirkte er ihm eine sichere Reise nach Frankreich aus. L. erschien zu Paris und nahm einen Streit gegen den Herzog von Aiguillon wieder auf, dessen Proceß er früher geführt und den er eigentlich vom Schafot errettet hatte. Er verlangte für seine Sachwalterschaft ein Honorar von 50000 Livres; das Parlament sprach ihm indeß nur die Hälfte zu. Nach seiner Rückkehr nach Brüssel vertheidigte er mit Eifer den Aufstand der Brabanter und mußte darum das Land verlassen. Er ging wieder nach Paris und griff hier in seinen Annalen, gegen das Volksinteresse, die Nationalversammlung höchst unwürdig an. Als der Convent zusammentrat, sah er bald, daß die Zeit des Federkriegs vorüber sei und er verbarg sich in der Umgegend von Paris. Allein die Jakobiner kundschafteten ihn aus und stellten ihn vor das Revolutionstribunal, das ihn zum Tode verurtheilte, weil er den Tyrannen zu London und Wien geschmeichelt und das Brot, das Nahrungsmittel des Volks, beschimpft habe. In der That hatte er eine Abhandlung über die Schädlichkeit des Brots als Nahrungsmittel geschrieben. Er starb am 27. Juli 1794 mit großer Standhaftigkeit. Die Zahl seiner politischen, juristischen, schöngeistigen, philosophischen und physikalischen Schriften und Flugblätter ist außerordentlich groß.

Linguistik, vom lat. lingua, d. h. Zunge oder Sprache, nennt man das Studium der Sprachen in Hinsicht ihrer Verwandtschaft, Ähnlichkeit u. s. w. und die Sprachenkunde (s. d.) selbst, die erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Erforschung der bedeutendsten asiat. und europ. Sprachstämme, namentlich des Sanskrit, der deutschen und

slaw. Dialekte, einen festern Boden und größere Bedeutsamkeit gewonnen hat. Linguist heißt daher Derjenige, welcher sich mit Forschungen über den Ursprung, die Bildung und Verwandtschaft der Sprachen beschäftigt, ein Sprachkenner.

Linie bezeichnet in der Mathematik die Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Die Linien sind entweder gerade oder krumm; die geraden Linien nennt man auch Linien der ersten, die krummen aber Linien der zweiten oder einer höhern Ordnung, je nachdem sie durch Gleichungen des zweiten oder eines höhern Grades dargestellt werden. Zu den Linien der zweiten Ordnung gehören blos die sogenannten Kegelschnitte. (S. Kegel.) — In der Geographie und Schiffahrtskunde versteht man unter der Linie den (irdischen) Äquator, daher der Ausdruck: die Linie passiren. Auch bezeichnet das Wort Linie ein Längenmaß, nämlich den zehnten oder zwölften Theil eines Zolls, je nachdem die Decimal- oder Duodecimaleintheilung gebraucht wird. — In der Taktik heißt Linie diejenige Aufstellungsart der Truppen, bei welcher sie lange gerade Reihen von sehr geringer Tiefe, die Front gegen den Feind gewendet, bilden, und es gibt sowol Infanterie- wie Cavalerielinien, Tirailleurlinien u. s. w. Wird diese Aufstellung den folgenden Evolutionen zum Grunde gelegt, so faßt man die dahin gehörenden Lehren unter der Linear-taktik zusammen, der die Massentaktik gegenübersteht. Linientruppen heißen diejenigen, welche dem Feinde im freien Felde entgegengehen, im Gegensatz der zur Besetzung der Festungen oder zu andern Zwecken verwendeten Truppen. (S. auch Linienschiff.) — In der Befestigungskunst bezeichnet Linie zunächst die einzelnen Theile eines Festungswerks, z. B. eine Face, eine Courtine, oder eine Flanke; zu einer solchen Festungslinie rechnet man nicht blos den Wallgang und die Brustwehr, sondern auch den vorliegenden Graben. — Nächstdem nennt man aber auch Feldverschanzungen, sie mögen unter sich vollständig zusammenhängen oder abgesondert nebeneinander liegen, befestigte Linien oder auch blos Linien. Sie unterscheiden sich von verschanzten Lagern (s. d.) hauptsächlich dadurch, daß sie eine größere Frontlänge decken sollen als die letztern, deren Zweck vorzüglich die Deckung eines innern Raums ist. Diese Linien haben selten einen entschiedenen Werth, da sie eine große Menge Truppen zur Vertheidigung erfodern und doch umgangen werden können. Die Stollhofner Linien im span. Erbfolgekrieg im J. 1703, die Linien von Torres Vedras im J. 1811 vertheidigten sich siegreich; dagegen fielen die Weissenburger Linien im J. 1793 nach hartnäckigem Kampfe. — In der Genealogie versteht man unter Linie eine Reihe voneinander abstammender Personen.

Linienschiff, Rangschiff oder Schiff von der Linie nennt man ein Schiff, welches befähigt ist, sich vermöge der Anzahl seiner Geschütze und der Stärke seiner Bemannung in die Schlachtlinie zu stellen. Selten nur wird ein Linienschiff einer Convoy, wozu man lieber Fregatten erwählt, mitgegeben, häufig dagegen ist es auf Hauptstationen beschäftigt. Ein Linienschiff muß gut segeln, steuern und wenden, namentlich aber die Kanonen der untersten Batterie, die die schwersten sind, auch noch bei stürmischem Wetter gebrauchen können. Man hat Linienschiffe von 60—120 Kanonen, bei verschiedenen Nationen in verschiedene Rangordnungen getheilt; die Santissima Trinidada Spaniens, die bei Trafalgar focht, hatte sogar 140 Geschütze. England hat so viel Linienschiffe als die gesammten übrigen europ. Mächte.

Liniensystem heißen in der Musik die fünf übereinander gezogenen Parallellinien, auf und zwischen welche die Noten nach ihrer verschiedenen Höhe oder Tiefe gestellt werden. Ehedem hatte man nur drei oder vier, für die Laute aber sechs Linien.

Link (Heinr. Friedr.), Geh. Medicinalrath, Professor und Director des botanischen Gartens an der Universität zu Berlin, geb. zu Hildesheim am 2. Febr. 1769, besuchte das Andreanum seiner Vaterstadt und seit 1786 die Universität zu Göttingen, wo er Medicin studirte und 1788 einen Preis erhielt. Nachdem er 1789 als Doctor der Arzneikunde promovirt hatte, wurde er 1792 ordentlicher Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock. Im J. 1797 begleitete er den Grafen von Hoffmannsegg (s. d.) auf dessen Reise nach Portugal. Hierauf war er seit 1811 Professor der Chemie und Botanik an der Universität zu Breslau, bis er 1815 dem Rufe nach Berlin folgte. Als Schriftsteller hat L. nach mehren Richtungen gewirkt. Seine botanischen Werke sind Beweise ge-

wissenhafter Forschungen, theils phytographischen, theils allgemeinern Inhalts, wie seine „Elementa philosophiae botanicae" (Berl. 1824), theils auf Physiologie der Pflanzen bezüglich, wie seine „Anatomisch-botanischen Abbildungen" (4 Hefte, Berl. 1839—42, Fol.) und die „Anatomie der Pflanzen" (Berl. 1845, 4.). Als geistreichen Beobachter bewies sich L. in seinem vielgelesenen Werke „Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde" (2 Bde., Berl. 1820—22; 2. Aufl., 1834) und in der Fortsetzung desselben „Das Alterthum und der Übergang zur neuern Zeit" (Berl. 1842). Beide Werke beruhen auf tiefen und vielumfassenden Vorstudien. In naturhistorischer Beziehung sind seine „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal" (3 Bde., Kiel 1801—4) noch immer werthvoll, wenngleich in andern Hinsichten die pyrenäische Halbinsel seit jener Zeit ein sehr verschiedenes Ansehen gewonnen hat.

Linné (Karl von), geb. zu Räshult in Småland am 4. Mai 1707, war der Sohn eines armen Landpfarrers und verlebte seine erste Jugend unter dem Drucke großer Dürftigkeit. Auf der Schule zu Wexiö, die er von seinem zehnten Jahre an besuchte, opferte er einer früh entwickelten Neigung zur Pflanzenwelt so viel Zeit, daß er in den gewöhnlichen Sprachstudien zurückblieb und vom Vater als ungerathener, zur Theologie unfähiger Sohn betrachtet, zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben wurde. Der Arzt zu Wexiö, Joh. Rothmann, hatte L.'s aufstrebenden Geist richtig erkannt und rettete ihn der Wissenschaft, indem er den Vater überredete, der Neigung des Sohnes nachzugeben, und diesen zwei Jahre lang in seinen botanischen Studien unterstützte. Im J. 1727 bezog L. die Universität zu Lund, um Medicin zu studiren, und ging im folgenden Jahre nach Upsala, wo ihn der berühmte Olof Celsius bei Bearbeitung seines Werks über die biblischen Pflanzen zum Gehülfen erwählte und angelegentlich an Ol. Rudbeck empfahl, dessen Gunst L. ohnehin schon durch eine Arbeit erlangt hatte, in welcher die Grundlagen des später vollendeten Sexualsystems (s. Botanik) entwickelt wurden. Von Rudbeck zum Aufseher des botanischen Gartens und Demonstrator erwählt und sonst kräftig unterstützt, machte L. so rasche Fortschritte in seiner Wissenschaft, daß er im 24. Lebensjahre einen „Hortus uplandicus" schrieb. Diesem Werke folgte die „Flora lapponica" (2 Bde., Amst. 1735) als Frucht einer überaus beschwerlichen, vom Mai — Nov. 1732 vollbrachten Reise von mehr als 800 Meilen. Bald nach seiner Rückkehr begab er sich nach Fahlun, wo er Mineralogie trieb und seine spätere Gattin, die Tochter des Arztes Moräus, kennen lernte, die ihm die Mittel vorschoß, um in Holland zu promoviren. Er erlangte nun in Harderwyk 1735 die Würde eines Doctors der Medicin und verlebte dann in Berührung mit Boerhaave, Joh. Burmann und andern großen Gelehrten zwei Jahre theils in Leyden, theils in Hartekamp, wo ihm Geo. Cliffort die Aufsicht über seinen sehr reichen Garten anvertraut hatte. Der Aufenthalt in Holland trug viel bei zur Begründung von L.'s Ruhm, denn er gewann nicht allein die meisten Naturforscher für seine damals noch neuen und vom Herkömmlichen sehr abweichenden Ansichten, sondern fand auch Gelegenheit, durch Benutzung des überaus reichen, in Gärten und Sammlungen aufgehäuften Materials, die Grundzüge eines Systems der drei Reiche aufzustellen, welches dem Bedürfnisse der Zeit entsprach und fast von allen Seiten her mit Freude begrüßt wurde. Nicht weniger als neun verschiedene, theilweis umfängliche Werke waren die Frucht dieses zweijährigen Lebens in Holland. L. besuchte hierauf England, 1738 Paris, und kehrte über Göttingen nach Schweden zurück, wo man sich so wenig um ihn kümmerte, daß er nothdürftig von ärztlicher Praxis zu leben und endlich sogar als Schiffsarzt in die Flotte einzutreten sich genöthigt sah. Haller, früher sein Gegner, hatte ihn in Göttingen liebgewonnen und trug ihm die eigene Professur an; unglücklicherweise erhielt L. die Einladung erst nach seinem Eintritt in den Seedienst. Die Reichsräthe Tessin und Höpken nahmen sich jedoch seiner an und führten ihn bei Hofe ein, wo er durch glückliche Behandlung von Brustkrankheiten die Gunst der Königin Ulrike Eleonore gewann, und bald bedeutende Praxis erlangte. Durch Verwendung seiner Gönner wurde er 1739 seines Amtes als Flottenarzt entbunden, mit dem Titel eines königlichen Botanikers zum Präsidenten der stockholmer Akademie erhoben und 1740 zum Anführer einer vom Reichsrathe veranstalteten naturhistorischen Expedition nach Öland und Gothland ernannt. Sein Wunsch

nach einer ruhigen Stellung, welche ununterbrochene Forschung gestattete, wurde 1741 erfüllt durch eine medicinische Professur in Upsala, welche er 1742 mit der botanischen Professur vertauschte. Bis wenige Jahre vor seinem Tode lebte er in ziemlich einförmiger Weise in Upsala, bewies aber während dieses Zeitraums eine fast beispiellose Thätigkeit, indem er, außer einer Reihe neuer Auflagen seiner frühern Werke, nacheinander Beschreibungen seiner naturhistorischen Reisen durch Schweden, eine Flora (1745) und eine Fauna von Schweden (1746), eine Materia medica der drei Reiche (1749—52), seine berühmte „Philosophia botanica" (1751), ein noch gegenwärtig vollgültiges Gesetzbuch, die beschreibenden Verzeichnisse von mehren großen Naturaliensammlungen, besonders aber das Hauptwerk, die „Species plantarum" (1753), herausgab. Neben diesen umfänglichen Werken lieferte er in jenem Zeitraume noch an 200 akademische Gelegenheitsschriften und eine sehr große Zahl von wichtigen und sorgfältig gearbeiteten Abhandlungen, die in den Schriften der Societäten zu Stockholm, Upsala, Petersburg, London u. s. w. sich finden. Vom Schlagflusse 1774 und nochmals 1776 getroffen, verbrachte er die letzten vier Lebensjahre in trauriger Schwäche des Geistes und Körpers und starb am 10. Jan. 1778.

L. gehört zu den großen Reformatoren, welche die Geschichte der Wissenschaft zwar in allen Zeiten, aber in keiner zahlreich aufzuweisen hat. Begabt mit einem logischen Verstande von seltener Schärfe und einer ungewöhnlichen Gabe der Beobachtung, Auffassung und Combination, löste er die schwierigste Aufgabe, die je ein Naturforscher sich gesetzt hat, die Anordnung nämlich eines für jene Zeit sehr großen, aber in der unglaublichsten Verwirrung daliegenden Materials, und mußte zu diesem Zwecke nicht allein fast jeden einzelnen dieser Gegenstände genau untersuchen, sondern leitende Grundsätze entdecken, und sogar eine Kunstsprache erfinden, die nichts weniger als willkürlich, sondern auf Forschung und Erkenntniß beruhend, ein Meisterwerk genannt werden darf, und trotz der sonstigen Fortschritte der Wissenschaft, noch jetzt in den meisten Fällen ausreicht und von den Nachfolgern festgehalten wird. Ein größerer Botaniker als Zoolog, wirkte dennoch L. sehr gedeihlich auch für die letztere Wissenschaft, die sich in noch weit größerer Verwirrung befand als die Pflanzenkunde. Daß L.'s systematische Anordnung beider Reiche, ungeachtet des Widerspruchs einiger, theilweise sehr unwürdiger Gegner, vielen Beifall fand und endlich, mit Ausnahme Frankreichs, in allen Ländern angenommen wurde, folgte theils aus dem schwergefühlten Bedürfnisse einer umfassenden Anordnung überhaupt, theils aus der großen Faßlichkeit des L.'schen Systems. Wenn es lange nach L.'s Tode von Vielen versucht worden ist, des großen Forschers Verdienste herabzusetzen und ihm namentlich eine höhere und freiere Naturanschauung abzusprechen, so ist die spätere Zeit gerechter gewesen und hat erkannt, wie überall in L.'s Schriften geistreiche Andeutungen sich finden, aus welchen man auf ein Verständniß des innern Zusammenhangs der Organismen und Kenntnisse des Baues und der Lebensthätigkeiten der einzelnen schließen darf, welche weit tiefer waren, als zur einfachen Herstellung des künstlichen Systems erfoderlich gewesen sein würde. Wie unübersehbar die Fortschritte der Naturwissenschaften gegenwärtig auch sind, und wie sehr die Begriffe und Grundsätze in denselben sich verändert haben, so blicken alle redlichmeinende Naturforscher dennoch stets mit Ehrfurcht auf den kritisch anordnenden, geistreichen, seinen Pflanzen und Thieren mit unendlicher Liebe ergebenen, unermüdlich fleißigen Schweden und ehren in ihm den Begründer eines neuen Zeitalters ihrer Wissenschaften. Noch wird in Upsala L.'s Zimmer in seinem ursprünglichen Zustande erhalten, und seine von Byström verfertigte Bildsäule ziert den einfachen Garten, während Karl XIV. ihm zu Ehren 1819 in Räshult eine Schule errichtete. Vgl. Stöver, „Lebensbeschreibung Karl von L.'s" (Hamb. 1792); „L.'s Aufzeichnungen über sich selbst", mit Anmerkungen von Afzelius (Ups. 1823; deutsch von K. Lappe, Berl. 1826); Fée, „Vie de Charl. de L." (Par. 1832) und „Linnaei epistolae ad Jacquin.", herausgegeben von Endlicher (Wien 1841). — Sein Sohn, Karl von L., geb. zu Fahlun 1742, seit 1760 Demonstrator am königlichen Garten zu Upsala, 1763 außerordentlicher Professor der Medicin und Botanik daselbst, 1766 Substitut seines Vaters, 1778 Nachfolger desselben, gestorben 1783, lieferte mehre sehr brauchbare botanische Schriften, erweckte aber nicht die Hoffnung, daß er einst seinen Vater vollkommen ersetzen werde. Die Familie L.'s ist gegenwärtig ausgestorben.

Linos, aus Theben, ein berühmter Sänger und Tonkünstler des mythischen Zeitalters, dessen Leben man gewöhnlich um 1280 v. Chr. ansetzt, war der Sage nach ein Sohn des Apollon und Lehrer des Orpheus und Hercules in der Musik, wurde aber von letzterm, weil er ihn wegen seiner Fehlgriffe der Verlachung preisgegeben hatte, mit der Cither erschlagen, nach Andern von Apollon selbst, dem er sich im Citherspiele gleichzustellen wagte, getödtet.

Linse (Ervum lens), eine zu den Hülsenfrüchten gehörende Culturpflanze, kommt in drei Arten vor, als gemeine Feldlinse, als Gartenlinse und als Provencerlinse (Pisum ochrus). Am häufigsten werden die beiden ersten Arten angebaut. Sehr vortheilhaft wird die Linse im Gemenge mit Getreide angebaut, wie z. B. Linsen und Gerste ein vorzügliches Brotgetreide geben. Die Linsen gewähren eine sehr nahrhafte Speise; auch als Viehfutter haben sie einen großen Werth, doch darf man den säugenden Thieren davon nicht zu viel geben, weil sonst die Milch zu fett wird. Das Stroh der nicht überreif gewordenen Linsen wird dem Heu gleichgeschätzt und gewährt ein gutes Kälberfutter; doch darf es seiner hitzigen Natur wegen nicht zu häufig und nur in kleinen Portionen verabreicht werden.

Linternum oder Liternum hieß eine alte Stadt in Campanien, an der Meeresküste, wo der ältere P. Cornelius Scipio Africanus 183 v. Chr. starb.

Linth, ein im schweiz. Canton Glarus durch die Vereinigung dreier Bäche am Fuße des Tödi entspringender Fluß, ist besonders durch das von Escher von der Linth (s. d.) ausgeführte hydrotechnische Unternehmen bekannt. Die Regulirung erfolgte durch den 19000 F. langen Molliserkanal, wodurch die Linth in den Wallenstädtersee geleitet wurde, den sie bei Wesen verläßt. Die Verbindung zwischen dem Wallenstädtersee und dem Züricher see, in den sich die Linth unterhalb Grynau ergießt, wurde zum Schutz gegen frühere Überschwemmungen und gegen Versumpfung durch den 57000 F. langen Linthkanal hergestellt, wodurch zugleich der Cultur etwa 20000 Morgen gewonnen wurden.

Linz, die Hauptstadt in Östreich ob der Ens, an der Donau, wo der Traunfluß einmündet, mit einer hölzernen Brücke über dieselbe, ist alterthümlich aber wohlgebaut, und die Häuser, obwol meist mit Schindeln gedeckt, haben doch ein gutes Ansehen. Die Bewohner, deren Zahl ohne das Militair sich auf 23500 beläuft, sind äußerst gewerbsfleißig und nähren sich durch Speditionshandel, besonders mit Eisenwaaren, und durch Verfertigung von Tuch- und Baumwollenwaaren, Seiden- und Goldarbeiten, Spielkarten und Pulver. Berühmt ist vorzüglich die kaiserliche Wollzeuch-, Tuch- und Teppichfabrik, die, obwol sie den Umfang ihrer Betriebsamkeit etwas verkleinert hat, noch immer viele Tausend Arbeiter in der Stadt und der Umgegend beschäftigt und eine große Niederlage in Wien unterhält. Die Stadt ist der Sitz der Landesregierung und ihrer Unterbehörden, eines Kreisamtes, eines 1674 von Leopold I. errichteten Lyceums, welches das Recht besitzt, das Magisterium und das Baccalaureat zu ertheilen, und seit 1784 auch Residenz eines Bischofs mit seinem Domcapitel. Auch hat sie ein Gymnasium, eine Normalhauptkunstschule und seit 1824 eine Taubstummen- und eine Blindenlehranstalt. Das hier bestehende nordische Stift ist ein Institut für Katholiken aus Norddeutschland. Unter den Gebäuden zeichnen sich die alte ehrwürdige Ignatiuskirche und die Matthiaskirche mit Montecuculi's Denkmal, sowie das auf einem Hügel gelegene Schloß aus, worin jetzt eine Provinzial-Strafarbeitsanstalt ist. Eine protestantische Kirche wurde, nach Beseitigung mancher Hindernisse, 1844 zum Theil mit Unterstützung der Gustav-Adolf-Stiftung erbaut. Der Handel wird außer der günstigen Lage der Stadt an dem Hauptflusse der Monarchie, noch durch zwei Messen und eine nach Budweis und Gmunden führende Schienenbahn wesentlich unterstützt. Übrigens wurde L., als der geeignetste Punkt im Donauthale, um die östr. Monarchie gegen Westen sicher zu stellen, da hier die gewöhnliche Befestigungsart mit ungeheuren Schwierigkeiten und Kosten verknüpft gewesen wäre, in neuerer Zeit durch 32 sogenannte Maximilianische Thürme (s. d.), von denen 23 auf dem linken und neun auf dem rechten Donauufer stehen, zu einer starken Festung und zugleich zum verschanzten Lager umgeschaffen. Im Mittelalter gehörte die Stadt zu der Grafschaft Kyrnberg und 1140 kam sie mit der letztern an Leopold VI. von Östreich. Sie war eine Zeit lang Residenz des Kaisers Matthias und Leopold's I.; im Dreißigjährigen Kriege wurde sie vergebens belagert; im östr. Erbfolgekriege aber 1741 von den Baiern erobert. Im J.

1809 kam es hier zu einem Gefecht zwischen den Östreichern unter Kolowrat und den Sachsen und Würtembergern unter Bernadotte, in welchem die letztern siegten.

Liparische Inseln, bei den Alten auch Äolische Inseln genannt, zwölf an der Zahl, im Mittelländischen Meere, an der Nordseite Siciliens, gehören zur Provinz Messina des Königreichs beider Sicilien und haben etwa 18000 E. Die vorzüglichsten sind Lipari, Volcano, Panaria, Stromboli, Salina, Felicudi, Alicudi und Ustica. Alle scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hieher Vulcan's Werkstätte, sowie die Wohnung des Aolus. Sie sind reich an Wein, Rosinen, Korinthen, Feigen, Baumwolle, Rebhühnern, Kaninchen, Fischen, Bimsstein und Schwefel. Lipari, die größte mit 15000 E., ist fruchtbar, besitzt heiße Bäder und von dem vortrefflichen Malvasierwein, welcher hier wächst, werden jährlich 2000 Fäßchen versandt. Der Handel auf Lipari mit Südfrüchten, hauptsächlich mit Weinbeeren und Feigen, ist beträchtlich. Volcano und Stromboli haben feuerspeiende Berge; besonders wirft der Vulcan auf letzterer Insel das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus. Felicudi, die höchste unter den Inseln, erhebt sich bis 2862 F. über das Meer. Untersucht wurden die Inseln von Dolomieu (s. d.). Auch der weißliche Bimsstein, der sich in vielen Schichten in dem hohen, kegelförmigen Berge Campobianco findet, bildet einen Handelsartikel. Das gleichnamige Städtchen auf Lipari ist der Sitz eines Bisthums und hat zwei Häfen und ein Castell auf einem hohen Berge.

Lipäros, der Sohn des Auson, wurde von seinen Brüdern aus Italien vertrieben und ließ sich auf den Liparischen Inseln (s. d.), die von ihm den Namen erhielten, nieder, wo sich seine Tochter Kyane mit dem Aolus vermählte. Mit Hülfe desselben kehrte er später nach Italien zurück, beherrschte hier die Gegend um Surrentum und wurde nach seinem Tode als Heros verehrt.

Lipinski (Karl), einer der ausgezeichnetsten Violinspieler, gegenwärtig Concertmeister in der königlichen Kapelle zu Dresden, geb. im Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und widmete sich vorzugsweise dem Violoncellspiel mit so glücklichem Erfolge, daß er noch sehr jung die Concerte von B. Romberg und Lamare öffentlich spielte. Ein treffliches Muster war ihm der aus Wien gebürtige, in Lemberg als Beamteter angestellte Kernes, der sich als Componist für das Violoncell, meist in äußerst schwierigen Productionen, auszeichnete und 1823 starb. Als Musikdirector beim lemberger deutschen Theater, 1810—14, vervollkommnete sich L. immer mehr im Violinenspiel, wobei er den von dem gewöhnlich geltenden, verzierten und ital. Vortrage abweichenden Weg einschlug, der mehr auf Ton und Gehalt, als auf tändelnden Schmuck führte. Um Spohr, bei dessen Anwesenheit in Wien im J. 1814, zu hören, legte er seine Directorstelle nieder und wurde durch diesen nur noch mehr bestätigt, daß die von ihm eingeschlagene, von Andern angefochtene Art des Spiels zur wahren Kunst führe. Zurückgekehrt in sein Vaterland, lebte er hier privatisirend, bis er 1817 seine erste große Kunstreise nach Italien unternahm, um den Paganini zu hören. Nachdem er mehre öffentliche Concerte in Oberitalien gegeben, traf er ihn in Piacenza und theilte mit ihm den Beifall des Publicums in zwei Doppelconcerten. Nach seiner Rückkehr nach Polen im J. 1818 fand er auch hier gerechtere Anerkennung und machte seitdem mehre Kunstreisen nach Ungarn, Deutschland und Rußland. Nachdem er den Titel eines ersten Violinspielers des Kaisers von Rußland erhalten hatte, ging er 1829 nach Warschau, wo er wieder mit Paganini zusammentraf. Er ließ sich in einen Wettkampf mit demselben ein und das Publicum theilte sich in zwei Parteien. Hierauf kehrte er nach Lemberg zurück, seine Zeit zwischen Spiel, Composition und Studium theilend. Im J. 1835 unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und Italien und 1840 wurde er in seine gegenwärtige Stelle nach Dresden berufen. Das Wesen seines Spiels beruht bei staunenerregender Sicherheit und Bravour in einer selten gehörten, oft bis auf die äußerste Grenzlinie des Schönen gesteigerten Mächtigkeit und Energie des Tons und in einer Kühnheit und Schwunghaftigkeit des Vortrags, die alle Stufen der Empfindungsscala von der rührendsten Zartheit bis zu dithyrambischem Gefühlsüberschwang mit gleichüberzeugender Wahrheit zur Darstellung bringt. Auch seine Compositionen stehen höher als gewöhnliche Virtuosenmusik. Zwar sind

unter ihnen manche vorzugsweise auf Geltendmachung der Kunst des Spielers berechnet, viele aber haben einen höhern Kunstwerth, und sein „Militairconcert" gilt für einen Hauptprüfstein eines tüchtigen Geigers.

Lipogrammatisch oder leipogrammatisch nennt man literarische Arbeiten und Gedichte, in welchen gewisse Buchstaben absichtlich vermieden werden. So schrieb Lope de Vega eine Novelle ohne die Buchstaben L und A; auch gibt es von G. W. Burmann (s. d.) „Gedichte ohne den Buchstaben R" (Berl. 1788). Es sind unnütze Spielereien; denn die verdrießliche Mühe des Weglassens muß jeden gesunden Gang der Dichtung lähmen.

Lippe oder Lippe-Detmold, ein souveraines deutsches Fürstenthum, mit einem Areal von 22 □M., ist, die 2 □M. umfassenden Enclaven abgerechnet, zum größten Theil von Preußen, an der östlichen Seite aber von der kurhess. Grafschaft Schaumburg, Hannover, der waldeckschen Grafschaft Pyrmont und Braunschweig begrenzt. Die Enclaven sind das Amt Lipperode, das Stift Kappel, die Bauernschaft Grevenhagen und die mit Preußen gemeinschaftliche sogenannte Gesammtstadt Lippstadt. Der Teutoburgerwald (s. d.) ist die Hauptgebirgskette, welche das berg- und waldreiche Ländchen von Südost nach Nordwest durchzieht. Die größte Naturmerkwürdigkeit desselben sind die Extersteine (s. d.). Die auf der nördlichen Seite des Teutoburgerwaldes entspringenden Flüsse strömen der Weser, welche zum Theil die nördlichste Grenze des Landes ausmacht, die auf der südlichen dem Rhein zu. Von den Höhen dieses Gebirgs blickt man auf der einen Seite in das fruchtbare Thal der Werre und Bega, auf der andern aber in die Sandfläche der Senne, welche indeß die fortschreitende Cultur der neuern Zeit ebenfalls angebaut hat. Der übrige Theil des Landes bietet eine beständige Abwechselung zwischen Wald, Wiese und Feld dar. Das Klima trägt den allgemeinen westfälischen Charakter an sich und muß eher rauh als mild genannt werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 103000, von denen bei weitem die Mehrzahl sich zur reformirten Kirche bekennt, welche die herrschende ist und der auch das Fürstenthum angehört. Nur in Lemgo und Lippstadt ist die protestantische Confession überwiegend. Die wenigen Katholiken haben in Lippstadt, Lemgo und im Amte Swalenberg Kapellen. Juden gibt es gegen 1000. Der Charakter des Volks ist bieder und gut, und Aufklärung und Bildung sind ziemlich allgemein verbreitet. Unter dem Bürger- und Bauernstande wird noch ziemlich allgemein Plattdeutsch gesprochen. Die Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Obwol der Boden des Landes nicht übermäßig fruchtbar ist, so belohnt er doch den aufgewendeten Fleiß und läßt den Anbau der verschiedensten Getreidearten und Hülsenfrüchte zu. Besonders stark wird Flachs und Rübsamen angebaut. Ein mächtiger Hebel des Landbaus ist die Viehzucht, die durch die in Menge vorhandenen schönen Wiesen und Weideplätze sehr begünstigt wird. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde schon von früher Zeit her der Pferdezucht zugewendet. Das fürstliche Gestüt zu Logshorn erzieht die auch im Auslande durch ihre Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit bekannten Senner. Mindere Sorgfalt verwendet man auf Veredelung der Schafzucht, wogegen die Schweinezucht in bedeutendem Umfange betrieben wird. In den zahlreichen Waldungen fehlt es nicht an Wild. Das lippesche Land gehört zu den holzreichsten in Deutschland, und die Forstcultur wird sorgfältig beaufsichtigt. Die Salzquellen bei Uffeln sorgen reichlich für den Salzbedarf des Landes und gestatten zuweilen noch Exporte. Das Bad in Meinberg hat wieder bedeutend an Ruf gewonnen, und bei Lippspringe an der preuß. Grenze hat man in neuerer Zeit warme Quellen entdeckt, die schnell in Ruf kamen. Einen in großer Ausdehnung betriebenen Industriezweig besitzt das Land in der Leinweberei, verbunden mit dem Spinnen des von ihr consumirten Garns. Man webt feine Leinwand, bielefelder Leinwand genannt, weil sie sonst meist von dem benachbarten preuß. Orte Bielefeld aus weiter versendet wurde, und grobe Leinwand, das sogenannte Leggelinnen. Ein vortreffliches Institut ist die 1826 in Lemgo errichtete Leggeanstalt, durch welche eine wirksame Controle über die Fehlerhaftigkeit der verfertigten Linnen geübt wird. Ein ganz eigenthümlicher Erwerbszweig der ärmern Bewohner des Ländchens ist das Ausziehen während des Sommers auf Arbeit ins Ausland. Wie das Fabrikwesen, so ist auch der Handel von wenig Bedeutung; doch steht zu hoffen, daß er in Folge des 1842 eingetretenen Anschlusses des Landes an den deutschen Zollverein sich mehr und mehr heben werde, was

bei der frühern Absperrung unmöglich war. Als für das Gemeinwohl segensreich wirkende Institute sind zu erwähnen die 1752 errichtete, auf das Princip der Gegenseitigkeit begründete Landesbrandkasse; die 1804 begründete Sparkasse und Leihbank in Detmold; mehre Witwen- und Waisenkassen und die sogenannte Pflegeanstalt in Detmold, welche eine Bewahranstalt für kleine Kinder, ein Krankenhaus, ein freiwilliges Arbeitshaus und ein für das ganze Land bestimmtes Waisenhaus in sich schließt. Auch gibt es in Detmold eine im großen Stile eingerichtete Correctionsanstalt, das Strafwerkhaus, und ein Zuchthaus, und in Brake eine gut eingerichtete Irrenanstalt. Der Volksunterricht wurde unter der Fürstin Pauline (s. d.) auf das Zweckmäßigste gestaltet. Die Grundlage desselben bildet das 1791 errichtete Schullehrerseminar in Detmold. Dagegen läßt die Einrichtung des höhern Schulwesens Manches zu wünschen übrig. Das Gymnasium zu Detmold ist im Besitz eines schönen Schulgebäudes und einer reich ausgestatteten öffentlichen Bibliothek. Ein naturwissenschaftlicher Verein für das Fürstenthum wurde 1815, ein lippescher Sängerverein 1832 gestiftet; auch trat 1838 in Detmold der Verein zur Errichtung eines Denkmals für den Cheruskerfürsten Hermann zusammen, der durch den Eifer und die Energie, mit welcher er die Sache betrieb, große Erfolge hatte. Die Verfassung des Landes beruht auf der Urkunde von 1836. Dieselbe enthält aber nichts von Garantien, Freiheit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Gesetze, Öffentlichkeit und Unabhängigkeit der Gerichte, Ministerverantwortlichkeit und Preßfreiheit; sie bestätigt und modificirt nur die Rechte der alten Landstände. Die Landstände bestehen aus sieben Deputirten der Ritterschaft und gleich viel Deputirten des Bürger- wie des Bauernstandes. Alle zwei Jahre soll Landtag gehalten werden, und ohne Zustimmung der Stände kann kein allgemeines Landesgesetz gegeben oder aufgehoben werden. Ebenso kann ohne ausdrückliche Bewilligung der Stände keine neue Steuer aufgelegt und keine neue Anleihe auf den Credit landschaftlicher Kassen gemacht werden. Auch haben die Stände das Recht der Verwendung für einzelne Unterthanen und ganze Classen derselben, und der Beschwerdeführung gegen einzelne Staatsdiener und ganze Collegien. Die gewöhnliche Dauer des Landtags ist zwei bis drei Wochen; die Sitzungen sind nicht öffentlich, doch sollen die Resultate derselben durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Finanzen des Fürstenthums sind in einem blühenden Zustande, das Kassenwesen aber ist nicht zweckmäßig geordnet. Ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht hat es mit Braunschweig zu Wolfenbüttel. Die Staatseinkünfte betragen gegen 450000 Fl.; Staatsschulden gibt es nicht. Der Fürst participirt beim Deutschen Bunde an der Curiatstimme auf der 16. Stelle und hat im Plenum eine eigene Stimme. Das Bundescontingent beträgt, außer den Nichtcombattanten, 678 M. Infanterie, die zum elften Heerhaufen stoßen. Die Residenzstadt ist Detmold (s. d.), die bevölkertste Stadt aber Lemgo (s. d.).

Den Namen erhielt das Land wahrscheinlich vom Flusse Lippe. Die Vorfahren des gegenwärtigen Fürstenhauses gehörten bereits im 12. Jahrh. zu den begütertsten westfäl. Dynasten. Bernhard von der Lippe, der zuerst unter diesem Namen im J. 1129 vorkommt, besaß schon die Stadt Lemgo. Sein Sohn Bernhard II. war ein Freund Heinrich's des Löwen und fand sich mit einem zahlreichen Gefolge auf dem vom Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. erwarb 1230 mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Simon I., dessen Enkel, erbte im 14. Jahrh. einen Theil der Grafschaft Swalenberg. Simon III., der die Grafschaft Sternberg erwarb, führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VIII., gest. 1563, nannte sich zuerst Graf von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., wurde der Stammvater des jetzigen lippeschen Hauses. Er theilte bei seinem Tode im J. 1613 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Lippe, Otto die Linie Brake und Philipp die Linie Bückeburg oder Schaumburg (s. Schaumburg-Lippe) stiftete. Nachdem die Brake'sche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der Lippe, die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen. Doch zufolge reichshofräthlicher Erkenntnisse von 1734 und 1737 und des stadthagner Vergleichs von 1748 mußten dieselben zwischen beiden Linien getheilt werden. Auch wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum schaumburg. Antheile der eigenthümlichen Grafschaft

Lippe gehörigen Amte Blomberg walteten zwischen den beiden Linien Streitigkeiten ob, die mehrmals und namentlich 1812 und 1818 Veranlassung zu Thätlichkeiten gaben und auf deren Ausgleichung Schaumburg-Lippe bei dem Deutschen Bunde antrug, dessen Austrägalgericht zu Ende des J. 1838, abgesehen von einigen Nebenpunkten, ganz zu Gunsten von Lippe entschied. Der Stifter der Linie L. starb 1627 und es entstand nun wieder eine Nebenlinie des Hauses, L.-Biesterfeld, jetzt L.-Sternberg-Swalenberg genannt, gestiftet von Jodocus Hermann, die sich dann in die Äste L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld theilte. Ihm folgten in der Hauptlinie Hermann Adolf, gest. 1666; Simon Heinrich, gest. 1697; Friedrich Adolf, gest. 1718; Simon Heinrich Adolf, der 1720 von Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde erhielt, gest. 1734; Simon August, gest. 1782; Friedr. Wilh. Leopold, gest. 1802, dem vom Kaiser Joseph II. die reichsfürstliche Würde förmlich bestätigt wurde; und der gegenwärtige Fürst Paul Alexander Leopold (s. d.), der während seiner Minderjährigkeit bis 1820 unter der Vormundschaft seiner Mutter, Pauline (s. d.), stand. Durch den Beitritt zum Rheinbunde im J. 1807 wurde L. zum souverainen Fürstenthum und als solches trat es dann dem Deutschen Bunde bei. Das J. 1830 ging an dem Fürstenthum ohne auffallende Bewegung vorüber. Im J. 1831 mußte das Bundescontingent zur Verstärkung der Besatzung in der Bundesfestung Luxemburg ausrücken. Was der Fürstin Pauline im J. 1819 nicht gelungen war, kam jedoch nicht so, wie damals beabsichtigt, im J. 1836 zu Stande, wo das Land am 6. Apr. eine landständische Verfassung erhielt. Seitdem sind die Landtage regelmäßig abgehalten worden und ohne besonderes Aufsehen verflossen, mit Ausnahme des Landtags von 1841, wo die Stände, besonders wegen des Militairbudjets, mit der Regierung in Differenzen kamen und sehr ungnädig entlassen wurden. Im J. 1842 wurde das braunschw. Criminalgesetzbuch eingeführt; auch schloß sich in demselben Jahre, vorläufig auf zwölf Jahre, das Fürstenthum dem deutschen Zollverein an.

Lippert (Phil. Dan.), der Herausgeber der „Daktyliothek", geb. zu Meißen am 2. Sept. 1702, wurde von seinem Vater, einem Beutler, zu seinem Handwerke bestimmt, da er aber das Glaserhandwerk vorzog, 1719 nach Pirna in die Lehre gebracht. Als er die Wanderschaft antreten sollte, änderte eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen den Plan. Er fand in der damals aufblühenden meißner Porzellanfabrik Arbeit, und als Nebenbeschäftigung übte er sich in Federzeichnungen. Später wendete er sich nach Dresden, wo seine Methode des Planzeichnens so vielen Beifall fand, daß er 1738 beim Hauptzeughause und 1739 als Zeichenlehrer bei den königlichen Pagen angestellt wurde. Die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißner Porzellanmasse veranlaßte ihn, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Er erfand eine eigne weiße Masse, nach der gewöhnlichen Ansicht eine Kalkerde mit Hausenblase gemischt, der er durch ein beigemischtes Fossil neben einer fast unzerstörbaren Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse vereinigte er in seiner „Dactyliotheca", welche 3149 Abdrücke enthält, die in 57 Tabletten und in drei Bände vertheilt sind (Bd. 1 u. 2, mit dem lat. Katalog von Christ, Lpz. 1755—56; Bd. 3, mit Register von Heyne, 1762, Fol.; deutsch, Bd. 1 u. 2, von Thierbach 1767, und das Supplement 1768, 4.). Das Verdienst, welches sich L. durch dieses Unternehmen erwarb, bleibt unbestritten, obgleich seine Masse in der Folge von dem Aufwärter beim königlichen Antikencabinet zu Dresden, Rabenstein, aufs neue erfunden und noch verbessert, die Anzahl der bekannt gemachten Steine aber durch Tassie bedeutend vermehrt wurde. Vielleicht würde L. in spätern Jahren, wo er durch fortgesetztes Studium Vieles anders anzusehen gelernt hatte, Manches besser gegeben haben, aber die Auslagen scheinen ihn abgeschreckt zu haben. Er wurde 1764 Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste und starb am 28. März 1785. Mit Schulden hatte er angefangen, und doch hinterließ er seiner Tochter, außer dem Geheimniß der Mischung, das mit ihr 1807 und zum zweiten Male mit Rabenstein 1816 abgestorben ist, ein anständiges Vermögen, dabei ein eigenes Haus in der Königsstraße in Neustadt-Dresden, welches noch jetzt durch eine Inschrift L. als den ehemaligen Besitzer bezeichnet.

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1758 zu Kloten in der Nähe Zürichs, war anfangs zum Wundarzt bestimmt, wurde aber durch Lavater's Ver-

wendung für die Kunst gewonnen, der ihn durch Schellenberg in Winterthur im Radiren und Ätzen unterrichten ließ. Schon im ersten Jahre lieferte L. gute Arbeiten. Auch seine Versuche im Ölmalen fielen nicht minder glücklich aus. Besonders aber erlangte er als Kupferstecher Ruf, namentlich durch seine vielen Arbeiten zu Lavater's „Physiognomischen Fragmenten". Als diese Arbeit beendigt war, reiste er 1782 nach Rom, um sich daselbst noch weiter auszubilden. Hier machte ihn Goethe 1786 im Namen des Herzogs von Sachsen-Weimar den Antrag, Director der Zeichenakademie zu Weimar zu werden. L. folgte diesem Rufe 1798 und wäre vielleicht für immer daselbst geblieben, wenn ihn nicht Krankheitsumstände genöthigt hätten, 1794 in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun in Zürich und beschäftigte sich mit Zeichnen und Kupferstechen. Die Zahl seiner Stiche beläuft sich auf 1450; unter den größern sind der heilige Sebastian nach von Dyk, das Bacchusfest nach Poussin und die Anbetung der Hirten nach Carracci die vorzüglichsten. Er starb am 5. Mai 1817. — Jak. L., ein Schüler des Vorigen und ein ebenfalls ausgezeichneter Kupferstecher, der sehr viel gearbeitet hat, starb am 3. Mai 1833.

Lips Tullian, auch Phil. Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachtmeister genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Strasburg 1675, war der Sohn eines Offiziers in lothring. Diensten und trat, zum Soldatenstande bestimmt, zuerst ebenfalls in lothring. Dienste. Später ging er in kaiserliche Dienste bei einem Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, und wurde Wachtmeister. In Folge eines Duells mit einem Kameraden, den er tödtlich verwundete, floh er 1702 nach Prag und wurde hier in eine Diebsbande gezogen, mit der er sich nach Dresden wendete. Nachdem er mehrmals ergriffen, mit großer Verwegenheit sich aus der Haft befreit hatte, wurde er seiner vielfachen Räubereien und einiger Mordthaten wegen 1715 in Dresden hingerichtet.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, ein berühmter Philolog und Kritiker des 16. Jahrh., weniger geachtet als Mensch, der Zeitgenosse von Scaliger und Casaubonus, geb. am 18. Oct. 1547 zu Overyssche bei Brüssel, studirte, nachdem er den ersten Unterricht in Brüssel und Ath, dann bei den Jesuiten in Köln genossen hatte, zu Löwen die Rechte. Nebenbei widmete er sich mit großer Vorliebe der Alterthumskunde, und begab sich 1567 zunächst nach Rom, wo er in dem Hause des Cardinals Granvella als Secretair Aufnahme und Schutz fand und während dieser Zeit die Bibliotheken und den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten fleißig benutzte. Hierauf kehrte er nach Löwen zurück, wendete sich aber bald nach Wien, wo er mit Busbecq in Bekanntschaft trat. Er befand sich auf der Rückreise in seine Heimat, als er den durch die damaligen Kriegsbedrängnisse herbeigeführten Verlust seines Erbes erfuhr, daher er im J. 1572 die ihm angetragene Professur der Beredtsamkeit und der Geschichte auf der Universität zu Jena annahm, nachdem er vorher scheinbar zum Protestantismus übergetreten war. Aber schon nach zwei Jahren verließ er in Folge heftiger Streitigkeiten mit seinen Collegen diese Stelle, ging wieder nach Löwen zurück, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, und bekam nun 1579 den Lehrstuhl der Geschichte zu Leyden. Hier wirkte er 13 Jahre lang, wurde aber wegen Intoleranz in seinen politischen und religiösen Grundsätzen, zumal da er sich auch in seinen Schriften „De una religione" und „Politicorum libri IV" als katholischen Zeloten und ultramonarchischen Schriftsteller zeigte, zuletzt genöthigt, sein Amt, um dem allgemeinen Hasse zu entgehen, niederzulegen, worauf er, nachdem er sich wieder zur röm. Kirche bekannt hatte, zwei Jahre in Lüttich und Spaa lebte. Endlich erhielt er auf Empfehlung der Jesuiten abermals eine Anstellung in Löwen und noch kurz vor seinem Tode, welcher am 23. März 1606 erfolgte, wurde er zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. Bei aller Ausschweifung, Eitelkeit und Unbeständigkeit im religiösen Glauben, den er dem jedesmaligen Aufenthaltsorte und den Verhältnissen, in denen er lebte, anzupassen wußte, besaß dieser auch durch sein vielbewegtes Leben merkwürdige Mann einen tief eindringenden Verstand, großen Scharfsinn und außerordentliche Belesenheit. Er verschaffte der damals gesunkenen röm. Literatur ein bleibendes Übergewicht für die folgende Zeit. Seine schriftstellerische Thätigkeit, bei der man im Allgemeinen strenge Ordnung und Einheit vermißt, erstreckte sich theils auf Erläuterung von Gegenständen aus dem öffentlichen und Privatleben der Alten, theils auf Erörterung einzelner Punkte der Theologie und alten Philosophie, namentlich der stoischen.

Ein wesentliches Verdienst aber erwarb er sich um die Kritik und sachliche Erklärung der lat. Classiker, des Plautus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus, Livius, des Philosophen und Tragikers Seneca, und vor allen andern des Tacitus, den er vollständig im Gedächtnisse hatte und zum Muster seiner eigenen Darstellung wählte, deren lästige Geschraubtheit und Affectation von seinen Nachahmern, die man Lipsianer nannte, noch überboten wurde. Aus der großen Zahl seiner Schriften heben wir außer den Ausgaben der genannten Schriftsteller die zunächst zur Kritik gehörenden „Variarum lectionum libri III" (Antw. 1569); ferner „Antiquarum lectionum libri V" (Antw. 1575; 2. Ausg., Leyd. 1596) und „Epistolicarum quaestionum libri V" (Antw. 1577) hervor; sodann das an herrlichen Ideen reiche Werk „De constantia in publicis malis" (Antw. 1584, 4; deutsch von Dillenius, Lpz. 1802). Sehr zahlreich endlich sind auch seine Briefe, die zum Theil durch ihn selbst als „Epistolae selectae" (2 Bde., Leyd. 1586—90) und von Burmann gesammelt erschienen (5 Bde., Amst. 1727, 4.). Seine „Opera omnia" erschienen in acht Bänden (Antw. 1585, 4; 2. Ausg., 4 Bde., 1637, Fol.) und in vier Bänden (Wesel 1675). Vgl. Miräus, „Vita Lipsii" (Antw. 1609).

Liqueur, ein aus dem lat. liquor gebildetes franz. Wort, welches ursprünglich eine Flüssigkeit bedeutet, nennt man gewöhnlich feine, über gewürzhaft riechende Substanzen abgezogene und mit Zucker versüßte Branntweine. Man hat einfache und doppelte Liqueurs, sogenannte Cremes, Öle, Ratafias, Rosoglios, Elixire, Aquavits u. s. w. Die besten Liqueurs in Deutschland liefern Danzig, Stettin, Berlin, Breslau, Hamburg, Dresden, Manheim, Wien, Triest u. s. w.

Liquor anodynus (liquor anodynus mineralis Hoffmanni), Schwefeläthergeist oder Hoffmann'sche Tropfen, sind ein sehr gebräuchliches Arzneimittel, das aus Schwefeläther und höchst rectificirtem Weingeist besteht und vorzüglich schnell belebend, erregend und durchdringend auf das Nervensystem wirkt, weshalb es bei Ohnmachten, Schlagflüssen, Lähmungen, Schwindel und Krämpfen innerlich wie äußerlich, sowol allein als auch mit andern Arzneien verbunden angewendet wird. Die Bereitung desselben lehrte Friedr. Hoffmann (s. d.).

Lire oder Lira, eine ital. Silbermünze im Werth von 20 Soldi, ist jetzt die Münzeinheit Italiens, wie der Franc in Frankreich. Beide haben seit Napoleon gleichen Werth und Geltung. Es gibt doppelte und fünffache Lirestücke, welche letztere ganz dem écu de cinq francs entsprechen; ebenso gibt es halbe und Viertellire. In früherer Zeit prägten ital. Staaten auch 1½ Lirestücke, Lirazza genannt, im Werth von 30 Soldi, und halbe Lirazza zu 15 Soldi. Die halbe Lira nannte man Lireta.

Liscow (Christian Ludw.), der bedeutendste Satiriker und beste Prosaist der Deutschen vor Lessing, geb. am 26. Apr. 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen, studirte in Jena die Rechte und war um 1730 Hauslehrer in Lübeck. Später lebte er in Hamburg, wo er enge Freundschaft mit dem Dichter Fr. von Hagedorn schloß; dann begleitete er einen Adeligen nach Frankreich und England. Seit 1740 fungirte er als preuß. Legationssecretair in Mainz; doch Misverhältnisse halber mit seinem Chef trat er 1741 als Privatsecretair des Ministers Brühl in sächs. Dienste, wurde hierauf als Secretair im Staatsdienste angestellt und 1745 Kriegsrath. Um dieselbe Zeit heirathete er eine Witwe, mit welcher er das Gut Berg vor Eilenburg erhielt. Was über seinen politischen Einfluß in dieser Zeit erzählt wird, scheint rein erdichtet. Im J. 1749 wurde er in den Proceß gegen den bei den sächs. Finanzen beschäftigten Schotten Bishopfield verwickelt. Nicht sowol eine Strafe für erwiesene Vergehen als für seine Freimüthigkeit scheint die Verurtheilung zu sechsmonatlichem Gefängniß, das jedoch erlassen wurde, und Amtsentsetzung gewesen zu sein. Seitdem lebte er mit kurzer Unterbrechung still auf seinem Gute, wo er am 30. Oct. 1760, vom Schlage getroffen, am Schreibtisch starb. Seine Papiere wurden wahrscheinlich vernichtet. Er ließ seit 1735 verschiedene satirische Schriften erscheinen, die er 1739 ohne Nennung seines Namens in der „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" vereinigte; die neue, von Müchler besorgte Ausgabe derselben (3 Bde., Berl. 1806) ist mangelhaft. An der Echtheit der 1803 von Pott herausgegebenen Schrift „Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" zweifelt man. Mehre der echten Schriften sind

gegen Literaten jener Zeit, namentlich gegen den Professor Philippi in Halle gerichtet; allgemeinern Inhalts und deshalb besonders geschätzt ist seine Abhandlung „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten". Alle Arbeiten von L. zeichnen sich durch seltene Reinheit der Sprache und Kraft der Darstellung aus; noch höher stehen sie durch die in ihnen an den Tag gelegte gerade Gesinnung. In der Anwendung der Ironie ist er vollendeter Meister. Er hat das unbestreitbare Verdienst, viele Wahrheiten zuerst furchtlos ausgesprochen zu haben, die bald darauf allgemein verbreitet wurden, und in dieser Beziehung gebührt ihm in der Geschichte der deutschen Literatur ein ausgezeichneter Platz. Die erste quellenmäßige Darstellung von L.'s Leben und Schriften enthält Helbig's Schrift „Christian Ludw. L." (Dresd. 1844).

Lisowczyker hieß ein im 17. Jahrh. sehr gefürchtetes poln. Freicorps. Es hatte seinen Namen von Alex. Lisowski, einem poln. Edelmann, der 1612 einen Haufen von 2000 Kriegsleuten sammelte, mit welchen er, ohne Sold zu erhalten und nur auf Beute rechnend, dem poln. Feldherrn Chodkjewicz (s. d.) im Kriege gegen Rußland nachzog. Die Lisowczyker führten den Krieg ganz auf eigene Hand und durchflogen überall plündernd Rußland vom Eismeer bis Astrachan. Nach dem Tode Lisowski's im J. 1614 behielt die Schar auch unter andern Anführern den überall Schrecken erregenden Namen bei, fiel in Ungarn plündernd ein und diente nachher im Dreißigjährigen Kriege unter Ferdinand II., dem sie besonders in der Schlacht bei Prag 1620 wichtige Dienste leistete. Wegen ihrer gänzlichen Demoralisation wurde die Schar durch einen poln. Reichstagsbeschluß aus Polen verbannt; sie zerstreute sich nun, doch übten einzelne Abtheilungen noch später in Schlesien viele Räubereien aus.

Lissa, poln. Leszno, eine Stadt im Großherzogthum Posen, dem Fürsten Sulkowski gehörig, hat 8500 E., die fast zur Hälfte Juden sind, zwei evangelische und eine katholische Kirche, ein Schloß, ein Gymnasium, einige Fabriken und zahlreiche Windmühlen. Nachdem viele von den im 16. Jahrh. vom Kaiser Ferdinand I. vertriebenen Böhmischen Brüdern bei der Familie Leszczynski (s. d.) Schutz gefunden und sich in dem Gute derselben, Leszczynko, niedergelassen hatten, wurde dieses um 1548 mit dem Namen Lissa zur Stadt erhoben, als sich während des Dreißigjährigen Kriegs viele neue böhm. und schles. Flüchtlinge hier einfanden, nunmehr der Hauptsitz der böhm. Brüdergemeinden in Polen und einer der Haupthandelsplätze Polens. Hier hatten die Böhmischen Brüder ihre berühmteste Schule, an der Comenius (s. d.) eine Zeit lang Rector war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv, auch war L. der Sitz der Senioren. Später mannichfachen Bedrückungen, besonders von Seiten der Jesuiten, ausgesetzt, traten die Einwohner von L. während des poln.-schwed. Kriegs auf die Seite Karl's X. Gustav. Bei dem Rückzuge desselben wurde 1656 die ganze Stadt von den Polen eingeäschert; ebenso wurde sie von den Russen 1707 gänzlich verbrannt, weil sie auf der Seite ihres Wohlthäters, Stanislaw Leszczynski (s. d.), gewesen war. Auch verheerten wiederholte Feuersbrünste 1767 und 1790 die Stadt, und ihre Fabriken, unter denen früher besonders die Tuchfabriken bedeutend waren, verfielen, doch hob sie sich bald wieder und treibt noch gegenwärtig, vornehmlich durch Juden, einen nicht unbeträchtlichen Handel.

Lissabon (Lisboa), die Haupt- und Residenzstadt von Portugal, in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des hier 1¼ M. breiten Tejo, vier Meilen von seiner Mündung, liegt auf drei Hügeln in einer romantischen Gegend und gewährt von der Seeseite einen großartig schönen Anblick, sodaß sie in Hinsicht ihrer Lage mit Konstantinopel und Neapel verglichen werden kann. Sie ist mit den Vorstädten Junqueira und Alcantara über eine Meile lang und ½ M. breit, offen, ohne Mauern und Thore und hat blos auf dem höchsten Hügel ein jetzt verfallenes Castell; dagegen wird der schöne, breite und sichere Hafen durch die vier an dem Flusse liegenden starken Forts, San-Juliao, Torre do Bugio, Belem und San-Sebastian beschützt. Viele Straßen sind wegen der bergigen Lage sehr uneben; die schönsten befinden sich längs des Tejo. Namentlich hat der westliche Theil der Stadt, o Mejo, der von dem Erdbeben am 1. Nov. 1755 am härtesten getroffen wurde, gerade und regelmäßige Straßen, schöne Häuser und prächtige Plätze, während im östlichen Theile, der von dem Erdbeben verschont blieb, krumme und winke-

lige Gassen und fünf bis sechs Stockwerk hohe, altmodische Häuser sich finden. Prachtgebäude findet man unter den Privathäusern nicht, und die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren Umfang aus. Obgleich in neuern Zeiten für die öffentliche Sicherheit der Stadt Manches gethan und Straßenbeleuchtung eingeführt worden ist, so bleibt doch sowol in Hinsicht der Sicherheits- wie der Wohlfahrtspolicei viel zu wünschen übrig. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus der Commerzplatz mit der Bildsäule König Joseph's I. und der Rocio oder Noscioplatz, wo sonst die Autos da Fé gehalten wurden und dessen eine Seite der in neuem Stile erbaute Inquisitionspalast einnimmt. Unter den Kirchen ist die sogenannte neue Kirche die schönste und das prächtigste von allen Gebäuden, die seit dem Erdbeben aufgeführt worden sind. Auch die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, ist im Innern äußerst prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Die Kirche des heil. Rochus, in welcher die von Johann V. erbaute Kapelle sich befindet, deren Wände mit Mosaiken von kostbaren Steinen geziert sind, die Kirche zum heil. Herzen Jesu und die Jesuiter- und San-Lorettokapelle sind Denkmäler einer mehr originellen als schönen Baukunst. Überhaupt gibt es in L. 40 Pfarrkirchen und noch immer eine bedeutende Anzahl Klöster. Die Stadt ist der Sitz der höchsten Reichscollegien, eines Patriarchen und eines Erzbischofs. Die Zahl der Einwohner wird auf 260000 angegeben; unter ihnen sind viele Ausländer, Neger, Mulatten, Creolen und 30000 Galegos oder Galicier, die aus dem span. Galicien hierher kommen und als Last- und Wasserträger, überhaupt mit groben Arbeiten ihren Unterhalt verdienen. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört auch die vier Meilen lange und an einer Stelle 210 F. hohe, 1743 vollendete Wasserleitung, welche das Wasser auf 35 kühnen Bogen von Marmor über das Thal von Alcantara führt. Sie widerstand der Gewalt des Erdbebens von 1755, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten. Noch sind anzuführen die königlichen Paläste Bemposta und Necessidades, das St.-Jakobshospital, wo jährlich an 16000 Kranke, und das Findelhaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. Unter den wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt die königliche Akademie der Wissenschaften, mehre gemeinnützige und gelehrte Gesellschaften, eine Erziehungsanstalt für den Adel, mehre Seminarien, eine Handelsschule, mehre Unterrichtsanstalten für das Seewesen und das Landheer, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein königliches Naturaliencabinet und mehre öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80000 Bände starke königliche Bibliothek auszeichnet. Die Einwohner unterhalten nur wenige Fabriken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Dagegen ist sie der Mittelpunkt des gesammten portug. Handels, der sich beinahe nach allen europ. Ländern und nach den außereurop. Besitzungen der Portugiesen erstreckt. Man zählt hier gegen 300 portug. und über 200 ausländische, vorzüglich engl. Handelshäuser. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch eine überaus große Zahl Landhäuser, Quintas, verschönert. In der Nähe liegen der befestigte Flecken Belem (s. d.), das Lustschloß Ramalhao und das zwei Meilen von L. entfernte Queluz, seit dem Erdbeben von 1755 der gewöhnliche Aufenthaltsort der königlichen Familie bis zur Flucht nach Brasilien im J. 1807.

List (Friedr.), Redacteur des in Augsburg erscheinenden „Zollvereinsblatts", geb. 1781 in der damals noch freien Reichsstadt Reutlingen, war früher Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Tübingen, machte aber als solcher, weil ihm die Gabe der Rede nicht gegeben und er überhaupt mehr zum Mann des Volks und der Partei als zum Universitätslehrer geschaffen ist, wenig Glück. Nachdem er 1818 sein Amt niedergelegt, wirkte er wesentlich mit bei der Stiftung des deutschen Handelsvereins. Als Consulent desselben begleitete er die an alle deutsche Höfe und 1820 auch an den Ministercongreß zu Wien gesendeten Deputationen. Während des Handelscongresses zu Darmstadt wurde er 1820 von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten bei der würtemberg. Ständeversammlung erwählt. L. glaubte, einen von seinen Committenten erhaltenen Auftrag zur Entwerfung einer Petition über den allgemeinen Zustand des Landes nicht besser nutzen zu können, als wenn er in solcher einen Reformplan sämmtlicher Institutionen der Justiz, der Finanzen und der Administration aufstellte. Derselbe befand sich lithographirt unter der Presse, als er von der Policei weggenommen wurde, worauf der Geh. Rath L. in Anklage-

stand versetzte und auf den Grund dieser Anklage dessen Ausschließung aus der Ständeversammlung verlangte. In der Nachtsitzung der Kammer am 14. Febr. 1821 wurde er wirklich durch eine geringe Majorität von seiner landständischen Function suspendirt, den ordentlichen Gerichten ausgeliefert und durch den Criminalsenat des Gerichtshofs zu Eßlingen unterm 6. Apr. 1823 zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe verurtheilt; doch beschränkte sich Alles, was von Thatsachen vorlag, darauf, daß eine an sich ganz unverfängliche Petition lithographirt worden war. Nachdem L. einige Zeit in Festungsarrest gesessen und während des Arrestes wegen Bekanntmachung der Untersuchungsprotokolle in eine neue Criminaluntersuchung gekommen war, schiffte er sich plötzlich mit seiner Familie nach Pennsylvanien ein, erhielt aber später durch den König von Würtemberg unmittelbar die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren. Doch L. betrachtete sich seit 1825 als Amerikaner. In Pennsylvanien hatte er durch Privatunternehmungen wie durch öffentliche Dienste Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. Als die in Folge der engl Handelsbeschränkungen eingetretene öffentliche Noth in den J. 1826 und 1827 die Discussion über die Handelspolitik der Union selbst in den gesetzgebenden Körpern auf die Tagesordnung brachte, schrieb er, von der Gesellschaft für Beförderung der Manufacturen und Gewerbe in Philadelphia dazu aufgefodert, die „Outlines of a new system of political economy" (Philad. 1827), worin er dem herrschenden Systeme der politischen Ökonomie in derselben Weise, die er seitdem unablässig verfolgt hat, gewisse Fundamentalirrthümer nachzuweisen suchte. Diese sind nach ihm ein gänzliches Verkennen des nationalen Elements in der Volkswirthschaftslehre und eine irrthümliche Verwechselung zwischen Tauschwerthen und productiven Kräften. Die Neuheit und Originalität seiner Ansichten machten den größten Eindruck in Amerika, und sowol die vorerwähnte Gesellschaft, wie die beiden gesetzgebenden Häuser in Pennsylvanien, faßten den Beschluß: „Friedrich List hat sich um das Vaterland verdient gemacht", den sie öffentlich bekannt machten. Zugleich foderte die Gesellschaft zu Philadelphia L. auf, sein natürliches System der politischen Ökonomie zunächst wissenschaftlich und dann populair in zwei verschiedenen Werken zu bearbeiten, die sie zu honoriren und drucken zu lassen sich erbot. Privatverhältnisse hinderten L. damals an der Ausführung; doch hat er später seinen Vorsatz in dem ersten Bande seines „Nationalen Systems der politischen Ökonomie" (Stuttg. und Tüb. 1841; 2. umgearb. Aufl., 1842) ausgeführt. Auf einer Reise nach England hatte er dort 1823 die erste Eisenbahn gesehen und sogleich die nationalökonomische Wichtigkeit und künftige Bestimmung dieses neuen Transportmittels erkannt. Als er 1825 nach Amerika kam, war er mit diesem Gegenstande schon viel vertrauter als die meisten Amerikaner. Er hatte sich öffentlich zu Gunsten der ersten Eisenbahnversuche ausgesprochen, als er in den Blauen Bergen von Pennsylvanien in einer abgelegenen Waldgegend Anzeichen von reichen Anthracitflötzen fand. Er brachte nun 17000 Acker dieser Gegend nebst drei zu Anlegung von Städten und Kanalhäfen vortrefflich gelegenen Localitäten an sich und verband sich mit dem reichen Capitalisten Thom. Biddle und Comp. in Philadelphia. Sägemühlen, Eisenbahnen, Minen, Häuser, Kirchen, Schulen, zwei ganze Städte (Port Clinton und Tamaqua) wurden in rascher Folge angelegt. Inmitten dieser Geschäfte wendete sich wiederholt der Staatssecretair Livingston an L., um Auskunft über europ. Staats- und Handelsverhältnisse zu erhalten. L.'s Mittheilungen und Vorschläge zogen die Aufmerksamkeit der Regierung in der Art auf sich, daß van Buren, der inzwischen Staatssecretair geworden war, ihn im Auftrage des Präsidenten Jackson zu einer Conferenz nach Washington einlud, in Folge deren L. in Angelegenheiten der Vereinigten Staaten nach Paris gehen und sodann zur Belohnung zunächst ein Consulat in Deutschland sich auswählen sollte. Von Paris nach Philadelphia zurückgekehrt, schloß er ein Arrangement mit den andern Theilhabern seines Unternehmens, welches eine mehrjährige Abwesenheit zuließ, und erwählte sich 1831 das Consulat zu Hamburg, das er aber, als er in Paris erfuhr, daß auf diesem Posten ein redlicher, braver Mann durch ihn verdrängt werde, durchaus ablehnte. Seinen Aufenthalt in Paris nutzte er dazu, die Herstellung eines allgemeinen franz. Eisenbahnsystems in Vorschlag zu bringen. Bald nach seiner Rückkehr nach Philadelphia faßte er den Entschluß, seinen Aufenthalt in Deutschland zu nehmen und der Einführung von Eisenbahnen seine Kräfte zu widmen

Er verkaufte daher die eine Hälfte seines Antheils an dem erwähnten Unternehmen und ging zunächst nach Hamburg, da er aber hier keinen Unternehmungsgeist fand, nach Leipzig, das sein Blick sogleich als den Punkt erkannte, von welchem die Bewegung ausgehen und wo der größte Theil des deutschen Eisenbahnsystems sich concentriren müsse. Nachdem er hier die Strecke zwischen Dresden und Leipzig bereist, die erfoderlichen statistischen Notizen eingezogen und die Localverhältnisse gehörig erkundet hatte, ließ er das Schriftchen „Über ein sächs. Eisenbahnsystem, als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" (Lpz. 1833) erscheinen. Der viel zu niedrige Anschlag der Kosten in diesem Plane ist wol zum Theil in guter Absicht geschehen, um nicht von vorn herein abzuschrecken. Doch gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er die in Amerika herrschenden besondern Verhältnisse von denen in Deutschland nicht gehörig unterschieden, rechtfertigte er sich in seinem „Eisenbahn-Journal" (Lpz. 1835—36) und in der Schrift „Über ein deutsches National-Transport-System" (Altona 1838). Obgleich mannichfache persönliche Differenzen später L. von der wirklichen Betheiligung an der Ausführung der leipzig-dresdner Eisenbahn ausschlossen, so ist er doch unbezweifelt als der wahre Veranlasser und Urheber dieses Unternehmens anzusehen, welches den Anstoß zu einer früher nie geahneten Entwickelung der Transportverhältnisse in Deutschland gab. Daß L. später durch Verluste in Amerika genöthigt wurde, auch pecuniaire Vortheile bei den von ihm angeregten Unternehmungen zu suchen, hat ihm ganz ungerecht zu dem Verdachte verholfen, daß er nur ein Speculant sei, oder im Solde der industriellen Partei stehe. Diese Verdächtigung nöthigte ihn, sich von öffentlichen Dingen zurückzuziehen und literarische Beschäftigung zu suchen. Aus Gesundheitsrücksichten ging er, nachdem ihn die leipzig-dresdner Eisenbahngesellschaft in Anerkennung seiner Verdienste eine Entschädigung votirt hatte, 1837 nach Paris, kehrte aber nach einigen Jahren wieder zurück und gründete in Augsburg das „Zollvereinsblatt" als Organ seiner Partei. Im J. 1844 ging er, die Redaction des Blattes interimistisch in andere Hände legend, nach Wien, wo er eine sehr gute Aufnahme fand. L. ist der unerschütterlichen Ansicht, daß es die Aufgabe jeder Nation sei, vor Allem ihre eigenen Hülfsquellen aller Art zum höchsten Grade der Selbständigkeit und harmonischen Entwickelung zu bringen, und daß diese Pflicht selbst kosmopolitischen Zwecken vorangehe. So lange noch die eigene Industrie diese Höhe nicht erreicht habe, müsse man sie durch Schutz unterstützen; der nationale Zweck dauernder Entwickelung productiver Kräfte stehe über dem pecuniairen Vortheile einzelner Classen von Individuen. Die Durchführung dieser Ansicht ist Aufgabe der ganzen Thätigkeit L.'s. Er läßt sich dabei zu mancher Einseitigkeit verleiten, hat überhaupt die Rücksichtslosigkeit des Parteimanns und stößt dadurch vielfach an; aber er wirkt vielfach anregend und wird mehr zu Umgestaltung der Nationalökonomie beitragen, als die Gelehrten glauben wollen. Daß er es mit seiner Sache nicht wahr und redlich meine, ist nirgend zu erweisen. Die deutschen Erfolge im Eisenbahnwesen und die neuesten Regungen der Industriellen sind größtentheils sein Werk, obgleich man ihn nicht immer dabei zu nennen pflegt.

Lista y Aragon (Don Alberto), der ausgezeichnetste unter den gegenwärtigen Dichtern Spaniens und nicht minder berühmt als Mathematiker, wurde am 15. Oct. 1775 in Triana, einer Vorstadt von Sevilla, geboren. Seine armen Ältern nährten sich durch den Betrieb einer Seidenbandfabrik; auch er mußte diese Profession erlernen und sie selbst noch in den ersten Jahren seiner Studien neben diesen fortbetreiben, um sich die Mittel zu verschaffen, seinen Wissensdrang zu befriedigen. Er studirte auf der Universität zu Sevilla und machte namentlich in der Mathematik so bedeutende Fortschritte, daß er in seinem 15. Jahre zum Professor der Mathematik an der Lehranstalt der Gesellschaft der Landesfreunde zu Sevilla ernannt wurde, und in seinem 20. an dem nautischen Collegium von San-Telmo daselbst. Im J. 1803 erhielt er den Lehrstuhl der Philosophie an dem Collegium von San-Isidoro, 1806 den von der Gesellschaft der Landesfreunde gegründeten der schönen Wissenschaften und 1807 die Professur der Rhetorik und Poetik an der Universität zu Sevilla. Sowol durch seinen mündlichen Unterricht als auch durch seine trefflichen, fast in allen Schulen Spaniens eingeführten Lehrbücher hat er wesentlich zur Bildung der Jugend beigetragen. In Folge der franz. Invasion verlor er seine Stellung in Sevilla; als Afrancesado

mußte er 1813 das Vaterland verlassen und erst 1817 durfte er dahin zurückkehren, wo er im folgenden Jahre eine Anstellung als Lehrer der Mathematik zu Bilbao fand. Im J. 1820 ging er nach Madrid, um die Redaction der Zeitschriften „El censor" und „El imparcial" zu übernehmen. Im J. 1821 gründete er ein Erziehungsinstitut zu Madrid; 1828 redigirte er die „Gazeta de Bayona" und 1830 die „Estafeta de San-Sebastian"; 1833 wurde er Redacteur der „Gazeta de Madrid" und 1837 half er das Athenäum zu Madrid mit begründen. Unter seinen im Drucke erschienenen Werken sind hervorzuheben „Poesías" (Madr. 1822; 2. Aufl., 2 Bde., 1837; in einer Auswahl in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas"); „Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso" (2 Bde.), eine Mustersammlung der span. Poesie und Beredtsamkeit; „Tratado de matemáticas puras y mixtas", das in Spanien verbreitetste Lehrbuch über alle Theile der mathematischen Wissenschaften, und „Curso de historia universal", eine Bearbeitung von Ségur's „Histoire universelle", mit vielen Zusätzen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Auch schrieb er einen Supplementband zu Mariana's und Miñana's „Historia de España" und „Elementos de historia antigua" (Madr. 1845). Als lyrischem Dichter ist es ihm wie Keinem gelungen, die altspan. Glut, Üppigkeit und Farbenpracht mit dem geläuterten Geschmack, der Reflexionstiefe und der eleganten Form der Modernen zu vereinen. Die Natur hat ihn mit lebendiger Phantasie, tiefem Gefühl und feinem Sinne für das Schöne ausgestattet, und er hat diese Anlagen durch verständiges Studium der Classiker des Alterthums und des Vaterlandes ausgebildet. Seine Nachahmungen des Horaz sind vortrefflich; selbst in dem Gebiete der altspan. Lyrik, worin sie unübertroffen dasteht, nämlich der geistlichen Gefühlspoesie, hat er des Alten Würdiges in seinen „Poesías sagradas" geleistet; in seinen „Poesías filosóficas" findet sich echte Lebensweisheit und milde Humanität im Blütengewande der Dichtung; seine Sonette sind nicht nur durch eine bewundernswürdige Vollendung in der Form und im Ausdruck, sondern auch durch Prägnanz des Gedankens und epigrammatische Pointe ausgezeichnet, und selbst seine „Poesías amorosas y anacreónticas" überraschen durch geistreiche Anmuth und fesseln durch den Reiz des Versbaus. Endlich ist er auch als Kritiker ausgezeichnet durch seine für die Geschichte des span. Dramas höchst wichtigen „Lecciones de literatura dramática española" (Madr. 1839, 4.) und „Ensayos literarios y críticos" (2 Bde., Sevilla 1844, 4.), eine Sammlung seiner kleinern kritischen Aufsätze.

Liszt (Franz), der größte Clavierspieler und nächst Paganini wol der größte Virtuos der neuern Zeit überhaupt, ein Repräsentant des modernen Virtuosenthums, der dasselbe in seinem einseitigen Übermaß und in seinen glänzendsten, wie in seinen Schattenseiten aufs Klarste reflectirt, wurde am 22. Oct. 1811 in dem ungar. Dorfe Reiding geboren. Sein Vater, ein Rechnungsofficiant des Fürsten Esterhazy, war selbst hinlänglich musikalisch gebildet, um die erste Entwickelung des jungen Talents zu leiten. Im neunten Jahre spielte L. in Ödenburg zum ersten Male öffentlich ein Concert von Ries und eine freie Phantasie und erregte allgemeines Staunen. Durch die Unterstützung der Grafen Amadé und Sapary, die ihn in Presburg hörten, wurde der Vater in Stand gesetzt, nach Wien zu gehen, wo Czerny den Unterricht des jungen L. übernahm und auch Salieri sich für ihn interessirte und ihn in der Harmonik unterwies. Nach 18 Monaten eifriger Studien trat er in einem vom Vater veranstalteten Concerte, und auch hier mit dem glänzendsten Erfolge auf. Darauf ging der Vater mit ihm nach Paris, um ihn im Conservatorium seine Bildung vollenden zu lassen, wo er indeß von Cherubini als Ausländer abgewiesen wurde. Doch das Talent des jungen Künstlers brach sich selbst Bahn. Er spielte vor dem Herzog von Orleans, und bald war der geistreiche, kecke Knabe der Liebling der glänzenden pariser Welt. Künstler, Gelehrte, hohe Personen, schöne Damen huldigten dem Abgott des Tages, und wol mag es nur der Strenge des Vaters, der auf unablässiges Üben drang, zuzuschreiben sein, wenn das geistige Sein des Knaben nicht geradezu vernichtet wurde; daß aber diese Lebensepoche nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ja daß dieser Beifallsstrudel, in den er gerissen wurde, für ihn entscheidend werden mußte, das ist ebenso erklärlich als unleugbar. Nachdem er zwei Mal nach England gereist war, wo er gleiches Aufsehen erregte, wurde 1825 eine Oper von ihm in der Academie royal aufgeführt, die jedoch ohne nachhaltigen Erfolg vorüberging.

Einen desto größern hatten seine Reisen durch die Departements nach Bordeaux, Toulouse, Marseille, Lyon u. s. w. Nach einem Ausflug in die Schweiz im J. 1827 unternahm er eine dritte Reise nach England; doch seine wankend gewordene Gesundheit veranlaßte den Vater, ihn in die Bäder von Boulogne zu führen. Hier starb der Vater. Obwol von diesem Schicksalsschlag erschüttert, erhob sich L. doch bald zum vollsten Genusse der erlangten neuen Freiheit. Anfangs schwelgend in romantischen Phantasien, die in der excentrischen Romantik der franz. Literatur reiche Nahrung fanden, vertiefte er sich bald ganz in religiöse Schwärmereien; doch ebenso plötzlich in das Gegentheil umschlagend, gab er sich dem fortreißenden Strudel sinnlicher Eindrücke hin. Offen allen Eindrücken der Außenwelt, wurde er Saint-Simonist; dann, entflammt von der Julirevolution, schrieb er eine Symphonie révolutionnaire, die er aber nicht veröffentlichte. So vom Wogenschlag der Gefühle und Eindrücke umhergeworfen, ohne Ziel und Stützpunkt, hörte er Paganini, und der durch diesen erregte Eindruck scheint endlich dem uferlosen Strome ein bestimmtes Bette angewiesen zu haben. Ein Paganini des Pianoforte zu werden, das wurde die Aufgabe seines Lebens, und so weit überhaupt derartige Vergleichungen zulässig, muß man zugestehen, daß er diese Aufgabe gelöst. Zwar haben sich jene träumerischen Hoffnungen, die Manche von seiner Zukunft hegten, nicht bestätigt. Der schaffende Künstler ist in L. vom Virtuosen überflügelt worden. Seine Compositionen haben nur einen bedingten Werth, den nämlich, die Technik des Pianospiels mächtig gefördert, neue Wirkungs- und Ausdrucksmittel erschlossen, überhaupt das Mechanische, die Virtuosität, auf eine vor ihm kaum geahnete Höhe gebracht zu haben. Was er in der Vocalcomposition geleistet, ist, wie effectvoll immer, doch von keinem gesunden Kern, schwach in Erfindung, ja oft verfehlt. Zu durchbildenden Studien in der Composition scheint ihm Ruhe, wol auch ein seinem vorwärtsstürmenden Geiste gewachsener Meister gefehlt zu haben. Eins indeß wird man ihm als Virtuosen zugestehen müssen, daß er nämlich nicht blos seine Compositionen zu spielen weiß. Bach, Händel, Beethoven und Weber fanden in ihm einen beredten Interpreten ihrer Werke, mag immer auch dieser große Vorzug nicht ganz unverkümmert bleiben durch den nicht ungegründeten Vorwurf, daß er diesen Werken oft in kecker Eigenmächtigkeit Gewalt anthat. Als Primavistaspieler hat ihn Keiner je erreicht, und nur Mendelssohn-Bartholdy könnte hierin mit ihm in die Schranken treten. In den letzten Jahren hat er von England bis Italien und von Petersburg bis Lissabon ganz Europa, zuletzt auch Amerika besucht und aller Orten die größten Triumphe gefeiert. Die Städte Ödenburg und Pesth beschenkten ihn mit dem Ehrenbürgerrechte, die ungar. Großen mit einem Ehrensäbel; in Berlin wurde er von den Damen fast vergöttert; der König von Preußen ernannte ihn zum Mitglied der Friedensclasse des Ordens für Verdienste um Wissenschaft und Kunst, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen zum Hofrath, die philosophische Facultät zu Königsberg zum Doctor der Musik und der Großherzog von Sachsen-Weimar zum Hofkapellmeister. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß er seine eminente Begabung nicht blos für sich ausbeutete, sondern, wo es irgend einen großen oder wohlthätigen Zweck zu erreichen, ein Unglück zu mildern, ein nützliches Institut zu gründen, ein Denkmal zu errichten galt, stets mit seinem Talent und offener Hand sich betheiligte.

Litănei hieß in der alten christlichen Kirche jedes Gebet ohne Unterschied, später aber vorzugsweise die dreitägige Bittandacht vor Himmelfahrt, welche Mamercus, Bischof von Vienne, um 450 eingeführt und Gregor der Große zur litania septiformis erweitert hatte. Die sogenannte kleinere Litanei bestand in den Worten Kyrie eleison (s. d.), zu denen die Lateiner noch „Christe eleison" und einiges Andere beifügten. Die protestantische Kirche hat die Litanei mit Veränderungen beibehalten und läßt sie in der Regel nur an Bußtagen, früher auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd vom Geistlichen sprechen und von der Gemeinde singen. Bei den Herrnhutern heißt die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betstunde Litanei.

Lit de justice hieß ursprünglich der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht hielten. Nachdem sich die Parlamente (s. d.) zu stehenden Gerichtshöfen ausgebildet, erschien der König mit den

Fried. Krupp Werksbücherei Essen

Pairs in außergewöhnlichen Fällen, z. B. bei Rechtssachen der großen Vasallen, Mündigkeitserklärungen, Staatsangelegenheiten, und gab persönlich seinen Willen zu erkennen. Diese feierliche Sitzung behielt den Namen Lit de justice und hatte keine üble Bedeutung. Als jedoch die Parlamente eine politische Gewalt geltend machten und nicht selten die Eintragung der Edicte des Hofs in ihre Protokolle verweigerten, so bedienten sich die Könige solcher Sitzungen auch, um das sogenannte Enregistrement, welches die übliche Form der Gesetzpromulgation war, zu erzwingen. In diesen Fällen hatten die Sitzungen den Charakter und die Bedeutung von Staatsstreichen. Der König erschien in der Sitzung mit seinen Hofbeamten und ließ sich unter einem Thronhimmel auf einen aus fünf Kissen gebildeten Sitz nieder. Der Kanzler hielt dabei den Vortrag, leitete die mündliche Abstimmung, die jedoch ohne Discussion vor sich ging, und befahl im Namen des Königs die Einregistrirung der beliebten Verordnungen. Besonders berühmt ist das Lit de justice von 1626, wo der Generaladvocat Servin zu den Füßen Ludwig's XIII. starb, indem er seine Vorstellungen anbrachte; das von 1663, in welchem Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche und in Sporen erschien, und das von 1787, in welchem der Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten (s. États-généraux) gemacht wurde.

Literargeschichte oder Literaturgeschichte ist die Darstellung des Ursprungs, der allmäligen Entwickelung und Gestaltung der gesammten Cultur, wie sich diese in den schriftlichen Geisteswerken ausgeprägt hat, und dieser Beschränkung zufolge von der allgemeinen Culturgeschichte, von welcher sie umgeben ist, sowie von der Religions- und Kunstgeschichte, welche wieder einen Theil der Culturgeschichte ausmacht, genau zu unterscheiden. Man kann sie ihrem Umfange und ihrer Bestimmung nach in eine allgemeine und besondere theilen. Die allgemeine zeichnet den Gang, welchen die in Schriftwerken sich darstellende geistige Thätigkeit der Menschen durch alle Zeitalter, für alle Völker und in allen Theilen des menschlichen Wissens genommen hat. Sie wurde erst im 16. Jahrh. durch Francis Bacon (s. d.), später durch Christoph Mylius geahnt und mehrfach versucht, doch mehr der Zeit als der That und ihrer ganzen Ausdehnung nach. Die besondere beschäftigt sich mit Dem, was in einzelnen Zeitaltern, bei einzelnen Nationen oder für einzelne Wissenschaften durch Literatur geleistet worden ist. Sie kann auch unter noch engern Gesichtspunkten aufgefaßt und bearbeitet werden, und zwar in einer besondern Darstellung der Individuen, welche wirkten, als Biographie oder Gelehrtengeschichte, ferner der Schriften, durch welche sie wirkten, als Bibliographie, endlich der äußern Einrichtungen und Anstalten, durch welche ihre Thätigkeit begünstigt und bedingt wurde, als Geschichte gelehrter Bildungsanstalten, Schulen und Universitäten, gelehrter Vereine, Bibliotheken u. s. w. Der Zeit nach zerfällt sie von selbst in die alte, mittlere und neuere, von denen sich die ältere mit der Flucht der Wissenschaften in die stillen Klöster schließt, die mittlere von der Zertrümmerung des großen Römerreichs, um 500 n. Chr., und mit der ohne Beihülfe altclassischer Bildung beginnenden individuellen und selbständigen Ausbildung der einzelnen europ. Völker anhebt, die letztere aber mit dem Wiederaufleben der classischen Studien, seit ungefähr 1450, ihren Anfang nimmt. Doch ist diese Eintheilung fast nur auf die Literaturgeschichte des Occidents anwendbar, da wir über die höhere geistige Thätigkeit des Orients bis jetzt mehr blose Andeutungen als genaue Kenntnisse besitzen.

Das Alterthum selbst hat die Literaturgeschichte noch nicht als einen besondern Zweig der historischen Wissenschaft systematisch behandelt, da theils die Literatur der Griechen und, obwol in einem geringern Grade, auch der Römer so genau mit dem politischen und religiösen Leben dieser Völker verwachsen war, daß eine Absonderung der Literargeschichte von dem großen Stamme der Geschichte überhaupt nicht leicht stattfinden konnte, theils die Masse des literarhistorischen Materials damals noch nicht bedeutend genug war, um die Nothwendigkeit einer eigenen Behandlung und Zusammenordnung zu beanspruchen. Daher liefern uns die alten Classiker, nachdem bereits die spätern Peripatetiker nach dem Vorgange des Aristoteles und die alexandrin. Gelehrten, namentlich Kallimachus, die Bahn gebrochen hatten, nur einzelne Notizen, Bruchstücke und Vorarbeiten zur Literaturgeschichte sowol in Lebensbeschreibungen von Dichtern, Philosophen, Rednern u. s. w., als auch in Beurtheilungen und Auszügen ihrer Werke, wie Athenäus, Dionysius von Halikarnaß

M. Terent. Varro, Cicero, Plinius der ältere, Quinctilian, Sueton und Gellius, ferner die Biographen Diogenes von Laërte, Plutarch, Philostratus und Eunapius, unter den spätern Suidas und Photius, von denen der erstere freilich meist nur Namen und Titel, der letztere aber auch längere Auszüge aus ganzen Werken mittheilt. Auch das Mittelalter gibt nur specielle und zerstreute Data zur Geschichte seiner Literatur, zum Theil in Chroniken, zum Theil in eigenen vertraulichen Mittheilungen der Schriftsteller über ihr Leben und ihre Arbeiten. Den ersten rohen Versuch zur Zusammenstellung allgemeiner Literarnotizen, jedoch ohne sonderliche systematische Ordnung, machte um 1500 Polydorus Virgilius (s. d.) aus Urbino in seinem Werke „De inventoribus rerum"; der eigentliche Gründer der Gelehrtengeschichte aber wurde Konr. Gesner (s. d.) in der Mitte des 16. Jahrh. durch seine „Bibliotheca universalis", worauf Pet. Lambeck (s. d.), der bereits seit 1656 die Literargeschichte auf dem Gymnasium zu Hamburg vortrug, 1659 mit seiner „Historia literaria" folgte, und Bayle (s. d.) durch sein „Dictionnaire", sowie Reinesius (s. d.) durch sein „Eponymologicum", nicht lange nachher wesentliche Beiträge lieferten. Größere Verdienste um das Studium der Literargeschichte erwarb sich seit 1688 Morhof (s. d.) durch seinen „Polyhistor literarius, philosophicus et practicus", und seit dem Anfang des 18. Jahrh. wurde dieselbe eine Lieblingsbeschäftigung der Gelehrten, zumal da man nun auch anfing, sie auf Akademien und hohen Schulen regelmäßig zu lehren. Für den Zweck dieser Vorträge wurden mehre Einleitungen, Übersichten und Systeme der Literargeschichte verfaßt und wir erwähnen in dieser Beziehung besonders Gotth. Struve (s. d.) und N. H. Gundling (s. d.). Eine bessere Methode begründete seit 1708 Fr. Reimmann (s. d.) durch seine „Einleitung in die historia literaria" und seine „Idea systematis antiquitatis literariae", während B. Hederich (s. d.) durch seine „Notitia auctorum antiqua et media" (Witt. 1709) das Bedürfniß der Schulen befriedigte. Eine neue übersichtliche Anordnung des Ganzen, welche durch Reichthum des Stoffs, glückliche Auswahl und reifes Urtheil sich auszeichnet, gab zuerst Chr. Aug. Heumann (s. d.) seit 1718 in seinem „Conspectus reipublicae literariae", und Joh. Andr. Fabricius (s. d.) vereinigte in dem „Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit" seit 1752 die synthetische und analytische Methode. Nach dem Plane Heumann's schrieb Bouginé sein „Handbuch der allgemeinen Literargeschichte" (7 Bde., Zür. 1789, fg.); dagegen behaupteten Jöcher (s. d.) und Niceron (s. d.) blos den lexikalischen Standpunkt. Zu einer geistreichern, mehr philosophischen Behandlung der Geschichte der Literatur gab der Franzose Goguet (s. d.) den Ton an, und mit ihm wetteiferte der Italiener Denina (s. d.) in glänzender Darstellung, ohne ihn jedoch an Gründlichkeit und Selbständigkeit des Urtheils zu erreichen. Man fing nun an, es immer deutlicher zu fühlen, daß, obgleich die Literargeschichte als ein selbständiger Zweig zu behandeln sei, sie dennoch, ohne Rücksicht auf den Gang der politischen, religiösen, sittlichen und artistischen Cultur zu nehmen, ein unzusammenhängendes und räthselhaftes Stückwerk von Namen, Zahlen und Titeln bleiben müsse. Daher versuchte man, sie in die allgemeine Geschichte der menschlichen Cultur einzufügen, wie dies Iselin (s. d.), Ferguson (s. d.), Home (s. d.) und vorzüglich Herder (s. d.) thaten. In den neuesten Zeiten haben die Deutschen sowol durch Sammlerfleiß als durch zweckmäßige Anordnung des Materials, und noch mehr durch den geistreichen und weitumfassenden Blick, mit welchem sie das große Gebiet der geistigen Thätigkeit aller Völker und Jahrhunderte umfassen, den ersten Rang unter den Bearbeitern der Literarhistorie wieder eingenommen. Wir nennen hier blos J. G. Eichhorn (s. d.), dessen „Literärgeschichte", und L. Wachler (s. d.), dessen „Handbuch der Geschichte der Literatur" als unerreichte Muster, nicht allein in Deutschland, sondern in Europa dastehen, und neben ihnen J. G. Meusel (s. d.), Fr. Schlegel (s. d.) und Heeren (s. d.). Die namhafteste Erscheinung auf diesem Felde in neuester Zeit ist das von Gräffe begonnene, aber noch nicht vollendete „Lehrbuch der Literärgeschichte" (1. Bd. in 2 Thln., 2. Bd. in 5 Thln., Dresd. 1837—43), welches sich durch außerordentliche Belesenheit, Sammlerfleiß und Vollständigkeit auszeichnet, auf der andern Seite aber schwerfällig in der Anordnung, mangelhaft in der Sichtung und Beurtheilung des Stoffs ist. Der Zweck der Literargeschichte ist, dem Geiste ein Licht anzuzünden, das ihm bei jeder

wissenschaftlichen Bemühung vorleuchte; sie soll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reisebeschreibung sein, in welcher alle Entdeckungsversuche, alle Verirrungen und Ausschweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet sind; kurz, sie soll zur Kenntniß der verborgensten Gänge des menschlichen Geistes auf dem Wege zur Wahrheit wie zum Irrthume, der verschiedenen Anstöße, durch welche sich die Wahrheit durchkämpfen, der verschiedenen Wege und Gestalten, die sie durchwandern muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menschen verbreiten zu können, die Einsicht verschaffen. Demnach muß sie das Allgemeingültige und Höchste darstellen, was die in den Wissenschaften schaffenden Geister in der Zeit hervorgebracht haben, und zeigen, wie man durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft eine Lösung der Aufgabe aller Wissenschaft versuchte.

Literary fund society, ein Verein in London zur Unterstützung hülfsbedürftiger, durch Krankheit oder widrige Lebensschicksale bedrängter talentvoller Schriftsteller, ihrer Familien und Hinterlassenen, wurde zuerst 1773 in einer literarischen Gesellschaft durch Dav. Williams angeregt; doch hielt man ein solches Unternehmen, wie dies selbst Benj. Franklin, der Präsident der Gesellschaft, aussprach, für zu schwierig, um sofort an die Ausführung zu gehen. Indeß schon 1788 kam man in Folge einiger trauriger Wahrnehmungen, daß sehr begabte Schriftsteller als Opfer ihrer Armuth fielen, auf die Sache zurück, die nun mit Ernst angegriffen wurde. Am 18. Mai 1790 constituirte sich der Verein, der sehr bald große Theilnahme und Unterstützung fand, sodaß er seine wohlthätige Wirksamkeit beginnen konnte. Eine Acte Georg's III. bestätigte 1818 dessen Statut. Die königlichen Prinzen wurden Patrone und die angesehensten Staatsmänner und reichsten Privaten Mitglieder derselben. Im Besitz eines bedeutenden Stammvermögens, welches sich durch den Ertrag der bei der jährlichen Hauptversammlung veranstalteten Sammlung mehrt, ist er im Stande, jährlich 2000 Pf. Sterling zu vertheilen und so sehr oft die Thränen ausgezeichneter Schriftsteller und ihrer Familien zu trocknen. Was den Werth dieser Gaben noch erhöht, ist, daß der Name Dessen, der Unterstützung findet, nur zur Kenntniß der Vorsteher des Vereins gelangt.

Literatenverein. Nachdem seit 1840 eine Annäherung und ein regelmäßiger Verkehr unter einem Theile der leipziger Schriftsteller stattgefunden hatte, wurde der Versuch, einen für die Literaturinteressen wirkenden Verein derselben zu bilden, im Anfange des J. 1842 erneuert und am 28. Jan. 1842 der Literatenverein begründet, der 1845 129 Mitglieder zählte, worunter 51 auswärtige. Der Zweck desselben ist, gemeinsame Besprechung aller das Gesammtinteresse der Literatur und des Literatenstandes betreffenden Vorkommnisse und Verhältnisse in persönlichen Zusammenkünften, die Wahrung allgemeiner Rechte und der Rechte der Einzelnen, wenn sie von Gewicht für das Allgemeine sind. Da der Verein übrigens weder in literarischer noch politischer Hinsicht eine Wirksamkeit als Corporation ansprechen will, so beschränkt sich seine Thätigkeit in allen den Fällen, wo öffentliche Schritte im Interesse der Literatur erfoderlich scheinen, darauf, die Vorbereitung derselben zu vermitteln. Die Thätigkeit des Vereins, über welche zur Zeit vier „Jahresberichte" veröffentlicht worden sind, hat sich hauptsächlich kund gegeben in Vorbereitung mehrer an die Ständeversammlung des Königreichs Sachsen vom J. 1842—43 gerichteten Petitionen, welche sich auf die seitdem zu Gesetzen erhobenen Entwürfe eines Preßgesetzes und eines Gesetzes über literarisches Eigenthumsrecht bezogen und von denen namentlich die letztere nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die von den Kammern beschlossenen und von der Regierung genehmigten Modificationen des Entwurfs geblieben ist; ferner in Gründung eines Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller, dessen Vermehrung hauptsächlich durch die Erträge mehrer in jedem Winter theils von Mitgliedern des Vereins, theils von Andern veranstalteten literarischen Abendunterhaltungen erfolgt; in Verfolgung des Journalnachdrucks, theils durch öffentliche Bekanntmachung vorgekommener Fälle, theils durch Entwerfung eines Planes zu einem Vereine deutscher Redactoren gegen solchen; in Vorbereitung des Projects der Errichtung von Schiedsgerichtsvereinen für literarische Rechtsstreitigkeiten; in Gründung einer Vereinsbibliothek, hauptsächlich zur Ansammlung der Schriften über Presse, Autorrecht, Nachdruck u. s. w.; endlich in Entwerfung des Planes zu Bildung von Zweigvereinen in den größern deutschen

Städten. Auch entstand im Schoose des Vereins das Project von Wandergesellschaften deutscher Schriftsteller, als dessen erstes Ergebniß die am 27.—29. Apr. 1845 in Leipzig abgehaltene erste deutsche Schriftstellerversammlung anzusehen ist, die sich hauptsächlich mit der Berathung eines Gesetzentwurfs über die Rechte der Schriftsteller und Verleger beschäftigte, worüber eine Denkschrift den deutschen Regierungen überreicht werden soll.

Literatur heißt die Gesammtheit der durch Schrift oder Sprache mitgetheilten oder fortgepflanzten Geisteserzeugnisse, und kann, sofern Alles, was von Wissenschaft und Gelehrsamkeit vorhanden ist, in jenen Geisteswerken vorliegt, in gleicher Bedeutung mit Wissenschaften (s. d.), z. B. Geschichte der Literatur, oder mit Gelehrsamkeit (s. d.), z. B. Literaturzeitung, und insofern Gelehrsamkeit hauptsächlich aus Büchern geschöpft wird, mit Bücherwesen gebraucht werden. Jede Nation hat ihre eigene Literatur, die man mit dem Namen Nationalliteratur (s. d.) bezeichnet, und unter denjenigen Völkern, die eine nach den verschiedensten Richtungen hin am meisten ausgebildete Literatur besitzen, nennen wir außer den alten Griechen und Römern besonders die Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen. (S. Literargeschichte.) Der Ausdruck Literat, den die Römer vorzugsweise von einem Sprachkenner, Grammatiker oder Kritiker gebrauchten, hat in neuester Zeit eine weitere Bedeutung erhalten, da man jeden Gelehrten oder wissenschaftlich gebildeten Mann überhaupt, besonders insofern er die schriftstellerische Laufbahn gewählt hat, darunter versteht (s. auch Literatenverein); ein Literator hingegen wird Der genannt, welcher sich mit Kenntniß des Bücherwesens beschäftigt oder eine bedeutende Summe solcher Kenntnisse sich erworben hat. (S. Antiquare.)

Literaturzeitungen, s. Zeitungen und Zeitschriften.

Lithauen, früher ein dem poln. Reiche unterworfenes Großherzogthum, bestand vor der Theilung Polens aus drei Ländermassen, nämlich 1) aus dem eigentlichen L. oder Litwa, welches die Woiwodschaften Wilna und Troki bildete; 2) aus dem Herzogthum Samogitien (s. d.), und 3) aus dem lithauischen Rußland oder den Woiwodschaften, die L. in früherer Zeit den Russen abgenommen hatte, nämlich dem alten Polesien, Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder Minsk, Meisclaw, Witebsk, Smolensk, Polozk und polnisch Liefland. Durch die Theilung Polens ist jener beinahe 5000 □M. umfassende Länderstrich zwischen Rußland und Preußen so getheilt worden, daß Rußland daraus die fünf Gouvernements Wilna, Grodno, Mohilew, Witebsk und Minsk bildete, während die preuß. Erwerbungen von L. gegenwärtig den Hauptbestandtheil des ostpreuß. Regierungsbezirks Gumbinnen ausmachen. Die Lithauer, wozu auch die Letten in Liefland, die Kuren in Kurland und die alten Bewohner Ostpreußens gehören, sind wahrscheinlich slaw. Ursprungs, der sich freilich im Laufe der Zeit durch Vermischungen der Lithauer mit andern Völkerstämmen sehr verwischt hat. Sie kamen früh in Kämpfe mit Rußland, dem sie anfangs gehorchten, von dem sie sich jedoch schon im 12. Jahrh. losrissen. Um 1235 wird Ringold als erster Großherzog von L. genannt. Ein Jahrh. später erlangte das Land eine hohe Bedeutung. Der Großfürst Gedimin (s. d.) nahm den Russen 1320 ganz Volhynien, Kijowien (Kiew), Sewerien (Nowgorod Sewersk) und Czerniechovien (Tschernigow) ab, und sein Nachfolger Olgerd stand sogar drei Mal vor den Thoren Moskaus. Der Sohn des Letztern, Jagello (s. d.), das Haupt des Jagellonenstammes, vereinigte 1386 L. mit dem poln. Reiche, dessen Thron er bestieg, in der Art, daß das Wahlrecht der lithauischen Großfürsten den poln. Königen zustehen solle, während unter Sigismund August 1569 auf dem Reichstage zu Lublin von beiden Völkern einmüthig beschlossen wurde, daß beide Länder von nun an für immer Ein Land ausmachen sollten. Durch die Theilungen Polens, besonders durch die beiden letzten in den J. 1793 und 1795, wurde jenes Verhältniß indeß wieder aufgehoben, worauf dann die Abtretungen an Rußland und Preußen erfolgten. Das Klima in L. ist gemäßigt und gesund, die Luft rein, das Land flach und von vielen Sümpfen, Haiden und Sanddünen durchzogen, doch auch mit ergiebigen Stellen für den Landbau. Die Düna, der Dnjepr, Njemen, der Prypiat und Bug sind fischreiche Ströme. Berühmt sind die kleinen, doch starken und muthigen lithauischen Pferde, nicht minder die Elennthiere und Auerochsen, die es noch in den hiesigen Wäldern, besonders in der Bialowiczerhaide (s. d.) gibt, wo auch viele Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, wilde

Schweine, Biber, Adler, Schildkröten u. s. w. hausen. Unter den Sümpfen zeichnen sich die Moräste von Pinsk und Rokitno aus, grauenvolle Wüsteneien, wo der Reisende, der z. B. die Straße von Pinsk nach Dubno befährt, auf einer Strecke von 130 Werst weiter nichts als Himmel, Schlamm und Schilf zu sehen bekommt, indem fast keine menschliche Seele in dieser Wildniß wohnt. Getreide-, Flachs- und Hanfbau, außerdem Viehzucht, Bienenzucht und Jagd bilden die Haupterwerbsquellen des Volkes; außer Metallproduction, Lederbereitung und Branntweinbrennerei werden wenige Gewerbe betrieben.

Lithochrömie, die Kunst, mit Ölfarben auf Stein zu malen und dann auf Leinwand die Gemälde abzudrucken, wurde von Malapeau in Paris erfunden und fand seit 1823 in Frankreich viel Beifall. Eine ähnliche Erfindung ist Senefelder's (s. d.) Mosaikdruck. Gegenwärtig wird die Lithochromie in sehr ausgedehntem Grade zu glänzend verzierten Titelblättern, sowie zur Darstellung architektonischen und decorativen Schmuckes, weniger zu Figuren angewendet.

Lithográphie, s. Steindruck.

Lithotómie oder Steinschnitt (lithotomia oder cystotomia) nennt man diejenige chirurgische Operation, mittels welcher man von außen her mit dem Messer die Harnblase öffnet, um einen oder mehre darin befindliche Steine auszuziehen. Die Häufigkeit der Steinkrankheit (s. Stein) erzeugte die Idee dieser Operation schon im hohen Alterthume und bei den alten Ägyptern gab es eine besondere Classe Menschen, welche die Ausführung dieser Operation zu einem besondern Gewerbe machten. In den medicinischen Schriften des Alterthums wird derselben häufig gedacht; die Araber wie die Ärzte des Mittelalters überhaupt scheinen sie wieder den besonders darauf eingeübten Steinschneidern überlassen zu haben, bis seit dem 17. Jahrh. von den ausgezeichnetsten Ärzten und Chirurgen der größte Fleiß darauf verwendet wurde, durch Verbesserungen der Methode und der Instrumente sowie durch Übung und dadurch erlangte Fertigkeit die mit der Operation verbundenen Gefahren und Schmerzen zu vermindern. Durch diese Bestrebungen hat man nach und nach nicht weniger als acht Methoden des Steinschnittes beim Manne und neun beim Weibe erhalten, welche sich gegenseitig den Vorrang streitig machen. Einer der Hauptunterschiede zwischen diesen Methoden liegt in dem Orte des Einschnittes in die Harnblase, welcher sowol von der vordern Fläche des Unterleibes als auch von dem untersten Theile desselben, dem Mittelfleische, aus oder endlich durch den Mastdarm gemacht werden kann.

Lithotritie oder Lithontripsie, d. h. Steinzermalmung oder Steinzertrümmerung, heißt dasjenige chirurgische Verfahren, wodurch man Steine in der Harnblase (s. Stein) durch gewisse Instrumente, mit welchen man durch die Harnröhre zu den Steinen gelangt, in so kleine Stücke zertheilt, daß diese entweder zugleich mit dem Urin ausgestoßen oder noch innerhalb der Harnblase selbst aufgesogen werden können. Die Operation des Steinschnittes (s. Lithotomie) schien von jeher den Ärzten mit so großer Gefahr verbunden, daß man Mittel aufsuchte, den Stein auf andere Weise zu entfernen. Zu diesem Zwecke schlug man viele sogenannte steinauflösende Arzneimittel (remedia lithontriptica) vor, deren Anwendung auch hier und da von gutem Erfolge gewesen zu sein scheint, in den meisten Fällen jedoch die von ihr gehegten Erwartungen täuschte. Auch gelangen verschiedene Versuche, den Stein auf gewaltsame Weise, aber ohne blutige Operation zu zertrümmern und so die Krankheit zu heilen; allein die Schwierigkeit des Unternehmens und die Unsicherheit des Gelingens hinderten eine allgemeinere Verbreitung des dabei befolgten Verfahrens. Endlich gelang es nach vielen Versuchen dem pariser Arzte Civiale (s. d.), ein Verfahren auszumitteln und Instrumente zu erfinden, wodurch er die Möglichkeit, mit sicherm Erfolge eine solche Operation auszuführen, nachwies. Er machte seine Erfindung im J. 1823 öffentlich bekannt und operirte selbst mit solchem Glück, daß er bald viele der ausgezeichnetsten Chirurgen, welche Gelegenheit hatten, sich in der neuen Methode zu üben, unter seine Anhänger zählte. Das von ihm angegebene Instrument besteht aus einer geraden katheterartigen (s. Katheter) silbernen Röhre, 8—10 Z. lang und 3½ Linie im Durchmesser haltend, die aber am untern Ende offen ist und in welcher sich eine zweite Röhre befindet, deren unteres Drittheil in drei aus elastischem Stahle gearbeitete und an ihrem Ende leicht umgebogene Arme getheilt ist, welche, sobald sie aus der äußern Röhre

hervortreten, auseinanderweichen und so eine Art Zange mit drei Fängen darstellen. Innerhalb dieser Röhre ist wieder ein Bohrer verborgen, der ziemlich beweglich sein muß. Hierzu kommen noch verschiedene weniger wesentliche Apparate, welche durch Fixirung des Instrumentes und Angabe der Beschaffenheit des Steines der Operation mehr Sicherheit geben. Diese selbst wird nun, abgesehen von den Vorbereitungen, als Gewöhnung der Harnröhre an die Aufnahme dieses etwas umfangreichen Instrumentes, Einspritzungen in die Blase u. s. w., auf die Art bewerkstelligt, daß man die Röhre, in welcher die beiden andern Instrumentstücke verborgen liegen, durch die Harnröhre bis in die Blase und an den Stein führt, hierauf vorsichtig die zweite Röhre vorschiebt und sich mittels der Fänge derselben des Steines bemächtigt und ihn festhält, sodaß der nun vorwärts bewegte und gedrehete Bohrer die Zertrümmerung ausführen kann. Das Instrument wird sodann, nachdem Bohrer und Fangzange an ihren frühern Ort zurückgezogen werden sind, herausgenommen und die Operation in Zwischenräumen von mehren Tagen so oft wiederholt, bis sich keine Steine mehr finden. Die Instrumente sowie die Operationsmethode selbst haben durch Amussat, Leroy, Meirieux, Heurteloup, Wattmann, Wenzl, Jacobson u. A. noch mancherlei Veränderungen erfahren, welche sich jedoch sämmtlich auf dasselbe Princip stützen. Zwar gibt es noch Fälle, in denen die Lithotritie nicht angewendet werden kann und deshalb der Steinschnitt vorzuziehen ist, jedoch ist die Ausführung der letztern Operation durch die Erfindung der erstern bedeutend eingeschränkt worden.

Lithurgik nennt man die Lehre von der mechanischen Verarbeitung und Benutzung der Producte des Mineralreichs, also mit Ausschluß der Hüttenkunde, obgleich der Name diese Beschränkung nicht gibt. Sehr brauchbar ist Blum's „Lithurgik" (Stuttg. 1840). — Lithurgik in kirchlicher Beziehung, s. Liturg.

Litisdenunciation ist diejenige processualische Handlung, durch welche die eine Partei, in der Regel der Beklagte, einen Dritten, an den sie Regreßansprüche hat, von dem erhobenen Rechtsstreite in Kenntniß setzt und ihn zur Unterstützung in der Vertheidigung des ihr bestrittenen Rechts auffodert. Dies ist dann unbedingt nothwendig, wenn der betreffenden Partei eine Sache, die sie von einem Dritten erworben hat, von einem Vierten wieder evincirt werden soll; hier kann der Besitzer nur Ersatz von seinem Vormanne fodern, wenn er ihm „litem denuncirt" hat.

Litoräle, d. i. Küstenland, heißt vorzugsweise das ungar. Küstenland, das sich in einer Länge von ungefähr sechs Meilen am Adriatischen Meere an der nördlichsten Küste Dalmatiens von Fiume im Norden bis Novi im Süden hinzieht, 6½ □M. mit 20000 E. enthält. Die Hauptstadt ist Fiume (s. d.); als Freihäfen sind zu erwähnen die Städte Buccari (s. d.) und Porto Ré mit 1700 E. und zwei Castellen, die den Hafen schützen. Das Litorale gehörte früher zu dem Militairdistricte von Kroatien; Kaiser Joseph II. schlug es 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel und den Abzug der ungar. Landeserzeugnisse zu befördern. Von 1809—14 stand es unter franz. Herrschaft und machte einen Theil der Illyrischen Provinzen aus; im J. 1814 kam es wieder an Östreich, doch wurde es erst 1823 von neuem mit Ungarn vereinigt.

Litötes (griech.), eigentlich Geringfügigkeit, heißt eine rhetorische Figur, nach welcher man einen scheinbar verkleinernden Ausdruck wählt, um die Sache desto mehr hervorzuheben, z. B. „nicht ungeübt" statt „sehr erfahren", „nicht häßlich" statt „angenehm". Häufig bedient man sich der Litotes aus Bescheidenheit, besonders im Gebrauche der Deminutiva, bisweilen auch in der Ironie. (S. Meiosis.)

Litre, s. Maße und Gewichte.

Littrow (Jos. Joh. Edler von), einer der populairsten Astronomen, wurde am 13. März 1781 zu Bischoff-Teinitz in Böhmen geboren, wo sein Vater als Kaufmann noch gegenwärtig lebt. Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte sich seine Gesundheit so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch zugleich die letzte war. Aus der Schule seines Geburtsortes kam er 1794 auf das Gymnasium zu Prag, wo er auch von 1798 an studirte und im Vereine mit mehren Andern die „Propyläen" herausgab. Mit vielen seiner Mitschüler trat er in die Legion, ein vom Erzherzog Karl errichtetes militairisches Corps, nach dessen Auflösung im J. 1801 er wieder zu

den Studien zurückkehrte. Die damals in der Blüte stehende Naturphilosophie beschäftigte ihn eine geraume Zeit, bis er endlich die Hoffnung aufgab, auf diesem Wege zu einem fördernden Resultate zu gelangen. Er hatte sich der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneikunde und selbst der Theologie versucht, ohne jedoch an einem dieser Fächer bleibendes Behagen finden zu können. Im J. 1803 wurde er Erzieher der beiden jungen Grafen Rénard in Schlesien. Seit dieser Zeit widmete er sich ganz der schönen Literatur und später der Mathematik und Astronomie, mit welchen beiden Wissenschaften er sich blos als Autodidakt bekannt gemacht hatte. Er erhielt 1807 die Professur der Astronomie an der Universität zu Krakau, 1809 dieselbe an der Universität zu Kasan und hierauf auch die Mitgliedschaft der Akademie zu Petersburg. Nachdem er 1816 aus Rußland zurückgekehrt, wurde er zunächst Director der neuen Sternwarte bei Ofen in Ungarn, und 1817 Director der wiener Universitätssternwarte, um die er sich bei der ihm eigenen Thätigkeit die größten Verdienste erwarb. Seine Vorlesungen zeigten ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Der Schule längst entwachsene Männer, sowie Ausländer zogen alljährlich nach Wien, um seinen angenehmen, faßlichen Vorträgen beizuwohnen. Die seltene Gabe seines trefflichen Vortrages kam ihm auch bei den Versammlungen deutscher Naturforscher in Hamburg, Breslau, Jena, Bonn und Wien sehr zu statten, wo er in seinen Reden zeigte, wie sehr er es verstand, der Führer eines Vereins selbst solcher Männer zu werden. Neben mehren auswärtigen Rufen, die er ablehnte, und vielen andern Auszeichnungen, wurde er 1837 in den östr. Adel erhoben, und in demselben Jahre Director der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Er starb am 30. Nov. 1840. Ihm gebührt der Ruhm eines liebenswürdigen, durch und durch ehrenhaften Charakters. Die Leichtigkeit und treffliche Behandlung, mit der er das Schwierigste darzustellen vermochte, und der schöne, echtdeutsche Stil erinnern an die großen Muster, Euler und Lessing, denen er in dieser Beziehung nachstrebte. Ihm gebührt die Ehre der Erfindung der dialytischen Fernröhre. An Fruchtbarkeit hat er als mathematischer Schriftsteller wenige seines Gleichen. Seine vorzüglichsten Schriften sind „Über Multiplicationskreise" (Prag 1820); „Theoretische und praktische Astronomie" (3 Bde., Wien 1821—27); „Höhenmessungen durch Barometer" (Wien 1821); „Analytische Geometrie" (Wien 1823; lat., Wien 1828); „Populaire Astronomie" (2 Bde., Wien 1825; ital., Bologna 1840); „Elemente der Algebra und Geometrie" (Wien 1827); „Kalendariographie" (Wien 1828); „Lebensrenten und Witwenpensionen" (Wien 1829); „Dioptrik" (Wien 1830); „Vergleichung der Maße, Gewichte und Münzen" (Wien 1832); „Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Wien 1833); „Chorographie" (Wien 1833); „Die Doppelsterne" (Wien 1835); „Über Kometen" (Wien 1834; 2. Aufl., 1835); „Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation" (Wien 1835); „Gesammte Mathematik" (Wien 1838); „Nebelmassen des Himmels" (Wien 1837); „Gnomik" (Wien 1838); „Atlas des gestirnten Himmels" (Stuttg. 1839; 2. Aufl., 1841); „Geschichte der inductiven Wissenschaften" (3 Bde., Stuttg. 1840—42); „Kalender für alle Stände" (Wien 1831—42); „Die Wunder des Himmels" (Stuttg. 1842), sein populairstes Werk, und die „Annalen der Sternwarte zu Wien" (20 Bde., Wien 1821—41, Fol.). — Sein ältester Sohn, Karl Ludw. Edler von L., war ihm seit 1831 als Adjunct zur Seite gestellt und übernahm nach des Vaters Tode die Direction der Sternwarte.

Liturg hieß bei den Griechen Derjenige, der ein öffentliches Amt übernahm und auf seine Kosten verwaltete. Von den Prytaneen (s. d.) ging das Wort in die Tempel über und später brauchte man es ausschließend im kirchlichen Sinne, daher man mit Liturgie die Formen und die Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes in der christlichen Kirche bezeichnet. Im engern Sinne nennt man auch solche Bücher und Formulare Liturgien, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie der griech. Kirche folgt dem sogenannten Kanon des heil. Chrysostomus; die der röm.-katholischen Kirche ist größtentheils das Werk Gregor's I. (s. d.), der sie in seinem Meßkanon festsetzte. Die Reformation hatte in der protestantischen Kirche auch eine neue Liturgie zur Folge, die der Anordnung des katholischen Meßritus entsprach und größtentheils die deutsche Sprache einführte; doch hat sich dieselbe vielfach geändert durch neueingeführte Kirchenagenden (s. d.). Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen

Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche ebenso viel Geschmack als Sinn für Religion und Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt. (S. Gottesdienst.)

Liutprand oder Liudprand, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Italiener, geb. um 922, bildete sich am Hofe König Hugo's und trat nach dessen Vertreibung im J. 945 in die Dienste seines Nachfolgers Berengar, in dessen Auftrage er als Gesandter nach Konstantinopel ging, bei dem er aber doch um 955 in Ungnade fiel, worauf er sich nach Deutschland wendete. Hier lebte er in Frankfurt am Main, bis er 961 dem Kaiser Otto I. auf seinem Zuge nach Italien folgte. Er wurde hierauf Bischof von Cremona und war 963 auf der großen Synode zu Rom. Am bekanntesten wurde er indeß durch seine abermalige Gesandtschaft an den Hof zu Konstantinopel im J. 968 im Auftrage Kaiser Otto's I., die den Zweck hatte, dem Kaiser den Besitz von Unteritalien zu sichern und dessen Sohn mit Theophania, der Tochter des Kaisers Nicephorus, zu vermählen, aber erfolglos blieb. Er starb um 970. Seine „Antapodosis, i. e. retributio" in sechs Büchern, die er theils in Italien, theils zu Frankfurt schrieb, reicht vom J. 886 bis 948, abgesehen von dem von Einigen für unecht gehaltenen Anhange. Nächstdem schrieb er „De rebus gestis Ottonis Magni Imp." und „De legatione constantinopolitana". Einige andere ihm beigelegte Schriften scheinen unecht. Er schöpfte seine Nachrichten aus eigener Anschauung und den Berichten von Augenzeugen. Obschon seine Glaubwürdigkeit wiederholt in Zweifel gezogen worden ist, so muß man ihm doch in Beziehung auf seine Nachrichten über deutsche Angelegenheiten das Lob der Treue und Zuverlässigkeit zugestehen; weniger aber kann man dies in Betreff seiner Mittheilungen über Italien. Sein Stil ist lebendig, die Sprache incorrect. Seine geschichtlichen Werke wurden zugleich mit dem Widukind von Frecht (Bas. 1532), dann von J. Reuber in den „Scriptores rerum germ." (Erf. 1584; neue Aufl., 1726, Fol.); der Gesandtschaftsbericht zuerst von P. Canisius (Ingolst. 1609, 4.) und zuletzt von Hase als Anhang in seiner Ausgabe des Leo Diakonus (Bonn 1828) herausgegeben. Die neueste und beste Ausgabe seiner sämmtlichen echten Werke besorgte Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 3, Hannov. 1839, Fol.). Vgl. Köpke, „De vita et scriptis Liutprandi" (Berl. 1842).

Livadien heißt jetzt nach der Stadt Livadia oder Lebadea, im alten Böotien am Fuße des Helikon, das alte Hellas (s. d.) oder Mittelgriechenland. Es wird begrenzt im Norden von Thessalien und Epirus, im Süden vom Meerbusen von Korinth und Agina, im Osten vom Ageischen und im Westen vom Jonischen Meere, umfaßt die alten Landschaften Attika, Megaris, Böotien, Phocis, Lokris, Doris, Ätolien und Akarnanien und bildet jetzt den nördlichen, continentalen Theil des Königreichs Griechenland (s. d.).

Liverpool, nach London die größte brit. Handelsstadt, der Bevölkerung nach die dritte Stadt in England, in der Grafschaft Lancaster, am Ausflusse des schiffbaren Mersey in das Irländische Meer, hat 223000 E., die vorzüglich mit Handel, namentlich in Baumwolle, wovon jährlich an 10 Mill. Ballen umgesetzt werden, ferner mit Schiffahrt, aber auch mit Gewerben aller Art, Tabacksspinnen, Zuckersieden, Bierbrauen, Eisengießen u. s. w. sich beschäftigen. Mit allen wichtigen Häfen Großbritanniens, sowie mit Amerika, Ost- und Westindien und Brasilien ist L. durch Dampf- und Packetbootsverkehr, mit den großen Fabrikstädten des Inlandes durch Kanäle oder Eisenbahnen in Verbindung gebracht. Nach Manchester, dessen Hafen es gleichsam bildet, führt eine höchst kunstreiche Eisenbahn, die auf hohen Dämmen durch tiefe Moräste und Thäler und mittels eines 6700 Schritt langen, mit Gas erleuchteten Tunnels unter der Stadt weg zum Hafen sich zieht. Man rechnet, daß die Stadt den zwölften Theil der Schiffahrt Großbritanniens, den vierten Theil des auswärtigen Handels, die Hälfte des Handels von London und fünf Achtel des afrikan. Handels von Großbritannien besitzt. Sie hat 17 Dampfboote und mehr als 1000 eigene Schiffe und jährlich laufen über 12000 Schiffe in den Hafen ein. Amphitheatralisch liegt sie an einen Hügel gebaut in einer Landschaft, die mit niedlichen Landhäusern geschmückt ist; der schönste Stadttheil ist der östliche, mit dem Wallgarten auf dem Mount pleasant, einem der besuchtesten Spaziergänge, von welchem aus man die Stadt selbst, den Hafen und die Landhäuser übersehen kann. Der Hafen mit 25 Docks, von welchen der Princes-, Clarence- und Wellington-Docks die schönsten sind, ist ein Meisterstück der Kunst, und die

hier befindlichen Waarenspeicher haben zum Theil 12—13 Stockwerke. Auf den Werften arbeiten in der Regel gegen 3000 Zimmerleute; die größte Thätigkeit aber herrscht hier zur Kriegszeit, da in L. die meisten Kaperschiffe ausgerüstet werden. Neben 14 anglikanischen Kirchen hat sie eine schot. Kirche, drei Kapellen für Dissenters, vier für Methodisten, zwei für Anabaptisten, drei katholische, eine Quäkerkapelle und eine Synagoge. Die ansehnlichsten Gebäude sind das Stadthaus mit einer prächtigen, durch korinth. Säulen gezierten Façade, über welcher sich eine kühne, leichte Kuppel erhebt; die Börse, ein drei Stockwerk hohes, drei Seiten eines Vierecks bildendes Gebäude, vor welchem ein dem Lord Nelson errichtetes Denkmal steht; der prächtige Verkaufsbazar, welcher einen Flächeninhalt von 12300 □Ellen hat, mit Gas erleuchtet und durch 116 eiserne Pfeiler in fünf Gänge abgetheilt wird, und die St.-Georgskirche, deren Dach, Fenster, Thüren, Pfeiler, Galerie und Emporkirche ganz aus Gußeisen sind. Unter den vielen literarischen Anstalten sind zu nennen das 1799 eröffnete Athenäum, ein schönes, drei Stock hohes Haus, wo man alle engl. Zeitschriften und eine Bibliothek findet; das Lyceum, eine ähnliche Anstalt, ebenfalls mit einer Bibliothek; der berühmte botanische Garten, den man für den schönsten und reichsten in England hält; das königliche Institut, wo die schönen und die mathematischen Wissenschaften gelehrt werden, und viele gelehrte Vereine. Auch gibt es in L. eine treffliche Blindenunterrichtsanstalt, ein gut eingerichtetes Krankenhaus mit einer besondern großen Abtheilung für Seeinvaliden und deren Frauen und Kinder, mehre Armenhäuser und andere wohlthätige Anstalten. L. war 1595 ein Ort von 130 Häusern; im J. 1700 zählte es 5000 E., 1730 schon 12000, 1760 bereits 26000, 1770 gegen 56000, und 1811—21 stieg die Einwohnerzahl auf 142000. Auch in neuester Zeit noch schreitet die Bevölkerung in gleichem Maße wie früher fort, nur daß dieselbe sich jetzt mehr über die benachbarten Dörfer verbreitet und diese zu großen Flecken anschwellt. Ein volles Fünftel der Bevölkerung wohnt in engen, dunkeln und feuchten Kellern, deren es 7862 in der Stadt gibt, oder in den 2270 Höfen (courts), welche kleine Plätze sind, die, nach allen vier Seiten zugebaut, nur einen schmalen, meist überwölbten Zugang haben. Der Verkehr in dem Hafen von L. hat sich zwischen 1818—43 vervierfacht.

Liverpool (Charl. Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von), ein brit. Staatsmann, geb. am 10. Mai 1727 in der Grafschaft Oxford, der Sohn des Oberst Jenkinson, studirte auf der Universität zu Oxford, machte sich zeitig als Dichter und Publicist bekannt und erhielt bei Lord Bute, dem Günstlinge Georg's III., die Stelle eines Privatsecretairs. Da er als ein brauchbares Talent das Vertrauen Bute's erwarb, so erhob ihn derselbe nach dem Eintritt ins Ministerium 1761 zum Unterstaatssecretair. Zugleich trat Jenkinson für den Flecken Cockermouth ins Parlament, wo er mit lebhafter Beredtsamkeit die Politik seines Gönners vertheidigte. Er wurde hierauf Schatzmeister der Artillerie, dann Secretair des Schatzes, legte aber dieses Amt nieder, als 1765 an Grenville's Stelle Rockingham die Leitung der Geschäfte übernahm. Als das wirksamste und gefürchtetste Mitglied der Camarilla, welche den König umgab, mußte er fortan den Haß und den Spott der patriotischen Partei erdulden. Unter der Verwaltung Grafton's wurde er 1766 wieder Schatzsecretair, 1767 Lord der Admiralität und 1772 unter dem Ministerium North Viceschatzmeister von Irland. Seinem geheimen Einfluß schrieb man ganz besonders das Verfahren und den Krieg gegen die nordamerikan. Colonien bei, und 1778 übernahm er auch das Departement des Kriegs, das er unter heftigen Debatten bis 1782, wo sich das Cabinet auflöste, behielt. Unter der Verwaltung Pitt's wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster, 1786 Baron Hawkesbury und Präsident des Handelsraths, 1796 aber Graf von L. Kränklichkeit halber mußte er 1801 sein Amt niederlegen. Er starb am 17. Dec. 1808. Unter Anderm gab er eine Sammlung der Friedensverträge von 1648—1783 heraus (3 Bde., Lond. 1785). — Sein Sohn, Rob. Banks Jenkinson, Graf von L., geb. am 7. Juni 1770, war gleich dem Vater durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnet. Nachdem er seine Studien zu Oxford vollendet, ging er auf Reisen und wohnte in Frankreich den ersten Ereignissen der Revolution bei. Nach der Rückkehr kam er 1791 ins Unterhaus und zeigte sich hier als gemäßigter Tory und Anhänger der Regierung. Im J. 1796 wurde er Geh. Rath und Mitglied des Handelsraths. Als solcher vertheidigte er mit

großer Gewandtheit die Politik des Ministeriums Pitt in Sachen des Handels und der Finanzen, wegen der Union Irlands und wegen des Kriegs mit Frankreich. In dem Ministerium Addington übernahm Lord Hawkesbury, wie er damals hieß, die auswärtigen Angelegenheiten, nach der Unterzeichnung des Friedens von Amiens aber das Departement des Kriegs und der Colonien. Als Pitt 1804 wieder ans Staatsruder trat, übertrug ihm derselbe die Verwaltung des Innern, welche er auch bis zum Tode seines Freundes und Meisters im J. 1806 führte. An den einander folgenden Ministerien Addington und Grey nahm er keinen Theil, wol aber fiel ihm 1807 unter Portland die Verwaltung des Innern nochmals zu und 1809 wurde er nach dem Streite zwischen Castlereagh und Canning der Nachfolger des Letztern im Departement des Auswärtigen. Mit dem Tode seines Vaters gelangte er 1808 zu der Pairschaft und zu dem Titel eines Grafen von L. Als nach Perceval's Ermordung im J. 1812 die Reorganisation des Ministeriums vor sich ging, trat er als erster Lord des Schatzes an die Spitze der neuen Verwaltung. Der Eintritt Canning's im J. 1815 veränderte zwar den politischen Charakter dieses Cabinets, jedoch sicherte man dessen Bestand, indem man die Lösung der Hauptfragen im Innern, z. B. die Katholikenemancipation, fallen ließ. L. handelte die lange, ereignißreiche Zeit hindurch, in welcher er der Verwaltung seinen Namen lieh, mit großer Mäßigung und Gewissenhaftigkeit und erwarb sich dadurch das Zutrauen der Parteien. Einen Stoß erlitt jedoch seine Popularität, als er 1820 den Proceß der Königin Karoline (s. d.) vor das Parlament brachte. Ein Schlagfluß, der ihn im Febr. 1827 traf, machte ihn für die Geschäfte unfähig, sodaß er Canning das Staatsruder überlassen mußte. Er starb kinderlos auf seinem Landgute Combewood am 4. Dec. 1828. Als Redner besaß er wenig Glänzendes; allein seine Vorträge stützten sich auf die vollständigste Entwickelung der Sachlage und sind darum für die Zeitgeschichte von großer Bedeutung. — Seine Würden gingen auf seinen Bruder Charl. Cecil Cope Jenkinson über, geb. 1784, der im Sept. 1841 zum Großmeister des königlichen Hauses ernannt wurde. Vgl. „Memoirs of the public life and administration of L." (Lond. 1827).

Livia Drusilla, die Gemahlin des Kaisers Augustus, war die Tochter des Livius Drusus Claudianus, der durch Adoption wahrscheinlich des M. Livius Drusus (s. d.), der 91 v. Chr. das Volkstribunat bekleidete, aus dem Geschlecht der Claudier in das der Livier getreten war, und, im J. 43 geächtet, sich nach der Schlacht bei Philippi selbst den Tod gab. Augustus, von ihrer Schönheit gefesselt, heirathete sie, nachdem er seine eigene Gemahlin Scribonia verstoßen und den ersten Gemahl der L., Tiberius Claudius Nero, der mit ihr den nachmaligen Kaiser Tiberius und den Nero Claudius Drusus (s. d.) zeugte, gezwungen hatte, sich von ihr zu scheiden. Stolz, schlau und herrschsüchtig übte sie auf Augustus großen Einfluß, der nach dem Tode der Octavia, des Agrippa und Mäcenas noch wuchs. Ihr Streben war, die Nachfolge ihren Söhnen, nach Drusus' Tode im J. 9 v. Chr. dem Tiberius, zu sichern, und sie scheute kein Mittel, um dies zu erreichen. Schon der Tod des Marc. Claudius Marcellus, des Eidams und Neffen des Augustus, im J. 23 v. Chr., wurde ihr Schuld gegeben. Julia (s. d.), die Tochter des Kaisers von der Scribonia, wurde auf ihr Anstiften im J. 2 v. Chr. verbannt. Die Söhne derselben, Lucius und Cajus Cäsar, räumte sie im J. 2 und 4 n. Chr. durch Gift hinweg, worauf sie den Augustus bewog, durch Adoption den Tiberius in das julische Geschlecht aufzunehmen. Den Agrippa Postumus, den Sohn der Julia, der zugleich adoptirt worden war, traf im J. 7 Verbannung. Von Augustus, an dessen Tod im J. 14 sie ebenfalls Schuld gehabt haben soll, wie sie ihn, bis die nöthigen Vorkehrungen für Tiberius als Nachfolger getroffen waren, verheimlichte, wurde sie durch sein Testament, das sie und Tiberius zu Haupterben ernannte, in das julische Geschlecht aufgenommen, und daher hieß sie nun Julia Augusta. Tiberius selbst wagte, obwol feindselig gegen sie gesinnt, nichts gegen sie zu unternehmen. Sie half ihm im J. 19 n. Chr. den Germanicus (s. d.), ihren Enkel von Drusus, aus dem Wege räumen und blieb mächtig, bis sie 86 Jahre alt im J. 29 n. Chr. starb. — Ihre Enkelin Livia oder Livilla, eine Tochter des Drusus, war erst an Cajus Cäsar, dann an Drusus (s. d.) des Tiberius Sohn, verheirathet, den sie, mit Sejanus (s. d.), ihrem

Buhler, verbunden, im J. 23 ermordete; später wurde sie in des Sejanus Sturz verwickelt und 31 n. Chr. hingerichtet.

Livingston (Edward), ein berühmter Staatsmann und Rechtsgelehrter der Vereinigten Staaten, stammte aus der alten schot. Familie, die im 17. Jahrh. zum Theil an die Ufer des Hudson auswanderte, und wurde 1764 in der Colonie Neuyork geboren. Sein Vater war daselbst Mitglied eines Gerichtshofs, verlor aber das Amt, weil er mit seiner zahlreichen Familie die Rechte der Colonien gegen das Mutterland vertheidigte. Edward, der jüngste von neun Geschwistern, verlebte seine Jugend unter den Eindrücken des Freiheitskampfes und widmete sich erst mit Eintritt des Friedens einem regelmäßigen und ausgebreiteten Rechtsstudium. Er hatte sich bereits mehre Jahre zu Neuyork als tüchtiger Advocat bewährt, als ihn 1794 seine Mitbürger zum Congresse schickten. Hier gehörte er der Partei der Demokraten an und bekämpfte den Vertrag mit England, sowie die Einführung einer Fremdenbill. Als seine Partei mit der Präsidentschaft Jefferson's die Oberhand gewann, wurde er 1802 Staatsanwalt für Neuyork und zugleich erste Magistratsperson für die Stadt gleiches Namens. In letzterer Eigenschaft bewies er besonders Muth und Hingebung, indem er auf seinem Posten verharrte, während die Bevölkerung vor dem Gelben Fieber floh. Durch diese Katastrophe in seinem Vermögen zurückgekommen, wanderte er um 1804 nach Luisiana aus, dessen Abtretung an die Vereinigten Staaten sein Bruder mit Frankreich verhandelt hatte. Er widmete sich dem Landbau, trat zugleich zu Neuorleans als Advocat auf und erwarb sich große Verdienste um die städtische Gesetzgebung. Während der Invasion der Engländer vertauschte er die Feder mit dem Schwerte, wurde der Adjutant seines Freundes Jackson (s. d.) und zeichnete sich beim Angriff vom 22. Dec. 1814, sowie im Treffen vom 8. Jan. 1815 rühmlich aus. Mit dem Frieden widmete er sich wieder der Advocatur. Im J. 1821 erhielt er von der Gesetzgebenden Versammlung Luisianas den Auftrag, einen Strafcodex zu entwerfen. Bereits hatte er diese Arbeit vollendet, als ihm 1824 das Manuscript durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde; erst nach zweijährigen Anstrengungen gelang es ihm, den Entwurf wiederherzustellen. Dieses einfache, auf brit. und franz. Recht gegründete Gesetzbuch ist auch theilweise von Brasilien, von der Republik Guatemala aber ganz angenommen worden und zeichnet sich besonders durch die Abschaffung der Todesstrafe und Einführung des Pönitenziarsystems aus. L. wurde nun mehrmals als Abgeordneter zum Congreß geschickt, und nachdem Jackson zur Präsidentschaft gelangt, erhielt er 1831 das Amt eines Staatssecretairs. In dieser Eigenschaft nahm er an den Kämpfen für den Zolltarif und gegen das Bankprivilegium den lebhaftesten Antheil. Im J. 1833 ging er als bevollmächtigter Minister nach Paris, wo er mit großem Eifer und anscheinend ohne Rücksicht auf die Dienste, die einst Frankreich seinem Vaterlande geleistet, die Schuldfoderung der Vereinigten Staaten ordnete. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr starb er am 23. Mai 1836 auf seinem Landgute Montgomery. — Sein älterer Bruder, Rob. L., geb. am 27. Nov. 1746, war beim Ausbruche der Zerwürfnisse mit dem Mutterlande Advocat zu Neuyork. Als Mitglied des ersten Congresses unterzeichnete er die Unabhängigkeitserklärung der Colonien. Im J. 1780 trat er in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und nach Annahme der Constitution erhielt er das Amt eines Kanzlers der Union. Als solcher nahm er am 30. Apr. 1789 Washington zum ersten Male den Präsidenteneid ab. Im J. 1801 ging er als Bevollmächtigter nach Frankreich und brachte bei dem ersten Consul die Abtretung Luisianas an die Vereinigten Staaten zu Stande. Hier lernte er seinen Landsmann Fulton (s. d.), den Erfinder der Dampfschiffahrt, kennen und führte denselben 1805 nach den Vereinigten Staaten zurück, wo die Erfindung sogleich Anwendung fand. Auch machte sich L. sehr verdient um die Einführung der Merinos, die Hebung des Ackerbaus, wie um die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung. Er starb am 26. März 1813.

Livius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, von welchem ein Zweig den Beinamen Drusus (s. d.) führt. Außer diesem ist namentlich M. Livius bekannt, der, weil er als Censor den Salzpreis erhöhte, den Beinamen Salinator erhielt. Er war im J. 219 v. Chr. mit Lucius Ämilius Paulus Consul, schlug die Illyrier, wurde aber darauf wegen ungerechter Vertheilung der Beute von dem Volke angeklagt und verurtheilt.

Vom Lande, wohin er tief beleidigt gegangen war, rief man ihn zurück, um ihm für das J. 207 das Consulat zu übertragen, das er mit Widerstreben annahm, aber zum Wohl des Staats führte, indem er den Hasdrubal, der seinem Bruder Hannibal zu Hülfe kam, am Metaurus mit seinem Collegen C. Claudius Nero vereinigt besiegte. Als er mit demselben im J. 204 Censor war, brach nicht nur die frühere Feindschaft zwischen Beiden aus, sodaß sie die censorischen Strafen gegeneinander anwendeten, sondern L. versetzte auch, um den früher erlittenen Schimpf zu rächen, alle Tribus der röm. Bürger, mit Ausnahme einer einzigen, die nicht für seine Verurtheilung gestimmt hatte, in den Strafzustand der Ärarier. Sein Freigelassener war Livius Andronicus (s. d.).

Livius Andronicus, der Vater der dramatischen und epischen Poesie unter den Römern, ein geborener Grieche, wahrscheinlich aus Tarent, und später Freigelassener des M. Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtet haben soll, lebte in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. und verfaßte nach griech. Mustern in einer noch ziemlich rauhen und ungebildeten Sprache und in dem altröm. saturninischen Versmaße außer einer Übersetzung der Odyssee und andern epischen Dichtungen namentlich eine große Anzahl von Trauerspielen, welche in Rom auf die Bühne gebracht wurden. Die Bruchstücke, die wir noch besitzen, sind zuletzt von Bothe in den „Poetae scenici lat." (Bd. 5, Halberst. 1823) gesammelt und von Düntzer (Köln 1835) besonders herausgegeben worden. Vgl. Osann, „De Livii Andronici vita" in den „Analecta critica" (Berl. 1816) und Döllen, „De vita Livii Andronici" (Dorp. 1838).

Livius (Titus), einer der vorzüglichsten röm. Geschichtschreiber, geb. zu Padua im J. 59 v. Chr., kam unter Augustus, dessen beständigen Schutzes er sich später erfreute, nach Rom, und kehrte nach dem Tode desselben wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. 18 n. Chr. starb und noch im 15. Jahrh. ein prachtvolles Denkmal erhielt. Ein bleibendes und schöneres Denkmal aber setzte er sich selbst durch seine röm. Geschichte, die, auf Sagen und ältere Schriftsteller, wie Fabius Pictor u. A., gegründet, den Zeitraum von der Ankunft des Äneas in Italien bis zum J. 10 v. Chr. umfaßt und deren Ausarbeitung ihn über 20 Jahre beschäftigte. Dieses Geschichtswerk ist mit pragmatischer Kunst und in einer vollendeten rednerischen Form geschrieben, obgleich Asinius Pollio nach dem Zeugnisse Quinctilians eine gewisse Patavinität, d. h. sprachliche Eigenthümlichkeiten des Geburtsortes des L., darin entdecken wollte. Es bestand ursprünglich aus 142 Büchern, die man später wieder nach Dekaden, d. h. Abtheilungen von zehn Büchern, bezeichnete, von denen aber nur im Ganzen 35 Bücher, nämlich die zehn ersten und das 21.—45., sich erhalten haben, während von den übrigen Büchern nur kurze Inhaltsanzeigen oder Auszüge, die sogenannten „Argumenta" oder „Epitomae", vorhanden sind, die man dem Florus (s. d.) zuschreibt und die in neuerer Zeit von Freinsheim (s. d.) zur Verfertigung seiner Ergänzungen oder „Supplementa" benutzt worden sind. Die Bemühungen der spätern Gelehrten, das Werk des L. in seiner Vollständigkeit herzustellen, sind nur zum Theil von Erfolg gewesen, da bis jetzt nur die fünf letzten Bücher aus einer Handschrift der Bibliothek des Klosters Lorsch bei Worms durch Sam. Grynäus (Bas. 1531) und in neuester Zeit Stücke von einzelnen Büchern, namentlich das 33. Buch aus einer bamberger Handschrift, zuletzt von Kreyssig (Meiß. 1839), bekannt gemacht worden sind. Nach der ersten Ausgabe (Rom 1469, Fol.) wurden die Werke des L. am besten bearbeitet von J. F. Gronov (3 Bde., Leyd. 1645 und Amst. 1679), Clericus (10 Bde., Amst. 1710), Drakenborch (7 Bde., Amst. und Utr. 1730—46, 4; wieder abgedruckt, 15 Bde., Stuttg. 1820—28) und zuletzt von Alschefski (Bd. 1—3, Berl. 1841 fg.). Unter den Handausgaben nennen wir die mit einem „Glossarium Livianum" versehene Ausgabe von A. W. Ernesti (5 Bde., Lpz. 1769; zuletzt verbessert von Kreyssig, Lpz. 1823—27), die von Stroth und Döring (7 Bde., Gotha 1796—1813), von Ruperti (7 Bde., Gött. 1807—9), von Baumgarten-Crusius (3 Bde., Lpz. 1825—26), von Raschig, mit J. Bekker's Textrecension (3 Bde., Berl. 1829—30) und die kleinere Ausgabe von Alschefski (4 Bde., Berl. 1842—43). Gute deutsche Übersetzungen besitzen wir von Konr. Heusinger (5 Bde., Braunschw. 1821) und Örtel (8 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1844). Vgl. Kruse, „De fide Livii recte aestimanda" (2 Abth., Lpz.

1812, 4.); Lachmann, „De fontibus historiarum T. Livii" (2 Abth., Gött. 1822—28, 4.) und Söltl, „Titus L. in seiner Geschichte" (Münch. 1832).

Livorno, die erste Handelsstadt Italiens, im Gebiete von Pisa des Großherzogthums Toscana, am Mittelländischen Meere, in einer niedrigen, durch Kunst trocken gelegten Gegend, hat etwa ¾ Stunden im Umfange und wird zum Theil von Kanälen durchschnitten, auf denen die Waaren bis zu den Magazinen gelangen können, weshalb man es auch Neu-Venedig nennt. Die Straßen sind gerade und gutgepflastert, aber enge und durch die hohen Häuser dunkel. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinanda, welche, die kolossale Piazza d'Armi durchschneidend, sich mitten durch die Stadt bis zum Hafen zieht. Die Häuser sind von Stein gebaut; doch fehlt es, da die Blüte der Stadt erst aus neuerer Zeit datirt, den großherzoglichen Palast ausgenommen, an Palästen, wie man sie in andern ital. Städten findet. Zwischen der Stadt und den sie umgebenden Vorstädten ist ein schöner langer Spaziergang, gli Sparti genannt; der beliebteste Spaziergang aber ist die Ardenza an der Meeresküste. Der Hafen, die Darsena, ist nicht groß, aber sicher, die Rhede sehr geräumig. Sie wird durch zwei feste Thürme, auf Felsenklippen im Meere, und durch ein altes Castell geschützt und hat auch einen Leuchtthurm. Um den Hafen zieht sich ein gemauerter Molo von 600 Schritt Länge. Auf dem Platze vor dem Hafen steht die kolossale Marmorstatue des Großherzogs Ferdinand's I. Den Hafen und die Rhede, wo die meisten Schiffe liegen, verbindet eine Brücke. Die Stadt hat außer ihren sieben Pfarrkirchen auch protestantische, griech. und armenische Bethäuser, eine Synagoge und eine Moschee, sowie mehre Theater, ein Arsenal und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantaineanstalt mit drei Lazarethen. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 80000, darunter 4500 Juden, die im Besitze großer Freiheiten sind, aber in einem besondern Quartier wohnen, ferner Griechen, Armenier und Türken. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und besitzt zahlreiche wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten. Sie hat große Salz-, Tabacks- und schön eingerichtete Olmagazine, Korallenfabriken, Rosogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- uud Tabackfabriken. Die Korallenfabriken allein liefern jährlich für mehr als 400000 Fl. Waaren. Der Handel, der besonders stark nach der Levante geht, ist meist in den Händen der Ausländer, namentlich der Engländer; die Armenier und Juden machen die Mäkler. Jährlich wird der Hafen von mehr als 6000 Schiffen besucht und den Werth der jährlichen Ein- und Ausfuhr schätzt man auf 35 Mill. Thlr. Auch der Commissions-, Speditions- und Wechselhandel ist sehr wichtig. Mit gutem Trinkwasser wird die Stadt von Pisa aus versehen, wohin zu diesem Behufe täglich kleine Schiffe gehen. L. war gegen Ende des 13. Jahrh. noch ein offener Flecken; erst seit der Zerstörung des Hafens von Pisa fing es an sich zu heben, besonders nachdem es 1421 an Florenz gekommen. Alessandro von Medici befestigte die Stadt und baute eine Citadelle; Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Seitdem hob sich die Stadt mehr und mehr, bis sie unter dem Großherzog Ferdinand I. zu Anfange des 17. Jahrh. sich zur bedeutenden Stadt emporschwang und nach und nach zu großem Wohlstand gelangte, der nur im Revolutionskriege und 1804 durch das Gelbe Fieber vorübergehend gestört wurde. In der Nähe der Stadt liegt der Monte Nero, ein reizender Hügel mit mehren Villen und einem Kapuzinerkloster, dessen reich geschmückte Kirche ein berühmter Wallfahrtsort ist.

Livre (libra gallica), eine franz. Rechnungsmünze, welche ihren Ursprung aus den Resten röm. Gebräuche herleitet, die aus den altgallischen in der Karolinger Gesetze übergingen. Die libra gallica berechnete man zu 20 solidi, eine Rechnung, die auch für Deutschland Geltung hatte, welches später statt der 20 solidi 20 Schillinge berechnete. In dem neuern franz. Münzwesen ist diese Berechnung beibehalten, und es gehen auf die Livre 20 Sous, wie in Italien 20 Soldi auf den Lire. Nicht zu verwechseln mit dieser libra gallica ist der Livre, welchen der Herzog von Orleans als Regent von Frankreich unter Ludwig XV. ausprägen ließ, eine Kupfermünze von der Größe eines Guldens, welche bei der damals herrschenden Geldnoth für einen Livre ausgegeben wurde.

Livrée wurde in Frankreich zunächst die Kleidung genannt, welche der König bei großen Hoflagern seiner Dienerschaft, sowie der der Königin und der Prinzen unentgeltlich

liefern ließ. Da die Ausgabe dafür später zu großen Summen sich steigerte, so hörte die unentgeltliche Lieferung auf, der Name blieb aber für die Kleidung der Bedienten.

Llanos werden im Norden Südamerikas die großen, zum Theil mit üppigem Graswuchs, zum Theil aber auch mit Flugsand bedeckten Ebenen genannt, welche, gewöhnlich von einem kräftigen Hirtenvolke, den Llaneros, bewohnt, zahlreichen Heerden aller Arten Thiere zum Aufenthalt dienen. Sie sind den südlichen Pampas (s. d.) und den nordamerikan. Savannen (s. d.) ähnlich, meist horizontal, sodaß das Auge keinen Gegenstand, als das weidende Vieh, hier und da eine Fächerpalme oder eine kleine Erhöhung durch Flötzschichten, auf welche sich bei Überschwemmungen die Thiere retten, zu erblicken im Stande ist. Sie liegen im Gebiete der Republik Venezuela, erstrecken sich vom südlichen Fuße des Caracasgebirgs, welches der Nordküste parallel läuft, bis an den Orinoco, und ihre Fortsetzung sind die von Humboldt bereisten Llanos de Casanare. Uneigentlich nennen ältere und nichtspan. Schriftsteller wol auch jene großen Ebenen Llanos, die in der Mitte Südamerikas, z. B. am Marañon, Rio negro, Ucayale, sich ausdehnen und theilweise sehr weit westlich reichen, wie die von Gonzalo Ximenes Quesada im J. 1541 entdeckten Llanos de San Juan, die aber insgesammt nichts weniger als Steppen, sondern mit dichten hochstämmigen Urwäldern überzogen sind.

Llorente (Don Juan Antonio), der Verfasser der ersten actenmäßigen Geschichte der span. Inquisition, geb. 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra in Aragonien, machte seinen philosophischen Cursus zu Tarragona und trat 1770 in den geistlichen Stand. Im J. 1776 erhielt er die Würde eines Baccalaureus der Rechte, sehr bald aber eine geistliche Pfründe zu Calahorra und 1779 mit Dispensation die priesterliche Weihe. Trotz seiner zum Theil weltlichen Studien wurde er von dem heiligen Gericht 1785 zum Geschäftsträger und 1789 zum ersten Secretair der Inquisition ernannt, jedoch als angeblicher Anhänger der franz. revolutionairen Grundsätze 1791 in seinen Sprengel zurückgesendet, wo er sich namentlich armer emigrirter franz. Geistlicher auf das Thätigste annahm. Nachdem Don Manuel Abad la Sierra Großinquisitor geworden, hatte L. in dessen Auftrage den Plan zu einer Reform des Inquisitionstribunals auszuarbeiten, den er nach Abad de Sierra's baldigem Sturze, als Jovellanos Minister der Justiz geworden, diesem in Madrid vorlegte. Jovellanos unterstützte die Sache; man wollte das Verfahren vor den Inquisitionstribunalen öffentlich machen und Alles kam jetzt darauf an, den Herzog von Alcudia (s. d.) für das Unternehmen zu gewinnen. Plötzlich aber wurde Jovellanos gestürzt, und die Inquisition blieb wie sie war. Man fing Briefe von L. auf, legte den unschuldigsten Ausdrücken einen falschen Sinn unter, verurtheilte ihn zu einmonatlicher Einsperrung in ein Kloster und entsetzte ihn seiner Stelle als Bevollmächtigter des heiligen Officiums. So lebte L. in Ungnade, bis man ihn 1805 nach Madrid zurückberief, worauf er 1806 Kanonikus an der Hauptkirche in Toledo und 1807, nachdem er seine adelige Abkunft bewiesen, Ritter des Karlsordens wurde. Im J. 1808 ging er auf Murat's Befehl nach Bayonne, wo er an der Entwerfung der neuen Verfassungsurkunde für Spanien Theil nahm. Deshalb von den Ultras verfolgt, mußte er nach der Restauration die Flucht ergreifen. Verbannt, seines Vermögens und seiner großen und trefflichen Bibliothek beraubt, lebte er nun bis 1822 in Frankreich. Allein der Haß der Finsterlinge gegen den verarmten Greis, der einst franz. emigrirte Geistliche freigebig unterstützt hatte, ging zuletzt so weit, daß die pariser Universität ihm verbot, die Zöglinge einer Pensionsanstalt im Spanischen zu unterrichten. Nachdem endlich durch die von ihm herausgegebenen „Portraits politiques des papes" der Grimm der Curialisten gegen ihn sich aufs Höchste gesteigert, mußte er im strengen Winter von 1822 binnen drei Tagen Paris und in kürzester Zeit Frankreich verlassen. Man gestattete ihm nicht einmal einen Rasttag. So starb er erschöpft kurz nach seiner Ankunft in Madrid, wo er, da damals noch die Cortes von 1820 geboten, sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, am 5. Febr. 1823. Sein Hauptwerk ist die „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" (4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, Gmünd 1819—21). Nächstdem sind noch zu erwähnen seine „Noticias historicas de las tres provincias bascongadas" (5 Bde., Madr. 1806—8); seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne, avec des pièces justificatives" (3 Bde., Par. 1815—19),

unter dem Namen R. Nelleto (das Anagramm von Llorente), ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung der Katastrophe in Spanien von 1808; und seine „Selbstbiographie" (Par. 1818). Auch gab er mehre gedruckte und ungedruckte Werke des Las Casas in franz. Übersetzung heraus (Par. 1822).

Lloyd (Henri), ein berühmter Parteigänger und Taktiker, geb. 1729 in der engl. Grafschaft Wales, wo sein Vater Landprediger war, trat sehr jung in brit. Militairdienste, nahm aber dann, da er sich keine Offizierstelle kaufen konnte, seine Entlassung und wurde Führer der Söhne des Herzogs von Drummond. Als Freiwilliger wohnte er mit ihnen 1745 der Schlacht bei Fontenoi bei; dann machte er mit ihnen eine Reise durch Deutschland. Nach einem längern Aufenthalte in Östreich, wo ihm seine taktischen Kenntnisse und sein militairischer Blick bald Gönner erwarben, wurde er Adjutant des Generals Lascy. Er machte einen Theil des Siebenjährigen Kriegs mit und stieg bis zum Oberstlieutenant. Händel, die er sich durch seinen rauhen Charakter zuzog, hinderten seine weitere Beförderung; er verließ die östr. Dienste und trat, trotz seiner Erklärung, dem Könige von Preußen nicht dienen zu wollen, unter die Fahnen dieses Monarchen und wurde Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem hubertusburger Frieden nahm er seinen Abschied und erhielt dann mehre geheime diplomatische Sendungen. An der Verbindung König Georg's III. mit einer mecklenburg. Prinzessin hatte er großen Antheil und erhielt dafür eine jährliche Pension von 500 Pf. St. Als später der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo ihm Katharina II. ein Commando übertrug. Insbesondere zeichnete er sich bei der Belagerung von Silistria im J. 1774 aus. Plötzlich aber verließ er die russ. Dienste, da man, wie es sehr wahrscheinlich ist, der zweideutigen politischen Rolle, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte, auf die Spur kam. Er trieb sich nun wieder wie früher umher und besuchte Italien, Spanien und Portugal. In Gibraltar gab er dem Commandanten Elliot (s. d.) Rathschläge zur Vertheidigung dieses Platzes, deren Benutzung demselben so großen Ruhm erwarb. Hierauf beschäftigte er sich in England mit Ausarbeitung seiner Memoiren, die ihm jedoch von dem Ministerium im Manuscript um ziemlich hohen Preis abgekauft wurden. Kurz darauf verließ er sein Vaterland von neuem und lebte nun als Privatmann bei Huy an der Maas. Hier starb er am 19. Juni 1783, und sogleich erschien, wie man sagt, ein engl. Commissair, der, unter dem Vorwande einer Schuldfoderung, seine sämmtlichen Papiere in Beschlag nahm, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter und höchst durchdachter Plan zu einer Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch ist dieses Werk (1798) gleich einigen andern von ihm später in Druck erschienen. Seine unvollendete „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" (2 Bde., Lond. 1781) diente Tempelhoff als Grundlage seines größern Werks und wurde auch von Jomini in dem „Traité des grandes opérations militaires" benutzt.

Lloyd's Kaffeehaus, im Börsengebäude zu London, wurde sehr bald der Versammlungsort der vornehmsten Kaufleute, Versicherer und Versicherungsmäkler. Der lebhafte Verkehr und die Anstalten zur Unterstützung desselben machten später eine Theilung der Zimmer nöthig. Nur einige derselben sind dem Publicum geöffnet und dienen, wie ursprünglich, als Kaffeehaus, zu den andern aber haben nur die Abonnenten Zutritt. Daselbst findet man alle in engl. Sprache in Amerika, Afrika, Asien und Australien erscheinende Zeitungen, von den europäischen aber nur die aus Gibraltar und Malta. Die genauesten Listen über Ankunft und Abgang von Schiffen in allen Theilen der Welt werden daselbst gehalten; auch wird eine Classification aller engl. Schiffe zum Behuf der Versicherung fortwährend geführt, nach welcher man sich in allen engl. Häfen in und außer Europa richtet. Die Gesellschaft hat Agenten in allen nur einigermaßen bedeutenden Häfen, welche ihr von jedem den Handel und die Schiffahrt betreffenden Ereignisse im Bereiche ihres Wirkungskreises Mittheilung machen, die sofort angeschlagen und, sofern sie wichtig ist, durch die „Lloyd's list" veröffentlicht wird.

Lobau (Georges Mouton, Graf von), Marschall von Frankreich, wurde am 21. Febr. 1770 zu Pfalzburg in Lothringen geboren. Eigentlich für den Handelsstand bestimmt, trat er 1792 in ein Bataillon Freiwilliger, bei welchem er durch riesenhafte Gestalt und unerschütterlichen Muth Aufsehen erregte. Noch in demselben Jahre wurde er Lieute-

nant und Hauptmann in diesem Bataillon und im Oct. 1793 wählte ihn der gelehrte General Meusnier, der die Moselarmee commandirte, zu seinem Adjutanten. Nach dem Tode desselben trat er 1796 in das Heer von Italien. Im J. 1798 wurde er Adjutant des Generals Joubert, der nach Bonaparte's Abgang das Heer in Italien befehligte. Als die franz. Truppen nach Genua zurückgedrängt wurden, leistete er als Oberst eines Regiments die wichtigsten Dienste. Unter den härtesten Entbehrungen wußte er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten und dem Feinde jeden Fuß Landes streitig zu machen. Am 11. Apr. 1799 entriß sein Regiment im Gefechte bei Verreria den Östreichern sechs Fahnen. Kurz darauf wurde er beim Angriffe auf das Fort Guezzi gefährlich verwundet. Im Frühjahre 1805 ernannte ihn Napoleon im Lager zu Boulogne zum Brigadegeneral und bald nachher zu seinem Adjutanten. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kaiser in den Feldzügen von 1805 und 1806. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie erhoben. Sein rauher, soldatischer, unbeugsamer Charakter zog ihm zwar oft große Unannehmlichkeiten zu; doch schadete ihm diese Eigenthümlichkeit bei Napoleon wenig. Im Dec. 1807 erhielt er den Befehl über das Beobachtungscorps an den Pyrenäen. Im folgenden Jahre führte er eine Division im Heere Bessières in Spanien und nahm am 14. Juli Medina del Rio-Secco. Nachdem er am 10. Nov. in das Corps Soult's getreten, schlug er die Spanier bei Germonal, erbeutete 25 Kanonen und zwölf Fahnen und machte 6000 M. Gefangene. So bahnte er die Einnahme von Burgos an und den Weg nach Madrid. Im Feldzuge von 1809 zum Heere nach Deutschland berufen, drang er am 21. Apr. mit dem 17. Infanterieregiment über die brennende Isarbrücke bei Landshut und verhinderte durch diese kühne That die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzoge Karl, worauf am folgenden Tage Napoleon den Sieg bei Eckmühl erfocht. Der Heldenmuth, den Mouton in der Schlacht bei Aspern am 21. Mai bewies, trug wesentlich bei zur Rettung des großentheils auf der Insel Lobau zusammengedrängten franz. Heers und brachte ihm den Titel eines Grafen von Lobau. Im russ. Feldzuge von 1812 leitete er an des Kaisers Seite als Aide-Major-General die Bewegungen der ungeheuern Infanteriemassen. Auf dem Rückzuge war er einer der Wenigen, die Napoleon zur Organisation eines neuen Heers nach Frankreich begleiteten. Im Feldzuge von 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen; nach der Schlacht bei Kulm übernahm er den Befehl über die Trümmer des geschlagenen Corps. Mit dem Marschall Gouvion Saint-Cyr in Dresden eingeschlossen, gerieth er bei der Capitulation desselben in östr. Gefangenschaft. Erst nach dem pariser Frieden wurde er freigelassen und lebte nun ohne Anstellung. Während der Hundert Tage erhob ihn der Kaiser zum Pair und gab ihm das Commando der ersten Militairdivision. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er auf dem rechten Flügel das sechste Armeecorps. Nach der verzweifeltsten Anstrengung war er noch zuletzt beschäftigt, die Trümmer des Heers auf dem Schlachtfelde zu sammeln, und fiel dabei in die Hände der Engländer. Aus Frankreich verbannt lebte er fortan in Belgien, bis er 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Nach einem langen Privatleben wählte ihn 1828 das Departement Meurthe in die Kammer, wo er sich freisinnig benahm. Während der Revolution von 1830 gehörte er zu der Municipalcommission, welche dem Herzog von Orleans die öffentliche Gewalt überlieferte. Er wurde dafür zum Pair erhoben und am 26. Dec. gab ihm der König Ludwig Philipp an Lafayette's Stelle den Befehl über die Nationalgarde in Paris, was ihm die Feindschaft der republikanischen Partei erweckte. Am 30. Juli 1831 endlich empfing er für die Dienste, die er der neuen Dynastie geleistet, den Marschallstab. Viele Spöttereien zog er sich zu, als er im Mai 1832 bei einem Volksauflaufe sich der Wasserspritzen statt der Waffen bediente. Er starb zu Paris am 21 Nov. 1838. „Mon mouton, c'est un lion" pflegte Napoleon von ihm zu sagen.

Löbau, wend. Löbije, Stadt im budissiner Kreisdirectionsbezirke des Königreichs Sachsen, die älteste und als solche der Versammlungsort der sogenannten Sechsstädte der Oberlausitz, am Löbauer Wasser und am Fuße des Löbauer Berges hat 3000 E., zwei deutsche und eine wend. Kirche, eine gute Bürgerschule und einen Gesundbrunnen. Die Hauptnahrungsquellen der Bewohner sind Ackerbau, starker Lein- und Getreidehan-

del, Leinwand-, Tuch- und Strumpffabrikation. Der Bergkystall, welcher hier gefunden wird, ist unter dem Namen Löbauer Diamanten bekannt.

Lobeck (Christian Aug.), einer der gediegensten und scharfsinnigsten Philologen und Alterthumsforscher der neuesten Zeit, ebenso hochgeachtet als Mann von tüchtiger Gesinnung, geb. am 5. Juni 1781 zu Naumburg, wurde auf dasiger Domschule, deren Rectorat sein Vater bekleidete, vorgebildet und widmete sich dann seit 1797 auf den Universitäten zu Jena und zu Leipzig neben der Theologie mit besonderer Vorliebe den altclassischen Studien. Im J. 1802 habilitirte er sich zu Wittenberg, erhielt daselbst 1807 das Conrectorat und 1809 das Rectorat an dem Lyceum und bald darauf auch eine außerordentliche Professur an der Universität. Nach der Auflösung der letztern im J. 1814 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der alten Literatur und Beredtsamkeit nach Königsberg, wo er noch gegenwärtig mit Auszeichnung wirkt und große Verdienste um die Belebung und den Anbau der Philologie in Ost- und Westpreußen sich erworben hat. Von seinen Ausgaben und grammatischen Schriften, die zwar der Zahl nach nicht groß, aber für die tiefere Kenntniß der griech. Sprache dem Gehalte nach von höchster Bedeutung sind, erwähnen wir die in sprachlicher Hinsicht vortreffliche Bearbeitung des „Ajax" von Sophokles (Lpz. 1810; 2. Aufl., 1835); des Phrynichus (Lpz. 1820); die „Paralipomena grammaticae graec." (2 Bde., Lpz. 1837), deren Inhalt vorzugsweise die griech. Wortbildung betrifft; und „Pathologiae sermonis graeci prolegomena" (Lpz. 1843), in denen der Wechsel und Wandel der Laute, den das griech. Wort in den verschiedenen Bildungen erfahren hat, ausführlich behandelt wird. Eine außerordentliche Belesenheit, die selbst die spätesten Zeiten der griech. Literatur umfaßt, erregt in diesen Werken ebenso sehr unsere Bewunderung, wie die kritische Schärfe und Feinheit, welche diese aufgehäuften Massen grammatischer Bemerkungen überall durchdringt. Auch auf dem Felde der griech. Mythologie, besonders in Erörterung der alten Mysterien, hat L. sorgfältige Untersuchungen angestellt, zuerst in den beiden Abhandlungen „De morte Bacchi" (Wittenb. 1810, 4.), später in umfassender Weise und mit erschöpfender Ausführlichkeit in dem „Aglaophamus seu de theologiae mysticae Graecorum causis" (2 Bde., Königsb. 1829), worin zugleich die Bruchstücke der Orphiker eine neue Würdigung erfahren haben. In diesem letztern Werke werden die von Creuzer (s. d.) und dessen Anhängern über die höhere Bedeutung des griech. Mythenkreises aufgestellten Ansichten, insbesondere das Symbolisiren und Herbeiziehen asiat. und anderer morgenländ. Mythen, in einem oft schneidenden Tone widerlegt und abgefertigt (s. Aglaophamos), daher sich mehre Stimmen der verletzten Partei in neuester Zeit wieder gegen L.'s System erklärt haben, sodaß der dadurch erzeugte Kampf für die Läuterung und Aufklärung des mythologischen Wissens in positiver und negativer Beziehung nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Loebell (Joh. Wilh.), Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, geb. zu Berlin am 15. Sept. 1786, ging, durch Familienverhältnisse zurückgehalten, erst spät zu den wissenschaftlichen Studien über, denen er anfangs zu Heidelberg und dann auf der neuen Universität zu Berlin oblag. Indem er sich für das Lehrfach bestimmte, widmete er sich hauptsächlich der Philologie unter Wolf und Böckh; doch erst nachdem er eine Reihe Jahre in Breslau privatisirt hatte, wurde er Lehrer der Geschichte an der dasigen Kriegsschule. Seitdem wurde die Geschichte, die ihn schon früher angezogen hatte, sein Hauptstudium. Im J. 1823 kam er wieder nach Berlin, wo er an der Cadettenanstalt Lehrer und später Professor der Geschichte wurde, 1829 aber als außerordentlicher Professor nach Bonn, wo er zwei Jahre nachher eine ordentliche Professur erhielt. In der Literatur hat sich L. besonders durch die neue Bearbeitung der Becker'schen „Weltgeschichte" bemerklich gemacht und diesem Werke, das in seinen von Becker und Woltmann bearbeiteten Theilen nicht blos mannichfacher Berichtigung und Vermehrung, sondern völliger Umschmelzung bedurfte, in der fünften, sechsten und siebenten Auflage (14 Bde., mit der Fortsetzung von Menzel, Berl. 1836—38) seine hohe Vollendung gegeben. Im J. 1835 machte er eine Reise durch Belgien, über die er in den „Reisebriefen" (Berl. 1837) berichtete. In seinem Werke „Gregor von Tours und seine Zeit" (Lpz. 1839) betrachtete er die

romanisch-german. Staatsverhältnisse, wie sie sich im ersten Jahrhundert nach der Entstehung des großen Frankenreichs entwickelten, aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkte.

Löben (Otto Heinr., Graf von), als Schriftsteller unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannt, geb. am 18. Aug. 1786 zu Dresden, wo sein Vater Cabinetsminister war, zeigte früh sichtbare poetische Anlage und Neigung. Durch gründlichen häuslichen Unterricht und durch den Besuch der Universität zu Wittenberg, seit 1804, hauptsächlich nach classischen Mustern ausgebildet, hielt er sich seit 1807 abwechselnd in Heidelberg, wo er einen Kreis gleichgesinnter Freunde fand, in Wien, Berlin und Nennhausen bei Fouqué auf. Den Freiheitskrieg machte er mit als Lieutenant im Banner sächs. Freiwilliger. Nach dem Frieden lebte er in Dresden bis zu seinem Tode, am 3. Apr. 1825, dem seit einem 1822 erlittenen Schlaganfall lange Leiden vorangingen. Seinem ersten Werke, dem Roman „Guido" (1808), folgten die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" (Manh. 1808); „Gedichte" (Berl. 1810); „Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman" (2 Bde., Berl. 1811—12); „Lotosblätterfragmente" (2 Bde., Bamb. 1817); „Ritterehr und Minnedienst" (Berl. 1819); „Die Irrsale Klotar's und der Gräfin Sigismunde" (Altenb. 1821); „Erzählungen" (2 Bde., Dresd. 1822); „Der Pilger und die Pfalzgräfin, ein Ritterlied" (Heidelb. 1825) u. s. w. Ein entschiedener Anhänger der romantischen Dichterschule, theilen seine Schriften deren Mängel und Vorzüge. Letztere zeigen sich namentlich in seinen lyrischen Gedichten und in einer wohllautenden, bilderreichen Sprache; weniger befriedigen Inhalt und Anlage seiner phantastischen Erzählungen.

Lobenstein, die Hauptstadt der Herrschaft und des Fürstenthums gleiches Namens, früher die Residenz der erloschenen Linie Reuß-Lobenstein, an der Lemnitz, gehört jetzt unter die Linie Reuß-Ebersdorf. (S. Reuß.) Sie hat ein fürstliches Schloß mit Garten, eine alte Burg und gegen 3400 E., die sich zum Theil mit Leinweberei beschäftigen.

Lobkowitz, ein altes böhm. Geschlecht, angeblich aus dem 9. Jahrh., benannt nach dem von ihm im kaurzimer Kreise erbauten Schlosse Lobkowitz, theilte sich 1440 in die Peter-Popelsche und die Hassensteinische Linie ab, welche letztere zu Anfange des 17. Jahrh. erlosch. Die erstere spaltete sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere Linie zu Bilin, welche 1722 ausstarb, und in die ältere Linie zu Chlunetz, deren Gründer Wladislaw I. war. Der Sohn des Letztern, Wladislaw II., erhielt vom Kaiser Maximilian II. die unmittelbare Reichsherrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau, die später 1641 unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben, 1807 aber an Baiern verkauft wurde. Wladislaw's II. Sohn, Zdenko Adalbert, erhielt 1624 die Reichsfürstenwürde und sein Sohn Wenzel Eusebius 1653 wegen Sternstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Das 1646 vom Kaiser Ferdinand III. erkaufte Herzogthum Sagan in Schlesien wurde 1786 an den Herzog Peter Biron von Kurland veräußert, dagegen die Majoratsherrschaft Raudnitz im rakonitzer Kreise in Böhmen vom Kaiser Joseph II. zum Herzogthum erhoben. Durch die Enkel des erwähnten Wenzel Eusebius, Philipp und Georg, theilte sich das Geschlecht wieder in eine ältere und eine jüngere Linie, die noch bestehen und beide, außer der Fürstenwürde, den Titel eines Herzogs von Raudnitz führen. Die ältere Linie besitzt Raudnitz, Chlumetz, Bilin, Liebshausen mit der Sommerresidenz Eisenberg, etwa 38 □M. mit 90000 E. und 450000 Fl. Einkünfte; die jüngere zu Marzin residirende Drhowel, Sedlitz, Tschischew, Melnick u. s. w., etwa 10 □M. mit 30000 E. und 150000 Fl. Einkünfte. Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist der Fürst Ferdinand, Obersterblandschatzmeister in Böhmen, geb. 1797; das der jüngern der Fürst Georg Franz, geb. 1835, der 1842 unter Vormundschaft seinem Vater Aug. Longin folgte.

Die Familie zeichnete sich bis zur Schlacht am Weißen Berge ebenso durch feurige Vertheidigung der alten Verfassung und Freiheit Böhmens wie nachher durch unwandelbare Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder derselben sind: Bohuslaw L., aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 1510. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und machte sich um die böhm. Literatur und Cultur in

hohem Grade verdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe gab K. Winaricky (Prag 1832) heraus. Vgl. Cornova, „Der große Böhme, Bohuslaw L." (Prag 1808). — Wenzel Eusebius, Fürst von L., war als einflußreicher, vielgeltender Minister Kaiser Leopold's I. bekannt. Obgleich sein unmittelbarer Vorgänger Fürst Auersberg 1668 als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig aus seinem Amte entlassen wurde, so zeigte doch auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft sehr bald politische Sympathien für Ludwig XIV. und namentlich, vielleicht im Bewußtsein der Schwäche des Kaisers und der hülflosen Schwerfälligkeit des deutschen Reichs, Abneigung gegen jeden ernsten kriegerischen Zusammenstoß mit Frankreich. Da er sich durch rücksichtslose Freimüthigkeit und kühnen Witz und Spott viele Feinde am Hofe gemacht, ja die Kaiserin selbst beleidigt hatte, so benutzte man seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche Ludwig XIV. angegriffen hatte, zu mischen, um ihn bei dem Kaiser als einen im franz. Solde stehenden Verräther zu verdächtigen. Er wurde 1674 auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er am 24. Apr. 1677 starb. — Georg Christian, Fürst von L., geb. 1702, wurde frühzeitig Generalgouverneur in Siebenbürgen und focht glücklich gegen die Türken. Mit weniger Glück führte er zu Anfange des östr. Erbfolgekriegs in Oberöstreich und Böhmen den Oberbefehl, doch siegte er später bei Braunau und schloß Belle-Isle in Prag ein. Bekannt ist sein Benehmen in der Schlacht bei Sorr im zweiten schles. Kriege, wo er im Augenblicke der um sich greifenden Muthlosigkeit den Fliehenden sich entgegenwarf und drei Hauptleute, die fliehend sich retten wollten, niederstieß. Er erhielt später ein Commando in Italien und starb 1753 zu Wien. — August Longin, Fürst von L., geb. am 15. März 1797, widmete sich, unter der Leitung des damaligen böhm. Oberstburggrafen Kolowrat, dem Staatsdienste und wurde, nachdem er seine Tüchtigkeit in mehren Stellungen als Beamter in Böhmen bewährt hatte, Gouverneur des Königreichs Galizien. Als solcher erwarb er sich durch seine milde und kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera und des poln. Kriegs, um diese Provinz große Verdienste. Da indeß die Diplomatie an der Humanität L.'s, mit welcher er die nach Galizien geflüchteten Polen behandelte, Anstoß nahm, so wurde er 1832 aus Galizien abgerufen. Hierauf wurde er einige Zeit bei der Hofkammer verwendet, dann zum Hofkanzler der politischen Hofstelle ernannt, und nach der Pensionirung des Finanzministers Grafen Knebelsberg, als man aus dem technischen Ressort des Finanzministeriums, dem Münz- und Bergwesen eine selbständige, eigene Hofstelle gebildet hatte, ihm die Präsidentschaft derselben übertragen. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich, indem er nicht nur den in einzelnen Zweigen so sehr vernachlässigten Bergbau zu heben wußte, sondern auch das technische Ausmünzungsverfahren zweckmäßiger regelte. Ihm verdankt auch das neue herrliche Münzgebäude in Wien mit seinen trefflichen Maschinerien seine musterhafte Einrichtung. Er starb zu Wien am 17. März 1842.

Loccum, ein protestantisches Stift im hannov. Fürstenthum Kalenberg, früher ein Kloster, besteht aus dem Marktflecken Wiedensahl mit 700 E. und drei Dörfern, darunter Loccum mit 1300 E., einer Gelehrtenschule, die im Besitz einer schönen Bibliothek ist. Der Abt von L. ist der erste Prälat auf dem kalenberg. Provinziallandtage und Mitglied der ersten Kammer der Stände des Königreichs. Vgl. Weidemann, „Geschichte des Klosters L.", fortgesetzt und herausgegeben von Köster (Gött. 1822, 4.).

Locke (John), einer der scharfsinnigsten brit. Denker, geb. am 29. Aug. 1632 zu Wrington in der Grafschaft Somerset, studirte seit 1651 zu Oxford, wo er aber statt der scholastischen Philosophie, welche damals dort gelehrt wurde, sich mit dem Studium der Classiker beschäftigte, bis Descartes' Werke ihm ein neues Licht in der Philosophie eröffneten. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn, das eifrig betriebene Studium der Medicin, zu welchem ihn Bacon's empirische Methode veranlaßt hatte, aufzugeben. Nachdem er mehre Reisen gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Durch ihn, der in der Folge Großkanzler von England wurde, erhielt er einen ansehnlichen Posten, den er aber verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Gesundheit wegen begab er sich 1677 nach Montpellier und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er seinen „Essay concerning human un-

derstanding" (Lond. 1690; franz. unter L.'s persönlicher Aufsicht von Coste, 5. Aufl., 1750; deutsch von Tennemann, unter dem Titel „Versuch über den menschlichen Verstand", 3 Bde., Lpz. 1795—97), ein Werk, welches von genauer und unbefangener Beobachtung und scharfsinniger Analyse des geistigen Lebens zeugt. Sein Hauptzweck war, die Entstehung der menschlichen Begriffe zu untersuchen, um dadurch einen Haltepunkt für die Kritik der hergebrachten metaphysischen Lehren zu gewinnen. Indem er alle angeborene Begriffe leugnete, suchte er nachzuweisen, daß die Quellen unserer Begriffe entweder Sensation, d. h. sinnliche Empfindung, oder Reflexion, d. h. die Fähigkeit des Geistes, seiner eigenen Thätigkeiten sich bewußt zu werden, also äußere oder innere Erfahrung seien, daher er nicht sowol strenger Sensualist, als vielmehr Empiriker ist, weil er kein demonstratives Wissen anerkennt, welches nicht auf Erfahrung und Induction beruht. Seine Untersuchungen über Raum und Zeit, die Begriffe der Substanz, der Freiheit, des Selbstbewußtseins und andere mehr sind auch jetzt noch überaus lehrreich. Durch den Einfluß dieses Werkes wurde die empirische Richtung, welche schon durch Bacon unter den Engländern eingeschlagen worden war, in der engl. Philosophie herrschend, zugleich aber auch eine bessere empirische Psychologie begründet. In Frankreich nahm seine Ansicht vorzüglich Jean Leclerc an; 'sGravesande verbreitete sie durch Compendien in Holland; später wurde sie durch Condillac (s. d.) u. A. im 18. Jahrh. in Frankreich allgemein herrschend. Im J. 1679 kehrte er wieder in sein Vaterland zurück; als aber sein Gönner Shaftesbury von neuem in Ungnade fiel, begleitete er denselben 1683 nach Holland. Er hatte kaum ein Jahr England verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die engl. Regierung in den Druck gegeben zu haben, worauf er seine Stelle im Christ-Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Karl's II. wollten seine Freunde, unter Andern der berühmte William Penn, sich für ihn verwenden; er aber antwortete: Man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Darauf wurde er in das gegen die Regierung gerichtete Unternehmen des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. Jakob II. verlangte sogar von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten, sodaß L. nun genöthigt war, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt sein würde. Nach der Entthronung Jakob's II. durch den Prinzen von Oranien kehrte er 1689 in sein Vaterland zurück. Vermöge seines Rufs hätte er auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können; doch begnügte er sich mit einer untergeordneten, aber einträglichen Stelle im Ministerium der Colonien. Da indeß die Luft Londons seiner Gesundheit nachtheilig zu sein schien, so legte er 1700 seine Stelle nieder und begab sich auf die sechs Stunden von der Stadt entfernte Besitzung eines Freundes, wo er seine übrigen Tage verlebte. Hier hatte er das Vergnügen, den Sohn seines Freundes zu erziehen und seine Ansichten über Erziehung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb am 28. Oct. 1704 und wurde zu Oates in der Grafschaft Essex begraben. L. stand in seinem Vaterlande ebensowol wegen seines patriotischen Eifers, als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen seine drei Briefe „Über Religionsduldung", seine „Gedanken über die Erziehung" (deutsch, Braunschw. 1788) und der „Tractat über die bürgerliche Verfassung". Sowie diese Schriften sämmtlich Vorläufer der neuern Zeit sind, so brach er durch die Schrift „Das vernünftige Christenthum" dem Deismus (s. d.) die Bahn. Er behauptete unter Anderm, in der geoffenbarten Religion sei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus und seine Apostel keinen andern Glaubensartikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben. Da L. eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so erhielt er schon 1670 den Auftrag, eine Constitution für die nordamerikan. Colonie Carolina zu entwerfen, die auch ins Leben trat. Er war in jeder Hinsicht ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit. Die vollständigste und beste Gesammtausgabe seiner vielfach wieder aufgelegten Schriften ist die in zehn Bänden (Lond. 1801 und 1812). Ein Nachkomme seiner Schwester, Lord King, gab aus Familienpapieren L.'s Leben heraus (Lond. 1829).

Locus communis, d. i. Gemeinplatz, heißt schon in der philosophischen und rhetorischen Sprache der Römer ein allgemeiner Begriff, z. B. Freiheit, Seelenruhe, oder eine

Behauptung über denselben, z. B. „Freiheit ist die Grundlage aller Tugend". (S. Topik.) — Mit Locus classicus bezeichnet man eine Haupt- oder Beweisstelle aus irgend einem Buche.

Loder (Justus Christian von), berühmt als Anatom und Chirurg, geb. am 28. Febr. 1753 zu Riga, besuchte das dasige Lyceum und bezog dann die Universität zu Göttingen, um sich der Heilkunde zu widmen. Nachdem er daselbst 1778 die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, ging er noch in demselben Jahre als ordentlicher Professor der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst nach Jena. Von 1780—82 machte er eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich, Holland und England und errichtete nach seiner Rückkehr in Jena ein neues anatomisches Theater, eine Entbindungsanstalt und ein Naturaliencabinet. Im J. 1803 wurde er als Professor der Anatomie nach Halle berufen, als jedoch diese Stadt, während er selbst auf einer Reise in seine Heimat begriffen war, dem Könige von Westfalen zufiel, in dessen Dienste er nicht treten wollte, ging er nach Königsberg, wurde 1808 Leibarzt des Königs von Preußen, privatisirte dann in Petersburg und Moskau und wurde 1810 in letzterer Stadt als russ. Leibarzt und Professor der Anatomie und Chirurgie angestellt. Hier erwarb er sich um das Militairmedicinalwesen, sowie um den akademischen Unterricht bedeutende Verdienste und noch in hohem Alter entwickelte er beim Ausbruch der Cholera große Thätigkeit. Er starb am 16. Apr. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen besonders angeführt zu werden „Anatomisches Handbuch" (2. Aufl., Jena 1800); „Anfangsgründe der medicinischen Anthropologie und gerichtlichen Arzneiwissenschaften" (3. Aufl., Weim. 1800); „Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneikunde" (4 Bde., Jena 1797—1804); „Tabulae anatomicae", mit lat. und deutschem Text (2 Bde. Kupfer und 4 Bde. Text, Weim. 1794—1804, Fol.) und „Elementa anatomiae humani corporis" (Bd. 1, Mosk., Riga und Lpz. 1823).

Lodi, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des lombard.-venet. Gouvernements Mailand und der Sitz eines Bischofs, liegt an der Adda, über die eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke führt, auf einer Anhöhe in einer sehr fruchtbaren Gegend, ist recht gut gebaut und hat mehre große Paläste und schöne Kirchen. Der große Marktplatz ist mit Bogengängen geziert. Neben dem Dom mit gothischer Façade verdient die Kapelle Incoronata Erwähnung, die von Bramante erbaut sein soll. Die Stadt hat 16000 E., ein festes Schloß, eine öffentliche Bibliothek und ein großes Theater; berühmt sind die hiesigen Majolica-Arbeiten und die Parmesankäse, die nicht in Parma, sondern lediglich in und um L. verfertigt werden. Das alte L. (Laus pompeja) wurde im 12. Jahrh. durch die Mailänder zerstört; das jetzige verdankt seine Entstehung dem von Kaiser Friedrich Barbarossa nach der Zerstörung Mailands angelegten Castell. In neuerer Zeit wurde L. geschichtlich denkwürdig durch den Sieg Bonaparte's am 10. Mai 1796 über die Östreicher unter Beaulieu. Diese hatten L. geräumt und standen in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur die enge Brücke führte. Bonaparte griff die Brücke in geschlossener Colonne an, ließ die ganze Artillerie vorrücken und suchte endlich im Sturmschritt die Brücke zu nehmen, doch das östr. Geschütz streckte ganze Reihen nieder und das Blutbad war gräßlich. Schon wankten die Franzosen und der Sieg schien für die Östreicher entschieden, als Berthier, Masséna, Cervoni und Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die östr. Batterien nahmen. Nachdem sich beide Heere mit größter Erbitterung geschlagen, erschien Augereau an der Spitze seiner Division, und der Sieg war entschieden. Die Östreicher hatten gegen 3000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Franzosen gegen 12000 M. verloren.

Lodomerien ist der lat. Name des früher selbständigen Fürstenthums Wladimir, mit der Hauptstadt gleiches Namens, in Wolhynien. Der östr. Kaiser nahm nach der ersten Theilung Polens wieder den Titel König von Galizien (s. d.) und Lodomerien an, den schon Andreas II. von Ungarn im 13. Jahrh. geführt hatte.

Löffler (Josias Friedr. Christian), bekannt als aufgeklärter Theolog und Kanzelredner, geb. zu Saalfeld am 18. Jan. 1752, war zuerst Prediger an der heiligen Geistkirche zu Berlin und seit 1778 preuß. Feldprediger. Im J. 1782 wurde er außerordentlicher Professor und Prediger zu Frankfurt an der Oder und 1787 ordentlicher Professor, 1789

aber Generalsuperintendent in Gotha, wo er nun theils als praktischer Theolog, theils durch seine Schriften bis zu seinem Tode erfolgreich wirkte. Er starb zu Gamstädt bei Gotha am 4. Febr. 1816. Besondere Erwähnung verdienen seine „Predigten" (1 Bde., Jena 1797—1805) und sein „Magazin für Prediger" (7 Bde., Jena 1803—13). Seine „Kleinen Schriften" wurden in drei Bänden gesammelt (Weim. 1817—18).

Log oder Logg nennt man des Seemannes Wegmesser. (S. Hodometer.) Ein Quadrant von Holz, mit einem Radius von etwa 7—8 Z. beschrieben, wird auf seiner Peripherie mit einem so schweren Bleistreifen beschwert, daß er nicht schwimmt, aber auch nicht sinkt. Ausgehend von seinen drei Ecken, vereinigen sich drei Leinchen in eine einzige, auf eine Rolle gewickelte, die durch Knoten und Marken in eine solche Anzahl von Fußen getheilt ist, daß sich dieselben zu 15 Secunden so verhalten, wie eine Seemeile zu einer Stunde. Wirft man nun dieses Bretchen über Bord, so wird es, sich senkrecht stellend, ziemlich nahe an dem Orte verbleiben, an dem man es auswarf; um aber noch sicherer zu gehen, läßt man ein Ende der Leine, etwa der Schiffslänge gleich, auslaufen und wenn diese Marke durch die Hand geht, das 15 Secunden haltende Sandglas umkehren. Sobald dieses ausgelaufen, gibt der dasselbe Handhabende das Signal und die Leine wird angehalten, worauf die Anzahl der Knoten den Lauf des Schiffs in einer Stunde ergibt, wenn des Windes Kraft als gleichmäßig wirkend angenommen wird. Bei veränderlichem Winde wird alle halbe, sonst nur alle Stunden geloggt. Woltmann's Flügel ist gleich den von Braubach und Bouguer vorgeschlagenen Instrumenten sehr complicirt; dagegen verdient Massey's Patentlogg, dessen Uhrwerk von Windmühlenflügeln, die durch die Schnelligkeit des Schiffs bewegt werden, in Bewegung erhalten wird, während es dem Schiffe nachschwimmt, alle Anerkennung. Das zu demselben Zwecke von Clement construirte Sillomètre ist ein Stromquadrant oder hydrometrischer Pendel, dessen Wirkung auf einer Scala abgelesen wird. Für Dampfschiffe hat Russel ein besonderes Logg erfunden. Schließlich gedenken wir noch des Regeling-Loggs, gegründet auf das Princip, daß, wenn ein schwimmender Körper eine bestimmte Zeit gebraucht, eine bestimmte Distanz neben dem segelnden Schiffe zu durchlaufen, diese Zeit sich zu einer Stunde, die durchlaufene Distanz aber zu einer Seemeile in Proportion setzen läßt.

Logarithmus bezeichnet in der Mathematik denjenigen Exponenten, welcher irgend einer (absoluten) Zahl entspricht, sobald dieselbe als Potenz einer gewissen angenommenen Grundzahl betrachtet wird, was immer und bei jeder Zahl möglich ist, sobald nur die Grundzahl von 1 verschieden und der Begriff der Potenzen im weitesten Sinne (s. Potenz) genommen wird. Nimmt man z. B. 2 als Grundzahl, so ist 1 der Logarithmus von 2, 2 der Logarithmus von 4, 3 der Logarithmus von 8, 4 der Logarithmus von 16 u. s. w.; die Logarithmen aller dazwischen liegenden Zahlen, z. B. 3, 5, 6, 7, und überhaupt der meisten Zahlen sind gebrochene und zwar Irrationale Zahlen (s. d.). Sollen die Logarithmen mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, was für die bequeme Anwendbarkeit nöthig ist, so muß die Grundzahl größer als 1 sein; der Logarithmus von 1 ist stets null, der Logarithmus der Grundzahl ist stets 1 und die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und der Grundzahl sind echte Brüche, die Logarithmen der echten Brüche aber sind negativ. Die Verbindung zwischen den Zahlen und den für eine gewisse Grundzahl ihnen entsprechenden Logarithmen heißt ein Logarithmensystem; das gewöhnliche, und unserm Zahlensystem genau entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das von dem Engländer Briggius (s. d.) ersonnene und nach ihm benannte Brigg'sche oder gemeine System, wo die Grundzahl 10 ist, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 u. s. w. Aus dem früher Gesagten erhellt, daß in diesem Systeme die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und 10 größer als 0, aber noch nicht 1 sein werden, also echte Brüche; so ist z. B. der Logarithmus von 6 = 0,7781513. Ebenso betragen die Logarithmen der Zahlen zwischen 10 und 100 mehr als 1, aber weniger als 2 u. s. w., und es ist z. B. der Logarithmus von 95 = 1,9777236. Im Allgemeinen enthält der Logarithmus jeder Zahl nach diesem Systeme ein Ganzes weniger, als die Zahl Ziffern hat, jedoch ohne Rücksicht auf die Decimalstellen, welche sie etwa enthält; umgekehrt kann man jedem Logarithmus sogleich ansehen, wieviel Stellen die zugehörige Zahl hat, nämlich

eine Stelle mehr als der Logarithmus Ganze enthält. Aus diesem Grunde nennt man die ganze Zahl eines Logarithmus die Kennziffer oder Charakteristik; der beigefügte Decimalbruch heißt die Mantisse. Die Logarithmen aller zwischen 0, 10, 100, 1000 u. s. w. liegenden Zahlen sind in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Das Verfahren hierbei ist einfach und leicht. Soll man zwei oder mehre Zahlen multipliciren, so sucht man ihre Logarithmen auf und addirt dieselben; hat man zwei Zahlen zu dividiren, so subtrahirt man ihre Logarithmen; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicirt man den Logarithmus der erstern mit dem Exponenten der Potenz; soll aus einer Zahl eine Wurzel gezogen werden, so dividirt man den Logarithmus jener Zahl durch den Wurzelexponenten; am Schlusse sucht man in allen Fällen in den Tafeln die dem erhaltenen Logarithmus entsprechende Zahl auf, welche die gesuchte sein wird. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet und bei Rechnungen im gemeinen Leben unbeachtet gelassen; allein sie sind ihrer großen Vortheile wegen allen Denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders auch Kaufleuten, zu empfehlen. Schon bei jedem Reguladetri-Exempel sind sie anwendbar, z. B. bei folgendem: wenn 4607 Stück 12904 Thlr. kosten, so werden 8159 Stück $\left(\frac{8159 \times 12904}{4607}\right)$ Thlr. kosten. Um hier nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, addirt man den Logarithmus von 8159 zum Logarithmus von 12904 und zieht den Logarithmus von 4607 von der Summe ab. Sucht man nun die erhaltene Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, so ist die dazu gehörige Zahl die gesuchte Zahl der Thaler. Als Erfinder der Logarithmen wird gewöhnlich der schot. Lord Joh. Neper, Baron von Merchiston, angesehen, welcher 1614 in Edinburg logarithmische Tafeln (von ihm Kanon der Logarithmen genannt) herausgab. Um dieselbe Zeit und ohne von ihm zu wissen, berechnete übrigens auch Jobst Byrg in Deutschland eine Art von logarithmischen Tafeln („Arithmetische und geometrische Progreß-Tabulen", Prag 1620). Briggius gab 1618 eine Probe seines neuen logarithmischen Systems mit der Grundzahl 10 heraus. Außerdem haben sich besonders Ursinus und Kepler, sowie später Vlacq, Sharp, Gardiner u. A. durch Berechnung genauer Logarithmentafeln verdient gemacht; die vollständigsten aber sind auf Anordnung der republikanischen Regierung Frankreichs unter Leitung von Prony berechnet worden. Unter den fast zahllosen Ausgaben logarithmischer Tafeln haben in Deutschland die von Vega die meiste Verbreitung. Außer den Logarithmen der Zahlen enthalten die logarithmischen Tafeln immer noch die der sogenannten trigonometrischen Linien. (S. Trigonometrie.)

Logarithmische Linie oder Logistische Linie heißt diejenige transcendente krumme Linie, bei welcher die Ordinaten die Logarithmen der Abscissen sind, oder umgekehrt. Auf der Seite der positiven Abscissen und Ordinaten entfernt sich die Curve fortwährend von der Abscissenachse; auf der Seite der positiven Abscissen und negativen Ordinaten nähert sie sich der Ordinatenachse unaufhörlich, ohne sie aber je zu erreichen, und diese ist daher hier ihre Asymptoe; auf die Seite der negativen Abscissen erstreckt sich die Linie gar nicht. Nimmt man die Coordinaten so, daß die Abscissen die Logarithmen der Ordinaten sind, so ergibt sich die merkwürdige Eigenschaft, daß die Subtangente der Curve für alle Punkte derselben eine unveränderliche Größe und dem sogenannten Modulus der Logarithmen gleich ist.

Logau (Friedr. Freiherr von), deutscher Dichter, geb. aus altadeligem Geschlecht 1604 in Schlesien, war Kanzleirath des Herzogs Ludwig's IV. von Liegnitz und seit 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bei der er wegen seiner satirischen Gedichte den Namen der Verkleinernde führte. Er starb zu Liegnitz am 25. Juli 1655. Jugendliche Liebesgedichte waren ihm während des Dreißigjährigen Kriegs verloren gegangen; in späterm Alter ließen ihm seine Geschäfte nur Zeit zur Abfassung von Epigrammen, die er unter dem Namen Salomon von Golaw herausgab (Bresl. 1638); eine zweite Sammlung führt den Titel „Deutscher Sinngedichte Drey Tausend" (Bresl. 1654) und gehört zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Seine Gedichte kamen bald in gänzliche Vergessenheit; doch gab ein Ungenannter 1702 einen Theil derselben neu heraus. Bekannter wurden sie erst wieder, als Ramler und Lessing eine umfassende Auswahl derselben mit Anmer-

kungen über die Sprache des Dichters herausgaben (Lpz. 1759), die dann Ramler mit Änderungen nochmals herausgab (2 Bde., Lpz. 1791). Die erste Ausgabe ist in Lessing's „Werken" (herausgegeben von Lachmann, Bd. 5) wiederholt. Unter der großen Anzahl von L.'s Epigrammen ist sehr Vieles kaum mittelgut, Anderes mehr Spruchgedicht als Epigramm; doch finden sich darunter auch viele treffliche und treffende, echte Epigramme, besonders von echt vaterländischer Gesinnung belebt. Vers und Sprache sind ganz nach L.'s Vorbild, Opitz, gestaltet. Vgl. W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 6) und Hoffmann's von Fallersleben „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit" (Lpz. 1843). — Ein Sohn des Epigrammatikers, Balthasar Friedr. von L., geb. 1645, gest. 1702, war ebenfalls Dichter, und wird als Gönner und Freund anderer Dichter gerühmt. — Georg von L., gest. 1533, gehört zu den besten lat. Dichtern seiner Zeit.

Loggia, d. i. Halle, hat in der ital. Baukunst mehre Bedeutungen. Zunächst bezeichnet es eine von mehren Seiten freistehende, offene Bogenhalle, wie z. B. die Loggia de' Lanzi in Florenz, die Loggia de' Banchi in Genua u. s. w. Ferner versteht man darunter einen Bogengang längs der Seite eines Gebäudes, so am Vatican, der die von Rafael mit Gemälden geschmückten Logen besitzt. Dann führt diesen Namen das große, aus mehren Abtheilungen bestehende mittlere Prachtfenster im Hauptstockwerk eines Gebäudes, wie solche besonders an den altvenetian. Palästen mit Vorliebe behandelt zu sein pflegen. Endlich heißt auch so die kleine luftige, meist auf allen Seiten freie Halle auf dem Dache eines Gebäudes.

Logier (Joh. Bernh.), bekannt durch seine Lehrmethode der Musik, wurde in einer franz. Refugiéfamilie 1780 zu Kaiserslautern in der Pfalz geboren und erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, einen tüchtigen Geiger und Orgelspieler. Nach seiner Eltern Tode wollte ihn sein Vormund einer andern Bestimmung zuführen, allein der junge Künstler entfloh zu einem Oheim nach Marburg und wurde von einem Engländer, der ihn in einem Concerte hörte, 1805 mit nach England genommen und von diesem mehre Jahre hindurch gleich einem Sohne behandelt. Wie früher auf der Flöte, so bildete er sich in England auf dem Pianoforte aus. Hierauf wurde er in dem Musikchore eines Regiments im nördlichen Irland angestellt, für welches er Mehres componirte. Nebenbei beschäftigte er sich mit Musikunterricht, was ihn auf die Vereinfachung und Regelung führte, die seinem Systeme zu Grunde liegt. Nach beendigtem Kriege wurde er Organist an der westporter Kirche. Bei dem Unterricht seiner Tochter, deren unfügsame Hände allen seinen Bemühungen zu trotzen schienen, kam er auf die Erfindung des Chiroplast (s. Handleiter), der so wesentliche Dienste leistete, daß nach sechs Monaten die Tochter den Vater an der Orgel vertreten konnte. L. ließ sich sodann in Dublin nieder, um sein Lehrsystem öffentlich einzuführen, wozu er durch Vorlesungen und durch ein Patent auf seinen Chiroplast bereits vorgewirkt hatte. Er nahm eine Anzahl Schüler an, die noch gar keinen Unterricht genossen, und stellte nach drei Monaten eine Prüfung mit ihnen an, die so gut ausfiel, daß von nah und fern Lehrer sich bei ihm einfanden, sein System kennen zu lernen, nach welchem nun in Liverpool, Manchester, Glasgow und 1816 auch in London durch Sam. Webbe, der sich nebst Kalkbrenner mit L. vereinigte, Akademien eingerichtet wurden. Im J. 1822 folgte L. einer Einladung der preuß. Regierung nach Berlin, errichtete hier ebenfalls eine Akademie und erhielt den Auftrag, eine Anzahl Lehrer in seinem Systeme zu unterrichten, um dasselbe in dem preuß. Staate zu verbreiten. Drei Jahre darauf kehrte er nach London zurück. Seine Lehrmethode geht hauptsächlich dahin, mehre Schüler gleichzeitig im Clavierspiel zu unterrichten, womit zugleich Harmonielehre verbunden wird. Wie nun für jenes im Chiroplast, so hatte er auch für letztere in einem gewissen schematischen Verfahren entsprechende ähnliche mechanische Unterstützungsmittel gefunden. Daß diese Mittel vorzugsweise für die Elementar- und mechanische Bildung von Werth seien, bei einseitiger Anwendung aber mehr Dressur als wahre Bildung zuwege bringen müssen, ist gewiß; ebenso gewiß aber ist, daß durch dieselben die mechanische Ausbildung erleichtert und abgekürzt und Zeit und Mühe für die höhere Ausbildung gespart wird. Jedenfalls bleibt ihm das Verdienst, zu Förderung der Methodik durch Vereinfachung und systematische

Planmäßigkeit einen bedeutenden Anstoß gegeben zu haben. Seine anfangs geheim gehaltene Lehrart hat er in dem „System der Musikwissenschaft" (Berl. 1827) niedergelegt.

Logik heißt der Wortbedeutung nach eine Lehre vom Denken, daher auch der deutsche Ausdruck Denklehre. Die Veranlassung, die Logik als einen besondern Theil der Philosophie auszubilden, lag in dem Bedürfniß, sich über die Zulässigkeit, Richtigkeit und Nothwendigkeit der Begriffs- und Gedankenverknüpfungen, in welchen sich die Erkenntniß darstellt, Rechenschaft zu geben. Die ersten Anfänge derselben finden sich bei den Eleaten (s. d.). Als ein Hülfsmittel der Überredung übten sie die Sophisten (s. d.), und selbst die Megariker (s. d.) scheinen sie vorzugsweise nur als ein Mittel der geistigen Gymnastik betrachtet zu haben. Mit wissenschaftlichem Ernste dagegen behandelten die Frage nach der Gesetzmäßigkeit eines begriffsmäßigen Denkens Sokrates und Platon. Indeß stellte Platon die Logik oder, wie er es nannte, die Dialektik (s. d.) noch nicht als ein abgesondertes Ganze auf. In dieser Beziehung ist der eigentliche Begründer derselben Aristoteles. Denn obgleich dieser die Formen der Gedankenverknüpfung in genauer Beziehung auf das Erkennen untersuchte, so behandelte er doch die Logik factisch als eine Wissenschaft von den formellen Gesetzen des Denkens und nannte diese Untersuchung Analysis (s. d.). Indem er die Gedanken in ihre Elemente, die Begriffe, zerlegte, die Form der Verbindung der Begriffe in den Urtheilen und endlich die Abhängigkeit der Urtheile voneinander bestimmte, wie sie entweder ohne oder, wie im Syllogismus (s. d.), durch Vermittelung anderer Begriffe erkannt wird, wurde er der Urheber der strengen formalen Logik und prägte den Typus derselben so bestimmt aus, daß Kant sagte: seit Aristoteles habe die Logik keinen Schritt vorwärts, aber auch keinen rückwärts thun können. Das Gebäude der Aristotelischen Logik wurde in spätern Jahrhunderten von den Scholastikern (s. d.) mit vielen unnöthigen Spitzfindigkeiten überladen. Man betrachtete sie überdies geradezu nicht blos als das formale, sondern auch als das materiale Organon der Philosophie. Übertreibungen dieser Art wirkten Petrus Ramus, Gassendi, Baco u. A. entgegen. Allein bis zum Ende des 18. Jahrh. blieb das Ansehen der Logik vollkommen unangetastet und wurde durch die Hochachtung, welche Männer, wie Leibnitz, ihr zollten, eher verstärkt als geschwächt. Es ist indeß sehr natürlich, daß die Logik theils in ihrer speciellen Ausführung, theils rücksichtlich der Auffassung ihres Verhältnisses zu andern Theilen der Philosophie von den Umwandlungen der letztern vielfach berührt wurde. Schon bei den Alten, namentlich den Stoikern, wurden auch die Untersuchungen über die materiellen Bedingungen und Kennzeichen (Kriterien) der wahren Erkenntniß in ihr Gebiet gezogen, also Das, was die Neuern Theorie der Erkenntniß, Kritik oder Fundamentalphilosophie genannt haben. Diese Erweiterung gab später vielfach Veranlassung, sie vom psychologischen Standpunkte aus als eine Geschichte des erkennenden Denkens zu behandeln und die Untersuchung über den Ursprung und die Quellen der Begriffe in sie mit aufzunehmen. Wo dagegen, wie in den Systemen nach Kant, deren Spitze Hegel (s. d.) repräsentirt, die Identität des Denkens und des Seins als Axiom der Philosophie galt, mußte sich eine entschiedene Opposition gegen die sogenannte formale Logik einstellen, ihr jede selbständige Bedeutung abgesprochen und, was von ihr etwa übrig blieb, entweder als ein Theil der Phänomenologie des Geistes oder der Metaphysik selbst behandelt werden. Endlich konnte selbst der Empirismus an ihr Anstoß nehmen, weil die Begriffe von den Dingen und ihren Veränderungen, die uns die Erfahrung factisch aufdringt, vielfältig mit Widersprüchen behaftet sind und den Foderungen der Logik nicht entsprechen. Sucht man nun den Begriff und die Aufgabe der Logik unabhängig von vorgefaßten Lehrmeinungen zu bestimmen, so läßt sich wenigstens die Frage nicht abweisen, ob nicht, indem das Denken das Instrument alles Erkennens ist, sich für dasselbe, unabhängig von dem besondern Inhalt der Begriffe, eine Gesetzmäßigkeit nachweisen lasse, ohne deren Beobachtung es auf eine innere Haltbarkeit nicht Anspruch machen kann. Unmittelbar deutlich ist hierbei, daß ein Gedachtes, dessen Inhalt sich selbst aufhebt, sich widerspricht, für ein Denken, welches etwas denken will, seine Bedeutung verliert, und dies besagt der Satz der Identität (s. d.) und des Widerspruchs. Die Anwendung dieses Satzes, den man gewöhnlich das Princip der Logik nennt, auf die verschiedenen möglichen Formen der Urtheile und Schlüsse, führt nun allerdings zu rein formalen Bestimmun-

gen; zugleich scheidet sich dadurch die Logik ebenso von der Psychologie wie von der Metaphysik. Während nämlich die Psychologie die Art, wie sich die oft sehr verworrenen und widersprechenden Gedanken der Menschen wirklich verknüpfen, zu untersuchen hat, stellt die Logik eine Norm für die formelle Richtigkeit der Gedankenverknüpfung auf. Von einer natürlichen Logik kann daher nur insofern die Rede sein, als sich die Nothwendigkeit des gesetzmäßigen Denkens bisweilen aus psychologischen Gründen von selbst in dem gewöhnlichen Gedankenlaufe geltend macht. Während ferner die Metaphysik die letzten Gründe der Erscheinungswelt nachweisen soll, bekümmert sich die Logik gar nicht darum, ob die Begriffe auf etwas Existirendes sich beziehen oder nicht, ebenso wenig als die Mathematik darnach fragt, ob den Größenverhältnissen, deren innere Gesetzmäßigkeit sie untersucht, irgend etwas Wirkliches entspricht oder nicht. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Logik nichts erkennt, aber wenn dadurch die sehr engen Grenzen derselben bezeichnet sind, die sehr leicht vor jeder Überschätzung derselben bewahren können, so erklärt sich doch zugleich, warum die Logik nicht nur für die Philosophie, sondern für alle Wissenschaften eine ganz allgemeine Bedeutung hat, die es überhaupt mit Begriffen zu thun haben. In der That ruhen diese sämmtlich auf der Logik und man hat mit Recht gesagt, daß in ihnen kein Stein auf dem andern bleiben würde, wenn die Logik zerstört würde. Ob übrigens die Logik in der ihr bis jetzt zu Theil gewordenen Ausbildung schon den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, daß sie für eine genügende Methodenlehre des wissenschaftlichen Denkens überhaupt gehalten werden kann, darf bezweifelt werden. Was man früher in dieser Beziehung unter dem Namen der Erfindungskunst, der angewandten Logik u. s. w. der sogenannten reinen Logik folgen ließ, bezog sich zum größten Theil auf Äußerlichkeiten, die für die wissenschaftliche Heuristik von keinem oder sehr geringem Belang sind. Unter den vielen Schriften über Logik sind als diejenigen, die die verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen man sie in neuester Zeit bearbeitet hat, erkennen lassen, vorzugsweise zu nennen die von Krug (4. Aufl., Königsb. 1833), Fries (3. Aufl., Heidelb. 1837), Braniß (Bresl. 1830), Bachmann (Lpz. 1828), Twesten (Schlesw. 1825), Drobisch (Lpz. 1836), A. Trendelenburg (2 Bde., Berl. 1840) und Lotze (Lpz. 1843). Aus dem 18. Jahrh. würde besonders an die logischen Arbeiten von Tschirnhausen, Lambert, Leibnitz, Ploucquet, Reimarus und Wolf zu erinnern sein.

Logistik heißt die Lehre von den Verhältnissen des Raumes und der Zeit für taktische Bewegungen der Truppen, vorzüglich bei Märschen. Der Werth dieser Lehre ist nur relativ; denn wenn sie auch allgemeine Anhaltszahlen gibt, und selbst die besondern Umstände in Bezug auf Truppenart, Beschaffenheit der Wege und Witterung berücksichtigt, so bleibt der Erfolg doch immer von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß ein genaues Übereinstimmen der Rechnung mit der Ausführung der Bewegung nicht zu erwarten ist.

Logographen heißen die ältesten griech. Geschichtschreiber, insofern sie die Sagen, besonders über die Gründung einzelner Städte, zuerst in Prosa aufsetzten, im Gegensatz der epischen Dichter. Fast alle, unter ihnen die vorzüglichsten, wie Kadmus (s. d.), Dionysius und Hekatäus (s. d.) aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthus der Lydier, Pherecydes (s. d.) von Syros und Hellenikus (s. d.) von Mitylene, gehören nach Jonien und lebten am Ende des 6. und zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr., sodaß Herodot (s. d.) dann gleichsam von ihnen den Übergang zu den eigentlichen Geschichtschreibern bildet. Die Bruchstücke derselben wurden von Creuzer in den „Historicorum graec. fragmenta" (Heidelb. 1806), vollständiger unter demselben Titel von C. und Th. Müller (Par. 1841) herausgegeben.

Logogriph heißt seiner griech. Ableitung nach ein Buchstaben- oder Worträthsel, wobei ein Wort durch das Hinzusetzen oder das Wegnehmen eines oder mehrer Buchstaben jedesmal eine andere Bedeutung erhält, z. B. Greis, Reis, Eis u. s. w. (S. Räthsel.) Bei den alten Griechen war schon der Griphos beliebt, d. h. eine künstlich verschlungene und schwer aufzulösende Rede oder Frage, dergleichen man zum Scherz und zur Unterhaltung bei Tafel vorlegte, worauf gewöhnlich Derjenige, der die richtige Deutung gab, mit einem Kranze belohnt wurde, während er im Gegentheile ein mit einem salzigen Getränke angefülltes Gefäß ohne Unterbrechung austrinken mußte. (S. Gastmähler.)

Logos, das griech. ὁ λόγος, d. i. Vernunft, ausgesprochenes Wort. In der Religionsphilosophie zu Christi Zeit war Logos ein Kunstausdruck, der ein vor Anfang der Schöpfung aus Gott hervorgegangenes Wesen bezeichnete. Nach Zoroaster's Religionsphilosophie war das von Gott am Anfange aller Dinge ausgesprochene Wort durchs Sprechen wesentlich und selbständig geworden, ein von Gott gezeigter Geist, das Gleichbild Gottes, der die Welt erschaffen habe und der Urheber aller Weisheit, Tugend und Wissenschaft sei. Nach der spätern Platonischen Philosophie, wie sie zu Christi Zeit besonders in Alexandrien blühte, und wie sie in den Schriften des jüdischen Philosophen Philo zu finden ist, war der Logos der von Ewigkeit her gedachte Gedanke Gottes von sich selbst (an dem er als an dem gegenständlichen Nichtich das Selbstbewußtsein seines Ichs hatte), der aus Gott herausgetreten und wesentlich geworden sei, der von Ewigkeit gezeugte Sohn Gottes, der Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, der Schöpfer der Welt und das alle Menschen zur Weisheit, Tugend und Wissenschaft erleuchtende Wesen. Im Neuen Testamente kommt der Ausdruck Logos nur beim Johannes vor und bezeichnet ein göttliches Wesen, den vor Anfang der Dinge von Gott gezeugten Sohn, der dann die Welt erschaffen und alle Zeitalter erleuchtet habe. Dieser Logos sei in Christo Mensch geworden, oder in ihm in menschlicher Gestalt erschienen. In den Schriften des Apostels Paulus findet sich zwar nicht das Wort Logos, wol aber die Sache und seine Vorstellung fällt mit der des Johannes zusammen. Auch die gelehrten Rabbinen Palästinas hatten die Vorstellung vom göttlichen Wort, nach Zoroaster's Lehrtypus, aufgenommen, und selbst in den alten gnostischen Systemen steht der Logos mit in der Reihe der aus Gott vor Anfang der Dinge hervorgegangenen geistigen Zeugungen oder der Äonen. Übrigens s. Christus und Christologie.

Lohbeete sind eine Art Treibbeete, die hinsichtlich ihrer Anlage so ziemlich mit den Mistbeeten (s. d.) übereinkommen, nur daß man sich bei den Lohbeeten statt des Mistes der Lohe bedient. Die Lohbeete entwickeln keine so starke Hitze als die Mistbeete, halten sie jedoch länger zurück. Um die Erhitzung der Lohbeete zu beschleunigen, bringt man untenhin eine Lage frischen Pferdemistes.

Lohe nennt man die bei manchen Garten- und Feldgewächsen, namentlich bei Gerste und Weizen vorkommende Krankheit, bei der die Blätter zusammenschrumpfen und absterben. Insbesondere geschieht dies in Folge anhaltender Trockenheit.

Lohengrin heißt nach dem Namen des Haupthelden ein mittelhochdeutsches Gedicht, das in zehnzeiligen Strophen gegen das Ende des 13. Jahrh. von, wie es scheint, zwei unbekannten Dichtern verfaßt ist. Es schließt sich an den zweiten Theil des Gedichts vom Wartburgkrieg (s. d.) an und der mythisch gewordene Wolfram von Eschenbach, der in diesem gegen Klinsor auftritt, ist als Erzähler der Geschichte dargestellt. Dem Inhalt nach ist in ihm die Sage vom Schwanenritter, die auch Konrad von Würzburg zum Gegenstand eines Gedichts machte und deren verschiedene Fassungen in den „Deutschen Sagen" von den Brüdern Grimm (Bd. 2, Berl. 1818) zusammengestellt sind, mit der vom Graal (s. d.) und mit sagenhaften Erzählungen von des deutschen Königs Heinrich's I. Thaten verbunden; der Schluß enthält noch eine Übersicht der Begebenheiten von Heinrich's I. bis auf Heinrich's II. Zeit. L. selbst oder Loherangrin (gebildet aus dem Namen des Helden eines franz. zum Kärlingischen Sagenkreis gehörigen Gedichts, Garin le Loherain) ist Parzival's (s. d.) Sohn, wird durch Gott von dem Graal her Elsen von Brabant als Kämpe gegen Friedrich von Telramunt zugesendet, der sie wider ihren Willen freien wollte, und auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Nachdem Friedrich durch ihn gefallen, wird Else sein Weib; er hilft dem Kaiser Heinrich die Ungarn schlagen, zieht mit ihm nach Italien und siegt dort, von Petrus und Paulus im Kampf begleitet, vor Rom über die Sarazenen, die den Papst bedrängen. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Else wider sein Verbot ihn um seine Herkunft; vergebens weigert er die Antwort. Als sie zum dritten Mal in ihn dringt, erklärt er sich, zugleich aber, daß er sie nun verlassen müsse. Der Schwan erscheint wieder und mit Kummer scheidet er von ihr und seinen Knaben Lohengrin und Johann, um zum Graal nach Indien zu kehren. Nach dem jüngern Titurel nahm er in Lyzaborie Belayen zum zweiten Weibe, wurde von deren Verwandten hinterlistig getödtet, und das Land hieß von ihm Lotharingen. Herausgegeben ist der „Lohengrin" mit

einer Einleitung von Görres (Heidelb. 1813). Vgl. Lucas, „Über den Krieg von Wartburg" (Königsb. 1838).

Lohenstein (Kasp. Dan. von), eines der Häupter der zweiten schles. Dichterschule, geb. am 25. Jan. 1635 zu Nimptsch, studirte nach dem Besuch eines breslauer Gymnasiums in Leipzig und Tübingen die Rechte, und bereiste dann Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. Im J. 1666 wurde er würtemb.-ölsnischer Regierungsrath und später kaiserlicher Rath und erster Syndicus in Breslau, wo er am 28. Apr. 1683 starb. Seine dichterischen Werke sind sechs Trauerspiele und „Blumen", d. h. lyrische Gedichte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, großentheils Gelegenheitsgedichte. L. hatte das Bestreben, der Phantasie ihre Rechte in der Dichtung wieder einzuräumen, nachdem sie von Opitz und dessen Anhängern allzusehr beschränkt worden war. Aber ohne einen gründlich gebildeten Geschmack, auf den namentlich die schwülstigen Italiener, wie Marino, gewirkt hatten, wußte er nicht Maß zu halten. Wenn auch nicht so lüstern, wie sein Zeitgenosse Hofmannswaldau (s. d.), so geht er doch, namentlich in seinen Trauerspielen, mit Vorliebe auf Darstellung des Schauderhaften und sogar des Widerlichen ein. Er häuft in ihnen Beweise einer ganz unstatthaften Gelehrsamkeit auf, während dieselben auf der andern Seite ein bedeutendes Talent L.'s beweisen. Ohne hervortretende Eigenthümlichkeit sind seine lyrischen Gedichte. Er fand bis in den Anfang des 18. Jahrh. so viele Nachahmer, daß der Name Lohensteinianer zum literarischen Parteinamen wurde. Gesammelt sind seine Dichtungen in seinen „Trauer- und Lustgedichten" (Bresl. 1680; Lpz. 1733). Von seinen prosaischen Schriften ist zu nennen „Arminius und Thusnelda, ein Heldenroman" (2 Bde., Lpz. 1689, 4.; umgeänderte Ausg., 4 Bde., Lpz. 1731). In der Anlage höchst mangelhaft, enthält dieser Roman neben theils schwülstigen, theils faden Partien manche werthvolle Einzelheiten, die ihn unter den Kunstromanen des 17. Jahrh. obenanstellen. Er wurde von L. unvollendet hinterlassen und erst von dessen Bruder, dann vom Pfarrer Wagner in Leipzig fortgeführt.

Lohgerberei, s. Gerberei.

Löhr (Agid. Valent. Felix Joh. Ferd. von), großherzoglich hess. Geh. Rath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Gießen, geb. am 17. März 1784 zu Wetzlar, studirte 1802—4 zu Marburg, Gießen und Göttingen. Durch seine Schrift „Die Theorie der Culpa" (Gieß. 1806) mit Grolman in engere Verbindung gebracht, übernahm er 1807 die Mitredaction des „Magazin für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung", dessen fünf erste Hefte fast ganz von ihm herrühren. Im J. 1808 wurde er Justizrath und ordentlicher Professor des Rechts an der von dem Großherzog von Frankfurt gestifteten Rechtsschule zu Wetzlar, und 1813 folgte er dem Rufe nach Gießen. Seine Bestrebungen sind vorzugsweise der historischen Seite des Rechts zugewendet, und in der Gründlichkeit und dem Scharfsinne, mit denen er diese Richtungen verfolgt, stellt er sich zunächst seinem Lehrer Hugo zur Seite. Indessen ist seine durch mancherlei Verwaltungsgeschäfte in Anspruch genommene Thätigkeit vorzugsweise dem Kreise seines unmittelbaren Lebensberufes gewidmet geblieben, und sein schriftstellerisches Wirken hat sich in keinem größern Werke concentrirt. Von seinen Schriften sind noch anzuführen die „Beiträge zur Theorie der Culpa" (Gieß. und Darmst. 1808) und die zunächst in der Form von Einladungsprogrammen erschienene „Übersicht der das Privatrecht betreffenden Constitutionen der röm. Kaiser u. s. w." (Wetzl. 1811—12).

Löhr (Joh. Andr. Christian), ein durch seine Jugendschriften ungemein verdienter Mann, geb. zu Halberstadt am 18. Mai 1764, mußte wegen Armuth seinem Lieblingswunsche, Medicin zu studiren, entsagen, und widmete sich der Theologie. Doch sehr bald fehlte es ihm auf der Universität am Unentbehrlichsten; abgehungert und im kalten Winter 1781—82 halberfroren, nahm sich endlich ein Menschenfreund seiner an, unterstützte ihn und verschaffte ihm eine Lehrerstelle am Waisenhause zu Halle. Doch der Grund zu seiner durch das ganze Leben ihn begleitenden Kränklichkeit war einmal gelegt, übertriebenes Arbeiten, um sich das Nöthige zu verschaffen, schwächte ihn noch mehr, und es erfolgten wiederholte Blutstürze, die ihn dem Grabe nahe brachten. Nach drei Jahren mußte er seine Stelle in Halle aufgeben und nahm nun eine Hauslehrerstelle in Gatterstädt bei Querfurt

an, wo er den später als Schriftsteller bekannten Krug von Nidda zu seinem Schüler hatte. Zwei Jahre später wurde er Hauslehrer bei dem Director des halleschen Waisenhauses, dem Hofrath Mädai, der ihn 1787 zum Prediger in Oehlitz am Berge ernannte. Im J. 1793 erhielt er eine Predigerstelle in Merseburg, und kurz nach der Schlacht bei Lützen folgte er 1813 dem Rufe als Oberpfarrer in Zwenkau bei Leipzig, wo er nach manchen körperlichen Leiden am 28. Juni 1823 starb. Von ernstem, festem Charakter, war er für die Freuden des geselligen Lebens nicht unempfänglich und in Gesellschaft sehr heiter und unterhaltend. Wie als Prediger, so wirkte er noch mehr als Schriftsteller. Unermüdlich in seinen Amtsarbeiten, arbeitete er in seinen Mußestunden namentlich für die Jugend und gemeinnützige Zwecke. Unter seinen meist in sehr vielen Auflagen verbreiteten Schriften erwähnen wir seine „Kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder" (Halle 1799); „Kleine Erzählungen für Kinder" (Frankf. 1800); „Kleine Plaudereien" (3 Bde., Frankf. 1801—9); „Beschreibung der Länder und Völker" (4 Bde., Halle 1803); „Größere Weltgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1811); „Das Fabelbuch der Kindheit und Jugend" (Lpz. 1815); „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (5 Bde., Lpz. 1815—17); „Das Buch der Märchen" (2 Bde., Lpz. 1818—20); „Das Buch der Bilder" (3 Bde., Lpz. 1819—20); „Die Künste und Gewerbe des Menschen zum Behuf nützlicher Kenntnisse" (Lpz. 1819) und „Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein" (Lpz. 1824). Auch gab er Vieles anonym und pseudonym heraus; unter dem Namen J. K. F. Müller die „Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obst- und Gemüsegartens" (2 Bde., Frankf. 1796) und „Der vollständige Monatsgärtner" (Frankf. 1797); unter dem Namen Karl Friedr. Schmidt „Der ehrliche Baum- und Küchengärtner" (Lpz. 1798) und unter dem Philadelphus Alethes „Die kirchlichen Dinge" (Lpz. 1823).

Lohrmann (Wilh. Gotthelf), ein verdienstvoller praktischer Geometer und Astronom, wurde am 31. Jan. 1796 zu Dresden geboren. Schon seit 1815 als Vermessungsconducteur angestellt, hatte er die Aufnahme mehrer Domainen u. s. w. zu besorgen. Später führte er als Vermessungsinspector die für die ökonomische Vermessung von 5 □M. in verschiedenen Kreisen Sachsens, welche zum Behuf der Vorbereitung eines neuen Grundsteuersystems angeordnet war, erfoderlichen trigonometrischen Arbeiten aus; die ihm bleibende Muße widmete er astronomischen Beobachtungen. Im J. 1827 wurde er Oberinspector des mathematischen Salons und Vorsteher der neubegründeten technischen Bildungsanstalt in Dresden, welche ihm ihr Gedeihen wesentlich zu verdanken hat. Die bedeutendsten Früchte seiner astronomischen Studien sind „Das Planetensystem der Sonne" (Dresd. 1822, mit 3 Kpf.) und die treffliche, aber unvollendete Topographie der sichtbaren Mondoberfläche (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1824, mit 6 Kpf.). Seit 1828 gab er „Meteorologische Beobachtungen" heraus; auch lieferte er viele schätzbare Beiträge zu den „Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen" (Lpz. 1832 fg., 4.). Er starb am 20. Febr. 1840.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, dessen Stromgebiet 2120 □M., und dessen Stromlänge mit den Krümmungen 130 M. beträgt, entspringt in den Cevennen auf dem Berge Gerbier le Joux in einer Höhe von 4310 F. im Departement der Ardèche, fließt die Hälfte seines Laufes von Süden nach Norden, wendet sich aber im Departement des Loiret nach Westen und setzt in dieser Richtung von da an seinen Lauf bis zu seiner Mündung ins Atlantische Meer fort. Die Loire nimmt auf ihrem Lauf 41 Flüsse auf, unter denen Allier, Cher, Vienne und Sarthe die bedeutendsten sind, wird bei Roanne für Flußschiffe, bei Nantes für Seeschiffe schiffbar, läßt die Flut des Meeres bis auf eine halbe Meile oberhalb der letztern Stadt verspüren und durchströmt oder berührt zwölf Departements. Acht Departements sind entweder ganz oder zum Theil nach ihr benannt: 1) das Departement Loire mit 434000 E. und der Hauptstadt Montbrison; 2) Oberloire mit 297500 E. und der Hauptstadt Le-Puy-en-Velay; 3) Unterloire mit 486800 E. und der Hauptstadt Nantes (s. d.); 4) Loire und Cher mit 249500 E. und der Hauptstadt Blois (s. d.); 5) Saône und Loire mit 551500 E. und der Hauptstadt Maçon (s. d.); 6) Maine und Loire mit 488500 E. und der Hauptstadt Angers (s. d.); 7) Indre und Loire mit 306400 E. und der Hauptstadt Tours (s. d.) und 8) Eure

und Loire mit 286400 E. und der Hauptstadt Chartres (s. d.). Nach der Loiret, einem Nebenflusse der Loire, hat das Departement Loiret, mit 318500 E. und der Hauptstadt Orleans (s. d.), den Namen.

Loison (Olivier, Graf), franz. Generallieutenant, wurde zu Damvilliers geboren, wo sein Vater das Amt eines königlichen Procurators verwaltete. Beim Ausbruche der Revolution trat er in ein Freiwilligenbataillon und kämpfte 1793 als Lieutenant in der Armee an den Ardennen. Große militairische Talente und eine an Verwegenheit grenzende Tapferkeit hoben ihn schnell von Stufe zu Stufe bis zum General. Indeß machte man ihm Unmenschlichkeit zum Vorwurfe und beschuldigte ihn, daß er noch nach Anderm, als Kriegsruhm strebe. Nach Zerstörung einer reichen Abtei an der Grenze von Luxemburg wurde gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet; allein ein Volksrepräsentant rettete ihn und verschaffte ihm seinen Grad zurück. Im Oct. 1795 befand er sich in Paris und vertheidigte am 13. Vendémiaire den Convent unter Bonaparte. Hierauf trat er als Präsident in das Kriegsgericht, welches die Empörer aburtheilen sollte, wobei er sich sehr mild zeigte. Später befehligte er in der Schweiz unter Masséna und erhielt im Sept. 1799 den Grad eines Divisionsgenerals. Nach dem 18. Brumaire wohnte er dem Feldzuge in Italien bei, zeichnete sich beim Übergange über die Adda und den Oglio aus, nahm Arsinori und Crema und erwarb sich die Zuneigung des ersten Consuls. Ebenso tapfer focht er im Feldzuge von 1805, besonders in der Schlacht von Austerlitz. Da er des rechten Arms beraubt war, ernannte ihn Napoleon zum Gouverneur des Schlosses von St.-Cloud. Doch mochte er dieser Ruhe nicht genießen; er übernahm 1806 das Generalgouvernement von Münster und Osnabrück und ging 1808, nachdem er zum Grafen erhoben war, nach Spanien, wo er an der Spitze einer Division großen Muth und viel Geschicklichkeit bewies. Im Feldzuge von 1812 befehligte er eine aus Deutschen und Italienern gebildete Reservedivision zu Königsberg, mit welcher er den Trümmern des fliehenden Heers bis Wilna entgegenrückte. Nachdem er auch sein Corps durch die Kälte verloren, verließ er die Armee und hielt sich zu Paris auf. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 das Commando der fünften Militairdivision. Nach der Rückkehr des Kaisers wendete er sich diesem wieder zu und kämpfte in der Schlacht bei Waterloo. Nach der zweiten Restauration zog er sich auf seine Landgüter in der Nähe von Lüttich zurück, wo er 1816 nach langer Krankheit starb.

Loki ist in der Asenlehre (s. d.) die Personification des Feuers in seiner verderblichen Richtung, in Erdbeben u. s. w. Zwar war L. nicht vom Asengeschlecht, doch von uralter Zeit in Blutbrüderschaft mit Odin und unter die Asen aufgenommen. Schön von Ansehen und ausgezeichnet durch Kenntniß und List, bringt er die Götter oft in Verlegenheiten, aus denen er sie aber auch wieder herauszieht. Er ist das eigentlich bewegende Element in der scandinav. Mythologie. Durch seine Tücke veranlaßt er Baldur's Tod, und wird dafür von den Göttern grausam gestraft. Zum Unterschiede vom Utgarda-Loki, einem König der Riesen, dessen Reich am äußersten Rande des Erdkreises liegt, wird er Asa-Loki genannt; doch fließen Beider Mythen zuweilen zusammen. Man kann ihn mit Prometheus vergleichen; gleich diesem Abkömmling eines ältern Göttergeschlechts, hatte er sich der neuen Dynastie angeschlossen, gleich ihm wird er von dieser verfolgt, an einen Felsen gefesselt, und gleich Prometheus sieht er im Geiste voraus, daß seinen grausamen Bedrückern einstiger Untergang bevorstehe. In später Erinnerung erhielt sich sein Name für den bösen Geist überhaupt, in Norwegen noch gegenwärtig Laake genannt.

Lokmân, ein arab. Weiser, dessen Zeitalter sich nicht genau angeben läßt, der aber schon in den ältesten Sagen der Araber und im Koran erwähnt wird. Er ist berühmt wegen seiner großen Weisheit und seines langen Lebens. Übrigens macht ihn die Sage bald zum König von Jemen, bald zum frommen Propheten unter den Aditen, bald zum misgestalteten abyssin. Sklaven. Seinen Namen führt eine kleine Sammlung arab. Fabeln, die sicher griech. Ursprungs sind und, wahrscheinlich durch eine syr. Übersetzung vermittelt, gegen das Ende des Mittelalters bei den Arabern bekannt wurden. Sie sind sehr geistlos und dabei in einer vernachlässigten Sprache abgefaßt. Zur Übung der Anfänger im Arabischen wurden sie häufig gedruckt, obwol sie sich wegen ihrer schlechten Sprache dazu wenig eignen. Die erste Ausgabe besorgte Erpenius (Lend. 1615); unter den neuern Ausgaben erwähnen

wir die von Bernstein in Michaelis' „Arab. Chrestomathie" (Gött. 1817), von Freytag (Bonn 1823), Rödiger (Halle 1830), Schier (Dresd. 1831; 2. Aufl., 1839) und Rask (Kopenh. 1831). Deutsche Übersetzungen lieferten Olearius im „Persianischen Rosenhain" und Schaller (1826). Vgl. Wüstenfeld, „Diss. de Locmano" (Gött. 1832).

Lokri, eine einst bedeutende und durch ihren Gesetzgeber Zaleukus (s. d.) berühmte Stadt im Südosten von Bruttium, einer Landschaft Unteritaliens, lag nördlich vom Vorgebirge Zephyrium, daher sie den Beinamen Epizephyrii erhielt, und wurde von den Epiknemidischen Lokrern aus Griechenland bevölkert. (S. Lokris.)

Lokris, ein Theil des eigentlichen Hellas oder Mittelgriechenlands, zerfiel in zwei getrennte Landschaften, deren Bewohner, die Lokrer, wieder in drei Völkerstämme sich schieden. Die eine Landschaft, am Korinthischen Meerbusen, von Phocis, Doris und Ätolien eingeschlossen, mit den Städten Amphissa und Naupaktos (s. d.), wurde von den Ozolern oder Ozolischen Lokrern, einem wilden und räuberischen Volke, die andere, am Euböischen Meere gelegen, mit der Hauptstadt Opus, von den Opuntiern oder Opuntischen Lokrern bewohnt, und nördlich von diesen bis zu den Thermopylen saßen die Epiknemidier oder Epiknemidischen Lokrer, so genannt von dem Gebirge Knemis, an dessen Fuße die Stadt Knemides lag. (S. Lokri.)

Lollharden oder Lollarden war der Name eines mönchsartigen, freiern Vereins, der den Kranken und Todten seine Dienste widmete. Er bildete sich um 1300 zuerst in Antwerpen, wo einige fromme Leute zur Leichenbestattung sich verbanden, die wegen ihres mäßigen Lebens und ihres dürftigen Ansehens Matemans, nach ihrem Schutzheiligen Alexiusbrüder, oder, weil sie in Zellen wohnten, Zelliten (fratres cellitae) und von dem niederdeutschen Worte Lollen oder Lullen, d. i. leise singen, Lollharden genannt wurden, weil sie bei Leichenbegängnissen einen traurigen, dumpfen Gesang hören ließen, und überhaupt bei einsamen Andachtsübungen viel sangen. Sie verbreiteten sich in den Niederlanden und in Deutschland, da sie bei den damals herrschenden Seuchen in allen Städten willkommen waren. Indeß wurden sie bald von der Geistlichkeit und den Bettelmönchen, deren Einkünfte sie schmälerten, mit den ketzerischen Begharden (s. d.) in eine Classe geworfen und als solche verfolgt, bis ihnen Gregor XI. im J. 1374 und 1377 eine bedingte Duldung gewährte. Obgleich die Lollharden ursprünglich nur einen Männerverein bildeten, so bildeten sich doch auch, wie namentlich in Köln, weibliche Genossenschaften, die gleichen Gesetzen folgten. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Köln fromme Brüderschaften, die von den Lollharden abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben ganz abgewichen waren. Wie in den Niederlanden und in Deutschland die Namen Lollharden und Begharden durch die Anhänger des Kirchenthums zu Spott- und Ketzernamen gestempelt worden waren, mit welchen man verschiedene Parteien, mildthätige Fromme und frömmelnde Heuchler, gemeinnützige Männer, wie die von Gerhard Groote aus Deventer gestifteten Kleriker des gemeinschaftlichen Lebens, und müßige Bettler belegte, so wurde auch in England den Jüngern Wicliffe's (s. d.), weil sie gegen die Päpste und die Geistlichkeit auftraten, der gebrandmarkte Name Lollharden (Lollards) gegeben. (S. auch Brüderschaften.)

Lombard, s. Leihhaus.

Lombardei hieß derjenige Theil Oberitaliens, der im J. 568 von den Longobarden erobert und bis zum Untergange ihrer Herrschaft in Italien 774 besessen wurde. In den frühesten Zeiten bewohnten dieses Land die alten Gallier, die zur Zeit des Tarquinius Priscus sich hier festsetzten, dann eroberten es die Römer, die es unter dem Namen Gallia Cisalpina bis zur Auflösung des weström. Kaiserreichs besaßen. Von ihnen kam es unter die Herrschaft erst des Odoaker 476—493, dann der Ostgothen 493—553, hernach der griech. Kaiser 553—568; ferner der Longobarden 568—774, die es zuletzt Karl dem Großen überlassen mußten. Seit 843 entstand ein besonderes Königreich Italien, aus welchem sich aber bald unabhängige Herzogthümer und Markgrafschaften, wie Friaul, Mantua, Susa u. s. w., oder Republiken, wie Venedig, Genua und Mailand, bildeten. An Deutschland durch den Lehnsnexus gekettet, suchten sie im Mittelalter in heftigem Kampfe mit den röm. Kaisern, wiewol zum Theil vergebens, ihre Unabhängigkeit sich zu erringen. Unter sich un-

einig, zerstückelt, ein Spielball der östr.-span. und der franz. Politik, gewannen die meisten ihre Selbständigkeit niemals. Seit Östreich die Herzogthümer Mailand und Mantua erworben, nannte man diese Provinzen die östr. Lombardei. Dieser Name verschwand, nachdem Napoleon aus diesen und andern Ländern 1797 die Cisalpinische, dann die Italienische Republik, endlich 1805 das Königreich Italien, dessen Beherrscher er selbst war, gebildet hatte. Als durch den pariser Frieden von 1814 Östreich zum Besitze eines großen Theils des zum Königreich Italien geschlagenen Oberitaliens gelangte, gab es seinem Antheil an Italien den Namen des Lombardisch-venetianischen Königreichs (s. d.).

Lombardisch-venetianisches Königreich. Dasselbe begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien, mit Ausnahme Istriens und des Cantons Cividа, welche zu dem neuen Königreich Illyrien gehören; ferner die Herzogthümer Mailand östr. Antheils und Mantua, geringe Antheile von Parma, Piacenza und dem päpstlichen Gebiet und die sonst zur Schweiz gehörigen Landschaften Veltlin, Worms und Cläven. Es wird von der Schweiz, Deutschland, dem Adriatischen Meere, dem Kirchenstaate, Modena, Parma und den sardin. Staaten begrenzt und hat einen Flächeninhalt von 825 □M. mit 4,710000 E., meist Italienern, zu denen noch 66000 Deutsche, 6000 Juden und einige Griechen kommen. Die Hauptflüsse sind der Po mit seinen vielen von den Alpen herabströmenden Nebenflüssen, dem Ticino (Tessino), der Olona, der Adda, dem Oglio und dem Mincio, die Etsch (Adige) und die sämmtlich schiffbaren Küstenflüsse Bachiglione, Brenta, Piave, Livenza und Tagliamento. Der Norden des Königreichs ist von Zweigen der Centralalpen angefüllt, deren Spitzen der Monte della Grigna, der Splügen, Godena und das Wormser Joch sind; außerdem erstrecken sich westlich von Padua die Euganeischen Berge, welche meist vulkanischen Ursprungs sind. Das übrige Land ist eine gegen 300 □M. große Ebene, die von dem Fuße der Alpen bis an den Po, der südlichen Grenze des Königreichs, und vom Tessin oder Ticino, der westlichen Grenze der Lombardei gegen das Königreich Sardinien, bis an den südwestlichen Fuß der Julischen Alpen reicht und durch die Höhengruppen der Berischen und Euganeischen Berge in eine große West- und eine kleine Ostabtheilung getrennt wird. Das Klima ist kälter in den nördlichen, an die Alpen stoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und gesund, doch nicht frei von empfindlicher Kälte und von Frösten. Nach Productenreichthum und Bodencultur gehört das Land zu den vorzüglichsten Ländern Östreichs. An Mineralien liefert es reichlich Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen und Seesalz, außerdem Marmor, Alabaster und Edelsteine. Unter seinen mineralischen Bädern steht namentlich das von Abbano in großem Rufe. Der Garten- und Feldbau bringt in großer Menge Getreide, besonders Mais, Hülsenfrüchte und Reis, der zum Theil nach Deutschland ausgeführt wird, alle Arten Gemüse und Obst, Südfrüchte, namentlich Kastanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen und vorzüglich Oliven, aus denen jährlich über 112000 Ctr. Öl gewonnen wird. Das Thierreich liefert Esel, Maulthiere, feinwollige Schafe, namentlich im Venetianischen, Schweine, Rindvieh mit bedeutender Milchwirthschaft und darauf gegründeter Bereitung des Parmesankäses (jährlich 24 Mill. Pf. Käse), als deren Mittelpunkt Lodi gilt; ferner eine Menge Arten Federvieh, Meer- und Flußfische, Bienen und Seidenwürmer. Was die Gewerbsthätigkeit des Volks betrifft, so sind besonders der Seidenbau und die Seidenweberei sehr verbreitet. Die Seidenernte ergibt in guten Jahren einen Ertrag von ungefähr 4 Mill. Pf. Rohseide, wovon auf den District Mantua allein 1¾ Mill. kommt. Die der Qualität nach beste Seide liefern Bergamo und Mailand; hier sind die größten Seidenhändler, aber auch Brescia, Verona, Vicenza und Udine treiben starken Seidenhandel. Außerdem werden am Gardasee Leingarn und Schafwolle gesponnen, in und um Maga Baumwollenstoffe, feines Tuch vorzüglich zu Como, Seiden- und Halbseidenzeuge aller Art, schöne Meubles aus Eben-, Nußbaum-, Kastanien- und Cypressenholz in der ganzen Lombardei, Spitzen- und Segelleinwand zu Venedig, Tischteppiche und Tapeten in und um Brescia, Porcellan zu Vicenza und Marostica, Nußöl und Seife zu Venedig und Verona, Ölseife zu Triest verfertigt. Die Stahl- und Eisenfabriken haben ihren Sitz namentlich in Brescia, Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand; Cremona ist wegen der trefflichen Geigen, Lauten und

Flöten, die hier gearbeitet werden, berühmt; auch verfertigt man gutes Papier, künstliche Blumen, Pomade, Confituren, candirte Früchte, Nudeln, Essenzen und Würste. Der Handel vertreibt theils die Landesproducte, theils ist er Speditionshandel und wird durch gute Straßen, Dampfschiffe, die mailand-venetian. Eisenbahn und durch die Häfen zu Venedig, Triest, Rovigno und Chioggia wesentlich gefördert. Das Volksschulwesen ist durch die östr. Regierung vielfach verbessert; Universitäten sind zu Padua und Pavia, Navigationsschulen zu Venedig und Triest, Akademien der schönen Künste zu Mailand und zu Venedig, ein ital. Institut der Wissenschaften und Künste zu Mailand, die Malerschule der Accademia Carrara zu Bergamo, das Athenäum zu Venedig. Das gesammte Schulen- und Studienwesen für die ital. Länder steht unter der Central-Organisirungs-Hofcommission, die ihren Sitz zu Wien hat. Das lomb.-venet. Königreich, obschon mit dem östr. Staate verbunden, hat seine besondere Verfassung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, gegenwärtig Erzherzog Rainer, geb. am 30. Sept. 1783, der zu Mailand seinen Sitz hat, und zerfällt in die Gubernialbezirke Mailand oder die eigentliche Lombardei, 395 □M. mit 2,570000 E., und Venedig 430 □M. mit 2,140000 E.; jenes umfaßt die Delegationen oder Provinzen Mailand, Pavia, Lodi, Cremona, Como, Mantua, Brescia, Bergamo und Valtellin oder Sondrio; dieses Venedig, Padua, Polesina, Verona, Vicenza, Treviso, Belluno und Udine. Die Hauptstadt des Königreichs ist Mailand (s. d.). In jedem Gubernium ist die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchsten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gubernialcollegium anvertraut. Unter ihnen stehen die Kreisämter oder Delegationen. Den landesherrlichen Verwaltungsbehörden sind stehende Collegien aus Mitgliedern der verschiedenen Classen der Nation zur Seite gesetzt. In Bezug auf die Justizangelegenheiten ist die franz. Gerichtsverfassung beibehalten; der höchste Gerichtshof ist in Verona, unter ihm stehen die Appellationsgerichte zu Mailand und zu Venedig. Vgl. Hasse, „Geschichte der Lombardei" (4 Bdchn., Dresd. 1826—28); Burger, „Landwirthschaftliche Reise durch das lomb.-venet. Königreich" (Wien 1832); Morandini, „Il censimento Milanese" (3 Bde., Mail. 1832) und die „Charte topographique du royaume lombard-vénetien" vom östr. Generalquartiermeisterstabe in 43 Blättern mit 6 statistischen Tableaux.

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker, stammte aus einem Flecken bei Novara in der Lombardei, woher er seinen Zunamen erhielt. Er war Abälard's Schüler, dann Lehrer der Theologie und seit 1159 Bischof zu Paris, wo er 1164 starb. In dem Werke „Sententiarum libri IV", welches unzählige Male commentirt wurde und bis auf die Reformation ein fast classisches Ansehen unter den Theologen hatte, stellte er die Aussprüche der Kirchenväter, besonders des Augustinus, über Dogmen unter gewissen Titeln zusammen, unter Hinzufügung der Einwendungen gegen dieselben und der Widerlegungen dieser Einwendungen durch kirchliche Autoritäten, jedoch ohne sich dabei ein Urtheil zu erlauben. Diese dogmatische Methode, welcher die Schule der Sententiarier folgte, konnte nicht verhindern, daß L. später in einzelnen aufgenommenen Sätzen der Kirche missfiel. Er stellte unter Anderm die Theorie von den sieben Sacramenten auf und erhielt von seinem Hauptwerke den Namen „Magister sententiarum". Seine Schriften gab Alcaume (Löw. 1546, Fol.) heraus.

Loménie de Brienne (Etienne Charl. de), Cardinal und franz. Minister, stammte aus dem nicht unberühmten Grafengeschlechte Brienne und wurde 1727 zu Paris geboren. Nachdem er seinem Bruder das Erstgeburtsrecht abgetreten, widmete er sich dem geistlichen Stande und erwarb sich eine hohe wissenschaftliche Bildung. Obschon er der Aufklärungsphilosophie anhing, wurde er doch 1760 Bischof zu Condom und 1763 Erzbischof zu Toulouse. Als solcher schien er sich mehr mit dem irdischen, als dem himmlischen Wohlergehen seiner Untergebenen zu beschäftigen. Er baute den Kanal, der den Kanal Caraman bei Toulouse mit der Garonne verbindet, gründete Hospitäler, Arbeitsanstalten, Schulen und Klöster, deren Bewohner ein freies und nützliches Leben führten. In den Versammlungen des Klerus war er bemüht, den Eifer seiner Collegen eher zu hemmen, als anzutreiben. Im J. 1766 ernannte ihn der Hof zum Mitglied der Commission, die mit der Reform der religiösen Orden beauftragt war. In dieser Eigenschaft hob er viele Klöster und ganze Orden auf und zeigte sich überhaupt dem Mönchswesen so abgeneigt, daß Klerus und Parlamente

deshalb Klagen gegen ihn erhoben. Dabei bewährte er ein tüchtiges Verwaltungstalent. In der Versammlung der Notablen vom J. 1787 beklagte er sich heftig über die Verschleuderungen Calonne's (s. d.). Daher ernannte ihn der König bei der Verabschiedung dieses Ministers, obschon zögernd, an dessen Stelle zum Generalcontroleur der Finanzen. L. zeigte indeß sehr bald, daß er für dieses schwierige Amt weder die nöthigen Kenntnisse noch Charakterfestigkeit, noch Gesundheit genug besaß. Er compromittirte die Krone nach allen Seiten und vermehrte durch Willkür und Leichtsinn die Unzufriedenheit und Gährung der Gemüther. Auf seine Veranlassung überwarf sich der König mit den Parlamenten und errichtete an deren Stelle die cour plenière. Während dieser Wirren ließ sich L. 1788 noch zum Premierminister und zugleich zum Erzbischof von Sens ernennen. Seine unkluge Verwaltung unterlag endlich dem Hasse des Volks, wie des Adels und der Geistlichkeit. Einige Tage nach dem Erlasse, zufolge dessen der Schatz keine Baarzahlungen mehr machen sollte, mußte er am 24. Aug. 1788 das Ministerium an Necker (s. d.) überlassen. Der König entschädigte ihn durch Verleihung mehrer Abteien und wirkte ihm bei Pius VI. den Cardinalshut aus. L. lebte nun zu Nizza und kehrte erst 1790 nach Paris zurück, um seine Schulden zu ordnen, die trotz seiner Einkünfte sehr groß waren. Bei dieser Gelegenheit leistete er den Eid als constitutioneller Priester, nahm aber keinen höhern Rang an, als den eines Bischofs im Departement Yonne. Die Streitigkeiten, in die er sich durch diesen Schritt mit dem päpstlichen Stuhl verwickelte, veranlaßten ihn 1791, den Cardinalshut zurückzuschicken. Der Papst entsetzte ihn hierauf auch seiner übrigen Würden und strafte ihn durch eine harte Allocution. Dessenungeachtet entging L. nicht den Verfolgungen der Revolutionsmänner und wurde 1793 zu Sens verhaftet, indeß doch wieder freigelassen. Nachdem er am 15. Febr. 1794 nochmals eingezogen worden, fand man ihn am folgenden Morgen todt im Gefängnisse. Man glaubte, er habe selbst Hand an sich gelegt; doch, wie sich später ergab, hatten die ihn bewachenden Soldaten ihn während der Nacht gemishandelt und eine Menge Speisen und Getränke zu verschlingen genöthigt, sodaß er wahrscheinlich an einer Indigestion starb. — Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne, franz. Generallieutenant, geb. 1730, wurde zur Zeit, als sein älterer Bruder die Finanzen übernahm, Kriegsminister und trat mit demselben zugleich wieder zurück. Er starb 1794 unter der Guillotine.

Lommatzsch, eine kleine Stadt im Königreich Sachsen, in der Nähe von Meißen, an der Jahne, mit 2100 E., ist eine der ältesten Städte Sachsens, die schon zur Zeit der Eroberung dieser slaw. Gegend durch König Heinrich I. erwähnt wird. Von ihr hat die Lommatzscher Pflege den Namen, die etwa 10 □M. umfassend, wie sie schon in der frühesten Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen wird, im Mittelalter des Landes Meißen große Korntenne genannt und noch gegenwärtig den fruchtbarsten Strich Sachsens bildet, dessen Bewohner auch deshalb eines hohen Wohlstandes sich zu erfreuen haben.

Lomonósow (Michael Wasiljewitsch), der Schöpfer der neuern Dichtersprache Rußlands und der Vater der neuern russ. Literatur, geb. 1711 in dem Dorfe Denissowskaja bei Cholmogory im Gouvernement Archangel, war der Sohn eines Kronbauern und mußte als Knabe seinem Vater beim Fischfang helfen. In der Winterzeit, wo es keine Arbeit gab, lernte er bei einem Kirchendiener lesen. Simeon's Übersetzung der Psalmen und die Bibel überhaupt erweckten in ihm zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften. Als er hörte, in Moskau könne man Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch lernen, verließ er mit einem Fischwagen heimlich das väterliche Haus und ging in die Hauptstadt. Hier erwarb er sich durch seinen Fleiß und die Fortschritte, die er machte, Gönner, mit deren Unterstützung er zuerst Kiew und 1734 die Akademie der schönen Wissenschaften zu Petersburg besuchen konnte. Zwei Jahre später ging er nach Deutschland, wo er in Marburg Mathematik und zu Freiberg den Bergbau studirte. Zugleich machte er sich mit den deutschen Dichtern vertraut. Durch eine Ode lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin Anna auf sich. Schulden halber flüchtig geworden, gerieth er in Braunschweig unter preuß. Werber und mußte nun dienen. Indeß gelang es ihm doch, zu entfliehen und über Holland kehrte er 1741 nach Petersburg zurück, wo er Adjunct der Akademie und Director des mineralogischen Cabinets wurde. Im J. 1746 zum Professor der Chemie und 1751 zum

Collegienrath ernannt, erhielt er 1752 auch ein Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik von bunten Glasperlen u. dergl. Hierauf übernahm er 1760 die Leitung der Gymnasien und Universität, wurde 1764 Staatsrath und starb am 4. Apr. 1765. Seine Leiche ließ die Kaiserin Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander-Newsky beisetzen. Man hat von ihm zwei Bände Oden und außerdem geistliche und weltliche Lieder, die „Petreide", ein Heldengedicht auf Peter I. in zwei Gesängen, und Anderes in franz. classischem Stil. Am wichtigsten wurde seine russ. Grammatik (deutsch, Lpz. 1764), in der er der russ. Sprache zuerst das Übergewicht über die Kirchensprache verschaffte. Auch schrieb er mehre Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften veranstaltete die Akademie der Wissenschaften (6 Bde.; 3. Aufl., Petersb. 1803, 4.); seine Biographie schrieb Tschitschagoff. Ein Denkmal wurde ihm 1825 in Archangel errichtet.

London, die Hauptstadt des brit. Reichs, liegt an beiden Ufern der Themse, ungefähr 13 M. von deren Mündung in die Nordsee, inmitten einer auf der Nordseite etwas wellenförmigen Ebene. Der größere Theil der Stadt, auf dem höhern Nordufer der Themse, gehört zur Grafschaft Middlesex, das Übrige, auf dem niedrigern Südufer, zur Grafschaft Surrey. L. ist eine Stadt, die nach und nach durch die Vergrößerung ihres eigentlichen Kerns und durch die Einverleibung der umliegenden Ortschaften sich gebildet hat. Dies tritt vorzüglich in Hinsicht der Verwaltung und jurisdictionellen Eintheilung der Stadt hervor. Der Kern der Stadt, das eigentliche London und der älteste Theil desselben, ist die City (civitas), am linken Ufer der Themse, die, mit vielen alten Privilegien ausgestattet, durch den Gemeinderath, bestehend aus dem Lord Mayor, zwei Sheriffs, 26 Aldermen und 268 Rathsherren, verwaltet wird. Eine große Rolle im Gemeindeleben derselben spielen die 91 Innungen. Zwar hat die City keine Festungswerke mehr, doch erinnert an dieselben noch ein Thor (Temple Bar) auf der Straße nach Westminster, wo der König bei feierlichen Gelegenheiten unter gewissen Ceremonien Einlaß begehrt und empfangen wird. Kein Militair darf die City in Uniform betreten. Die City mit ihren engen, oft schmuzigen Straßen, in der die meisten Geschäftsleute wohnen, ist der Mittelpunkt des Handels und der Gewerbe der ganzen Stadt. Westminster, westlich von Temple Bar gelegen, mit schönen breiten Straßen, den königlichen Palästen und den Parlamentshäusern, der Sitz der Staatsbehörden und der politischen und Beamtenwelt, hat eigene Gerichtsbarkeit und besondere Statuten, und wird von einem High Steward, einem High Bailiff und 16 Burgesses verwaltet. Es hat weniger Privilegien als die City und darf kein Bürgerrecht verleihen und keine Handelscompagnien errichten. Um die City und Westminster liegen westlich, nördlich und östlich weitere Stadttheile, die durch die Einverleibung von einzelnen Ortschaften entstanden sind, deren Namen in den einzelnen Theilen derselben noch fortbestehen. Sie zerfallen in drei Divisionen, welche besondere Obrigkeiten und eigene Kirchspiele haben. Diese drei Divisionen sind Holborn-Division mit St.-Giles in the Fields, Mary le bone, Paddington und Pancras, westlich von Westminster liegend, deshalb gewöhnlich West-End genannt, der Sitz der eleganten Welt und der hohen Aristokratie; Flinsbury, nördlich von der City, mit Clerkenwell, Finchley, Hornsey, Islington und Stoke Newington, von Gewerbstreibenden bewohnt; und Tower Hamlets mit Bethnal Green, Spitalfields, Hackney, Limehouse, Shadwell, Shoreditch, Stepney, Stratford, Wapping, Whitechapel, östlich von der City gelegen und daher East-End genannt, von Hafenarbeitern, Schiffsleuten, Handwerkern u. s. w., und Spitalfields, insbesondere von Seidenwebern bewohnt, ein unfashionabler Stadttheil. Auf dem südlichen Themseufer liegen Southwark, unter der Jurisdiction der City stehend, und Lambeth, ein Flecken, der mit Barnes, Battersea, Bermondsey, Camberwell, Clapham, Mortlake, Putney, Rotherhithe, Torting und Wandsforth Southwark umschließt und mit denselben die Brixton-Division bildet. Southwark und Lambeth sind von der niedrigsten Bevölkerung bewohnt und bestehen zum Theil aus großen Gehöften und Fabriken. Außerdem werden auch noch im gemeinen Leben die Ortschaften Chelsea und Kensington im Westen von L., die Docks im Osten und Deptford und Greenwich im Südosten mit zur Stadt gerechnet, die auf diese Weise etwa 1½ M. lang und eine Meile breit ist. Bei

der Unbestimmtheit Dessen, was man bei der täglich immer mehr sich erweiternden und benachbarte Orte in ihren Bereich ziehenden Stadt zu derselben zu rechnen habe, schwanken die Angaben über die Häuser- und Einwohnerzahl; jene gibt man von 200—230000, diese von 2 — 2½ Mill. an. Die Häuser sind aus Ziegelsteinen gebaut, fast alle gleichen Aussehens, meist nicht sehr hoch und breit und nur in den bessern Stadttheilen mit Stuck überzogen. Die Straßen, deren man 10—14000 zählt, sind gut gepflastert und an den Seiten mit Trottoirs versehen. Unter der Menge öffentlicher Gebäude erwähnen wir den Palast von St.-James, nördlich vom Park gleiches Namens gelegen und seit 1695 die Residenz der Könige, von großem Umfange und im Innern durch den Reichthum seiner zahlreichen Gemächer ausgezeichnet, dabei aber doch unansehnlich, unregelmäßig und nur aus Ziegelsteinen gebaut; den prächtigen, aber geschmacklosen, mit vielen Kosten erst in der neuern Zeit aufgebauten Buckinghampalast im St.-Jamespark, gegenwärtig die gewöhnliche Residenz der Königin bei ihrem Aufenthalt in der Stadt; Whitehall, ein weitläufiges viereckiges Gebäude, die alte Residenz der Könige, in der Karl I. enthauptet wurde; den Tower (s. d.), hart an der Themse, vor 400 Jahren die Wohnung der Könige; die Westminsterhalle (s. d.), in deren Nähe das ungeheuer große, noch jetzt im Bau begriffene neue Parlamentsgebäude in goth. Stile auf einer Terrasse längs der Themse sich erhebt; ferner das Gebäude der Bank von England; das Haus der Ostindischen Compagnie, East-India-House, mit dem Asiatischen Museum und einer reichen Bibliothek; die nach dem Brande im Jan. 1838 im modernen Stile prächtig wieder aufgebaute Börse, Royal Exchange, mit Lloyd's Kaffeehaus (s. d.); die Münze; das neue Posthaus; das Zollhaus, Custom-House, mit einer schönen Façade, längs der Themse hin, hart am Wasser; das prächtige Gebäude des Staatsschatzes, Treasury; Mansion-House, den Palast des Lord Mayor, und Guild-Hall, das Rathhaus von L., mit einem ungeheuer großen, zu öffentlichen Festen bestimmten Saale; Lambeth-House, den alterthümlichen Palast des Erzbischofs von Canterbury; und das große Somerset-House, mit verschiedenen Bureaus und Sitzungssälen gelehrter Gesellschaften. Auch unter der großen Zahl anderer öffentlicher oder halböffentlicher Gebäude für Unterricht, Erziehung und für Verpflegung Armer und Kranker, sowie zur Aufbewahrung von Verbrechern zeichnen sich viele durch ihren Umfang, sowie durch ihre Architektur aus. Unter den 13 Bühnen, die L. zählt, sind anzuführen Queen's Theater, 2400 Zuschauer fassend, wo die ital. Opern gegeben werden; Drury-Lane, 3600 Zuschauer fassend, und Coventgarden, die beiden Hauptbühnen des engl. Schauspiels. Unter den etwa 500 Kirchen und Bethäusern von fast allen christlichen Confessionen und Sekten gibt es nur wenig architektonisch ausgezeichnete. Die bedeutendsten sind die Paulskirche, das größte protestantische Gotteshaus nach Wren's (s. d.) Entwürfen, mit einem Kostenaufwand von 1,500000 Pf. St. gebaut, 500 F. lang, 250 F. breit und im Kreuzpunkt von einer 340 F. hohen und 145 F. im Durchmesser haltenden Kuppel überwölbt; die Westminsterabtei (s. d.); die St.-Stephanskirche, das Meisterstück Wren's; die Kirchen von St.-Martin, St.-Johann dem Evangelisten, St.-Georg u. s. w. Eine Zierde sind der St.-James-, der Green-, der Hyde- und der Regentspark im westlichen Theile von L., welche ebenso nützliche als schöne Spaziergänge bilden, sowie die vielen sogenannten Squares, d. h. Gärten, auf freien Plätzen angelegt und mit einem Gitter umgeben, zu denen die Bewohner der umliegenden Häuser den Zutritt haben, zum Theil geziert mit Statuen berühmter Männer. Für den schönsten wird Grosvenor-Square gehalten, mit der Reiterstatue Georg's II. Unter den mehr als 100 öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen der kleine Platz mit der 202 F. hohen Säule, bekannt unter dem Namen des Monuments von L., und bestimmt, das Andenken an die große Feuersbrunst von 1666 zu erhalten; der Smithfieldplatz, der große Viehmarkt von L., auf dem jährlich gegen 1½ Mill. Hammel und Lämmer, 200000 Ochsen und Kälber, über 200000 Schweine und 60000 Ferkel verkauft werden und der demzufolge gewiß der größte Viehmarkt auf der Erde ist; ferner die Märkte von Leadenhall, Newgate, Billingsgate und Coventgarden, der von Granit erbaut ist, sowie der Kohlenmarkt, auf dem jährlich über 50 Mill. Bushel Kohlen zum Verkauf kommen. Sechs prächtige Brücken verbinden die beiden durch die Themse getrennten Theile der Stadt, nämlich die Waterloobrücke, die schönste und größte, die West-

minster-, die Black-Friars-, die neue London-, die Southwark- und die Vauxhallbrücke, von denen die letztern beiden aus Eisen gebaut sind, die drittletzte aber, erst seit einigen Jahren vollendet, sich durch ihre Schönheit und die große Entwickelung ihrer Bogen auszeichnet. Am Hafen, wo es wegen der Schiffahrt unmöglich war, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, ist zur Verbindung der Tunnel (s. d.) angebracht. Nicht minder berühmt sind die großen, mit unermeßlichen Magazinen umgebenen Docks (s. d.). Außer den öffentlichen Gebäuden enthält L. auch eine an sich zwar ansehnliche, jedoch in Verhältniß der Größe der Stadt nicht bedeutend zu nennende Anzahl von Palästen und andern großen Gebäuden, welche Privatleuten angehören. Die nennenswerthesten darunter sind Apsleyhouse, der Palast des Herzogs von Wellington, dessen Erbauung 200000 Pf. St. gekostet; die Paläste der Herzoge von Northumberland, Marlborough, Bedford, des Marquis von Stafford, der Lords Spencer und Grosvenor. Zu diesen Privatgebäuden gehören auch das nach dem Muster des röm. gebaute Pantheon, das jedoch nur zur Ausstellung von Kunstwerken, wie Panoramen u. s. w., benutzt wird, sowie die Vergnügungsorte Vauxhall, Ranelagh und das Colosseum, letzteres ein durch seine Großartigkeit wie seinen Umfang merkwürdiges Etablissement im Regentspark. Ausgezeichnet sind die Anstalten für Straßenerleuchtung und Versorgung der Stadt mit Wasser. Elf Gascompagnien sorgen für die erstere und unterhalten mit einem ungeheuern Apparate jede Nacht, es mag Mondschein sein oder nicht, gegen 100000 Gasflammen. Ebenso versorgen acht hydraulische Compagnien mittels zwölf großer Dampfmaschinen und weitläufiger, durch alle Straßen L.s geführter Wasserleitungen alle Häuser der Stadt bis in die höchsten Stockwerke mit Wasser, dessen sie täglich über fünf Millionen Cubikfuß vertheilen.

Von den zahlreichen wissenschaftlichen und literarischen Anstalten, die zum Theil als die ersten in ihrer Art anerkannt sind, erwähnen wir die London-Universität, die, von reichen Privaten nach einem umfassenden Plan gegründet und 1828 eröffnet, die theologischen Studien, um die mit den hochkirchlichen Universitäten zu Oxford und Cambridge verknüpften Übelstände zu vermeiden, aus dem Kreise der Vorlesungen ganz ausschließt, damit Jedermann, ohne Ansehen des Glaubensbekenntnisses, sie benutzen kann; das Kings-College, eine von der Gegenpartei gegründete Universität, die, ganz im strengsten System des Anglicanismus, nur Studenten, die sich zu demselben bekennen, aufnimmt und hauptsächlich die anglicanische Theologie lehrt; das Sion-College, eine Schule für den anglicanischen Klerus; und das Gresham-College, in dem anglicanische Theologie, Jurisprudenz, Physik und andere Wissenschaften gelehrt werden. Unter den Gymnasien und lat. Schulen sind die Charterhouse-, Westminster-, Merchant Taylor's- und St.-Paul's-School die berühmtesten. Eine Menge Specialschulen sorgen für die verschiedenen Fachwissenschaften. So die Schulen von Inner- und Middle-Temple, Lincoln's Inn, Gray Inn und Sergeants Inn für das Rechtsstudium; die mit den angesehensten Hospitälern verbundenen und verschiedene andere Lehranstalten für das Studium der Medicin; eine Menge von wissenschaftlichen Gesellschaften gegründete Anstalten und Vorlesungen, namentlich die London Institution, die Royal Institution of Great-Britain, die Mechanic's Institution für Natur- und technische Wissenschaften; endlich die königlichen Anstalten von Chelsea, Greenwich und Sandhurst für die Militairwissenschaften. Der Privatschulanstalten wie der öffentlichen Elementarschulen gibt es ebenfalls eine ungeheure Anzahl, obgleich die letztern für die Masse der untern Stände nicht hinlänglich sind; die berühmteste unter ihnen ist die Christ's Hospital School, in der 600 Knaben unterhalten, gekleidet und mit den zum Handwerkerstande nöthigen Kenntnissen ausgerüstet werden. In Bezug auf die Anzahl gelehrter Gesellschaften übertrifft L. alle Städte der Erde. Wir bemerken als die wichtigsten die Königliche Gesellschaft, die sich hauptsächlich mit den exacten Wissenschaften beschäftigt und eine der ältesten und bedeutendsten Anstalten dieser Art in Europa ist; die königliche Malerakademie; die Linneische Gesellschaft, mit dem reichsten Herbarium und einer Bibliothek, die die seltensten Werke zählt; die schon erwähnte Royal Institution of Great-Britain, 1799 gegründet zu dem Zwecke, die Resultate der exacten Wissenschaften ins praktische Leben überzutragen, mit prächtigem chemischen Laboratorium, physikalischem Cabinet und Modellsammlung; die Zoologische Gesellschaft, welche in schönen Gärten eine reiche Menagerie

dem Publicum gegen Eintrittsgeld zur Beschauung bietet; die Gesellschaft zur Hebung der Künste, Manufacturen und des Handels, die über 5000 Mitglieder zählt, schöne Sammlungen von Modellen und physikalischen Instrumenten besitzt und jährlich Preise vertheilt; die Gesellschaft für Entdeckungen im innern Afrika, die durch Aussendung von Reisenden viel für die Aufhellung der Kenntnisse von diesem Erdtheil gethan hat; die Geographische Gesellschaft; die Biblische Gesellschaft, welche die Bibel in mehr als 140 Sprachen hat übersetzen lassen; die Gartenbaugesellschaft, die einen schönen Garten zu Versuchen besitzt, eine über die ganze Erde verbreitete Correspondenz unterhält und viele exotische Gewächse in England schon eingeführt hat; die schon erwähnte London Institution mit einer schönen Bibliothek; die Geologische Gesellschaft, mit einer ausgesuchten Bibliothek und einer prächtigen Mineraliensammlung; die berühmte Königliche astronomische Gesellschaft; die Asiatische Gesellschaft (s. d.), welche durch Herausgabe einer Zeitschrift die Kunde Asiens fördert; die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche, unter dem Vorsitze Lord Brougham's, hauptsächlich durch Vertheilung nützlicher Schriften zu wirken sucht; und das Athenäum, ein Verein der ausgezeichnetsten Gelehrten Englands, der mehr als 1000 Mitglieder zählt, eine ausgezeichnete Bibliothek und ein prächtiges Local besitzt, und durch die Art des in ihm herrschenden Lebens mehr einem Club gleicht. Nicht minder zahlreich und ausgezeichnet sind die wissenschaftlichen Sammlungen, die man in L. findet; dahin gehören vor Allem das Britische Museum, eine meist durch Vermächtnisse entstandene Anstalt, einzig in ihrer Art, welche die verschiedenartigsten, ausgezeichneten und reichen Sammlungen von Büchern, Handschriften, Gemälden, Kupferstichen, Medaillen, ägypt., griech. und röm. Bildwerken, ethnologischen und naturhistorischen Gegenständen vereinigt, und die Nationalgalerie. Außerdem besitzt L. eine große Anzahl von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, die sich meist in Privathänden befinden. An milden Stiftungen hat die Stadt gegen 2000, mit einem jährlichen Einkommen von einer Mill. Pf. St., durch welche über 100000 Personen jährlich unterstützt werden. Es gibt außer den Marine- und Militairhospitälern 22 Hospitäler für Kranke und Gebrechliche, 107 Almosenhäuser für Arme und Dürftige, 18 Häuser zur Unterstützung für Bedürftige aller Art, 30 Häuser, wo Arzneien unentgeltlich vertheilt werden, überhaupt 216 Hospitäler. Die berühmtesten davon sind das Bartholomäus-, Thomas-, Guy-, Chelsea- (für invalide Soldaten), Greenwich- (für alte Seeleute), Bedlam- (für Geisteskranke) und Findlingshospital. Von den frommen Gesellschaften sind zu erwähnen die Gesellschaft zur Fortpflanzung der christlichen Religion (gestiftet 1795), welche Missionen in allen Theilen der Erde hat, und die große Bibelgesellschaft (s. d.). Der Gewerbfleiß L.s erstreckt sich auf die Verfertigung fast aller Arten von Waaren, vorzüglich aber auf Seiden-, Baumwollen-, Leder- und Luxuswaaren und raffinirten Zucker; am bedeutendsten sind die Bierbrauereien, deren es 106 größere gibt, von denen mehre jährlich über ½ Mill. Faß Bier brauen. In Bezug auf Handel und Schiffahrt nimmt die Stadt den ersten Rang auf der Erde ein. Man berechnet die jährliche Ausfuhr auf 60 Mill. Pf. St., und die Einfuhr fast eben so hoch, und das Capital der londoner Kaufleute auf 260 Mill. Pf. St. Jährlich laufen im Hafen von L. auf 10000 große Seeschiffe mit zwei Mill. Tonnen Gehalt, sowie über 6000 Küstenfahrzeuge ein. Die Zahl der Boote und Fähren zum Ein- und Ausladen, Überfahren u. s. w. beläuft sich auf 10000. Den Hafen von London (Pool) bildet die Themse von der Londonbrücke an bis eine Meile unterhalb des östlichen Punktes von L., die hier immer gedrängt voll Schiffe liegt. Dazu befördern eine Menge Dampfschifffahrts- und Eisenbahnlinien, deren Zahl mit jedem Jahre zunimmt, den Verkehr nach allen Seiten hin. Wichtiger noch sind die zur innern Förderung des Handels bestimmten Anstalten, die Bank von England, die Börse, die Stockbörse, Lloyds, die Kornbörse, die Verkaufshalle, eine Menge Privatbanken (gegen 80), Assecuranzen (16—18) und Handelsgesellschaften, an deren Spitze die Ostindische Compagnie steht. Der Buchhandel wird von beinahe 900 Buchhandlungen und die Buchdruckerei von 300 Officinen betrieben. L. ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden des brit. Reichs und der höchsten Gerichtshöfe desselben. Für die innere Sicherheit der Stadt sorgen die seit 1829 organisirte treffliche Policei, die reitende Policei und die Nachtwächter. Die Garnison ist im Verhältniß zur

Größe der Stadt höchst unbedeutend. Für Übelthäter gibt es eine Menge Gefängnisse, von denen Newgate für Criminalverbrecher und Kingsbench (s. d.) für Schuldgefangene die berühmtesten sind. Was den geselligen Verkehr betrifft, so sind die Anstalten großer Städte an Gasthäusern, Kaffeehäusern, Vergnügungsorten aller Art und dergl. im Überfluß und von der niedrigsten Art bis zur höchsten Verfeinerung vorhanden; besonders sind jedoch als eine Eigenthümlichkeit des engl. und insbesondere des londoner Lebens die Clubs (s. d.) zu nennen, welche den Einheimischen und noch mehr den Fremden für manchen Mangel im geselligen Leben der Engländer entschädigen müssen, und von denen die meisten schöne, ja prachtvolle, mit allen Erfindungen des Luxus versehene Localitäten innehaben oder gar selbst besitzen.

L. kommt zur Zeit der Römer unter verschiedenen Namen (Londinum, Lundinium, Legio secunda Augusti und Augusta Trinobantum) vor und war der That nach eine röm. Colonie. Konstantin der Große umgab es mit Mauern, und nach Einführung des Christenthums wurde es der Sitz eines Bischofs. Im J. 449 kam es in den Besitz der Sachsen, und zur Zeit der Heptarchie war es Sitz der Könige von Essex. Alfred der Große erhob es zur Hauptstadt seines Reichs und gab ihm große Freiheiten, die 1067 von Wilhelm dem Eroberer, der den Tower erbaute, bestätigt wurden. Durch König Johann erhielt die Stadt 1210 die Grundzüge ihrer gegenwärtigen Verfassung. Von dieser Zeit an folgte sie ganz der Entwickelung des engl. Reichs, mit dessen Schicksalen sie als Hauptstadt aufs engste verknüpft blieb. Besonders von der Reformation an war sie in unaufhörlichem Aufblühen begriffen; schon zu dem Heere gegen die span. Armada konnte sie ein Contingent von 20000 M. und 38 Schiffen stellen. Obwol L. unter der Königin Elisabeth fast einzig noch auf die jetzige City beschränkt und von Westminster durch einen weiten Raum getrennt war, und noch eine Menge Gärten in seinem Umkreis zählte, so glaubte die Königin doch schon damals durch Verbote der Vergrößerung der Stadt, die sie beunruhigte, entgegenwirken zu müssen. In den Bürgerkriegen unter Karl I. wurde sie auf Befehl des Parlaments mit Festungswerken umgeben, von denen sich kaum noch eine Spur findet. Am 2. Sept. 1666 verlor sie zwar durch eine Feuersbrunst über 13000 Häuser, allein die Zunahme des Handels und der steigende Wohlstand glichen bald diesen Schaden wieder aus und ließen sie schöner wieder entstehen. Nichts jedoch gleicht dem Wachsthum L.'s und der täglichen Steigerung seines Reichthums und seiner Herrlichkeiten wie seiner Armuth und seines Elends in der neuesten Zeit, sodaß nicht abzusehen ist, wo diese sich immer potenzirende Steigerung enden wird. Vgl. Allen, „History of L." (4 Bde., Lond. 1829, 4.), Jäger, „Neuestes Gemälde von L." (2 Bde., Hamb. 1839), Neigebaur und Moriarty, „L., ein Handbuch für Reisende" (Lpz. 1843).

Londoner Conferenz nennt man die über Griechenland (s. d.) zu London seit 1826 geführten Ministerialconferenzen, vorzugsweise aber den Congreß, welcher auf Einladung des Königs der Niederlande am 1. Nov. 1830 in London zusammentrat, um über die politische Trennung Süd- und Nordniederlands zu unterhandeln. Die Conferenz bestand aus den Bevollmächtigten Östreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands mit Hinzuziehung des niederländ. Gesandten. Gleich in ihrer ersten Sitzung faßte sie den Entschluß hinsichtlich der Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Niederländern und Belgiern, indem die beiderseitigen Heere sich hinter die Linie zurückziehen sollten, welche vor der Zeit des Tractats vom 30. Mai 1814 die Besitzungen des souverainen Fürsten der Vereinigten Provinzen von den nach diesem Tractat und den 1815 abgeschlossenen Verträgen von Wien und Paris seinem Gebiete hinzugefügten Provinzen trennte. In ihrem Definitivprotokoll vom 20. Jan. 1831 stellte sie sodann folgende Grundlagen der Abgrenzung des belg. Gebiets von dem holländ. fest: 1) Die Grenzen Hollands sollen das ganze Gebiet, alle Festungen, Städte und Orte umfassen, welche der vormaligen Republik der Vereinigten Staaten der Niederlande im J. 1790 angehörten; 2) Belgien wird von dem ganzen übrigen Theile des Gebiets gebildet, welches in dem Vertrage von 1815 die Benennung „Königreich der Niederlande" erhielt, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches einen Theil des Deutschen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird; 3) die Verfügungen der wiener Congreßacte in Beziehung auf die freie Schiffahrt

der Flüsse behalten ihre Anwendung auf die Flüsse, welche das holländ. und belg. Gebiet durchlaufen; 4) hinsichtlich der Enclaven in den gegenseitigen Gebieten sollen durch die fünf Mächte solche Austauschungen und Anordnungen zwischen den beiden Ländern bewirkt werden, die ihnen den gegenseitigen Vortheil eines gänzlichen Zusammenhanges der Besitzung und eine freie Verbindung zwischen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüssen sichern; 5) Belgien soll einen immerwährenden neutralen Staat bilden, dagegen aber auch 6) sich in die innere und äußere Ruhe anderer Staaten keine Eingriffe erlauben. Der König der Niederlande nahm dieses, sowie ein Protokoll vom 27. Jan., welches die Finanz- und Handelsverhältnisse behandelte, an; allein Belgien protestirte gegen das erstere. Die Conferenz erklärte nun die in denselben festgestellten Anordnungen für fundamentale und unwiderrufliche. Doch die Hartnäckigkeit der herrschenden Partei in Belgien und die Verhältnisse im übrigen Europa veranlaßten die Conferenz in ihrem Protokoll vom 26. Juni zu 18 den Belgiern günstigern Artikeln hinsichtlich der Abgrenzung. Diese wurden von der provisorischen Regierung in Belgien angenommen, von dem Könige der Niederlande aber verworfen. Der Prinz von Oranien drang mit einem Heere in Belgien ein, und erst in Folge der Demonstrationen Englands und Frankreichs wurden die Feindseligkeiten eingestellt; die Conferenz aber unterzeichnete ihr Schlußprotokoll am 14. Oct. in Form eines Vertrags, in welchem sie, um den europ. Frieden zu sichern, eine definitive Ausgleichung zwischen Belgien und Holland in 24 Artikeln vorschlug, die, nachdem sie von der belg. Kammer und dem Senat angenommen worden waren, auch der König Leopold unterzeichnete, worauf dieser Vertragsentwurf als förmlicher Tractat zwischen dem Könige der Belgier einerseits und den fünf Mächten andererseits zu London am 15. Nov. 1831 unterzeichnet wurde. So schien die große Frage wenigstens in Ansehung Belgiens entschieden; allein von Seiten der Niederlande erhoben sich jetzt weit größere Schwierigkeiten. Der König machte der Conferenz das Recht streitig, einem unabhängigen, selbständigen Staat und einem Souverain Gesetze vorzuschreiben. Nun hatten zwar Belgien, England und Frankreich den Vertrag vom 15. Nov. 1831 und einen zweiten in Betreff der zu schleifenden belg. Festungen schon am 31. Jan. 1832 zu London ratificirt; allein Östreich, Preußen und Rußland hatten dies nur mit Vorbehalt der nothwendigen Modificationen gethan. Diese Vorbehalte enthielten den Keim zu der später erfolgenden Trennung der Conferenz und zu den einseitig von England und Frankreich ergriffenen Maßregeln. In ihrem Protokoll vom 11. Juni 1832 erklärte die Conferenz, in keine Unterhandlungen sich einlassen zu können, welche den Verpflichtungen vom 15. Nov. 1831 gegen Belgien zuwiderliefen, und in Folge wiederholter Anregung Belgiens auf Räumung des belg. Gebiets von holländ. Truppen, erkannte sie in ihrem Protokoll vom 10. Oct. 1832 die Nothwendigkeit, Zwangsmittel gegen Holland zu gebrauchen, an; doch Östreich, Preußen und Rußland erklärten sich gegen alle Zwangsmittel, und somit war die Conferenz in sich getrennt. An die Stelle der Conferenzprotokolle trat seit dem Oct. 1832 ein Notenwechsel, der die Sache nicht weiter brachte, bis das abermalige Einrücken des franz. Heers im Dec. 1832 und die Einnahme der Citadelle von Antwerpen durch dasselbe, sowie die Blockade der Schelde und der holländ. Küste durch eine franz.-engl. Flotte den Knoten durchschnitt. Der londoner Vertrag vom 21. Mai 1833 machte diesen Zwangsmaßregeln ein Ende und setzte den bekannten Status quo fest, der Belgien (s. d.) so nützlich war. Hierauf machte die Conferenz nur schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und nun längere Zeit ruhten, bis am Ende, nachdem Holland 1838 zur Annahme der 24 Artikel sich bereit erklärte, das Conferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839 die Trennung und die übrigen damit verbundenen Fragen definitiv regulirte und nun zum Abschluß des Friedensvertrags führte, der am 4. Febr. 1839 von Seiten der Niederlande und am 19. Apr. von Seiten Belgiens unterzeichnet wurde.

Londonderry (Charl. Will. Stewart, Marquis von), s. Vane Londonderry.

Londonderry (Henry Rob. Stewart, Marquis von), s. Castlereagh (Lord).

Longchamps, ein Vergnügungsort für die vornehme pariser Welt, am rechten Ufer der Seine, bei dem Gehölz von Boulogne, westlich von Paris gelegen, war früher ein Nonnenkloster, welches Isabelle, die Schwester König Ludwig's IX., stiftete, die auch darin am

22. Febr. 1269 ihr Leben beschloß. Das Kloster führte den Namen Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und die Wunderkräfte, welche man den Gebeinen der daselbst ruhenden Isabelle beimaß, veranlaßten Leo X. 1521, dieselbe selig zu sprechen. Seit Heinrich's IV. Zeit gab dieser Wallfahrtsort frommer Büßer, vorzüglich aus der vornehmen Welt, durch manchen Liebeshandel der Nonnen großes Ärgerniß. Namentlich wurden die Ostermessen daselbst wegen des schönen Gesangs der Nonnen von den vornehmen Ständen häufig besucht, bis der Erzbischof von Paris diese Musikfeste verbot. Nichtsdestoweniger blieb L. der Tummelplatz der vornehmen Pariser und reichen Briten, und es gehörte gleichsam zum guten Tone, am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Osterwoche in einer solennen Fahrt nach Art der ital. Corsos, der sogenannten Promenade de Longchamps, sich dort einzufinden und dabei den Luxus aufs höchste zu treiben. Allein in den ersten Jahren der Revolution, während welcher die Abtei L., wie alle Klöster Frankreichs, aufgehoben und zum Theil demolirt wurde, erlosch der Glanz dieses Orts und mit ihm die Fahrt dahin. Erst zur Zeit des Consulats bekam die letztere ihren alten Glanz wieder, den sie von neuem unter der kaiserlichen Regierung verlor und auch nach der Restauration nicht wieder erlangen konnte, doch besteht die Fahrt an den genannten Tagen noch immer, geht indeß nur bis zum Thor von L., wo sie wieder umkehrt, und dient jetzt nur dazu, damit die elegante Welt ihre schönen Equipagen und den Sommerputz zeigen könne; für letztern ist L. tonangebend.

Longhi (Jos.), einer der berühmtesten unter den neuern ital. Kupferstechern, geb. am 13. Oct. 1766 zu Monza, der Sohn eines Seidenhändlers, bildete sich in der Kupferstecherschule des Florentiners Vicenzo Vangelisti zu Mailand und trieb zugleich die Malerei. Später ging er nach Rom, wo Morghen sein Freund wurde. Als er 1797 nach Mailand zurückgekehrt war, gab ihm Bonaparte den Auftrag, sein Bildniß, von Gros gemalt, in Kupfer zu stechen. Der Vicekönig von Italien ernannte ihn zum Professor an der Kunstakademie. L. starb zu Mailand am 2. Jan. 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er war Meister in jeder Art des Stichs, ordnete aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzweck unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertraf er selbst die frühern großen Meister; so in den Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandolo nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit fast unglaublicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit der Tinten des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich sind seine nach Albani gestochene Galathea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt, seine Vision des Hesekiel nach Rafael und sein „Sposalizio", d. i. Rafael's Vermählung der heil. Jungfrau. Seine letzte Arbeit, das jüngste Gericht nach Michel Angelo in zwei Blättern nach des röm. Malers Minardi Zeichnung, blieb unvollendet. Durch seine „Teoria della calcografia" (Bd. 1, Mail. 1830), die aber ebenfalls unvollendet blieb, machte er sich auch als Schriftsteller rühmlich bekannt. Unter seine Schüler gehören P. Anderloni, Garavaglia, Felsing, Krüger, Gruner und Steinla.

Longinus (Dionysius Cassius), ein Platonischer Philosoph und berühmter Rhetor aus der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., nach Einigen aus Emesa in Syrien, nach Andern aus Athen gebürtig, beschäftigte sich zu Alexandrien und Athen unter der Leitung der ausgezeichnetsten Gelehrten mit der griech. Literatur. In seinen spätern Jahren folgte er dem Rufe der Zenobia als Lehrer ihrer Kinder nach Palmyra, wurde zugleich in das Schicksal dieser aufrührerischen Königin mit verwickelt und auf Befehl des Kaisers Aurelianus (s. d.) als Hochverräther 273 n. Chr. enthauptet. Von seinen vielen Schriften ist nur noch die „Vom Erhabenen" vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühle das Wesen des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele trefflich erläutert. Nach der ersten Ausgabe durch Franc. Robortelli (Bas. 1554, 4.) wurde sie von Morus (Lpz. 1769), von Toup mit Ruhnken's Anmerkungen (Oxf. 1778, 4.; zuletzt 1806), von Weiske (Lpz. 1809) und Egger (Par. 1837) am besten bearbeitet, von Schlosser ins Deutsche (Lpz. 1781), von Boileau ins Französische übersetzt (Par. 1694 und öft.), in neuester Zeit aber ihre Echtheit in Zweifel gezogen, namentlich von Knox in den „Remarks on the supposed Dionys. L." (Lond. 1826).

Longobarden oder Langobarden, ein deutsches Volk, wohnte anfänglich im heutigen Lüneburgischen, im Norden durch die Chaucen, im Westen an der untern Aller durch die Angrivarier, im Süden durch die Cherusker und Angeln begrenzt, im Osten durch die Elbe von den Semnonen geschieden. Nach ihrer Stammsage, die Paulus Diaconus (s. d.), selbst ein Longobarde, in seinem am Ende des 8. Jahrh. geschriebenen Werke „De gestis Longobardorum" erzählt, leiteten auch sie, wie die Gothen, ihren Ursprung aus Skandinavien ab; anfangs hätten sie Winiler geheißen, im Kriege mit den Vandalen aber durch Wodan selbst den Namen Langbärte erhalten. In ihr Land kam Drusus (s. d.) auf seinem Zuge im J. 9 v. Chr.; bei dem Kampfe zwischen Marbod und Hermann im J. 17 n. Chr. schlossen sie, deren wilde Tapferkeit berühmt war, sich diesem an, und durch ihren Beistand erhielt sich später Italus als König bei den Cheruskern (s. d.). Lange nachher, im 5. Jahrh., erscheinen die Longobarden erst wieder in den östlichen Flachländern nördlich der Donau. Nachdem Odoaker 487 die Macht der Rugier zerstört hatte, nahmen sie deren Land an der Donau und March in Besitz, verließen es aber bald wieder und wohnten dann in den Ebenen der Theiß, wo sie das Reich der Heruler (s. d.), denen sie erst unterthan waren, zerstörten. Im J. 527 führte ihr König Audoin sie über die Donau nach Pannonien; das Reich der Gepiden (s. d.), ihrer östlichen Nachbarn, wurde durch Alboin (s. d.), Audoin's Sohn, im J. 566 zertrümmert, der zwei Jahre später sein Land den verbündeten Avaren überließ und, wie es heißt, von Narses (s. d.) gerufen, die Longobarden, denen sich Scharen aus andern Völkern, namentlich Gepiden, auch 20000 Sachsen, anschlossen, zum Ziel ihrer Wanderung nach Italien führte, das er bis zur Tiber hin eroberte und dessen nördlicher Theil noch von ihnen den Namen Lombardei (s. d.) trägt. Pavia, das sich 572 ergab, wurde der Sitz der longobard. Könige, unter denen Herzoge, Schultheißen und niedere Beamte, Dekane dem kriegerisch geordneten in Faren getheilten Volke vorstanden. Nach Alboin dehnte Kleph (574 und 575) die Eroberung weiter südlich aus und nur die äußersten Südspitzen des Landes und die Seeküsten mit den Hauptstädten Ravenna, Neapel, Rom und Genua blieben den Byzantinern. Nach Kleph's Tode wurde zehn Jahre lang kein Heerkönig gewählt, übrigens blieb die alte Heerverfassung; die Herzoge, 36 an der Zahl, nahmen ihre Sitze in den Städten, deren röm. Verfassung ebenso wie der Decurionenstand verschwand; die röm. Grundeigenthümer, Possessores, wurden meist ausgerottet, da die Longobarden sich nicht wie die Gothen, Franken und andere Germanen mit einem Theile des Landes begnügten, sondern das Ganze in Anspruch nahmen, auf welchem sie die alten Colonen als schutzhörige Meier gegen Zinsentrichtung sitzen ließen. Den röm. Unterthanen waren longobard. Obrigkeiten, Gastalden, vorgesetzt. Das Christenthum hatte schon vom Ende des 5. Jahrh. an in der Form des Arianismus Wurzel gefaßt; das Ansehen, dessen die bair. Prinzessin Theodelinde unter den Longobarden genoß, welche Authari, Kleph's Sohn, von den Herzogen selbst 585 zum König erkoren, geheirathet hatte, verschaffte dem Katholicismus, dem sie selbst anhing und zu dessen Verbreitung Papst Gregor der Große sie anregte, Eingang; durch sie wurde die Kirche zu Monza bei Mailand gebaut, in welcher man die eiserne Krone, mit der die longobard. Könige gekrönt wurden, aufbewahrte. Theodelinde überlebte den Authari, der 591 an Gift starb, und ihren zweiten Gemahl Agilulf; ihr Sohn Adelwald, für den sie anfangs, seit 615, die Vormundschaft geführt hatte, wurde wegen Begünstigung der Römer 625 entsetzt und vergiftet. Ihm folgte 625 Ariowald, der Gemahl ihrer Tochter Gundeberge, die nach seinem Tode 636 den Herzog von Brescia, Rothari, auf den Thron erhob, der die Westküste Oberitaliens eroberte, und im J. 644 zuerst die longobard. Volksrechte in lat. Sprache aufzeichnen ließ; er starb 652. Den Zwist, der nach seines Nachfolgers Aripert's I. Tode 663 unter dessen beiden Söhnen entstand, benutzte Grimoald, Herzog von Benevent, um sich selbst der Regierung zu bemächtigen, die er gegen Angriffe der Franken, Byzantiner und gegen Empörungen der Herzoge siegreich behauptete und bis 671 führte. Der Arianismus schwand unter ihm ganz, und die Romanisirung der Longobarden vollendete sich überhaupt bald nach ihm unter Liutprand, der nach einer Zeit innerer Zerrüttung mit seinem Vater Ansprand im J. 712 Aripert II., vor dem sie vorher zu den Baiern geflohen waren, die Herrschaft abgewann, die er mit gro-

ser Kraft zusammenhielt. Rothari's Gesetzbuch wurde von ihm vervollständigt, das byzant. Gebiet beschränkt, sogar Ravenna selbst, der Sitz des Exarchats (s. d.), eingenommen. Unter ihm begannen aber auch die Streitigkeiten mit den röm. Bischöfen, die zuletzt das Ende des longobard. Reichs herbeiführten. Von Liutprand begünstigt hatte Gregor II. sich der byzant. Oberhoheit völlig entledigt, aber er sowol als sein Nachfolger Gregor III. fürchteten das Übergewicht der longobard. Macht und reizten den Herzog von Spoleto u. A. zur Empörung. Als Liutprand deren Herr wurde, suchte Gregor vergeblich Hülfe bei Karl Martell; sein Nachfolger Zacharias machte Frieden. Nach Liutprand's Tode im J. 744 erhielt Rachis von Friaul den Thron, den er 749 mit dem Kloster vertauschte. Sein Bruder Aistulf, der Ravenna eroberte, verlangte Tribut von den Römern und Anerkennung seiner Oberhoheit; da wendete sich Papst Stephan II. 754 an Pipin (s. d.), den König der Franken, der in Italien eindrang, Aistulf in Pavia belagerte und zum Frieden zwang. Aber Aistulf brach diesen, sobald Pipin Italien verlassen hatte und zog sogar vor Rom. Pipin, der zum Patricius von Rom und Schirmherrn der Kirche erklärt worden war, kehrte zurück, trieb Aistulf in seine Hauptstadt und nöthigte ihn zum Tribut und zur Überantwortung des Exarchats, das er dem Papst schenkte (sogenannte Pipinische Schenkung). Nach Aistulf's Tode wurde Desiderius, Herzog von Tuscien, König; er stand mit dem Papst Stephan III. in leidlichen Verhältnissen; als aber dessen Nachfolger, Hadrian I., 772 sich weigerte, ihm Entschädigungen für Hülfe, die er jenem geleistet hatte, zu zahlen, die longobard. Partei in Rom verfolgte und das Begehren des Desiderius, die Brudersöhne Karl's des Großen (s. d.), auf den er wegen Verstoßung seiner an Karl verheiratheten Tochter erbittert war, zu krönen abschlug, rückte Desiderius vor Rom. Karl, zu Hülfe gerufen, drang 773 über den Montcenis und Montjoue in Italien ein und viele Longobarden gingen zu ihm über; Desiderius, der den angebotenen Frieden verworfen hatte, wurde in Pavia, sein Sohn Adelchis in Verona belagert; dieses ergab sich im Apr., Pavia im Mai 774. Desiderius und seine Gemahlin wurden nach Lüttich, dann nach Korvei ins Kloster geschickt, das Longobardenreich wurde ein Theil des Reichs Karl's des Großen, der nach Pavia eine fränk. Besatzung legte und von den Herzogen den Eid der Treue nahm, übrigens die alte Verfassung bestehen ließ. Erst im J. 776, als Rotgaut, Herzog von Friaul, aufgeregt durch den nach Konstantinopel geflohenen Adelchis, eine Empörung versuchte, die seinen Untergang zur Folge hatte, führte Karl fränk. Einrichtungen ein; die Herzogthümer, bis auf Benevent, das auch, nachdem dessen Herzog Arichis, des Desiderius Eidam, Karl's Oberhoheit 787 anerkannt hatte, fortbestand, wurden in Grafschaften zerschlagen, fränk. Besatzungen in viele Städte gelegt, Lehen an fränk. Ritter vertheilt, auch die Schöffengerichte, die Sendboten, die Pfalzgrafenwürde und die Heerbannsordnung nach fränk. Weise eingeführt. Seinen Sohn Pipin ließ Karl 781 zum König von Italien krönen.

Longolius (Christoph), eigentlich Longueil, einer der thätigsten Beförderer der classischen Literatur zu Anfang des 16. Jahrh., geb. 1488 zu Mecheln, wurde nach Vollendung seiner juristischen und philologischen Studien Parlamentsrath in Paris und bereiste mehre Länder, starb aber schon 1522 zu Padua. In seinen Schriften, besonders in seinen „Briefen" und „Reden" (Flor. 1524, 4. und Par. 1533), die auch in der Gesammtausgabe seiner Werke (Par. 1530) enthalten sind, zeigte er eine übertriebene Nachahmung der ciceronianischen Schreibart. Vgl. „Vita Longolii" (Lond. 1704, 4.). — Nicht zu verwechseln mit diesem ist Paul Dan. L., ein um Wissenschaft und Schule verdienter Gelehrter des 18. Jahrh., geb. 1704 zu Kesselsdorf in Sachsen, gest. 1779 als Rector des Gymnasiums in Hof, der sich durch mehre Ausgaben alter Classiker, namentlich der „Epistolae" des Plinius (Amst. 1734, 4.) und des Gellius (Hof 1741), noch mehr aber durch seine „Sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach" (10 Bde., Hof 1751—62) und ähnliche Werke, sowie durch die von J. H. M. Ernesti bekannt gemachte „Notitia Hermundurorum" (2 Bde., Nürnb. 1793) auch als Geschichtsforscher einen Namen erwarb.

Longomontan (Christian Severin), ein bekannter Astronom, geb. 1562 in dem dän. Dorfe Lonborg, von welchem er auch den Namen erhielt, studirte in Wiburg und Kopenhagen und begab sich dann zu Tycho de Brahe, bei welchem er acht Jahre in der Uranienburg als dessen Gehülfe zubrachte. Auch begleitete er ihn nach Prag, verweilte

aber hier nur kurze Zeit und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um die Professur der höhern Mathematik in Kopenhagen zu übernehmen, wo er 1647 starb. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Astronomia danica" (Kopenh. 1622), in der er das ganze damals bekannte Gebiet der Wissenschaft zu umfassen suchte; doch ist dasselbe gleich seinen Planeten- und Mondstafeln vergessen. Obwol keineswegs ein Mann von gewöhnlichen Talenten, war er doch nicht im Stande, sich von den einmal hergebrachten Irrthümern auch nur im Mindesten loszureißen; namentlich huldigte er der Astrologie und hielt z. B. die Kometen für Vorboten großer Unglücksfälle.

Longuette, s. Compresse.

Longueville, s. Dunois und Longueville.

Longus, ein griech. Sophist und Erotiker, vielleicht aus dem 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser eines Schäferromans „Poimenika" oder „Pastoralia", in vier Büchern, welcher in einer anziehenden Darstellung und für jene Zeit noch ziemlich guten Sprache die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt. Außer der ersten Ausgabe von Junti (Flor. 1598, 4.), der von Villoison (2 Bde., Par. 1778), Schäfer (Lpz. 1803) und Seiler (Lpz. 1835) verdient die von Courier (Rom 1810; 2. Aufl., von L. Sinner, Par. 1830) eine besondere Erwähnung, weil darin zuerst eine bedeutende Lücke des ersten Buchs aus einer florentiner Handschrift ergänzt wurde, nach deren Benutzung man die betreffende Stelle mit Tinte überschüttet fand, wodurch Courier (s. d.) in einen Streit verwickelt wurde. Einen verbesserten Abdruck dieses Stückes gab zuletzt Eichstädt unter dem Titel „Supplementum Longi pastoralium" (Jena 1811, Fol.). Deutsche Übersetzungen lieferten F. Passow, mit griech. Texte (Lpz. 1811), und Fr. Jacobs (Stuttg. 1833); eine franz. Courier (Flor. 1810).

Longwood, s. Saint-Helena.

Loos (Dan. Friedr.), Medailleur, geb. zu Altenburg in Sachsen am 15. Jan. 1735, kam als hülflose Waise zu dem Hofgraveur Stieler in Altenburg, der sein Lehrer wurde, aus Besorgniß aber, sich von dem talentvollen Jünglinge übertroffen zu sehen, ihn absichtlich zurückhielt, sodaß L. endlich die Geduld verlor und 16 J. alt davon ging. Kaum bekleidet kam er nach Leipzig, wo der Münzstempelschneider Ludwig ihn in Arbeit nahm, absichtlich jedoch ihn verheimlichte. Allein sehr bald verriethen die neuen Stempel die kunstfertigere Hand des neuen Arbeiters, und die mit Ludwig unzufriedenen Behörden trugen L. dessen Stelle an, der sich aber weigerte, sie zu übernehmen, wenn Ludwig nicht beibehalten würde. Man gewährte seine Bitte; aber der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs machte den Arbeiten in der leipziger Münze überhaupt ein Ende. L. beschloß als Petschierstecher zu reisen und den berühmten schweiz. Stempelschneider Hettlinger (s. d.) aufzusuchen. Auf eine falsche Nachricht von dessen Tode gab er aber die Reise nach der Schweiz auf und ging nach Göttingen, um nach England zu gelangen, wo er sein Glück zu finden hoffte. Eine Bande Falschmünzer, die ihn unter harten Androhungen in ihre Verbindung zu ziehen beabsichtigten, bewog ihn nach Helmstedt zu flüchten, wo er am Professor Häberlin einen Freund fand. In Folge eines Auftrags desselben kam er nach Magdeburg, wo er 1756 die Münzgraveurstelle erhielt. Allein ungeachtet seiner Thätigkeit befand er sich bei dem wenigen Nebenerwerbe als Familienvater in einer sehr gedrückten Lage. Als die magdeburger Münze aufgehoben wurde, kam er mit einem geringen Wartegelde nach Berlin. Später rückte er in die Stelle eines Medailleurs wieder ein; als Medailleur aber selbständig aufzutreten, wurde ihm verweigert. Da half ihm seine Kenntniß der Mechanik. Berliner Fabrikanten wünschten franz. Modebänder nachzuahmen, und L. erfand eine Maschine, die alle franz. Arbeit durch Schärfe und Dauer der geschmackvollsten Muster übertraf. Bald verschaffte ihm diese Industrie die Fonds für das kräftigere Betreiben des Medaillengeschäfts, sodaß er sich nunmehr ausschließlich in seiner Kunst bewegen konnte. Er wurde 1787 Mitglied des Senats der Akademie der Künste und starb am 1. Oct. 1819. Seine Arbeiten trugen wesentlich dazu bei, die Medailleurkunst zu höherm Ansehen unter den Deutschen zu bringen. — Sein Sohn, Gottfr. Bernh. L., geb. zu Berlin am 6. Aug. 1774, seit 1806—12 Münzmeister, gest. als Münzrath und Generalwardein in Berlin am 29. Juli 1843, begründete daselbst eine Medaillenmünzanstalt, die zahlreiche Medaillen

auf die denkwürdigsten Männer und Begebenheiten der Zeit noch fortwährend liefert, welche in Hinsicht ihres Kunstwerthes mit den gerühmtesten Kunstwerken des Auslandes nicht nur die Vergleichung aushalten, sondern sie zum Theil übertreffen. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die „Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Gold- und Silbermünzen" (Berl. 1821); die „Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens und der Münzkunde" (3 Hefte, Berl. 1822) und „Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen" (Berl. 1828).

Lootse, Lootsmann oder Pilote heißt in den Seestädten ein der Gegend und der Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, sodaß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen. Das Lootsen ist sehr gefährlich und fodert Erfahrung und Kenntnisse, weshalb sich die Lootsen zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihren Schaluppen bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu können. Sie haben dazu besondere Lootsen- und im Falle einer Strandung Rettungsboote, groß genug, um 20—30 Menschen zu fassen, und inwendig mit Kork ausgefüttert oder mit Luftkasten versehen, sodaß sie, auch mit Wasser angefüllt, noch eine bedeutende Last tragen können, ohne unterzugehen. Gewöhnlich bilden die Lootsen vom Staate anerkannte Genossenschaften.

Looz und Corswaren, eine alte, jetzt herzogliche deutsche Familie, die urkundlich zuerst im 11. Jahrh. vorkommt, schied sich seit dem 12. Jahrh. in sieben Linien, von welchen nur die Linie Looz-Corswaren in einem einzigen Zweige sich erhalten hat. Die Grafschaft Looz wurde nach Aussterben der Linie Looz im 14. Jahrh. von dem Hochstift Lüttich als heimgefallenes Lehen eingezogen und aller bis zu Ende des 18. Jahrh. von Seiten der andern Linien dagegen erhobenen Einsprüche ungeachtet nicht zurückgegeben. Wie schon 1734 der eine Zweig, so wurde 1778 der noch blühende Zweig zur herzoglichen Würde erhoben. Die Grafschaft war eine reichsunmittelbare und die Herren derselben wurden insbesondere durch Kaiser Friedrich II. 1241 als Reichsfürsten anerkannt und hatten Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Die in den Niederlanden mit Sequester belegten Besitzungen wurden dem Herzoge Karl, soweit sie nicht in den Besitz Anderer übergegangen waren, im J. 1800 zurückgegeben. Für die verlorenen erhielt das Haus durch den Reichsdeputationshauptschluß das zum Theil aus den münsterschen Ämtern Wolbeck und Bevergen gebildete Fürstenthum Rheina-Wolbeck, 15 □M. mit ungefähr 21000 E., welches aber schon 1806 durch die Rheinbundacte mediatisirt und als Standesherrschaft dem Großherzogthum Berg untergeordnet, 1810 aber ohne Weiteres dem franz. Kaiserreiche einverleibt wurde. Der wiener Congreß stellte die Herzoge als Standesherren wieder her, und es kam das Fürstenthum Rheina-Wolbeck zum Theil unter preuß., zum Theil unter hannover. Hoheit. Der erwähnte Karl Herzog von L., gest. 1822, war wegen unstandesmäßiger Verehelichung durch seinen Vater Wilhelm Joseph in dessen Testamente von 1803 von der Erbfolge in dem Fürstenthum ausgeschlossen und sein jüngerer Bruder Joseph als Nachfolger ernannt und vom Könige von Preußen anerkannt worden. Zwar fing der Herzog Karl einen Proceß deshalb an, der aber zu nichts führte; dagegen blieb er im Besitz der belg. Besitzungen, die bei seinem Tode im J. 1822 auf seinen Sohn Karl, geb. 1804, übergingen, während Rheina-Wolbeck nach dem kinderlosen Ableben des Herzogs Joseph im J. 1827 und beendigtem Rechtsstreite dem weiblicherseits dem Hause verwandten Grafen Napoleon de Lanoy zuerkannt wurde, den hierauf der König von Preußen 1840 zum Fürsten von Rheina-Wolbeck erhob.

Lope de Vega (Don Lope Felix de Vega Carpio), s. Vega (Lope de).

Lopez (Don Joaquin Maria), span. Minister, geb. am 15. Aug. 1798 zu Villena in Alicante, wo seine Ältern als wohlhabende Landleute lebten, machte seine philosophischen Studien in dem Collegium San-Fulgencio in Murcia und studirte dann die Rechte auf der Universität zu Orihuela, wo er sofort nach beendeten Studien Professor wurde. Sehr bald aber ging er nach Madrid, wo er sich unter die Zahl der Advocaten aufnehmen ließ. Er schloß sich 1820 den Constitutionellen mit solchem Eifer an, daß er 1823 flüchtig werden mußte, und lebte nun in Montpellier in großer Bedrängniß, bis er 1825 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Von Villena, wo er zuerst wieder seinen Aufenthalt nahm, ging er 1830

nach Valencia, dann nach Alicante. Als 1834 in Folge des Estatuto real die Cortes einberufen wurden, wählte ihn die Provinz Alicante zum Procurador, und als solcher trat er sogleich an die Spitze derjenigen Partei, welche die durch das Estatuto gezogenen Grenzen der politischen Freiheit auf alle Weise zu erweitern suchte, wobei ihn ganz besonders sein außerordentliches Rednertalent unterstützte. Vergebens aber sucht man in seinen Vorträgen eine richtige Schlußfolge, Tiefe der Gedanken, oder irgend etwas Anwendbares. Nur Gemeinplätze, bitterer Spott, dem Pöbel dargebrachte Huldigungen, Auffoderungen zum Terrorismus, Vergötterungen franz. Revolutionshelden, vorzüglich Danton's, bleiben zurück, wenn man das blendende, auf die Täuschung der Menge berechnete Gewand, in welches er seine Phrasen einkleidet, hinwegzieht. In den Cortes von 1835 vertrat er abermals die Provinz Alicante. Nach der Wiederherstellung der Constitution in Folge der Insurrection von Lagranja berief ihn Calatrava am 11. Sept. 1836 als Minister des Innern an seine Seite. Allein L. konnte den Demagogen nicht ablegen, und mit Verwunderung sah man den Minister des Innern nicht selten mit schäumendem Munde und bei augenscheinlicher Misbilligung seiner Collegen den wüthendsten Terrorismus predigen. Als die Cortes eine Commission ernannten, welche außerordentliche Maßregeln zur Beendigung des Bürgerkriegs in Vorschlag bringen sollte, bestand er auf Errichtung eines Revolutionstribunals; doch seine Collegen wußten dies zu hintertreiben. Doch bald fühlte L., daß die Unpopularität, welcher das Ministerium Calatrava unterlag, auch auf ihn zurückfiel. Nachdem er wiederholt seine Entlassung verlangt hatte, erhielt er diese am 26. März 1837 und nahm nun wieder seinen Sitz als Deputirter ein, um sogleich dem Ministerium die heftigste Opposition zu machen. Für die Cortes von 1838 erwählte ihn die Provinz Madrid zu ihrem Deputirten, aber erst spät nahm er seinen Sitz ein. Er vertheidigte das System der Repressalien, welches die Aufrührer von Valencia unter Vorsitz des Generals Don Narciso Lopez einführten, und klagte den edeln, wenngleich schwachen Martinez de la Rosa als Hochverräther an. Auch im J. 1842 vertrat er in den Cortes die Provinz Madrid. Im J. 1842 bildete er das Ministerium, welches aber sehr bald vom Regenten Espartero entlassen wurde. Sehr thätig bewies er sich 1843 bei der Erhebung Spaniens gegen Espartero, worauf er nach dem Sturze desselben, im Juli 1843, an die Spitze des Ministeriums trat. Allein noch in demselben Jahre mußte er Olozaga das Ministerium überlassen.

Lopez y Portana (Vicente), einer der ausgezeichnetsten span. Maler der Gegenwart, geb. 1772 zu Valencia, bildete sich theils bei dem Franciscaner P. Villanueva, theils bei seinem Vater und Großvater, die ebenfalls Maler waren, und ging dann nach Madrid. Als Director der Kunstakademie von Valencia wurde er 1802 dem König Karl IV. bekannt und erhielt den Titel eines Kammermalers. Ferdinand VII. berief ihn 1814 nach Madrid und übertrug ihm den Zeichenunterricht bei seiner zweiten und dritten Gemahlin, worauf L. allmälig zur Würde eines Generaldirectors der Akademien zu Madrid, Saragossa und Valencia emporstieg. Seine größte Stärke ist das Portrait, in welchem er mit den besten Meistern wetteifert; doch haben auch seine Fresken, Temperabilder und Ölgemälde historischen Inhalts großen Werth. Die meisten derselben hat er für die Kirchen und Klöster in Valencia und Catalonien gemalt. Als die vorzüglichsten nennt man die Geburt des San-Vicente Ferrer, San-Antonio Abad, San-Tomas de Villanueva, San-Antonio de Padua, sämmtlich zu Valencia und in seiner Jugend gemalt. Die beiden in seinen spätern Jahren für die Kathedrale von Tortosa gemalten Ölbilder, der heil. Augustin und der heil. Rufus, werden für das Ausgezeichnetste gehalten, was er in dem Fache der Historie geleistet hat.

Lorbeer, ein Baum, der in Südeuropa die sonst fast nur über Tropenländer verbreitete und große Familie der Laurineen vertritt, nördlich von den Alpen im Freien nicht aushält, in Neapel aber die Größe eines Wallnußbaumes erreicht, lederartige glänzende Blätter hat und kleine, unansehnliche Blüthen und schwarzblaue Früchte von der Größe einer Vogelkirsche trägt. Die Blätter dienen als Gewürz; die Beeren enthalten ein grünliches, fettes Öl, welches durch einen eigenthümlichen, scharfen Stoff (Laurin) Arzneikraft erlangt und zumal in der Thierarzneikunst Anwendung findet. Bei den Griechen hieß der Lorbeer Daphne (s. d.) und war dem Apollo geheiligt. Beerentragende Zweige desselben

wurden um die Stirn der Sieger und Dichter gewunden, später auch um die der jungen Doctoren, daher der Name Baccalaureus (s. d.).

Lorch, ein ehemals berühmtes Kloster im würtemberg. Jaxtkreise, an der Rems auf einem Berge, an dessen Fuße der gleichnamige Flecken liegt, wurde von dem Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Gemahlin Agnes gestiftet, die hier, gleich mehren Hohenstaufen, ihre Begräbnißstätte haben. — Lorch oder Lorich, ein Flecken auf dem rechten Ufer des Rhein im nassauischen Amte Rüdesheim, früher zu Kurmainz gehörig, mit 1800 E. und einer alten schönen Kirche aus dem 12. Jahrh., hat trefflichen Weinbau. Der Ort soll das alte Laureacum sein und war im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste; auch bestanden daselbst ein eigenes Landgericht und ein Saalgericht. In der Nähe liegt die Ruine der Burg Sooneck mit ihrem schlanken Burgthurme, jetzt im Privatbesitz des Königs von Preußen.

Lord, d. h. Herr, ist in England der allgemeine Titel aller Häupter der Familien des hohen Adels; auch führen ihn im gemeinen Leben die ältesten Söhne solcher hoher Adeliger, die keinen zweiten Titel, den jene bei Lebzeiten des Vaters führen, haben, z. B. nur Barone sind. Früher waren die Lords nicht von Rechtswegen Mitglieder des Oberhauses, sondern wurden es erst durch Berufung von Seiten des Königs, jetzt aber sind Pairswürde und Lordschaft unzertrennlich. Der König kann beliebig Lords ernennen, aber Niemandem die Würde wieder nehmen. — Lord Mayor ist der Titel für die jährlich neu zu wählenden ersten Bürgermeister von London und York. (S. England, Volksverfassung und Staatsverfassung.)

Lorenzen (Pet. Hiort), Kaufmann in Hadersleben und Deputirter in der schlesw.-holstein. Ständeversammlung, geb. am 24. Jan. 1791 zu Schleswig, wo sein Vater 1834 als Amtsverwalter und dän. Justizrath starb, erlernte nach beendigten Schuljahren die Handlung und übernahm 1815 seines Großvaters Handlungsgeschäft. Bis zur Julirevolution von 1830 verhielt er sich gegen alle politischen Angelegenheiten gänzlich gleichgültig; erst dieses Ereigniß, sowie die auf Erlangung einer Verfassung für Schleswig-Holstein gerichteten Bestrebungen Lornsen's (s. d.) erweckten seine Theilnahme dafür. Nach Einführung der Provinzialstände wurde er 1835 zum Abgeordneten bei denselben gewählt, in welcher Stellung er sich als eifrigen Verfechter aller liberalen Maßregeln und als das bewegende Princip in der Versammlung zeigte. Seine Bestrebungen waren vorzüglich auf Ausbildung der berathenden Provinzialstände zu einer schlesw.-holstein. Constitution mit Steuerbewilligungsrecht, beschließender Theilnahme an der Gesetzgebung und Öffentlichkeit der Verhandlungen, auf Preßfreiheit u. s. w. gerichtet. Auch in der zweiten schleswig. Ständeversammlung im J. 1838 gehörte er, dieselben Tendenzen verfolgend, zu den tüchtigsten Mitgliedern, und hatte sich nichts weniger als des Beifalls der dän. Propaganda zu erfreuen. Da wendete er plötzlich 1840 sich von der zeither von ihm verfolgten Richtung ab, sei es nun aus veränderten Ansichten oder äußern Gründen; genug, er wurde nun der eifrigste Verfechter aller dän. Tendenzen und Richtungen. So war er es besonders, der den großen Streit in der schlesw. Ständeversammlung wegen des Gebrauchs der dän. Sprache veranlaßte, indem er deren gleiche Berechtigung mit der deutschen foderte; ferner vertheidigte er die staatsrechtliche Einheit der Herzogthümer mit Dänemark, und redete, gestützt auf die Thatsache, daß ein Theil der Landbewohner Nordschleswigs ein verdorbenes Dänisch spricht, der Danisirung des Landes auf alle Weise das Wort, sodaß er bald das Haupt der dän. Propaganda in Schleswig wurde. Er starb zu Hadersleben am 17. März 1845.

Lorenzstrom, der wasserreichste Strom Nordamerikas und einer der größten Ströme überhaupt, welcher durch den Abfluß der Canadischen Seen entsteht, an 60 Nebenflüsse, links den Uttawas, Bustard, Manikuagan, Saguenay u. s. w., rechts den Montreal, Sorel, Francis, Chaubière, Chateauguay u. s. w., aufnimmt, führt nach seinem Austritte aus dem Ontariosee den Namen Cataragui oder Iroquois. Er bildet den See der Tausend-Inseln, und weiter unten den von St.-Peter, theilt sich bei Quebek in zwei Arme, wodurch die Insel Orleans entsteht, und fließt nach einem 109 M. langen Laufe zwischen dem Cap Chat und Montespoles in einer 20 M. breiten Mündung in den Lorenzbusen. Er ist 70 M. aufwärts für große Kriegsschiffe und 80 M. für Kauffahrteischiffe fahrbar.

Loreto, ein Städtchen in der Delegation Macerata des Kirchenstaats, an der Straße

von Ancona nach Rom, der Sitz eines Bischofs, der zugleich Bischof zu Recanati ist, besteht aus einer einzigen langen Straße und hat gegen 6000 E., die ihre meiste Nahrung von den Fremden haben, die jährlich zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (La casa santa) wallfahrten, in welchem angeblich Maria gewohnt hat und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen. Dieses heilige Haus, welches mitten in der von Paul II. begonnenen und von Sixtus V. vollendeten prächtigen Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen und aus Ebenholz und Backsteinen gebaut, 32 F. lang, 13 breit und 19 hoch und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet ist. Dasselbe war früher im Besitze eines ungeheuren Schatzes, der nach und nach durch die Freigebigkeit der Pilgrime entstanden war. Die Einkünfte des Hauses wurden ohne die Geschenke auf 30000 Scudi, und die Zahl der jährlich herbeiströmenden Pilgrime auf 100000 berechnet. Unter andern Seltenheiten zeigte man in diesem Hause auch das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger ist das Bild Rafael's, die heil. Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Der Einfall der Franzosen in Italien im J. 1798 gab Veranlassung, sowol die Schätze als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind größtentheils verschwunden, das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Vgl. Turselino, „Historia Lauretana" (Ven. 1727) und Martonelli, „Teatro istorico della santa casa Nazarena della s. vergine Maria" (2 Bde., Rom 1732).

Lorinser (Karl Ignaz), preuß. Regierungs- und Medicinalrath in Oppeln und Director der Hebammen-Lehranstalt für Oberschlesien, geb. am 24. Jul. 1796 zu Nimes im böhm. Mittelgebirge, wo sein Vater Wundarzt war, zeigte schon als Knabe vorherrschende Neigung für Natur und Kunst, besuchte die Schulen in Prag und studirte daselbst bis 1814, von wo an er seine Studien in Berlin fortsetzte und hier 1817 Doctor der Medicin wurde. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines Repetenten an der königlichen Thierarzneischule in Berlin, habilitirte sich bald darauf bei der dortigen Universität und ging 1822 als Mitglied des Medicinalcollegiums nach Stettin. Im J. 1824 kam er als Regierungs- und Medicinalrath nach Köslin und 1825 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln. Von hier aus besuchte er 1829 und 1830 auf Veranlassung des königlichen Staatsministeriums die türk. Grenzen, um die Vorkehrungen gegen die Pest des Orients zu untersuchen und die Rinderpest auf ihrem ursprünglichen Boden kennen zu lernen. Neben seiner praktischen Thätigkeit war er für die Medicin auch schriftstellerisch thätig; unter Andern gab er heraus „Entwurf einer Encyklopädie und Methodologie der Thierheilkunde" (Berl. 1820); „Die Lehre von den Lungenkrankheiten" (Berl. 1823); „Untersuchungen über die Rinderpest" (Berl. 1831) und „Die Pest des Orients" (Berl. 1837). Obgleich als medicinischer Praktiker und Schriftsteller geschätzt, wurde sein Name in weitern Kreisen doch erst bekannt durch die kleine Schrift „Zum Schutze der Gesundheit in Schulen" (Berl. 1836), welche zu dem sogenannten Lorinser'schen Schulstreite Veranlassung gab. In dieser Schrift, die durch mehre Umstände die Aufmerksamkeit der Pädagogen und Schulbehörden allgemein erregte, erhob L. gegen die preuß. und deutschen Gymnasien die Anklage, daß in denselben nicht nur überhaupt die Körperpflege der studirenden Jugend auffallend vernachlässigt werde, sondern daß namentlich durch die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, die große Anzahl der Lehrstunden, die herrschende Unterrichtsmethode und die gehäuften häuslichen Schularbeiten Körperschwäche und Siechthum der Studirenden herbeigeführt würden. Durch diese weder gehörig begründete noch von vielfachen Übertreibungen freie Anklage wurden wol an 70 andere Schriften von Schulmännern und Ärzten hervorgerufen, und amtliche Berichte von allen preuß. Gymnasien veranlaßt, die bald für, bald und zumeist gegen L. sich aussprachen. Das Resultat dieses Streites, der am umfassendsten in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Bd. 16 und 18) besprochen worden ist, war, daß allerdings vielfache Mängel und Übertreibungen in der Einrich-

tung des Gymnasialunterrichts anerkannt und zum Theil durch die Circularverfügung des preuß. Unterrichtsministeriums vom 24. Oct. 1837 abgestellt wurden. Eine wesentliche Abänderung im System des Gymnasialunterrichts wurde aber dadurch nicht bewirkt, dieses System vielmehr unverändert als gut und zweckmäßig angesehen.

Lornsen (Uwe Jens), der erste Anreger und Begründer der schlesw.-holstein. Bewegung, geb. am 18. Nov. 1793 auf der zu Schleswig gehörigen nordfries. Insel Sylt, wo sein Vater früher als Schiffscapitain, dann als Rathmann lebte, zeichnete sich schon in seiner Jugend ebenso durch seinen entschlossenen Charakter wie durch seine überlegenen Körper- und Geisteskräfte aus. Im J. 1816 bezog er, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität zu Kiel und im folgenden Jahre die zu Jena, wo er in der Burschenschaft eine hervorragende Rolle im besten Sinne des Worts spielte. Nach beendigten Studien begab er sich 1820 nach Kopenhagen, wo er zunächst bei der schlesw.-holstein. Kanzlei eine Anstellung fand und bald nachher Chef eines der Secretariatscomptoirs wurde. Im J. 1830 bewarb er sich um das Amt eines Landvogts auf Sylt, das er auch im Herbst desselben Jahres erhielt. Die inzwischen ausgebrochene Julirevolution hatte in seinem ganzen Denken und Thun einen Umschwung hervorgebracht und demselben eine praktisch-politische Richtung gegeben. Die Wiedergewinnung einer schlesw.-holstein. Verfassung ward von jetzt an das Ziel seiner Bestrebungen. Nachdem die zu diesem Behufe am 1. Nov. 1830 zu Kiel abgehaltene allgemeine Landesversammlung nicht den erwarteten Erfolg gehabt hatte, ließ er seine Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" drucken, die schnell eine durch das ganze Land gehende Bewegung bewirkte. Der Regierung erschien die Sache so gefährlich, daß sie L. Befehl gab, sich unverzüglich auf seinen Posten zu begeben, wo er, kaum angelangt, verhaftet und auf die Festung Rendsburg gebracht wurde. Eine gegen ihn eingeleitete Untersuchung endete damit, daß ohne Anführung von Entscheidungsgründen und Gesetzesstellen ihn das schlesw. Obergericht zu Amtsentsetzung, einjähriger Festungsstrafe und Erstattung sämmtlicher Unkosten verurtheilte. Hiermit endete die kurze öffentliche Laufbahn eines Mannes, dessen unwiderstehliche Beredtsamkeit, großartiger Charakter und imponirende äußere Erscheinung ihn zu einen Volksführer bestimmt hatten, und dem es nur an Gelegenheit und am eigenen Willen mangelte, durch diese Eigenschaften den größten persönlichen Einfluß aufs Volk zu gewinnen. Indeß wurde seine politische Wirksamkeit doch so nachhaltig und nachwirkend, daß er mit Recht für den eigentlichen Urheber der Emancipationsbestrebungen Schleswig-Holsteins gelten kann. Nach überstandener Festungsstrafe, im Juni 1832, begab er sich in seine Heimat Sylt; doch war durch die Strafe seine Gesundheit so tief erschüttert, daß er es für besser hielt, seine Heimat zu verlassen. Seiner Gesundheit wegen wählte er ein tropisches Klima und begab sich im Herbste 1833 nach Rio de Janeiro, wo er fortwährend mit Schleswig-Holstein und seiner Verfassung beschäftigt, ein sieches und trauriges Leben führte. Von hier ging er im April 1837 über Marseille in die Schweiz. Schwer erkrankt verlebte er in und bei Genf einsam und verlassen mehre Monate in der düstersten Stimmung, bis ihn im März 1838 auf einem Landhause am Genfersee der Tod von seinen Leiden erlöste. Sein Werk „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" wurde von G. Beseler herausgegeben (Jena 1841).

Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude).

Lortzing (Alb. Gust.), ein beliebter Operncomponist. geb. am 23. Oct. 1803 zu Berlin, wurde, da sein Vater, der früher Kaufmann war, 1810 aber zum Theater überging, sehr bald in Kinderrollen verwendet. Zugleich erhielt er Clavierunterricht und Unterweisung in der Harmonik. Schon als Knabe componirte er Lieder, Märsche und Sonaten. Später war er als Sänger und Schauspieler nacheinander bei den Bühnen zu Düsseldorf, Köln und seit 1826 zu Detmold engagirt. Hier, wo er sieben Jahre als Tenorbuffo und Bariton war, componirte er auch sein Liederspiel „Der Pole und sein Kind", das sich ziemlich verbreitete. Aufgemuntert durch diesen Erfolg schrieb er noch die Liederspiele „Der Weihnachtsabend" und „Scenen aus Mozarts Leben", „Andreas Hofer", von denen jedoch nur die beiden ersten zur Aufführung kamen. Auch die Composition eines Oratoriums „Die Himmelfahrt Christi" und eine neue Instrumentirung der Hiller'schen Oper „Die Jagd" fallen in diese Zeit. Im J. 1833 wurde er an der leipziger Bühne engagirt und hier scheint

das rege und reiche Musikleben befruchtend und reifend auf sein Talent gewirkt zu haben. Zuerst schrieb er die Oper „Die beiden Schützen" (1835), welche eine sehr günstige Aufnahme fand, und dann „Czar und Zimmermann" (1837), die namentlich durch die Aufführung in Berlin sich verbreitete und bald auf allen Bühnen heimisch wurde. Nacheinander entstanden sodann die Opern „Caramo", „Hans Sachs", „Casanova", „Der Wildschütz" und „Undine". Der Grund des günstigen Erfolgs seiner Opern, gegenüber den zahlreich auftauchenden Opern anderer Componisten, ist vor Allem in ihren praktischen Vorzügen zu suchen. Hierin hat er, der im eigentlichsten Sinne auf der Bühne aufgewachsen ist, einen bedeutenden Vortheil voraus. Seine Musik ist weder großartig imposant, noch besonders originell, noch auch sehr kunstreich; aber sie ist klar, leicht und gefällig; sie schmiegt sich der Situation, der Person aufs geschmeidigste an und dient dem dramatischen Gemälde als gewandte, witzige Coloristin, will aber nicht neben ihm ein zweites selbständig ausgearbeitetes Bild aufstellen; sie ist endlich vor allen Dingen kurzweilig. In technischer Hinsicht wird sie durch leichteste Ausführbarkeit und eine lebendige Instrumentation unterstützt, die dem Sänger wie dem Hörer ihre Thätigkeit erleichtert. Die verbreitetste, in der That auch frischeste und vollendetste seiner Opern, die sich auch am meisten frei hält vom Hinüberstreifen des leichten Conversationstons in das Flache und Gewöhnliche, ist „Czar und Zimmermann". Im J. 1844 gab er seinen Wirkungskreis als Schauspieler und Opernregisseur auf und fungirte ein Jahr als Kapellmeister der leipziger Oper, seitdem lebt er in Leipzig privatisirend und widmet sich ausschließend der Composition.

Löschen, Losen oder Lossen, auch Entlossen, heißt in der Schiffersprache, die Waaren aus dem Schiffe bringen. Gewöhnlich bedingt sich der Schiffer eine gewisse Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß, und diese Zeit heißen die Lösch- oder Liegetage; muß er wegen noch nicht vollendeter Löschung über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rhede liegen, so erhält er für diese Überlöschtage eine gewisse Entschädigung. — Löschplatz oder Loßplatz heißt der gewöhnlich gepflasterte Platz am Ufer eines Flusses oder Hafens, wo man die Güter einladet, auch schwere Güter, Holz, Steine u. s. w. aufstapelt.

Löscher (Valent. Ernst), ein verdienter protestantischer Theolog und Kanzelredner, geb. am 8. Jan. 1673 zu Sangerhausen, ein Sohn des nachherigen Professors der Theologie zu Wittenberg, Kasp. L., besuchte die Schule zu Zwickau, studirte in Wittenberg, lebte dann einige Zeit in Jena, wo er sich eifrig mit Numismatik beschäftigte, und wurde 1695 Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg. Im J. 1698 kam er als Superintendent nach Jüterbogk, 1702 in gleicher Eigenschaft nach Delitzsch, 1707 als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg und 1709 als Pastor an die Kreuzkirche nach Dresden, wo er am 8. Febr. 1747 starb. Er war in allen Theilen des gelehrten Wissens bewandert; seine Hauptfächer aber waren Philologie und Geschichte. Er verfocht die Reinheit der evangelischen Lehre, nahm an den pietistischen Streitigkeiten vielen Antheil und wurde deshalb häufig der othodoxe Pietist genannt. Als seine vorzüglichsten Werke sind zu betrachten die „Ausführliche Historia motuum zwischen den Evangelisch-Lutherischen und Reformirten" (3 Bde., Frankf. und Lpz. 1707—24; 2. Aufl., 1723—27, 4.) und die „Vollständigen Reformationsacta und Documenta" (3 Bde., Lpz. 1720—29, 4.). Eine wichtige Erscheinung im Gebiete der theologischen Literatur war seine Zeitschrift „Altes und Neues aus dem Schatz theologischen Wissens" (1701 fg.), die er unter dem Titel „Unschuldige Nachrichten" fortsetzte.

Löserthaler oder Julioslöser nennt man eine herzoglich braunschweig.-lüneburg. Silbermünze, welche unter dem Herzog Julius von 1574—88 geprägt wurde. Der Name rührt daher, weil der Herzog wünschte, daß jeder Unterthan einen solchen als Nothpfennig besitzen solle, und demgemäß sich einen solchen lösen, d. h. einwechseln mußte. Um diese Einlösung Allen möglich zu machen, wurden die Löserthaler in verschiedener Größe, von 2—10 Reichsthaler an Werth, ausgeprägt. Der Verordnung nach mußte auf Erfodern jeder Unterthan seinen Löserthaler vorzeigen, den er nie verkaufen durfte. Im Falle der Noth sollten diese Stücke eingefodert und in kleines Geld umgemünzt werden können, wozu

es aber nie gekommen ist. Sie sind nach der Reichsmünzordnung von 1571, also zu 14 Loth 4 Gr. ausgeprägt. Wie viel überhaupt ausgeprägt wurden, ist unbekannt; allein ihre Zahl mag nicht gering gewesen sein. Dessenungeachtet sind sie sehr selten geworden, was wol daher rührt, daß sie dem Umschmelzen ausgesetzt waren. Von den Raritätensammlern sind sie sehr gesucht. Auch der Herzog Heinrich Julius ließ solche Thaler schlagen, die sämmtlich zu 10 Reichsthalern ausgemünzt sind und zum Unterschiede von jenen Heinrichlöser genannt werden.

Losung, s. Feldgeschrei.

Lot, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Garonne, entspringt auf dem Lozèregebirge unweit Mende im Ländchen Gevaudan im ehemaligen Languedoc, durchfließt, indem er anfangs den Namen Olt führt, die Departements Lozère, Aveyron, Lot und Garonne, wird bei Cahors, welche Stadt er zur Halbinsel macht, mittels Schleusen und durch Vereinigung mit dem Nebenflusse Truyère schiffbar und fällt nach einem Laufe von 48 M. bei Aiguillon in die Garonne. Nach ihm ist das Departement Lot genannt, das auf 72 □M. gegen 288000 E. zählt und Cahors (s. d.) zur Hauptstadt hat. Das im Südwesten von diesem begrenzte Departement Lot und Garonne hat auf 102 □M. 347000 E. Die Hauptstadt ist Agen, das alte Aginnum, der ehemalige Hauptort von Agenois, mit 13000 E.

Loth heißt überhaupt soviel als Gewicht; vorzugsweise nennt man so das Bleiloth (s. d.) der Maurer und Zimmerleute und das Senkblei (s. d.) der Schiffer. Lothrecht heißt daher soviel als senkrecht. Ferner bezeichnet man mit Loth ein Metallgemisch, welches zum Löthen (s. d.) dient. (S. auch Maße und Gewichte.)

Lothar I., röm. Kaiser, 840—855, ältester Sohn Ludwig des Frommen, geb. um 795, erhielt, als sein Vater 817 zum ersten Male das Reich Karl's des Großen unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, statt des bisher von ihm regierten Baierns die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserlichen Titel, und bald darauf 820, nach seines Vetters Bernhard's Tode, auch Italien, zu dessen Könige er 822 vom Bischof zu Mailand gekrönt wurde. (S. Ludwig der Fromme.) Nach des Vaters Tode wollte er als Kaiser die ganze Monarchie in Besitz nehmen. Da verbanden sich die beiden Brüder, Ludwig und Karl; zu Fontenai in Burgund kam es zur Schlacht und L. wurde geschlagen, erhielt aber, als er treulos die zu seiner Hülfe aufgestandenen Sachsen aufgeopfert und dadurch seine Brüder sich wieder versöhnt hatte, durch den Vertrag von Verdun am 11. Aug. 843 außer der Kaiserwürde auch Italien wieder nebst einem schmalen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, der die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde bis an die Nordsee und vom Ursprung der Maas bis zum Einflusse der Saone in die Rhone, dann längs dieser bis zum Mittelländischen Meere umfaßte und von L. seitdem den Namen Lothringen (s. d.) erhielt. Während dieses Kriegs und der Unterhandlungen kamen die Normänner zur See und plünderten ungestört die Küsten der Nordsee; die Araber landeten ebenfalls von Süden her und verheerten L.'s ital. Provinzen. Ebenso hatte der hohe, bisher der Königsgewalt unterworfene Klerus eine selbständige Stellung erlangt; die großen Vasallen sorgten nur für Erweiterung ihrer Macht und ihrer Besitzungen und übten, nach L.'s Beispiel, Ungerechtigkeit, Treubruch, Willkür und Gewaltherrschaft. Von innern Vorwürfen gequält, an Geist und Körper krank, suchte der Kaiser, nachdem er vorher seine Staaten unter seine drei Söhne getheilt, Trost und Beruhigung als Mönch im Kloster Prüm im Ardennenwalde, wo er am 28. Sept. 855 starb. Sein ältester Sohn, Ludwig II. (s. d.), erhielt Italien; der mittlere, Lothar II., das sogenannte lothringische Reich, und der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon. (S. Karolinger.)

Lothar der Sachse, Graf von Suplinburg, Herzog der Sachsen und 1125—37 König der Deutschen und röm. Kaiser, war in Beziehung auf seine Karolingischen Vorgänger der dritte, als Kaiser der zweite dieses Namens. Von Kaiser Heinrich V., nach des Herzogs Magnus Tode im J. 1106, mit dem Herzogthum Sachsen beliehen, schloß er sich später an die mit den Gewaltschritten dieses Kaisers unzufriedenen Fürsten an, erhielt nach der Schlacht bei Warenstädt Verzeihung, nahm aber aufs neue an dem Kampfe gegen Heinrich V. bei Welfesholze Theil und verbreitete hierauf seine siegreichen Waffen über ganz Westfalen bis an den Rhein. Nach Heinrich's V. (s. d.) Tode wurde er, ungeachtet der

Ansprüche, die Herzog Friedrich von Schwaben durch Verdienste, Macht und Ansehen auf die Krone hatte, in Folge der arglistigen Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, welcher das hohenstaufische Haus haßte, 1125 zum Kaiser gewählt, mußte aber diese Erhebung durch Bedingungen erkaufen, welche die Selbständigkeit des Reichs und die Kaiserrechte aufs nachtheiligste schmälerten; denn außerdem, daß er auf den Heimfall aller eingezogenen Lehen an die Kaiserkrone verzichtete, gelobte er auch die kirchlichen Wahlen völlig frei zu lassen, die Belehnung mit dem Scepter erst nach der Wahl unentgeltlich vornehmen und den Lehnseid nur mit Vorbehalt seiner anderweitigen kirchlichen Verhältnisse von den Belehnten fodern zu wollen. Nach dem Antritte seiner Regierung schien es ihm vor Allem nöthig, zur Hebung seines eignen Ansehens die Macht der Hohenstaufen, seiner gefährlichsten Nebenbuhler, zu schwächen. In dieser Absicht foderte er von denselben die durch die Erbschaft Heinrich's V. an sie übergegangenen Reichsgüter zurück, welche das salische Kaiserhaus mit seinen Hausgütern vereinigt hatte. Herzog Friedrich weigerte sich, wurde für einen Reichsfeind erklärt und 1126 mit Krieg überzogen. Da L. indeß wohl einsah, daß er ohne eine mächtige Beihülfe nichts gegen ihn ausrichten würde, so suchte er eine Verbindung mit dem welfischen Hause. Er vermählte daher seine elfjährige Tochter Gertrude, die einzige Erbin der suplinburg., nordheim. und altbraunschweig. Allodialgüter, mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern und verlieh demselben das Herzogthum Sachsen. Seitdem begann der so verderbliche Kampf zwischen den Welfen und den Hohenstaufen. Mit männlichem Muthe, obgleich von einem Theil ihrer Vasallen verlassen, stritten die hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, um ihr Erbe viele Jahre, und Schwaben, Franken und Elsaß sah durch seiner Fürsten Fehde alle Greuel der Verwüstung über seine Gauen sich verbreiten. Um den zweifelhaften Stand der Dinge zu Gunsten seines Hauses zu entscheiden, faßte Konrad den kühnen Plan, über die Alpen zu gehen und in Italien sich festzusetzen. Er nahm den deutschen Königstitel an und ließ am 29. Juni 1128 in Mailand die Krone von Italien sich aufsetzen; doch vom Papste Honorius II. mit dem Banne belegt und von der Hülfe der italien. Städte entblößt, mußte er zuletzt sein Unternehmen aufgeben und Italien verlassen, während auch sein Bruder nur schwach noch sich zu vertheidigen vermochte. Noch glücklicher war L. in seinen andern Unternehmungen. Er machte bei Gelegenheit des böhm. Erbfolgestreits nach Wladislaw's I. Tode 1126 den Herzog von Böhmen sowie den Herzog von Polen zu Vasallen, belehnte den Grafen Konrad von Wettin mit der Markgrafschaft Meißen und setzte den Herzog Konrad von Zähringen in die erledigte Grafschaft Burgund ein; er nahm dem Landgrafen Hermann, der sein Feind war, Thüringen und gab es einem seiner Anhänger, dem Grafen Ludwig; auch verlieh er das obotritische Königreich nach dem Tode des Wendenkönigs Heinrich an den Dänenfürsten Knut und zwang dessen Vetter Magnus, der nach Knut's Ermordung sich des Reichs bemächtigt hatte, zur Lehnsunterwerfung. Bei der streitigen Papstwahl zwischen Innocenz II. und dem von dem normänn. Herzoge Roger von Apulien begünstigten Anaklet II. entschied er sich für den Erstern und wurde zum Danke von ihm erst auf einer Kirchenversammlung zu Lüttich, am 22. März 1131, dann, als er im folgenden Jahre nach Italien zog, mit seiner Gemahlin Richenza, der Tochter Heinrich's des Fetten, Grafen von Nordheim, am 30. Apr. 1133 zu Rom gekrönt. Auch empfing er aus der Hand des Papstes die Mathildischen Erbgüter zu Lehen, ein Act, dem die Kirche später die Deutung gab, als ob L. vom Papste mit dem Kaiserthume belehnt worden sei. Indeß schon auf diesem Zuge trat er diese Güter nebst den ehemaligen Mathildischen Reichslehen mit Genehmigung des Papstes seinem Eidam Heinrich von Baiern ab, und im Lager vor Monza belehnte er 1132 Albrecht den Bären mit der Markgrafschaft Nordsachsen, dem nachmaligen Brandenburg. Nach Deutschland zurückgekehrt, vollendete er die Besiegung der Hohenstaufen, sodaß sie sich, Friedrich auf dem Reichstage zu Bamberg am 18. März 1135 und Konrad auf dem Fürstentage zu Mühlhausen am 30. Sept., unterwarfen, worauf ihnen L. die streitigen Güter als Lehen zurückgab. Unterdessen hatte Roger von Sicilien, Anaklet's Beschützer, den Papst Innocenz zur Flucht genöthigt und die Städte Salerno, Melfi, Troja, Capua und Benevent nacheinander bezwungen. Auf des Papstes dringende Bitten unternahm L. zu dessen Schutze im Aug. 1136 einen zweiten Zug nach Italien, auf welchem ihn auch Kon-

rad der Hohenstaufe begleitete. Ohne große Mühe vertrieb er Roger aus Neapel nach Sicilien, belieh mit Innocenz gemeinschaftlich den Fürsten Rainulf mit dem Herzogthum Calabrien und Apulien, und kehrte dann nach Deutschland zurück. Unterwegs übereilte ihn der Tod unweit Trient in einer Alpenhütte am 3. Dec. 1137. Er wurde zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. L. besaß persönliche Tapferkeit und männlichen Ehrgeiz, aber keinen Muth, der Kirche gegenüber das kaiserliche Ansehen und die Würde des Reichs aufrecht zu erhalten. Durch das Gesetz, das er seinem Eidam zu Liebe gab, daß größere durch Aussterben erledigte Lehen nicht ferner an Kaiser und Reich zurückfallen sollten, wurden dieselben unter den Verwandten erblich, dadurch aber der Grund zu der Staatenzersplitterung Deutschlands gelegt. Vgl. Gervais, „Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III." (2 Bde., Lpz. 1841—42) und Jaffé, „Geschichte des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen" (Berl. 1843). Sein Nachfolger war Konrad III. (s. d.).

Löthen nennt man das Verfahren, mittels dessen man zwei Stücke Metall, ohne sie zu schmelzen, mit Hülfe eines dritten Metalls, des Lothes, so verbindet, daß ihre Vereinigung sowol luft- als wasserdicht ist und einen gewissen, aber nicht allzugroßen Hitzegrad auszuhalten vermag. Für größere Hitzegrade bedient man sich des Niethens, oft aber auch des Zusammenschraubens. Das Loth darf zu seinem Schmelzen in keinem Falle einen größern Hitzegrad verlangen als das leichtflüssigste der zu löthenden Metalle; es muß dünnflüssig sein, um in die feinste Fuge zu dringen, und nicht zu schnell erstarren, um die nöthige Zeit zu einiger Verbindung zu gestatten, und endlich muß es in seiner Farbe mit den zu löthenden Metallen übereinstimmen. Die Haltbarkeit der Löthung hängt von der Festigkeit des Lothes ab. Man hat leichtflüssiges, weiches Loth, Schnellloth und strengflüssiges, Hartloth oder Schlagloth. Zu den Schnelllothen gehören Zinn, Kupfer, Messing, Zink, Blei, Gold und Silber; ferner Schnellloth und Wismuthloth. Zu den Hartlothen gehören Gußeisen, Kupfer, Messingschlagloth, Argentanschlagloth, Silberschlagloth, fein Gold, Goldschlagloth und Emaillirloth. Das Löthen selbst zerfällt nach der Art des Lothes in Weichlöthen und Hartlöthen. Als Erwärmungsmittel dienen entweder Holzkohlen, die Flamme vor dem Löthrohre oder der glühende Löthkolben.

Lothringen, ehemals ein deutsches Herzogthum, bildet seit 1766 eine Provinz Frankreichs und die gegenwärtigen Departements der Maas, Mosel, Meurthe, Vogesen und einige Cantons von Niederrhein. Als es an Frankreich kam, war es im Norden vom Herzogthum Luxemburg und dem Kurfürstenthum Trier, im Osten vom Elsaß, im Süden von der Franche-Comté, im Westen von der Champagne begrenzt. Es umfaßte 479 □M. mit 1,200000 E. Die Vogesen schließen das Land im Osten ein und verzweigen sich über den südlichen Theil. Die Hauptflüsse sind Mosel, Maas, Meurthe, Saar, Seille und Ornain; die Saône berührt nur die Grenze. Die Bevölkerung ist deutschen Ursprungs; doch spricht dieselbe gegenwärtig französisch, mit Ausnahme des Strichs von den Vogesen bis Metz, der Deutschlothringen heißt. Das Land gewährt einen sehr malerischen Anblick, ist reich an Holz, Eisen, Steinbrüchen, Salinen und Mineralwassern, besitzt Weinbau, eignet sich aber mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Nächst dem Elsaß liefert es der franz. Armee die besten Pferde. Die industrielle Production der Bevölkerung beschränkt sich meist auf Eisen- und Glaswaaren und Fayence. Außer der alten Hauptstadt Nancy (s. d.) hat Luneville (s. d.) geschichtliche Berühmtheit. Übrigens ist das Land mit Denkmälern des Mittelalters bedeckt. Seine selbständige Geschichte beginnt mit dem Karolinger Lothar II., dem Sohne Kaiser Lothar's I., der 855 in der Theilung mit seinen Brüdern, Karl und Ludwig (s. Karolinger), die Länder zwischen Schelde, Rhein, Maas und Saône, das sogenannte Lotharingische Reich (Lotharii regnum) erhielt. Nachdem dasselbe fortgesetzt der Zankapfel des Karolingischen Geschlechts gewesen und mehrmals zu Frankreich geschlagen worden, blieb es dem Hauptheile nach ein deutsches Lehen. Kaiser Otto I. gab das Herzogthum L. 953 seinem Bruder, dem Erzbischofe Bruno von Köln. Um aber die Macht dieses großen Besitzes für immer zu brechen, mußte derselbe 959 das Land in zwei Herzogthümer theilen, über welche er mit sehr beschränkten Rechten als Erzherzog die Oberaufsicht führte. Niederlothringen, das Land zwischen Rhein, Maas

und Schelde (Lotharingia Mosana oder Ripuaria), erhielt als Lehen ein Herzog Gottfried; Oberlothringen, das Land zwischen Rhein und Mosel bis an die Maas (Lotharingia Mosellana), bekam der Graf Friedrich von Bar als Herzogthum. Überdies löste man die großen Territorien Trier, Metz, Toul und Verdun ganz aus dem Feudalverbande, und dieselben gingen fortan nur von dem Kaiser zu Lehen. Niederlothringen oder Ostlothringen wurde im Laufe der Jahrhunderte an sehr verschiedene Häuser verliehen. Seit Heinrich II., gest. 1248, nannten sich die Herzoge von Niederlothringen nach dem Haupttheile ihres Landes Herzoge von Brabant (s. Brabant), und nach Philipp's I. Tode, der 1429 ohne Erben starb, fiel das Land an Burgund (s. d.).

Die Nachkommen Herzog Friedrich's von Oberlothringen starben 1046 aus, und der Kaiser verlieh hierauf das Land an den Grafen Albrecht von Elsaß, dem 1048 sein Bruder Gerhard folgte. Letzterer wird als der Stammvater der ganzen lothring. Dynastie betrachtet. Der letzte unmittelbare Sprößling seines gewaltigen und kriegerischen Geschlechts, Karl II., starb 1431 als Connetable von Frankreich und hinterließ eine Tochter Isabella, die mit Renatus von Anjou, dem Titulaturkönig von Neapel, vermählt war. Wiewol ein Neffe Karl's II., Anton Graf von Vaudemont, die weibliche Nachfolge streitig machte, verlieh doch der Kaiser Sigismund das Herzogthum an Isabella und Renatus von Anjou, und Anton wurde endlich zufrieden gestellt, indem sein Sohn Friedrich die Tochter Isabella's und Anjou's, Jolantha, heirathete. Dem Herzog von Anjou folgte 1453 sein Sohn Johann II., und diesem 1470 sein Sohn Nikolaus, mit welchem 1473 das Geschlecht Anjou erlosch. Oberlothringen kam nun an die eigentliche Dynastie, an Renatus II., den Sohn Friedrich's von Vaudemont und Jolantha's, zurück, der darum als der Stifter des neuern lothring. Geschlechts angesehen wird. Unter ihm wurde das Land von Karl dem Kühnen (s. d.) von Burgund schrecklich verheert und Nancy 1475 erobert. Renatus mußte nach Lyon entfliehen, verband sich aber von dort aus mit den Schweizern, eroberte sein Land wieder und schlug 1477 Karl den Kühnen vor Nancy, wo derselbe auch blieb. Während dem Renatus sein ältester Sohn, Anton, 1508 in Oberlothringen folgte, stiftete der jüngste, Claudius, in Frankreich eine ausgebreitete Nebenlinie, zu welcher die Herzoge von Guise (s. d.), von Aumale, Elboeuf und Harcourt gehörten, und die 1751 mit dem Prinzen Lambesc (s. d.) erlosch. Der Herzog Anton suchte die Ausbreitung der Reformation auf die drei Bisthümer einzuschränken und vernichtete bei Zabern das große Bauernheer, das vom Elsaß in's Land drang. Ihm folgte 1544 sein Sohn Franz I., der schon 1545 das Land seinem zweijährigen Sohne, Karl III., hinterließ. Während des Letzteren Minderjährigkeit riß Heinrich II. von Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich. Der Sohn Karl's III., Heinrich II., folgte dem Vater 1608. Derselbe vermählte seine Tochter Nicola mit seinem Neffen, der ihm 1624 in der Regierung als Karl IV. folgte. Unter diesem schwachen Fürsten wurde das Land von den Franzosen furchtbar heimgesucht: Weil Karl IV. den Herzog Gaston von Orleans (s. d.), den Bruder König Ludwig's XIII., unterstützte, eroberte der Cardinal Richelieu 1634 Oberlothringen, gab es zwar zurück, vertrieb aber 1642 den Herzog nochmals. Karl starb 1670 und Frankreich behielt und verwüstete das Land. Sein Sohn Karl V., berühmt als kaiserlicher General durch seine Thaten gegen die Türken, versuchte 1666 und 1667 sein Erbe von Ludwig XIV. ohne Erfolg wieder zu erlangen. Erst im Frieden zu Ryswijk 1697 erhielt Karl's V. ältester Sohn, Leopold Joseph Karl, das Land wieder zurück; doch mußte er die Festungswerke von Nancy und Bitsch schleifen und andere drückende Bedingungen eingehen. Ihn beerbte 1729 sein Sohn Franz Stephan IV., dessen Mutter, Charlotte von Orleans, die Bevölkerung als Vormünderin hart bedrückte. Im poln. Erbfolgekriege nahm Frankreich 1733 das Land nochmals in Beschlag und behielt es mit dem Herzogthume Bar, doch mit Ausnahme der Grafschaft Falkenstein, zufolge des wiener Friedens von 1735 einstweilen für den König Stanislaus (s. d.) von Polen, der seine Regierung 1737 antrat. Franz Stephan (s. d.) aber, der sich mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählte, erhielt von seinem Schwiegervater, Kaiser Karl VI., zur Entschädigung das Großherzogthum Toscana. Nach des Königs Stanislaus Tode, am 23. Febr. 1766, wurde Oberlothringen für immer dem franz. Reiche einverleibt; doch war den Großen Sitz und

Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten, welches Verhältniß erst der Friede zu Luneville im J. 1801 aufhob. Vgl. Etienne, „Résumé de l'histoire de Lorraine" (Par. 1825).

Lotichius (Petrus), zum Unterschied von seinem Oheim gleiches Namens auch Secundus genannt, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, der Sohn eines Landmannes, geb. zu Schlüchtern im Hanauischen am 2. Nov. 1528, studirte zu Marburg Medicin und dann in Wittenberg Philosophie, alte Sprachen, Beredtsamkeit und Poesie. Hierauf diente er unter den Truppen des Schmalkald. Bundes und machte dann als Führer einiger reichen Jünglinge Reisen durch Frankreich und Italien. In Padua promovirte er als Doctor der Medicin. Nachdem er 1557 zurückgekehrt, wurde er Professor der Medicin zu Heidelberg, wo er aber schon am 7. Nov. 1560 starb, wie man sagt, an einem Liebestranke, der ihm in Bologna credenzt worden war. Seine lat. Gedichte, namentlich die Elegien, in denen er an Leichtigkeit und Anmuth mit seinem Vorbilde Ovid wetteifert, geben ihm einen Platz unter den größten lat. Dichtern der neuern Zeit. Die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe derselben von 1551 ist sehr selten; später wurden sie von P. Burmann (2 Bde., Amst. 1754, 4.) und Kretschmar (Dresd. 1773) herausgegeben und von Kößlin ins Deutsche übersetzt (herausgeg. von Fr. Blume, Halle 1826). Vgl. Hage, „Vita Lotichii" (Lpz. 1603). — Nicht minder berühmt als lat. Dichter ist ein Brudersohn von ihm, Joh. Pet. L., geb. am 8. März 1598 zu Nauheim, der in mehren Städten Deutschlands theils als praktischer Arzt, theils als Lehrer der Medicin rühmlichst wirkte und zuletzt als kaiserlicher Rath und Historiograph 1669 zu Frankfurt am Main starb. Von ihm besitzen wir eine nicht unbedeutende Anzahl von Gedichten, die unter dem Titel „Vade mecum sive epigrammatum novorum centuriae duae" (Frankf. 1625) und „Poemata" (Marb. 1640) erschienen, außerdem eine „Bibliotheca poetarum" (4 Bde., Marb. 1625) und mehre historische und medicinische Schriften.

Lotophagen (griech.), d. h. Lotusesser, nannten die Alten eine im Norden von Afrika, wahrscheinlich an der Küste Libyens oder in der kleinen Syrte wohnende, friedliche und gastfreie Völkerschaft, die von den süßen und wohlriechenden Früchten des dort einheimischen Lotusbaumes, die sie genoß, den Namen erhielt und der homerischen Dichtung zufolge auch den Odysseus, der auf seinen Irrfahrten dorthin kam, aufnahm.

Lotos oder Lotus nannten die Griechen verschiedene Fruchtbäume, unter Anderm eine Strauchart (Lotus libycus), aus deren Früchten man Brot zu backen, und aus dessen Holze man Götterbilder zu schnitzen pflegte. Wahrscheinlich lebten von dieser Frucht Homer's Lotophagen (s. d.). Bei den Indern und Ägyptern aber bezieht sich der Name Lotos auf die schönen Wasserrosen (Nelumbium speciosum oder Nymphaea nelumbo), die bei beiden Völkern einen hohen Grad der Verehrung genossen. Diese Pflanze wächst am liebsten in stehenden Wassern; sie erhebt sich mit Sonnenaufgange aus dem Wasser, legt ihre großen kreisförmigen Blätter auseinander, und verbreitet einen lieblichen Zimmetgeruch. Der rosenrothe Lotos ist die schönste und heiligste Species; außerdem findet man noch weiße, gelbe, blaue und andre Abarten. Bei den Indern ruht der Weltenschöpfer auf einem Lotos, und die Blume ist ihnen ein Sinnbild der Erde, insofern die Pistille auf den Berg Meru, die Staubfäden auf die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelches auf die Cardinalpunkte deuten, und die übrigen Blätter gleichsam die Erdtheile darstellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind. Auch bei den Ägyptern diente der Lotos als Sinnbild des Universums, und Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor. Die Pflanze war der Isis (s. d.) geweiht, insofern die Samenkörner, in der Größe von Haselnüssen, für besonders nahrhaft gehalten wurden.

Lotterie. Die Zahlenlotterie oder das Lotto (lotto di Genova) verdankt den Genuesern die Entstehung. Bei der Rathswahl in Genua wurden nämlich die Namen der Candidaten in einen Topf, später in ein Glücksrad geworfen und durch Herausziehen die Wahlen entschieden. Bald fing man an Wetten auf Diejenigen zu machen, welche gezogen werden würden, und so entstand, indem man statt der Namen wählbarer Nobili bloße Zahlen nahm, gegen 1620, namentlich auf Betrieb des Rathsherrn Benedetto Gentile, das Lotto, das, mehr und mehr vervollkommnet, im 17. Jahrh. von Italien aus über die Nieder-

lande nach Deutschland sich verpflanzte und überall von der Menge mit einer wahren Wuth gespielt wurde. Weise Regierungen sahen daher, ganz abgesehen von dem offenbaren Vortheile der Lottobänke, bald die Verderblichkeit des Lottos ein, hoben es auf oder verpönten wenigstens den Einsatz. Wie schon früher in Würtemberg und andern deutschen Staaten, so wurde das Lotto 1820 auch in der preuß. Monarchie verboten. Ebenso wurde es 1828 in Frankreich in acht Departements, wo es noch nicht eingeführt war, verboten, in 22 andern, wo man es bereits spielte, aufgehoben, und in den übrigen Departements der geringste Einsatz von 20 Centimen auf zwei Francs erhöht. Leider wird es noch immer in einigen deutschen Staaten gespielt.

Älter als das Lotto ist die eigentliche Lotterie, auch Classenlotterie genannt, wenn sie in Classen abgetheilt ist. Wahrscheinlich entstand sie aus den Waarenverlosungen, die von ital. Kaufleuten schon im Mittelalter vorgenommen wurden und wovon sich auch in Deutschland Spuren finden. Schon 1521 soll der Rath zu Osnabrück eine Waarenlotterie errichtet haben; auch wurden in Frankreich unter Franz I. dergleichen Waarenlotterien gegen bestimmte Abgaben, unter obrigkeitlicher Aufsicht, den Kaufleuten erlaubt. Zu Florenz wurde 1530 eine Geldlotterie errichtet und in Venedig kommt 1571 ein öffentlicher Beamter als Aufseher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien unter dem Namen Blanque (vom ital. bianca, weil die meisten Loose Nieten, leeres, weißes Papier waren) nach Frankreich. In den J. 1582 und 1588 errichtete Louis de Gonzaga eine solche Blanque in Paris zur Ausstattung armer Mädchen und 1660 Tonti eine blanque royale. (S. Tontine.) Seit dieser Zeit gab es in Frankreich nur lotteries royales, deren Ertrag gewöhnlich zu öffentlichen Bauten verwendet wurde. In England kommt die erste Lotterie 1567 vor; 1612 wurde eine Lotterie zum Besten der engl. Colonien und 1680 eine solche dem Unternehmer einer Wasserleitung gestattet. Unter dem Canning'schen Ministerium dagegen wurden die Lotterien für immer abgeschafft und als nachtheilig für die Wohlfahrt der Nation aus der Staatseinnahme gestrichen. In Amsterdam wurde schon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurms gezogen. In Hamburg wurde 1653 eine Lotterie nach holländ. Weise und in Nürnberg 1699 die erste Classenlotterie errichtet. Die meisten deutschen Lotterien sind gegenwärtig Geldlotterien und werden classenweise gezogen, um durch allmälige Zahlungen den Einsatz zu erleichtern; die große hamburger aber ist bei Einer Ziehung stehen geblieben. Neben den Geld- und Waarenlotterien sind in neuerer Zeit, namentlich in der östr. Monarchie, in Baiern und im Mecklenburgischen, auch Güterlotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrschaften werden unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Bürgschaft bedeutender Handelshäuser, welche die Debitirung übernehmen, ausgespielt, um den verschuldeten Besitzern derselben zum Arrangement zu helfen. Sicherlich tragen auch die Lotterien zur Förderung des Staatswohls nicht bei, allein da dem Menschen die Neigung, sein Glück zu versuchen, angeboren ist, so kann nicht geleugnet werden, daß es immer noch das Beste ist, wenn der Staat die Befriedigung derselben durch eine einfache Geldlotterie übernimmt, den Spielern die Einlage nach Abzug von höchstens zehn Procent wiedergibt und durch strenge Beaufsichtigung der Collecteurs alle damit verbundenen Nachtheile möglichst entfernt. Wie aber das Lotto im höchsten Grade verdammlich erscheint, so sind auch alle Güterlotterien nur von nachtheiligem Einflusse, weil die Güter zu willkürlich abgeschätzt und in Folge davon die Spieler zu sehr übervortheilt werden. Auch hat man die Lotterien mit den Staatsanleihen verbunden. So wurden in Östreich, Dänemark, Baden und andern Staaten, sowie von der Seehandlung in Berlin Prämienanleihen gemacht. Die neuesten Beispiele dieser Art sind die kurhess. und die bad. Anleihen, welche für den Gläubiger so nachtheilig eingerichtet sind, daß sie nur wenig mehr als $2\frac{1}{2}$ Procent jährlichen Zins gewähren.

Lotz (Joh. Friedr. Eusebius), geb. am 13. Jan. 1771 zu Sonnenfeld, gest. am 13. Nov. 1838, studirte seit 1787 die Rechte in Jena und trat 1790, da der Tod seines Vaters seine Absicht, die akademische Laufbahn zu betreten, vereitelte, als Hofadvocat in Sonnenfeld und später in Hildburghausen in die Praxis und 1795 in den Staatsdienst, wo er zum Kanzleirath und Geh. Regierungs- und Lehnssecretair aufrückte, aber, weil er seine Beförderung zum wirklichen Mitgliede der Regierung nicht

annehmen wollte, bei dem Minister in Ungnade fiel und 1806 als Justizamtmann nach Heldburg versetzt wurde. Dies bestimmte ihn, 1810 den Ruf, in sachsen-koburg. Dienste als Wirklicher Regierungsrath zu treten, anzunehmen, wo er dann rasch zum Geh. Conferenzrath und Mitglied des Ministeriums aufstieg und bei den wichtigsten Staatsverhandlungen, z. B. der Theilung der gothaischen Lande, dem Zollverein, der Beruhigung von St.-Wendel, gebraucht, auch 1815 Spruchmann des Deutschen Bundesschiedsgerichts wurde. Er war ein biederer Mann von gesegneter praktischer Wirksamkeit. Berühmt aber machte ihn sein literarisches Streben, das ihn unter die ersten nationalökonomischen Schriftsteller erhebt, ihm auch 1819 einen Ruf an die Universität zu Bonn verschaffte, den er ablehnte. Er begann es 1797 mit einem „Gutachten über den Entwurf einer Proceßordnung für Kursachsen", dem „Juristische und staatswissenschaftliche Nachrichten" (Hildburgh. 1799), die Schrift „Über den Begriff der Policei und den Umfang der Staatspoliceigewalt" (Hildburgh. 1806), „Ideen über öffentliche Arbeitshäuser" (Hildburgh. 1811), die „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre" (4 Bde., Kob. 1811 fg.), „Civilistische Abhandlungen" (Kob. 1820) u. s. w. folgten. Sein Hauptwerk ist aber sein „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (3 Bde., Erlang. 1820—22; 2. Aufl., 1837—38). Er ist Anhänger Adam Smith's, hat aber die Grundbegriffe mit ausgezeichnetem Scharfsinn entwickelt und geschieden und das System in wichtigen Punkten berichtigt und fortgebildet. Ausgezeichnet in der reinen Nationalökonomie, nimmt er bei der Anwendung ihrer Lehren auf Güterpolicei und Finanz weniger Rücksicht auf das Gegebene und die Besonderheiten der Wirklichkeit, als man von dem praktischen Geschäftsmanne erwarten sollte. In seinen Schriften über Policei und Juristisches zeigt er sich mild, gemäßigt, als erfahrenen Menschenkenner. Seine politische Ansicht war die des gemäßigten Conservativen.

Loudon oder Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), einer der berühmtesten östr. Generale, geb. am 10. Oct. 1716 zu Trotzen in Liefland, war der Sprößling einer aus der Grafschaft Ayre in Schottland stammenden alten, aber armen Familie, von der ein Zweig im 14. Jahrh. nach Liefland ausgewandert. Er trat 1731 als Cadet in russ. Dienste, wohnte der Belagerung von Danzig bei, zog mit dem Hülfsheere der Kaiserin Anna an den Rhein und wurde in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren Lieutenant. Nach dem Frieden im J. 1739 verabschiedet, beabsichtigte er, in östr. Dienste zu treten, wurde aber auf seinem Wege über Berlin von einigen gleich ihm verabschiedeten Kameraden beredet, Friedrich II. seine Dienste anzubieten. Doch dem Könige, den er erst nach langem Warten zu sehen bekam, missfiel sein Gesicht und sein röthliches Haar und mit der Äußerung „La physiognomie de cet homme ne me revient pas" wies er ihn zurück. L. ging nun nach Wien, wo er im Dec. 1742 Hauptmann in dem Pandurencorps des Parteigängers Trenck (s. d.) wurde. Mit diesem machte er den Feldzug in Baiern und am Rhein mit. Bei Zabern wurde er, das einzige Mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung focht er in dem zweiten schles. Kriege in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr gegen Friedrich II., wurde aber hierauf durch die Chikanen Trenck's, der ihn in seinen Proceß zu verwickeln suchte, veranlaßt, um seinen Abschied anzuhalten. In Wien, wohin er ging, bewies er durch Vorlegung der von Trenck in Elsaß und Baiern erhaltenen Ordres, daß dieser ihn verleumdet und die Greuel in jenen Ländern, die er ihm aufbürden wollte, selbst begangen hatte. Ein Zweikampf zwischen ihm und Trenck wurde durch des Letztern Verhaftung abgewendet. Außer Dienst und ohne Vermögen mußte er in Wien sehr kümmerlich leben, bis seine Freunde ihm eine Majorsstelle in einem an der türk.-ungar. Grenze stationirten Regimente verschafften. L. vermählte sich daselbst mit der Tochter eines kroat. Offiziers, Klara von Hagen, trat von der evangelischen zur katholischen Confession über und widmete sich von jetzt an mit großem Eifer dem Studium der Mathematik und militairischen Geographie. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, strich ihn der commandirende General in Kroatien, Petazzi, ein Mann von gemeiner Gesinnung, der, selbst talentlos, das Talent haßte, eigenmächtig aus der Liste derjenigen Offiziere, die man von Wien aus zum Feldzuge beordert hatte. L., hierüber empört, ging ohne Erlaubniß nach Wien, sich zu beschweren, fand aber hier durch Petazzi's Berichte Al-

les gegen sich eingenommen und sollte mit einem Verweise abgefertigt werden, als sein alter Freund Hochstetten, welcher jetzt bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt war, bei dem Fürsten Kaunitz sich dringend für ihn verwendete. In Folge dessen würde er als Oberstlieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen, welche die Bewegungen der Reichsarmee unterstützen sollten, angestellt, noch ehe er aber zu dieser Bestimmung abging, zu der nach der Schlacht bei Lowositz gegen Friedrich geführten Hauptarmee versetzt. Bald zeichnete sich L. hier als kühner Führer aus. Bei Tetschen, Hirschfeld, in der prager Schlacht und besonders bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Kollin erwarb er sich durch seinen Muth und seine Einsicht ebenso die Anerkennung seiner Obern wie das Vertrauen seiner Soldaten und bewies namentlich eine außerordentliche Geschicklichkeit in Führung des kleinen Kriegs. Hierauf unter den Prinzen von Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, gestellt, mußte er den Überfall in Gotha durch Seidlitz und die Niederlage bei Roßbach mit ansehen, ohne helfen zu können. Das Patent seiner Ernennung zum General, welches um diese Zeit vom wiener Hofe an ihn abgegangen war, wurde zwar von den Preußen aufgefangen, aber mit einem glückwünschenden Schreiben Friedrich's II. ihm sogleich zugestellt. Schon ein Jahr darauf erhielt er in Folge der Befreiung von Olmütz, an der er wesentlichen Antheil hatte, 1758 den Theresienorden und wurde zum Feldmarschalllieutenant befördert. Hierauf kämpfte er gegen Fouqué in den Engpässen von Braunau, streifte bis ins Brandenburgische und half den Sieg bei Hochkirch herbeiführen, den die Kaiserin mit seiner Erhebung in den Freiherrnstand belohnte; auch entschied er allein 1759 durch sein Eingreifen im rechtzeitigen Momente den Sieg bei Kunersdorf (s. d.) und erhielt von jetzt an, zum Feldzeugmeister ernannt, ein eigenes Corps von 30000 M. Mit diesem gewann er gegen den tapfern Fouqué am 29. Juni 1760 die Schlacht bei Landshut in Schlesien; auch erstürmte er Glaz und berennte Breslau, ohne jedoch diese von Tauentzien tapfer vertheidigte Festung einnehmen zu können. Nach der Schlacht bei Liegnitz deckte er den Rückzug der Daun'schen Armee so meisterhaft, daß Friedrich II. sagte: „von ihm müsse man retiriren lernen, er räume das Feld wie ein Sieger". Im Feldzuge von 1761 fand er wenig Gelegenheit, seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Dagegen führte er sehr geschickt die schwierigen Unterhandlungen mit dem zu keinem Entschlusse zu bringenden russ. Feldherrn Butturlin. Den Schluß dieses Feldzugs krönte er mit einer ebenso kühnen als in der Kriegsgeschichte merkwürdigen That, indem er am 1. Oct. ohne vorgängige Einschließung das feste, wohlverproviantirte und stark besetzte Schweidnitz durch einen Handstreich nahm, ein Wagniß, für welches ihn der Hofkriegsrath in Wien Lust hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Nach dem hubertusburger Frieden von der Kaiserin mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Karlsbad, wo er mit Gellert innige Freundschaft schloß; auch begleitete er Joseph II. auf seiner Reise durch die neuerworbenen Provinzen Galizien und Lodomerien. Beim Ausbruch des bair. Erbfolgekriegs erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über eine eigene Armee. So wenig Gelegenheit er auch hier fand, sein Feldherrntalent zu zeigen, so war er es doch vorzüglich, der die Preußen abhielt, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Nach dem Frieden zu Teschen gab er sich wieder der Beschäftigung mit den Wissenschaften hin, bis Joseph II., in seinem Feldzuge gegen die Türken unglücklich, sich entschließen mußte, den alten erfahrenen Krieger zu Hülfe zu rufen. Von diesem Augenblicke an wendete sich das Kriegsglück zu Östreichs Fahnen. Dubicza wurde genommen, ein türk. Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Für die Eroberung Belgrads schenkte der Kaiser ihm den ganz aus Brillanten bestehenden und im kaiserlichen Familienschatze aufbewahrten Stern des Theresienordens, den eigentlich nur der Monarch selbst als Großmeister tragen durfte und den Kaiser Leopold II. nach L.'s Tode von dessen Witwe für 50000 Fl. einlöste; auch wurde ihm, was seit Eugen in Östreich Keinem verliehen worden war, die unumschränkte Gewalt und der Titel Generalissimus ertheilt. Dieser Feldzug schloß L.'s kriegerische Laufbahn; denn als unmittelbar darauf gegen Preußen ein östr. Heer in Mähren aufgestellt wurde, das mit Freuden seinen alten Führer an seiner Spitze sah, überraschte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitzschein in Mähren am 14. Juli 1790. Sein Grab zu Hadersdorf unweit Wien, einer ihm von der

Kaiserin geschenkten Besitzung, schmücken Werkstücke einer bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Grabstätte. Außer seinem hervorragenden Feldherrntalent zierten L. als besondere Tugenden rastlose Thätigkeit, unversiegbare Liebe zu den Wissenschaften, Mäßigkeit und Bescheidenheit, und charakteristisch an ihm war es, daß die Raschheit und Kühnheit seiner Entwürfe mit den Jahren eher zu steigen als zu sinken schien.

Louisd'or, eine seit Ludwig (Louis) XIII. in Frankreich übliche Goldmünze, welche ihren Ursprung dem auch in Frankreich verbreiteten Unwesen, das Gold zu verfälschen, zu beschneiden u. s. w., verdankt. Die coursirenden Goldmünzen wurden damals eingewechselt und dagegen eine geränderte Goldmünze mit des Königs Brustbild ausgegeben. Ursprünglich trug der Revers ein aus vier oder acht Lilien zusammengesetztes Kreuz; unter Ludwig XV. aber meist ovale Schilde und seit Ludwig XVI. eckige Schilde. Die Münzen der beiden letzten Könige nennt man daher auch Schildlouisd'or. Die Louisd'ore Ludwig's XVI., welche im Revers die Schilde mit den Lilien und den Ketten von Navarra führen, nennt man gewöhnlich Louisneufs. Von allen diesen Sorten gibt es auch doppelte Stücke, double Louis oder doublon. Die vier- und zehnfachen Louisd'ore dagegen sind als Medaillen zu betrachten (quadruples Louis oder pièces de dix Louis). Auch führen einzelne Louisd'ore Ludwig's XV. noch besondere Namen; dahin gehören die Noailles, welche während der Minderjährigkeit des Königs vom Herzog von Noaille, dem Finanzdirector, ausgeprägt wurden; ferner der Mirleton oder Mirliton, so genannt von der Farbe, welche der einer Pfirsichart ganz gleich gehalten wurde, und endlich der Chevalier, der von dem Kreuze des durch Ludwig XIV. 1693 gestifteten Ludwigordens den Namen hat.

Loulé (Marquis von), der Günstling Johann's VI. von Portugal, geb. zu Lissabon 1785, der älteste Sohn des Grafen Val de Reis, war von Jugend auf mit seinem nachherigen Gönner durch die engste Freundschaft verbunden. Im J. 1807 zum Marquis von L. erhoben, warb er, als ein eifriger Anhänger Napoleon's, ein Corps von 8000 M., das er dem Kaiser zuführte, der es zur Lusitanischen Legion erhob. Mit Auszeichnung focht er namentlich in den Schlachten bei Wagram und bei Smolensk. Während der Hundert Tage war er bei dem Könige Ludwig XVIII. in Gent. Später ging er nach Brasilien, wo ihn Johann VI. zu seinem Großstallmeister machte. Mit ihm kehrte er 1821 nach Portugal zurück, wo er in des Königs Gunst immer höher stieg, wegen seiner constitutionellen Gesinnungen aber den Haß der Absolutistenpartei, namentlich Dom Miguel's, in hohem Grade auf sich lenkte. Da er sich dem Projecte, den König unter die Controle des Familienraths zu stellen, auf das heftigste widersetzte, wurde er am 1. März 1824 in seiner Wohnung ermordet. — Sein Sohn, der Herzog von L., geb. 1801, vermählte sich, nachdem er 1826 die herzogliche Würde erlangt hatte, im folgenden Jahre mit der Infantin Anna da Jesus Maria von Portugal.

Loupe, auch einfaches Mikroskop, nennt man ein linsenförmig geschliffenes Glas, welches zum Vergrößern dient. Die gewöhnlichen Loupen sind gleichseitige biconvexe Linsen, wo der Halbmesser der Krümmung auf beiden Seiten derselbe ist. Sind die Halbmesser der Krümmung verschieden, so muß die convexere Seite dem Objecte zugewendet werden. Oft sind zwei oder mehre Loupen von verschiedener Brennweite und Vergrößerung in einer einzigen Fassung enthalten, um nach Bedürfniß bald die eine, bald die andere brauchen zu können. Die stärkste, mit einer Loupe erreichbare Vergrößerung ist ungefähr 240-fach; noch stärkere geben Glaskügelchen oder Linsen aus Edelsteinen.

Loutherbourg (Phil. Jak.), ein vorzüglicher Landschafts-, Schlachten- und Seemaler, geb. 1730 zu Strasburg, war ein Schüler seines Vaters und Casanova's. Seine Hauptbilder sind der Sturm auf Valenciennes im Juli 1793, bei welchem er, indem er die brit. Armee begleitete, selbst gegenwärtig war, Howe's Sieg im Juni 1794 und die Schlacht am Nil. Er wurde Mitglied der Akademie der Künste und Hofmaler des Königs von Frankreich, lebte aber später bis zu seinem Tode, im J. 1812, in London, wo auch ein Theil seiner Gemälde in Kupferstichen erschien. Seine geätzten Arbeiten, sechs Blatt Bauern, sechs Blatt Soldaten, vier Blatt Tageszeiten, Landschaften u. s. w., sind sehr geschätzt.

Louvel (Pierre Louis), der Mörder des Herzogs von Berri (s. d.), geb. zu Versailles am 7. Oct. 1783, war der Sohn eines Krämers. Er lernte das Sattlerhandwerk,

trat aber später unter Napoleon in die Cavalerie. Von Jugend auf zeigte er eine finstere Gemüthsart; er war fleißig, einsam und sparsam, konnte aber keinen Widerspruch erdulden und wechselte oft seinen Meister und den Aufenthaltsort. Schon 1814, als die Verbündeten Frankreich überzogen, stieg ihm der Gedanke auf, zur Errettung seines Vaterlandes die Bourbons aus der Welt zu schaffen. Er reiste nach Elba, um den Kaiser zu sprechen, kehrte aber unverrichteter Sache zurück und trat nach Napoleon's Rückkehr als Sattlergesell in die Hofställe, welche Stellung er auch unter den Bourbons behielt. Die politischen Vorgänge der Restauration steigerten seinen Haß gegen die Dynastie, und er entschloß sich endlich, die Ausrottung des Geschlechts mit dem Herzog von Berri zu beginnen, weil auf diesem die Nachkommenschaft beruhte. Als der Prinz am 13. Febr. 1820 gegen 11 Uhr Abends seine Gemahlin aus der Oper nach dem Wagen führte, drängte sich L. heran, faßte denselben bei der linken Schulter und stieß ihm ein Messer in die rechte Seite. Der Mörder wurde auf den Schrei des Prinzen ergriffen und in der Wache des Opernhauses sogleich vom Minister Decazes verhört, wobei er erklärte, daß er die That nicht aus persönlichem Haß, sondern zur Vertilgung der ärgsten Feinde Frankreichs unternommen habe. Dasselbe behauptete er auch während des Processes, der drei Monate hindurch vor der Pairskammer verhandelt wurde. Ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen konnte man keine Mitschuldigen entdecken. Der Vertheidiger L.'s schützte Wahnsinn vor und berief sich auf die letzte Bitte des Prinzen, den Mörder zu begnadigen. L. selbst verlas eine trotzige Vertheidigung. Dessenungeachtet verurtheilte ihn der Gerichtshof zur Todesstrafe, die am 7. Juni 1820 vollzogen wurde. Vgl. „Histoire du procès de L. assassin" (2 Bde., Par. 1820).

Louvet de Couvray (Jean Bapt.), franz. Schriftsteller und Conventsmitglied, wurde am 11. Juni 1760 zu Paris im niedrigen Stande geboren. Er eignete sich eine sehr lückenhafte Schulbildung an, besaß aber um so mehr Geist und Phantasie und übernahm bei dem Akademiker Dietrich im Alter von 17 Jahren eine Secretairstelle. Später trat er als Commis bei einem Buchhändler ein. In dieser Stellung schrieb und veröffentlichte er von 1787—89 seinen vielgelesenen, schlüpfrigen Roman „Les aventures du chevalier Faublas" (13 Bde., Par. 1791; 4 Bde., mit dem Leben des Verfassers von Chasles, Par. 1822), durch den er große Aufmerksamkeit erregte. Im Beginn der Revolution, der er sich zuwendete, vertheidigte er die Vorfälle am 5. und 6. Oct. 1789 und wurde dafür in den Jakobinerclub aufgenommen. Um seinen Eifer zu beweisen, ließ er 1790 einen zweiten Roman „Emilie de Varmont ou le divorce nécessaire" erscheinen, in welchem er die Priesterehe und die Ehescheidung vertheidigte. In der Gesetzgebenden Versammlung verband er sich aufs engste mit den Girondisten, die ihn zu ihren Zwecken benutzten. Er erschien am 26. Dec. 1791 vor den Schranken der Versammlung und foderte die Anklage gegen die Brüder des Königs und die Häupter der Emigranten. Als Roland Minister wurde, gewann er L. als bezahlten Publicisten. Der bisherige Romanschriftsteller gab nun eine Zeitschrift „La Sentinelle" heraus, in welcher er täglich die Verschwörungen des Hofs besprach und das Volk zum Umsturze des Throns entflammte. Durch Roland's Verwendung in den Convent gewählt, wendete er sich jedoch sogleich von der fanatischen Partei, foderte die Bestrafung der Septembermörder und hatte am 29. Oct. 1792 den Muth, Robespierre des Strebens nach der Dictatur förmlich anzuklagen. Im Processe des Königs stimmte er, um denselben zu retten, für den Tod mit Aufschub. Nachdem er seit Apr. 1793 fortwährend die Bestrafung der Anarchisten und strenge Maßregeln gegen die Umtriebe des Gemeinderaths verlangt hatte, entfloh er nach der Niederlage der Girondisten aus Paris und war schon zu Caen in Sicherheit, als der Convent am 2. Juni die Verhaftung seiner Partei befahl. Geächtet irrte er mit Pétion, Valady und einigen Andern erst in der Bretagne, dann in Limousin herum und kehrte endlich in der Verzweiflung nach Paris zurück, wo er bis zur Revolution am 9. Thermidor verborgen blieb. Die höchst interessante Geschichte seiner Kreuzfahrt gab er unter dem Titel „Quelques notices pour l'histoire et le récit de mes périls" (Par. 1795 und öft.) heraus. Erst am 8. März 1795 nahm er seinen Sitz im Convent wieder ein, wo er die Reaction mit dem größten Eifer bekämpfte. Mit Einführung der Directorialregierung trat er in den Rath der Fünfhundert, und hier erhob er sich, seinen Grundsätzen getreu, gegen seine frühern politischen Freunde, die an der Spitze der

Gemäßigten standen. Nachdem er 1797 aus dem Rathe geschieden, legte er einen Buchladen an, dessen Geschäfte seine Frau führte. Zum Mitgliede des Instituts ernannt und in die Section für Grammatik verwiesen, konnte er den Mangel an classischer Bildung nicht verbergen und erlitt dafür die ärgsten Angriffe. Als er vollends die Beschränkung der Preßfreiheit foderte, wurde er mit Schimpf und Spott überschüttet. Er unterlag diesem Kampfe und starb am 25. Aug. 1797. Seine Frau, die ihn zärtlich liebte, versuchte sich durch Gift zu tödten, wurde aber gerettet. Übrigens war er einer der ausgezeichnetsten Redner der Revolutionsepoche.

Louvois (Franç. Michel Letellier, Marquis de), Kriegsminister Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde am 18. Jan. 1641 zu Paris geboren. Sein Vater, welcher Kanzler und Staatssecretair im Kriegsdepartement war, kaufte ihm 1654 das Recht der Nachfolge im Amte und weihte ihn zeitig in die Geschäfte ein. Nachdem er 1662 die reiche Marquise von Courtanvaux geheirathet, entschlug er sich aller Zerstreuungen und verschaffte sich durch rastlose Thätigkeit und Willenskraft eine tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung. Schon 1666 überließ ihm der Vater die ganze Last der Geschäfte, und L. erlangte bald um so mehr Macht und Einfluß, als Ludwig XIV. glaubte, er habe sich seinen Minister erzogen. Während Colbert, mit dem er in Feindschaft lebte, die Finanzquellen eröffnete, schuf L. ein großartiges Heer und hob das Genie- und Artilleriewesen unter der Beihülfe Vauban's (s. d.) auf eine außerordentliche Stufe. Zugleich wurde er aber auch aus Ehrgeiz und Sucht, sich unentbehrlich zu machen, der Dämon des Kriegs. Er verwickelte den König in kühne, weitgreifende Plane und entflammte dessen Leidenschaft nach Eroberung. Als der Friede zu Aachen im J. 1668 den Krieg mit Spanien geendet, regte er den König gegen die Niederländer auf. Der Krieg begann im Vertrauen auf ein wohlausgerüstetes Heer von 180000 M. Turenne und Condé hatten vorgeschlagen, einen vortheilhaften Frieden durch den schnellen Marsch auf Amsterdam zu erzwingen; allein L. wußte dies zu hintertreiben. Nachdem bereits im Mai 1672 die Hälfte der Niederlande dem König in die Hände gefallen war, hielt ihn L. zurück, und die Holländer erzwangen nun den Rückzug der Franzosen durch die Öffnung der Schleusen. Ebenso benahm sich L. im Feldzuge von 1674, dem er beiwohnte; Turenne griff gegen die Befehle des Ministers an, befolgte aber leider die Anweisung desselben, die Pfalz mit Raub und Brand zu verheeren. Nach dem Frieden von Nimwegen, den er verhandelte, war L. nächst dem Könige der mächtigste Mann in Frankreich. Er sorgte nun mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heers, bewog den König zu den berüchtigten Reunionen und überfiel und nahm am 30. Sept. 1681 Strasburg. Zum Unglück starb Colbert 1683, worauf L. sich auch in die Finanzen mischte und ein System der Erpressung und des Borgens begründete, das Frankreich allmälig an den Abgrund brachte. Da er den König von der Verbindung mit der Maintenon (s. d.) abgerathen und wenigstens erzwungen hatte, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde, so mußte er bei dem steigenden Einflusse derselben Alles aufbieten, um sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Er bewog zunächst den König, die müßigen Truppen zur Bekehrung der Protestanten zu verwenden, und wurde hiermit der Urheber der Greuel, welche folgten. Als dennoch seine Stellung zu wanken begann, verwickelte er den König 1688 in den Krieg mit dem Deutschen Reiche. Die nächste Veranlassung dazu war, wie erzählt wird, ein Streit des Königs mit dem Minister über ein zu groß angelegtes Fenster im Lustschlosse zu Trianon, welches unter der Aufsicht L.'s, der nach Colbert's Tode auch Intendant der königlichen Bauten war, errichtet wurde. „Ich bin verloren", rief L. wüthend aus, „wenn ich dem Manne nicht Beschäftigung verschaffe; wenn ich ihn mir nicht durch einen Krieg vom Leibe halte". So begann der lange, muthwillige Krieg, der Frankreich entkräftete, in Europa verhaßt machte und erst 1697 mit dem Frieden von Ryswijk endete. Der Seeminister Seignelay schlug nach der Kriegserklärung Wilhelm's III. vor, England zur See anzugreifen. Aber L. widersetzte sich diesem Plane heftig, indem er so Einfluß und Gewalt verlieren mußte. Unter dem Vorwande, die Grenzen des Reichs sicher zu stellen, ließ er 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte und Orte wurden geplündert und verbrannt. Die Frau von Maintenon machte den König auf diese Greuel aufmerksam, der hierauf dem Minister untersagte,

Trier, wie bereits beschlossen war, zu verbrennen. Als L. jedoch die Maßregel wiederholt vorschlug und vorgab, daß er, um dem Könige Gewissensunruhe zu ersparen, den Befehl zur Einäscherung der Stadt schon habe abgehen lassen, griff der König nach der Feuerzange im Kamin und würde den Minister gemishandelt haben, hätte sich nicht die Maintenon dazwischen gelegt. Solche Auftritte wiederholten sich und untergruben die Gesundheit des ehrgeizigen Ministers, der seinen Fall über Alles fürchtete. Nach einem bei der Maintenon am 16. Juli 1691 gehaltenen Staatsrathe, in welchem das Benehmen des Königs besonders hart und drohend gewesen war, starb er plötzlich während eines Aderlasses. Einige behaupteten, der Ärger habe ihn getödtet, Andere, er sei durch einen Diener seines Hauses auf Anstiften des Herzogs von Savoyen vergiftet worden. Obschon Ludwig das größte Verwaltungsgenie verlor, schien er sich doch über die Entäußerung dieses Mannes zu freuen. — Ein Nachkomme des Ministers ist der reiche, durch seine industriellen Bestrebungen bekannte Aug. Michel Félicité Letellier de Souvré, Marquis de L., geb. am 3. Dec. 1783, verheirathet mit der Tochter des Fürsten Joseph von Monaco. Nachdem er Kammerherr am Hofe Napoleon's gewesen, erhielt er 1815 die franz. Pairswürde.

Louvre heißt der alte königliche Palast zu Paris, am nördlichen Ufer der Seine, ein prächtiges, vierseitiges Gebäude, mit einem Hofe in der Mitte. Der Ursprung des Namens sowie die Zeit der ersten Erbauung dieses Schlosses sind unbekannt. Man weiß nur, daß König Philipp August 1214 ein Fort und ein Staatsgefängniß daselbst anlegte, daß Karl V., 1366—80, das Gebäude verschönerte und seine Bibliothek, sowie seine Schatzkammer dahin brachte, und daß Franz I. 1528 denjenigen Theil des Schlosses errichtete, welcher jetzt das alte Louvre heißt. Heinrich IV. legte den Grund zu der prachtvollen Galerie, welche das Louvre an der Südseite mit den Tuilerien verbindet; Ludwig XIII. erbaute das Mittelgebäude und Ludwig XIV., nach den Angaben des dadurch berühmt gewordenen Arztes Perrault, die prächtige Façade gegen Osten nebst der Colonnade des Louvre, noch jetzt das vollendetste Werk der Baukunst in ganz Frankreich. Später wählte Ludwig XIV. das von ihm erbaute Schloß zu Versailles zu seinem Aufenthalt. Nachdem Napoleon das Schloß der Tuilerien bezogen hatte, fing er an, der erwähnten Galerie gegenüber eine zweite Galerie erbauen zu lassen, mittels welcher die beiden Paläste ein großes Ganze, mit einem länglich viereckigen Hofe in der Mitte, würden gebildet haben, die aber bei seiner Thronentsetzung erst auf eine Länge von 95 Klaftern vollendet war. Die Ehre des Louvre haben, hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königlichen Schlösser einfahren zu dürfen. Anfangs war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber 1607 ein Herzog unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, sondern 1609 auch dem Herzog von Sully die Erlaubniß, solches thun zu dürfen. Endlich erhielten während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. alle hohe Kronbeamte und Herzoge durch Maria von Medici dasselbe Vorrecht.

Löwe, die größte Art der Katzen, ist ein seit den ältesten Zeiten sehr bekanntes, gegenwärtig fast in allen Menagerien anzutreffendes Thier, welches einst viel weiter verbreitet, selbst in Griechenland vorkam, jetzt nur noch in Afrika von der Sahara bis zum Cap, und in einigen Gegenden Arabiens und Indiens einheimisch ist. Er wird bis 8 F. lang, 3 F. hoch, hat einen 4 F. langen Schwanz, eine ungefleckt gelbliche Färbung und das Männchen ist mit großer Mähne versehen. Gestalt, Betragen und Charakter sind anders als bei den übrigen Katzen, und in Berücksichtigung seiner unglaublichen Stärke sowol als seiner Unerschrockenheit und seiner ruhigen Verachtung gewöhnlicher Gefahren scheint der Löwe es wohl zu verdienen, daß man ihn zum König der Thiere erklärt hat. Wie häufig er ehedem gewesen sein muß, ergibt sich aus den Nachrichten classischer Schriftsteller über die Zahl der Löwen, welche bei großen Festen den Römern vorgeführt wurden. Als Pompejus sein Theater einweihte, zeigte er auf einmal 600 lebende Löwen, Cäsar 400 männliche mit Mähnen versehene. Versuche von Zähmung sind Mehren in auffallendem Grade gelungen, z. B. dem sogenannten Löwenbändiger Martin, dem Menageriebesitzer van Aken u. A. Die Häute der Löwen kommen häufig vom Cap, haben aber im Handel nur geringen Werth.

Löwen, franz. Louvain, in der belg. Provinz Südbrabant, an der Dyle, welche einen Theil der Stadt durchfließt, und an einem Kanal aus derselben in die Rupel, wo-

durch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht, hat gegen zwei Stunden im Umfange, ist aber ein sehr stiller Ort, indem zwei Drittheile ihres Umfangs landwirthschaftlichen Zwecken dienen. Größeres Leben herrscht nur an und bei dem Markte, wo sich auch die Hauptgebäude befinden. Dahin gehören das Rathhaus, eines der schönsten Gebäude im spätern goth. Stile, vollendet 1469, mit reicher Bildhauerarbeit, im Innern aber sehr modern; die Peterskirche, im schönen goth. Stile, 1358—1460 erbaut, mit in Holz geschnitztem Hauptportal und herrlichen Gemälden und andern Kunstsachen im Innern; das alte Zunfthaus der Brauer (Maison des brasseurs), im Renaissancestile; und in einer Seitenstraße am Markte die Hallen, die, 1317 von der Weberzunft erbaut, 1679 aber der Universität überlassen, noch gegenwärtig von dem Reichthum und Geschmack ihrer Gründer Zeugniß ablegen. Auch die übrigen Kirchen in L. sind im Besitz guter Bilder. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 24000. Die vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität mit einer beträchtlichen Bibliothek, der bedeutendsten des Landes, in einem reich mit Holzschnitzwerk gezierten Saale der Hallen, einem botanischen Garten und einem anatomischen Theater, galt im 16. Jahrh. für die erste in Europa, besonders in Beziehung auf die katholisch-theologische Facultät, und zählte 6000 Studenten. Nachdem sie unter Kaiser Joseph II. einige Zeit gehemmt gewesen und in Folge des franz. Revolutionskriegs eingegangen war, wurde sie später in ein Lyceum verwandelt, unter der holländ. Regierung aber 1817 wiederhergestellt. Sie zählte vor der Revolution von 1830 gegen 700 Studirende, sank aber dann sehr schnell in ihrer Frequenz herab. Das philosophische Collegium an derselben, welches der König Wilhelm I. für die Bildung katholischer Geistlichen errichtet hatte, mußte 1830 wieder aufgehoben werden, da die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge dieser Anstalt in ihre Seminarien aufzunehmen oder sie als Priester anzustellen. Gegenwärtig ist sie noch immer die besuchteste aller belg. Universitäten, indem sie 600 Studirende zählt. Sie ist eine freie Universität, da die Mittel zu ihrer Unterhaltung von der Geistlichkeit beschafft werden, wird aber im Gegensatze zu der freien Universität in Brüssel gewöhnlich die katholische genannt. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo L. als Hauptstadt des Herzogthums Brabant und als Residenz 150000 E. zählte, hatte es gegen 4000 Tuchmanufacturen. Eifersüchtig gegen den Adel erhoben sich 1382, wie in andern Städten Flanderns, die Tuchweber zu offenem Aufstande und warfen 17 adelige Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus, wo sie mit den Lanzenspitzen aufgefangen wurden. Durch den Herzog Wenzel überwältigt, wanderten viele der Arbeiter aus der nun hart bedrängten Stadt nach England aus, wohin sie ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit verpflanzten. Von dieser Zeit an begann der Verfall L.s, der noch fortdauert. Als besonders wichtig sind gegenwärtig noch hervorzuheben die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150000 Fässer Bier ausführen, einige Zuckersiedereien, Baumwollenspinnereien und Blondenfärbereien; auch wird noch beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwen (Joh. Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1729 zu Klausthal, studirte die Rechte, war eine Zeit lang Secretair in Schwerin, 1767 bei den vergeblichen Versuchen, die hamburger Bühne zu heben, betheiligt und starb am 23. Dec. 1771 als Registrator in Rostock. Unter seinen jetzt vergessenen Dichtungen stehen obenan seine „Romanzen", die als Vorläufer von Bürger's komischen Dichtungen zu betrachten sind; andere satirische Gedichte und Lustspiele von ihm haben wenigstens höhern Werth als die ernstern Inhalts. Anerkennenswerth ist sein Eifer für die Hebung der deutschen Bühne, den er auch durch theoretische Schriften bethätigte. Seine „Schriften" erschienen gesammelt in vier Bänden (Hamb. 1765—66).

Löwenbund oder Gesellschaft vom Leuen nannte sich der Ritterbund, welcher 1379 zu Wiesbaden zu dem Zwecke zusammentrat, den Fehden untereinander zu entsagen, den mit Andern möglichst zu steuern und, wo Solches nicht möglich, sich einander beizustehen. Er vereinigte sich nachmals mit den gleiche Zwecke verfolgenden Gesellschaften von St.-Wilhelm und St.-George, trat auch mit einigen schwäb. Städten in Verbindung und scheint sich dann gleichzeitig mit dem Städtebunde aufgelöst zu haben. — Löwenbund oder Gesellschaft von dem Leon hieß ferner der vom Kaiser Friedrich III. 1489 bestätigte Ritterverein gegen die Herzoge Albrecht IV. und Georg von Baiern, der sich später ebenfalls mit der Gesellschaft von St.-George und dem schwäb. Städtebunde vereinigte.

Löwendal (Ulrich Friedr. Woldemar, Graf von), der Urenkel König Friedrich's III. von Dänemark, geb. 1700 zu Hamburg, der Sohn des Freiherrn Woldemar von L., der 1704 als Oberhofmarschall und Cabinetsminister zu Dresden starb, begann 1713 als kaiserlicher Soldat in Polen seine kriegerische Laufbahn und wurde 1714 Capitain. Als Freiwilliger trat er später in dän. Dienste, 1716 aber wieder in kaiserliche Dienste, in denen er sich in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad auszeichnete. Dann nahm er in Sardinien und Sicilien an allen Schlachten des Kriegs von 1718—21 Antheil. Während des Friedens studirte er das Artillerie- und Geniewesen. Hierauf trat er in die Dienste des Königs August von Polen, der ihn zum Feldmarschall und Generalinspector der sächs. Infanterie ernannte. Der Tod dieses Monarchen im J. 1733 gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Krakaus auszuzeichnen; in den J. 1734 und 1735 befehligte er die sächs. Truppen am Rhein. Nachdem er sodann in die Dienste der Kaiserin von Rußland getreten, erwarb er sich durch sein Benehmen in der Krim und Ukraine solche Anerkennung, daß ihm ein Commando übertragen wurde. Indeß sehr bald zog ihn Ludwig XV. in seine Dienste. Er wurde 1743 Generallieutenant und zeichnete sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit aus. Im J. 1745 befehligte er das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenai, an deren glücklichem Ausgang er rühmlichen Antheil hatte. Dann eroberte er Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport. Im folgenden Jahre nahm er l'Ecluse, Sas de Gand und die übrigen Festungen im holländ. Flandern; zugleich traf er Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen. Die Festung Bergen op Zoom, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war und von einer zahlreichen Besatzung und von einem noch zahlreichern Heere, das vor ihren Thoren ein Lager aufgeschlagen hatte, vertheidigt wurde, eroberte er nach kaum eröffneten Laufgräben am 16. Sept. 1747 mit Sturm und empfing dafür am folgenden Tage den Marschallsstab. Er starb 1755. L. besaß im Geniewesen, in der Geographie und Taktik die gründlichsten Kenntnisse, sprach lateinisch, deutsch, englisch, italienisch, russisch und französisch mit gleicher Geläufigkeit und verband mit diesen Vorzügen eine seltene Bescheidenheit und Herzensgüte. Gleich Moritz, dem Marschall von Sachsen, seinem vertrautesten Freunde, wußte er das Studium der Kriegswissenschaften mit dem Genusse der rauschendsten Vergnügungen zu vereinigen.

Löwenhaupt (Adam Ludw.), schwed. General, geb. am 15. Apr. 1659 auf der Insel Seeland im Lager vor Kopenhagen, studirte in Lund und Upsala und später in Wittenberg und Rostock. Da er nach beendigten Studien eine passende Anstellung im Vaterlande nicht erhalten konnte, trat er in bair. Kriegsdienste, in denen er als Rittmeister gegen die Türken in Ungarn focht. Erst 1697 kehrte er nach Schweden zurück, wo ihn Karl XII. zum Chef eines neugeworbenen Regiments machte. In dem nord. Kriege focht er sehr glücklich gegen die Russen und stieg dadurch zum General der Infanterie auf. Doch im J. 1708, als er dem Könige ein Hülfscorps von 16000 M. zuführen wollte, erlitt er bei Slop am Dnjepr durch Peter den Großen eine Niederlage. Zwar schlug er sich zum Könige durch, allein nach der Schlacht bei Pultawa mußte er 1709 eine Capitulation abschließen, welche den Rest der schwed. Armee in russ. Gefangenschaft brachte. Er selbst blieb gegen zehn Jahre als Gefangener in Rußland, wurde von Ulrike Eleonore bei ihrer Thronbesteigung zum Reichsrath ernannt, starb aber, ohne sein Vaterland wieder betreten zu haben, am 12. Febr. 1719. — Karl Emil, Graf von L., geb. 1692, wurde wegen der Capitulation von Helsingfors, die er 1742 als General und Oberbefehlshaber über die Truppen in Finnland abschloß, vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und, nachdem ein Fluchtversuch mislungen, 1743 enthauptet.

Löwenstein, eine Grafschaft mit dem gleichnamigen Bergschloß im Oberamte Weinsberg des würtemberg. Neckarkreises, 2½ □M. mit 6500 E., hatte bis in die Mitte des 15. Jahrh. ihre eigenen Grafen. Der letzte Graf Ludwig verkaufte sie 1441 an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der sie hierauf an Ludwig, den natürlichen Sohn des Kurfürsten Friedrich's I. von der Pfalz, überließ, welcher den Titel eines Grafen von L. annahm und vom Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Sein Enkel Ludwig II.

nannte sich, nachdem er die Grafschaften Wertheim und Rochefort erworben, Graf von L.-Wertheim. Ludwig's II. Söhne, Christoph Ludw., gest. 1618, und Joh. Theod., stifteten die beiden noch blühenden Linien, jener L.-Virneburg oder die evangelische Linie, jetzt L.-Freudenberg, dieser L.-Rochefort oder die katholische Linie, jetzt L.-Rosenberg. Beide Linien hatten bis 1806 Sitz und Stimme im fränk., die ältere auch im hess. Grafencollegium. Auch steht ihnen das Oberst-Erbkämmereramt in Würtemberg zu, welches jedesmal der Senior der beiden Hauptlinien verwaltet. Die ältere Linie L.-Freudenberg, wie sie sich nach den im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 ihr als Entschädigung zugewiesenen Besitzungen nannte, besitzt gegenwärtig über 8 □M. mit 21800 E., hat 170000 Fl. jährliche Einkünfte und theilt sich seit 1721 durch die beiden Söhne Heinrich Friedrich's in die Vollrath'sche und Karl'sche Speciallinie, welche beide 1812 vom Könige von Baiern und 1813 vom Könige von Würtemberg in den Fürstenstand erhoben wurden. Standesherr der erstern ist der Fürst Georg, geb. am 15. Nov. 1775, der zu Wertheim residirt, Standesherr der letztern, die im Erlöschungsfalle steht, der Fürst Karl, geb. am 26. Apr. 1781. Die jüngere Linie L.-Rosenberg hieß sonst auch L.-Rochefort, wegen der ererbten Grafschaft dieses Namens in den Niederlanden. Der Graf Maxim. Karl erhielt 1711 die reichsfürstliche Würde, die im folgenden Jahre auch auf seinen Nachfolger ausgedehnt wurde, und 1713 Sitz und Stimme auf der schwäb. Reichsfürstenbank. Für seine verlorenen Besitzungen jenseit des Rhein wurde das Haus 1803 durch Besitzungen im Würzburgischen, Mainzischen und einige Abteien entschädigt. Auch hat es Theil an der Grafschaft L.-Wertheim u. s. w. Überhaupt betragen seine Besitzungen in Baiern, Würtemberg, Baden und im Großherzogthum Hessen, in welchen Staaten sie standesherrliche Rechte besitzen, und in Böhmen zusammen 21 □M. mit ungefähr 55000 E. und 400000 Fl. Einkünften. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Karl, geb. am 18. Juli 1783, der 1814 seinem Vater folgte. Der Erbprinz Konstantin, geb. am 28. Sept. 1802, gest. am 27. Dec. 1838, hat sich durch mehre Schriften zur Vertheidigung der standesherrlichen Rechte gegen die neuern Entwickelungen des deutschen Staatsrechts, sowie durch die Herausgabe von „Beiträgen zur Philosophie des Rechts" (Heidelb. 1836) bekannt gemacht, in denen vorzugsweise eine Abneigung gegen das repräsentative System der neuern Zeit hervortritt.

Lowositz, ein kleines Städtchen in Böhmen, im leitmeritzer Kreise, wurde durch die Schlacht am 1. Oct. 1756 geschichtlich, in welcher Friedrich der Große den Sieg über die Östreicher davon trug. Die Östreicher wollten nämlich die bei Struppen, unweit Pirna, eingeschlossenen Sachsen befreien. Sogleich rückte Friedrich der Große, nachdem er ihre Absicht erfahren, ihnen entgegen. Die Östreicher unter dem Feldmarschall Brown zählten 70000 M., die Preußen 24000 M. Bei L. trafen beide Armeen zusammen. Schon hatten die Preußen nach sechsstündigem unausgesetzten Kampfe alle ihre Munition verschossen und wurden unmuthig, als der Prinz von Bevern sie von neuem ermuthigte und mit ihnen zum Bayonnetangriff überging, durch den die Östreicher endlich zurückgedrängt und aus L., das man in Brand steckte, vertrieben wurden.

Lowth (Rob.), einer der geistvollsten und gelehrtesten Bischöfe der engl. Kirche, geb. 1711 zu Buriton, studirte seit 1730 in Oxford, wo er 1741 Professor der hebr. Sprache wurde. Seine 1753 erschienenen Vorlesungen „De sacra poesi Hebraeorum" (neue Ausg. von Rosenmüller, Lpz. 1815) gründeten seinen Ruhm. Im J. 1755 als Kaplan des Vicekönigs, Marquis von Harrington, nach Irland gesendet, wurde er Bischof von Limerick, vertauschte aber sehr bald diese Würde mit einer Pfründe in Durham und wurde dann 1766 Bischof von St.-Davids, bald nachher von Oxford und 1777 von London, wo er am 3. Nov. 1787 starb. Seine letzte Arbeit war eine Übersetzung des Jesaias mit kritischer Einleitung und Anmerkungen, die Koppe deutsch herausgab (Gött. 1779 fg.). Auch gab er eine treffliche engl. Sprachlehre heraus (Lond. 1762).

Lorodromische Linie, d. i. Linie des schiefen Laufs, nennt man eine auf einer Kugelfläche oder auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroids gezogene Curve von doppelter Krümmung, welche die Eigenschaft hat, daß sie alle aus einem Pole gezogene größte Kreise (Meridiane) unter demselben Winkel schneidet. Sie wird in der Schiffahrt gebraucht,

denn offenbar ist sie die Linie, welche ein Schiff durchlaufen würde, wenn es immer nach demselben Windstriche fortginge, ohne jedoch einem der vier Hauptstriche des Compasses zu folgen, in welchem Falle es entweder einen Meridian oder einen Parallelkreis durchlaufen würde. Ist der Winkel des Windstrichs gegen den Meridian ein spitzer oder stumpfer, so läuft die Linie in unzähligen Windungen um den Pol herum. Auf den Landkarten nach Mercator's Projection erscheint jede loxodromische Linie als gerade Linie.

Loyola (Ignaz von), eigentlich Inigo Lopez de Recalde, der Stifter des Ordens der Jesuiten, geb. 1491 auf dem Schlosse Loyola in der span. Provinz Guipuzcoa, das jüngste von elf Kindern, verlebte seine Jugend als Page an dem Hofe Ferdinand's des Katholischen, diente bis in sein 20. Jahr im Militair und war bei geringen Geistesgaben ritterlich, eitel und phantastisch. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen im J. 1521 an beiden Beinen schwer verwundet, ließ er, nachdem die Heilung schon vollendet, aus Eitelkeit den einen Fuß, welcher nicht gerade geworden war, noch einmal brechen. Während der zweiten Heilung wurde durch Lesen einer Lebensbeschreibung Christi und mehrer Heiligenlegenden aus dem Weltmann ein Heiliger. Sobald er hergestellt war, vertheilte er seine Güter unter die Armen und pilgerte in einem schlechten Gewande nach dem Montserrat, wo er dem wunderthätigen Marienbilde seine Waffen weihte, sich zum Ritter der heil. Jungfrau erklärte und endlich sich im Hospitale zu Manresa (einem benachbarten kleinen Orte) einquartirte. Theils hier, theils in einer nahen Felsenhöhle marterte er seinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tags bewußtlos fand. Zehn Monate später schiffte er sich in Barcelona nach Palästina ein. Doch sein Plan, hier sich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen, wurde von dem Wächter des heil. Grabes, dem Provinzial der Franciscaner, gemisbilligt; er kehrte daher 1524 über Venedig nach Barcelona zurück und begann nun die lat. Grammatik zu studiren. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst ging er auf die hohe Schule zu Complutum, wo er anfing, Andere zu geistlichen Übungen anzuleiten und dem Volke Religionsunterricht zu ertheilen. Die Inquisition aber ließ ihn seines seltsamen Benehmens wegen, als der Zauberei verdächtig, festnehmen und gab ihn erst 1528 wieder frei, worauf er nach Paris ging, um Theologie zu studiren. Hier wurde er mit mehren theils gleich ihm überspannten, theils ehrsüchtigen Landsleuten und Franzosen, wie Laynez, Bobadilla, Rodriguez, Pierre Lefèvre u. A., bekannt, die mit ihm 1534 den Plan entwarfen, einen Orden für den katholischen Glauben zu stiften. Da indeß einige derselben ihre Studien noch nicht beendet hatten, so begab sich L. bis zu diesem Zeitpunkte wieder nach Spanien. Im J. 1537 trafen sie aufs neue in Venedig zusammen und gingen von hier nach Rom, wo sie vom Papste Paul III. am 27. Sept. 1540 die vorläufige und 1543 die unbedingte Bestätigung des Ordens erhielten, und nun das vierfache Gelübde in die Hände des Nuntius Veralli zu Venedig ablegten. (S. Jesuiten.) L. wurde 1541 zum ersten Ordensgeneral ernannt, obgleich eigentlich Laynez, sein Nachfolger im Amte, schon damals als die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen zu betrachten war. Auch als General verrichtete er in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obwol der ital. Sprache nicht einmal mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her und sammelte Almosen zur Versorgung der Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen sein ließ. Er starb am 31. Juli 1556, wurde 1599 von Paul V. selig, 1622 von Gregor XV. heilig gesprochen und sein Fest in der katholischen Kirche auf den 31. Juli gesetzt. Man hat von ihm zwei Werke in span. Sprache, die „Ordensconstitution" und „Geistliche Übungen" (Rom 1548). Sein Leben beschrieben Ribadeneira, Maffei und Bouhours (neue Aufl., Par. 1829). Vgl. Wunster, „L. und Ganganelli" (Neust. an der Orla 1828).

Lozère, ein Departement im südlichen Frankreich, welches das vormalige Ländchen Gevaudan, Theile von Velay und die Diöcese von Uzès begreift, hat seinen Namen von dem Lozèregebirge, einem Zweige der Sevennen, der dasselbe durchstreicht. Es wird von einer Menge kleiner Flüsse durchschnitten, ist ein fast durchgängig rauhes, wenig fruchtbares Gebirgsland von 97 □M. mit etwa 142000 E., die mit Wollenfabrikation, Vieh- und Mauleselzucht, Benutzung der Wälder, etwas Acker- und Bergbau sich beschäftigen. Die

Hauptstadt Mende mit 6000 E. ist durch ihren Handel mit Sergen und dem wollenen Zeuge, welches Kadis genannt wird, und unter dem Namen Serge de Mende ins Innere von Frankreich, nach Spanien und Deutschland versendet wird, berühmt; auch liegt in diesem Departement das stark besuchte, schwefelhaltige Warmbad Bagnol les Bains.

Lübben, im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, vormals Hauptort der Niederlausitz, auf einer Insel der Spree und Berste gelegen, hat gegen 4000 E., ein Schloß, ein schönes Landschaftshaus, eine höhere Bürgerschule, ein Hebammeninstitut, Gartenbau und bei starker Tuch-, Leinwand- und Tabacksfabrikation stark besuchte Jahrmärkte.

Lübeck, ein zum Großherzogthum Oldenburg gehöriges Fürstenthum, längs der Trave und um den Eutinersee, in der holstein. Landschaft Wagrien, wurde als Bisthum von Kaiser Otto I. in Holstein gegründet, 1162 aber die Residenz des Bischofs nach Eutin verlegt. Im J. 1530 traten Bischof und Stift der Reformation bei und es blieb Ersterer Reichsfürst. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthum manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten sechs aufeinanderfolgenden Bischöfe aus dem holstein. Hause erwählt werden sollten. Hierüber entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, das jedoch 1667 im Frieden zu Glückstadt jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. Ein neuer Streit erhob sich in Folge einer Bischofswahl im J. 1701, bei der zwölf Stimmen auf den dän. Prinzen Karl, neun aber auf den holstein. Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Durch Vermittelung Englands und Hollands kam indeß doch endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitze des Bisthums verbleiben, der Prinz Karl von Dänemark aber durch eine Summe Geldes abgefunden werden sollte. Nachdem dem Vertrage von 1647 schließlich durch die Wahl des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp volle Genüge geschehen, wählte das Domcapitel 1756 den dän. Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrich's V., zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 seiner Ansprüche zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des erwähnten Bischofs Friedrich August, der sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, welcher 1785 die bischöfliche Regierung antrat und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. Im J. 1802 wurde nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast ebenso beträchtliche Domcapitel dem Herzoge von Oldenburg für gebrachte Opfer als Fürstenthum zur Entschädigung gegeben, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck (s. d.) einen Theil der Capitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Vermöge des am 14. Febr. 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Vertrags hat zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Ländertausch stattgefunden, vermöge dessen das Kirchspiel Ratekau an das Herzogthum Holstein, das Kirchspiel Gleschendorf aber an das Fürstenthum L. übergegangen ist. Das Fürstenthum L. zählt nach der letzten Zählung von 1840 auf etwa 8 □M. 20749 E. in der Stadt Eutin (s. d.), einem Marktflecken und 82 Dörfern. Seit 1845 sind das Consistorium, die Rentenkammer und das Directorium des Armenwesens aufgehoben und die Geschäfte dieser Collegien der Regierung überwiesen, der für die geistlichen und Schulangelegenheiten ein Mitglied vom Fach beigeordnet ist.

Lübeck, eine von den vier freien Städten Deutschlands, wird zuerst unter dem Wendenfürsten Gottschalk, 1043—66, genannt, lag aber damals nördlicher, am Zusammenfluß der Schwartau und Trave. Gottschalk's Nachfolger Kruko verlegte die Stadt nach dem zwischen der Trave und Wacknitz gelegenen Werder Buku. Indeß gab ihr nach Kruko's Tode Gottschalk's Sohn, König Heinrich, die frühere Stelle wieder, welche seitdem Alt-Lübeck genannt wurde. Die jetzige Stadt auf Buku erbaute 1143 Graf Adolf II. von Holstein-Schaumburg, trat sie aber nothgedrungen 1158 an Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen, ab, der sie mehr städtisch einrichtete und 1163 das oldenburger Bisthum hierher verlegte. In Folge der Achterklärung des Herzogs wurde sie 1181 kaiserlich und mit ansehnlichen Privilegien begabt, welche die Dänen, in deren Gewalt sie 1201 fiel, bestätigten. Als aber die nordalbingischen Lande sich befreiten, unterstellte sich die Stadt dem Kaiser Friedrich II., der sie 1226 für alle Zeiten zu einer freien Reichsstadt erklärte. Als solche

behauptete sie sich gegen die Dänen in der Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227. Der blühende Handel vereinigte die Stadt bald mit andern Städten Norddeutschlands zu der großen Hansa deutscher Kaufleute, deren Angelegenheiten sie seit dem Anfange des 14. Jahrh. mit vieler Umsicht und großem Erfolge leitete. Ihre Flotten beherrschten die Ostsee und ihre Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Mit der steigenden Macht der Fürsten und mit dem veränderten Gange des Handels sank dieses Ansehen; ein Versuch, es wieder herzustellen, den der Bürgermeister Jürgen Wullenweber 1531—51 machte, mislang. Während des Dreißigjährigen Kriegs, wo in ihr Dänemark 1629 Frieden schloß, verlor die Stadt ihre welthistorische Bedeutung; doch blieb ihr ein alter Ruhm und ein noch immer ansehnlicher Handelsverkehr. Als 1802 viele Reichsstädte ihre Selbständigkeit verloren, behielt L. dieselbe. In Folge der Schlacht bei Jena warf Blücher sich mit einem Theile des preuß. Heers in die Stadt, worauf diese von den Franzosen am 6. Nov. 1806 erstürmt und mehre Tage geplündert wurde. Sie blieb von den Franzosen besetzt und wurde im Dec. 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Handel und Verkehr hatten wegen der Continentalsperre fast gänzlich in derselben aufgehört, und das Elend ihrer Bewohner war groß. Im Frühjahr 1813, als die Franzosen beim Anrücken eines russ. Corps die Stadt verlassen hatten, erhob sie die Waffen gegen Frankreich, und ihre Streiter fochten rühmlich im Kriege an der Niederelbe. Nachdem sie vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal in die Hände der Franzosen gefallen war, welche sie durch auferlegte Contributionen und Requisitionen vollends erschöpften, wurde sie am 5. Dec. 1813 durch das Anrücken der Schweden befreit. Mit dem Frieden sah sie ihre Selbständigkeit gesichert und wurde Mitglied des Deutschen Bundes. Handel und Verkehr haben sich seit der Zeit wieder gehoben, wozu Ermäßigung der Zölle, zweckmäßige Hafen- und Chausseebauten, mit auswärtigen Staaten geschlossene Schiffahrts- und Handelsverträge u. s. w. wesentlich beitrugen. Eisenbahnanlagen zur Verbindung der Stadt mit dem deutschen Eisenbahnnetze sind projectirt; zunächst dürfte eine Verbindung mit den mecklenburg. Bahnen ins Werk gerichtet werden. Auch die innern Verhältnisse haben in neuern Zeiten manche heilsame Änderungen erfahren und gehen einer durchgreifenden Reform entgegen. Eine Umgestaltung der Verfassung, welche den Bedürfnissen der Gegenwart nicht entspricht, wurde schon 1816 von dem Senate beantragt, damals aber von der Bürgerschaft abgelehnt. Gegenwärtig hat die Bürgerschaft Reformverhandlungen eingeleitet, wozu auch der Senat die Hand geboten. Die 1843 entstandenen, aber bald unterdrückten Volksunruhen hatten lediglich privative Tendenzen.

Die Stadt liegt in einer freundlichen Umgebung auf einem mäßigen Hügel zwischen der Trave und Wacknitz. Ehemals war sie befestigt; seit 1805 sind, nach Abtragung der Brustwehren, die Wälle mit Anpflanzungen und Spaziergängen versehen. Sie hat vier Thore und 97 geräumige Straßen und Plätze. Die Häuser (3425), wozu noch 79 Säle, 74 Wohnkeller und 1700 Buden in den Gängen und auf den Höfen kommen, sind mit wenigen Ausnahmen massiv gebaut und zum Theil alterthümlich. Unter den fünf Hauptkirchen zeichnet sich aus die Marienkirche mit zwei 430 F. hohen Thürmen, einer berühmten Orgel, einem marmornen Altar, einer marmornen Kanzel, einem astronomischen Uhrwerke, einem Todtentanze und vielen Kunstschätzen. Ebenso besitzt die Domkirche viele Merkwürdigkeiten. Sehenswerth ist auch das im goth. Stil erbaute Rathhaus. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 26000, darunter 400 Reformirte und 200 Katholiken. Unterricht und Bildung werden gefördert durch das Katharineum mit 18 Lehrern, und durch andere wohlgeordnete Lehranstalten und Schulen. Auch hat L. eine öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden, worunter eine ausgezeichnete Sammlung von Incunablen. Umfassend ist die Wirksamkeit der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, welche von dem Gemeingeiste der Bürger ein rühmliches Zeugniß ablegt und von der folgende Institute begründet sind und zum Theil erhalten werden: eine Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte, eine Sonntags- und Abendschule, eine Industrieschule für dürftige Mädchen, eine Kunst- und Naturaliensammlung, eine Schwimmschule, ein Schullehrerseminar, eine Navigationsschule, eine Spar- und Anleihekasse (bei der über 1 Mill. Mark belegt sind), ein Verein für lübische Geschichte, zwei Kleinkinderschulen, eine Taubstummen- und Blinden-

anstalt, eine Anstalt zur Förderung des Gewerbfleißes, ein Verein für lübische Statistik, eine Unterstützungskasse für alte Seefahrer, eine Gewerbschule, ein Verein für entlassene Sträflinge und sittlich Verwahrloste, ein Gartenbauverein und eine Turnanstalt. Die Stadt besitzt viele und reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten, deren Capital, die Grundstücke und sonstige Besitzungen ungerechnet, über 5 Mill. Mark beträgt. Der Handel mit Wein, Getreide, Leder, Hanf, Talg, Öl, Theer, Bauholz, Pottasche, Taback, Rapssaat, Fellen, Eisen, Manufactur- und Colonialwaaren wird durch die vortheilhafte Lage in der Nähe der Ostsee, durch den Stecknitzkanal, welcher die Trave mit der Elbe verbindet, durch sechs Assecuranzcompagnien, die Discontokasse, die niedrigen Zölle und mehre hier einmündende Chausseen begünstigt, und erstreckt sich zunächst auf die nordischen Reiche, die Niederlande, Frankreich, England und das Mittelmeer. Der Gesammtwerth der eingeführten Waaren belief sich in den J. 1834—44 im Durchschnitt jährlich über 40 Mill. Mark. L. besitzt 72 eigne Schiffe; jährlich kommen über 1000 Schiffe an; auch bestehen hier regelmäßige Dampfschiffahrten nach Kopenhagen, Stockholm, Swinemünde, Riga und Petersburg. Es hat Fabriken in Amidam, Puder, Kupfer, Messing, Leder, Öl, Seife, Papier, Taback, Cigarren, musikalischen Instrumenten, goldenen und silbernen Tressen, metallenen Clavier-saiten, Fischbein, Spielkarten, Wachslicht, Watte, metallenen Knöpfen, Maschinen und mechanischen Instrumenten, kurzen Eisenwaaren, Manufacturwaaren u. s. w., auch eine Glockengießerei, eine Glashütte, eine Eisengießerei und bedeutenden Schiffbau. Die Verfassung, in ältern Zeiten aristokratisch, ist seit dem Recesse von 1669 wesentlich demokratisch. Der Senat, welcher aus vier Bürgermeistern und 16 Rathsherren besteht, ist die Vollziehungsbehörde; die Gesetzgebung und zum Theil auch die Verwaltung übt er unter Concurrenz der Bürgerschaft, welche aus zwölf Collegien besteht, deren jedes eine Stimme hat. Gelehrte als solche und Landbewohner sind in derselben nicht repräsentirt. In Hinsicht des Kirchenwesens hat der Senat die bischöflichen Rechte; doch nimmt er die Anträge des aus den Stadtgeistlichen bestehenden geistlichen Ministeriums entgegen und holt dessen Gutachten ein. Außer den städtischen Gerichten und dem Landgerichte, welches zugleich die Verwaltung des Gebietes besorgt, ist in L. das Oberappellationsgericht der freien Städte. Das Lübische Recht (s. d.) ist die vorzüglichste Quelle für die Entscheidung privatrechtlicher Streitigkeiten. Die jährlichen Einkünfte betragen über 900000 Mark, die Schulden $5\frac{1}{2}$ Mill. Mark. Auf dem deutschen Bundestage hat L. in der Plenarversammlung eine Separatstimme und in den engern Versammlungen mit den übrigen freien Städten die 17. Collectivstimme. Das Bundescontingent, zur zweiten Division des zehnten Armeecorps gehörig, beträgt 407 M.; die Infanterie bildet mit der Infanterie Bremens ein Bataillon; die Cavalerie, mit der Reserve 88 M. stark, bildet mit der bremer Cavalerie eine Schwadron. Mit den Contingenten Hamburgs, Bremens und Oldenburgs ist das lübische Contingent zu einer Brigade vereinigt. Die Artillerie stellt vertragsmäßig Oldenburg, woselbst auch die Militairschule der Brigade ist. Das Bürgermilitair besteht aus einem activen und einem Reservebataillon; außerdem ist im Gebiete eine fünf Bataillone starke Landwehr. Das privative Gebiet der Stadt enthält $5\frac{1}{2}$ □M. mit 16200 E., worunter (meist in dem Dorfe Moisling) 500 Juden. Außer 52 Dörfern und 32 Höfen und Gehöften gehört zu dem Gebiete das Städtchen Travemünde (s. d.). Auch besitzt L. mit Hamburg gemeinschaftlich das Städtchen Bergedorf und die Vierlande (s. d.). Vgl. Becker, „Geschichte der Stadt L." (3 Bde., Lüb. 1782—1805); Zietz, „Ansichten der freien Hansestadt L. und ihrer Umgebung" (Frankf. 1822); Behrens, „Topographie und Statistik von L. und dem Amte Bergedorf" (2 Bde., Lüb. 1829—39) und Deecke, „Geschichte der Stadt L." (Lüb. 1844).

Lübisches Recht ist eines der wichtigsten unter den durch Autonomie entstandenen Stadtrechten des deutschen Mittelalters. Das älteste noch vorhandene deutsche lübische Rechtsbuch ist vom J. 1235; die letzte publicirte Revision des lübischen Rechts vom J. 1586.

Lublin, Hauptstadt der gleichnamigen Woywodschaft (ungefähr 300 □M. mit 520000 E.) im Königreiche Polen, an der Bistrzyca, mit einem alten festen Schlosse auf einem Berge, hat gegen 15000 E., worunter die Hälfte Juden sind, und ist der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts. Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die Ka-

thedrale aus; auch bestehen daselbst zwölf Mönchs- und sechs Nonnenklöster, ein Piaristencollegium, ein Nationaltheater und mehre Krankenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Starker Handel wird besonders mit Tuch, Getreide und ungar. Weinen getrieben; ihn beleben die drei jährlich daselbst gehaltenen Messen, deren jede einen Monat dauert.

Lucanien, eine ziemlich gebirgige Landschaft in Unteritalien, wurde östlich von dem Tarentinischen Meerbusen, nördlich von Apulien, westlich von Campanien und dem Tyrrhenischen Meere, südlich von Bruttium begrenzt und in frühesten Zeiten von den Önotrern (s. d.) bewohnt, zu denen sich griech. Colonisten gesellten, welche längs der Küste die Städte Pästum (s. d.), Heraklea (s. d.), Sybaris (s. d.) und Elea oder Velia (s. d.) gründeten.

Lucānus (Marcus Annäus), ein röm. Dichter, geb. um 38 n. Chr. zu Corduba in Spanien, kam in frühester Jugend nach Rom, wo er in der Philosophie, Grammatik und Rhetorik gründlich unterrichtet und durch seinen Oheim väterlicher Seits, den Philosophen Seneca (s. d.), ins öffentliche Leben eingeführt wurde. Noch vor dem gesetzlichen Alter erhielt er die Quästur und trat hierauf in das Collegium der Augurn. Bereits hatte er durch mehre Gedichte einen Ruf erlangt, als er die Eifersucht und den Haß Nero's sich zuzog, der ebenfalls als Dichter glänzen wollte. Als nun Nero ihm ferner öffentlich aufzutreten untersagte und von seinen Werken mit Hohn und Verachtung sprach, verband sich L. mit mehren ausgezeichneten Personen, an deren Spitze Piso stand, zu einer Verschwörung gegen den Kaiser. Nach Entdeckung derselben zum Tode verurtheilt, kam L. der Vollziehung dieser Strafe dadurch zuvor, daß er, wie Seneca, die Adern sich öffnen ließ und so im J. 65 n. Chr. sein Leben endete. Von seinen poetischen Erzeugnissen hat sich nur seine „Pharsalia" in zehn Büchern erhalten, in welcher er die Ereignisse des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus und die denselben entscheidende pharsalische Schlacht erzählt, ein Gedicht, das in einem unvollendeten Zustande überdies durch Härte und Dunkelheit im Ausdrucke, durch rhetorischen Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt ist, obgleich es auf der andern Seite von Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe zeugt, die das Ganze durchdringen, und einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen gehören, nach der ersten Ausgabe (Rom 1469, Fol.), die von Oudendorp (Leyd. 1728, 4.), Burmann (Leyd. 1740, 4.), die zwei größern Ausgaben von K. F. Weber, von denen die eine mit den Anmerkungen von Grotius, Bentley und den Scholien (3 Bde., Lpz. 1821—31), die andere mit den bis dahin noch ungedruckten Bemerkungen Corte's, Martyni-Laguna's und A. (2 Bde., Lpz. 1828—29) versehen ist, und die Handausgabe von Weise (Quedlinb. 1835). Eine deutsche Übersetzung besitzen wir von Haus (Manh. 1792). Vgl. Leloup, „De poesi epica et Pharsalia Lucani" (Trier 1828) und Kästner, „Quaestiones in Lucani Pharsaliam" (4 Abthl., Bielefeld 1826—28).

Lucas, der Verfasser des dritten kanonischen Evangeliums und der Apostelgeschichte, soll nach Angabe der Kirchenväter zu Antiochia in Syrien geboren und ein Arzt gewesen sein. Der Abstammung nach wahrscheinlich hellenistischer Jude, begleitete er den Apostel Paulus auf seiner letzten Missionsreise und verließ ihn auch nicht während der Gefangenschaft zu Cäsarea; doch scheint er dann sich von ihm getrennt zu haben und nach Antiochia zurückgekehrt zu sein. Nach Hieronymus wurde er 84 Jahre alt und zu Konstantinopel begraben. Daß L. einer von den 70 Jüngern oder Maler gewesen, sind unhaltbare Sagen. Sein einem gewissen Theophilus gewidmetes Evangelium ist nach Paulinischem Typus und mit Benutzung des Evangeliums des Matthäus abgefaßt. Die Apostelgeschichte, die nach einer grundlosen Vermuthung von Timotheus herrühren soll, hat neuerdings viele Untersuchungen hinsichtlich ihrer Quellen, ihres Zweckes und der Zeit ihrer Abfassung veranlaßt. Vgl. Schleiermacher, „Über die Schriften des L." (Berl. 1817) und Schneckenburger, „Über den Zweck der Apostelgeschichte" (Bern 1841).

Lucayos, s. Bahamainseln.

Lucca, ein Herzogthum in Italien, begrenzt vom Mittelländischen Meere, Modena und Toscana, hat ein Areal von 19½ □M. und etwa 168000 E. An den Grenzen streichen die Apenninen hin; der einzige Fluß ist der Serchio, der aber nicht schiffbar ist, sondern blos zum Holzflößen gebraucht wird. Der Boden ist zwar nicht durchgehend fruchtbar, aber sehr fleißig angebaut. Die Hauptproducte sind Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeran-

zen, Citronen und Feigen; auch wird der Maulbeerbaum sehr fleißig gebaut; das Getreide dagegen reicht nicht zum Bedarf aus. Außerdem zieht man guten Wein, und das lucchesische Öl ist das vorzüglichste in Italien. Ebenso sind der Seidenbau und die Viehzucht von Wichtigkeit. Im Allgemeinen kann man das Land wohlhabend nennen. Die Staatsverfassung ist monarchisch, jedoch zufolge der Constitution von 1805 durch einen Senat beschränkt, der aus 36 Personen besteht, die gesetzgebende Gewalt übt und jährlich berufen werden muß. Klöster gibt es noch mehr als zwanzig, Schulen etwa 40, an weiblichen Bildungsanstalten fehlt es noch ganz. Die Staatseinkünfte belaufen sich ungefähr auf 2 Mill. Lires; die Civilliste beträgt 540000 Lires und die Staatsschuld gegen 70000 Thlr. Die Landmacht besteht aus 720 M. und einer Municipalgarde von 2000 M.; die Marine aus einer Galeotte von 12 Kanonen und aus einigen Kanonierbooten. Das Gebiet von L. war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobard. Reichs 774 durch Karl den Großen unter fränk., und durch Otto den Großen 962 unter deutsche Hoheit kam. Seitdem wurde es von verschiedenen Familien beherrscht. Ludwig der Baier ernannte 1327 den tapfern Castruccio Castracani zum Herzoge von L., der die Stadt zu großer Macht erhob. Nach manchem anderweiten Herrscherwechsel an Florenz verkauft, erlangte es endlich 1370 vom Kaiser Karl IV. für 200000 Fl. seine Freiheit, welche es, oft mit Florenz im Kriege, bis zum J. 1797 behauptete, wo es von den Franzosen erobert, sich eine neue Verfassung aufdringen lassen mußte. Im J. 1805 wurde es als Fürstenthum, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Napoleon's, Bacciocchi, zugetheilt, 1815 aber von den Östreichern besetzt und durch den wiener Congreß der Infantin Marie Luise, der Tochter König Karl's IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs von Hetrurien, und deren Kindern unter dem Titel eines Herzogthums, mit völliger Souverainetät bis dahin überlassen, wo sie wieder zum Besitze Parmas gelangen würden, in welchem Falle, sowie, wenn die Nachkommenschaft der Infantin ausstürbe, L. an Toscana fallen soll, welches dann einige toscan. und lucchesische Districte an Modena abtritt. Doch erst 1818, nachdem der Infantin der Rückfall von Parma zugesichert worden war, trat sie die Regierung an. Sie starb am 13. März 1824 und ihr folgte ihr Sohn, der Infant Karl (s. d.). — Die Haupt- und Residenzstadt Lucca mit 23000 E., der Sitz eines Erzbischofs, am Serchio, liegt von Bergen umgeben in einer fruchtbaren Ebene, hat ¾ Stunden im Umfange und ist mit Wällen umschlossen, die, mit Bäumen besetzt, einen angenehmen Spaziergang bilden. Die Straßen sind zum Theil krumm und enge, aber gut gepflastert; die Häuser nicht unansehnlich, die Kirchen und die öffentlichen Gebäude ohne Pracht. Die Domkirche San-Martino ist zwar groß und alt, aber ohne künstlerischen Werth, auch der Residenzplatz unansehnlich, dagegen das Lustschloß Villa di Murlia ein prächtiges Gebäude. Die Universität, welche nie zu Ruf gelangte, wurde durch eine Sternwarte bereichert und ist im Besitz einer bedeutenden Bibliothek; die 1584 gestiftete Accademia degli oscuri wurde vom Fürsten Bacciocchi 1805 als Accademia lucchese di scienze, lettere ed arti wieder erneuert. Eine schöne Wasserleitung wurde von der Fürstin Bacciocchi begonnen und später fortgeführt. Die Stadt hat Seiden-, Woll-, Baumwoll- und Tuchfabriken und treibt starken Handel mit Seide und Öl und fleißigen Feldbau. Aus dem Hafen Viareggio werden die meisten Marmorblöcke aus Carrara zur See verführt. In der Nähe der Stadt gibt es viele herrliche Villen und bei Bagno alla Villa vielbesuchte Mineralbäder. Vgl. Mazzarosa, „Storia di L." (Lucca 1833).

Lucchesini (Girolamo, Marchese), preuß. Staatsminister, aus einer lucchesischen Patrizierfamilie, geb. in Lucca 1752, wurde durch den Abbé Fontana dem Könige Friedrich II. von Preußen vorgestellt, der ihn zu seinem Bibliothekar und Vorleser, mit dem Titel eines Kammerherrn, ernannte. Im Auftrage Friedrich Wilhelm's II. und des Kurfürsten von Mainz ging er 1787 nach Rom, um die päpstliche Bestätigung der Wahl des Coadjutors von Dalberg einzuholen, und dann nach Warschau, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths mit vieler Gewandtheit benahm, die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland aufreizte und im März 1790 ein Bündniß zwischen Preußen und Polen zu Stande brachte. Im J. 1791 wohnte er, in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers, dem Congreß in Reichenbach bei, und im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau,

wo er sich zum Bruche des Bündnisses, das er selbst unterzeichnet hatte, hinreißen ließ. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien; doch begleitete er den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 von Wien zurückberufen, wurde er im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesendet, von wo er sich später zu Bonaparte nach Mailand begab. Er begleitete dann den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete hierauf zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm in Folge dieses seine Entlassung. Später wurde er bei Napoleon's Schwester, der Fürstin von Lucca, Kammerherr. Er starb zu Florenz am 19. Oct. 1825. Unter seinen Schriften ist sein Werk über den Rheinbund „Sulle cause e gli effetti della confederazione renana etc." (deutsch von Halem, 3 Bde., Lpz. 1821—25) zu erwähnen. — Sein jüngerer Bruder, Cesare L., geb. am 2. Jul. 1756, gest. als Staatsrath in Lucca am 17. Mai 1832, machte sich als Gelehrter durch die Schrift „Dell' illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente dell' Italiana, procurata nel secolo XVIII dagl' Italiani" (2 Bde., Lucca 1819), die Fortsetzung des Werks von Denina's „Della storia letteraria di Lucca" und die „Congietture intorno al primitivo alfabeto greco" (1829) einen Namen. Seine „Opere edite ed inedite" erschienen zu Venedig 1833.

Luchana (Graf von), s. Espartero (Don Baldamero).

Luchs, eine Katzenart von röthlicher Farbe, mit braunen Flecken, hat eine Höhe von 16 Z., eine Länge über 3 F., einen 8 Z. langen Schwanz und am Ende mit einem Haarpinsel versehene Ohren. Einst ein sehr gewöhnliches gefährliches Raubthier in Deutschland, ist er jetzt selten geworden, doch kommt er im östlichen Europa um so häufiger vor. Den Rennthieren und Hirschen wirft er sich von einem Baume herab auf den Rücken und zerbeißt ihnen das Genick. Die Bälge sind als Pelzwerk geschätzt und die schönsten kommen aus Sibirien; andere Bälge, theils von Spielarten des gemeinen Luchses, theils von ähnlichen Katzenarten herrührend, tragen im Rauchhandel besondere Namen.

Luchtmans ist eine seit 150 Jahren in Leyden bestehende Buchhandlung, die sich fortwährend hauptsächlich mit dem Verlage von Ausgaben griech. und röm. Classiker und andern mit der classischen Literatur verwandten Werken befaßt hat. Sie wurde begründet von Jordan L., geb. 1652, gest. 1708, und fortgeführt von Sam. L., geb. 1685, der nach des Vaters Tode als dessen einziger Sohn 1708 die Buchhandlung übernahm und seit 1730 Stadt- und Universitätsbuchdrucker war. Er starb 1757. Zwei Jahre vorher hatte er sein Geschäft seinen Söhnen, Sam. L., geb. 1724, und Johannes L., geb. 1726, überlassen, die wie der Vater eine wissenschaftliche Bildung erhalten hatten. Nach dem Tode Samuel's setzte Johannes das Geschäft seit 1780 allein fort, bis 1786 des verstorbenen Bruders Sohn, Sam. L., geb. 1766, mit in dasselbe eintrat. Johannes starb 1809, Samuel 1812. Hierauf wurde die Buchhandlung mit gleichem Eifer und nach wiederhergestelltem Frieden seit 1814 mit glücklichem Erfolge durch die Sorgfalt des Buchdruckers J. Brill in Leyden fortgeführt. Ein Enkel des Johannes L., J. T. Bodel Nyenhuis, geb. 1797, trat 1819 in die Handlung, nachdem er vorher zu Leyden Doctor der Rechte geworden.

Lucianus, der geistreichste unter den spätern griech. Schriftstellern, wurde zu Samosata, der Hauptstadt der syr. Provinz Kommagene am Euphrat, um 125 n. Chr. aus niederm Stande geboren und sollte in seinem 15. Lebensjahre bei einem Oheim mütterlicher Seits die Bildhauerkunst erlernen, entlief aber wieder, als ihm sein erster mislungener Versuch eine harte Züchtigung zugezogen hatte, und führte nun den frühern Lieblingsplan, den Wissenschaften sich zu widmen, trotz der Armuth und Dürftigkeit glücklich aus. Nachdem er einige Jahre in Jonien und Griechenland Philosophie und Rhetorik mit Eifer betrieben hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und trat als Sachwalter in Antiochia auf. Dann unternahm er große Reisen durch Syrien, Phönizien und Ägypten und gelangte in seinem 25. Jahre über Griechenland nach Italien, wo er, sowie in Gallien, durch Unterricht in der Beredtsamkeit ein bedeutendes Vermögen sich erwarb, um dann zu Athen im Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern seinen geistigen Beschäftigungen ungestört obliegen zu können. Allein im vorgerückten Alter verlor er sein ganzes Vermögen und über-

nahm deshalb eine vom Kaiser Severus ihm angetragene öffentliche Anstellung als Procurator der Provinz Ägypten, die er noch unter Commodus bis an seinen Tod behauptete. In seinen zahlreichen Schriften, die meist erzählender, philosophischer, rhetorischer und satirischer Art, in einer leichten, gefälligen Gesprächsform, einer einfachen, ziemlich reinen und dem besten Atticismus glücklich nachgebildeten Sprache verfaßt sind, sucht L. frei und unbefangen, im Besitze einer unerschöpflichen Quelle von Laune und Witz, die Gebrechen und Verkehrtheiten seiner Zeit, besonders die sittliche Versunkenheit und den Aberglauben des Volks, sowie die Hoffart und Gaukelei der damaligen Philosophen, zu enthüllen und mit herbem Spotte zu geißeln, wobei freilich selbst hervorstechende Charaktere zuweilen nicht verschont bleiben. Es spiegeln sich in ihm die Zerrissenheit seiner Zeit und der Gemüthszustand eines Heiden, der die Größe der alten Welt erkennt, aber die Stützen derselben ungläubig bekämpfen muß und ihren Untergang nahen sieht. Unter den vielen Bearbeitungen seiner Werke nennen wir, außer der ersten Ausgabe (Flor. 1496, Fol.), als die vorzüglichsten die von Reitz, mit den Anmerkungen von Hemsterhuys und der lat. Übersetzung von J. M. Gesner (3 Bde., Amst. 1743—46, 4; neuer Abdruck, 10 Bde., Zweibr. 1789—93), wozu noch ein „Lexicon Lucianeum" (Utr. 1740, 4.) kam; die von Schmieder (2 Bde., Halle 1800—1) und die von Lehmann (9 Bde., Lpz. 1822—31); die mit einem kritischen Apparat und den Scholien versehene von Jacobitz (4 Bde., Lpz. 1836—41) und die in Einem Bande mit lat. Übersetzung von W. Dindorf (Par. 1840). Außerdem besitzen wir eine Reihe trefflicher Ausgaben einzelner, und zwar meist der gelesensten Schriften desselben, z. B. der „Todtengespräche" von Voigtländer und Klotz (3. Aufl., Lpz. 1833), der „Göttergespräche" von Poppo (3. Aufl., Lpz. 1825) und Fritzsche (Lpz. 1829), der „Götter- und Todtengespräche" zusammen von Koch (Lpz. 1842), des „Toxaris" von Jacob (Halle 1825) und von Jacobitz (Lpz. 1832), des „Charon" von Koch (Lpz. 1839), der Schrift „Wie man Geschichte schreiben müsse" von Hermann (Frankf. 1828), des „Timon" von Jacobitz (Lpz. 1831), des „Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte" von Schöne (Halle 1838), der „Auserwählten Schriften L.'s" von Geist (Darmst. 1840), Eysell und Weismann (Kass. 1841) und Seyffert (Brandenb. 1842). Unter den deutschen Übersetzungen verdient die von Wieland (6 Bde., Lpz. 1788—89), welche ganz den Lucianischen Geist wiedergibt, den Vorzug; außerdem ist die von Minckwitz begonnene (Bd. 1, Lpz. 1836) und die von Pauly (15 Bde., Stuttg. 1827—29) zu erwähnen. Vgl. Jacob, „Charakteristik L.'s" (Hamb. 1832) und Wetzlar, „De aetate, vita scriptisque Luciani" (Hanau 1834).

Lucifer, d. i. der Lichtbringer, bei den Griechen Phosphoros, heißt der Planet Venus, wenn er des Morgens vor der Sonne aufgeht; dagegen Hesperus (s. d.) als Abendstern. Gehalten wird er für einen Sohn des Jupiter und der Aurora. Ihm nebst den Horen lag die Besorgung der Sonnenrosse und des Sonnenwagens ob. In der bildenden Kunst fällt er mit dem Helios zusammen. — Lucifer heißt auch der Fürst der Finsterniß. Durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter nämlich wird eine Stelle des Jesaias 9, 22, in welcher der König von Babylon mit dem Morgenstern verglichen wird, vom Teufel verstanden.

Lucilius (Cajus Ennius), ein röm. Ritter, geb. 149 v. Chr. zu Suessa in Campanien, gest. um 103 v. Chr. zu Neapel, war der Großoheim Pompejus des Großen von mütterlicher Seite, ein vertrauter Freund des Lälius und Scipio, unter welchem er seinen ersten Feldzug nach Numantia machte. Er kann insofern für den Begründer der röm. Satire gehalten werden, als er ihr zuerst diejenige Form gab, unter welcher diese Dichtung nachher von Horaz (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenal (s. d.) weiter ausgebildet wurde, während seine Satiren die ersten rohen Erzeugnisse eines Ennius (s. d.) und Pacuvius (s. d.) übertrafen. Die Bruchstücke seiner im Alterthume hochgeschätzten Satiren haben Dousa (Leyd. 1597 und Padua 1735) und Varges (Stettin 1836) zusammengestellt. Vgl. von Heusde, „Studia critica in Lucilium poetam" (Utr. 1842) nebst dessen „Epistola de Lucilio" (Utr. 1844) und Gerlach, „Cajus L. und die röm. Satura" (Bas. 1844). — Einem jüngern Lucilius, einem Freunde des Seneca, welcher mehre Schriften an ihn richtete, und Procurator von Sicilien war, wird ein didaktisches Gedicht „Aetna" zuge-

schrieben, welches die Ausbrüche dieses Vulcans erklärt und nach andern den Cornel. Severus (s. d.) oder Manilius (s. d.) zum Verfasser haben soll. Besondere Ausgaben haben wir von Gorallus, d. i. Clericus (Amst. 1703 und 1715) und Jacob (Lpz. 1826), zugleich mit deutscher Übersetzung von Schmid (Braunschw. 1769) und von Meinecke (Quedlinb. 1818).

Lucina, die Lichtgöttin, besonders die an das Lebenslicht fördernde Geburtsgöttin, war der röm. Name der Geburtsgöttin, als welche Juno oder Diana erscheinen. Ihr zu Ehren wurde am 1. März ein Fest gefeiert, bei dem sich die Mütter in ihren Tempel begaben, denselben mit Blumen schmückten und sich hierbei eine zahlreiche Nachkommenschaft erflehten. (S. Ilithyia.)

Luckau, eine Stadt in der preuß. Niederlausitz, an der Berste, hat gegen 3800 E., ein Gymnasium, eine Strafanstalt, einigen Tabackbau, nicht unansehnliche Tuchwebereien und bedeutenden Handel. Am 4. Juni 1813 kam es hier zwischen den Franzosen unter Oudinot und den Preußen und Östreichern zum Gefechte; hierauf provisorisch befestigt, wurde die Stadt im Aug. 1813 beschossen, wobei Feuer auskam, das den größern Theil der Gebäude in Asche legte. Mit der Niederlausitz wurde sie 1815 von Sachsen an Preußen abgetreten.

Lücke (Gottfr. Christian Friedr.), Consistorialrath und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Göttingen, geb. am 23. Aug. 1792 zu Egeln bei Magdeburg, machte seine Studien auf der Domschule zu Magdeburg und auf den Universitäten zu Halle und zu Göttingen, wo er 1813 Repetent wurde. Im J. 1816 ging er nach Berlin, wo er als Licentiat der Theologie exegetische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten begann. Der freundschaftliche Umgang mit de Wette und Neander, insbesondere aber mit Schleiermacher wirkte anregend auf ihn, bestimmte seine theologische Richtung und blieb nicht ohne Einfluß auf seine schriftstellerische Thätigkeit, deren erste Frucht sein „Grundriß einer Hermeneutik des Neuen Testaments" (Gött. 1817) war. Die Achtung, in der er als Docent stand, erwirkte ihm 1818 eine außerordentliche Professur der Theologie und noch in demselben Jahre die Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie zu Bonn. Hier lebte er in ebenso freundlichen collegialen Verhältnissen, exegetischen und kirchenhistorischen Studien und Vorlesungen sich widmend und an der „Berliner theologischen Zeitschrift", sowie an der „Christlichen Zeitschrift" mitwirkend, bis zum J. 1827, wo er nach Göttingen berufen wurde. Zur Zeit des Streites über die Authentie des Evangeliums Johannis erschien sein „Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes" (4 Bde., Bonn 1820—32), welcher durch wiederholte Bearbeitung (3. Aufl., 1843 fg.) erhöhten Anfoderungen genügt. In ihm gibt sich neben philologischer Tüchtigkeit das Streben kund, aus der Idee des Ganzen das Einzelne zu erklären. Außer mehren Denkschriften, namentlich der über Schleiermacher (Hamb. 1834), und der anonymen Flugschrift „Strauß und die züricher Kirche" (Bas. 1839), sind noch seine werthvollen Beiträge in den „Studien und Kritiken" zu rühmen.

Lucklum, ein Dorf im Herzogthum Braunschweig, mit 350 E., einem Schloß nebst Park und Kupferhammer, war sonst als Commenthurei der Hauptort der Ballei Sachsen, wo auch der Landescomtur seinen Sitz hatte.

Luckner (Nikolaus), Marschall von Frankreich, geb. 1722 zu Kampen in Baiern von armen Eltern, trat aus einem hannov. Husarenregiment in preuß. Dienste und schwang sich durch Tapferkeit bald zum Husarenoberst empor. Im Siebenjährigen Kriege führte er ein kleines Parteigängercorps und that an dessen Spitze 1757 den Franzosen besonders in der Schlacht bei Roßbach großen Schaden. Als der König von Frankreich nach beendigtem Kriege ihm Anerbietungen machte, ging L., im Verdruß, daß er entlassen worden, mit dem Grade eines Generallieutenants am 20. Juni 1763 in dessen Dienste. Doch gegen dreißig Jahre mußte er vergebens auf eine Gelegenheit warten, sich auszuzeichnen. Obschon ohne politische Überzeugung, wendete er sich 1790 misvergnügt der Revolution zu, behielt aber seine Pension und wurde am 28. Dec. 1791 sogar zum Marschall erhoben. Nach der Kriegserklärung an Östreich vertraute man ihm, auf des Ministers Narbonne Empfehlung, den Oberbefehl über das Heer an der Nordgrenze. Seine ersten Unternehmungen waren nicht ohne Erfolg. Er nahm Menin und Courtray, mußte aber, nachdem

letztere Stadt am 30. Juni 1792 wieder verloren gegangen, die Vertheidigung des Rhein mit Lafayette theilen. Letzterer verwickelte ihn in seine contrerevolutionairen Pläne zur Rettung des Königs. Der alte und schwache L., der sich leicht unter Thränen Alles entlocken ließ, wenn er aus der Hand der einen Partei in die andere ging, wurde zu Anfange des Monats August vor die Nationalversammlung geladen und compromittirte hier seinen Collegen aufs ärgste. Nach dem 10. Aug. und der Flucht Lafayette's mußte er den Befehl über sein 20000 M. starkes Corps, mit dem er bei Metz stand, an Kellermann abgeben und erhielt dafür den Titel eines Generalissimus mit dem Auftrage, in der Gegend von Châlons-sur-Marne ein neues Reserveheer zu bilden. Beschimpft und bedroht von allen Seiten, entschloß er sich gegen Ende des Sept. nach Paris zu gehen und sich zu vertheidigen. Der Convent nahm ihn nicht übel auf; doch erhielt er Stadtarrest bis zur Entscheidung seiner Sache. Ruhig hätte L. können den Sturz der Schreckensmänner abwarten; allein er machte sich bemerkbar, indem er seine zurückgehaltene Pension foderte. Sofort deshalb verhaftet, wurde er von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, den er am 4. Jan. 1794 unter der Guillotine erlitt.

Lucretia, s. Brutus (Lucius Junius).

Lucretius (Titus Carus), ein röm. Dichter, geb. um 95 v. Chr., widmete sich, fern von öffentlichen Geschäften, fast ausschließend dem Studium der Epikureischen Philosophie, wozu er wahrscheinlich zu Athen selbst den Grund gelegt hatte, und soll in einem Anfalle von Melancholie, nach Andern in Folge eines ihm beigebrachten Liebestranks, im 44. Jahre seines Alters durch freiwilligen Tod das Leben geendet haben. Sein schon wegen der veralteten Wörter und Formen schwieriges Lehrgedicht in sechs Büchern, „De rerum natura", worin er die metaphysischen Grundsätze der Epikureischen Philosophie in kräftiger Sprache und mit Scharfsinn entwickelt, mit großer Fertigkeit in ein Ganzes verwebt und hier und da mit heitern Farben auszuschmücken sucht, mußte bei dem abstracten und fast ganz unpoetischen Stoffe mislingen, wenn auch einzelne Partien, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, der furchtbaren Pest in Griechenland u. s. w., wahrhaften Dichtergeist verrathen. Unter den zahlreichen Bearbeitungen nennen wir, außer der ersten Ausgabe (Briren um 1470, Fol.), die von Lambin (Par. 1564 und öft.), Creech (Oxf. 1695 und Lond. 1717), Havercamp (2 Bde., Leyd. 1725, 4.), Wakefield (3 Bde., Lond. 1796—97, 4.; 2. Ausg., 4 Bde., Glasg. 1813), die mit einer trefflichen Einleitung versehene von Eichstädt (Lpz. 1801), die neueste von Regnier (Par. 1837) und die gute Handausgabe von Forbiger (Lpz. 1828). Eine meisterhafte deutsche Übersetzung im Versmaße des Originals lieferte Knebel (2 Bde., Lpz. 1821, 4.; 2. verb. Aufl., 1831). Vgl. Siebelis, „Quaestiones Lucretianae" (Lpz. 1844). Außerdem gehört hierher das von dem Cardinal Melchior von Polignac (s. d.) unter dem Titel „Anti-Lucretius" in lat. Sprache verfaßte, sehr umfangreiche Gedicht (2 Bde., Par. 1747; Lpz. 1748), das freilich ohne allen poetischen Werth ist.

Lucullus (Luc. Licinius), röm. Feldherr gegen Mithridates (s. d.), that seine ersten Kriegsdienste im J. 90 v. Chr. im marsischen Kriege und bewährte dabei seinen persönlichen Muth. Als Legat des Sulla zeichnete er sich hierauf im ersten Mithridatischen Kriege namentlich als Befehlshaber der Flotte aus, obwol er aus Feindschaft gegen den marianisch gesinnten Fimbria dem Mithridates die Flucht aus einer Seestadt, in welche ihn jener eingeschlossen hatte, nicht verwehrte. Nach seiner Rückkehr bekleidete er mit seinem Bruder Marcus die curulische Adilität im J. 79. Sulla, der ihn liebte, übertrug ihm vor seinem Tode im J. 78 die Vormundschaft über seinen Sohn Faustus und beauftragte ihn, seine Denkwürdigkeiten vor der Bekanntmachung durchzufeilen. Nachdem er im J. 77 Prätor gewesen war und hierauf die Provinz Afrika verwaltet hatte, wurde er im J. 74 mit M. Aurelius Cotta Consul, und ihm selbst Cilicien, dem Cotta Bithynien (s. d.) als Provinz übertragen. Mithridates, der in das letztere eingefallen war und so den Krieg (den dritten Mithridatischen) eröffnet hatte, schlug den Cotta zu Wasser und zu Lande bei Chalcedon und schloß ihn selbst in diese Stadt ein; L. eilte herbei und zwang den Mithridates durch Abschneidung der Zufuhr, die Belagerung aufzuheben. Dieser wendete sich hierauf gegen Cyzikus, das den Römern treu war, aber des L. vorsichtige und klug-

Kriegführung vereitelte sein Vorhaben und nachdem er den größten Theil seines Heers und viele Schiffe verloren hatte, mußte er, von L. verfolgt, in den J. 73 und 72 nach Bithynien und weiter nach Pontus fliehen, wo er ein neues Heer bei Cabira sammelte. Hier suchte ihn L., der indeß eine Flotte des Königs bei Tenedos vernichtet hatte, im J. 71 auf, schlug ihn und nöthigte ihn zur Flucht zu seinem Eidam Tigranes (s. d.) von Armenien. L. nahm Cabira ein, kehrte darauf nach Pontus zurück; das Land aber wurde im J. 70 durch die Einnahme von Eupatoria, Amisus und Sinope den Römern unterworfen; auch Heraclea in Bithynien fiel endlich, nachdem es durch Cotta über zwei Jahre belagert worden war. Bei der Ordnung der innern Verhältnisse der Provinz Asien, die L. hierauf vornahm, verletzte er durch den Schutz, den er den Provinzialen gegen die furchtbaren Bedrückungen der röm. Pächter und Wucherer angedeihen ließ, die Interessen des röm. Ritterstandes, der nun bald in Rom feindlich gegen ihn wirkte. Auch die eigenen Truppen, die er zum Theil aus früherer Verwilderung, da sie dem Fimbria gefolgt waren, erst an strenge Kriegszucht hatte gewöhnen müssen, deren Liebe er aber nicht zu gewinnen wußte, waren unwillig gegen ihn; doch folgten sie seinem Befehle noch, als er sie im J. 69 gegen Tigranes führte, der die Auslieferung des Mithridates verweigerte. Mit 12000 M. erfocht er am 6. Oct. einen völligen Sieg über die 220000 des Tigranes und eroberte dann dessen Stadt Tigranocerta. Ein neuer Sieg wurde am Flusse Arsanias im J. 68 über das Heer, welches Mithridates und Tigranes vereint führten, erfochten; nun aber weigerten sich die Legionen, die P. Clodius (s. d.) insgeheim aufwiegelte, die Stadt Artaxata zu belagern oder weiter vorzudringen. L. mußte sie südlich nach Mesopotamien führen und nach Eroberung der Stadt Nisibis hier die Winterquartiere nehmen. Indeß drang Mithridates wieder in Pontus ein, schlug die röm. Legaten, namentlich bei Zela im J. 67 den Triarius, und eroberte mit Tigranes einen großen Theil des Landes, das ihm L. abgenommen hatte. L. wollte ihnen von Kappadocien aus entgegenziehen, doch vergebens beschwor er seine Soldaten, ihm zu folgen; sie verließen ihn, als der von Rom aus nach Bithynien geschickte Man. Acilius Glabrio sie ihrer Pflicht gegen L. entband. L. verließ im J. 66 Asien, um den Pompejus (s. d.) die Früchte seiner achtjährigen Kriegsführung ernten zu lassen, und fast drei Jahre mußte er vor Rom verweilen, ehe er den Triumph gegen die Cabalen seiner Feinde durchsetzte. Er lebte von nun an bis zu seinem Tode, der vermuthlich im J. 57 v. Chr. erfolgte, von Geschäften zurückgezogen, dem Vergnügen, das er, der ungeheure Reichthümer erworben hatte, in verschwenderischer Üppigkeit fand. Lucullische Gastmähler sind sprüchwörtlich geworden und die Gärten des L. bei Rom und seine Villen, namentlich die bei Tusculum und bei Bajä, waren wegen der Pracht und Großartigkeit ihrer Anlagen berühmt. Doch gewährten ihm auch die Beschäftigung mit der Wissenschaft, namentlich das Studium der griech. Philosophie, in der ihn Antiochus für die ältere Akademie gewonnen hatte, und die Arbeit an einer Geschichte des marsischen Kriegs Erheiterung. Mit Gelehrten und Dichtern, wie mit dem Archias (s. d.), verkehrte er gern und ließ sie seine Bibliothek, die jedoch keine öffentliche war, benutzen; ebenso mit Malern und Bildhauern, durch die er die reichen Sammlungen, die er aus Asien mitgebracht hatte, erweitern ließ. Von Cerasus in Pontus hat er den Kirschbaum nach Europa verpflanzt. — Sein Sohn gleiches Namens, geb. nach 65 v. Chr. von Servilia, wurde unter Vormundschaft seines Oheims M. Cato und des Cicero, der seinem Vater eng befreundet gewesen war, erzogen, und fand den Tod bei Philippi im J. 42 v. Chr. — Marcus Lic. L., der jüngere Bruder des berühmtern Lucius, war im J. 73 Consul und zeichnete sich im J. 72 bei Verwaltung der Provinz Macedonien durch seine Kriege in Thrazien aus; er besiegte die gefürchteten Bessier auf dem Hämus und drang bis zum Ister und Pontus Euxinus vor, an dessen Küste er Apollonia und andere griech. Colonien einnahm.

Lucumonen hießen im Allgemeinen die Edlen und Vornehmen in Etrurien (s. d.), aus denen in den zwölf Republiken oder Bundesstädten nach Aufhebung der königlichen Würde die jährlich wechselnden Magistrate unter Beibehaltung dieses Namens gewählt wurden, die mit großem Pomp in Kleidung und Insignien, sowie mit zwölf Lictoren umgeben waren und zugleich das Priesteramt verwalteten.

Luden (Heinr.), Geh. Hofrath und ordentlicher Professor der Geschichte auf der

Universität zu Jena, geb. zu Lorstedt im Herzogthum Bremen am 10. Apr. 1780, besuchte seit 1796 die Domschule zu Bremen und studirte 1799—1803 in Göttingen Theologie, Geschichte und Philosophie. Hierauf lebte er auf dem Lande, in Berlin und zuletzt wieder in Göttingen. Im J. 1806 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen, las er daselbst vorzüglich über Geschichte und erhielt 1810 die ordentliche Professur in dieser Wissenschaft. Durch seine Vorträge trug er wesentlich bei zur Hebung des Studiums der Geschichte und Politik unter den Studirenden. Seine Schriften haben ihm den Ruf eines gründlichen und geistvollen historisch-politischen Schriftstellers erworben. Abgesehen von seinen einzelnen Abhandlungen, namentlich den gelungenen Biographien, z. B. des Christ. Thomasius (Berl. 1805), des Hugo Grotius (Berl. 1806) und des Sir Will. Temple (Gött. 1808), erwähnen wir seine „Ansichten des Rheinbunds" (Gött. 1808; 2. Aufl., 1809), das erste kräftige Wort über diese Verbindung, auf eigene Verantwortung des Verfassers in Jena, wo die Professoren damals censurfrei waren, gedruckt, weil der göttinger Censor Schlözer unter großem Bedauern das Imprimatur verweigerte; „Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte" (Jena 1809; neue Aufl., 1828), welche eigentlich L.'s Wirksamkeit als akademischer Lehrer begründeten; das „Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik" (Jena 1811), dem er wegen der darüber gefällten wunderlichen Urtheile die Abhandlung „Über den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit" (Jena 1811) nachsendete; die neue Ausgabe von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Lpz. 1812; 3. Aufl., 1828); „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums" (Jena 1814; 3. Aufl., 1824) und „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters" (Jena 1821—22; 2. Aufl., 1824), welche beide Werke bei ihrem Erscheinen hochgepriesen, später aber sehr abweichend beurtheilt wurden; die „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte" (12 Bde., Weim. 1814—18), worin ein großer Theil der Aufsätze, in denen die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit besprochen werden, von dem Herausgeber selbst herrühren; das „Allgemeine Staatsverfassungsarchiv" (3 Bde., Weim. 1816); sein wichtigstes Werk, „Die Geschichte des deutschen Volks" (Bd. 1—12, Gotha 1825—37), das von Einigen als wahres Nationalwerk gepriesen, von Andern im Einzelnen vielfältig getadelt wurde und bei dem vielen Neuen und Abweichenden, welches dasselbe enthält, erst in späterer Zeit gerechte Würdigung finden dürfte, und seine „Geschichte der Deutschen" (Bd. 1—3, Jena 1842—43). L. gehört zu den Geschichtsforschern, durch deren Werke die zeitgemäßere und geistvollere Behandlung der Geschichte das Übergewicht, durch keine Grundidee belebte geschichtliche Form gewann. Wie im Allgemeinen durch Tiefe des Wissens, so zeichnen sich seine Schriften durch freimüthige Sprache und Gesinnung rühmlichst aus.

Ludewig (Joh. Pet. von), der Kanzler an der Universität zu Halle, geb. am 15. Aug. 1670 auf dem Schlosse Hohenhard bei Schwäbisch-Hall von bürgerlichen Ältern, studirte in Tübingen, Wittenberg und Halle, wo er 1695 Professor der Philosophie wurde. Zu seiner weitern Ausbildung ging er dann nach Holland, wo er 1697 den Verhandlungen des ryswijker Friedens beiwohnte und durch die von mehren anwesenden hohen Fremden für seine denselben geleisteten Dienste erhaltenen ansehnlichen Geldgeschenke sich in den Stand gesetzt sah, den Grund zu seiner später so bedeutenden Bibliothek zu legen. Auch nach seiner Rückkehr nach Halle hatte er für Kurbrandenburg mehre Schriften zu fertigen und erhielt deshalb den Titel als Rath. Im J. 1703 wurde er in Halle Professor der Geschichte an Cellarius' Stelle, 1704 Doctor der Rechte und königlicher Historiograph, 1705 ordentlicher Professor der Rechte, 1709 königlicher Heroldsrath, dann Regierungsrath, 1718 Geh. Rath, im folgenden Jahre in den Adelstand erhoben und 1722 Kanzler der Universität. Als solcher starb er am 7. Sept. 1743. Von seinen Schriften sind als noch gegenwärtig brauchbar zu erwähnen die „Scriptores rer. german." (2 Bde., Halle 1718, Fol.); „Reliquiae manuscript. omnis aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum" (12 Bde., Halle 1740—41); „Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg" (Frankf. 1713, Fol.); „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Halle 1720, Fol.) und die „Vita Justiniani etc." (Halle 1731, 4.).

Ludmila, die Gemahlin des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, Boriwoj, und mit ihm zugleich wahrscheinlich durch Method selbst in Mähren getauft, war eine außeror-

bentlich eifrige Christin und erzog auch ihren Enkel, den heil. Wenzel, zu großer Liebe für dos Christenthum. Als nach dem Tode Wratislaw's (des Vaters Wenzel's) dessen noch heidnische Witwe Drahomira sich der Regierung bemächtigte und das Heidenthum wieder emporhob, entspann sich Streit zwischen den Anhängern desselben und den Christen, in welchem L. auf Befehl Drahomira's in ihrer Burg Tetin, wohin sie sich zurückgezogen, am 15. Sept. 927 erdrosselt wurde. Später wurde sie unter die Zahl der Heiligen und der böhm. Landespatrone erhoben.

Ludolf (Hiob), einer der größten Orientalisten seiner Zeit und erster Begründer des Studiums der äthiop. Sprache und Literatur in Deutschland, geb. am 15. Jan. 1624 zu Erfurt, bezog 1639, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, die er sich durch seinen unermüdlichen Eifer erworben, die Akademie seiner Vaterstadt, wo er anfangs sich zumeist mit der griech Sprache und der Musik beschäftigte, dann Französisch, Italienisch und Spanisch lernte und nachher dem Studium der oriental. Sprachen sich zuwendete. Auch betrieb er mit Eifer die damals noch ziemlich vernachlässigte äthiop. Sprache, wobei er auf die mangelhaftesten Hülfsmittel hingewiesen war. Seit 1645 setzte er seine oriental. Studien in Leyden fort. Mit dem Engländer Thys bereiste er 1647 Frankreich und 1648 England, und im Auftrage der Königin Christina von Schweden ging er 1649 nach Rom. Hier machte er Bekanntschaft mit mehren Abyssiniern und besonders mit einem gewissen Gregorius, von welchem er sich in der äthiop. Sprache unterrichten ließ. Nachdem er noch bis 1651 Reisen in Schweden und Dänemark gemacht, wurde er in Gotha 1652 bei der Regierung angestellt, bei welcher er später als Geh. Rath. einen sehr bedeutenden Einfluß gewann. Von ungemeiner Wichtigkeit für L.'s äthiop. Studien war ein halbjähriger Besuch des erwähnten Gregorius, der ihn bei Ausarbeitung seines Lexikons und seiner Grammatik der äthiop. und der amharischen Sprache sehr unterstützte. Trotz der großen Arbeiten und Mühen, welche ihm seine Stellung auferlegte, trieb er mit unablässigem Eifer die oriental. Sprachen. Er starb am 8. Apr. 1704 in Frankfurt am Main. Seine erste bedeutende Schrift war die „Historia aethiop." (Frankf. 1681, Fol.). Im J. 1683 ließ er auf seine Kosten eine „Epistola aethiop. ad universam Habessinorum gentem scripta" drucken, auf welche er 1685 eine Antwort erhielt. Zu seinen bedeutendsten Werken gehört ferner sein „Commentarius ad historiam aethiop." (Frankf. 1691, Fol.), dem er 1693 einen „Appendix" beigab. Er war der Erste, welcher eine „Grammatica amharicae linguae" (Frankf. 1698, Fol.) und ein „Lexicon amharico-lat." (Frankf. 1698, Fol.) herausgab. Sein „Lexicon aethiop." wurde zuerst von Wansleben herausgegeben (Frankf. 1661, 4.), ebenso seine äthiop. Grammatik; er selbst besorgte die zweite Ausgabe sowol des Lexikons (Frankf. 1699, Fol.), wie der Grammatik (Frankf. 1702, Fol.). Noch ist zu erwähnen sein „Psalterium Davidis aethiopice" (Frankf. 1701, 4.). Sein Leben beschrieb Juncker (Lpz. und Frankf. 1710).

Ludolf'sche Zahl, s. Kreis.

Ludwig I. oder der Fromme (le débonnaire, d. h. der gutherzige Schwache), röm. Kaiser von 814—840, der dritte Sohn Karl's des Großen, geb. 778, von dessen dritter Gemahlin, Hildegard, einer alemann. Fürstin, wurde schon frühzeitig von seinem Vater zum König von Aquitanien und 813 nach dem Tode seiner ältern Brüder, Karl's und Pipin's, auf einer Reichsversammlung zu Aachen zum Mitregenten des Frankenreichs ernannt, das er als Alleinherrscher am 28. Jan. 814 erbte. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch einen Hoffnung verheißenden Aufschwung zu rüstiger Thatkraft. Er verbannte mit Strenge die in der letzten Zeit am Hofe eingerissene Zügellosigkeit der Sitten, strafte die Unterdrückung des Volks durch die Großen, steuerte dem Gewaltmisbrauche der Grafen in den Provinzen, drang auf eine Reformation der Weltgeistlichen und der Mönche und verpflichtete mit kluger Milde die sächs. und fries. Herren und Freien sich dadurch zu treuer Anhänglichkeit, daß er ihnen ihre Erbgüter wiedergab oder ihnen aus den Pflanzorten die Rückkehr in ihr Vaterland verstattete. Diesen weisen Maßnehmungen aber folgten bald gefährliche Misgriffe. Die Diener und Rathgeber Karl's wurden nicht blos zurückgesetzt, sondern verfolgt, ja Wala, ein Seitenverwandter Karl's, der für die Ernennung Bernhard's, eines Sohnes des verstorbenen Pipin, zum Kaiser gestimmt hatte, mit seinen Brü-

dern gar ins Kloster verbannt; unzählige Befreiungen wurden ertheilt, die königlichen Güter massenweise als Lehen ausgethan und der Geistlichkeit immer mehr Einfluß und Macht eingeräumt. Die unglücklichste Maßregel L.'s aber war die bereits 817 ausgeführte Theilung des ganzen Reichs unter seine drei Söhne, welche die Ursache zu allen nachfolgenden Unruhen und Streitigkeiten während seiner Regierung wurde. Lothar, der älteste, bekam Austrasien und Deutschland und die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserlichen Titel, Pipin wurde in Aquitanien bestätigt und Ludwig erhielt Baiern, Böhmen, Kärnten und die dazu gehörigen avarischen und wendischen Länder. Gleich anfangs reizte diese Theilung, bei der sein Neffe, der König Bernhard von Italien, sich zurückgesetzt, ja bedroht sah, diesen zur Empörung. Unter arglistigen Versprechungen ließ L. ihn 818 nach Chalons locken und grausam die Augen ausstechen, sodaß er nach wenigen Tagen starb, worauf Italien an Lothar gegeben wurde. Als der Kaiser so seine Rache gestillt hatte, reute ihn die Missethat. Dazu kam der Tod seiner Gemahlin. Er wollte seine Würde niederlegen und ins Kloster gehen. Seine geistlichen Räthe aber, die den Nachfolger fürchteten, hielten ihn davon zurück, beredeten ihn 819 zu einer zweiten Ehe mit der schönen Tochter des Grafen Welf, Judith, ließen ihn zu Attigny öffentlich Kirchenbuße thun und brachten es dahin, daß er ohne ihren Rath nichts mehr unternahm. Als ihm hierauf Judith 823 einen Sohn, Karl, gebar, schritt er, durch die Bitten seiner Gemahlin bestürmt, 829 zu einer neuen Theilung des Reichs, in welcher Karl, nachher der Kahle genannt, unter dem Titel eines Königs von Alemannien, mit Lothar's Zustimmung das Land zwischen Rhein, Main, Donau und Neckar nebst Rhätien und Helvetien erhielt. Bald darauf aber einigten sich die Brüder gegen den Vater, griffen zu den Waffen, nahmen ihn, unterstützt von den misvergnügten Großen, welche den Kaiser verließen, zu Compiegne gefangen, beschuldigten ihre Stiefmutter Judith des Ehebruchs mit dem Grafen Bernhard von Septimanien und verurtheilten sie zum Kloster. Schon hatte auch der Kaiser erklärt, die Krone nach dem Wunsche seiner Söhne niederlegen zu wollen, als die beiden andern Brüder und die Geistlichen Lothar's Absicht merkten, allein zu herrschen. Von jetzt arbeiteten sie nun selbst an L.'s Wiedereinsetzung, die auf dem Reichstage zu Nimwegen erfolgte, wo die Deutschen sich gegen Lothar erklärten, der sich hierauf unterwarf und um Gnade bat. L. verzieh ihm zwar, nahm ihm aber die Mitregentschaft, holte Judith wieder aus dem Kloster und gab ihrem Sohne Karl das zeither von seinem treulosen Sohne Pipin besessene Aquitanien. Dies veranlaßte einen neuen Aufstand Ludwig's und Pipin's, welchem sich bald darauf auch Lothar und sogar der damalige Papst Gregor IV., der zur Schlichtung des Streites über die Alpen gekommen war, anschlossen. Beide Theile lagerten 833 mit ihren Heeren im Elsaß unweit Kolmar. L. verlor den günstigen Augenblick des Kampfes, und während der Papst mit ihm unterhandelte, wurden seine Truppen verführt und gingen zu den Empörern über, sodaß er selbst auf dem Rothfeld bei Kolmar, nachher Lügenfeld genannt, den Söhnen sich gefangen geben mußte. Sogleich wurde er nun von seiner Gemahlin, die man nach Italien, und von seinem Sohne Karl, den man nach Prüm führte, getrennt und nach Soissons ins Kloster gebracht, wo er auf Lothar's Betrieb, um ihm die Rückkehr auf den Thron für immer zu verschließen, knieend auf einem härenen Bußsacke öffentliche Kirchenbuße thun und ein Verzeichniß seiner Sünden ablesen mußte. Doch war L. schlau genug, trotz aller Drohungen, noch nicht das Gelübde eines Mönchs abzulegen, weil er auf eine abermalige Rettung hoffte. Diese blieb auch nicht aus. Die Brüder, durch die Herrschsucht Lothar's beleidigt, einigten sich bald zum Kampfe gegen diesen, nahmen die ihrem Vater widerfahrene Mishandlung zum Vorwand, verjagten Lothar, und setzten L., nachdem er von den Bischöfen vollkommene Absolution erhalten, wieder auf den Thron. Judith und Karl kehrten zurück, L. ließ sich von neuem huldigen und krönen, ertheilte den abgefallenen Großen Amnestie und verwies Lothar, der sich endlich gleichfalls unterwarf, nach Italien. Zugleich machte er 837 zu Gunsten Karl's eine neue Theilung, in welcher dieser außer Aquitanien auch Neustrien erhielt. Die Söhne schwiegen; als aber L. nach Pipin's Tode 838, mit Ausschließung der Kinder desselben, Westfranken an Karl und Italien nebst ganz Austrasien oder Deutschland an Lothar austheilte, griff Ludwig, dem auf diese Weise nur Baiern verblieb, tief gekränkt zu den Waffen, während zugleich die Aquitanier zu Gunsten der Söhne

Pipin's kämpfend sich erhoben. Der Kaiser wollte die Streitigkeiten auf einem Reichstage zu Worms ausmachen, starb aber, von Kummer und Mühseligkeit erschöpft, auf einer Rheininsel unterhalb Mainz am 20. Juni 840, und wurde zu Metz beerdigt. L. besaß bei manchen Vorzügen des Charakters und bei nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Erfahrungen doch gerade die Eigenschaften nicht, die ihn allein zum Regenten eines so großen Reichs befähigen konnten, nämlich den Blick des Staatsmanns und die feste Thatkraft. Seine Milde artete in Schwäche, sein Frommsinn in Bigoterie und blinde Unterwürfigkeit gegen die Kirche aus. Er hatte allein in Aquitanien 26 Klöster gestiftet. Deutschland verdankt ihm die Stiftung des Klosters Korvei und die Gründung des Erzbisthums Hamburg. Drei Jahre nach seinem Tode theilten seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Karl das väterliche Reich aufs neue unter sich in dem Vertrage zu Verdun (s. d.). Als Kaiser folgte ihm Lothar I. (s. d.), dem er noch kurz vor seinem Tode mit der Bitte um die Beschützung seines Lieblingssohnes Karl die Reichsinsignien übergeben hatte.

Ludwig II., röm. Kaiser von 855—875, ältester Sohn Lothar's I., geb. um 822, wurde von seinem Vater 844 nach Rom gesendet, um den Zwiespalt zwischen den Päpsten Sergius und Johannes zu schlichten, setzte den erstern als rechtmäßigen Papst ein und ließ sich von ihm zum Könige der Longobarden krönen. Bereits 850 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen, folgte er diesem 855 im Besitze Italiens und des Kaiserthums, während der zweite Bruder, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde nebst einem Theil von Helvetien und Burgund, und der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. In der Zeit des Bruderkriegs in Deutschland hatten die Sarazenen in Italien bedeutende Eroberungen und viele ital. Große sich unabhängig gemacht. Aber L. schlug nicht nur die erstern 848 bei Benevent und entriß ihnen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari, sondern demüthigte auch die letztern. Ebenso behauptete er gegen die Griechen das Kaiserthum, das diese im Einverständniß mit einer Partei in Rom wieder mit dem Thron von Konstantinopel zu vereinigen strebten. Nach dem kinderlosen Tode Karl's von Burgundien, im J. 863, theilten die beiden andern Brüder dessen Reich unter sich, und als bald darauf, 869, auch Lothar starb, benutzten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche (s. d.) L.'s Bedrängnisse in Italien, bemächtigten sich ohne Rücksicht auf das Näherecht Ludwig's II. Lothringens und theilten das Land am 9. Aug. 870 zu Marsamz; doch gab Ludwig der Deutsche bald darauf 872 seinem Neffen Ludwig II, an den auch seine Tochter Ingelberg vermählt war, seinen Antheil heraus und nahm ihn erst wieder, als derselbe am 13. Aug. 875 ohne männliche Erben starb. Seines übrigen Reichs bemächtigte sich Karl der Kahle.

Ludwig III. oder das Kind, der Sohn des deutschen Königs Arnulf, erhielt im J. 900, obgleich erst sechs Jahre alt, auf Betrieb des Sachsenherzogs Otto, des Markgrafen Luitpold von Ostreich und des Erzbischofs Hatto von Mainz die Königskrone, weil diese Männer unter dem Namen dieses Kindes als Obervormünder des Reichs selbst regieren wollten, und nahm 908 den Kaisertitel an. Außer der Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland, das Arnulf dem wilden Zwentibold gegeben hatte, bezeichnet kein glückliches Ereigniß die kurze Zeit seiner Regierung. Unaufhörliche Fehden, von denen die babenbergische 902—905 am berühmtesten geworden ist, machten die Vasallen immer übermüthiger und trotziger, und wiederholte Einfälle der Ungarn verödeten und verwüsteten aufs furchtbarste die Provinzen des Landes. Schon im J. 907 waren die Ungarn in Baiern eingedrungen, hatten den ihnen entgegengesendeten Herzog Luitpold überfallen und mit seinem ganzen Heere aufgerieben. Im nächsten Jahre zogen sie verheerend durch Thüringen, wo Herzog Burkhard, und in den J. 909 und 910 durch Schwaben und Franken, wo Graf Gebhard im Kampfe gegen sie nutzlos den Tod fanden. Nur die Zahlung eines jährlichen Tributs verschaffte Deutschland vor ihnen Ruhe. Unter solchem Misgeschick starb L. 911, unvermählt, und mit ihm erlosch der Karolingische Stamm in Deutschland. Das Bedürfniß eines kräftigen Regenten veranlaßte die Fürsten, zu L.'s Nachfolger den Herzog Konrad I. (s. d.) von Franken zu wählen.

Ludwig IV. oder der Baier, deutscher Kaiser 1314—47, der Sohn Ludwig's des Strengen, Herzogs von Baiern, geb. 1286, wurde nach Heinrich's VII. Tode 1314 von

fünf Kurfürsten zum Kaiser erwählt, während die übrigen für den Herzog Friedrich von Ostreich stimmten. Zu Wien mit seinen Verwandten, des Herzogs Albrecht's von Östreich Söhnen, erzogen, folgte er 1294 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter, Mathilde von Habsburg, wurde 1300 Mitregent seines ältern Bruders Rudolf und erhielt 1310 in der Theilung den Landstrich am linken Ufer der Isar. In Folge der zwiespältigen Wahl der Fürsten brach natürlich sehr bald zwischen den beiden Gegenkaisern L. und Friedrich ein Bürgerkrieg aus, der von Mord, Brand und Parteiung begleitet, acht Jahre lang Deutschland verheerte und den sogar die bei Mühldorf in Baiern 1322 durch den kriegserfahrenen Seifried Schweppermann glorreich gewonnene Schlacht und die Gefangennehmung Friedrich's bei dieser Gelegenheit nicht zu beendigen vermochten, weil dessen Bruder Leopold und der Papst für sich den Kampf gegen L. eifrig fortsetzten. L. hatte inzwischen seinen Bruder Rudolf von der Pfalz, der aus Neid über dessen Erhebung sich an Östreich anschloß, 1317 vertrieben und dessen Länder in Besitz genommen. Nach dem Tode desselben fand er sich jedoch bewogen, mit dessen Söhnen 1329 einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Erbe wiederbekamen und die Kurwürde zwischen Baiern und der Pfalz künftig wechseln sollte. Zugleich verlieh er, seine Hausmacht zu verstärken, seinem ältesten Sohne Ludwig 1322 die erledigte Mark Brandenburg, und unterstützte, um den siegreichen Fortschritten des Papstes in Oberitalien Einhalt zu thun, die hartbedrängten Visconti in Italien und verschaffte ihnen dadurch den Sieg über die guelfische Partei. Der Papst Johann XXII., hierdurch zu noch heftigerm Hasse gegen L. aufgeregt, schleuderte nicht nur 1324 den Bannstrahl gegen ihn, sondern wiegelte auch die Polen und Russen auf, die in Brandenburg einfallen mußten, und knüpfte zwischen Östreich und Frankreich gegen den Kaiser ein heimliches Bündniß. Dies bewog L., sich mit Friedrich auszusöhnen und ihn unter der Bedingung der Thronentsagung und Ausantwortung der besetzten Städte und Reichsgüter in Schwaben freizulassen und andererseits König Johann von Böhmen durch ein Bündniß zu verpflichten, daß er die ihm ohnehin verhaßten Polen bekämpfen sollte. Da aber Friedrich, durch seinen Bruder Leopold verhindert, die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen konnte, kehrte er zu L. zurück, der durch solche edle Treue gerührt, mit ihm die Herrschaft zu theilen beschloß, eine Absicht, die jedoch an der Weigerung der Kurfürsten scheiterte. Bald darauf, 1327, machte L. einen Zug nach Italien, ließ sich zu Mailand zum König von Italien, zu Rom zum Kaiser krönen, bestrafte den verrätherischen Galeazzo Visconti, setzte an Johann's XXII. Stelle Nikolaus V. als Papst ein und begann, in Verbindung mit einer sicil. Flotte, die Florentiner und den König von Neapel zu bekriegen, als eine Empörung der Römer und andere gefahrdrohende Bewegungen in Italien, bei der Schwäche seines durch Krankheiten zusammengeschmolzenen Heers, ihn nöthigten, zuerst 1329 nach Oberitalien, dann 1330 nach Deutschland zurückzueilen. Die Kunde, die er hier von seines Nebenbuhlers Friedrich's Tode erhielt, bewog ihn, nunmehr eine Aussöhnung mit den andern Herzogen von Östreich zu suchen, zu welcher diese, da sein zeitheriger ärgster Feind, Herzog Leopold, 1326 gestorben war, gegen eine bestimmte Entschädigung für die Kriegskosten durch König Johann's von Böhmen Vermittelung in der That auch bald sich bereitwillig finden ließen. Weniger glücklich waren die Bemühungen Johann's von Böhmen, der sich L. für Übertragung des ihm willkommenen Reichsvicariats in Italien gern dankbar erweisen wollte, eine Aussöhnung zwischen dem Papste Johann XXII. und dem Kaiser zu Stande zu bringen, so sehnlich der Letztere eine solche auch wünschte. Der unheilvolle Einfluß der franz. Staatskunst auf die jetzt zu Avignon residirenden Päpste machte, wie die frühern, so auch die erneuten Versuche einer friedlichen Ausgleichung mit dem wohlmeinender gesinnten Benedict XII. fruchtlos, sodaß, als selbst die demüthigsten Anerbietungen des Kaisers zu keinem Ziele führten, die deutschen Fürsten sich ermannten, den Kaiser eigenmächtig vom Banne lossprachen und auf dem Kurvereine zu Rense am Rhein, am 15. Juli 1338, einmüthig den zum Reichsgesetz erhobenen Beschluß faßten, „daß, wer auf rechtmäßige Weise von der Mehrheit der Kurfürsten auf den deutschen Thron erhoben worden, für einen wahren und rechtmäßigen Kaiser und König zu halten sei, ohne erst der Einwilligung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen". Hierdurch gesichert, benutzte L., wenn auch nicht ohne Willkür und Machtstreiche, die nächste Zeit zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Außer

Brandenburg nahm er 1341 ohne Rücksicht auf seine Vettern die Länder Heinrich's von Niederbaiern in Besitz, vermählte hierauf die berühmte Margarethe Maultasche, die er eigenmächtig von ihrem Gemahl Johann Heinrich von Böhmen schied, mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, brachte mit ihr Tirol an sein Haus und erwarb endlich durch seine Gemahlin Margaretha, die Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland, auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Aber wenn schon die unrechtliche Erwerbung Tirols das durch Böhmen so mächtige Haus Luxemburg ihm zu unversöhnlichem Haß verfeindete, so führte der Tod Benedicts XII. in Clemens VI. ihm noch besonders einen Gegner zu, der an Feindseligkeit Johann XXII. weit übertraf. Nicht genug, daß dieser am Gründonnerstage 1346 aufs neue feierlich den Bann über ihn aussprach, so foderte er auch die deutschen Fürsten zu einer neuen Kaiserwahl auf, entsetzte den L. befreundeten Erzbischof von Mainz, vergab den erzbischöflichen Stuhl an den Grafen Gerlach von Nassau und wußte durch diesen einen Theil der übrigen deutschen Fürsten so zu gewinnen, daß sie am 11. Juli 1346 zu Rense an L.'s Stelle den Markgrafen Karl von Mähren als Karl IV. (s. d.) zum Kaiser wählten. Zwar konnte es Karl nicht zur Anerkennung bringen und Ludwig von Brandenburg schlug ihn sogar aus Tirol, welches er zu erobern kam, heraus; doch L. starb, als er sich zu einem neuen Römerzuge rüstete, plötzlich auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld, unfern München, am 11. Oct. 1347. Er wurde in der Frauenkirche zu München begraben, wo ihm 1622 Kaiser Maximilian I. ein Denkmal errichtete. Die Stelle, wo er starb, hat der König Maximilian Joseph von Baiern durch eine marmorne Spitzsäule ausgezeichnet. Vgl. Mannert, „Kaiser L. IV. oder der Baier" (Landsh. 1812) und Schlett, „Biographie des Kaisers L. des Baiern" (Amb. 1822).

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 805, König der Deutschen von 843—876, der Gründer eines selbständigen deutschen Reichs, erhielt in der ersten Theilung seines Vaters 817 Baiern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber in den beiden neuen zu Gunsten des spät geborenen Karl's gemachten Theilungen, 823 und 838, so verkürzt und zurückgesetzt, daß er dem langwierigen, immer wieder sich erneuernden Kriege seiner Brüder Lothar und Pipin gegen den Vater sich anschloß. Sogleich nach des Vaters Tode im J. 840 begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches Lothar gern allein sich zugeeignet hätte. Aber L. und Karl vereinigten sich gegen denselben, schlugen ihn in der Schlacht bei Fontenai 841 und nöthigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen hatte, zum Theilungsvertrag zu Verdun von 843, durch welchen L. Deutschland bis zum Rhein und überdies Mainz, Speier und Worms als künftiges Besitzthum zuerkannt wurden. Wenn L. schon in der frühern Zeit der Statthalterschaft in Baiern, seit 825, wiederholte hartnäckige Kämpfe mit den von Südost herandringenden Bulgaren und mit einzelnen slaw. Völkerschaften, den Böhmen, Sorben und Moraven, zu bestehen hatte, so machten ihm nach seinem Regierungsantritte vor allem die Einfälle der Normänner viel zu schaffen, die jährlich im Rhein- und Frieslande sich wiederholend, nach der Einäscherung Hamburgs ihn endlich zwangen, 858 das Erzbisthum Hamburg mit dem Bisthum von Bremen zu vereinigen. Auf die Einladung einer mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Partei, brach er 858 mit drei Heeren von Worms auf, setzte sich in den Besitz Frankreichs und glaubte einen Augenblick lang, Ost- und Westfranken unter seinem Scepter wieder vereinigen zu können. Aber die Großen, durch seine kräftige Regierungsweise geschreckt, und das Volk, durch die deutschen Besatzungen bedrückt, fingen an, wieder zu Karl, der indeß Anhänger in Burgundien gesammelt hatte, sich zu neigen, und L., im entscheidenden Momente vom franz. Heere verlassen, sah sich genöthigt, Frankreich zu räumen. Einen Aufruhr seines Sohnes Karlmann im J. 862 dämpfte er sehr bald; auch gelang es ihm, als Lothar von Lothringen gestorben war, von Karl dem Kahlen die Hälfte des von ihm in Besitz genommenen Landes auf friedlichem Wege zu erlangen. Dagegen betrog ihn Karl nach Ludwig's II. Tode durch listige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder dafür zu bestrafen, starb er am 28. Aug. 876 zu Frankfurt. Seine drei Söhne theilten, nachdem sie erst einen Eroberungsversuch ihres Oheims, Karl's des Kahlen, auf Deutschland durch die sieg-

reiche Schlacht bei Andernach im J. 876 zurückgewiesen, zu Hohenaltheim ihres Vaters Erbe so unter sich, daß Karlmann Baiern, Kärnten und die angrenzenden zinsbaren Länder der Slawen (Böhmen, Mähren, Östreich und Ungarn), Ludwig der Jüngere Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, und Karl der Dicke Schwaben vom Main bis in die Alpen erhielt. Ludwig der Jüngere erwarb zu seinen Besitzungen nach Ludwig's des Stammlers von Frankreich Tode im J. 879 noch die westliche Hälfte von Lothringen und, als sein Bruder Karlmann 880 starb, auch Baiern, welche Länder sämmtlich nach seinem Hinscheiden im J. 882 an Karl den Dicken, gest. 887, fielen, der, obgleich schwach und unfähig, Karl's des Großen Reich in seiner Hand noch einmal vereinigte.

Ludwig (Louis), aus dem fränk. Chlodwig gebildet, ist mit Einschluß Kaiser Ludwig's I. oder des Frommen (s. d.) der Name von 18 Königen Frankreichs (s. d.). Die fünf ersten gehören zur Dynastie der Karolinger (s. d.), Ludwig VI. bis mit Ludwig XII. zur Dynastie der Valois (s. d.) und Ludwig XIII. bis mit Ludwig XVIII. zur Dynastie der Bourbons (s. d.).

Ludwig IX. oder der Heilige, König von Frankreich, 1226—70, der Sohn Ludwig's VIII. und der Blanca von Castilien, geb. am 25. Apr. 1215, folgte 1226 seinem Vater unter der Vormundschaft der Mutter, die auch die Regentschaft führte. Die Großen versuchten zwar gegen die Ausländerin Widerstand und wollten sich 1228 durch Gewalt des Königs bemächtigen, wurden aber von Blanca bezwungen. Auf Andringen des Papstes und des berüchtigten Legaten Romanus unterdrückte Blanca auch die Albigenser (s. d.), richtete den Grafen Raymund VII. von Toulouse zu Grunde und nahm demselben den größten Theil seiner Länder. Als der König volljährig geworden, weigerte sich Hugo de la Marche, den Vasalleneid zu leisten, und rief seinen Schwager Heinrich III. (s. d.) von England zu Hülfe; doch L. schlug Letztern 1242 bei Taillebourg und Saintes. Die Bedrängnisse der Christen im Orient erweckten damals aufs neue die Schwärmerei der abendländischen Welt. Auch L. that 1244 in einer schweren Krankheit das Gelübde, als Kreuzfahrer in Person aufzutreten. Nachdem er seine Mutter zur Regentin eingesetzt, segelte er im Aug. 1248 mit einem Heere von 40000 M. nebst seinen Brüdern Robert und Karl und seiner Gemahlin nach Cypern, von wo er im nächsten Frühjahre nach Ägypten übersetzte, um nach Eroberung dieses Landes Palästina leichter behaupten zu können. Er landete am 4. Juni 1249 zu Damiette, schlug das mohammedan. Heer und nahm die Stadt, rückte aber erst im Nov. den Nil bis Mansura hinauf, wo sich der Feind am andern Ufer befand. Nachdem das Kreuzheer zwei Monate mit Ableitung des Nil verloren, zeigte ein Araber eine Furth, durch welche endlich der größte Theil der Franzosen über den Fluß gelangte. Des Königs Bruder Robert drang jedoch blindlings in den schon fliehenden Feind und wurde mit seinem Corps gänzlich niedergehauen. L. sah sich deshalb mit der geschwächten Hauptmacht zum Rückzuge genöthigt und alsbald von allen Seiten so hart gedrängt, daß er sich am 5. Apr. 1250 mit seinen Brüdern Karl und Alfons, welcher Letztere ihm Verstärkungen gebracht hatte, gefangen geben mußte. Obschon in schrecklicher Lage, wußte er sich doch die Hochachtung der Mohammedaner zu erwerben und wurde mit den Seinigen am 7. Mai gegen ein Lösegeld von 100000 Mark Silber wieder freigelassen. Mit dem Reste von kaum 6000 M. schiffte er sich nach Acre ein und blieb, von religiösem Eifer beseelt, noch vier Jahre im heiligen Lande, bis ihn der Tod seiner Mutter im J. 1254 zur Rückkehr nöthigte. Er gab zwar den Gedanken an einen zweiten Kreuzzug nicht auf, widmete sich aber doch mit Ernst den Angelegenheiten des Reichs. Nachdem er durch Vertrag und Heimfall viele Provinzen mit der Krone vereinigt, schloß er 1259 mit Heinrich III. von England einen Vergleich, in welchem er den Engländern freiwillig einige franz. Besitzungen bewilligte. Höchst wichtig waren die Reformen, die er im Justizwesen vornahm. (S. Frankreich.) Er schaffte die Gottesurtheile ab, gewöhnte die Großen an die Appellationsinstanzen seiner Dominialländer und brachte selbst ein Gesetzbuch, die „Etablissements de St.-Louis", zu Stande. Freilich wurde dabei das Volksrecht unterdrückt und der Grund zum königlichen Despotismus gelegt. Nach dreijähriger Vorbereitung entschloß er sich endlich, obschon ihm selbst der Papst abrieth, zu einem neuen Kreuzzuge. Nachdem er eine Regentschaft eingesetzt und die kirchliche Ordnung durch eine pragmatische Sanction

gesichert hatte, ging er am 1. Juli 1270 mit 30000 M. und in Begleitung seiner Söhne Philipp, Tristam und Peter nach Sardinien unter Segel. Hier erst offenbarte er, daß der Zug gegen Tunis gerichtet sei, und sein Bruder Karl von Anjou, der seit 1266 das Königreich Sicilien usurpirt hatte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse und versprach ihm Unterstützung. Die Absicht dabei war, dem Sultan von Ägypten die wichtigste Hülfsquelle zu entziehen, das Mittelmeer frei zu machen und durch die Eroberung des reichen Tunis die Schätze für weitere Expeditionen zu gewinnen. Nach der Landung des Kreuzheers an der afrikan. Küste und der Einnahme von Karthago machte L. auch sogleich Anstalt zur Belagerung von Tunis. Doch im franz. Lager brach eine verheerende Seuche aus, welcher der größte Theil des Heers und am 25. Aug. 1270 auch der König selbst unterlag. Sein Sohn und Nachfolger Philipp III. (s. Capetinger) schloß mit dem Könige von Tunis eiligst Frieden und kehrte mit der Leiche des Vaters nach Frankreich zurück. L. besaß einen hohen kühnen Geist, der freilich durch die Schwärmerei seiner Zeit verdunkelt war. In seinem Privatleben folgte er nur zu häufig seiner Mutter und seinen Umgebungen; gegen den Papst und den Klerus aber erwies er sich stets fest. Ungeachtet der unglücklichen Kreuzzüge erhob sich Frankreich unter ihm außerordentlich. Der Papst Bonifaz VIII. sprach ihn 1297 heilig. Vgl. Joinville, „Histoire de St.-Louis" (Par. 1668 und öft.); Beugnot, „Essai sur les institutions de St.-Louis" (Par. 1821) und Villeneuve-Trans, „Histoire de St.-Louis" (3 Bde., Par. 1839).

Ludwig XI., König von Frankreich, 1461—83, der älteste Sohn Karl's VII. (s. d.) und der Marie von Anjou, geb. am 3. Juli 1423, wurde schon 1436 mit Margarethe von Schottland verheirathet. Von Jugend auf zeigte er einen harten, herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter; er verfolgte die Räthe seines Vaters und behandelte die achtbare Agnes Sorel (s. d.) in gemeiner Weise. Von den unzufriedenen Großen ließ er sich 1440 zur Theilnahme an der offenen Empörung, der Praguerie, verleiten. Der König schickte ihn hierauf mit den unbeschäftigten Söldnern gegen die Schweizer, wobei er sich klug und tapfer benahm. Im J. 1451 vermählte er sich eigenmächtig mit der neunjährigen Charlotte von Savoyen, um gegen den Hof einen Rückhalt zu haben. Seine Erpressungen in der Dauphiné, die er als Kronprinz regierte, verbunden mit neuen Anschlägen gegen den Thron, bewogen endlich den König, ein Truppencorps zur Gefangennehmung des Sohnes abzuschicken. Der Dauphin entwich jedoch nach Brabant und lebte hier unter dem Schutze des Herzogs von Burgund bis zum Tode des Vaters. Als ihm 1461 die Krone zufiel, begann er sogleich eine harte Verfolgung der alten Räthe und die Unterdrückung der Großen, namentlich der Häuser Burgund und Bretagne, was zu einer Coalition des Adels (la ligue du bien public) führte, an deren Spitze Karl der Kühne (s. d.), der spätere Herzog von Burgund, stand. Ungeachtet L. ein starkes Heer sammelte und die Städte gewann, würde er doch unterlegen haben, hätte er nicht seine Feinde durch List zu trennen gewußt. Als der Krieg wieder auszubrechen drohte, weil er seinem Bruder, dem Herzog von Berri, gegen die Verträge von Conflans und St.-Maur die Normandie entriß, lud er Karl den Kühnen im Oct. 1468 zu einer friedlichen Ausgleichung nach Peronne. Da der Herzog mit der Ankunft zögerte, wiegelte er gegen denselben die Lütticher auf, wurde aber dafür von Karl gefangen genommen und hart behandelt. Sobald sich L. frei sah, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis in den Dec. 1472 dauerten. In diesem Jahre trat auch Comines (s. d.) in des Königs Dienste und wurde fortan das Hauptwerkzeug von dessen Politik. Während Karl der Kühne mit Eduard IV. von England ein Bündniß zur Eroberung Frankreichs schloß, verband sich L. mit den Schweizern und dem Herzog Renatus von Lothringen. Eduard IV. erschien 1475 in der That mit einem Heere in Frankreich, ließ sich aber, da ihn der Herzog von Burgund nicht unterstützte, am 29. Aug. den Frieden von L. für 75000 Goldthaler und ein Jahrgeld abkaufen. Fortan sah L. den Kämpfen und dem Untergange seines Erbfeindes aus der Ferne zu. Nach dem Tode Karl's des Kühnen im J. 1477 suchte er dessen Erbtochter, Maria, so viel als möglich an Land zu entreißen. Er nahm die burgund. Städte in Picardie, Artois, Flandern, Hennegau und das ganze Herzogthum Burgund als eröffnetes Mannslehn. Der Franche Comté bemächtigte er sich, um die Provinz für die Herzogin Maria, die sich mit dem Dauphin vermählen

würde, in Verwahrung zu nehmen. Als jedoch Maria nicht den siebenjährigen Dauphin sondern den Erzherzog Maximilian heirathete, griff er zu den Waffen und brachte es endlich am 23. Dec. 1482 zum Frieden von Arras. Vermöge desselben sollte Maximilian's Tochter, Margarethe, mit dem Dauphin, dem spätern Karl VIII. (s. d.), vermählt werden und unter Anderm die Grafschaften Burgund und Artois als Heirathsgut mitbringen. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme wurde im Vertrage nicht mehr gedacht. Eine andere wichtige Erwerbung machte L., indem er durch Ränke den alten Titularkönig von Neapel und Grafen von Provence, Renatus von Anjou, bewog, den kinderlosen und ihm ergebenen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481, und nun nahm L. die Grafschaften Provence und Forcalquier, sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. Übrigens blieb seit L.'s Regierung auch die Dauphiné mit der Krone vereinigt. In den letzten Jahren litt L. an Krämpfen, Wuthausbrüchen und schrecklicher Furcht vor dem Tode. Weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Le-Plessis-les-Tours ein, die von zahlreichen Bogenschützen bewacht und mit spitzen Eisengittern und Fußangeln umgeben war. Seine Gesellschaft bestand aus einigen alten Dienern und dem Leibarzte Coctier, der ihn furchtbar knechtete und vor dem er oft in der Angst auf die Knie fiel. Als keine Arznei half, wendete er sich an Wunderthäter und ließ aus allen Ländern Reliquien herbeischaffen. In diesem Zustande hielt er überall seine Spione, setzte Beamte ab und ein und ließ Die bestrafen, welche nicht an sein Wohlbefinden glauben wollten. Er starb am 30. Aug. 1483. Mehr als 4000 Personen soll er und zwar meist heimlich und ohne Form haben hinrichten lassen. Doch hinterließ er, durch Unterdrückung des Feudaladels und Begünstigung des Bürgerthums, die königliche Macht gestärkt und das Reich geordnet. Unter ihm hoben sich die Steuern von 2 auf beinahe 5 Mill. Livres. Dem Könige Johann von Aragonien lieh er gegen Verpfändung der Grafschaften Roussillon und Cerdagne 300000 Goldthaler. Mit dem Papste suchte er durch Aufhebung der von seinem Vater hergestellten pragmatischen Sanction in gutem Vernehmen zu bleiben. Als Freund der Wissenschaften vermehrte er die Bibliothek, reformirte die Universität zu Paris und zog gelehrte Griechen ins Land. Für den Staatsdienst richtete er auch zuerst regelmäßige Posten ein. Auch gilt er für den Verfasser der Schriften „Les cent Nouvelles nouvelles", einer Nachahmung des „Decamerone", und der „Rosier des guerres", einer Instruction für seinen Sohn. Vgl. des Comines „Mémoires", die Lenglot-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) vollständig herausgab, und Duclos, „Histoire de Louis XI" (Par. 1745). Delavigne hat L. zum Gegenstande eines Dramas gemacht.

Ludwig XII., König von Frankreich, 1498—1515, geb. am 27. Juni 1462, war der Urenkel Karl's V. und der Sohn des Herzogs von Orleans (s. Valois) und der Maria von Kleve. Nach dem Willen Ludwig's XI. hatte er absichtlich eine schlechte Erziehung genossen und zeigte sich als Jüngling gewaltthätig und verschwenderisch. Unter Karl VIII. (s. d.) stritt er mit dessen Schwester Anne de Beaujeu um die Regierungsgewalt und mußte dafür dreijähriges Gefängniß erdulden. Als er nach des erbelosen Karl's Tode 1498 als erster Prinz von Geblüt den Thron bestieg, zeigte er sich hingegen mild und gerecht. Er mäßigte die Auflagen und verbesserte die Rechtspflege, gerieth aber wegen Abkürzung der Processe mit der pariser Universität in heftigen Streit. Zum Minister wählte er den spätern Cardinal und Erzbischof von Rouen, George von Amboise. Nachdem er sich von Jeanne, der Tochter Ludwig's XI., hatte scheiden lassen, heirathete er 1499 aus Neigung und Politik die schöne Witwe seines Vorgängers, Anna von Bretagne, die ihn mit dem Minister beherrschte. Als Enkel der mailänd. Prinzessin Valentine, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti, machte er Ansprüche auf Mailand, die sich jedoch nur auf den Ehevertrag der Großältern gründeten. Er zog den Papst Alexander VI., die Schweizer, die Venetianer und den Herzog von Savoyen in sein Interesse und sendete im Aug. 1499 unter dem Italiener Trivulzi ein Heer über die Alpen, welches ohne Widerstand den Herzog Ludwig Sforza vertrieb und Mailand in Besitz nahm. Als der Herzog im Jan. 1500 mit einem Corps von Schweizern zurückkehrte, nahm er denselben durch Verrath gefangen und ließ ihn zu Loches in einen engen Kerker sperren, wo der Unglückliche nach zehnjähriger Gefangenschaft starb. Sodann verband er sich mit Ferdinand von Aragonien zur Erobe-

rung des Königreichs Neapel, auf das er von seinem Vorgänger Ansprüche ererbt zu haben glaubte. Das Land wurde von span. und franz. Truppen besetzt und der entthronte König Friedrich begab sich nach Frankreich und begnügte sich hier mit der Landschaft Anjou und einem Jahrgehalte. Über die Theilung von Neapel brach aber unter den Siegern selbst Krieg aus, der erst im Oct. 1505 beigelegt wurde, indem sich Ferdinand mit L.'s Schwestertochter Germaine de Foix unter der Bedingung vermählte, daß die Kinder dieser Ehe Neapel erhalten sollten. Inzwischen hatte L. auch den röm. König Maximilian, den Oberlehnsherrn von Mailand, gewonnen, mit dessen Sohn, dem Erzherzog Philipp, er einen Vertrag einging, nach welchem dieser L.'s älteste Tochter, Claudia, heirathen und die Bretagne als Mitgift erhalten sollte. Diesen unpolitischen Vertrag mußten jedoch 1506 die Stände zu Blois für ungültig erklären, worauf der König die Tochter mit seinem Vetter, dem Herzoge von Angoulême, dem spätern Könige Franz I. (s. d.), verlobte. Um den Papst Julius II. und den nunmehrigen Kaiser Maximilian zu beschwichtigen, trat L. der berühmten, zur Demüthigung Venedigs im Dec. 1508 geschlossenen Ligue von Cambray bei. Doch trennte sich der Papst, nachdem er seine Städte zurückerhalten, von der Ligue und suchte zugleich die andern Verbündeten zum Rücktritt zu bewegen, weil er die Franzosen mehr als die Venetianer fürchtete. In dieser schwierigen Lage starb am 25. Mai 1510 der Cardinal von Amboise und L. mußte nun seine Angelegenheiten selbst führen. Er erneuerte mit dem Kaiser am 17. Nov. 1510 zu Blois die Ligue und berief 1511 ein Concil nach Pisa, das der päpstlichen Macht entgegentreten sollte, das aber nur von der franz. Geistlichkeit besucht war. Der Papst eröffnete dagegen ein Concil im Lateran, dem nur Italiener beiwohnten, und schloß am 4. Oct. 1511 zur Vertreibung der Franzosen aus Italien mit Ferdinand von Aragonien und den Venetianern eine heilige Ligue, der auch Heinrich VIII. von England beitrat. L. befahl nun seinem Neffen, dem jungen Gaston de Foix, Herzog von Nemours (s. d.), der damals Statthalter zu Mailand war, mit den verbündeten Franzosen und Deutschen den Feldzug zu eröffnen. Derselbe nahm Bologna und schlug die Venetianer zu Brescia, sowie 1512 die päpstlichen Truppen bei Ravenna, wobei er umkam. Diese Fortschritte L.'s in Italien erregten allgemeinen Schrecken, und der Papst brachte es endlich dahin, daß sich die Schweizer wie die kaiserlichen Truppen von den Franzosen trennten. Vor einem Corps Schweizer, das auf Befehl des Papstes der Cardinal-Bischof von Sitten, Mathias Schinner, anführte, mußten die geschwächten Franzosen im Juni 1512 über die Alpen zurückgehen, und Mailand wurde von dem Kaiser an Maximilian Sforza verliehen. L. befand sich jetzt in großer Verlegenheit, zumal da ihn der Papst in den Bann that. Er verband sich am 23. März 1513 mit den Venetianern und schickte ein neues Heer nach Italien, das Mailand bis auf einige feste Plätze besetzte, aber schon im Juni von den mit Sforza verbundenen Schweizertruppen wieder vertrieben wurde. Unterdeß war Heinrich VIII. von England mit 45000 M. in Frankreich angekommen und belagerte Terouenne, wobei auch der Kaiser mit einem Corps Niederländer erschien. L. schickte den Verbündeten ein zusammengerafftes Heer unter Longueville entgegen, das jedoch am 17. Aug. 1513 bei Guinegate geschlagen wurde. Weil die Franzosen dabei mehr die Sporen als die Waffen gebrauchten, so nannte man das Treffen die Sporenschlacht (la journée des éperons). Zu gleicher Zeit brach ein starkes Corps von Schweizern und Deutschen, unter dem Herzoge Ulrich von Würtemberg, in Burgund ein und belagerte Dijon. Indeß gewann Latrimouille, der in der Festung lag, die Schweizer durch Geld und Versprechungen, sodaß das Corps auseinander ging. Auch der übrigen Feinde wußte sich L. durch seine große Unterhandlungskunst zu entledigen. Er stellte den neuen Papst Leo X. durch die Vereinigung des pisanischen mit dem lateranischen Concil, den König Ferdinand von Aragonien aber durch Aufgeben der Ansprüche auf Neapel zufrieden. Nachdem er mit dem Kaiser im März 1514 Waffenstillstand geschlossen, schloß er auch am 7. Aug. mit Heinrich VIII. Frieden, dem er die Stadt Tournay überließ und eine Million Goldkronen zahlte. Da er am 9. Jan. 1513 seine Gemahlin verloren, vermählte er sich zugleich mit Heinrich's VIII. Schwester, Maria, sodaß ihm rücksichtlich seiner Plane auf Italien der mächtigste Fürst nicht mehr entgegenstand. L. vergaß an der Seite seiner jungen Gemahlin Alter und Schwachheit und starb, zwölf Wochen nach der Hochzeit, am 1. Jan. 1515 unter Vorbereitungen zur

Wiedereroberung Mailands. Ungeachtet seiner unglücklichen Unternehmungen wurde er von dem Volke geliebt und seines Eifers wegen, die öffentliche Noth zu lindern, der Vater des Volks genannt. Um keine neuen Steuern aufzulegen, machte er die Civilämter käuflich, was große Übelstände hervorrief. Sein Nachfolger war Franz I. (s. d.). Vgl. „Histoire de Louis XII" (Par. 1615) von Auton, Seyssel u. A.; „Histoire de la ligue faite à Cambray" (Haag 1729); Baudier, „Histoire de l'administration du cardinal d'Amboise" (2 Bde., Par. 1634) und Nöderer, „Louis XII et François I" (2 Bde., Par. 1825).

Ludwig XIII., König von Frankreich, 1610—43, der Sohn Heinrich's IV. (s. d.) und der Maria von Medici (s. d.), wurde am 27. Sept. 1601 geboren und bestieg nach der Ermordung des Vaters am 14. Mai 1610 den Thron. Seine Mutter, die mit der Vormundschaft auch die Regentschaft an sich riß, verließ sogleich das politische System ihres Gemahls, verband sich mit Spanien und verlobte den König mit der Infantin Anna und ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien. Diese dem Interesse Frankreichs zuwiderlaufende Politik erregte die Besorgnisse der Hugenotten (s. d.) und machte die Regentin zumal als Ausländerin verhaßt. Die Prinzen und Großen, die sich überdies von der Regierung verdrängt sahen, verließen den Hof und rüsteten sich unter dem Vorwande des Staatswohles zum Kriege. Nachdem der Hof am 5. Mai 1614 zu St.-Menehould mit den Großen Frieden geschlossen, bestätigte der König bei seiner Mündigkeitserklärung im Sept. das Edict von Nantes und berief im Oct. die versprochene Reichsversammlung, die allen Beschwerden abhelfen sollte. Indeß wußte der Hof die Wirksamkeit der Stände zu lähmen und entließ dieselben, als sie die schmähliche Finanzverwaltung der Königin Mutter untersuchen wollten, für immer. Die Großen waren besonders empört, daß der Florentiner Concini, den Maria zum Marquis d'Ancre (s. d.) und zum Marschall erhoben hatte, Staat und Hof unumschränkt beherrschte. Der Prinz Heinrich II. von Condé (s. d.) verließ deshalb die Hauptstadt und zog wieder Truppen zusammen. Da auch die Hugenotten auf die Seite der Großen traten, so suchte der Hof, nachdem sich der König am 25. Nov. 1615 zu Bordeaux mit Anna von Östreich vermählt hatte, die Parteien durch den am 4. Mai 1616 zu Loudun geschlossenen Vertrag zu beschwichtigen. Dessenungeachtet blieb der Hof der Schauplatz von Cabalen, die das öffentliche Wesen zerrütteten. Am 1. Sept. 1616 ließ sogar Concini den Prinzen Condé in die Bastille bringen und hob dadurch sich und seine Gönnerin, die Königin Mutter, auf den Gipfel der Macht. Ein Edelmann, de Luynes (s. d.), hatte jedoch die Freundschaft des Königs gewonnen und beschloß, Concini zu stürzen. Mit Vorwissen des Königs wurde Concini am 14. Apr. 1617 niedergeschossen, die Königin Mutter aber in Haft genommen. Die Großen kehrten nach der Palastrevolution an den Hof zurück, fanden aber die Allgewalt des neuen Günstlings de Luynes, der sogleich zum Pair und Herzog stieg, so unerträglich, daß Viele an den Hof der nach Angers geflüchteten Königin-Mutter gingen und Anstalten zum Kriege trafen. Doch der König zwang die Unzufriedenen an der Spitze eines Heers zur Unterwerfung. Hierauf überzog er auf Anstiften de Luynes', der gern das Schwert des Connetable erwerben wollte, die meist von Protestanten bewohnte Landschaft Béarn, unterdrückte unter großen Verwüstungen die Privilegien der Provinz und schlug dieselben zur Krone. Die Protestanten begannen deshalb den ersten Religionskrieg, in welchem sie fast sämmtliche Sicherheitsplätze verloren, und der im Nov. 1622 endete. Nach dem Tode de Luynes' trat 1624 der spätere Cardinal-Herzog von Richelieu (s. d.) in den Staatsrath. Dieser überlegene Geist unterjochte alsbald den schwachen König, riß als Minister die Staatsgewalt an sich und gab der Regierung eine feste Richtung. Nach seinem politischen System, welches die Monarchie Ludwig's XIV. vorbereitete, sollte durch Unterjochung der Großen, der Protestanten und Parlamente die königliche Gewalt unumschränkt gemacht werden. Nach außen nahm Frankreich die Demüthigung des Hauses Habsburg wieder auf. Auf Betrieb des Ministers wurden noch im Winter 1624 die Spanier aus dem Veltlin (s. d.) vertrieben und dieser Schlüssel von Italien den Graubündtnern zugesichert. Die Protestanten aber benutzten die Händel im Veltlin und griffen, von der Stadt Larochelle aufgefodert, nochmals zu den Waffen. Der Herzog von Soubise (s. d.) richtete die königliche Flotte zu Grunde und Rohan (s. d.) zog die protestantischen Streitkräfte in Languedoc zusammen. Obschon der Marschall Montmorency

im Sept. 1625 die Larocheller besiegte, schloß doch der Hof vorläufig am 25. Febr. 1626 Frieden. Der König rief im Dec. 1626 die Notablen zusammen und erhielt hierdurch die Mittel zur Ausrüstung einer Flotte und eines bedeutenden Landheers. Während die große engl., den Protestanten zu Hülfe geschickte Expedition wegen Unfähigkeit des Herzogs von Buckingham (s. d.) fast wirkungslos blieb, eröffnete nun L. im Oct. 1627 in Person die Belagerung von Larochelle. Die unglückliche Stadt, die durch 40 Schiffe und einen ins Meer gebauten langen Damm auch von der Seeseite eingeschlossen wurde, mußte sich endlich am 28. Oct. 1628 ergeben. Die Protestanten verloren hiermit ihr letztes Bollwerk und waren fortan der Gnade des Hofes anheimgegeben, der ihnen jedoch freie Religionsübung ließ. Durch den Tod Vincent's II. aus dem Hause Gonzaga war seit 1627 das Herzogthum Mantua erledigt worden, und unter Andern machte darauf ein franz. Vasall, der Herzog von Nevers, aus einer jüngern Linie der Gonzaga, Ansprüche. Da indeß der Kaiser auf Anstiften Spaniens die Belehnung verweigerte, so brach L. im Febr. 1629 mit einem starken Heere über die Alpen, schlug den Kaiser, nahm Mantua im Interesse seines Vasallen in Besitz und wirkte demselben in einem am 6. Apr. 1631 zu Chierasco geschlossenen Vertrage die Belehnung aus. Bei dieser Gelegenheit blieben die zwei wichtigen Festungen, Casale in Mantua und Pignerol in Savoyen, in den Händen der Franzosen. Wiewol L. dieses Glück nur Richelieu zu verdanken hatte, so haßte er doch insgeheim den Minister als seinen Unterdrücker und war den Einflüsterungen seiner Günstlinge, der Königin Mutter und seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, des Herzogs Gaston von Orleans (s. d.), die sich jetzt jedes Einflusses beraubt sahen, nicht unzugänglich. Richelieu wußte jedoch alle gegen ihn gerichteten Cabalen und Verschwörungen zum Verderben seiner Feinde und zur Befestigung seiner Stellung zu wenden, indem er den argwöhnischen König überredete, seine Umgebung wolle ihn vom Throne stürzen. Im Febr. 1631 entwich der Herzog von Orleans mit mehren Großen vom Hofe, um durch Empörung die Entlassung des Ministers zu erzwingen. Das Parlament weigerte sich, die Unzufriedenen für Majestätsverbrecher zu erklären, und Richelieu benutzte die Gelegenheit und ließ die Mitglieder vom Könige in brutaler Weise bedrohen und der Corporation das Recht zu Vorstellungen absprechen. Unterdessen zog der Herzog von Orleans, nachdem ihn der Hof aus Lothringen vertrieben, in den Niederlanden ein Corps von 2000 Spaniern zusammen, fiel damit in Frankreich ein, wurde aber am 1. Sept. 1632 vom Marschall Schomberg bei Castelnaudari völlig geschlagen. Weil der Herzog Karl von Lothringen den Herzog von Orleans vielfach unterstützt hatte, ließ L. im Herbste 1633 ganz Lothringen (s. d.) erobern und behielt einstweilen das Land. Schon längst hatte der franz. Hof die Niederländer gegen Spanien und Gustav Adolf gegen den Kaiser unterstützt; jetzt aber, nachdem die Unterdrückung im Innern vollendet, bewog Richelieu den König zur offenen Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege. Die span.-östr. Truppen hatten das von den Protestanten an Frankreich ausgelieferte Philippsburg genommen und den unter franz. Schutz gestellten Kurfürsten von Trier angegriffen. Dieses mußte zum Vorwande dienen. Die Marschälle von Chatillon und Brezé führten dem Prinzen von Oranien ein starkes Heer in den Niederlanden zu, und am Rhein verband sich der Cardinal Lavalette mit dem Herzog Bernhard (s. d.) von Sachsen-Weimar. Beide Heere konnten jedoch im Feldzuge von 1635 wegen Krankheit und Proviantmangel wenig ausrichten. Dagegen setzten 1636 die Kaiserlichen unter Gallas bei Breisach über den Rhein, wendeten sich in die Franche Comté und nöthigten Condé zur Aufhebung der Belagerung von Dole, während die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen und der bair. General von Werth unter Mord und Brand bis in die Nähe von Paris streifte. Dessenungeachtet misglückte der Plan, den Krieg in das Herz von Frankreich zu versetzen. L. schloß, in der Absicht, das linke Rheinufer zu gewinnen, am 26. Oct. 1635 mit dem Herzog Bernhard ein enges Bündniß, den er in der Eroberung des Elsaß unterstützen wollte. Als jedoch der Herzog seinem Ziele durch Waffenglück nahe rückte, entzog ihm der franz. Hof die Unterstützung und benutzte den erwünschten, vielleicht beförderten Tod Bernhard's, um sogleich dessen Eroberungen in Beschlag zu nehmen. Noch glücklicher war L. an der span. Grenze. Während sich 1641 die aufgestandenen Catalonier an Frankreich ergaben, unterwarf ein franz. Heer, zu welchem der schon kranke König ab-

ging, die Grafschaft Roussillon. Richelieu starb mitten unter Siegen und Verschwörungen am 4. Dec. 1642, und Mazarin (s. d.) trat an seine Stelle. Der König, der sich längst mit dem Tode beschäftigt hatte, starb am 14. Mai 1643. Er hinterließ die Nation von Lasten und Despotismus erdrückt, die Großen aber immer noch mächtig genug, daß sie die Unruhen der Fronde (s. d.) beginnen konnten. L. war von Körper schwächlich, von Charakter unentschlossen, finster, argwöhnisch und der Einsamkeit ergeben; Begnadigung sprach er ungern aus. Obschon ohne alle Phantasie, besaß er doch ein gesundes Urtheil. In seinen Kriegen zeigte er eine kalte Tapferkeit. Seine Gemahlin gebar nach dreiundzwanzigjähriger Unfruchtbarkeit 1638 den Dauphin, der als Ludwig XIV. (s. d.) auf dem Throne folgte, und 1640 den Herzog Philipp von Orleans, den Stammvater der gegenwärtigen Dynastie in Frankreich. Vgl. Bazin, „Histoire de Louis XIII" (Par. 1839).

Ludwig XIV., König von Frankreich, 1643—1715, der Sohn Ludwig's XIII. und der Anna von Östreich, wurde am 5. Sept. 1638 geboren. Mit dem Tode seines Vaters, am 14. Mai 1643, riß die Mutter die Regentschaft an sich und erhob Mazarin (s. d.) zu ihrem Minister. Ungeachtet der glänzenden Erfolge der franz. Waffen gegen Spanien und Östreich, konnten die Machthaber das Ansehen der Krone nicht wie unter der vorigen Regierung behaupten. Noch während der Unterhandlung des westfäl. Friedens begannen die mit dem Parlamente verbundenen, von Spanien unterstützten Großen die Unruhen der Fronde (s. d.), welche erst mit der Unterwerfung Condé's (s. d.) und dem pyrenäischen Frieden 1659 völlig endeten. Der Gewinn, den Frankreich anscheinend aus diesem Vertrage zog, war die am 9. Juni 1660 vollzogene Vermählung L.'s mit der reizlosen, beschränkten Infantin Maria Theresia, der Tochter Philipp's IV. Damals erregte der junge, den Frauen und üppigen Festen ergebene, in Erziehung, besonders in Bildung gänzlich verwahrloste König sehr geringe Erwartungen. Erst als Mazarin am 9. März 1661 starb, griff er plötzlich nach dem Staatsruder und machte mit seltener Energie eine politische Theorie geltend, die zwar seine Unkenntniß von der Entstehung seines Rechts und seiner Macht bekundete, aber um so verhängnißvoller auf die Geschichte Frankreichs und der europ. Welt wirken sollte. L. war mit dem Instincte zum Despotismus geboren und in dem Hasse gegen politische Autoritäten aufgewachsen. Schon 1655 trat er nach der Anleitung Mazarin's mit Reiterstiefeln und mit der Peitsche in der Hand in die Parlamentsversammlung, um seine angeblichen Vormünder auszuschelten. Jetzt, wo er wirklich die Regierung antrat, verwarf er darum jedes Recht und Herkommen und gründete sein Herrscherthum auf den berüchtigten Grundsatz: „l'état c'est moi", d. h. „der Staat bin ich". Mit dieser kühnen Fiction, die ganz Frankreich in einen Menschen zusammenfaßte, verband er sehr bald die Überzeugung von der Göttlichkeit seiner Person als Individuum wie als König. Glücklicherweise besaß der junge Monarch auch alle Eigenschaften, die ihn zu einer solchen Rolle befähigten. Er war zwar nur ein gewöhnlicher Kopf, ohne Phantasie und Gemüth, hatte aber ein imponirendes Äußere, natürliche Würde und Anmuth, viel Thätigkeitstrieb und Ausdauer im Glück wie im Unglück. Die Nation kam ihm bei seinen Bestrebungen entgegen. Die langen Religions- und Bürgerkriege hatten beim Volke die Sehnsucht nach innerer Ruhe und Entwickelung erweckt, aber auch zugleich eine Menge fähiger und verwendbarer Geister erzogen. L. machte von diesen Elementen Gebrauch, um seinen Thron mit Macht und Glanz zu umgeben. Seine erste Sorge war die Herstellung der äußerst zerrütteten Finanzen. Er fand in Colbert (s. d.) ein großes Verwaltungstalent, das unter seiner Aufsicht den Staatshaushalt ordnete und durch eine reißende Entfaltung des Kunstfleißes, des Handels und der Schiffahrt die Nation und den königlichen Schatz in nie dagewesener Weise bereicherte. Auch rührte der Minister an das Genie der Nation, gründete die Akademien und rief durch Aufmunterung und Unterstützung eine Reihe von Künstlern, Dichtern und geistreichen Köpfen hervor, welche in den Volksgeist den Keim zu spätern Früchten legten und vor Allem den Glanz der Epoche und des Hofes erhöhten. Dagegen war der königliche Despotismus dem Volksunterricht und der strengen Wissenschaft, welche den Geist wahrhaft befreit, höchst ungünstig. Die franz. Schulen konnten und durften damals nicht einen Publicisten bilden, der die Staatsschriften und Pamphlete des Hofes verfaßte, sondern L. nahm die ganze Zeit seiner Regierung hindurch

seine Zuflucht zu deutschen Schriftstellern. Während Colbert die Hülfsquellen eröffnete, schuf Louvois (s. d.) ein neues Heer, das an Gehorsam, Ausrüstung und Kunstfertigkeit seines Gleichen nicht fand und bestimmt war, den König auf die Bahn des Eroberers zu führen.

Schon hatte sich L. in Etikettenstreitigkeiten gegen Spanien und den Papst hochfahrend und anmaßend benommen. Nach dem Tode Philipp's IV. erhob er als dessen Schwiegersohn, im Vertrauen auf sein Heer, unter dem Vorwande des Rechts der Devolution (s. d.), Ansprüche auf einen Theil der span. Niederlande. Ungeachtet man ihm das Ungehörige dieser Foderung von allen Seiten nachwies, brach er doch im Mai 1667 in Begleitung Turenne's (s. d.) mit starker Kriegsmacht über die Grenze, eroberte viele Plätze und im Winter die ganze Franche Comté und würde sich der ganzen Niederlande bemächtigt haben, hätte ihm nicht die Tripleallianz zwischen England, den Generalstaaten und Schweden Einhalt gethan. Der am 2. Mai 1668 zu Aachen (s. d.) geschlossene Friede ließ wenigstens eine Menge Grenzplätze in seinen Händen. L. schwor den Generalstaaten, deren Verfassung und Nebenbuhlerschaft zur See ihm verhaßt waren, Rache und suchte dieselben vor der Hand zu isoliren. Er gewann Karl II. (s. d.) von England durch Geld, schloß Bündnisse mit den deutschen Reichsfürsten und 1672 selbst einen Freundschaftsvertrag mit dem Kaiser Leopold. Nachdem er 1670 dem Verbündeten der Generalstaaten, dem Herzog Karl IV. von Lothringen, das Land entrissen, drang er im Mai 1672 in Gemeinschaft mit Condé und Turenne in die Niederlande ein, eroberte binnen sechs Wochen die Hälfte der Provinzen und überließ dann dem Herzog von Luxembourg (s. d.) die Verheerung derselben. Zugleich mußte eine von Colbert wie durch Zauber geschaffene, mit der engl. vereinigte Flotte die Niederländer unter Ruyter (s. d.) zur See bekämpfen. Im folgenden Jahre führte er eine neue Truppenmacht in Person auf den Kriegsschauplatz und begann mit Vauban (s. d.) die Belagerung von Mastricht. Die Generalstaaten verbanden sich indeß mit Spanien und dem Kaiser, und auch das Reich trat endlich bei, weil zugleich eine franz. Armee am Rhein das Erzstift Trier überfallen und die zehn Reichsstädte des Elsaß weggenommen hatte. L. stellte seinen zahlreichen Feinden im Frühjahre 1674 drei große Armeen entgegen. Mit der einen besetzte er selbst die Franche Comté. Die andere unter Condé machte die Niederlande zum Schauplatze des Kriegs und siegte bei Senef. Eine dritte unter Turenne verheerte die Pfalz und schlug die Kaiserlichen nebst dem Kurfürsten von Brandenburg bei Mülhausen und Türkheim. Nach einer kurzen Pause, welche der Tod Turenne's und der Abgang Condé's verursachte, erschien L. zu Anfang von 1676 mit Verstärkungen in den Niederlanden und eroberte mit dem Herzog von Orleans viele Plätze, während Luxembourg den Breisgau schrecklich verheerte und den Prinzen von Oranien bei Mont-Cassel schlug. Alles Land zwischen Saar, Mosel und Rhein war auf Louvois' und des Königs Befehl zur Wüste gemacht worden. Endlich fand sich L. mit dem Auftreten Englands gegen ihn zur Einstellung dieses muthwilligen und wüsten Kampfes bereit. Nach langen Verhandlungen, in welchen er die Verbündeten zu trennen suchte, schloß er im Laufe des Jahres 1678 den Frieden zu Nimwegen (s. d.) und erhielt von den Generalstaaten eine Menge Plätze, von Spanien aber die ganze Franche Comté. Dem Kaiser gab er Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg und blieb zum Erstaunen der Reichsstände in dem stillschweigenden Besitz aller Eroberungen im Elsaß. Nachdem er die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft zur Huldigung gezwungen, errichtete er zu Metz, Breisach, Besançon die berüchtigten Reunionskammern. Diese Gerichte, in denen er Kläger, Zeuge, Richter und Executor in einer Person war, mußten ihm alle Ortschaften, Districte, Grafschaften zusprechen, die nur jemals zu seinen gemachten Eroberungen gehört hatten. Er lud dann die Besitzer wegen verweigerter Huldigung vor und confiscirte die Territorien, weil dieselben nicht erschienen, als verwirkte Lehen. Strasburg wurde sogar am 30. Sept. 1681 im Frieden durch Überfall genommen. Ein gleiches Verfahren beobachtete L. auch an den niederländ. Grenzen. Nach vergeblichen Vorstellungen und dem Einfall einer franz. Armee in die Niederlande verbanden sich endlich die Generalstaaten, Spanien und der Kaiser, und vermochten den König am 15. Aug. 1684 zu Nimwegen zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande, in welchem derselbe die Einstellung der Reunionen (incamerations) versprach. Nach Kriegsruhm und Anerkennung dürstend, schickte L. 1681

eine franz. Flotte ins Mittelmeer, die unter du Quesne Tripolis beschoß und 1684 Dasselbe an Algier wiederholte. Weil die Genueser den Seeräubern Munition verkauft, mußte der Admiral im Mai auch Genua einäschern, bis der Doge nach Versailles reiste und dort den König knieend um Verzeihung bat.

L. befand sich jetzt auf der Höhe seiner Laufbahn. Er war von Europa als der mächtigste Fürst gefürchtet und hatte seine Nation durch Druck, Klugheit und Waffenruhm zu anbetender Bewunderung, blinder Ergebenheit und asiatischem Gehorsam gewöhnt. Alle Reste politischer Selbständigkeit, die er von seinen Vorfahren ererbt, lagen zertreten. Nie wurden unter seiner Regierung Versammlungen der Stände, der Notablen, oder, mit Ausnahme der Bretagne, selbst nur Provinzialversammlungen abgehalten. Der Adel verlor entweder bei Hofe oder in der Armee seine Unabhängigkeit und die Lust und Fähigkeit, politische Macht geltend zu machen. Den städtischen Corporationen war die Wahl ihrer Beamten genommen; sie erhielten ihre Obrigkeit vom Hofe. Die Provinzen wurden geräuschlos durch Intendanten verwaltet, die unter den Ministern standen, und diese empfingen wiederum unmittelbar ihre Befehle vom Könige selbst; nie besaß L. einen ersten Minister. Der Civilproceß blieb, da derselbe nur dem Volke dienen konnte, mit den ärgsten Misbräuchen behaftet; dagegen wandte der König seine Aufmerksamkeit dem Strafrechte zu und gab demselben harte, blutige Formen, die Frankreich in den Augen des Auslandes schändeten. Wollte der König in den Rechtsgang eingreifen, so setzte er Commissionen ohne Umstände nieder, oder entzog die Betheiligten durch Lettres de cachet (s. d.), deren er während seiner Regierung gegen 9000 erließ. Wie sehr sich L. in das Wesen eines asiatischen Despoten eingelebt, zeigt seine Ansicht vom Eigenthume. Er glaubte nämlich das Verfügungsrecht über alle Güter in den Grenzen seines Reichs zu besitzen und hielt seine Mäßigung für eine Wohlthat und Gnade. Wenn er das Blut seiner Unterthanen schonen wollte, so geschah auch dies nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus dem Interesse des Eigenthümers. Das Herz des Staats- und Nationallebens war nach dieser Theorie kein anderes, als der Hof. Hier vereinigte sich Alles, was Frankreich Großes und Glänzendes aufzuweisen hatte; hier sprach man die reinste Sprache und übte, besonders gegen die Frauen, jene feinen, äußerlichen Sitten, in welchen der König selbst Meister war. Als eine Hauptsache in diesem, im Grunde leeren und abstracten Leben galt die Etikette, die L. einführte und bis ins Lächerliche ausbildete. Sie bildete gleichsam den Cultus, der dem Monarchen in jedem Augenblicke gespendet wurde, und gab das Mittel zu tausendfachen Gnaden, Würden und Belohnungen. Indeß mußte die Lähmung des zerbrechlichen Organs, das für ein ganzes Volk denken, handeln und genießen wollte, die Lähmung und Zerrüttung von ganz Frankreich zur Folge haben. Schon in der Mitte der Regierungslaufbahn L.'s trat dieser Fall ein. War es physische oder moralische Erschöpfung, der König wurde aus einem Selbstherrscher der verliebte Frömmling seiner Maitresse, der Marquise von Maintenon (s. d.), die er 1685 sogar heimlich heirathete. Der Einfluß dieses Weibes, welche die Hofgeistlichkeit und die Jesuiten hinter sich hatte, gab sich zuvörderst in der Verfolgung kund, welche man allmälig gegen die Hugenotten verhing. Zwar war L. weder religiöser Fanatiker noch Dogmatiker, sondern der despotische Gedanke an Einheit und Gehorsam, selbst im Glauben seiner Unterthanen, mochte ihn wol bei diesem grausamen Werke vorzüglich leiten. Erst nach dem Tode Colbert's, 1683, begann die Bekehrung und Unterdrückung der Protestanten durch Truppenabtheilungen. Nachdem man dem Könige vorgespiegelt, daß seine Soldaten alle Ketzer bekehrt hätten, hob er 1685 das Edict von Nantes auf. Das Elend, der Jammer und die Entrüstung, welche diese mit den blutigsten Strafen verbundene Maßregel verbreitete, waren unermeßlich und erinnerten an die Verfolgungen der ersten Christen. Ungeachtet Louvois die Grenzen besetzte, flohen mehr als eine halbe Million der besten und fleißigsten Bürger aus dem Lande und trugen ihr Vermögen und ihre Kunstfertigkeiten in die Fremde. Wie sehr L., trotz seiner Frömmigkeit, Religion und Kirche nur als Stütze seiner politischen Gewalt achtete, bewies ebenfalls sein Betragen gegen Papst und Klerus. Schon 1675 eignete er sich aus eigner Macht die sogenannten Regalien, oder die Einkünfte der Prälaturen während der Vacanz, zu und berief 1682, als dies der Papst nicht dulden wollte, den franz. Klerus zu einem Concil, auf welchem die Gewalt des Papstes

nur auf Glaubenssachen eingeschränkt und überdies noch von Concilienbeschlüssen abhängig gemacht wurde. In dem darauf folgenden Streite mit Innocenz XI. um das absurde Asylrecht des franz. Gesandten zu Rom, nahm er 1688 sogar vorübergehend Avignon weg und belegte den päpstlichen Nuntius mit Hausarrest.

Noch war dieser Zwist mit dem Papste nicht geschlichtet, als das eroberungssüchtige und anmaßende Verfahren L.'s einen neuen europ. Krieg hervorrief. Der Kurfürst Karl von der Pfalz war im Mai 1685 gestorben und hinterließ seine Schwester, Elisabeth Charlotte (s. d.) von Orleans, als Mobiliarerbin. Auf Anstiften des Königs mußte jedoch die Herzogin gegen deutsches Recht auch die Auslieferung aller Allodialländer aus der Hinterlassenschaft fodern. Dieser Umstand und mehre arge Verletzungen des Reichs von Seiten Frankreichs bewogen die angesehensten Stände und den Kaiser im Juli 1686 zu Augsburg ein Bündniß zu schließen, welches die Aufrechthaltung der Friedensschlüsse bezweckte. L. setzte jetzt alles Mögliche daran, um zur Sicherung seines Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten die Wahl des ihm ergebenen Cardinals, Wilhelm Egon von Fürstenberg, zum Kurfürsten von Köln zu bewirken. Als dies nicht durchgeführt werden konnte, besetzte er Bonn und überzog im Sept. 1688 die Pfalz, Baden, Würtemberg und Trier mit einer Armee. Zugleich brach er mit den Generalstaaten unter dem Vorwande, daß die Republik den Prinzen von Oranien auf den brit. Thron befördert hätte. Zu Anfange des J. 1689 verwandelten hierauf, als eben die Reichsarmee im Anzuge war, die franz. Truppen die Unterpfalz mit der Umgegend durch Mord und Brand in eine Wüste. Diese schreckliche That brachte endlich die Allianz der Seemächte mit Kaiser und Reich zu Stande. L. machte die größten Rüstungen, um den vielen und zerstreuten Feinden zu begegnen. Er sandte Luxembourg mit einem starken Heere nach den Niederlanden, der die Verbündeten am 1. Juli 1690 bei Fleurus schlug, während Catinat (s. d.) Savoyen eroberte. Am 10. Juli schlug sogar der Admiral Tourville die vereinigte brit.-niederländ. Flotte auf der Höhe von Dieppe, sodaß die Franzosen kurze Zeit zur See das Übergewicht erhielten. Auch in den folgenden Jahren blieb das Kriegsglück auf Seiten des Königs, der 1692 in Person Namur belagerte, worauf Luxembourg die bedeutende Schlacht von Steenkirken gewann. Dagegen wurde am 29. Mai die franz. Flotte, welche die Landung des Prätendenten Jakob's II. (s. d.) an der brit. Küste versuchen sollte, von Russel und Almonde bei Lahogue fast gänzlich vernichtet. Als zudem der Herzog von Savoyen in die Dauphiné einbrach, ließ L. von seinem geschickten Unterhändler Torcy Friedensvorschläge machen, die jedoch zum Vortheile des Königs die Kriegsoperationen nicht hinderten. In der zweiten Hälfte des J. 1693 verwüstete de Lorges die deutschen Rheingebiete, Boufflers durchzog die Niederlande, und Luxembourg trug am 29. Juli den großen Sieg bei Neerwinden davon. Demungeachtet war L. an Mitteln so erschöpft, daß er 1694 und 1695 kaum im offenen Felde operiren konnte; seine Generale beschränkten sich auf Einäscherung von Städten. Auf den wiederholten Versuch, den Prätendenten Jakob mit bedeutender Macht an die schot. Küste zu werfen, rächten sich die Engländer sogar durch die Beschießung von Calais und die Verheerung der franz. Küsten. Im Aug. 1697 gelang es endlich L., den Herzog von Savoyen aus seinem Gegner in einen Verbündeten zu verwandeln, und im Aug. 1697 eroberte der Herzog von Vendôme Barcelona. Diese Vortheile erleichterten den Abschluß der zu Ryswijk (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen. In einem Vertrage vom 20. Sept. 1697 mit den Generalstaaten machten sich beide Theile zur Herausgabe der Eroberungen verbindlich, und ein Gleiches geschah mit England und Spanien. Dem Hause Östreich trat L. Freiburg und Breisach ab; die lothring. Dynastie aber erhielt unter Beschränkungen ihre Länder zurück. Auch sollten dem Reiche alle reunirten Stücke zurückgegeben werden. Allein Strasburg blieb mit Allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte, in den Händen Frankreichs, und der Elsaß war hiermit für Deutschland auf immer verloren. L. hatte die für seine Lage vortheilhaften Bedingungen nur der Kunst seiner Unterhandlungsweise zu verdanken. Die Segnungen der Verwaltung Colbert's waren diesem angestrengten Kampfe zum Opfer gefallen. Die Marine war vernichtet, die Finanzen lagen zerrüttet, im Volke herrschte Nahrungslosigkeit und tiefer Unwille. In solcher Gefahr stellte L. den Grafen d'Argenson an die Spitze des Policeiwesens, der dieses „Auge

des Thrones" nun vollständig organisirte und das Volk bis in die untersten Stufen herab durch Spione und Verletzung des Briefgeheimnisses bewachte. Die Aufsicht über Einfuhr von Büchern wurde außerordentlich geschärft, und Censoren, die ihr Amt zu mild verwalteten, warf man in die Bastille. Dabei gestaltete sich der Einfluß der Maintenon auf die öffentlichen Angelegenheiten täglich schädlicher und unerträglicher. Dieselbe erhob ihre Creaturen zu Ministern und Generalen, entschied im Staatsrath und machte allmälig den Hof zum Schauplatze der Heuchelei und Bigoterie. Trotz der großen Noth versammelte der König im Sept. 1698 ein glänzendes Lustlager zu Compiegne und befestigte bei dem Anblicke seiner ausgewählten Truppen den Entschluß zu neuen Unternehmungen.

Alle Mächte erwarteten mit Spannung den bevorstehenden Tod des kinderlosen Karl's II. von Spanien und hatten sich mit Abschließung des Friedens beeilt, um ihre Kräfte für den Ausbruch der Katastrophe zu sparen. L. hatte schon längst durchblicken lassen, daß er im Rechte seiner 1683 gestorbenen Gemahlin, die als die Tochter Philipp's IV. die Schwester Karl's II. war, für seine rechtmäßigen Descendenten dem Hause Habsburg gegenüber Ansprüche erheben würde. Um die Seemächte ungerüstet zu erhalten, schloß er seit 1698, noch beim Leben und ohne Wissen Karl's II., mehre Verträge zur Theilung der span. Monarchie, in welchen auch der hauptsächlichste Prätendent, der Sohn des Kaisers Leopold, der spätere Kaiser Karl VI. (s. d.), bedacht war. Indeß hinterließ Karl II., als er am 1. Nov. 1700 starb, ein Testament, in welchem er zufolge einer Reihe von Zufällen und Intriguen Philipp V. (s. d.), den zweiten Enkel L.'s, zum Erben der span. Gesammtmonarchie einsetzte. Der Kaiser eröffnete sogleich 1701 den Krieg in Italien, und bald erklärten sich auch die Seemächte und das Reich gegen Frankreich, weil sie sahen, daß L., gegen die feierlichen Verträge, seinen Enkel in Spanien aufrecht erhielt. Der Ausbruch des Kampfes wurde noch beschleunigt, indem L. die Engländer durch die Anerkennung des Prätendenten Jakob's III. (s. d.) aufs heftigste erbitterte. Nur unter großen Anstrengungen brachte der König diesmal ein Heer auf, das auf einem so weiten Kriegsschauplatze und bei so zahlreichen Feinden nur einigermaßen genügen konnte. In die Niederlande schickte er den Marschall Bouflers, gegen welchen Marlborough (s. d.) die feindliche Hauptmacht befehligte; in Italien aber kämpfte der schwache Marschall Villeroi, später aber Vendôme gegen den Prinzen Eugen von Savoyen (s. d.). Zu Anfange von 1703 drang Villars durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal bis nach Duttlingen, vereinigte sich hier mit dem Verbündeten des Königs, dem Kurfürsten von Baiern, und brach dann nach Tirol ein, um gegen Italien vorzudringen. Die fortwährenden Verluste der Franzosen in den Niederlanden lähmten diesen überaus kühnen Plan. Im Dec. 1703 verließ endlich auch der Herzog von Savoyen, über die Gewaltstreiche des Königs empört, die franz. Sache und L. befand sich nun gänzlich ohne Bundesgenossen. Demungeachtet zersplitterte er seine Kräfte und eröffnete im eignen Lande den mehrjährigen Krieg in den Cevennen (s. d.), in welchem er die Reste der Protestanten auf die empörendste Weise hinzuschlachten suchte. Mit dem Feldzuge von 1704 zeigte es sich deutlich, daß weder seine Generale, noch seine zusammengerafften Armeen im Stande waren, Eugen und Marlborough zu widerstehen; ein blutiger Verlust folgte dem andern. Die Niederlage Tallard's bei Hochstädt oder Blenheim, am 13. Aug. 1704, die Villeroi's am 23. Mai 1706 bei Ramilliers, die Eroberung Turin's am 7. Sept. 1706 durch Eugen, nöthigten L. zuvörderst, Neapel und Italien überhaupt preiszugeben. Auch die Siege des Marschalls Berwick (s. d.) im Feldzuge von 1707 in Spanien konnten dem Waffengeschick keine glücklichere Wendung geben. Am 11. Juli wurde dafür der Herzog von Bourgogne (s. d.), des Königs Enkel, bei Oudenarde, und am 28. Sept. ein zweites Mal bei Wynnendal geschlagen. Der strenge Winter von 1708, der darauf folgende Miswachs und eine Hungersnoth beraubten den König vollends seiner Hülfsquellen und vermehrten die dumpfe Gährung, die sich bereits des Volks bemächtigte. L. zeigte sich in dieser verzweifelten Lage würdevoll und gemessen; er bat die Sieger um Frieden und war bereit, die größten Opfer zu bringen. Da ihm jedoch die Verbündeten auf der im Mai 1709 zu Gertruydenburg eröffneten Conferenz die Verpflichtung auflegen wollten, seinen Enkel mit den eignen Waffen aus Spanien zu vertreiben, trat er zurück und suchte die Fortsetzung des Kriegs zum ersten Mal auch bei seinen

Unterthanen zu rechtfertigen. Am 28. Juli 1709 erlitt hierauf Villars die furchtbare Niederlage bei Malplaquet. Im März 1710 gelang es endlich dem Marquis von Torcy unter der Versicherung, daß sein Herr mit der geringsten Entschädigung seines Enkels zufrieden sei, und daß er selbst den Elsaß herausgeben wolle, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Der Tod des Kaisers Joseph's I., der nun 1711 den span. Kronprätendenten als Karl VI. auf den Kaiserthron hob, ferner der Sturz der Whigs am Hofe der Königin Anna und die Entfernung Marlborough's waren Zufälle, die L. trefflich zu benutzen wußte. Der Friede kam am 11. Apr. 1713 zu Utrecht förmlich zu Stande, und Frankreich opferte in demselben im Allgemeinen seine Colonien. Der Kaiser indeß führte den Krieg fort und schloß erst, nachdem er die deutschen Gebiete am Rhein nochmals den Verheerungen Villars' ausgesetzt, mit dem Könige am 6. März 1714 den Separatfrieden zu Rastadt, in welchem die frühern Verträge anerkannt wurden.

Frankreich ging aus dem ungleichen Kampfe mit völliger Zerrüttung seiner innern Verhältnisse hervor, und nur der angewöhnte Gehorsam gegen den unbeugsamen Machthaber hielt den Ausbruch von Empörung zurück. Wie sehr L. jede Selbständigkeit des Willens und der Meinung bei seinen Unterthanen haßte, zeigte er nochmals in den jansenistischen Streitigkeiten, die seine letzten Regierungsjahre erfüllten. Ohne die wahre Ursache des Zwistes zu kennen, befahl er durch ein Edict von 1714 die Geltung der Bulle Unigenitus und ließ die Widerspenstigen verfolgen und in den Kerker werfen. Er starb in diesen Bewegungen am 1. Sept. 1715 nach kurzer Krankheit und empfand noch in den letzten Augenblicken die bitterste Reue, daß er die Wohlfahrt seines Volks seinem Ehrgeize geopfert. Vielleicht starb nie ein Mensch, der eine größere Lücke als L. zurückließ, indem er bis zuletzt gewohnt war, sein großes Reich bis ins Geringste durch persönliche Befehle zu regieren. Die Nation hielt sich bei seinem Scheiden von der drückendsten Last befreit und ging unbewußt der Auflösung ihres politischen Lebens entgegen, zu welcher der Ehrgeiz, die Prunksucht und der kalte Despotismus des Monarchen den Grund bereits gelegt hatten. L. erfuhr das Unglück, daß fast sein ganzes Geschlecht vor ihm in das Grab stieg. Seine Gemahlin Maria Theresia hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen die fünf jüngern in früher Kindheit starben. Mit der Lavallière (s. d.) zeugte er drei, mit der Montespan (s. d.) vier natürliche Kinder. Noch am 13. Apr. 1711 starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, im Alter von 50 Jahren. Im Febr. 1712 folgte die Herzogin von Bourgogne, die der König sehr liebte, und am 18. ihr Gemahl, der Herzog (s. Bourgogne), welcher als der älteste Enkel L.'s der Thronerbe war. Endlich starb auch am 8. März L.'s ältester Urenkel, der Herzog von Bretagne. Obschon man diese gehäuften Todesfälle dem Gifte des Herzogs von Orleans zuschrieb, war es wahrscheinlich nur eine Frieselkrankheit, welche den Hof und die Dynastie hinraffte. Überdies kam ein Bruder des Herzogs von Bourgogne, der Herzog von Berri, durch einen Sturz vom Pferde am 4. März 1714 um, sodaß, außer Philipp V. von Spanien, nur der zweite Sohn des Herzogs von Bourgogne übrig blieb, der dem Urgroßvater im Alter von fünf Jahren als Ludwig XV. folgte. Schon früher hatte L. seine beiden mit der Montespan erzeugten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, legitimirt und denselben den Namen Bourbon beigelegt. Im J. 1714 brachte es jedoch die Maintenon, welche diese Prinzen liebte und erzogen hatte, dahin, daß der König dieselben den Prinzen von Geblüt völlig gleichsetzte und die Bastarde zur Thronfolge fähig erklärte. Wiewol Frankreich über diesen Schritt erstaunte, so gab das Parlament dem Edict ohne Widerrede Gesetzeskraft, hob es jedoch eben so leicht unter der folgenden Regierung wieder auf. Die besten Aufklärungen über den Charakter und die Denkungsart L.'s geben seine „Oeuvres" (6 Bde., Par. 1806), welche die Instructionen für den Dauphin und für Philipp V., sowie mehre Briefe enthalten. Vgl. Voltaire, „Siècle de Louis XIV"; Lemontey, „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV" (Par. 1818; deutsch, Lpz. 1830); Saint-Simon, „Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence" (16 Bde., Par. 1829 und öft.).

Ludwig XV., König von Frankreich, 1715—74, Urenkel und Nachfolger Ludwig's XIV. und Sohn des Dauphin Louis, Herzogs von Bourgogne (s. d.), wurde am 15. Febr. 1710 geboren. Als ihm am 1. Sept. 1715 die Krone zufiel, übernahm der Her-

zog Philipp von Orleans (s. d.) als erster Prinz von Geblüt die Regentschaft. Der junge König war äußerst schwächlich und der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt der Nation. Er erhielt den unfähigen Marschall Villeroi zum Erzieher und den Cardinal Fleury (s. d.) zum Lehrer. Während der Leichtsinn des Regenten und die Creditoperation des Schotten Law (s. d.) die Monarchie vollends dem Abgrunde zuführten, erzogen diese Männer den König, der gute Anlagen besaß, zum andächtigen, folgsamen, schüchternen Werkzeuge. Auf Fleury's Rath erhielt nach Orleans' Tode, am 2. Dec. 1723, der Herzog von Bourbon die Leitung der Geschäfte. Derselbe schickte die achtjährige, mit dem Könige verlobte Infantin Maria Anna nach Madrid zurück und vermählte ihn zur Sicherung baldiger Nachkommenschaft am 16. Aug. 1725 mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus (s. d.) von Polen. Schon 1726 vertrieb Fleury, der den Willen seines Schülers völlig beherrschte, den Herzog von Bourbon vom Staatsruder, um es selbst zu ergreifen. Er hob durch Sparsamkeit die Finanzen, verfolgte nach außen die Friedenspolitik, sah sich aber doch in den Kampf um die Krone Polens verwickelt. Im Interesse seines Schwiegervaters verband sich L. mit Spanien und Savoyen gegen den Kaiser und sandte im Oct. 1733 Berwick (s. d.) mit einem starken Corps über den Rhein, während de Silly Lothringen nahm und Villars (s. d.) nach Italien aufbrach. Ungeachtet des Waffenglücks blieb jedoch die Sache Stanislaus' verloren und Frankreich schloß am 31. Dec. 1738 mit dem Kaiser den Frieden zu Wien. L. gab die Eroberungen am Rhein, Philippsburg, Kehl, Trier zurück, erhielt dagegen für den Schwiegervater Lothringen (s. d.), welches nach dessen Tode für immer an Frankreich fallen mußte. Hatte auch der König durch den Krieg einiges Ansehen nach außen gewonnen, so wurde er doch schon jetzt seinem Volke, das so große Erwartungen von ihm gehegt, ein Gegenstand der Verachtung. Er bewies sich stumpf, faul, umgab sich mit verworfener Gesellschaft, verließ seine allerdings unbedeutende Gemahlin und nahm, nicht ohne Schuld Fleury's, hintereinander die vier Schwestern Mailly zu seinen Maitressen. Unter den Anstrengungen Fleury's, den europ. Frieden aufrecht zu erhalten, starb 1740 Kaiser Karl VI., und der östr. Erbfolgekrieg brach aus. Auch Frankreich hatte die Pragmatische Sanction (s. d.) garantirt. Allein der Marschall Belleisle (s. d.), ein durch Kraft und Thätigkeit ausgezeichneter Mann, machte bei Hofe den Plan geltend, die Lage des Hauses Östreich zu dessen Zertrümmerung zu benutzen und, statt der Maria Theresia (s. d.), den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zur Erlangung des Kaiserthrons zu unterstützen. Dieser kühne, romantische Plan fand so großen Anklang, daß endlich auch Fleury mit Widerstreben darein willigte. Belleisle schloß im Mai 1741 mit Spanien und Baiern ein geheimes Bündniß, dem bald Köln, Pfalz, Sicilien und Preußen beitraten. Schon im Juli führte hierauf Belleisle ein Corps über den Rhein, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern, der den Titel eines franz. Generallieutenants annahm, und drang durch Oberöstreich nach Böhmen ein, während sich ein zweites Heer unter dem Marschall Maillebois nach Westfalen wandte, um die Seemächte im Schach zu halten. Obschon der Kurfürst als Karl VII. zum Kaiser erwählt wurde, sah doch Frankreich bald seine gespannten Erwartungen scheitern. Friedrich II. von Preußen söhnte sich mit Maria Theresia aus und die Franzosen in Böhmen wurden von dem Herzoge Karl von Lothringen so hart bedrängt, daß sie endlich, nach der Auslieferung von Prag, das Land im Sept. 1743 gänzlich räumen mußten. Unter den Unfällen war Fleury im Jan. 1743 gestorben, der durch zu große Sparsamkeit dabei viel verschuldet hatte. L. nahm den rechtschaffenen Orry zum Finanzminister und Maurepas (s. d.) erhielt das Seewesen, Amelot das Auswärtige, d'Argenson das Kriegsdepartement. Im März mußte der Herzog von Noailles mit einem neuen Heere über den Rhein gehen, der aber am 24. Juni bei Dettingen von der pragmatischen Armee geschlagen wurde. Frankreich, das den Krieg bisher im Namen Karl's VII. geführt, trat nun selbständig auf und erklärte den Krieg förmlich gegen England, dessen Verbündeten, Sardinien, und Maria Theresia. Sogleich fiel der Prinz Conti in Piemont ein, trat aber im Herbst, nach einer bewundernswürdigen Operation, mit großem Verlust den Rückzug an. Der König selbst, den die Minister aus der Schwelgerei und Faulheit ziehen wollten, mußte in Begleitung Noailles' mit 100000 M. in die Niederlande eindringen. Er eroberte ohne Blutvergießen die Barrie-

renplätze und wandte sich im Juli 1744 mit einem Theile des Heers nach dem Elsaß, um die Östreicher abzuhalten, die den Marschall Coigny schon aus den lauterburger Linien gedrängt hatten. Nach des Königs von Preußen Plan im Begriff über den Rhein zu gehen, erkrankte jedoch L. am 8. Aug. zu Metz sehr gefährlich, wobei er Besserung gelobte, die Maitressen entließ und vom Volke eine unverdiente Theilnahme empfing. In seiner Gegenwart unternahm hierauf Coigny im Nov. mit der Hauptmacht die Eroberung von Freiburg, und der Bruder Belleisle's drang mit einem Streifcorps nach Schwaben und nahm Kostnitz und die vier Waldstädte. Der Tod Karl's VII. entzog Frankreich 1745 die Unterstützung Baierns. Da die Gegenwart des Königs den Muth des Heeres hob, so mußte sich L. auch im Feldzuge von 1745 nach den Niederlanden begeben, wo der Marschall Moritz von Sachsen (s. d.) bereits die Belagerung von Tournay eröffnet hatte. Der große Sieg über die Verbündeten am 11. Mai bei Fontenoi, wobei L. Muth zeigte und auf dem Schlachtfelde erschien, hatte die Einnahme der wichtigsten Plätze zur Folge. Auch in Italien eroberte Maillebois an der Spitze der bourbonischen Truppen Mailand und Parma, während jedoch in Deutschland Conti mit seinem schwachen Corps die Wahl des Herzogs Franz zum Kaiser nicht verhindern konnte. Obschon Frankreich im Frieden zu Dresden zum zweiten Mal seinen Verbündeten, den König von Preußen, verlor, so beschloß doch L. mit seinen Ministern, den Krieg gegen Östreich und England fortzusetzen. Von Frankreich unterstützt, mußte der Prätendent Karl Eduard (s. d.) im Juli 1745 auf Schottland landen, was so über Erwarten gelang, daß sich Georg II. genöthigt sah, seine Streitkräfte in den Niederlanden zu schwächen. Die franz. Armee unter Moritz von Sachsen machte hierauf so außerordentliche Fortschritte, daß der Kaiserin im Herbst von den Niederlanden nichts blieb, als Luxemburg und Limburg. Dessenungeachtet stimmten die Unfälle der bourbonischen Truppen in Italien den König für den Frieden, weshalb er gern in die Eröffnung des Congresses zu Breda, im Oct. 1746, willigte. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, mußte der Generallieutenant Löwendal im Apr. 1747 in Holländ.-Flandern einbrechen, was jedoch zur Erneuerung des Kampfes führte. Die Franzosen schlugen die Verbündeten am 2. Juli beim Dorfe Laffeld unweit Maastricht und eroberten nach harter Belagerung am 16. Sept. das starke Bergen op Zoom. Dagegen gefährdete die brit. Flotte die franz. Colonien in Ost- und Westindien. Als überdies Elisabeth von Rußland die östr. Partei ergriff und das durch Abgaben erschöpfte Volk laut den Frieden verlangte, so beeilte sich endlich L., noch dazu von seiner von der Kaiserin gewonnenen Maitresse, der Pompadour (s. d.), getrieben, den Frieden zu Aachen (s. d.) am 18. Oct. 1748 zu unterzeichnen. L. erklärte, daß er ungeachtet der Eroberungen in den Niederlanden für sich nichts verlange. Der lange Krieg, der den Wohlstand des Volks noch tiefer zerrüttet, die Seemacht zu Grunde gerichtet hatte, endete also ohne den geringsten Vortheil.

Während jetzt das Parlament seinen langen Streit mit dem Klerus zu Gunsten des Jansenismus führte, versank L. unter der Herrschaft der Pompadour, welche die Geliebte und Kupplerin zugleich spielte, in das tiefste Serailleben herab. Dieses Weib entzog dem Schatze durch königliche Handbillets, sogenannte Acquits de comptant, zu ihrem schmählichen Treiben Hunderte von Millionen und legte 1753 unter Anderm auch den berüchtigten Hirschpark an. Bald nach dem Frieden zu Aachen war auch der Kampf zwischen England und Frankreich ohne Kriegserklärung um die Grenzen Acadiens, das L. abgetreten hatte, wieder ausgebrochen. Der König mußte sich deshalb auf das Andringen seiner Minister entschließen, Rüstungen zu einer Landung an den brit. Küsten vorzunehmen. Am 20. Apr. 1756 landete der Herzog von Richelieu (s. d.) mit einer starken Seemacht auf Minorca und eroberte am 29. Juni unter furchtbarem Gemetzel Port-Mahon. Allein auch an dem Landkriege in Deutschland sollte Frankreich wieder Theil nehmen. Nach dem Sturze Maurepas' im Apr. 1749, an dessen Stelle der unfähige Rouillier trat, arbeitete die durch die Schmeicheleien der Kaiserin gewonnene und durch den König von Preußen gekränkte Pompadour an einem Bündnisse Frankreichs mit Östreich. Dieser unglückliche Vertrag, welcher das politische System Frankreichs seit Jahrhunderten änderte, kam bei der verworfenen Schwäche L.'s am 1. Mai 1756 wirklich zu Stande. Während er wenige

Jahre vorher das Geld und das Blut seines Volks auf die Bitten der Mailly zur Demüthigung des Hauses Habsburg vergeblich verschleudert hatte, sollte er jetzt die Kräfte seines Reichs zur Erhebung der Macht opfern, die stets der unversöhnliche Gegner seiner Vorfahren gewesen. Erst nach dem Einbruche Friedrich's II. in Sachsen ließ sich L. durch die Vorstellungen der Pompadour und die Thränen der dem sächs. Hause entstammten Dauphine bewegen, dem Kriege in Deutschland offen beizutreten. Im Febr. 1757 vereinigte sich ein franz. Corps unter dem Marschall Estrées in den Niederlanden mit den Östreichern, ging über die Weser und lieferte am 26. Juli der brit.-hannov. Armee das Treffen bei Hastenbeck. Mitten im Siegeslaufe mußte jedoch Estrées den Oberbefehl auf Verlangen der Pompadour an den Herzog von Richelieu abtreten, der nun in die brandenburg. Staaten einfiel. Ein anderes Corps unter dem Prinzen Soubise vereinigte sich im Aug. bei Erfurt mit der Reichsarmee, wurde aber am 5. Nov. 1757 von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen. Auf Betrieb der Maitresse übergab jetzt der König den Oberbefehl in Deutschland dem Grafen Clermont, einem Abbé, der nie eine Armee gesehen hatte. Derselbe erlitt sogleich durch Prinz Ferdinand von Braunschweig am 23. Juni 1758 die Niederlage bei Krefeld und mußte das Commando dem erfahrenen Marschall Contades ausliefern. Bei der Muthlosigkeit der Truppen, dem Mangel an tüchtigen Führern, der Zerrüttung der Finanzen verlangte das Volk und selbst der Hof stürmisch den Frieden. Allein der von seiner Maitresse unterjochte und bei den Leiden seines Reichs gleichgültige König bestand hartnäckig auf der Fortsetzung des Kampfes. L. erhob im Aug. 1758 den Herzog von Choiseul (s. d.), der bisher zu Wien Gesandter gewesen, zum ersten Minister und erneuerte sogar am 30. Dec. das Bündniß mit Östreich. Obschon man Alles aufbot, die Armee in Verfassung zu setzen, so erlitt doch Contades am 1. Aug. 1759 die entscheidende Niederlage bei Minden. In demselben Jahre nahmen die Engländer das Cap Breton, mehre westind. Inseln, einen Theil von Canada, in Ostindien das wichtige Surate und am 20. Nov. wurde auch die Flotte unter dem Marschall Conflans vom Admiral Hawke auf der Höhe von Quiberon geschlagen. Der König verlieh für den Feldzug von 1760 den Oberbefehl in Deutschland dem Marschall Broglio, der bei der Zerrüttung des Heers wenig unternehmen konnte. Erst im folgenden Jahre wagte er in Verbindung mit Soubise, den Herzog von Braunschweig am 15. Juli bei Villingshausen anzugreifen, mußte aber wiederum mit großem Verluste zurückweichen. Noch unglücklicher gestaltete sich der Kampf in den Colonien. In Ostindien fiel Pondichery und Mahé, in Westindien eroberten die Engländer fast sämmtliche Inseln; am 7. Juli 1761 gelang es sogar einer brit. Expedition, Belleisle an der Küste von Bretagne zu nehmen. Obschon die Pompadour fortgesetzt neue Anstrengungen verlangte, ließ jedoch L. zu Anfange des J. 1761 Östreich und Rußland erklären, daß er nicht mehr im Stande sei, den Krieg fortzusetzen. Um England zu mildern Bedingungen zu bewegen, brachte indeß vor der Hand Choiseul den berühmten bourbonischen Hausvertrag im Aug. 1761 zu Stande, durch welchen sich sämmtliche Bourbons zu gegenseitiger Hülfe in Krieg und Frieden für immer verpflichteten. Der Bund hatte aber keine andern Folgen, als daß sich auch noch zuletzt Spanien im Kampfe gegen Portugal und England abschwächte. Nachdem das Heer im Feldzuge von 1762 noch eine Menge Unfälle erlitten, gelang es endlich Choiseul, am 10. Febr. 1763 den Definitivvertrag mit Großbritannien zu schließen. L. gab Minorca und empfing Belleisle zurück; ferner mußte er Canada, die meisten westind. Inseln und in Ostindien Alles, bis auf Pondichery und Mahé, abtreten. In vier Jahren hatte die Flotte 30 große Schiffe verloren und der Verlust an Geld und Menschen während dieses siebenjährigen, auf den Wunsch einer Maitresse geführten Kriegs war unberechenbar.

Der König blieb indeß so in Trägheit, Wollust und Unempfindlichkeit versunken, daß ihn der Ruin seines Reichs und die Verachtung des Volks wenig kümmerte. Selbst ein Mordversuch, den 1757 ein Fanatiker, Damiens (s. d.), an ihm machte, konnte ihn nicht emporreißen. Mehr bewegte ihn der Kampf, den die Pompadour und Choiseul nach dem Frieden mit den Jesuiten begannen. Die Jesuiten haßten die allmächtige Maitresse wie deren unternehmenden Minister und hatten sich mit dem Dauphin verbunden, ihre gemeinsamen Feinde zu stürzen. Dagegen ängstigte die Pompadour den König mit den Anschlägen der Jesuiten und ließ gegen dieselben die heftigsten Schriften ausstreuen. Der Bankerott

des Jesuiten Lavalette, dessen Vertretung der Orden nicht übernehmen wollte, gab endlich dem Minister Gelegenheit, die Jesuiten ihrem bittersten Feinde, dem Parlamente, zu überliefern. Während dieses Processes nahm das Parlament Anlaß, in die Verfassung des Ordens einzudringen, und gelangte darüber zu dem festen Entschluß, dieses dem Staate gefährliche Institut mit Hülfe des Hofs zu zertrümmern. Der König, auf der einen Seite von den Frömmlingen, der Geistlichkeit und dem Dauphin, auf der andern von dem Minister, der Maitresse und dem Parlament bedrängt, wandte sich endlich 1762 an den Jesuitengeneral Ricci, von dem er zur Beilegung des Streites verlangte, daß künftig zum Generalvicar des Ordens in Frankreich ein geborener Franzose gewählt werden sollte. Ricci gab aber dem Könige die berüchtigte Antwort, die Jesuiten müßten bleiben wie sie wären oder zu existiren aufhören (sint ut sunt, aut non sunt), und dies entschied L. für die Zerstörung des Ordens. Er ließ der Untersuchung des Parlaments freien Lauf und bestätigte endlich mit ungewohnter Festigkeit durch ein Edict vom Nov. 1764 die Aufhebung des Ordens in Frankreich für immer. Der Sieg des Parlaments über seinen 50jährigen kirchlichen und politischen Gegner ermuthigte dasselbe, nun auch dem Hofe selbst entgegenzutreten. Das Parlament zu Paris verweigerte im Apr. 1763 die Einregistrirung der Steueredicte, und als es durch ein Lit de justice dazu gezwungen wurde, erhoben sich die übrigen Parlamente, machten heftige Vorstellungen und wollten sich als gemeinsamen politischen Körper betrachtet wissen. Der König hingegen nannte diese angebliche Einheit Rebellion und setzte die Parlamente in einem zweiten Lit de justice am 3. März 1766 zu Gerichtshöfen herab, deren Ehre es sei, dem Könige zu gehorchen. Als man ihn aber an den Krönungseid erinnerte, gab er die Antwort: „Ich habe meinen Eid Gott und nicht dem Volke geschworen". Die Parlamente schwiegen vor der Hand; aber 1769 brach der Streit über die Verfolgung, welche das Parlament zu Rennes von dem Herzoge von Aiguillon, dem Gouverneur von Bretagne, erfuhr, wieder aus. Nach heftigen Debatten kam es endlich im Nov. 1770 zum völligen Bruch mit dem Hofe und sämmtliche Magistrate stellten ihre Amtsverrichtungen ein. Die Parlamente hatten bei ihrer Widersetzlichkeit auf ihren Freund Choiseul gerechnet, der jedoch im Dec. 1770 durch die neue Maitresse Dubarri (s. d.), hinter welche sich die Geistlichkeit und die Höflinge steckten, gestürzt wurde. Auf Veranlassung der Dubarri erhob der König den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister; der verhaßte Meaupou blieb aber Kanzler und der Abbé Terray, der öffentlich sein Räubertalent rühmte, erhielt die Finanzen. Sämmtliche Minister waren die heftigsten Feinde des Parlaments. Auf ihr Drängen schickte der König in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. 1771 gemeine Soldaten an die Parlamentsräthe und foderte von denselben mit Ja und Nein die Antwort, ob sie sich unterwerfen wollten. In der nächsten Nacht aber erschienen die nämlichen Musketiere und verkündigten den Räthen ihre Absetzung und Verbannung. Die Parlamente rechneten zwar auf baldige Zurückberufung, weil ihre Ämter mit mehr als 40 Mill. Livres waren erkauft worden, die der Hof nicht zurückzahlen konnte. Indeß erklärte der König die Käuflichkeit aufgehoben und setzte ein Interimsparlament und sechs Obergerichte ein, welche die Justiz verwalten sollten. Diese Gewaltstreiche, gegen welche auch die Prinzen von Geblüt protestirten, brachten das Volk in die tiefste Bewegung und steigerten die Verachtung und die Erbitterung gegen den Hof. L. hingegen schloß sich stumpfsinnig in seinen Hirschpark ein und widmete sich in der letzten Zeit gänzlich der Jagd und seinen Beischläferinnen. Die Art, wie unterdeß der Hof und die Minister die öffentlichen, dem Volke grausam erpreßten Einkünfte verschleuderten, war unerhört. Die Dubarri griff nach Belieben in den Schatz und soll in fünf Jahren 180 Mill. Livres vergeudet haben. Blos ein Kamin in einem ihrer Zimmer zu Versailles hatte 60000 Livres gekostet. Da L. sein ganzes Leben hindurch jede ernste Beschäftigung scheute, so griff er oft aus langer Weile zu den niedrigsten Zerstreuungen. Er druckte nicht nur Bücher, sondern wollte auch als der beste Koch in seinem Reiche gelten und fand sich geschmeichelt, wenn die Höflinge begierig seine Speisen verschlangen. Aus kindischer Neugierde unterhielt er an allen Höfen Agenten, die ihm die Intriguen und den Scandal berichten mußten. Auch mischte er sich gern in die Händel seiner Umgebung und spielte in Liebesverhältnissen den Vertrauten. Nächst der Wol-

lust war das Spiel seine Leidenschaft. Er hielt zu dem Zwecke eine eigene Kasse, die er durch Speculation in Papieren und sogar durch Kornwucher bereicherte, den eine eigens dafür eingesetzte Behörde betreiben mußte. Wenn man ihm die Auflösung des Staats und das Elend des Volks vorhielt, so pflegte er zu antworten: „Die Monarchie wird schon halten, so lange wir leben". Schon lange war er zufolge seiner Ausschweifungen mit einer geheimen Krankheit behaftet. In diesem Zustande bekam er durch ein junges Mädchen die Kinderblattern, an welchen er am 10. Mai 1774 starb. Die Nation freute sich über diese Erlösung und der Pöbel feierte sein Begräbniß durch Pasquille und Gassenlieder. Sein einziger Sohn, der Dauphin, war am 20. Dec. 1766, seine Gemahlin am 24. Juni 1768 gestorben. Ihm folgte der Enkel Ludwig XVI. (s. d.) auf dem Throne. Vgl. Voltaire, „Siècle de Louis XV", und die Memoiren von Duclos und Saint-Simon; ferner Laffrey, „Siècle de Louis XV" (2 Bde., Par. 1796); Desodoards, „Histoire de Louis XV" (3 Bde., Par. 1798), und Lemontey, „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV" (2 Bde., Par. 1832).

Ludwig XVI. (August), König von Frankreich, 1774—93, der dritte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen, wurde am 23. Aug. 1754 geboren und empfing den Titel eines Herzogs von Berri. Nach dem Tode seiner ältern Brüder verlor er 1765 den Vater, bald darauf die Mutter, wodurch er zum Dauphin und Thronfolger stieg. Der Prinz besaß von Natur einen starken Körper, viel Herzensgüte, aber geringen Verstand und noch weniger Willen. Der sonst achtbare Herzog von Vauguyon, der seine und seiner jüngern Brüder, der Grafen von Provence (s. Ludwig XVIII.) und Artois (s. Karl X.), Erziehung leitete, war unfähig, etwas für die Ausgleichung dieser einseitigen Natur zu thun; er erzog den Prinzen in Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und blinder Ergebenheit. Die Thätigkeit und die Neigungen L.'s waren seinem beschränkten Wesen ebenfalls angemessen. Er lernte mit Fleiß Geographie und ein wenig Geschichte, vernachlässigte aber gänzlich philosophische und politische Wissenschaften. Die größte Vorliebe zeigte er für mechanische Arbeiten; mit Geschick führte er Hammer und Feile und druckte Bücher; auch liebte er die Jagd. Obschon in der Atmosphäre des verdorbensten Hofes erzogen, übte er einfache, reine Sitten, zeigte Rechts- und Pflichtgefühl, haßte den Luxus und neigte sich zu den arbeitenden Classen. Die Hofleute verachteten und verspotteten ihn schon, weil er kein glänzendes Äußere besaß. Die Vermählung L.'s mit Marie Antoinette (s. d.), der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, am 10. Mai 1770, war von einem furchtbaren Zufalle begleitet. Bei einem Feuerwerke, welches die Hauptstadt am 16. zur Feier der Vermählung abbrannte, fuhr ein panischer Schrecken unter die Volksmassen, wobei im Gedränge Tausende beschädigt, 300 getödtet wurden. Der Prinz gab Alles hin, was er besaß, und wies viele Monate seine Apanage an, um die Verunglückten, die er selbst aufsuchte, zu unterstützen. Bei dem geringen Zutrauen, das er zu sich selbst besaß, erfüllte ihn die Aussicht auf den Thron mit Bangigkeit. Als man ihm am 10. Mai 1774 die Nachricht von dem Tode des Großvaters überbrachte, rief er unter Thränen aus: „O mein Gott! welches Unglück für mich". In der That erfoderte die Lage des Staats und der Nation einen freien, starken Charakter. Die Verschwendung und der Despotismus der Vorfahren hatten das öffentliche Wesen zerrüttet, das Volk in Elend versenkt, jede reformatorische Entwickelung verhindert. Gesetz und Verwaltung standen im Widerspruch mit den Bedürfnissen und den Foderungen der Zeit; besonders aber war es die Finanzlage, welche drohend und gebieterisch Abhülfe verlangte. Durch den Einfluß der Tante des Königs wurde Maurepas (s. d.), ein alter, verbrauchter Hofmann, erster Minister. Dennoch erweckte die neue Verwaltung große Hoffnungen, indem ausgezeichnete, patriotische Männer, Vergennes (s. d.), Saint-Germain, Malesherbes (s. d.) und Turgot (s. d.), die Geschäfte übernahmen. Die beiden Letztern begannen, eigentlich an der Spitze der Finanzen, sogleich eine Reihe trefflicher Veränderungen. Man schaffte die mit jeder Thronbesteigung verbundene feudalistische Abgabe, das „Droit de joyeux avénement", ab, hob die Tortur, die Reste der Leibeigenschaft, die willkürlichen Gnadenspenden und Sinecuren auf und schränkte mit dem Willen des Königs den Hofhalt so bedeutend ein, daß man in Kurzem gegen 100 Mill. Livres Staatsschulden ab-

zahlen konnte. Zudem gründete der König zu Paris im Interesse der arbeitenden Classen das Leihhaus und die Discontokasse und erwarb sich durch die Anspruchlosigkeit, mit welcher er das Elend aufsuchte und linderte, Aller Herzen. Tiefere Reformen, die an die Privilegien rührten, scheiterten an dem Widerstande der Aristokratie und der Parlamente, die man zurückgerufen (s. Ludwig XV.) und in den vorigen Stand gesetzt hatte.

Nach der Krönung zu Rheims, am 11. Juni 1775, sah der König schon die Schwierigkeiten seiner Stellung wachsen. Ein Edict, das die drückenden Wegebaufrohnen, ein anderes, das den Zunftzwang abschaffte, konnten nur durch ein Lit de justice zum Gesetz erhoben werden, und Turgot, der Urheber dieser Reformen, mußte bald darauf mit Malesherbes aus der Verwaltung scheiden, weil ihn der schwache König weder gegen die Parlamente noch gegen den Hof zu schützen vermochte. Zu dieser Zeit begann die durch Jugend und Schönheit ausgezeichnete, von ihren Schwägern und den Hofleuten umdrängte Königin ihren unheilsvollen Einfluß auf den Gang der Staatssachen zu äußern. Der König, der sich verspottet und hart beurtheilt sah, verlor hiermit vollends das Vertrauen zu den eigenen Kräften. Nach der kurzen, aber abscheulichen Finanzverwaltung Clugny's ließ sich die Königin im Juni 1777 die Wahl Necker's (s. d.) zum Generaldirector gefallen. Dieser erfahrne Banquier hätte gewiß auch ohne tiefgreifende Veränderung einen leidlichen Finanzzustand hergestellt, wäre die Theilnahme am Freiheitskampfe Nordamerikas nicht dazwischengetreten. Der König lehnte anfangs die Theilnahme an dem Kampfe ab, sowol aus Furcht gegen England, als auch aus Rücksicht für das legitime Princip. Erst das Andringen der Minister, welche die brit. Macht gedemüthigt sehen wollten, und der Enthusiasmus der Nation bestimmten ihn, am 6. Febr. 1778 das Bündniß mit den Vereinigten Staaten zu schließen. Die nächsten Folgen dieses Schrittes waren unermeßliche Geldopfer, sodaß Necker an Herbeiziehung der Privilegirten und an größere Einschränkungen denken mußte. Ersteres empörte das Parlament, Letzteres den Hof, und am 19. Mai 1781 legte der Minister unter Anklagen und Intriguen und mit dem tiefsten Bedauern des Königs sein Amt nieder. Der unfähige Joly de Fleury kam jetzt an die Finanzverwaltung. Die Empörung gegen die Erpressungen dieses Mannes theilte sich bald ganz Frankreich mit; in der Bretagne griff die Regierung sogar zu militairischen Mitteln. Mit dem Friedensschlusse, 1783, schien bereits die Aufregung mit der Finanznoth auf das Höchste gestiegen. Das Volk, dessen Selbstgefühl auf Kosten des Hofes durch den nordamerik. Freiheitskrieg gesteigert war, rief laut und drohend um Abhülfe. Nachdem der rechtschaffene d'Ormesson sieben Monate hindurch vergeblich zu helfen versucht hatte, ließ sich endlich der König am 3. Oct. 1783 Calonne (s. d.) zum Generalcontroleur aufdrängen. Die Partei der Grafen Artois und Polignac, zu welcher auch die Königin gehörte, hatte diese Wahl durchgesetzt. Die Leichtfertigkeit, womit Calonne dem Hofe Geld verschaffte, machte ihn beliebt und täuschte selbst den König, während das Volk zornig zusah. In dieser Zeit entfaltete sich der unversöhnliche Haß gegen die Königin. Calonne, nachdem er so viel als möglich aufgeborgt, dachte zuletzt gleich seinen Vorgängern an die Herbeiziehung der Privilegirten. Zu diesem Zwecke bewog er den König zur Versammlung der Notablen, im Febr. 1787, die aber, als er die schreckliche Wunde aufdeckte, nicht halfen, sondern ihre Bewilligungen von dem Rücktritte des Ministers abhängig machten. Der König übergab nun die Finanzen am 1. Mai 1787 dem populairen aber unfähigen Erzbischof Loménie de Brienne (s. d.). Derselbe faßte die Notablen beim Worte und erhielt von denselben in der That die Einwilligung zu einer allgemeinen Grundsteuer, zur Stempeltaxe, zur völligen Unterdrückung der Wegebaufrohnen und zur Einführung von Provinzialversammlungen.

Während indessen das Volk über die patriotischen Entschließungen jubelte, verweigerte das Parlament, unter dem Vorwande, die Stempeltaxe werde das Volk drücken, die Bestätigung der Reformedicte, und zwar nicht ohne Zuthun Derer, die sie bewilligt hatten. In diesen Discussionen wurde im Parlament die Verschwendung des Hofes und der Königin von einigen Mitgliedern frei aufgedeckt und zum ersten Mal auf eine Versammlung der Reichsstände (s. Etats-généraux) hingewiesen. Das Parlament wollte damit nur die Regierung zur Gefügigkeit zwingen. Allein kaum war das Wort ausgesprochen, als ganz Frankreich davon wiederhallte. Das Volk sah hierin einen Schritt zur constitutionellen

Staatsverfassung und zur Niederdrückung der Parteiinteressen, welche Frankreich in dem Zustande der Noth und Auflösung erhielten. Adel, Hof und Geistlichkeit dachten an die alten Generalstaaten, in welchen gewöhnlich bei dem Übergewichte der Privilegirten dem dritten Stande die Lasten um so förmlicher aufgebürdet wurden. Indessen ging der König auf die Versammlung der Stände nicht ein, sondern erzwang durch ein Lit de justice vom 6. Aug. 1787 die Einregistrirung der Edicte und verbannte das Parlament, als es sich widersetzen wollte, nach Troyes. Eigentlich war die Maßregel das Werk des Ministers; der König selbst zeigte sich unthätig, gleichgültig und unentschlossen. In Kurzem jedoch gab er dem Parlament das Versprechen, daß er die Reichsstände binnen fünf Jahren zusammenberufen wolle, verlangte aber für die Zwischenzeit die Bewilligung einer bedeutenden Anleihe und rief auch das Parlament unter dieser Bedingung zurück. Im blinden Widerstand verweigerte jedoch das Parlament seine Zustimmung zur Anleihe, und der Herzog Philipp von Orleans, der persönliche Feind des Hofes, protestirte in einem Lit de justice am 19. Nov. 1787 gegen die erzwungene Einregistrirung des Edicts. Ein solches Betragen versetzte den König in ungewöhnliche Aufregung. Er verbannte den Prinzen und ließ mehre Parlamentsglieder verhaften. Unter den heftigsten Kämpfen veranlaßte ihn hierauf Brienne zu dem Edicte vom 8. Mai 1788, welches sämmtliche Parlamente auflöste und an deren Stelle eine Art Hofrath (cour plénière) anordnete, der aus den Prinzen, den Pairs, den vornehmen Hofbedienten, den hohen Magistraten und Offizieren bestand. Dieser Despotismus machte den König zum ersten Mal verhaßt und setzte das ganze Reich in Feuer und Flammen. Der Aufruhr wuchs, als am 16. Aug. das berüchtigte Edict erschien, nach welchem der Schatz alle Baarzahlungen, mit Ausnahme des Soldes an die Truppen, einstellen wollte. Brienne mußte sogleich das Ministerium Necker überlassen, und der König stellte am 25. Aug. die Parlamente her und versprach die schleunige Berufung der Reichsstände. Mitten im Parteigewirre berief er jedoch am 6. Nov. 1788 die Notablen, die über die Form des Reichstages entscheiden sollten. Natürlich erklärte sich diese Versammlung für die Form der alten Generalstaaten, worüber der dritte Stand, der am meisten litt und hoffte, in die höchste Aufregung und Erbitterung gerieth. Die Finannoth, eine Erscheinung der Krankheit, aber nicht das tiefe Übel selbst, an welchem Frankreich litt, trat nun in den Hintergrund. Es begann jene leidenschaftliche Untersuchung über die Rechte des Menschen und des Bürgers und der Kampf gegen die Zustände eines versunkenen Staats, einer veralteten Gesellschaft und eines an Vergeudung und Despotismus gewöhnten Hofes. Auf den Rath Necker's, der in seinen Finanzplänen eines Gewichts gegen Adel und Geistlichkeit, selbst gegen den Hof bedurfte, entschloß sich endlich der König, den dritten Stand in doppelter Anzahl zu berufen, sodaß von 1200 Abgeordneten 600 dem Bürgerstande angehörten. Weder der Monarch noch der Minister begriffen die Nothwendigkeit und die Bedeutung dieses Schrittes, noch die Consequenzen, die daraus für ihr eignes Betragen erwuchsen.

Während L., von der Last seiner Krone erdrückt, bald in Bekümmerniß, bald in Apathie versunken, unthätig verharrte, zogen die Stände gleich zwei feindlich gerüsteten Colonnen nach Versailles, wo der Monarch mit dem aufrichtigsten Wunsche für das Wohl seines Volks am 5. Mai 1789 die Reichsversammlung eröffnete. Vielleicht wäre es Necker möglich gewesen, durch ein entschiedenes Auftreten den Sturm zu beschwören. Allein Necker, der es weder mit dem Volke noch dem Hofe verderben wollte, überließ die entscheidendste Frage, ob die Versammlung nach Ständen oder in Masse berathen und abstimmen sollte, dem Parteihader. Als sich endlich der dritte Stand am 17. Juni 1789 als Nationalversammlung conflituirte (s. Frankreich), ließ sich der erschrockene König von der Hofaristokratie zu einem Schritte verleiten, der schon zu spät geschah und die Leidenschaften nur steigern konnte. Von militairischem Pomp und dem Glanze des Hofes umgeben, hielt er am 23. Juni 1789 eine zweite königliche Sitzung, in welcher er mit Härte sein Misfallen aussprach, die Beschlüsse des dritten Standes cassirte, die Feudalrechte als die Stützen der Monarchie bezeichnete, hingegen die Ausdehnung der Staatslasten auf die Privilegirten, die Unterdrückung der Salzsteuer, die Zulassung aller Stände zu den öffentlichen Ämtern, Provinzialversammlungen und regelmäßige Berufung der Generalstaaten versprach. Zum

Schluß befahl er den Standen, auseinanderzugehen und die Berathungen einzeln zu beginnen. Diese Zugeständnisse blieben jetzt, wo die Schwäche des Hofes und des Königs hinlänglich bekannt, die Vertreter des dritten Standes aber der öffentlichen Stimmung versichert waren, ohne Wirkung. Die Nationalversammlung (s. d.) erklärte jede Gewalt gegen ihre Mitglieder für Majestätsverbrechen, und der König, der die Constituirung zweier Kammern und eine der brit. ähnliche Verfassung befürchtete, bat sogar die Geistlichkeit und den Adel, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Dem Könige blieb jetzt nur übrig, sich an die Spitze der politischen Revolution selbst zu stellen, oder dieselbe mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Zum Erstern fehlte ihm Energie und Überzeugung; gegen die Gewalt empörte sich sein Herz und seine Tugend. Demungeachtet ließ er sich von seiner Umgebung zur Zusammenziehung eines 30000 M. starken Truppencorps unter dem Befehl des Marschalls Broglio in der Nähe der Hauptstadt bewegen. Eine solche Drohung im Angesicht der Nationalversammlung setzte das Volk in Zorn und Schrecken und entschied über den Gang der Revolution. Man bereitete sich zum Widerstande vor, und die bezahlte Rotte des Herzogs von Orleans, der das Verderben des Königs wünschte und, wenn auch vor der Hand nicht auf die Krone, doch auf die Regentschaft speculirte, schürte das Feuer und brachte die ausschweifendsten Gerüchte in Umlauf. Die Abdankung Necker's am 12. Juli und der Angriff des Prinzen Lambesc (s. d.) im Palais Royal auf die friedliche Menge schienen die feindselige Stimmung des Hofs zu bestätigen. Während der König in der Mitte seines Hofs zu Versailles rathlos träumte, trat am 13. Juli die Hauptstadt unter die Waffen und eroberte am 14. die Bastille. Die Nachricht von dem Aufstande setzte den König in Schrecken; doch erblickte er darin nur eine „Revolte". Erst der Herzog Larochefoucauld (s. d.) klärte ihn freimüthig über seine Lage, über die Stimmung der Nation und die Absichten des Herzogs von Orleans auf. Der Marschall Broglio rieth dem Monarchen, sich in die Mitte der Truppen zu begeben und nach Metz abzuziehen. Der König indessen, den Bürgerkrieg und die Faction Orleans fürchtend, schlug dies aus und begab sich am 15. zu Fuß in die Nationalversammlung, wo er erklärte, daß er mit der Nation eins sei, und daß er die Truppen zurückziehen werde. Die Harmonie zwischen Volk und Thron schien jetzt hergestellt; der König war in der That für den Augenblick den Einflüsterungen der Hofpartei entzogen. Er unternahm am 17. die gefährliche Reise nach Paris, bestätigte die Errichtung der revolutionairen Autoritäten und der Nationalgarde und kehrte in Begleitung einer jubelnden Volksmasse nach Versailles zurück. Auch wurde Necker zurückgerufen, der in der That die Eitelkeit besaß, Frankreich durch seine Finanzpläne aus dem revolutionairen Abgrunde herausziehen zu wollen. Die Nationalversammlung ging nun an die Abfassung der Constitution und an die Zertrümmerung des Feudalstaates, und der König bestätigte am 18. Sept. mit geringer Ausnahme sämmtliche Decrete. Erst mit dem Beschluß der Versammlung, am 21. Sept., der Krone in der neuen Verfassung ein nur suspensives Veto (s. d.) zu verleihen, gelang es der Hofpartei, den König zum Widerstande zu reizen. Über diesem Streite gerieth namentlich die Hauptstadt in neue Bewegung, und ein zufälliger Umstand trug dazu bei, daß endlich der Vulkan der Revolution mit voller Wuth ausbrach und das Schicksal des Thrones und des Königs die schnellste Wendung nahm. Neben der Bürgermiliz und der Leibgarde hatte der Hof zur Sicherung des Schlosses das Regiment Flandern nach Versailles rufen lassen, bei welcher Gelegenheit die Miliz wie die Gardisten den Offizieren des angekommenen Regiments ein Fest gaben. Zu Ende des Mahles trank man auf das Wohl der königlichen Familie, nicht aber auf das der Nation. Diese unpatriotische Stimmung stieg, als auch die Königin, ihre Kinder und ihren Gemahl mit sich führend, bei dem Gastmahle erschien. Die Soldaten weinten beim Anblick der bedrängten Familie, und die Hand voll von Offizieren zog den Degen und schwor, für den König zu sterben, die Nationalversammlung aber zu vernichten. Auch steckte man weiße Cocarden auf und trat die Nationalfarben mit Füßen. Diese Orgie erregte im Volke den höchsten Unwillen, und Geldspenden der Orleanisten an den hungernden Pöbel von Paris brachten denselben zum Aufstande. Einige Tage nachher, am Morgen des 5. Oct., rotteten sich in der Hauptstadt wüthende Haufen, darunter viele Weiber, zusammen und zwangen Lafayette (s. d.), an der Spitze von 40000 Nationalgarden und

abgefallenen königlichen Garden mit nach Versailles zu ziehen. Gegen Abend des 6. traf der furchtbare Zug ein. Man foderte von der Nationalversammlung Brot und die Bestrafung der Offiziere, welche die Nationalfarben beschimpft. Eine Deputation der Versammlung, begleitet von 12 Weibern aus dem Volke, begab sich zum Könige, der Letztern die möglichste Abstellung der Hungersnoth versprechen, der Deputation aber nach langem, rathlosem Zögern die Bestätigung des suspensiven Betos bewilligen mußte. Schon schien durch die Bemühung Lafayette's jede Gefahr für die königliche Familie beseitigt, als am Morgen des 7. eine von Wein erhitzte, von Orleans bestochene und gereizte Menge sich auf das Schloß stürzte, einzelne Gardisten ermordete und sogar in das Zimmer der Königin drang, die kaum aus dem Bett zu ihrem Gemahl entfliehen konnte. In der Wuth durchstach man das Bett und drang dann gegen das Zimmer des Königs vor; allein die Soldaten Lafayette's vereinigten sich mit der Leibgarde und trieben den Haufen aus dem Schlosse. Als hierauf der Pöbel Anstalten traf, die gefangenen Gardisten an dem Gitterwerk des Schlosses aufzuknüpfen, erschien der König auf dem Balcon und bat für seine Gardisten um Gnade. Auf dieses Wort und die Versicherung L.'s, daß er mit nach Paris ziehen werde, ließen die Wüthenden den unglücklichen König leben und auch die Königin mußte zitternd vortreten und empfing Zeichen des Beifalls. Um 1 Uhr Nachmittags fuhr der König mit seiner Familie, von der pariser Nationalgarde und den Pöbelhaufen, welche die gefangenen Gardisten und die Köpfe der Ermordeten auf Piken mit sich führten, begleitet, der Hauptstadt zu; die Nationalversammlung folgte. Der König bezog die Tuilerien und verfiel hier in gänzliche Apathie. Die Nationalversammlung decretirte, der König bestätigte und beschwor auch am 14. Juli 1790 öffentlich und ohne Vorbehalt die neue Constitution. Der Enthusiasmus, der sich bei der Feierlichkeit auch für die Dynastie zeigte, war der letzte Strahl von Glück und Hoffnung, den der schwache Monarch empfand. Unthätig und sich aufs Innigste an seine Familie schließend, schien er den Kampf der Parteien, die Wuth und den Fanatismus der Jakobiner (s. d.), die Intriguen und Anschläge des Herzogs von Orleans nicht zu beachten. Als er sich am 18. Apr. 1791 mit seiner Familie zur Osterfeier nach St.-Cloud begeben wollte, hielt ihn eine wüthende Menge zurück, weil man wußte, daß die Anhänger des Hofes mancherlei Fluchtpläne entworfen hatten. Bisher hatte L., aus Furcht vor dem Bürgerkriege, diese Anträge abgelehnt; allein jetzt dachte er ernstlich daran, sich mit seiner Familie zu retten. Längst schon schwebte ihm das Schicksal Karl's I. von England vor. Der Marschall Bouillé (s. d.) traf Anstalten, die königliche Familie zu seinem Truppencorps an die lothring. Grenze zu bringen, wo man die Contrerevolution beginnen wollte. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni reiste demnach L. mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen beiden Kindern heimlich aus Paris ab und schlug die Straße nach Montmedy ein. Zugleich ließ er unklugerweise eine eigenhändig geschriebene Erklärung zurück, worin er gegen die Constitution und alle Acte der Nationalversammlung protestirte. Erst früh gegen 9 Uhr wurde die Abreise bekannt. Der Wagen war unangefochten bis nach St.-Menehould gelangt, wo der Postmeister Drouet (s. d.) den sich herausneigenden König zufällig erkannte und ihn hierauf zu Varennes anhalten ließ. Ein Detachement Husaren, das zugegen war, hätte ihn leicht durch Waffengewalt aus den Händen des Volks und der Behörde befreien können; allein L. verabscheute das Blutvergießen. In der Begleitung von 6000 wüthenden Menschen trat er die Rückreise nach Paris an. Nachdem ihm die Nationalversammlung die Krone wieder zugesprochen, nachdem alle Demüthigungen erschöpft waren, beschwor er am 14. Sept. 1791 ohne Widerrede abermals eine neue Verfassung. Mit einem Stoicismus, der nur Schwäche und Hülfslosigkeit war, ergab er sich jetzt gänzlich in sein Schicksal. Er ließ sich die Unterstützung der Girondisten (s. d.) gefallen, nahm aus dieser Partei seine Minister, willigte in die Maßregeln gegen seine emigrirten Brüder und erklärte sogar an Östreich den Krieg. Endlich gelang es der Königin, ihren Gemahl diesem Zustande der Lethargie zu entreißen. Nach ihrem Wunsche mußte er sich an die feindlichen Mächte wenden und von diesen seine Rettung erbitten. Er schickte Mallet-du-Pan (s. d.) mit eigenhändig geschriebenen Instructionen an die Verbündeten ab und verlangte, daß dieselben Frankreich mit Vorsicht und Schonung überziehen, ein friedliches Manifest veröffentlichen und durch ihre Gegen-

wart die Herstellung des Thrones und der Ordnung unterstützen sollten. Als auf die Nachricht von der Niederlage der Franzosen und dem Eindringen der Verbündeten die Nationalversammlung die Zusammenziehung eines Heers von 20000 Federirter zum Schutze der Hauptstadt beschloß, verweigerte der König, die Ankunft der Fremden herbeiwünschend, die Vollziehung dieses Decrets. Diese Weigerung erschien in den Augen der Nation, welche die geheimen Unterhandlungen bald erfuhr oder ahnete, als Verrath und gab nun den Fanatikern und den Feinden des Hofes die beste Gelegenheit, König und Thron vollends in den Abgrund zu stürzen. In einem Aufstande vom 20. Juni 1792 drangen die bewaffneten Vorstädter in die Tuilerien und foderten vom Könige die Vollziehung dieses, sowie der Decrete gegen die Emigranten und widerspenstigen Priester. L., nur von einigen Dienern umgeben, ließ die Thüren selbst öffnen und ertrug mit Ruhe und Klugheit die Beschimpfungen des Pöbels. Er setzte die dargereichte rothe Mütze auf und trank sogar aus der Hand eines schmutzigen Kerls ein Glas Wein. Erst nach vierstündiger Pein erschien der Maire Péthion (s. d.) und machte der Scene ein Ende. Der von den Jakobinern förmlich organisirte Aufstand vom 10. Aug. traf auch den Hof nicht ohne Vorbereitung. Das Schloß war mit Linientruppen und Nationalgarden umgeben; das Innere vertheidigten 1600 Schweizer. Noch ehe der eigentliche Angriff geschah, erklärten die Truppen und Nationalgarden, daß sie gegen das Volk nicht schießen würden, und der König sah sich auf den Rath des Gemeindeprocurators Röderer genöthigt, mit seiner Familie Schutz in dem Schoose der Nationalversammlung zu suchen. Hier vernahm er alsbald die Stürmung der Tuilerien und schickte den Schweizern den Befehl, die Vertheidigung des Schlosses aufzugeben. Da seine Gegenwart angeblich die Berathung hemmte, mußte er sich in die Loge der Geschwindschreiber zurückziehen, wo er 15 Stunden verweilte, den Beschluß seiner Suspension als constitutionelle Gewalt anhörte und zusah, wie die Zerstörer des Schlosses ihre Beute vor der Versammlung niederlegten und mit drohender Wuth die Absetzung des Monarchen verlangten. Am 11., um 1 Uhr des Morgens, brachte man endlich den König als Gefangenen mit seiner Familie nach dem Palast Luxembourg und von hier nach einigen Tagen in den festen Thurm des Temple. Die eigentliche Absetzung und das Gericht über den Unglücklichen überließ die Versammlung dem am 21. Sept. zusammentretenden Nationalconvent (s. d.). Die Behandlung, welche die unter die Aufsicht des revolutionairen Gemeinderathes gestellte königliche Familie erfuhr, war nicht eben großmüthig. Man trennte von ihr sämmtliche Diener, bis auf den Kammerdiener Cleri, und übertrug die Bewachung rohen Handwerkern, die den Gefangenen aus Mistrauen keinen Augenblick freien Verkehr verstatteten. Der König zeigte in dieser Lage die Ruhe und die Ergebenheit eines Märtyrers. Er beschäftigte sich mit dem Unterrichte seines Sohnes und las während der Gefangenschaft 250 Bände. Nachdem der Convent Frankreich zur Republik umgewandelt, begann er die Verhandlungen über das Schicksal des Königs. Die Jakobiner wollten ihn ohne Umstände verurtheilen und hinrichten; die Girondisten drangen auf eine förmliche Procedur, um das Haupt des Unglücklichen zu retten. Am 11. Dec. erschien L. vor den Schranken der Versammlung. Er benahm sich mit Würde, vertheidigte sich, auf sein constitutionelles Recht hinweisend, und erhielt Tronchet, Malesherbes und Deséze zu Vertheidigern. Bei dem Übergewichte, welches die Partei des Blutes und Schreckens bereits über alle Gemüther und über ganz Frankreich besaß, war der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft. Am 26. Dec. erschien L. zum zweiten Mal vor den Schranken und nahm, nachdem ihn Deséze vertheidigt, selbst das Wort, um seine Unschuld im Allgemeinen zu betheuern und die Blutschuld vom 10. Aug. von sich abzuweisen. Ungeachtet man die positiven Beweise der Unterhandlungen des Hofes mit dem Auslande bei Erstürmung des Schlosses gefunden, glaubte der König doch jede Thatsache ableugnen zu müssen, was einen sehr widrigen Eindruck hervorbrachte. Der Convent erhob hierauf unter furchtbaren Kämpfen die einfache Stimmenmehrheit bei der Fällung des Urtheils zur Regel, erklärte Ludwig Capet, wie man den König hieß, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation schuldig und bestimmte auch, daß das Urtheil, wie es auch ausfallen möge, dem Volke nicht zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Seit dem 16. Jan. endlich wurde unter dem Zudrange wüthender Volksmassen über die Strafe selbst entschieden und am 19. das Todesurtheil,

ohne Aufschub und Appellation, mit 383 gegen 310 Stimmen ausgesprochen. Garat erhielt als Kriegsminister den Auftrag, dem Könige das Urtheil zu verkündigen. L. vernahm sein Schicksal mit außerordentlicher Fassung, bat aber um drei Tage Aufschub, um eine freie Zusammenkunft mit seiner Familie, von der man ihn während des Processes getrennt hatte, und um den Beistand seines Beichtvaters Edgeworth (s. d.). Nur der Aufschub wurde ihm versagt. Nachdem er die Nacht vom 20. ruhig geschlafen und die Tröstung der Religion empfangen, bestieg er am 21. Jan. 1793 den Wagen des Maire und wurde unter großen Sicherheitsanstalten auf den Revolutionsplatz gefahren. Um 10 Uhr betrat er muthig das Schaffot. Als ihn die Henker gebunden, riß er sich los und rief dem Volke zu: „Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme". Trommelwirbel erstickten seine Stimme, und unter dem Ausrufe Edgeworth's: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!" fiel sein Haupt unter der Guillotine. L. starb als das Sühnopfer der Verbrechen seiner Väter und trug als Individuum keine andere Schuld, als daß ihm die Natur die Eigenschaften des großen Herrschers versagt hatte. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St.-Madelaine neben den Gräbern der bei seiner Vermählung Verunglückten und der am 10. Aug. gefallenen Schweizer bestattet. Nach den Bestimmungen seines Testaments, eines würdigen Zeugnisses christlicher Ergebung und humaner Gesinnung, erklärte sein Bruder, der Graf von Provence, den Dauphin als Ludwig XVII. (s. d.) zum Könige, den die fremden Mächte auch anerkannten. Vgl. Soulavie, „Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI" (6 Bde., Par. 1801); Girtanner, „Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung L.'s XVI." (Berl. 1793); Moleville, „Histoire de la révolution de France, pendant les dernières années du règne de Louis XVI" (10 Bde., Par. 1801); Bournisseaux, „Histoire de Louis XVI" (4 Bde., Par. 1829) und Barrière, „La cour et la ville sous Louis XIV, XV et XVI" (Par. 1829).

Ludwig XVII. (Karl), zweiter Sohn König Ludwig's XVI. (s. d.) von Frankreich und der Marie Antoinette (s. d.) von Östreich, wurde am 27. März 1785 zu Versailles geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie, nach dem Tode seines Bruders aber, am 4. Juni 1789, die Würde des Dauphin. Er war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen, zeigte Geisteskräfte und Lernbegierde und hatte die Marquise von Tourzel zur Gouvernante, den Abbé Davoux zum Lehrer. In der ersten Zeit der Revolution besänftigte man das Volk mehrmals, indem man der Menge den Prinzen in der Uniform eines Nationalgardisten und mit den Nationalfarben geschmückt zeigte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. 1789 bezog er mit seiner Familie die Tuilerien, wohnte der verunglückten Flucht nach der lothring. Grenze bei und folgte auch mit seiner Schwester, der Herzogin von Angoulême (s. d.), nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792, seinen Eltern in den Templethurm. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI., am 21. Jan. 1793, wurde der Prinz von seinem Oheim, dem späteren Ludwig XVIII., der sich damals in Westfalen befand, zum Könige von Frankreich erklärt. Er theilte noch mehre Monate hindurch die Gefangenschaft mit seiner Mutter. Im Juni jedoch berichtete St.-Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwig's XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen, wüthenden Jakobiner, dem Schuster Simon, zur Pflege und Erziehung übergeben, der ihn aber in Gemeinschaft mit seiner Frau durch grausame Behandlung und Anleitung zu Ausschweifungen physisch und geistig zu Grunde richtete. Hubert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Mutter. Nach dem Sturze der Schreckensmänner vergaß man den Prinzen vielleicht absichtlich, und seine Lage änderte sich wenig. Man hielt ihn jetzt in einem Zimmer ohne Pflege und Unterricht eingesperrt; das Stroh seines Bettes wurde nie aufgeschüttelt; die Speise erhielt er vermittelst einer Drehlade; Niemand kam zu ihm, als die Inspectoren des Temple. In diesem Zustande erloschen vollends seine Geisteskräfte und die Sprache, und sein Körper verkümmerte in Entkräftung und Rhachitis. Im Febr. 1795 setzte man endlich den Gemeinderath von Paris von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß. Der berühmte Arzt Dussault mußte

ihn besuchen, erklärte aber, daß jede Hülfe zu spät komme. Wirklich hörte das Opfer am 8. Juni 1795 auf zu leben. Auf das Gerücht von einer Vergiftung schickte der Convent eine Commission von Ärzten, welche erklärte, daß kein gewaltsamer Tod vorliege. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St.-Marguerite in die gemeinschaftliche Grube bestattet und wie gewöhnlich mit Kalk bedeckt, sodaß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. Vgl. Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII" (Par. 1817).

Ungeachtet damals und auch später alle dabei betheiligten Personen unzweifelhaft dargethan, daß der Prinz wirklich gestorben, verbreitete sich, besonders unter der royalistischen Partei, der Glaube, daß derselbe zur Zeit seines angeblichen Todes aus dem Gefängnisse errettet worden sei und noch lebe. Namentlich stützte man sich auf den ermittelten Umstand, daß am 9. Juni 1795 ein von einem zehnjährigen Knaben begleiteter Mann, Namens Aujardies, auf der Straße von Paris nach Fontainebleau angehalten, den andern Tag aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, ohne daß man in dem über das Ereigniß aufgenommenen Protokoll bemerkt hatte, wo das Kind hingekommen sei. Bald erstand eine ganze Reihe von Abenteurern, die das Gerücht von der Flucht des Prinzen ausbeuteten und die Rolle L.'s XVII. mit mehr oder weniger Geschick und Glück übernahmen. — Der erste dieser angeblichen Prinzen war Jean Marie Hervagault, der Sohn eines Schneiders zu St.-Lô, geb. daselbst am 20. Sept. 1781. In der Überzeugung, daß er zu etwas Höherm bestimmt sei, entlief er 1796 dem väterlichen Hause, gab sich nacheinander für den Sohn verschiedener vornehmer Familien und endlich für Ludwig XVII. aus. Er besaß viel Verstand, Takt und ein sanftes, einnehmendes Wesen und wußte die Erzählung von seiner angeblichen Flucht aus dem Temple so meisterhaft vorzutragen, daß er sich in Frankreich unter dem alten Adel der Provinzen viele Anhänger erwarb. Man ehrte ihn hoch und hielt es für eine Gnade, wenn er Geld oder Unterstützung annahm. Die Behörden verhafteten ihn mehrmals als Landstreicher, setzten ihn aber auf Reclamation seines Vaters wieder in Freiheit, bis er 1802 zu Rheims als Betrüger zu vierjähriger Einsperrung verurtheilt wurde. Nie konnte man ihn überführen, daß er gegen die Regierung intriguirt oder politische Pläne verfolgt hätte. Weil ihm fortwährend Anhänger blieben, so ließ ihn Napoleon zu Bicêtre einsperren, wo er 1812 starb. — Ein zweiter falscher Ludwig XVII. war Mathurin Bruneau, geb. 1784 zu Vezins bei Cholet in Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte. Er entlief 1795 diesem Handwerke, wurde 1803 als Landstreicher eingesperrt, trat hierauf in die Schiffsartillerie, desertirte jedoch bald nach Amerika. Im Sept. 1816 kehrte er aus den Vereinigten Staaten mit einem Paß zurück, in welchem er „Karl von Navarra" genannt war. Zugleich trat er als Sohn Ludwig's XVI. und Prinz auf und spielte, als er einer Gaunerei wegen verklagt wurde, auch vor Gericht diese Rolle fort. Aus dem Gefängnisse richtete er an den brit. Statthalter auf der Insel Guernsey ein Schreiben, in welchem er denselben auffoderte, dem Hofe zu London anzuzeigen, daß der rechtmäßige König von Frankreich gefangen gehalten und gleich einem Übelthäter behandelt werde. Man brachte ihn hierauf nach Rouen. Hier nahm er einen Mitgefangenen, Namens Banzon, als Secretair an und schickte unter dem Namen des Dauphin eine Menge Briefe an hochgestellte Personen und den Herzog und die Herzogin von Angoulême. Zu Paris trat sogar eine Gesellschaft zusammen, die ihm reichliche Geldbeiträge zufließen ließ, aber von der Policei aufgehoben wurde. Da Bruneau sein Wesen forttrieb, stellte ihn die Regierung 1818 vor das Zuchtpoliceigericht zu Rouen, wo er sich sehr roh und anmaßlich benahm. Er wurde zu siebenjähriger Einsperrung verurtheilt und da er seinen Briefwechsel nicht aufgab, 1821 auf das Fort Mont-St.-Michel zu Caen gesetzt. Später, wahrscheinlich erst nach der Julirevolution, entließ man ihn in seine Heimat, wo er unter policeilicher Aufsicht Holzschuhe verfertigte, nach anderer Nachricht das Bäckerhandwerk trieb. — Als ein dritter falscher Ludwig XVII. machte in den Jahren 1833 und 1834 der sogenannte Herzog von Richmont großes Aufsehen, der sich auch Ludwig Hector Alfred Baron von Richmont, Herzog von der Normandie nannte. Dieser Abenteurer hieß eigentlich Henri Hébert, war aus der Gegend von Rouen gebürtig, behauptete schon früher, daß er der aus dem Temple entflohene Sohn Ludwig's XVI. sei und richtete 1828 und 1829 an die Kammern Bittschriften, in welchen er seine Titel und Rechte verlangte. Nach der Julirevolution protestirte er gegen

die Thronbesteigung Ludwig Philipp's als der Herzog von Normandie, gab seine Memoiren heraus, in denen er die abenteuerlichsten Schicksale erzählte, und vertheilte viele aufrührerische Flugschriften, in denen er sein Erbrecht geltend machte. Weil er sich nicht auf die Entgegennahme von Geldspenden beschränkte, sondern den König beschimpfte und an einer Verschwörung arbeitete, die ihn auf den Thron bringen sollte, so umgab ihn die Regierung mit Spionen und stellte ihn im Oct. 1834 mit einigen Anhängern vor die Assisen zu Paris. Unter den gegen Hébert auftretenden Zeugen befand sich auch ein ehemaliger Gefangenwärter im Temple, Namens Lasne, welcher aussagte, daß der wirkliche Prinz in seinem linken Arme verschieden sei. Hébert wurde zu zwölfjähriger Einsperrung verurtheilt, entsprang aber nach acht Monaten aus dem Gefängnisse St.-Pelagie und gelangte mit Hülfe seiner Anhänger nach London, wo er als wohlhabender Mann unter dem Namen des Herzogs von Richmont lebte. Gegen Ende 1838 empfing er in dem Garten seines Hauses, angeblich von einem Franzosen, dessen er sich zu geheimen Sendungen bedient zu haben schien, eine starke Verwundung; doch sprach das Gericht den Beschuldigten frei, weil die Beweise unzulänglich waren. Im J. 1843 wiederholte sich dieser Fall, fast unter ähnlichen Umständen. Hébert starb 1845. — Während Hébert zu Paris vor den Assisen stand, trat ein gewisser Morel de Saint-Didier vor, der im Namen des „wahren, echten Ludwig's XVII." gegen die Anmaßungen des Abenteurers protestirte. Dieser echte Prinz wollte kein anderer sein, als Karl Wilh. Naundorf aus der Niederlausitz. Derselbe lebte früher als Uhrmacher zu Krossen, zeugte mit seiner Frau zehn Kinder und hatte bei seinen Bekannten das Lob eines rechtlichen und arbeitsamen Mannes. Schon längst hielt er sich, oder gab sich für den Herzog von Normandie aus, erzählte seine romantische Flucht aus dem Temple und wandte sich an die Regierungen und die Herzogin von Angoulême. Nach der Julirevolution ging er mit seiner Familie nach Frankreich und erhielt hier wegen seines bourbonischen Gesichtsschnittes und der Ähnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette viele Anhänger, denen er aus Erkenntlichkeit Hofwürden verlieh. Endlich wandte er sich an die Kammern, resignirte aber auf die Krone zu Gunsten der Dynastie Orleans unter der Bedingung, daß man ihm standesmäßigen Unterhalt gewähre. Die Kammern gingen über sein Gesuch zur Tagesordnung, und Naundorf gerieth jetzt in große Geldverlegenheit. Er hatte zur Begründung seiner Ansprüche eine Zeitung „La justice" gegründet, die nach sechs Wochen wieder einging, weil er die Caution nicht erlegen konnte. Im Febr. 1836 verklagte ihn sein gewesener Redacteur, Thomas, vor dem Zuchtpoliceigericht zu Paris als Intriguanten und Betrüger und foderte 10000 Fr. an Auslagen und Schadenersatz. Das Gericht entschied jedoch, daß Naundorf nichts sei, nicht einmal ein Betrüger, und sprach ihn von der Anklage völlig frei. Er entfernte sich mit Würde, umgeben von zahlreichen Anhängern, die ihn ehrfurchtsvoll beglückwünschten. Seitdem lebte Naundorf mit seiner Familie in ziemlich leidlichen Verhältnissen bald in Belgien, bald in England, mit Begründung seiner Rechte beschäftigt. Vgl. „Ludwig XVII. lebt" (Lpz. 1835).

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), König von Frankreich, 1814—24, geb. zu Versailles am 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen. Er erhielt den Titel eines Grafen von Provence und hatte mit seinen Brüdern, dem Herzog von Berri (s. Ludwig XVI.) und dem Grafen von Artois (s. Karl X.), den rechtschaffenen aber beschränkten Herzog de la Vauguyon zum Erzieher. Seinen Brüdern an Geist überlegen, suchte er dieselben zu beherrschen und wußte sich auch zeitig der Leitung zu entziehen. Dafür umgab er sich mit Gelehrten, las die röm. Dichter und philosophische Schriftsteller und machte selbst Verse, die indessen kein großes Talent verriethen. Am 14. Mai 1771 verheirathete er sich mit Marie Josephine Luise, der Tochter Victor Amadeus' III. von Sardinien. Nach dem Regierungsantritt Ludwig's XVI. nahm er den Titel Monsieur an und wurde aus Eitelkeit und Wichtigthuerei der Gegner der Regierung. Er widersetzte sich Maurepas (s. d.) bei Zurückberufung der Parlamente und vertheidigte dabei die Prärogative der alten Monarchie. Die Reformen Turgot's (s. d.) und Necker's (s. d.) feindete er als revolutionair an. In der Versammlung der Notabeln von 1787 spielte er als Bureaupräsident eine Hauptrolle und half den Minister Calonne (s. d.) stürzen, obschon gerade er von dessen

Verschleuderung den meisten Nutzen gezogen. Während der Verwaltung Loménie de Brienne's (s. d.) trat er auf die Seite der Parlamente und machte sich dadurch sehr beliebt beim Volke. Obgleich er Necker bei dessen Rückkehr Unterstützung versprach und in der Notablenversammlung von 1788 die doppelte Vertretung des dritten Standes in den Generalstaaten aufrecht hielt, so zog er sich doch beim Hereinbruche der Revolution gänzlich zurück und ließ den König rathlos. In den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. wurde er gar nicht bemerkt. Dagegen beschuldigte man ihn später, daß er damals heimlich nach der Regentschaft gestrebt habe. Inwiefern er an dem Complot des Favras (s. d.) betheiligt war, welches die Aufhebung der Nationalversammlung und die Einsetzung einer Regentschaft zum Zweck gehabt haben soll, ist nicht klar geworden. Der Prinz hielt es indessen für nothwendig, sich persönlich in einer Rede auf dem Stadthause zu vertheidigen, wodurch er in den Augen des Volks viel gewann. Einen neuen Stoß erlitt seine Popularität durch die Veröffentlichung des sogenannten rothen Buches, nachdem er unter Calonne 13,824000 Livr. an Benefizien empfangen, und außerdem auf seine Ställe jährlich 800000 Livr. verwendet hatte. Obschon er sein Wort geleistet, daß er Frankreich nicht verlassen würde, begab er sich in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 mit dem Könige auf die Flucht und gelangte, den Weg über Lille nach der belg. Grenze einschlagend, unangefochten nach Brüssel. Jetzt erklärte er sich offen gegen die Nationalversammlung, rief die Hülfe der fremden Mächte zur Herstellung der alten Monarchie an und machte mit dem schon früher ausgewanderten Grafen von Artois in einem Schreiben vom 10. Sept. 1791 die Declaration von Pillnitz bekannt, wobei dem Könige das Recht, die Constitution anzunehmen, abgesprochen wurde. Diese feindseligen Schritte der Prinzen, um die sich zu Koblenz ein förmlicher Hof bildete, ihr Eifer in der Bildung eines Emigrantenheers richteten den unglücklichen König vollends zu Grunde. Nachdem die Brüder der Auffoderung Ludwig's XVI., nach Frankreich zurückzukehren, nicht gefolgt, erklärte die Nationalversammlung durch ein Decret vom 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence des Rechts auf die Regentschaft und Thronfolge verlustig. Bei dem Aufbruche der Preußen nach dem Rhein, im Juli 1792, vereinigte sich der Prinz mit einem Corps von ungefähr 6000 Emigranten und erließ ein Manifest, das noch viel jämmerlicher war, als das des Herzogs von Braunschweig. Der Rückzug aus der Champagne und das Vordringen des republikanischen Heers nöthigten ihn endlich, das Schloß Neuville, wo er sich während der Expedition aufgehalten, zu verlassen, und nach Schloß Ham in Westfalen zu gehen, wo er auch die Hinrichtung seines Bruders, des Königs, erfuhr. Bei dieser Nachricht veröffentlichte er ein Manifest, in welchem er den Dauphin als Ludwig XVII. (s. d.) ausrief, sich selbst aber zum Regenten und den Grafen von Artois zum Generallieutenant ernannte. Einige Höfe, besonders der zu Wien, verweigerten jedoch die Anerkennung seiner Regentschaft, bis nach der Hinrichtung der Königin. Er verlegte nun seinen Hof nach Verona im Venetianischen und nannte sich Graf von Lille. Nach dem Tode Ludwig's XVII., am 8. Juni 1795, nahm er den Königstitel an und ließ eine Proclamation erscheinen, in welcher er sich auf sein göttliches Recht berief, die Herstellung der alten Monarchie verkündigte und sich mit Heinrich IV. verglich. Auch zeigte er jetzt den Entschluß, sich persönlich an die Spitze der Insurgenten in der Vendée zu stellen, was jedoch, bei seiner gänzlichen Unfähigkeit als General, nicht zur Ausführung kam. Die Drohungen, welche Bonaparte an die venetian. Republik richtete, hatten die Ausweisung des Prinzen zur Folge. Er verließ am 13. Apr. 1796 Verona, ging über den St.-Gotthard und vereinigte sich mit dem Corps des Prinzen Condé, das mit der östr. Armee verbunden war. Da ihn jedoch das Cabinet zu Wien, weil er angeblich nicht in die Vermählung der Tochter Ludwig's XVI. mit dem Erzherzog Karl willigte, die Anerkennung als König verweigerte, so mußte er sich unter Androhung von Waffengewalt aus dem Hauptquartier Condé's zu Mülheim entfernen. Er ging nach Dillingen in Schwaben, wo er von einem franz. Meuchelmörder einen Streifschuß am Scheitel erhielt und begab sich von hier nach Blankenburg im Braunschweigischen. Zufolge der Revolution vom 18. Fructidor (s. d.), die alle seine Hoffnungen und geheimen Verbindungen mit Pichegru, Cambacères, Barras, Boissy d'Anglas, Camille Jordan vernichtete, hielt er es gerathen, sich weiter zurückzuziehen. Der Kaiser Paul gewährte ihm ein Asyl zu Mitau in Kurland, wo er am 23. März 1798 eintraf. Hier bildete

sich bald aus den vornehmen Emigranten, dem Cardinal Montmorency, den Herzogen von Guiche, von Villequier und Fleury, den Grafen d'Avaray, de Lassé de St.-Priest, dem Marquis von Nesle u. s. w., ein kleiner Hof, an welchem nach achtjähriger Trennung auch die Gemahlin des Prinzen erschien. Die Verhandlung des Kaisers Paul mit der Consularregierung hatte jedoch zur Folge, daß der Graf Lille mit seiner Umgebung Mitau 1801 verlassen mußte, worauf er sich mit Bewilligung Preußens nach Warschau wandte. Bonaparte ließ ihm hier 1803 den Antrag machen, er möge seinen und seiner Familie Ansprüchen auf den franz. Thron entsagen, widrigenfalls er ihm die Unterstützung bei einigen Höfen verkümmern würde. Der Prinz wies dieses Ansinnen stolz und entschieden zurück und protestirte auch, als er die Thronbesteigung Napoleon's vernahm. Mit Genehmigung des Kaisers Alexander kehrte er 1805 nach Mitau zurück, allein der Friede zu Tilsit nöthigte ihn gegen Ende des Jahres 1807, Zuflucht in England zu suchen, wo sich der Graf von Artois seit 1796 aufhielt. Hier kaufte er 1809 das Schloß Hartwell in der Grafschaft Buckingham, das er fortan bewohnte, und auf welchem 1810 seine Gemahlin starb. Er lebte sehr zurückgezogen, beschäftigte sich mit den röm. Classikern und politischen Studien und kam nur einmal, im J. 1811, an den Hof nach London. Als der Sturz Napoleon's hereindrohte, suchte er sich auf mannichfache Weise der franz. Nation zu nähern. Nach dem Rückzug aus Rußland empfahl er dem Kaiser Alexander die gefangenen Franzosen, und als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, erließ er mit dem Grafen von Artois und Herzog von Angoulême eine vom 1. Febr. 1814 datirte Proclamation, in welcher er zwar sein göttliches Thronrecht beanspruchte, allein liberale, dem Jahrhunderte angemessene Institutionen versprach. Obschon sich durch diese Erklärung in Frankreich eine Partei für die Herstellung der Bourbons erhob, so erhielt die öffentliche Meinung doch erst eine entschiedene Richtung, als die Monarchen erklärten, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Talleyrand und noch einige andere einflußreiche Persönlichkeiten besorgten hierauf das Übrige. Vgl. de Pradt, „Récit historique sur la restauration de la royauté en France le 31. mars 1814". Der Senat ernannte zunächst eine provisorische Regierung, an deren Spitze Talleyrand stand. Dieselbe veröffentlichte einen vom Senat in Eile abgefaßten und am 5. Apr. 1814 angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückgerufen wurden. Ein anderes Senatsdecret vom 4. übertrug dem Grafen von Artois die Statthalterschaft, bis sein Bruder durch die Annahme der Constitutionsacte den Thron bestiegen haben würde. Der bisherige Graf von Lille landete nun am 26. Apr. zu Calais und verweilte einige Tage zu Compiegne, wo er die franz. Marschälle, dann zu St.-Ouen, wo er die Deputationen der Behörden der Hauptstadt empfing. Von St.-Ouen aus erklärte er, daß er der Nation kraft seines Herrscherrechts eine Constitution verleihen werde, den Entwurf des Senats aber im Besondern nicht annehme. Am 3. Mai hielt er hierauf, nach vierundzwanzigjährigem Exil, als König von Frankreich seinen Einzug in die Hauptstadt; einen Monat später, am 4. Juni, empfing die Nation aus seinen Händen die constitutionelle Charte. (S. Frankreich.)

Wiewol L. hierdurch, wie durch seine andern ersten Regentenhandlungen an die absolute Monarchie anknüpfte und den Charakter der Revolution und die Stimmung der Nation gänzlich verkannte, so würde er sich bei der Milde seiner Gesinnung gewiß mit dem neuen Zustande versöhnt haben, hätte sich nicht sogleich die alte Adels- und Priesterpartei, an deren Spitze der Graf von Artois stand, zwischen das Volk und den schwachen Monarchen geworfen. Die wichtigsten Bestimmungen der Charte, die Preßfreiheit, das Eigenthumsrecht, der Rechtsschutz wurden sogleich mit Füßen getreten und die Anhänger des Kaisers, die Republikaner und die Protestanten mit Wuth verfolgt. Erst auf die Nachricht von der Landung Napoleon's lenkte der König selbst um, beschwor aufs neue die Charte und erließ freisinnige Proclamationen; allein alles Dies, wie die Anstrengung der Prinzen und einzelner Getreuen in den Provinzen, war vergeblich. Bei der Annäherung des Kaisers verließ der König mit seiner Familie in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 Paris und floh nach Lille, von wo aus er sich am 23., in der Gefahr gefangen zu werden, über Ostende nach Gent begab. Hier fanden sich auch alsbald alle die sogenannten Getreuen ein, deren Wuth er dieses zweite Exil zu verdanken hatte, und die ihr Privatinteresse zu dem der Dynastie machten.

Nach der Schlacht von Waterloo erließ L. zu Cambray eine Proclamation vom 25. Juni, in welcher er vor der Nation seine begangenen Fehler eingestand, sich mit der Unkenntniß des neuen Geistes entschuldigte und eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und die Sicherung der Charte durch neue Bürgschaften versprach. Unter dem Schutze des Herzogs von Wellington hielt er hierauf am 9. Juli 1815 seinen Einzug in Paris und erneuerte seine Versprechungen. Demungeachtet ließ er sich sogleich von der alten Partei, die gänzlich den Zustand von 1789 wollte und sich daher Rectilignes nannte, beknechten und gab die Staatsgewalt dem maßlosesten Fanatismus preis. Durch eine Ordonnanz vom 16. Juli wurde die Armee aufgelöst und an die Stelle der alten Offiziere traten Männer, die oft nie die Waffen geführt. Eine andere Ordonnanz vom 24. Juli bezeichnete die Verräther; 19 Generale und Offiziere wurden auf den ersten Griff vor ein Kriegsgericht gestellt; 38 wurden verbannt, darunter mehre Civilbeamte; 29 wurden der Pairschaft entsetzt. Gegen seinen Charakter zeigte sich der König bei der Verurtheilung Ney's (s. d.), Labedoyère's (s. d.), Lavalette's (s. d.) u. A. unerbittlich. Die am 7. Oct. eröffnete Kammer (s. Chambre introuvable) war durch die Regellosigkeit bei den Wahlen so mit ultraroyalistischen Fanatikern angefüllt, daß der Herzog von Richelieu (s. d.) dem Könige rieth, dieselbe am 5. Sept. 1816 aufzulösen. Dieser Maßregel folgten royalistische Complote, welche den Umsturz der Charte und die Entthronung L.'s zum Zwecke hatten. In den Provinzen scharten sich von Adeligen oder Priestern geführte Mörderbanden zusammen, die ungestraft die Anhänger der Revolution, oder auch unter dem Deckmantel der Politik die Protestanten zu Hunderten hinschlachteten. Die Gefängnisse waren mit politisch Angeklagten angefüllt, die Tribunale mit Processen überhäuft. Kaum war es dem Ministerium Decazes (s. d.) gelungen, den Sturm zur Freude des Königs etwas zu besänftigen, als die Ermordung des Herzogs von Berri (s. d.), am 13. Febr. 1820, der ultraroyalistischen Partei aufs neue ihre Stärke verlieh. Die nächste Folge davon äußerte sich in der Abschaffung des freisinnigen Wahlgesetzes, im Juni 1820, und in dem verstärkten Einflusse des Grafen von Artois, der Villèle (s. d.) ins Ministerium brachte. Zur Stärkung der Legitimität und Befestigung des monarchischen Princips ließ sich auch der geistig und körperlich schwache König im J. 1823 noch zu dem ruhmlosen und kostspieligen Feldzuge nach Spanien verleiten. Nach diesem letzten Triumphe starb er, schon längst an Gicht und Fettsucht leidend, am 16. Sept. 1824. Die undankbaren Priester verweigerten dem Todten die kirchlichen Ehren, weil er den Wunsch gehegt hatte, nach der Charte zu regieren. In seinem Privatleben war L. liebenswürdig, nur besaß er die Schwachheit, als Dichter und Gelehrter zu gelten, und corrigirte jungen Schriftstellern, die sich an ihn wendeten, gern die Manuscripte. Er selbst schrieb anonym in die Zeitschriften und gab eine Menge Schriften und Gedichte heraus, die, wenn sie auch in der That von ihm herrühren, jetzt ohne Bedeutung sind. Vgl. „Mémoires de Louis XVIII" (Par. 1832), die großes Interesse besitzen, wenn auch der Herzog von Doudeauville die Autorschaft abgelehnt hat.

Ludwig Philipp, König der Franzosen seit der Revolution von 1830, geb. zu Paris am 6. Oct. 1773, ist der älteste Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orleans (s. d.) und der Prinzessin Louise Marie Adelaide von Penthièvre. Bei der Geburt erhielt er den Titel eines Herzogs von Valois, 1785 den eines Herzogs von Chartres. Sein erster Erzieher war der Chevalier Bonnard, ein sehr gebildeter Artillerieoffizier. Im J. 1782 übertrug jedoch der Herzog von Orleans die Erziehung seiner Kinder seiner Freundin, der Frau von Genlis (s. d.). Das Erziehungssystem, welches die berühmte Frau verfolgte, war den philosophischen Grundsätzen jener Zeit entsprechend und entfaltete sehr glücklich die ausgezeichneten Geistesanlagen ihres ältesten Zöglings. Der Prinz erlernte die neuern Sprachen, stählte Geist und Körper durch physische Abhärtung und empfing überhaupt statt religiöser eine tüchtige Verstandesbildung. Wäre auch nicht die Stellung seines Vaters zum Hofe eine feindselige gewesen, so mußte sich doch der Herzog von Chartres schon der Erziehung nach den Freiheitsideen der beginnenden Revolution zuwenden. Er trat in die Nationalgarde, als sich dieselbe bildete, und nach dem Beispiele seines Vaters am 1. Nov. 1790 sogar in den Club der Jakobiner, die sich damals noch die Constitutionsfreunde nannten. Nachdem er 1791 den Befehl über sein Regiment zu Vendôme über-

nommen, wurde er im Aug. mit demselben nach Valenciennes versetzt, wo er als ältester Oberst den Befehl über den Platz übernahm und durch kluges Betragen die öffentliche Meinung gewann. Beim Ausbruche des Kriegs trat er unter Befehl des General Biron und zeichnete sich schon im Apr. 1792 in den Gefechten bei Guiévrin und Boussu durch Tapferkeit aus. Am 7. Mai zum Maréchal-de-Camp ernannt, befehligte er in der Armee Luckner's (s. d.) eine Cavaleriebrigade, stieg dann unter Kellermann (s. d.) am 7. Sept. zum Generallieutenant und leistete als solcher am 20. Sept. in der berühmten Kanonade bei Valmy glänzende Dienste. Hierauf ging er in die Armee Dumouriez's über und gewann mit demselben gemeinschaftlich am 6. Nov. die wichtige Schlacht bei Jemappes (s. d.). Zufolge der Ereignisse vom 10. Aug. hatte der Prinz längst seine Titel abgelegt und gleich seinem Vater den Namen Egalité angenommen. Als der Convent die Verbannung über alle Bourbons verhing, erlangten Vater und Sohn ein Ausnahmegesetz. Aber nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden am 18. März 1793, wo der Prinz das Centrum befehligte, wurde die Lage desselben höchst mislich. Dumouriez soll damals den Plan gehegt haben, den Herzog von Chartres auf den constitutionellen Thron zu heben; ob der Herzog davon wußte, ist nicht bekannt. Doch wurde er in den Verhaftsbefehl gegen seinen Obergeneral eingeschlossen und trat mit demselben am 4. Apr. 1793 auf das östr. Gebiet. Er ging hierauf, die Anerbietungen Östreichs zurückweisend, nach der Schweiz und suchte daselbst seine Schwester Adelaide auf, die er mit Frau von Genlis vor seinem Austritt aus Frankreich schon in Sicherheit gebracht hatte. Zu Zürich, zu Zug und an andern Orten fehlte es indeß den Behörden an Muth, ihm eine Freistätte zu gewähren. Der Prinz ließ darum seine Schwester in einem Kloster zu Bremgarten im Aargau und irrte vier Monate, von einem treuen Diener begleitet, in den Bergen umher. Endlich verschaffte ihm der ebenfalls ausgewanderte General Montesquiou die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik an der Schule zu Reichenau bei Chur. In dieser Stellung, die er durch ein Examen gewann, blieb er unter dem Namen Chabaud-Latour acht Monate verborgen und erwarb sich die Achtung seiner Schüler wie der Bürger. Als er die Hinrichtung seines Vaters erfahren, legte er das Amt nieder und begab sich nach Bremgarten zu Montesquiou, als dessen Adjutant er längere Zeit unter dem Namen Corby galt. Hier faßte er, nachdem seine Schwester zur Prinzessin Conti nach Baiern abgereist, den Entschluß, nach Amerika auszuwandern und begab sich deshalb nach Hamburg. Aus Mangel an Mitteln verschob er jedoch seinen Plan und machte eine Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis ans Nordcap hinauf. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg, zu Anfange des J. 1796, lebte er einige Zeit in sehr dürftigen Verhältnissen. Seine Mutter, die Herzogin-Witwe, sowie seine beiden Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf Beaujolais, waren unterdeß in Frankreich freigelassen worden. Doch stellte das Directorium die Bedingung, daß der älteste Prinz Europa verlassen sollte. Der Herzog von Orleans, wie er nach dem Tode seines Vaters hieß, schiffte sich demnach am 24. Sept. 1796 ein und kam am 21. Oct. in Philadelphia an. Mit den Ereignissen vom 18. Fructidor wurden jedoch die kaum freigegebenen Güter der Familie Orleans wieder eingezogen und die Bourbons vom Boden der franz. Republik nochmals verbannt. Die Herzogin-Witwe mußte mit einer Rente von 100000 Fr. nach Spanien auswandern; die jüngern Brüder aber folgten dem ältesten und landeten im Febr. 1797 in Amerika. Die drei Prinzen bereisten nun gemeinschaftlich die Vereinigten Staaten und schifften sich endlich nach England ein, wo sie im Febr. 1800 zu Falmouth landeten. Nach einem vergeblichen Versuch des ältesten, die Mutter in Spanien aufzusuchen, lebten nun die Brüder länger als sieben Jahre im Dorfe Twickenham bei London von den Ersparnissen der Mutter. Im J. 1807 starb jedoch der Herzog von Montpensier an einem Brustübel, und da der Graf von Beaujolais auch erkrankte, brachte ihn sein Bruder nach Malta, wo er ebenfalls starb. Der Herzog von Orleans reiste nun nach Sicilien, wo der König Ferdinand I. (s. d.), der Hälfte seines Reichs beraubt, zu Palermo Hof hielt. Er wurde daselbst sehr gut aufgenommen und faßte Neigung zu der zweiten Tochter des Königs, der Prinzessin Marie Amélie, geb. am 26. Apr. 1782. Ehe die Vermählung stattfand, schickte ihn jedoch Ferdinand mit dem Prinzen Leopold von Salerno nach der span. Küste, um hier

die Sache der Bourbons gegen Joseph Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Prinzen landeten zu Gibraltar; aber auf Betrieb Englands wurde Leopold festgehalten und der Herzog von Orleans im Sept. 1808 nach London gebracht, wo er mit Mühe die Erlaubniß zur Rückkehr nach Palermo erhielt. Ehe er sich zu Portsmouth einschiffte, traf er nach langer Trennung seine Schwester, die nun mit der aus Spanien vertriebenen Mutter am 25. Nov. 1809 seiner Vermählung mit der Prinzessin Marie Amélie beiwohnte. Kurz darauf wurde der Herzog von Orleans von der Junta zu Sevilla nach Spanien berufen. Man hoffte, daß seine Gegenwart an der Spitze eines Heers in Catalonien diese Provinz und auch das südliche Frankreich zum Aufstande gegen Napoleon's Herrschaft bringen würde. Auf einer span. Fregatte schiffte er sich am 21. Mai 1810 ein, kam zu Tarragona an, fand aber keine Armee. Er begab sich nach Cadiz, wohin die Junta geflohen war; allein die Spanier hatten den Muth verloren und fürchteten die Einmischung Englands. Nachdem die Versammlung der Cortes den Prinzen zur Abreise aufgefodert, kehrte er am 3. Oct. nach Sicilien zurück. Zu Palermo, wo sich ihm das glücklichste Familienleben eröffnete, wurde indeß seine Stellung der Königin Marie Karoline gegenüber äußerst schwierig. Auf die Nachricht von dem Sturze Napoleon's reiste der Herzog von Orleans sogleich nach Paris, wo er von Ludwig XVIII. nicht ohne Mistrauen aufgenommen und am 15. Mai 1814 zum Generaloberst der Husaren ernannt wurde. Nach einigen Wochen holte er von Palermo seine Familie und bezog endlich, nach einem langen Exil und dem schicksalvollsten Leben, das Palais Royal, die Wohnung seiner Väter. Auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr mußte er nach Lyon zur Unterstützung der Operationen des Grafen von Artois abgehen, kehrte aber, da alle Anstrengungen vergebens waren, sogleich nach Paris zurück und beschwor in der Kammersitzung vom 16. März 1815 mit dem königlichen Hause die constitutionelle Charte. Nach dem ebenso vergeblichen Versuche, die nördlichen Departements den Bourbons zu erhalten, verließ er am 24. März 1815 Lille und zog sich nach England in das Dorf Twickenham zurück, wohin ihm schon seine Familie vorausgegangen war. Nach seiner Rückkehr im Juli 1815 hatte er Mühe, die Aufhebung der von der kaiserlichen Regierung angeordneten Sequestration seiner Güter zu erlangen. Die Entfernung Ludwig's XVIII. von ihm war noch größer geworden, indem die Parteien im Laufe der Ereignisse den Herzog von Orleans als Thronfolger vorgeschlagen hatten. Auch mißfiel die Mäßigung, die er dem Hofe anrieth, und die er offen in der Pairskammer geltend machte. Je mehr dadurch seine Popularität stieg, um so heftiger brach der Haß des Hofs und der Prinzen gegen ihn los. Der Herzog von Orleans entfernte sich darum freiwillig und reiste am 23. Oct. 1815 nach Twickenham, wo sich noch seine Familie befand. Erst nachdem mit der Aufhebung der Chambre introuvable (s. d.) der Hof eine gemäßigtere Richtung einschlug, kehrte er zurück und genoß nun in Ruhe sein immer noch großes Vermögen, das ihm die Revolution zurückgelassen. Sein Hof wurde ein Sammelplatz freisinniger und wissenschaftlicher Geister, und allmälig erwuchs eine Stimmung für das Haus Orleans, welche dessen künftige Erhöhung vorbereitete. Auch die Söhne des Herzogs, die in öffentlichen Anstalten ihre Bildung erhielten, genossen einer großen Popularität. Dessenungeachtet kann man Ludwig Philipp, dessen Scharfsichtigkeit allerdings die Ereignisse voraussehen mochte, nicht vorwerfen, daß er sich in politische Intriguen gegen die ältern Bourbons verwickelte. Nach der Thronbesteigung Karl's X. gestaltete sich sogar sein Verhältniß zum Hofe freundlicher. Auch nahm er an den Ereignissen, welche der Revolution von 1830 vorangingen, weder auf Seiten des Hofs noch des Volks irgend einen Antheil. Während der blutigen Tage vom 27., 28. und 29. Juli hatte ihn der Hof zu St.-Cloud ganz vergessen und jede Maßregel gegen den Prinzen, der jetzt politische Wichtigkeit erlangen mußte, verabsäumt. Auch zu Paris wurde sein Name während des Kampfes nicht genannt. Nur Laffitte (s. d.) hatte ihn seit dem 28. Juli ermuntert, die Gelegenheit zu ergreifen. Als am 29. auf dem Stadthause die Absetzung Karl's X. ausgesprochen worden, beschloß die provisorische Kammer auf Laffitte's Vorschlag am 30., dem Herzog von Orleans die Regentschaft als Generallieutenant des Reichs anzutragen. Der Herzog kam hierauf in der Nacht vom 30. zum 31. nach Paris, nahm die Würde an und trat auf dem

Stadthause, wo die republikanische Partei unter Lafayette (s. d.) ihren Sitz hatte, dem sogenannten Juliprogramm bei, welches einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron versprach. Nachdem der Regent die Kammern am 3. Aug. berufen, erhielt der Deputirte Bérard den Auftrag, die Charte umzuarbeiten. Doch wußten schon damals der Regent und die Doctrinaires (s. d.) zu verhindern, daß sich die Umgestaltung über wenig mehr, als die einleitenden Grundsätze erstreckte. In einer Sitzung der Kammer am 9. Aug. beschwor hierauf Ludwig Philipp die reformirte Charte und bestieg als König der Franzosen den Thron. Obgleich er in der That seine Krone aus den Händen der Nation empfangen, war er doch schon früher mit seinen Freunden der Überzeugung, daß ihm die Thronfolge nach dem Sturze der ältern Linie als dem Haupte des jüngern Zweiges rechtmäßig gehöre. Unter dieser Form machte er den fremden Mächten seine Erhebung bekannt, verpflichtete sich zu den Verträgen von 1814 und 1815 und empfing seine Anerkennung. In Voraussetzung dieser Legitimität und auf die mittlere Bürgerclasse gestützt, die mittels des Wahlgesetzes fortwährend den Ausschlag in der Volkskammer gibt, suchte er auch sogleich im Innern den demokratischen Bewegungen Grenzen zu setzen und den Grundsatz des Juste milieu (s. d.) oder der rechten Mitte geltend zu machen. Unter den zahllosen Verschwörungen und Emeuten, die sich alsbald gegen die Politik der neuen Regierung richteten, mußte zuvörderst das Interesse und die Befestigung der Julidynastie die Hauptaufgabe des Bürgerkönigs werden. (S. Frankreich.) Diesem Interesse gemäß ist der König nach außen der Apostel oder der Napoleon des Friedens geworden, während ihm im Innern die Erhaltung des status quo und die Durchführung einer weitgreifenden, von dem königlichen Willen in Person geleiteten Verwaltung Alles gilt. Männer, wie Perrier (s. d.), Guizot (s. d.), Molé (s. d.), Thiers (s. d.), haben ihm dazu, oft gegen ihre Absicht, ihre Kräfte gewidmet. Der positive Gewinn, den Frankreich bisher aus dieser Fesselung seiner politischen Kräfte und Leidenschaften erfahren, zeigt sich unstreitig in einer nie dagewesenen Entwickelung seines materiellen Lebens. Bewunderung erregte es, daß weder eine Reihe Mordversuche auf den König, noch Alter, noch selbst Familienunglück den energischen Charakter desselben gelähmt, noch seinen Geist niedergebeugt haben. Aus seiner Ehe mit Marie Amélie von Sicilien entsprangen: 1) der älteste Sohn Ferdinand, Herzog von Orleans (s. d.), gest. am 13. Juli 1842; 2) Ludwig, Herzog von Nemours, geb. am 25. Oct. 1814; 3) Franz, Prinz von Joinville, geb. am 14. Oct. 1818; 4) Heinrich, Herzog von Aumale, geb. am 16. Jan. 1822; 5) Anton, Herzog von Montpensier, geb. am 31. Juli 1824; 6) die Prinzessin Louise, geb. am 3. Apr. 1812, die Gemahlin des Königs der Belgier, Leopold; 7) die Prinzessin Marie, geb. 1813, gest. 1839 als Gemahlin des Herzogs Alexander von Würtemberg; 8) die Prinzessin Clementine, geb. 1817, vermählt mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha. Der Herzog Ferdinand von Orleans hat aus seiner Ehe mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin hinterlassen: 1) den Kronprinzen Ludwig Philipp, Grafen von Paris, geb. am 24. Aug. 1838, und 2) Robert, Herzog von Chartres, geb. am 9. Nov. 1840; die Prinzessin Marie einen Sohn, den Herzog Alexander Philipp, geb. 1838. Der Herzog von Nemours, der sich mit der Prinzessin Victorie von Sachsen-Koburg-Gotha vermählte, zeugte mit ihr zwei Söhne: 1) Ludwig, Grafen von Eu, geb. 1842, und 2) Ferdinand, Herzog von Alençon, geb. 1844; der Herzog von Joinville, vermählt mit Donna Francisca von Brasilien, ist Vater einer Tochter, Francisca, geb. 1844. Die Schwester des Königs ist die Prinzessin Adélaide, geb. 1777. Vgl. Birch, „Ludwig Philipp I., König der Franzosen" (2 Bde., Stuttg. 1841—43).

Ludwig I. (Karl Aug.), König von Baiern seit 1825, der erstgeborne Sohn und Nachfolger des Königs Maximilian Joseph aus dessen erster Ehe mit Marie Wilh. Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, wurde am 25. Aug. 1786 geboren. Er besuchte die Universitäten zu Landshut und Göttingen, machte dann den Krieg gegen Östreich und in Tirol mit und vermählte sich am 12. Oct. 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen (jetzt Sachsen-Altenburg), geb. am 8. Juli 1792. An den spätern Feldzügen sich zu betheiligen, wurde er durch seine schwächliche Gesundheit abgehalten. Als Kronprinz nahm er an den Regierungsgeschäften sehr wenig Antheil, lebte abwechselnd in

Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich mit Ernst den Wissenschaften und Künsten. Sparsam in seinem Privatleben, konnte er schon zu jener Zeit beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und die Erbauung eines prachtvollen Museums (der Glyptothek) zur Aufnahme der Meisterwerke der Sculptur verwenden. Sobald er am 13. Oct. 1825 den Thron bestiegen (s. Baiern), traten im Staatshaushalte mehre Reformen ein, welche von dem Grundsatze strenger Ökonomie ausgingen. Der Geschäftsgang wurde vereinfacht und selbst die Presse wurde der drückendsten Fesseln entledigt. Bei seiner Liebe für Künste und Wissenschaften, insbesondere für Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst, entfalteten sich die letztern zur schönsten Blüte. Er zog ausgezeichnete Gelehrte und Künstler in seine Nähe, verlegte die Universität von Landshut nach München, reorganisirte die Akademie der Künste und ließ die prachtvollsten Bauten ausführen, unter denen wir nur die Pinakothek, das Odeon, den königlichen Palast und mehre Kirchen in München (s. d.), die Walhalla (s. d.) bei Regensburg und den Ludwigskanal (s. d.) anführen. Auch trat er selbst als Dichter auf. Seine „Gedichte" (Münch. 1829; 3. Aufl., 3 Bde., 1839) geben, wenn auch oft gegen die Form verstoßend, ein schönes Zeugniß seines Gemüths. Ihnen schlossen sich „Walhalla's Genossen" (Münch. 1843) an. Während so der Anfang und die ersten Jahre seiner Regierung zu den schönsten Hoffnungen berechtigten und die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregten, wendete sich die öffentliche Meinung später mehr und mehr von ihm ab in Folge seines übertriebenen Eifers für die Wiederherstellung von Klöstern, sowie wegen seiner Maßnehmungen in politischer wie in kirchlicher Beziehung, ohne jedoch deshalb seine großen Verdienste um Kunst und Wissenschaft zu verkennen. Mit seiner Gemahlin zeugte er vier Söhne und ebensoviel Töchter: 1) den Kronprinzen Maximilian, geb. am 28. Nov. 1811, vermählt seit 1842 mit der Prinzessin Maria von Preußen, die am 25. Aug. 1845 von einem Sohne Otto Ludwig entbunden wurde; 2) den Prinzen Otto, König von Griechenland (s. d.); 3) Luitpold, geb. 1821, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguste von Toscana, dem 1845 ein Sohn, Ludwig, geboren wurde; 4) Adalbert, geb. 1828; 5) Mathilde, geb. 1813, seit 1833 Gemahlin des Erbgroßherzogs Ludwig von Hessen; 6) Adelgunde, geb. 1823, vermählt seit 1842 mit dem Erbprinzen Franz von Modena; 7) Hildegard, geb. 1825, seit 1844 Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Östreich; und 8) Alexandra, geb. 1826.

Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, geb. am 14. Juni 1753 zu Prenzlow in der Uckermark, wo damals sein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig IX., als preuß. Generalmajor in Garnison stand, wurde hauptsächlich unter der Aufsicht seiner Mutter, Henriette Karoline, Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, erzogen und von dem Geschichtsschreiber Wenck unterrichtet. Er bezog 1769 die Universität zu Leyden, machte dann eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und England und trat 1773 in russ. Kriegsdienste, die er aber bald wieder verließ. In Darmstadt beschäftigte er sich sodann mit Wissenschaft und Kunst, während er gleichzeitig dem Militair große Aufmerksamkeit widmete. Nachdem er sich 1777 mit Luise Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, einer geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin, vermählt hatte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit, bis ihn der Tod seines Vaters, am 4. Apr. 1790, unter dem Namen Ludwig X. zur Regierung berief. Bald nachher verlor er seine hanau-lichtenbergischen Besitzungen. Seine Truppen kämpften am Rhein, im Elsaß und in den Niederlanden; er selbst wohnte der Belagerung von Mainz bei. Endlich sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen und sich erst nach Gießen, später nach Sachsen zu begeben. Erst im März 1799 kam es zu einem Separatfrieden zwischen Hessen-Darmstadt und Frankreich. Für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer wurde er im Reichsdeputationshauptschluß unter Anderm durch das Herzogthum Westfalen entschädigt. Nur nach langem Kampfe trat er am 1. Aug. 1806 dem Rheinbunde bei und wurde souverainer Großfürst. Als solcher nannte er sich nun Ludwig I. Bereits am 1. Oct. 1806 hob er die in einem Theile des Landes bestehenden alten Landstände auf. Die Verbindung mit Frankreich kostete ihm große Opfer, und Hessen fochten bei Badojoz, bei Wagram und in

Rußland. Nichtsdestoweniger zögerte er gewaltig, sich den Verbündeten anzuschließen, was erst im Nov. 1813 durch die frankfurter Convention geschah. Auf dem wiener Congresse erwarb er für Westfalen die Rheinprovinz. Sein Land, das beim Antritte seiner Regierung auf 190 □M. 300000 E. umfaßte, bestand jetzt aus einem Areal von 185 □M. mit 680000 E. Es war zwar Friede, aber im Lande herrschte Gährung. Gute und böse Absicht, Streben nach Freiheit und Aristokratenumtriebe mischten sich durcheinander. Truppen marschirten und Untersuchungen waren im Gange, bis die Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 die Spannung friedlich löste. Nachdem er am 24. Oct. 1829 seine Gemahlin durch den Tod verloren, starb er selbst am 6. Apr. 1830. Er war freisinnig und hochherzig in seinen Ansichten. Der Redefreiheit trat er niemals, selbst unter Napoleon nicht in den Weg; geheime Policei würde er nie geduldet haben. Auch hatte Hessen bis zum Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse von 1819 volle Preßfreiheit und selbst nachher eine gelinde Censur. Er war religiös und tolerant; Künstlerfreund und eifriger Förderer der Wissenschaft. Wegen seiner Vorliebe für das Theater mußte er häufig lauten, bittern Tadel erdulden. Er war einfach, ohne Prunk und bei aller reichen Bildung, allem Verstand und der vielfachsten Kenntniß doch natürlich und selbst oft derb, besonders im Ausdrucke. Seine Abneigung gegen Rheinhessen, das er nie besuchte, war Ursache, daß manches Gute von dort nicht herüberkam. Ihn folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig II. (s. d.). Ein großartiges Denkmal wurde ihm in Darmstadt auf dem Luisenplatze im J. 1844 errichtet.

Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt seit 1830, der Sohn des Vorigen, geb. am 26. Dec. 1777 zu Darmstadt, machte seine Studien unter Leitung des nachherigen Geh. Raths von Petersen in Leipzig. Im J. 1804 vermählte er sich mit Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, die am 27. Jan. 1836 verstarb, und lebte nun bis zu seinem Regierungsantritte am 6. Apr. 1830 meist still in Darmstadt. An eigentlichen Regierungsgeschäften durfte er keinen Antheil nehmen. Dagegen wurde er behufs der Ausarbeitung des Entwurfs der Verfassungsurkunde, gleich seinem Bruder, dem Prinzen Emil (s. d.) von Hessen, dem Ministerium beigegeben. Auch nahm er, wie früher an den landständischen Versammlungen, nach Einführung der Constitution an den Sitzungen der ersten Kammer Antheil; doch betheiligte er sich nur sehr selten an der Discussion. Ebenso war er von 1823 an Mitglied des Staatsraths. Er hatte keine kostspieligen Liebhabereien, war aber dessenungeachtet in ansehnliche Schulden versunken, deren Übernahme auf die Staatsschuldentilgungskasse ihn sofort nach seinem Regierungsantritte mit den Ständen, die solches ablehnten, in Conflict brachte. Er versuchte Ersparnisse im Staatshaushalte und man war von seinem aufrichtigen Willen, nur das Beste des Landes zu wollen, überzeugt; nichtsdestoweniger brachen auch in Hessen im Oct. 1830 Unruhen aus. Großen Jubel veranlaßte sowol in Hessen, wie im übrigen Deutschland die von ihm im Jan. 1839 ausgesprochene Begnadigung der verurtheilten politischen Gefangenen. Der Großherzog ist Witwer geblieben und aus der Ehe mit seiner verstorbenen Gemahlin stammen drei Söhne und eine Tochter: 1) der Erbgroßherzog Ludwig, geb. am 9. Juni 1806, vermählt seit 1833 mit Mathilde, der Tochter des Königs Ludwig von Baiern, geb. am 30. Aug. 1813, jedoch in bis jetzt kinderloser Ehe; 2) Karl, geb. am 23. Apr. 1809, vermählt seit 1836 mit Elisabeth, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. am 18. Juni 1815, mit der er die Prinzen Ludwig, geb. am 12. Sept. 1837, und Heinrich, geb. am 28. Nov. 1838, und die Prinzessin, Maria Anna, geb. 1843, gezeugt hat; 3) Alexander, geb. am 15. Juli 1823; und 4) Marie, geb. am 8. Aug. 1824, seit 1841 die Gemahlin des Großfürsten und Thronfolgers von Rußland, Alexander Nikolajewitsch. Außerdem leben noch drei Brüder des Großherzogs, Georg, geb. 1780, Friedrich, geb. 1788, und Emil, geb. 1790.

Ludwig I.—VI., Landgrafen von Thüringen (s. d.).

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Prinzessin Luise Christiane von Carignan, und der Enkel des Markgrafen Wilhelm's I. von Baden-Baden, wurde in Paris am 8. Apr. 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Mutter wollte ihn in Paris, wo sie getrennt von ihrem Gatten lebte,

erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er unter dem Volke aufwachse, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß. Auch als der Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle getreten war, behielt er unter diesem ein Commando. Nach dem Frieden von Nimwegen kehrte er 1678 nach Baden zurück und übernahm, da sein Vater bereits 1669 verstorben, an seines 1677 verstorbenen Großvaters Stelle die Regierung. Als 1683 der Krieg zwischen Östreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, und als die Stadt durch den Herzog von Lothringen und den König von Polen, Sobieski, entsetzt war, errang er mehrfache Vortheile über die geschlagenen Türken. Er behielt hierauf den Oberbefehl an der Donau und schlug die Türken am 24. Sept. 1689 bei Nissa und am 19. Aug. 1691 bei Salankemen. Im J. 1693 wurde ihm der Oberbefehl über die Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übertragen; er nahm Heidelberg wieder, und ging sodann nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Nach Eröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1694 fiel er in das Elsaß ein, wo er die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges täuschte und die größte Thätigkeit bewies, ungeachtet er an der heftigsten Gicht litt. Nach Sobieski's Tode bewarb er sich 1697 um den erledigten poln. Thron; doch der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen trug den Preis davon. Im span. Erbfolgekriege befehligte er die kaiserliche und Reichsarmee, eroberte 1702, ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau. Sein Talent in der Befestigungskunst bewährte er durch die Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm in der letzten Zeit das Kriegsglück weniger günstig. Er starb zu Rastadt am 4. Jan. 1707.

Ludwig (Jos. Ant.), Erzherzog von Östreich, jüngster Bruder des Kaisers Franz, geb. zu Florenz am 13. Dec. 1784, widmete sich frühzeitig dem Militairdienste und stand schon in dem Feldzuge von 1809 an der Spitze eines östr. Truppencorps, mit welchem er aber in der Schlacht bei Abensberg (s. d.) am 20. Apr. von Napoleon geschlagen wurde. Als er hierauf das Commando verlor, wendete er sich mit Eifer dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu, und machte behufs der Erweiterung seiner Kenntnisse Reisen durch England und einen großen Theil des Continents. Nach dem Tode des Feldmarschallieutenants Grafen Hieronymus von Colloredo-Mansfeld wurde er 1822 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Obwol im Charakter ganz verschieden, hatte er sich doch des besondern Vertrauens seines Bruders, des Kaisers, zu erfreuen, der ihm sogar die Erledigung eines Theils der Regierungsgeschäfte übertrug und sich auch anderweitig von ihm oft vertreten ließ. Noch größern Einfluß gewann L., als er nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand, im J. 1835 Chef der aus dem Erzherzoge Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten geheimen Staatsconferenz wurde. In dieser Stellung bewährte er zwar fortdauernd eine feste Anhänglichkeit an die von Kaiser Franz befolgten Maximen des Stabilitätssystems, dabei aber zugleich eine stets sich gleichbleibende und durch nichts zu beeinträchtigende strenge Gerechtigkeitsliebe, die ihm das Vertrauen aller Parteien erwarb. Überhaupt birgt der Prinz, trotz dem, daß ihm die den Habsburgern eigenthümliche offenherzige Leutseligkeit fehlt, unter dem zurückhaltenden Ernste seines Wesens einen hohen Grad von Herzensgüte, und seinem Billigkeitsgefühle vorzüglich verdankt man mehre Wendepunkte in den Verwaltungsmaßregeln, die von wohlthätigen Folgen für das Ganze des Staats waren.

Ludwig (Friedr. Christian), gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Prinz von Preußen, wurde am 18. Nov. 1772 geboren als der Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's des Großen. Bei vortrefflicher Ausbildung seines Geistes durch franz. Erzieher und Lehrer vernachlässigte man ganz die Bildung seines Charakters, weshalb er sehr oft eine Beute der Leidenschaftlichkeit wurde und sich gern in Extremen bewegte. Für den Krieg entflammt, folgte er 1792 mit den überspanntesten Hoffnungen dem Heere an den Rhein, wo ihn sein Ungestüm wiederholt in Verlegenheit brachte, allein auch sein Feldherrntalent sich unverkennbar zeigte. Nach dem Frieden von

1795 beschäftigte er sich wieder daheim mit der Kunst, aber auch mit galanten Abenteuern. Insbesondere liebte er die Musik, weshalb er sich auch den bekannten Componisten Dussek zu seinem Vertrauten erwählte. Wegen voreiliger Einmischung in die Politik zog er sich wiederholte ernste Rügen des Königs zu. Bei seiner entschiedenen Abneigung gegen Frankreich konnte es nicht fehlen, daß die kriegerisch gesinnte Partei im J. 1806 ihn zu ihrem Wortführer erwählte und daß der Prinz wieder, gestützt auf dieselbe, nicht ohne großen Einfluß auf die Kriegserklärung war. Zum Generallieutenant ernannt, erhielt er den Befehl über den 18000 M. starken Vortrab des Hohenlohe'schen Corps, mit welchem er vorsichtig über den Thüringerwald vorrücken, jedoch jedes Gefecht vermeiden sollte. Als jedoch ein ihm zweimal überlegener Feind am 10. Oct. bei Saalfeld entgegenrückte, nahm er, statt sich zurückzuziehen, in der Leidenschaftlichkeit den Kampf an, der mit der fast gänzlichen Vernichtung seines Corps endete. Von den Feinden umringt und den Tod der Gefangenschaft vorziehend, fiel er nach tapferer Gegenwehr ganz von Wunden bedeckt. Ein Denkmal wurde ihm daselbst am 10. Oct. 1823 errichtet.

Ludwigsburg, im Neckarkreise, die zweite Residenz des Königs von Würtemberg und die schönste Stadt des Landes, wurde seit 1706 vom Herzoge Eberhard Ludwig nach einem großartigen Plane, mit regelmäßigen breiten Straßen angelegt. Sie hat vier Kirchen, sieben öffentliche Plätze, acht Thore und ein prachtvolles königliches Schloß, welches mit reizenden Gartenanlagen und den künstlichen Ruinen der Emichsburg geziert ist und in seinem Innern die Familiengalerie, eine Bildersammlung aller würtemberg. Regenten nebst einem großen Theil der Fürstinnen, den Ritter- oder Ordenssaal, die Ordenskapelle, die Gemäldegalerie und die fürstliche Gruft enthält. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 10000. Auch befinden sich daselbst das Arsenal, die Stückgießerei und eine militairische Lehranstalt. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind Tuch-, Porzellan-, Steingut- und Fayencefabrikation. Auch besitzt die Stadt ein Lyceum, zwei Waisenhäuser, eine Kinderrettungsanstalt und ein Zuchthaus. In den Umgebungen sind die Lustschlösser Monrepos, an einem künstlich geschaffenen See, mit Gartenanlagen und zwei Inseln, auf deren einer sich eine im goth. Stile gebaute Kapelle befindet; Favorite und Salon, beide gleichfalls mit Gartenanlagen, und Solitude, mit einem vom Herzoge Karl 1763 angelegten, jetzt größtentheils abgebrochenen königlichen Lustschloß und Garten auf einem Berge am Walde.

Ludwigskanal, zur Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein, ist unstreitig eine der großartigsten Unternehmungen der neuesten Zeit und von ganz außerordentlicher Bedeutung. Schon Karl der Große hatte die Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau zu verbinden, allein die höchst mangelhaften Kenntnisse damaliger Zeit in den mechanischen und hydrotechnischen Wissenschaften hinderten die Ausführung. Endlich faßte König Ludwig von Baiern den Entschluß, jenen großartigen Gedanken zu verwirklichen. Nach den nöthigen Vorarbeiten lieferte der Oberbaurath von Pechmann einen Entwurf, der 1834 genehmigt wurde. Damals waren die Kosten auf 8,350000 Fl. veranschlagt, doch dürften sie wol mehr als das Doppelte betragen haben. Das veranschlagte Capital wurde durch Actien aufgebracht, deren vierten Theil der Staat übernahm. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind wol viel so niedrig auf 556200 Fl. berechnet. Der eigentliche Bau des Kanals begann bei Nürnberg im J. 1836 und gedieh in den ersten sieben Jahren schon so weit, daß man die Strecke von Wendelstein nach Nürnberg und von da nach Bamberg fahrbar machen konnte. Der Kanal beginnt bei Kehlheim, und erreicht seinen höchsten Punkt, 630½ F. über dem Mainspiegel und 270¾ F. über dem Donauspiegel bei Neumarkt. Er hat auf seiner Länge von 23½ M. 91 Kammerschleusen, deren jede 120 F. lang und 16 F. breit ist und auf 90 F. ein Zwischenthor hat, da die ganze Länge nur für die Bauholzschiffe benutzt werden soll. Die Breite der Schiffe ist an der Oberfläche 14⅐, im Boden 14 F. und voll beladen gehen dieselben 4 F. im Wasser. Bei günstigem Winde kann ein Pferd bis zu 2000 Ctr. ziehen. Die Leinpfade sind mit Obstbäumen beflanzt. Der Kanal selbst ist oben 54, in der Sohle 34 F. breit, die Tiefe ist 5 F.; doch kann sie, wenn die Verschlämmungen eintreten, auf 7 F. gebracht werden. Der Kanal durchschneidet die Nürnberg-Fürther Eisenbahn und wird durch eine 150 F. lange Brücke über die Pegnitz geleitet. Gegen Anschwellungen der Wassermasse ist der Kanal durch Durchlässe

Fried. Krupp
Werksbücherei
Essen

geschützt, deren Zahl sich auf 99 beläuft; 12 Brücken führen ihn über Flüsse und Bäche und 105, theils hölzerne, theils steinerne Brücken führen über ihn. Die ganzen Bauten, vom ersten Spatenstich bei Nürnberg an, haben neun Jahre gedauert und wenn auch mancher Misgriff bei dem gewaltigen Unternehmen gemacht wurde, wenn man auch bei der Ausführung einsah, daß Vieles auf dem Plane ganz leicht aussah, dem sich dann in der Praxis fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, so ist doch das Ganze, jetzt vollendet, im eigentlichsten Sinne ein Volksdenkmal, dessen segenbringende Folgen wol schon die nächste Zeit zeigen wird, und ein sprechendes Bild deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Beharrlichkeit.

Ludwigslied heißt ein althochdeutsches Gedicht auf den Sieg, den der westfränk. König Ludwig III., ein Sohn Ludwig's des Stammlers, bei Saucourt in der Picardie im J. 881 über die Normannen erfocht. Es schließt sich dem Volkston an, ist aber ohne Zweifel von einem fränk. Geistlichen verfaßt. Herausgegeben wurde es zuerst von Schilter (Strasb. 1696) in sehr verderbtem Text nach einer Abschrift, die Mabillon von der Handschrift genommen hatte. Diese galt lange für verloren, bis Hoffmann von Fallersleben sie zu Valenciennes wieder auffand und aus ihr das Gedicht in den von ihm und Willems herausgegebenen „Elnonensia" (Gent 1837) in treuem Abdruck bekannt machte, aus dem sich auch ergibt, daß es nicht durchgehend aus Strophen von vier Halbzeilen besteht, sondern daß sich neben diesen auch Strophen von sechs Halbzeilen finden. Nachher hat es W. Wackernagel in die zweite Ausgabe seines „Altdeutschen Lesebuchs" (Bas. 1839) aufgenommen.

Lufft (Hans), Buchdrucker und Buchhändler zu Wittenberg von 1525—84, hat sich vorzugsweise durch den Druck der verschiedenen Erstlingsausgaben der Luther'schen Bibelübersetzung berühmt gemacht, weshalb man ihn schon zu seiner Zeit vorzugsweise den Bibeldrucker nannte. Geboren war er 1495, doch weiß man nicht wo. Er starb zu Wittenberg am 2. Sept. 1584, als ein auch in seiner bürgerlichen Stellung geehrter Mann, denn er hatte in Wittenberg von 1550 an das Amt eines Rathsherrn und von 1563 an das des Bürgermeisters bekleidet. Aus einigen Briefen Luther's sieht man, daß er früher als wandernder Buchdruckergehülfe von dem Prior des Augustinerklosters zu Wittenberg, Eberhard Brißger, bald hier bald dorthin, wahrscheinlich zur Ausführung kleiner Drucke, geschickt wurde. In Wittenberg, wo im 16. Jahrh. die Buchdruckerkunst lebhaft betrieben wurde, und wo er schon Johannes Grunenberg, Melchior Lotther den Jüngern und Georg Rhau zu Vorgängern hatte, gründete er 1525 eine Druckerei, nachdem er wahrscheinlich bei dem zweiten der genannten Druckerherren eine Zeit lang gearbeitet hatte. Sein Geschäft betrieb er anfangs mit weniger Glück, von 1529 an aber erhielt dasselbe einen sehr bedeutenden Aufschwung durch den Druck der Bibelübersetzung Luther's, sowie der Haus- und Kirchenpostille und anderer Schriften desselben. Während Luther für die Bibelübersetzung nicht einmal Honorar bekam und suchte, erwarb sich der vom Verfasser auf alle Weise begünstigte und bevorzugte Drucker des mühsamen Werks Ansehen und Reichthum. Die Bibel erschien, nachdem einzelne Bücher derselben schon vorher gedruckt worden waren, vollständig im J. 1534, sodann 1541, 1545 und 1546. In einem Zeitraume von ungefähr funfzig Jahren gingen gegen 100000 Bibeln aus L.'s Officin hervor. Vgl. Zeltner, „Historie der gedruckten Bibelversion und anderer Schriften D. Martini Lutheri in der Beschreibung des Lebens Hanns L.'s" (Nürnb. und Altdorf 1727, 4.).

Luft heißt im Allgemeinen jeder elastisch-flüssige oder gasförmige Körper, daher man auch von Luftarten spricht. Im engern und gewöhnlichern Sinne versteht man darunter nur das aus 79 Theilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff, etwas Kohlensäure und Wasserdünsten bestehende Gasgemenge, welches die Atmosphäre der Erde bildet. (S. Atmosphäre und Gas.)

Luftballon, s. Aërostat.

Luftbetten waren schon im Anfange des 18. Jahrh. bekannt, wurden damals aber nur aus Leder verfertigt und waren deshalb sehr kostbar. Erst die Erfindung des Engländers Clark, auch gewebte Stoffe luftdicht zu machen, führte eine große Verbesserung und einen billigern Preis dieser Luftkissen herbei. Die Einrichtung derselben ist folgende. Ein Sack, in der Form eines Kissens oder auch einer Matratze, wird auf eigenthümliche Weise

genähet und auf der innern Seite mit einem Kautschukpräparat überzogen, welches denselben luftdicht macht. In einer Ecke desselben ist ein Ventil angebracht, durch welches man mittels eines Blasebalgs die Luft einbläst, die man nach Befinden herauslassen oder erneuern kann, wenn man das Ventil wieder öffnet. Die Vorzüge dieser Betten bestehen insbesondere darin, daß sie Elasticität, Leichtigkeit und große Reinlichkeit vereinigen, der Gesundheit förderlich sind, durch Ein- und Auslassen der Luft härter und weicher, zu jeder Zeit frisch und kühl gemacht werden können, keine Feuchtigkeit aufnehmen, keine Auflockerung erfodern, keinen Staub verursachen und entleert einen sehr geringen Raum einnehmen. Am besten werden diese Luftbetten in der Wetzlar'schen Fabrik in Leipzig gefertigt, welche ihr Fabrikat selbst nach England und Amerika sendet.

Luftheizung nennt man jene Methode künstlicher Erwärmung von Gebäuden und Zimmern, wobei die Erwärmung nicht direct durch die Strahlung oder Mittheilung von den heißen Wänden eines Ofens aus, sondern dadurch geschieht, daß man in einem besondern Ofen erhitzte Luft in die zu erwärmenden Räume ein- und dafür wieder kalte Luft austreten läßt. Viele neuere Constructionen von Zimmeröfen stellen durch Anwendung von Röhren oder Röhrensystemen, in denen die Luft durch den Feuerraum streicht, eine Combination der Ofen- und Luftheizung dar. Meist versteht man indeß unter Luftheizung nur die Anwendung auf ganze Gebäude, in deren tiefsten Theilen dann ein besonderer Ofen errichtet wird, welcher die Luft in vielfacher, immer aber nur durch eiserne Wände vermittelter Berührung mit der Hitze durchströmt, um sich dann in einem Kanalsysteme durch alle zu heizende Räume zu vertheilen. Vgl. Meißner, „Die Heizung mit erwärmter Luft" (2. Aufl., Wien 1823). Man hat die Luftheizung vielfach für öffentliche Gebäude angewendet, und Ersparnisse werden dabei allerdings gemacht; allein man tadelt dabei theils die Unmöglichkeit einer leichten Regulirung der Hitze, theils die große Austrocknung der Luft. Zwar hat Meißner ganz neuerdings zu zeigen gesucht, daß jene Nachtheile meist nur von fehlerhafter Anwendung der Methode herrühren; doch scheint die Luftheizung neuerdings von der in manchen Beziehungen vorzüglichern Wasserheizung nach der Methode von Perkins verdrängt werden zu wollen.

Luftpumpe nennt man das von Otto von Guerike (s. d.) 1650 erfundene physikalische Instrument, um in Räumen die Luft zu verdünnen, oder auch nach Umständen zu verdichten. Dasselbe besteht stets aus einem oder zwei Stiefeln mit luftdicht auf- und niedergehenden Kolben; der Raum der Stiefel oder Cylinder steht durch ein Rohr mit dem Raume in Verbindung, auf den man einwirken will, und in diesem Verbindungsrohre befinden sich entweder Ventile oder ein doppelt gebohrter Hahn, wodurch beim Herabgehen des Kolbens die Verbindung mit dem Raume abgeschlossen, mit der äußern Luft hergestellt, beim Hinaufgehen aber das Entgegengesetzte ausgeführt wird, wenn man die Luft verdünnen will. Bei umgekehrter Stellung der Ventile oder des Hahns wirkt die Pumpe verdichtend. Luftpumpen für physikalischen Gebrauch müssen äußerst sorgfältig gearbeitet und mit vielen Nebenapparaten behufs der Versuche ausgestattet sein. In größerm Maßstabe bedient man sich der Luftpumpen zum Austrocknen von Substanzen, zum Abdampfen u. s. w. Auch die Cylindergebläse und Wettersätze sind nur großartige Luftpumpen. An Niederdruckdampfmaschinen wird die Pumpe, welche nach jedem Kolbenstoß das heiße Wasser aus dem Condensator auszieht, häufig auch die Luftpumpe genannt.

Luftröhre (trachea oder arteria aspera) heißt derjenige Theil des menschlichen Körpers, welcher die Lunge (s. d.) mit der Atmosphäre in Verbindung setzt. Sie besteht aus einer aus Häuten und Knorpelringen zusammengesetzten Röhre, welche an ihrem vordern Umfange gewölbt, an ihrem hintern platt und im Innern mit Schleimhaut überzogen ist. Ihre Form verdankt sie den Knorpelringen, die nicht vollständig geschlossen sind, sondern mehr die Gestalt eines C besitzen und zugleich durch ihre Elasticität verhüten, daß sie von den umliegenden Theilen zusammengedrückt wird. Die Luftröhre beginnt unmittelbar unterhalb des Kehlkopfes (s. Kehle), ist ungefähr vier Zoll lang, von links nach rechts neun Linien bis ein Zoll, von vorn nach hinten sieben bis neun Linien weit und liegt an der vordern Seite des Halses, bedeckt von der Schilddrüse, einigen Muskeln und der äußern Haut. Sobald sie in die Brusthöhle eingetreten ist, geht sie in zwei Äste (bronchi)

über, von denen der eine kürzere zum rechten, der andere längere zum linken Lungenflügel führt. Hier spalten sie sich wieder in kleinere Zweige (bronchia) und vertheilen sich ganz nach Art der Blutgefäße baumartig, indem sie so das eigentliche Gerüst der Lunge bilden. Die Knorpelringe sind in den beiden ersten Ästen noch regelmäßig, wie im Hauptstamme, bei der weitern Theilung aber hören die Ringe auf und man findet nur noch Knorpelstückchen von unregelmäßiger Gestalt zwischen die Häute der kleinern Zweige eingeschoben, bis auch diese bei den noch kleinern gänzlich verschwinden. Im Embryo bildet die Luftröhre zuerst einen häutigen Kanal, in welchem sich vom dritten Monate an die Knorpelringe auszubilden anfangen. Da die innere mit Schleimhaut überzogene Oberfläche der Luftröhre in einer ununterbrochenen Berührung mit der äußern Luft steht, so hat auch die Temperatur der Atmosphäre einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe, und die meisten Krankheiten dieses Organs rühren von Erkältung her, welche meist erst den einfachen Luftröhrenkatarrh (s. Katarrh) erzeugt, der durch verschiedene Umstände in Luftröhrenentzündung (tracheitis) und aus dieser in Luftröhrenschwindsucht (phthisis trachealis) mit Geschwürbildung und eiteriger Zerstörung übergehen kann.

Luftröhrenentzündung, s. Croup.

Luftröhrenschnitt (bronchotomia oder tracheotomia) nennt man diejenige chirurgische Operation, durch welche man von der vordern Fläche des Halses aus mit dem Messer den Kanal der Luftröhre eröffnet. Der Zweck dieser Operation kann ein doppelter sein, entweder um Luft in die Luftröhre und die Lungen einzulassen, wenn die oberhalb der Luftröhre liegenden Respirationsorgane mehr oder weniger verschlossen sind, oder um einen in die Luftröhre eingesenkten fremden Körper zu entfernen. Je nach diesem Zwecke weichen auch die Operationsarten voneinander ab, besonders was die Größe des Einschnitts in die Luftröhre selbst anlangt. Ungeachtet der Gefährlichkeit dieser Operation wurde der Luftröhrenschnitt doch schon im Alterthume unternommen und hat, mit gehöriger Umsicht und Gewandtheit ausgeführt, bis auf die neueste Zeit viel glückliche Erfolge herbeigeführt.

Luftspiegelung, s. Fata Morgana.

Luganersee (Lago di Lugano), ein Landsee an der lombard. Grenze im schweiz. Canton Tessin, genannt nach dem daran liegenden gewerbfleißigen Städtchen Lugano, ist etwa zehn Stunden lang, eine Stunde breit, 882 F. über dem Meere gelegen und reich an Fischen, besonders an Forellen. Die ringsum steil aus dem Wasser sich erhebenden Felsenmassen geben ihm ein höchst romantisches Ansehen und eine Menge Buchten gewähren die abwechselndsten Aussichten.

Lugdunum, s. Lyon; Lugdunum Batavorum, s. Leyden.

Lüge ist die durch irgend ein Zeichen, nicht gerade nothwendig durch die Sprache vermittelte, gegen das bessere Wissen mit der Absicht zu täuschen verbundene Unwahrheit. Unter diesen Begriff gehören daher auch absichtliche Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, Zurückhaltung, wo der Andere einen Anspruch auf Mittheilung hat, ebenso alle Formen der Verleitung zum Irrthum, die Verstellung, Wortbrüchigkeit und Verrätherei. Daß die Lüge als Gegentheil der Wahrhaftigkeit dem sittlichen Tadel unterliegt und als solche verwerflich und pflichtwidrig sei, ist selten oder nie bezweifelt worden; dennoch hat die Rücksicht auf die verschiedenen Motive der Lüge, sowie auf die vielfachen Abstufungen von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen und von der unbedachten und leichtsinnigen, oft an der Grenze des blosen Scherzes stehenden, bis zur boshaften, arglistigen und ränkesüchtigen Lüge das Urtheil der Moralisten über die absolute Verwerflichkeit jeder absichtlichen Unwahrheit sehr verschieden modificirt. Besondere Schwierigkeiten macht dabei nicht sowol die sogenannte edle oder fromme Lüge (pia fraus), d. h. die, welche durch eine absichtliche Unwahrheit einen übrigens guten Zweck erreichen will, als vielmehr die sogenannte Nothlüge, d. h. diejenige, bei welcher man nur durch die Lüge entweder sich selbst oder Andern ein Unheil oder ein Verbrechen ersparen zu können und folglich die Wahrheit verletzen zu müssen glaubt. Um über die verwickelten Collisionsfälle, die hier in der Wirklichkeit sehr wohl eintreten können, zu entscheiden, ist durchaus eine Sonderung der verschiedenen Gründe, auf denen die Verwerflichkeit der Lüge beruht, sammt deren Anwendung auf den individuellen Fall nöthig; am wenigsten würden sich aber solche Lügen sittlich recht-

fertigen lassen, die dem Lügenden blos eine persönliche Verlegenheit ersparen sollen, wie die sehr gewöhnlichen Dienstlügen und Höflichkeitslügen. Ebenso würde es in keinem Falle einen Sinn haben, von einer Pflicht zur Lüge zu sprechen, wie der Ausdruck „edle Lüge" anzudeuten scheinen könnte. Vgl. C. F. Böhme, „Über die Moralität der Nothlüge" (Neust. 1828), und Heinroth, „Die Lüge" (Lpz. 1834).

Lugger heißt in England ein schnellsegelndes Schiff mit zwei oder drei Masten und einem verlängerten Bogspriet, welches hauptsächlich als Postschiff gebraucht wird und eine besondere Art von Segeln, die Luggersegel, die sich von den Spriet- und Gaffelsegeln unterscheiden, führt.

Luini oder Luvino (Bernardino), der vorzüglichste Maler der mailänd. Schule, ist wahrscheinlich in dem gleichnamigen Flecken, am Lago Maggiore, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. geboren. Man weiß von ihm nur, daß seine Arbeiten meist in die Zeit von 1500—30 fallen und daß er wahrscheinlich nie in Rom war. Zu der milden und weichen Darstellungsweise der ältern mailänd. Schule kam bei ihm die Einwirkung Leonardo da Vinci's, dessen vorzüglichster Schüler er wurde; Leonardo's hoher Ernst, theilweise auch seine feurige Kraft und die Größe und Freiheit seiner Formen gingen auf L. über, wie auf keinen andern seiner Nachfolger; auch werden Leonardo noch fortwährend, selbst in den vorzüglichsten Galerien, z. B. in Florenz, Werke L.'s zugeschrieben. L.'s Verdienst ist erst in der neuesten Zeit nach Gebühr anerkannt worden; jetzt aber wird sein Name neben den Heroen der übrigen Schulen genannt, und zwar mit Recht, weil bei ihm noch die zarteste Naivetät und Innigkeit mit der höchsten Schönheit gepaart sind. Sein Colorit ist warm und reich, auch in den Frescobildern, seine Composition und Zeichnung untadelhaft, der Ausdruck oft hinreißend und großartig. Er war einer der fleißigsten Maler seiner Zeit. Zu seinen frühesten Leistungen gehören eine Anzahl von Fresken zu Saronno im Mailändischen und einige Bilder in der Brera zu Mailand. Die höchste Vollendung der Technik zeigen sein mit dem Lamme spielender Johannesknabe (in der Ambrosiana zu Mailand) und seine Herodias (in der Tribuna zu Florenz), die beide lange Zeit als Meisterwerke Leonardo's galten. Seine Fresken finden sich sämmtlich in Mailand und in der Umgegend; Christi Geißelung in San-Giorgio, eine Dornenkrönung in San-Sepolcro (in 38 Tagen vollendet), eine Anbetung der Weisen in San-Eustorgio, eine Madonna in San-Maria delle Grazie, endlich eine Anzahl von ausgesägten Fresken in der Brera und beim Duca Litta, vor Allem aber eine Madonna und eine colossale Kreuzigung in San-Maria degli Angeli zu Lugano sind seine Hauptarbeiten. — Sein Sohn, Aurelio L., war ebenfalls ein tüchtiger Maler, aber in jeder Beziehung minder bedeutend als der Vater.

Luise (Auguste Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen, geb. am 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Commandant war, verlor im sechsten Jahre ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und blieb hierauf der vortrefflichen Aufsicht eines Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Später wurde sie ihrer Großmutter, der Landgräfin von Darmstadt, zur fernern Bildung übergeben, unter deren Aufsicht Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, als Hofmeisterin der Prinzessin ihr Erziehungstalent bewährte. In Folge der Unruhen des franz. Revolutionskriegs begab sie sich mit ihrer ältern Schwester, Charlotte, die 1818 als Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen starb, nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise lernte sie in Frankfurt am Main der nachherige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen als Kronprinz kennen. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen von ihrer Schönheit und von dem Adel, der auf ihrer Gestalt, sowie auf jeder ihrer Bewegungen schwebte, gefesselt, machten bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth nur um so größern Eindruck auf ihn. Er verlobte sich mit ihr in Darmstadt am 24. Apr. 1793, die Vermählung aber erfolgte wegen des Kriegs erst am 24. Dec. Sehr bald entfaltete sich ihr seltener Charakter in seiner ganzen Fülle. Als daher ihr Gemahl 1797 den Thron bestiegen, empfing sie bei der Huldigung überall die unzweideutigsten Beweise der Zuneigung und des Vertrauens des Volks. Auch als Königin wußte sie die Anspruchslosigkeit des Familienlebens zu bewahren. Alle unverschuldeten Unglücklichen fanden an ihr eine Wohlthäterin, welche still und anspruchslos ihr Elend mil-

derte. Vertrauensvoll nahte sich ihr das ungekannte Verdienst, und sie erwarb ihm Anerkennung und Belohnung. Der Adel ihrer schönen Seele zeigte sich bei jeder Veranlassung, und die allgemeine Verehrung stieg von Tag zu Tag. Als der Krieg den König 1806 ins Feld rief, folgte sie ihm nach Thüringen. Nach der Schlacht bei Jena begab sie sich mit ihm nach Königsberg. Nachdem in den Schlachten von Eylau und Friedland der letzte Hoffnungsstrahl für Preußen erloschen, ging sie in das feindliche Hauptquartier nach Tilsit, um durch persönliche Dazwischenkunft von dem Sieger gelindere Bedingungen für Preußen zu gewinnen. Allein der Zweck ihrer Reise war verfehlt. Später ging sie mit ihrem Gemahl nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie verhing, trug sie mit einer Ergebung, die nur wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtsein verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte sie mit ihrem Gemahl von Memel nach Königsberg zurück, unternahm von hier aus gegen Ende des Jahres eine Reise nach Petersburg und kehrte mit dem Könige am 23. Dec. 1809 nach Berlin zurück. Während eines Besuchs bei ihrem Vater in Strelitz erkrankte sie auf dem Lustschlosse Hohenzieritz, und starb daselbst in den Armen ihres schnell herbeigeeilten Gemahls am 19. Juli 1810. Der allgemeine Schmerz sprach laut für den Werth der Frühverklärten. Ihre Überreste wurden in dem Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo ihr auch ein Denkmal gewidmet und ihre Statue von Rauch aufgestellt ist. L.'s edles Thun aber als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Grabmal von der Zeit zertrümmert ist. Ihrem Andenken ist das Luisenstift in Berlin, eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, und der am 3. Aug. 1814 gestiftete Luisenorden gewidmet.

Luise Ulrike, Königin von Schweden, eine Schwester Friedrich's des Großen von Preußen, geb. am 24. Juli 1720, erhielt von Jugend auf eine sehr gute Erziehung und entwickelte allmälig im Umgange mit ausgezeichneten Männern ihre nicht geringen Talente, sodaß sie ihr Bruder Friedrich für eine Zierde seiner Familie erklärte. Im J. 1744 vermählte sie sich mit dem Kronprinzen und nachmaligen Könige Adolf Friedrich von Schweden. Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls im J. 1751 fing sie an, den regsten Eifer für Förderung von Kunst und Wissenschaft zu entfalten. Sie stiftete 1753 aus eignen Mitteln die Akademie der schönen Literatur und Geschichte zu Stockholm, ebenso die Bibliothek und das Kunstcabinet im Schlosse zu Drotningholm, welches ihr Schützling Linné beschrieb, und das Museum zu Stockholm. Sie verwendete große Summen auf die Verschönerung ihrer Paläste; auch unterstützte sie Industrie und Arme. Eine stolze, hochherzige Frau, suchte sie ihren Gemahl vom Reichsrathe unabhängiger zu machen, was ihr unter den Großen des Landes viele Feindschaft zuzog. Nach dem Tode ihres Gemahls im J. 1771 wollte sie auf ihre Söhne, Gustav III. und Karl den XIII., denselben Einfluß üben, den sie auf Erstern geübt hatte. Allein da der neue König dessen sich entschieden wehrte, so entstand zwischen ihm und der Mutter eine solche Spannung, daß diese bis zu ihrem Tode nur selten noch am Hofe erschien. Sie starb am 16. Juli 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredtsamkeit, Liebe zu den Wissenschaften und eine auch im Tode unerschütterte Geistesstärke charakterisiren diese Fürstin.

Luisenburg, ein häufig besuchter Berg, drei Viertelstunden von Wunsiedel im bair. Kreise Oberfranken, zur Mittelgruppe des Fichtelgebirgs gehörig, besteht zum Theil in einem Felsenlabyrinth, das in drei Absätzen hoch emporsteigt. Ungeheure mannichfach geformte Granitmassen in den verschiedenartigsten Stellungen bilden steile Wände, Schluchten, Grotten und Gänge. Unter Nachhülfe der Kunst sind daraus Anlagen entstanden, die ein mannichfaltiges Ganze von 56 merkwürdigen, zum Theil nach ausgezeichneten Personen benannten Plätzen und Punkten mit herrlichen Aussichten und zwei Wasserfällen bilden. Sonst hieß der Berg die Luchsenburg, nach einem alten Raubschlosse, von dem man nur noch einiges Mauerwerk sieht; seinen gegenwärtigen Namen erhielt er 1805 zu Ehren der Königin Luise von Preußen. Vgl. Sommerer, „Beschreibung der L." (Wunsied. 1833).

Luisiana, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von 2260 □M. mit 352000 E., worunter 168000 Sklaven, wird im Süden von dem Meerbusen von Mexico, im Osten von dem Mississippi und von Florida, gegen Westen von dem Sabinefluß und vom Texas und im Norden vom Arkansas begrenzt. Die vorzüglichsten Flüsse sind der Missis-

sippi und die Sabine. Das Klima ist im Süden im Verhältniß zur geographischen Breite nicht sehr heiß, dagegen im Norden unverhältnißmäßig streng; der Boden fast ganz eben und zum Theil fruchtbar, zum Theil sumpfig, sandig und steinig. Die hauptsächlichsten Producte sind Getreide, Zuckerrohr, das 1762 eingeführt wurde, Baumwolle, Südfrüchte und Wein; viel Holz, namentlich Kunsthölzer, Steinkohlen, Salz und etwas Silber. Wilde Thiere, wie Bären, Wölfe, Damhirsche, Alligators und Stachelschweine, gibt es in Menge. Die Ausfuhr besteht in Landesproducten und Holzwaaren, die Einfuhr in Kunstproducten des Auslandes. Ureinwohner gibt es nur noch wenige; die ersten Einwanderer waren Franzosen, denen namentlich Spanier folgten. Die Mehrzahl bekennt sich zur katholischen Kirche. An Bildungsanstalten fehlt es fast gänzlich. Die Gesetzgebende Gewalt üben zufolge der Constitution von 1812 ein Senat und eine Repräsentantenkammer, in die kein Farbiger eintreten kann. Die Vollziehende Gewalt hat ein Gouverneur, der auf vier Jahre gewählt wird. Die Hauptstadt ist Neuorleans mit 102000 E., früher war Donaldsonville der Sitz der Regierung. Das Land wurde 1541 von den Spaniern entdeckt, dann von den Briten besucht und seit 1682 von den Franzosen colonisirt und zu Ehren Ludwig's XIV. Luisiana benannt. Doch diese franz. Colonien in der Nähe des Mississippi gingen in Folge des rauhen und ungesunden Klimas bald wieder ein. Hierauf erhielt 1712 Crozart, ein reicher franz. Kaufmann, für den Handel nach L. einen ausschließenden Freibrief auf 15 Jahre, den er 1717 an Law (s. d.) abtrat, der nun eine Gesellschaft für den Handel am Mississippi errichtete, an deren Spitze er sich stellte. Im J. 1764 trat Frankreich L. bis an den Mississippi an Spanien ab, erhielt es jedoch 1802 zurück. Da aber das Land vermöge seiner Lage, seines Klimas und Bodens unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die Vereinigten Staaten werden konnte, so widersetzte sich der Congreß der Abtretung und erhielt, in Folge eines am 30. Apr. 1803 mit Frankreich durch den Minister Barbé-Marbois mit Livingston abgeschlossenen Vertrags, für eine Summe von 15 Mill. Dollars sowol die Souverainetät des Stadtgebiets Neuorleans, als überhaupt des ganzen Landes auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Vgl. Brackenridge, „Ansichten von L." (deutsch, Weim. 1819); Steddart, „Sketches of L." (Philadelphia 1818) und Barbé-Marbois, „Histoire de la L." (Par. 1828).

Lukas von Leyden, eigentlich Lukas Dameß oder Dommetz, einer der größten niederländ. Maler des 16. Jahrh. und Zeitgenosse Dürer's, Hans Holbein's und Kranach's, geb. zu Leyden 1494, genoß anfangs den Unterricht seines Vaters und später des Cornelius Engelbrechtsen, eines vorzüglichen Malers und Schülers van Eyck's. Schon im neunten Jahre fing er an in Kupfer zu stechen, und in seinem zwölften setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemalten heil. Hubertus in Erstaunen. Im 15. trat er mit mehrere selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht auf Composition, charakteristischen Ausdruck, Gewandung und Behandlung des Grabstichels meisterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er sehr viele Gemälde in Öl, Wasserfarben und auf Glas, sowie eine Menge Kupferstiche, die seinen Ruhm allgemein verbreiteten und ihn neben Marc Anton und A. Dürer als den größten Kupferstecher seiner Zeit charakterisiren. In vorzüglich freundschaftlichen Verhältnissen stand er mit Mabuse und Albr. Dürer, der ihn in Leyden besuchte. Zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit machte er eine Reise durch die Niederlande, auf welcher ihn Mabuse begleitete. Aber auch dadurch wurde seine Hypochondrie nicht beschwichtigt. Er bildete sich ein, von neidischen Malern vergiftet zu sein, hütete fast sechs Jahre lang das Bett, arbeitete aber ununterbrochen fort. Er starb 1533. Man könnte L. gewissermaßen einen verweltlichten Dürer nennen. Nicht nur behauptet das Genrebild, das er zuerst mit Absicht und Bewußtsein behandelt hat, eine wesentliche Stelle unter seinen Schöpfungen, sondern es sind auch seine heiligen Scenen durchaus mit einem genreartigen, oft possenhaften Wesen durchdrungen. Die Richtungen des damaligen Lebens, insbesondere des Lebens seines Volks, das scharf Verständige und das Phantastische, sind in ihm zu einem merkwürdigen Ganzen verschmolzen. Groß ist er in der Mannichfaltigkeit der Charaktere, obschon er sich selten bis zur Würde emporschwingt. Seine Technik in den Gemälden ist fein und sorgfältig. In seinen letzten Gemälden, z. B. dem Jüngsten Gericht

auf dem Stadthause zu Leyden, sieht man das Bestreben, sich den Italienern zu nähern. Seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten Handhabung des Grabstichels; sie sind sehr hoch geschätzt und zum Theil sehr selten. Vorzüglich anziehend sind die Blätter, in deren Ausarbeitung L. mit Albr. Dürer wetteiferte. Die schönsten Sammlungen seiner Kupferstiche finden sich auf der Bibliothek zu Wien und in der des Erzherzogs Karl. Die seltensten und theuersten seiner Blätter sind die große Ruhe der heil. Familie, die Hagar, der Eulenspiegel. Seine Gemälde sind in mehren Galerien zerstreut, die vorzüglichsten findet man in Leyden, Wien, Dresden, München und Florenz; seine Zeichnungen sind fast ebenso selten als seine Gemälde.

Luken heißen diejenigen viereckigen Öffnungen in den Verdecken der Schiffe, welche dazu bestimmt sind, durch sie die Ladung in den Raum zu bringen. Nach ihrer Lage erhalten sie die Namen große, Vor- oder Kist- und Hinterluke; die erstere befindet sich nahe der Mitte der Schiffe. Sie sind mit einem Rande, Sill genannt, umfaßt und werden mit den Lukendeckeln geschlossen, über die man noch zu größerer Sicherheit getheertes Segeltuch legt, das man mit Latten und Nägeln befestigt.

Lullus (Raimundus), einer der seltsamsten und ausgezeichnetsten Geister des 13. Jahrh., ein großer Alchemist, geb. in Palma auf der Insel Majorca 1234, widmete sich anfangs dem Kriegshandwerke, wie sein Vater, und führte ein sehr wüstes Leben. Von seinen Ausschweifungen führte ihn, wie erzählt wird, der gräßliche Anblick der Folgen des Lasters zurück, und er ergab sich nun dem strengen Leben und der Einsamkeit. Hier erschien ihm Christus, der ihn zur Nachfolge auffoderte. L. vertheilte sein Vermögen unter die Armen und bereitete sich durch anhaltendes Studium zum Missionar vor. Von einem Sklaven lernte er Arabisch. Dann bat er den König Jakob um die Errichtung eines Minoritenklosters in Majorca. Gleichzeitig scheint er seine große Kunst, wie er sie selbst nannte, erfunden zu haben, welche ihm angeblich eine himmlische Erscheinung niederzuschreiben und bekannt zu machen befahl. Er reiste nun nach Rom, Paris und wieder nach Italien, um sein Reformationswerk in den Gang zu bringen, und von da nach Asien und Afrika. In Tunis kam er durch sein Disputiren mit einem Muselmanne, den er bekehren wollte, in Lebensgefahr, und verließ Afrika wieder. Bei einem zweiten Bekehrungsversuche gerieth er in Afrika ins Gefängniß, aus welchem ihn ein genues. Kaufmann errettete. Nachdem er noch einmal nach Italien zurückgegangen war und dort von neuem zur Bekehrung der Ungläubigen vergebens aufgemuntert hatte, ging er zum dritten Male nach Afrika, und starb an den Folgen der dort erlittenen Mishandlungen auf seiner Rückfahrt 1315. Die ars magna Lulli oder Lullische Kunst, welche später von Bruno (s. d.) wieder aufgenommen und bearbeitet wurde, ist ein Versuch zu schematischer Anordnung der Begriffe zum Behuf einer übersichtlichen Erkenntniß und einer leichten Mittheilung. Die Mittel dieser Logik sind Buchstaben (alphabetum artis) zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Vierecke, Kreise), womit die Beziehungen derselben bezeichnet werden, und Abtheilungen (camerae), welche durch Zusammensetzung dieser Figuren entstehen. Sowol die ausgewählten Begriffe, als die Verbindung und Anordnung derselben haben viel Willkürliches, und der Gebrauch dieses Schematismus, um aus solcher mechanischen Combination zu finden, was sich über einen Gegenstand sagen lasse, konnte nur ein oberflächliches Denken befördern. Indessen lag doch dieser Erfindung das Bedürfniß einer logisch bessern Behandlung der Gegenstände zum Grunde, als bis dahin in der scholastischen Dialektik zu finden war. Seine „Opera omnia" gab Salzinger heraus (10 Bde., Mainz 1721—42, Fol.).

Lully (Giov. Battista), ein berühmter Operncomponist, geb. zu Florenz 1633, kam in seinem zwölften Jahre als Küchenjunge zu Mademoiselle de Montpensier. Hier erregte er durch sein Geigenspiel, welches er ohne Meister erlernt hatte, Ludwig's XIII. Aufmerksamkeit, der ihn nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete und ihn an die Spitze derselben stellte. Durch die Sorgfalt, mit welcher sich L. der Ausbildung dieser Bande annahm, und durch seine Compositionen für dieselbe, übertraf diese sehr bald selbst die Gesellschaft der Vierundzwanziger, welche damals die gepriesenste Kapelle in Europa war. Vor L. waren der Baß und die Mittelstimmen stets nur als die Oberstimme begleitend behandelt worden; L. behandelte auch die Mittel-

stimmen obligat und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Auch erweiterte er die Grenzen der Harmonie, indem er durch die sogenannten falschen Accorde sowie durch Dissonanzen die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen wußte. Nachdem der Abbé Perrin ihm 1671 das Privilegium der großen Oper abgetreten hatte, componirte L. als Director derselben 19 Opern, welche über ein halbes Jahrh. hindurch die franz. Nation entzückten, und ungeachtet der Revolutionen, welche die franz. Theatermusik durch Piccini, Sacchini und Gluck erlitt, bei den Franzosen noch lange in einem gewissen Rufe blieben. Er wird als Gründer der franz. großen Oper betrachtet, in der man freilich zunächst nichts suchen darf, als eine Hoffestlichkeit des prachtliebenden Ludwig's XIV., bei der dieser gelegentlich selbst spielte und tanzte. Als Vorläufer aber des reichern Genius Gluck, der für seine höhern, reinern Ideen durch ihn die Bahnen geebnet fand, hat er eine geschichtliche Bedeutung, da hierdurch an seinen Namen einer der bedeutsamsten Bildungsschritte der Musik sich knüpft. Er starb zu Paris am 22. März 1687.

Luna, die Mondgöttin, ist der röm. Name der griech. Göttin Selene (s. d.).

Lund (Londinum Gothorum), der Sitz einer Universität und eines Bischofs, in der Provinz Schonen im schwed. Gothland, mit 4500 E., liegt in einer wenig reizenden Gegend und hat enge und krumme Straßen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist besonders die Domkirche berühmt, aus dem 10. Jahrh., eines der prächtigsten Gebäude dieser Art in ganz Skandinavien. Ein anderes herrliches Gebäude ist die 1845 eingeweihte neue Residenz des Bischofs im byzant. Stile. Die Universität mit zwei schönen Gebäuden wurde 1668 erbaut und die Zahl der Studirenden hält sich zwischen 400—500. Mit ihr stehen in Verbindung ein Predigerseminar, eine Bibliothek von 50000 Bänden und 1000 Handschriften, ein Naturalien-, Münz-, Modell- und physikalisches Instrumentencabinet, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater und mehre nicht unbedeutende Privatsammlungen. Ein Erzbisthum wurde in L. schon 1104 gegründet. Wie schon zu Anfange des 13. Jahrh. kam L. auch später wieder an Dänemark, welches es erst im Frieden von 1658 an Schweden abtrat. Der Schlacht bei L. zwischen den Dänen und Schweden im J. 1676 folgte der daselbst am 26. Sept. 1679 zwischen den genannten Mächten abgeschlossene Friede.

Lüneburg, ehemals ein Fürstenthum in Niedersachsen, bildet jetzt eine Landdrostei des Königreichs Hannover, welche mit den zwei 1816 an Hannover gekommenen Ämtern des Fürstenthums Lauenburg und der Grafschaft Dannenberg vereint auf 204 □M. 310000 meist protestantische Bewohner zählt. Die Elbe, welche hier die Jeetze, die Ilmenau mit der Lühe und die Seeve, Elste, Schwinge und Oste, die insgesammt in der Lüneburger Haide entspringen, aufnimmt, macht größtentheils die nordöstliche Grenze. Etwa 10—12 M. von der Elbe entfernt und mit derselben parallel fließt die Aller durch den südlichen Theil des Landes und fällt, nachdem sie die Ocker, Fuse, Leine und Böhme aufgenommen, in die Weser. Über den größten Theil der Provinz hin zieht sich eine von mannichfachen Hügelketten unterbrochene, 12 M. lange Ebene, die Lüneburger Haide genannt, meist aus Sandboden bestehend, der zwar zum Theil mit Haidekraut bewachsen, oder von großen Waldungen (die Göhrde, Lüs, Raubkammer, Süsing u. s. w.) und Torfmooren durchzogen, theilweise aber auch für Wiesewachs und Ackercultur gewonnen ist und dann Geestland heißt. Die Haidegegend zieht die unter dem Namen Haidschnucken (s. Schaf) bekannte Schafgattung, macht durch die Haideblüte eine starke Bienenzucht möglich und trägt in großer Menge Wachholder-, Heidel-, Preisel- und Erdbeeren, die Gegenstände des Handels sind. Sparsam bewohnt, arm und öde sind blos einzelne Striche der Haide, die andern nähren ihre Bewohner sehr gut, ja machen sie sogar, wie in den Marschgegenden an der Elbe und deren Nebenflüssen, reich und wohlhabend. Anbau des Bodens, Bevölkerung und Wohlhabenheit nehmen sichtbar zu; auch ist in neuerer Zeit für die geistige Cultur der Bewohner, die sich durch Gutmüthigkeit, Biederkeit und Genügsamkeit auszeichnen, viel gethan worden. In der Gegend von Lüchow ist ein Bezirk, Drawän oder das Wendland genannt, dessen Einwohner in Sprache und Sitten noch Spuren ihres slaw. Ursprungs zeigen. Durch dieses Fürstenthum führt mittels der schiffbaren Ilmenau die Hauptstraße des Handels zwischen Hamburg und dem innern Deutschland. Der Stapelort desselben ist die

Stadt Lüneburg. Minder bedeutend ist der Waarenzug von Hamburg über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle und von Lübeck über Lüneburg. Fabriken und Manufacturen sind unbedeutend, dagegen liefert das Land brauchbare Pferde, gutes Schlachtvieh, Holz, Torf, Gyps, Kalk und besonders Salz; auch sind Garnspinnerei, Leinweberei, Strumpfstrickerei und Holzarbeiten sehr verbreitet. — Die Hauptstadt des Fürstenthums, Lüneburg, bis 1369 der Sitz der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, liegt an der bis hierher schiffbaren Ilmenau, drei Meilen vom Ausflusse derselben in die Elbe, und hat gegen 11800 E. Auf dem Kalkberg, einem Gypsfelsen an ihrem westlichen Ende, wurden im 10. Jahrh. das Michaeliskloster und Befestigungen angelegt. Im J. 1382 wurde dieses Kloster in die Stadt verlegt, 1655 aber in eine Ritterakademie umgewandelt, die als allgemeine Bildungsanstalt für die höhern Stände noch gegenwärtig fortbesteht. L. hat ein Gymnasium, zwei Bibliotheken, von denen eine der Ritterakademie, die andere dem Rathe gehört, vier Kirchen, ein durch Bauart und alterthümliche Merkwürdigkeiten ausgezeichnetes Rathhaus, sowie Zucker-, Spielkarten- und Tabacksfabriken. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichsten, mit einem Salzgehalt von 25 Proc., aufgefangen, und ihre Soole wird ohne vorgängige Gradirung versotten. Auch benutzt man die Soole seit einigen Jahren zu Soolbädern. Außer dem Salz bilden Kalk und Gyps, der an dem Kalkberg und in noch zwei andern Gruben in der Nähe der Stadt bricht, starke Ausfuhrartikel; noch wichtigere Nahrungszweige aber für L. sind die Neunaugenfischerei und der lebhafte Speditionshandel. — Mit dem Treffen bei L. zwischen dem franz. General Morand und den Generalen Dörnberg und Czernitschew wurde am 2. Apr. 1813 der Freiheitskrieg in Deutschland eröffnet. Etwa vier Meilen südwestlich von L. liegt die Göhrde (s. d.), ein schöner Wald mit einem königlichen Jagdschlosse.

Lunetten, s. Brillen.

Luneville (Lunaris villa), eine offene, schön gebaute Stadt des ehemaligen Lothringens, im franz. Departement der Meurthe, am Zusammenflusse der Meurthe und Vezouze, in einer fruchtbaren Ebene, hat gegen 15400 E., ein Schloß, das jetzt als Kaserne dient, eine schöne Kirche und mehre bedeutende Fayencefabriken. Insbesondere schön ist das dasige Pflaster von einer Art Kalkstein, der indeß bei trockenem Wetter einen den Augen schädlichen Staub verursacht. Als 1735 der König von Polen, Stanislaus Leszczynski, zum Besitz von Lothringen gelangte, wählte er L. zu seiner Residenz, das dadurch sehr gewann. Geschichtlich denkwürdig wurde die Stadt durch den daselbst am 9. Febr. 1801 zwischen dem Deutschen Reiche und der franz. Republik auf die Grundlage des Friedens von Campo Formio (s. d.) abgeschlossenen Frieden. Belgien und das linke Rheinufer wurden in demselben an Frankreich, Mailand und Mantua an die Cisalpinische Republik; Venedig aber und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro an Östreich abgetreten. Für den Verlust ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten die deutschen Reichsfürsten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. Auch trat Östreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel und Zurzach an Frankreich ab, von dem Beides 1802 an Helvetien überlassen wurde. Den Breisgau gab Östreich dem Herzog von Modena; auch willigte es in die Errichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Der Thalweg des Rhein machte die Grenze gegen Frankreich; die Schiffahrt auf dem Rhein sollte frei sein. Sie war es auch bis 1804, wo für die vollständige Entschädigung mehrer Reichsstände eine Rheinschiffahrtsabgabe festgesetzt wurde.

Lunge (pulmo) nennt man dasjenige Respirationsorgan im menschlichen Körper, in welchem durch die eingeathmete Luft die zum Leben nothwendige Veränderung des venösen Blutes in arterielles bewerkstelligt wird. Sie befindet sich in der Brusthöhle und besteht aus einem rechten und einem linken Lungenflügel, von denen jeder in der ihm entsprechenden Seite der Brusthöhle liegt und welche nur durch ihre Größe und Gestalt sich etwas voneinander unterscheiden. Beide Lungenflügel sind von dem Brustfell (pleura) überzogen. Dieses bildet zwei in sich vollkommen geschlossene Säcke, deren jeder an die eine Seite der innern Oberfläche der Brusthöhle und unten an das Zwerchfell angewachsen ist, während die der angewachsenen entgegenstehende Seite durch Einstülpung die Lungen gänzlich

überzieht, sodaß zwischen den Lungen und den Wänden der Brusthöhle ein leerer Raum befindlich ist, welcher der gehörigen Bewegung ersterer vollkommene Freiheit gestattet. Durch diejenigen Theile der beiden Brustfellsäcke, welche vorn von dem Brustbein und hinten von der Wirbelsäule aus zu dem Herzbeutel und von da zu den Lungen theils unmittelbar zu diesen übergehen und Mittelfelle genannt werden, erhalten die Lungenflügel zugleich die ihnen nöthige Festigkeit in ihrer Lage, wozu noch die Verbindung mit der herabsteigenden Luftröhre und mit dem Herzen durch die Lungenarterien und Lungenvenen beiträgt. Die Lungen sind sehr weich, schwammig, elastisch und geben unter dem Drucke des Fingers ein Knistern von sich, welches davon herrührt, daß die Luft aus ihnen entweicht. Diese befindet sich nämlich in den kleinen Luftzellen, welche eigentlich die Enden der Luftröhre (s. d.) darstellen. Diese verzweigt sich baumartig in der Lunge, sodaß diese aus einer Menge sogenannter kleiner Läppchen (lobuli) besteht, deren jedes einen kleinen Zweig der Luftröhre mit den davon ausgehenden kleinern Ästchen und Luftzellen enthält und die untereinander durch Zellgewebe verwachsen sind. Ferner tragen zur Bildung der Lungen bei die Blutgefäße, welche theils zur Ernährung der Lungen bestimmt sind, theils das Blut aus dem ganzen Körper hierher führen, um es wieder zur Ernährung tauglich zu machen, die Lymphgefäße, welche in großer Menge vorhanden sind, die Nerven, welche vom neunten Hirnnervenpaare (s. Nervensystem) und dem Gangliensysteme kommen, und ein sehr feines Zellgewebe. In diesem letztern wird in Form rundlicher Körnchen ein schwarzer Farbestoff abgelagert, welcher die ganze Lunge beim Erwachsenen blauschwärzlich erscheinen läßt, während sie beim Kinde, wo noch nicht so viel Farbestoff abgesondert ist, noch ein blaßrothes Ansehen hat. Die Gestalt eines jeden Lungenflügels ist die eines unregelmäßigen Kegels, dessen Basis auf dem Zwerchfelle ruht; der linke ist durch einen vom Brustfelle ausgekleideten und von außen nach innen gehenden Einschnitt in zwei, der rechte durch zwei dergleichen in drei sogenannte Lappen (lobi) getheilt. Die der Willkür des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade unterworfene Verrichtung der Lunge, das Athmen, bezweckt die Regeneration des Blutes, welche in folgender Art bewerkstelligt wird. Bei dem Einathmen werden die Lunge und die Brusthöhle ausgedehnt und die feinen sackartigen Endigungen der Luftröhre, die Lungenbläschen, mit atmosphärischer Luft angefüllt. An und in den Wänden der letztern verlaufen die feinen Haargefäße, in welche sich die aus der rechten Herzkammer kommende und das aus dem ganzen Körper zurückkehrende und venös gewordene Blut den Lungen zuführende Lungenarterie spaltet, und durch die häutigen, äußerst dünnen und feinen Wandungen, welche hier das Blut von der Luft trennen, tritt die Luft einen Theil ihres Sauerstoffgehaltes an das Blut ab, welches dafür der Luft Kohlenstoff mittheilt, der mit dem übrigen Sauerstoff der Luft verbunden als Kohlensäure beim Ausathmen wieder entweicht. Durch diesen Proceß wird das Blut wieder in arterielles, zur Ernährung des Körpers taugliches umgewandelt.

Diese zum Leben unerlaßlich nothwendige Verrichtung der Lungen erleidet aber folgerecht größere oder geringere Störungen, wenn die Lungen sich in krankhaftem Zustande befinden, und daher gehören die Lungenkrankheiten zu den wichtigsten und gefährlichsten, denen der Mensch ausgesetzt ist. Die ziemliche Größe jedoch, welche das Athmungsorgan besitzt, macht es möglich, daß das Leben fortbestehen kann, wenn nur ein Theil dieses Organs der ihm obliegenden Function vorstehen kann, obgleich sich die dadurch entstehende Störung auf vielerlei Weise bemerklich macht. Verwundungen der Lunge bedingen eine beträchtliche Erschwerung des Athmens und sind mit bedeutender Gefahr verbunden, welche besonders durch den Erguß von Blut in die Brusthöhle und die dazu tretende Entzündung gesteigert wird. Unter den Krankheiten, welche die Lunge am gewöhnlichsten befallen, ist, außer Husten, Katarrh und andern weniger gefährlichen, besonders die Lungenentzündung, meist Brustentzündung genannt, zu erwähnen, welche bald als Lungengewebentzündung (pneumonia), bald als Brustfellentzündung (pleuritis), bald als Lungenbrustfellentzündung (pleuroperipneumonia) auftritt. Diese Krankheit hat in ihrer acuten Form meist sehr deutliche Zeichen, gewöhnlich einen sehr schnellen Verlauf und wird nicht selten durch Überfüllung der Lungen mit Blut, Erstickung und Apoplexie tödtlich, während sie in andern Fällen in eitrige Lungenschwindsucht (phthisis pulmonalis purulenta)

Verwachsung der Lungen mit den umliegenden Theilen, Brustwassersucht, Verdichtung des Lungengewebes (hepatisatio pulmonum) und andere längere Zeit andauernde Lungenkrankheiten übergeht, in vielen Fällen jedoch auch geheilt wird, indem sie nur für einige Zeit eine mehr oder minder bedeutende Reizbarkeit der Lungen mit Neigung zu Rückfällen zurückläßt. Von der erwähnten Lungenschwindsucht verschieden sind die sogenannte knotige (phthisis pulmonalis tuberculosa), welche von der das Lungengewebe ergreifenden und zerstörenden Erweichung und Vereiterung der Lungenknoten (s. Tuberkeln) herrührt, und die Schleimschwindsucht (phthisis pulmonalis pituitosa), welche in übermäßiger Schleimerzeugung in den Lungen und dadurch bewirkter Aufzehrung der Kräfte des ganzen Körpers besteht. Von den gegen diese Krankheiten angewendeten sehr verschiedenen Mitteln ist hier nur als speciell auf die Lunge sich beziehend das Lungenbad zu erwähnen, welches in dem Einathmen einer von der atmosphärischen, durch Zusatz von andern Gasarten oder von gewissen Dämpfen verschiedenen Luft besteht und entweder von der Natur selbst, namentlich in der Nähe gewisser Mineralquellen und anderer vulkanischen Producte, in Kuhställen u. s. w. geboten oder künstlich bei Salinen oder in besonders dazu eingerichteten Anstalten bereitet wird; ferner hat das Lungenkraut (pulmonaria officinalis oder maculata) seinen Namen davon, daß die davon gefertigte Abkochung durch ihren Schleimgehalt bei Reizung der Lunge besänftigend, geschmeidig machend wirkt.

Unter den Thieren haben die untersten Classen kein Organ, welches der Lunge des Menschen ähnlich wäre; das Athmen findet bei ihnen gar nicht statt und nur der Zweck desselben, die Veränderung des ihnen eigenthümlichen Blutes, wird entweder durch Vermittelung der Haut oder besonderer Werkzeuge, der sogenannten Kiemen, erfüllt, indem hier das an den dünnen Gefäßwandungen vorbeiströmende Wasser diese Veränderung bewirkt. Nur bei einigen Schneckenarten, den Regenwürmern und Blutegeln finden sich Organe, die ein wirkliches Athmen voraussetzen lassen. Viele Arten der Spinnen und alle Insekten haben Athmungswerkzeuge, die meist in einem Apparat von Luftröhren bestehen; die Fische athmen nur durch Kiemen, die Amphibien zeigen zuerst Gebilde, welche den menschlichen Lungen verglichen werden könnten, einige von ihnen haben jedoch neben diesen zugleich auch noch Kiemen; auch haben nur einige paarige Lungen. Am ausgebildetsten ist das System der Luft aufnehmenden Organe bei den Vögeln. Während ihre Lungen stets paarig, im Verhältniß aber klein und ihrer innern Structur nach auf mancherlei Art von denen des Menschen abweichend sind, findet man in ihrer Brust- und Bauchhöhle große, dieser Thiergattung eigenthümliche Luftsäcke, die in größere und kleinere Zellen getheilt sind und mit denen durch besondere Öffnungen auch die Höhlen der theilweise marklosen Knochen in Verbindung stehen. Die Ausdehnung der Pneumaticität der Knochen, d. h. die Eigenschaft, Luft zu enthalten, steht im Allgemeinen mit der Größe und dem Flugvermögen der Vögel im Verhältniß. Die Lungen der Säugethiere sind in ihren Grundzügen denen des Menschen gleich und ihre Abweichungen davon blos durch die Größe und Gestalt des Thieres bedingt; nur die Fledermäuse besitzen einen an die Luftsäcke der Vögel erinnernden Apparat.

Lungenprobe (docimasia pulmonum hydrostatica) nennt man den mit der Lunge eines todten neugeborenen Kindes angestellten Versuch, welcher die Beantwortung der Frage, ob das Kind geathmet habe oder nicht, begründen soll. Bei diesem Versuche werden die Lungen in Verbindung mit dem Herzen nach vorgängiger Unterbindung der untern und obern Hohlvene (s. Herz), der Aorta und der aus dem Bogen derselben entspringenden Gefäße (s. Kreislauf des Blutes) und der Luftröhre aus der Brusthöhle entfernt und vorsichtig in ein mit reinem kalten Wasser angefülltes Gefäß gebracht, wobei man beobachtet, ob sie untersinken oder schwimmen. Auf dieselbe Art werden dann die Lungen allein nach gehöriger Lostrennung des Herzens, hierauf jeder Lungenflügel besonders und endlich kleinere abgeschnittene Stücke der Lunge untersucht. Ferner gehört noch zu diesem Versuche, daß man beobachtet, welche Zeichen sich aus dem Druck der Finger auf die Lunge ergeben, wie das beim Einschneiden hervorquellende Blut beschaffen sei u. s. w. Dieser Versuch stützt sich nämlich auf die Erfahrung, daß das Lungengewebe schwerer ist als Wasser, jedoch leichter wird als dieses, sobald Luft in die Lungenbläschen eingedrungen ist. Man

hat daher nun so geschlossen: wenn die Lunge aus dem Leichnam eines neugeborenen Kindes im Wasser nicht schwimmt, so hat dieses auch noch nicht geathmet, ist also todt zur Welt gekommen; schwimmt sie aber, so ist auch Luft in ihr enthalten, welche nur durch Einathmen hineingekommen sein kann; das Kind muß geathmet, also gelebt haben, und die Ursache seines Todes ist in einem Umstande zu suchen, der erst nach der Geburt eingewirkt hat. Ferner sprechen ein beim Drucke der Lunge gehörtes Knistern und das Hervorquellen schaumigen Blutes beim Einschneiden gleichfalls für Vorhandensein von Luft, also für geschehenes Athmen. Die Gewißheit über den vor oder nach der Geburt erfolgten Tod ist aber besonders in Fällen von Verdacht auf Kindesmord von der höchsten Wichtigkeit, weshalb die Lungenprobe in solchen jedesmal angestellt wird, wenn sie anders nicht durch zu große Fortschritte der Fäulniß sich als unzweckmäßig herausstellt. So sicher indeß das Resultat dieser Untersuchung zu sein scheint, so haben sich dennoch nicht geringfügige Einwendungen von Seiten gelehrter Gerichtsärzte dagegen erhoben, welche theils das Princip, theils die Zuverlässigkeit der Probe selbst in Zweifel ziehen. Sichern Beobachtungen zufolge kann nämlich ein Kind nach der Geburt eine Zeit lang leben, ohne zu athmen, auf der andern Seite aber auch schon vor der Geburt athmen, während die Lungen selbst unter gewissen Umständen auch nach vorgängigem Athmen im Wasser untersinken oder, ohne durch Einathmen Luft aufgenommen zu haben, schwimmen können. Da diese Einwürfe sämmtlich begründet sind, so kann die Lungenprobe allein nicht entscheidend sein, sondern es gehören noch verschiedene andere Momente, besonders eine genaue Untersuchung, ob im ganzen Körper des Kindes die Veränderungen sich finden, welche nach der Geburt eintreten, dazu, um zur Gewißheit über die Zeit, in welcher der Tod erfolgte, gelangen zu können, was allerdings wieder bei dem Mangel physiologischer Kenntnisse über diesen umfassenden Gegenstand auf große Schwierigkeiten stößt. Obwol schon Galenus und nach ihm viele Anatomen das Verhältniß der Lungensubstanz zum Wasser kannten, so wurde doch erst 1682 die Lungenprobe durch Schreyer, Physikus in Zeitz, zum gerichtlichen Beweismittel erhoben und seit jener Zeit als eine der hauptsächlichsten Streitfragen in der gerichtlichen Medicin behandelt.

Lungenseuche oder Lungenfäule ist eine sehr gefürchtete Krankheit des Rindviehes, welche rasch verläuft, schnell um sich greift und vermöge ihrer bösartigen, fauligen Natur in den meisten Fällen tödtlich ist. Die Lungenseuche findet ihren Grund in einem zu großen Gehalt des Blutes an plastischen Stoffen in Folge fehlerhafter Fütterung mit staubigem, verschlemmtem Futter, faulem Wasser u. s. w.; Erkältung kann den Ausbruch der Krankheit befördern, aber nicht selbständig erzeugen. Im zweiten und dritten Stadium ist die Krankheit ansteckend. Sie dauert drei bis vier Wochen, nach welcher Zeit das Thier entweder fällt oder gesund wird, oder es geht die Krankheit in ein langwieriges Leiden über. Da die Entstehungsursachen von zu mannichfacher Art und nie ganz zu vermeiden sind, so hat man vorzüglich darauf hinzuarbeiten, die Prädisposition durch mäßige Aderlässe, Gaben von Koch- und Glaubersalz, Application von Haarseilen und Fontanellen zu zerstören. Daneben sind die Policeimaßregeln gegen die Ansteckung zu beobachten. Man trenne die kranken Thiere von den gesunden, sorge für Reinlichkeit des Stalles, treibe die Thiere nicht auf nasse, sumpfige Weideplätze, halte sie während der Mittagshitze und bei ungünstiger Witterung im Stalle und striegle und bürste sie oft, um die Ausdünstung zu unterhalten. Nur wenn die Krankheit gleich anfangs erkannt und richtig behandelt wird kann sie geheilt werden.

Lünig (Joh. Christian), ein verdienter publicistischer Schriftsteller, geb. zu Schwalenberg in der Grafschaft Lippe am 14. Oct. 1662, studirte in Helmstedt und Jena und machte dann als Führer eines jungen Mannes Reisen nach Italien, England, Holland, einen großen Theil Deutschlands, Dänemark und Schweden. In Diensten eines kaiserlichen Generals machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, auf welchem ihn der General Flemming kennen lernte, auf dessen Empfehlung er dann Amtmann in Eilenburg wurde. Fünf Jahre später kam er als Stadtschreiber nach Leipzig, und starb daselbst als solcher am 14. Aug. 1740. Er war ein überaus fleißiger Arbeiter; seine hauptsächlichsten Schriften sind „Das deutsche Reichsarchiv" (20 Bde., Lpz. 1710—22, Fol.); „Deutsche Reichskanzlei" (8 Bde., Lpz. 1714, Fol.); „Europ. Staatsconsilia" (2 Bde., Lpz. 1715, Fol.);

„Theatrum caeremoniale hist.-polit." (2 Bde., Lpz. 1719—20, Fol.); „Codex juris militaris" (Lpz. 1723, Fol.); „Codex Augusteus" (2 Bde., Lpz. 1724, Fol.); „Codex Italiae diplomaticus" (4 Bde., Lpz. 1725—35, Fol.); „Corpus juris feudalis german." (3 Bde., Lpz. 1727, Fol.) nebst Fortsetzung (2 Bde., Lpz. 1730, Fol.), und „Codex Germaniae diplomaticus" (2 Bde., Lpz. 1732—33, Fol.).

Lunte nennt man einen von Flachswerg lose zusammengesponnenen Strang, der, in einer Lauge von Buchenasche und Kalk, auch wol noch mit Salpeter, Bleizucker u. s. w., gekocht, nach dem Trocknen langsam fortglimmt, wenn er an dem Ende angezündet wird, wohin der Strich geht. Die Lunte bildet dann eine spitz-glühende Kohle, welche zur stets bereiten Entzündung der Geschützladungen so lange im Gebrauch bleiben wird, bis es gelingt, eine gute Percussions- oder Frictionszündung zu erfinden. Zum Gebrauch wird sie auf einen Luntenstock gewickelt, dessen obere Klemme das Ende der Lunte festhält. Um ihr Auslöschen bei Regenwetter zu verhindern, ist sie mit einem pfundledernen Luntenverberger umgeben; bei anhaltender Nässe reicht aber auch dieser nicht aus, und man muß dann zu den Zündlichten greifen. In England wird die Lunte aus starkem, in Salpeterlauge getränktem Papier rollirt.

Luntenschloß. Bei der ersten Anwendung der Handfeuerwaffen kannte man keine andere Entzündungsart der Ladung, als mit der Lunte. Anfänglich wurde sie mit der Hand auf das Pulver der Pfanne gehalten; dann brachte man einen Bügel an, dessen vorderes Ende am Schaft befestigt, dem hintern Ende, in welches die Lunte eingeklemmt war, eine Bewegung nach der Pfanne und zurück erlaubte, wozu ein sehr einfacher Mechanismus mit einem Drücker für den Finger der rechten Hand diente. Noch sehr lange Zeit nach Erfindung des Radschlosses (s. d.) war außer demselben auch noch das vorbeschriebene Luntenschloß angebracht.

Lupercus ist der röm. Name des lykäischen Pan, welcher am palatinischen Berge ein Heiligthum (Lupercal) hatte, das in einer Grotte bestand. Hier war auch sein mit einem Ziegenfell umhangenes Bild aufgestellt. Sein Fest (Lupercalia), welches Romulus und Remus eingesetzt haben sollen, wurde im Reinigungsmonate (s. Februar) gefeiert. Die dabei den Dienst versehenden Priester hießen Luperci. (S. Lykäos.)

Lupin (Friedr. Freiherr von), auf Illerfeld, Mitglied der bair. Akademie der Wissenschaften, als mineralogischer Schriftsteller, sowie als Humoristiker in Jean Paul's Manier bekannt, geb. am 11. Nov. 1771 in der damals freien Reichsstadt Memmingen, aus einer alten Familie, kam 1789, nachdem er die gewöhnlichen Schulstudien gemacht, zu seiner weitern Ausbildung nach Strasburg, wo er sehr bald als Nationalgardist in die Wirren der Revolution hineingezogen wurde. Von 1790—92 studirte er in Göttingen und wendete sich hier mit Eifer dem Studium der Mineralogie zu, dann in Erlangen, worauf er in Deutschland reiste und Schweden und Polen besuchte. Nach seiner Rückkehr wurde er in seiner Vaterstadt 1794 als Stadtgerichtsassessor und 1801 als Kanzleidirector angestellt. In dieser Eigenschaft fungirte er zur Zeit der Mediatisirung der Reichsstädte als reichsstädtischer Abgeordneter in Paris, sowie bei dem letzten Reichstage zu Regensburg und auf dem letzten Städtetage zu Ulm. Nachdem Memmingen an die Krone Baiern gekommen, ernannte ihn der König 1804 mit Berücksichtigung seines Lieblingsfachs, der Mineralogie, zum Bergcommissar, 1809 zum Oberbergcommissar und sodann zum Oberbergrath. In diesem Wirkungskreise unternahm er nicht nur mehrjährige Untersuchungsreisen in die bair. Gebirge, sondern bereiste auch die Hochalpen nach ihrer ganzen Ausdehnung. In Folge der Aufhebung der Oberbergcommissariate zog er sich auf sein Landgut Illerfeld zurück, das er durch Cultur, Bauten und Gartenanlagen verbesserte und verschönerte und wo er nun seine Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, namentlich sein höchst instructives Naturaliencabinet aufstellte. Außer seinen mineralogischen und andern Schriften gab er auch „Biographie jetzt lebender oder im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen" (Bd. 1, Stuttg. 1826) heraus. Erst am Abend seines Lebens und gleichsam zur Aufheiterung versuchte er sich mit glücklichem Erfolge im humoristischen Fache und ließ die „Schulrede, gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel"

(Lpz. 1838) und die „Erneuerte Schulrede am Sylvesterabend 1839" (Weim. 1840) erscheinen, in denen er in Jean Paul'scher Weise mit gutmüthiger Schalkheit den Ereignissen der betreffenden Jahre in der sittlich-politischen Geschichte Deutschlands entgegentrat. Sein umfassendstes Werk ist seine an interessanten Partien sehr reiche und im Allgemeinen sehr unterhaltende „Selbstbiographie" (4 Theile, Weim. 1844).

Lupine (Lupinus), ursprünglich eine Zierpflanze, ist auch für den Feldbau wichtig. Sie kann nicht nur zu Grünfutter angebaut werden, sondern sie ist auch die passendste Pflanze zur Gründüngung und kommt in ihrer Wirkung dem Schafmist gleich. Außerdem dienen die Samen, durch Einweichen von ihrer Bitterkeit befreit, als Gemüse, oder geröstet zur Nahrung und als Kaffeesurrogat. Die Lupine war schon von den Alten gekannt und gerühmt. Man baute sie theils zur Vertilgung des Unkrauts, theils zur Düngung der Äcker und Weinberge an. Auch um die Wurzeln kranker Bäume pflanzte man sie, weil jene dadurch wieder gesund wurden. Die Samen der Lupine werden vorzugsweise zur Fütterung der Zugochsen und zur Vertreibung der Würmer bei Rind- und Schafvieh verwendet. Bei Mangel an Korn dienten sie jedoch auch zur Nahrung der Menschen.

Lupulin ist das nur den weiblichen Hopfenpflanzen eigene gelbe Pulver, welches wie Staub die Samenkörner des Hopfens überzieht. In dem Lupulin liegt die meiste aromatische Kraft des Hopfens, und es ist deshalb nothwendig, für die Erhaltung des Lupulins bei der Ernte des Hopfens (s.d.) dadurch zu sorgen, daß man diesen nicht überreif werden läßt. Das Lupulin enthält ein sehr feines Aroma, Gallusäure, Gerbestoff und ein bitteres, in Wasser und Alkohol lösliches Princip.

Lusiäden ist der Titel des Epos von Luis de Camoens (s.d.).

Lusignan (Guido von), s. Guido von Lusignan.

Lusitanien, s. Portugal.

Lussac (Nic. Franç. Gay-), s. Gay-Lussac.

Lustrum (von luere, d. i. reinigen oder sühnen) hieß das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das nach Beendigung des Census (s. d.) durch einen der Censoren im Namen des röm. Volks dargebracht wurde. Die Oferthiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis) und Stier (taurus), daher die Benennung Suovetaurilia, wurden vor der Schlachtung um das auf dem Marsfelde centurienweise versammelte Volk herumgeführt und dieses dadurch gleichsam gereinigt oder entsühnt. Weil das Lustrum mit dem Census in der Regel alle fünf Jahre wiederkehrte, wurde mit dem Wort Lustrum auch ein fünfjähriger Zeitraum bezeichnet.

Lustseuche, s. Syphilis.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Lutatius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts. — Cajus L. Catulus erfocht als Consul 242 v. Chr. mit einer durch freiwillige Beiträge der Bürger ausgerüsteten Flotte bei den Agatischen Inseln den Sieg über die karthag. Flotte, die unter Hanno dem Hamilkar nach Sicilien Zufuhr bringen sollte, worauf der Friede, der den ersten pun. Krieg endigte, erfolgte. — Quintus L. Catulus, College des Marius im Consulat im J. 102, siegte mit ihm als Proconsul 101 über die Cimbern auf den raudischen Feldern, wurde aber von ihm, da er im J. 87 mit Cinna nach Rom zurückkehrte, trotz der Verwendung seiner Freunde geächtet und gab sich selbst den Tod. Er wird als einer der edelsten, weisesten Bürger gefeiert, zeichnete sich als Redner aus und beschrieb die Thaten seines Consulats. — Sein gleichnamiger Sohn schloß sich an Sulla an, dessen Einrichtungen er als Consul im J. 78 gegen seinen Amtsgenossen M. Amil. Lepidus (s. d.), der sie stürzen wollte, mit Cnejus Pompejus verbunden aufrecht erhielt. Einer der Führer der optimatischen Partei, war er dem Cicero befreundet, feindlich gegen Cäsar gesinnt, dem er aber im J. 63 bei der Bewerbung um die Würde des Pontifex Maximus unterlag. Er starb im J. 60.

Luther (Martin), unstreitig der originellste deutsche Charakter und durch Geist und Gemüth wie kein anderer zum Reformator berufen, wurde am 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren, wo sein Vater, der Bergmann Hans L. aus dem Dorfe Möhra, und seine Mutter Margarethe des Jahrmarkts wegen sich befanden. Im folgenden Jahre zog sein Vater nach Mansfeld und kam daselbst später in den Rath. L. wurde mit Strenge erzogen und im

14. Jahre nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterstützung fand, nach Eisenach auf die Schule geschickt, wo er anfangs Currendeschüler war, dann aber bei einer frommen Frau, Namens Cotta, Aufnahme fand. Im J. 1501 bezog er die Universität zu Erfurt, wo er 1503 Magister wurde, und nun Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles hielt. Als er dann nach dem Willen seiner Altern zum Rechtsstudium übergehen sollte, wurde in ihm theils durch die Bekanntschaft mit einer Bibel, die er auf der Universitätsbibliothek fand, theils durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius, vor Allem aber durch eine heftige Krankheit die Vorstellung der menschlichen Unheiligkeit und der göttlichen Strafgerechtigkeit so lebendig angeregt, daß er der heil. Anna ein Gelübde that und 1505 in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt trat. Allein selbst die strengste Ascese befreite ihn nicht von seiner Seelenangst, bis ihn, den Schwererkrankten, ein alter Ordensbruder auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über dem Dringen auf sogenannte gute Werke beinahe vergessene Lehre brachte Licht in L.'s Seele, und die Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, ihn behandelte, auszeichnete, von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreite und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien ermahnte, wirkte ermunternd auf sein Herz. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und 1508 durch Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie an die neue Universität zu Wittenberg. Indeß durfte er schon 1509 einige theologische Vorlesungen halten, wonach er sich um so mehr sehnte, da ihn das fortgesetzte Studium der Bibel, vornehmlich der Paulinischen Briefe, sowie die Lectüre des Augustinus und mancher Mystiker der Scholastik immer mehr entfremdeten. Eine Reise nach Rom, die er 1510 in Angelegenheiten seines Ordens unternahm, enthüllte ihm die Irreligiosität und Sittenlosigkeit der röm. Geistlichkeit, schwächte jedoch seine Ehrfurcht gegen den Papst noch nicht. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, durch die er sich zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtet erachtete. Seine gründliche Gelehrsamkeit, welche die alten Classiker wie die Kirchenväter umfaßte, sowie der Ruf seines geistvollen Vortrags machten ihn bald den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und werth. Groß war daher das Aufsehen, das er in ganz Deutschland erregte, als er am 31. Oct. 1517 die berühmten 95 Sätze gegen Tetzel's Ablaßkram an die Schloßkirche in Wittenberg anschlug, um zu einer öffentlichen Disputation über den wichtigen Gegenstand einzuladen. Hatten ihn zu diesem Schritt weder Ehrgeiz, noch Ordensneid gegen die Dominicaner, sondern blos die Liebe zur evangelischen Wahrheit veranlaßt, so konnten auch weder die Streitschriften des Dominicaners Hogstraaten, des röm. Beamten Prierias und des Dr. Eck (s. d.) noch die Vorladung des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, noch das glimpflichere Zureden des Cardinals Cajetan (s. d.) zu Augsburg im J. 1518 und des Nuntius von Miltitz zu Altenburg im J. 1519, obgleich Letzterer manche lockende Anerbietung im Namen des Papstes hinzufügte, ihn zum Widerruf bewegen. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entscheidung Cajetan's an den Papst und von diesem an ein allgemeines Concilium. Auch die durch Eck veranlaßte Disputation zu Leipzig im J. 1519 hatte nur die Folge, daß L. von der Unstatthaftigkeit des röm. Primates fester überzeugt wurde. Obschon er in einem bescheidenen Briefe dem Papste Leo X. seine Ergebenheit bezeugt, auch, falls seinen Gegnern Schweigen auferlegt werde, selbst friedlich zu schweigen versprochen hatte, so wurden doch nicht nur seine Schriften in Rom, Köln und Löwen von seinen Feinden verbrannt, es erschien auch 1520 die päpstliche Bannbulle gegen ihn, den Erzketzer. Jetzt durfte er mit Recht sich von einer Kirchengemeinschaft lossagen, die ihn selbst von sich stieß, und so verbrannte er zum Zeichen dieser Lossagung am 10. Dec. 1520 vor dem Elsterthore zu Wittenberg die Bulle und die päpstlichen Decretalen.

Begeistert jauchzten die trefflichsten Männer des Adels deutscher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten (s. d.), Sickingen (s. d.) u. A., dem Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle, ihre Vesten und Schwerter an. Aber L. wollte von Niemand geschützt sein denn von Gott. Die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben anriethen, hörte er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geist, den er selbst

nicht hemmen konnte, trieb ihn zur That fort. Mit Bewunderung vernahm das Volk die Rede des Mönchs, der sich allein gegen Papst und Priesterthum, gegen Kaiser und Fürsten stellte. Denn nichts Geringeres that er, als er am 5. Apr. 1521, von Justus Jonas (s. d.) und einigen Andern begleitet, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Gegen 2000 Personen zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Überzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin (s. d.) ihn warnen ließ, antwortete: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein". Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 7 Kurfürsten, 24 Herzogen, 8 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien L. am 17. Apr. in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen ihm vorgelegten Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweistündige, zugleich echt deutschen Geist athmende Vertheidigungsrede mit den Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde: so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen". Er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ihn unterwegs am 4. Mai wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zum tiefern Studium des Griechischen und Hebräischen, zu polemischen Schriften und vor Allem zur Verdeutschung des Neuen Testaments anwendete. Doch dauerte diese Zeit der Ruhe nur zehn Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's (s. d.) Bilderstürmerei hielt ihn nichts zurück, und trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, trotz der drohenden Ungnade des Kurfürsten eilte er, mitten durch das Land des gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich rechtfertigte, ist ein herrlicher Beweis seiner Seelengröße. Die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr, am 7. März 1522, acht Tage nacheinander auftrat und den Aufstand der Neuerer in Wittenberg stillte, zeigen seine weise Abneigung gegen kirchlichen Radicalismus, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen blos Irrende. Nur wo böser Wille und unlautere Gesinnung sich ihm entgegenstellten, oder wo er die evangelische Wahrheit in Gefahr sah, war er stürmisch; daher seine harte Antwort auf die kleinliche Schmähschrift König Heinrich's VIII. von England und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten gegen Karlstadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für lau gegen die gute Sache; in Karlstadt's Angriffen auf seine Abendmahlslehre aber glaubte er offenbare Abtrünnigkeit und Eifersucht zu erkennen.

Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß gereift, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten. Zunächst fing er 1523 an, in Wittenberg die Liturgie von leeren Gebräuchen zu reinigen. Dadurch, daß er 1524 die Mönchskutte ablegte, gab er das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Verwendung der Kirchengüter. Auch nahm er eine Nonne, welche das Kloster verlassen hatte, Katharina von Bora (s. d.), 1525 zum Weibe: ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach vielen Bedenklichkeiten, aber gewiß ebenso wol aus Grundsatz als aus Neigung that. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte er die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich um so nachdrücklicher gegen die aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, je mehr seinem gesunden Verstande Schwärmerei und Überspannung lebenslang fremd und zuwider waren. Mit der Ruhe eines Mannes, der wohl wußte, was er wollte, gab er von 1527—29 unter Autorität des Kurfürsten, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde, der Kirche in Sachsen eine neue, der Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, welches er sich durch die Abfassung des Großen und Kleinen Katechismus (s. d.) um den Schulunterricht erwarb. Weniger erfreulich erscheint vom heutigen Standpunkte die Un-

duldsamkeit, die er gegen die schweiz. Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Abendmahlslehre übte. Allein abgesehen davon, daß sie bei ihm aus tiefer Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte hervorging, so erwies sich die Trennung von den Reformirten schon 1530 als politisch kluge Maßregel; auch bedurfte es eines in Glaubenssachen unbeugsamen Geistes, um den Versuchen der Papisten, die durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abdingen wollten, siegreich zu widerstehen. Ganz in diesem Geiste schrieb er 1537 die Schmalkaldischen Artikel (s. d.), aus denselben Gründen gab er den brandenburg. und anhalt. Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort, auch verweigerte er 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. Die Heftigkeit des Tons in seinen Streitschriften findet Entschuldigung in der herrschenden Denk- und Sprechart seines Zeitalters, in der Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von statten gehen konnte, in der Kränklichkeit, die ihn nicht selten verstimmte, in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie, und gern wird man seine Rauheit mit seinem eigenen Ausspruch entschuldigen: „Meine Schale mag ziemlich hart sein; aber mein Kern ist weich und süß". Aus den Ansichten seiner Zeit und seinen durch übermäßige Anstrengungen entstandenen hypochondrischen Leiden erklären sich auch die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft beunruhigten; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß er die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen. „Ich bin dazu geboren", sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind". Daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke ging, mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Gradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt. Er scheute sich ebenso wenig, seine Schwächen zu gestehen, als die Fehler Anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften vereinigt.

Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der L. nach allen Seiten hin wirkte; das große Werk der Bibelübersetzung brachte er von 1521—34 zu Stande, und schon hierdurch würde sein Name unsterblich sein. Es erschien zuerst 1523 das Neue Testament, 1534 das Alte Testament und die ganze Bibel überarbeitet 1541. Zugleich bewährte er sich durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens als einen der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten und die meisten seiner Arbeiten überragen an Geist und Gehalt beiweitem die Schriften seiner Zeitgenossen. Er predigte in jeder Woche mehre Male, ja zu gewissen Zeiten täglich, verwaltete mit Eifer sein geistliches Amt und führte einen ausgebreiteten lat. und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Fürsten und andern Großen, mit Gelehrten und Freunden. Er war für jeden Besuchenden zugänglich, half mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich gern selbst den Freuden der Geselligkeit hin, wobei er, wie seine Tischreden zeigen, eine körnige und geistreiche Unterhaltung führte. Auch blieb er der Kunst nicht fremd; bekannt ist seine Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und durch Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Seine geistlichen Lieder, von denen zuerst acht zu Wittenberg 1524, später 89 zu Leipzig 1545 erschienen, zeichnen sich durch Innigkeit und Kraft aus. Seine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache zeigt sich in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Bibelübersetzung. Mit ihm begann für die Geschichte der deutschen Sprache ein neuer Zeitraum, und seine Sprache, zu der die verschiedenen oberdeutschen Mundarten hatten beisteuern müssen, wurde von jetzt an die herrschende Schriftsprache. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte so gehäuften Arbeiten gewachsen sein. Schon seit 1531 hatte er mit harten körperlichen Leiden, namentlich mit Steinschmerz und Schwindel, zu kämpfen und war in mehren Krankheiten dem Tode nahe. Vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er im Jan. 1546 seinen Zustand in einem Briefe folgendermaßen:

„Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr". Er starb am 18. Febr. 1546 zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau hinterließ er mit vier Kindern (zwei waren früher gestorben) in dürftigen Umständen. Seine männliche Nachkommenschaft erlosch mit Mart. Gottlob L., der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb. Die angeblichen Nachkommen in Erfurt, Böhmen, Dresden und Schleswig, die von L.'s ältesten Sohne, Johannes L., abstammen wollen, lassen sich nicht einmal mit einem Scheine historischer Wahrheit anknüpfen.

Wider L.'s Willen wurde seine Partei nach ihm die Lutherische genannt; wider seinen Willen hat sie die Kriege geführt, die Deutschland verwüsteten. L. rieth, so lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn; er achtete es für Frevel, mit menschlicher Gewalt durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, und in der That hat sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und Verträge nach ihm. Einige Geschichtschreiber sind bemüht gewesen, eine Menge von äußern Umständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein L. erschienen wäre. Wir aber halten uns an Das, was wirklich geschehen ist, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutschen Werke in dem Charakter L.'s. Von den durch die Literarische Gesellschaft in Mansfeld seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale L.'s, zusammen 34000 Thlr., wurde am 31. Oct. 1821 das Denkmal zu Wittenberg aufgestellt, wozu der König von Preußen am 1. Nov. 1817 den Grundstein gelegt. Neuerdings hat auch Friedrich Wilhelm IV. angeordnet, das Wohnhaus L.'s in Wittenberg auf Staatskosten anzukaufen und eine Schule darin einzurichten. Unter den Ausgaben der Werke L.'s ist die von Walch (24 Bde., Halle 1740—51, 4.) die vollständigste; neue Ausgaben derselben erscheinen in Erlangen (Bd. 1—36, 1826—44) und in Leipzig (Abth. 1 und 2, 1844—45); „L.'s Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl" wurden in Hamburg (10 Bde., 1826; 3. Aufl., 1844); seine „Briefe, Sendschreiben und Bedenken" von de Wette (5 Bde., Berl. 1825—28), desgleichen von Pfizer (Frankf. 1840) und von Gerlach (Bd. 1—11, Berl. 1841—44); seine „Politischen Schriften" von Theod. Mundt (Bd. 1—4, Berl. 1844—45) und seine „Kirchenpostille" von Francke (Bd. 1, Lpz. 1844—45) herausgegeben. Vgl. Mathesius, „Leben L.'s in 17 Predigten", herausgegeben von Nuß (Berl. 1842); G. A. H. Ukert, „L.'s Leben" (2 Bde., Gotha 1817); Pfizer, „L.'s Leben" (Stuttg. 1836); Jäckel, „L. und seine Zeit" (20 Bdchn., Lpz. 1840—42) und Genthe, „L.'s Leben" (Lpz. 1841 fg.).

Lutheraner oder **Altlutheraner** ist der Name einer Partei, welche in der Fortbildung der Kirchenlehre seit Luther eine Entartung und nur im buchstäblichen Festhalten an dem lutherischen Lehrbegriffe Heil erblickt. Aus der Reaction wider den Rationalismus im Allgemeinen hervorgegangen, hat sie sich namentlich im Gegensatze gegen die Union (s. d.) und Agende (s. d.) in Preußen consolidirt. Zuerst nämlich trat im J. 1830 in Breslau auf Scheibel's (s. d.) Anregung eine Gemeinde zusammen, welche die Union als einen Bund Christi mit Belial verschrie und in ihr, sowie in der Agende, die Aufhebung der lutherischen Kirche sah. Auch sammelte sich ein Häuflein Gleichgesinnter 1834 um Guerike (s. d.) in Halle. Wol suchte nun die Regierung theils durch Entsetzung der Stimmführer, theils durch gütliche Vorstellungen entgegenzuwirken; allein der blinde Eifer erfaßte hierauf auch mehre Landgemeinden Schlesiens, unter diesen Hönigern (s. d.), und ging so weit, daß man den Besuch unirter Schulen und den Gehorsam gegen unirte Kirchenobere für heilsgefährlich erklärte. Unter solchen Umständen schritt der Staat endlich zu ernstern Maßregeln und wendete, als diese wenig fruchteten, die Gesetze gegen Schulversäumniß, Laientaufe und Conventikel auf die lutherischen Separatisten an. Trotzdem erhielten sie sich, bis ihnen Friedrich Wilhelm IV. die Bildung selbständiger Gemeinden

gestattete. Übrigens hat die Partei durch die Art und Weise, wie sie gegen den Staat auftrat, selbst Diejenigen sich entfremdet, die gleich ihr an Systemen Luther's festhalten, wie Harms (s. d.), Grundtvig (s. d.), Rudelbach (s. d.) u. A.

Lütke (Fedor Petrowitsch), aus deutscher Familie stammend, gegenwärtig russ. Contreadmiral und Erzieher des Großfürsten Konstantin, hat sich besonders einen Namen gemacht durch seine in den J. 1826—29 ausgeführte Weltumsegelung. Am 20. Aug. 1826 ging er, damals noch Flottencapitain, auf der Kriegssloop Ssenjawin gemeinschaftlich mit dem Capitainlieutenant Stanjukowitsch, der ihm auf der Kriegssloop Moller beigegeben wurde, aus Kronstadt ab, um die Rußland zugehörigen Küsten Asiens und Amerikas und die im Norden des Stillen Oceans zerstreut liegenden Inselgruppen zu untersuchen. Er entdeckte drei Inselgruppen, die er nach seinem Schiffe die Ssenjawininseln benannte, durchforschte das Beringsmeer, beschrieb die bisher unbekannten Koraginsinseln, die Insel des heil. Matthias und die Küste von Tschukotien von dem Ostcap bis nahe zur Anadyrmündung, und bestimmte die Lage der Pribylowsinseln; auch untersuchte er den großen Archipel der Karolineninseln von der Insel Yualan bis zur Gruppe Ulyuthy, sowie die Bonin-Simainseln, während Stanjukowitsch gleichzeitig einen Theil der Küsten der Halbinsel Alaschka, die Inseln Lito und Lasarew aufnahm und die Insel Moller entdeckte. Die eigentliche Wissenschaft trug reichlichen Gewinn von dieser Expedition, denn außerdem, daß L. viele geographische Ortsbestimmungen, besonders auf Kamtschatka, ferner viele Höhenmessungen, Untersuchungen über die Strömungen, Beobachtungen über Ebbe und Flut in den Häfen, über die Temperatur des Seewassers an der Oberfläche, über die Magnetnadel und die stündlichen Schwankungen des Barometers u. s. w. machte, war er auch der Erste unter allen russ. Weltumseglern, der eine Reihe der sorgfältigsten Pendelversuche anstellte. Nicht minder gewährte diese Reise in naturwissenschaftlicher Beziehung eine herrliche Ausbeute. Am 25. Aug. 1829 kehrte er zurück und widmete die nächsten sieben Jahre der Ordnung und Überarbeitung des angesammelten Stoffs. Sein Reisewerk erschien in russ. Sprache (3 Bde., Petersb. 1834—36, mit Atlas). Auch enthalten die „Memoiren" der petersburger Akademie eine Menge interessanter Berichte von ihm selbst und von den Theilnehmern der Expedition, von denen einige, z. B. Postels, auch selbständige Reisewerke erscheinen ließen. Zugleich übergab er dem Museum der Akademie ein überaus werthvolles Portefeuille von 1260 Zeichnungen und eine reiche Sammlung von Kleidungsstücken, Waffen, Werkzeugen und Zierrathen der Südseeinsulaner. Sein Werk ist in mehre Sprachen übersetzt, wie denn L. jener Expedition überhaupt seine gegenwärtige einflußreiche Stellung verdankt, mit der er eine edle, freie Denkart und ein leutseliges Wesen voll hoher Humanität, die ihn den Deutschen wie den Russen gleich werth macht, verbindet.

Lutter am Barenberge, ein Dorf im Braunschweigischen, mit einer herzoglichen Domaine und 1300 E., ist bekannt durch die Schlacht im Dreißigjährigen Kriege am 27. Aug. 1626, in welcher Tilly den König Christian IV. von Dänemark vollständig schlug.

Lüttich (franz. Liège, fläm. Luyk), eine Provinz des Königreichs Belgien von 52½ □M. mit 413500 E., meist Wallonen, die sich zur katholischen Kirche bekennen, grenzt im Norden an Limburg, im Osten an Rheinpreußen, im Westen an die Provinzen Brabant und Namur und im Süden an Luxemburg und Namur und besteht aus Theilen des ehemaligen Hochstifts L., des Herzogthums Limburg und aus der reichsunmittelbaren Abtei Stablo, die zur Zeit der franz. Herrschaft den Departements Ourthe und Sambre-Maas angehörten. Außer der Maas, die sie durchschneidet, wird sie vorzüglich von der Ourthe durchflossen. Der Boden ist im südlichen und östlichen Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig und hügelig, im westlichen Theile eine fruchtbare Ebene. Getreide wird, besonders im Süden, nicht ausreichend gewonnen und durch den Kartoffelbau ersetzt; dagegen sind die Schaf- und die Rindviehzucht nebst der Käsebereitung sehr ausgebreitet. Sie ist reich an Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eisen, Kalk-, Bau- Wetz- und Flintensteinen und gutem Marmor, sowie an Mineralquellen, von denen Chaudfontaine und besonders Spaa als Bäder berühmt sind. Wichtig sind ferner die Baumwollenzeug-, Tuch-, Strohhut- und Holzwaarenfabriken, nächstdem die Verfertigung von Stahl- und Eisenwaaren aller Art, Nadeln, Messern, chirurgischen Instrumenten, Nägeln, Eisenbahnschie-

nen, Dampfbooten, Dampfmaschinen, Locomotiven und besonders von Kanonen und Schießgewehren. L. war ehemals ein zum Westfälischen Kreise gehöriges Bisthum, dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren, wurde 1794 von den Franzosen besetzt, im Frieden von Luneville förmlich an Frankreich abgetreten und dann dem Departement der Ourthe einverleibt. Durch den Beschluß des wiener Congresses und einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde es mit den übrigen südlichen niederländ. Provinzen als ein souveraines Fürstenthum dem Könige der Niederlande überlassen und bildete, nachdem einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen und dafür andere von Limburg, Luxemburg und Namur dazugeschlagen worden waren, eine Provinz des Königreichs der Niederlande, bis dieselbe in Folge der Revolution von 1830 an Belgien kam. Die Hauptstadt Lüttich, der Sitz eines Bischofs, eines Gouverneurs und einer Universität, mit 71900 E., liegt in einem herrlichen, fruchtbaren Thale an der Maas, in welche oberhalb der Stadt die Ourthe mündet, zwischen zwei Bergen, von denen der höchste auf der Nordseite, der St.-Walburgisberg, die nach einem neuen Plane wiederhergestellte starke Citadelle trägt, und hat meist enge und finstere Straßen, von Steinkohlenrauch geschwärzte Häuser, aber einen schönen Quai mit gutgebauten Häusern an der Maas. Dieser Fluß theilt L., abgesehen von den zehn Vorstädten, in die alte oder obere und in die neue oder untere Stadt; über ihn führen 17 Brücken, unter welchen sich die alte Brücke (Pont des Arches), welche 1657 erbaut wurde, die neuerdings auf Actien hergestellte Boveriebrücke und die schöne Eisenbahnbrücke (Pont du Val-Benoit) auszeichnen. Den Markt mit einem Springbrunnen ziert seit 1842 die Statue des Componisten Grétry. Unter den zahlreichen Kirchen sind hervorzuheben die Jakobskirche, gegründet 1016, erneuert 1522—38, mit prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chors; die St.-Paulskirche, zum Theil aus dem 13. Jahrh., vollendet in der Mitte des 16. Jahrh., mit einer unter Geefs' Leitung in Holz geschnitzten herrlichen Kanzel; die Bartholomäuskirche, eine Basilica aus dem 12. Jahrh., mit zwei byzant. Thürmen und einem merkwürdigen ehernen Taufbecken aus dem 12. Jahrh.; die Martinskirche, aus der Mitte des 16. Jahrh., mit guten Glasgemälden und herrlicher Aussicht auf die Stadt, und die Kirche des heil. Kreuzes. Das sehenswürdigste öffentliche Gebäude ist der Justizpalast, zum Theil aus dem 16. Jahrh., früher die Residenz der Fürstbischöfe. Die Universität, die 1817 von der niederländ. Regierung gegründet wurde, zählt über 500 Studirende und ist im Besitz eines schönen Universitätsgebäudes, welches nächst den Hörsälen alle akademischen Sammlungen umfaßt, die aber mit Ausnahme des physikalischen Apparats nicht von großer Bedeutung sind. Auch hat die Universität einen botanischen Garten. Außerdem bestehen in L. eine Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, eine Malerakademie, ein musikalisches Conservatorium, ein theologisches Seminar, ein Lyceum und eine Taubstummenanstalt. Unter den Fabriken sind die Tuch- und Wollenzeugfabriken und die Gewehrfabriken die ansehnlichsten. Nächstdem hat L. eine große Geschützgießerei und Bohrerei, die mit zwölf Öfen arbeitet, eine Zinkfabrik, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik und viele Nägelfabriken. Zwölf Schwarzblechmühlen in der Umgegend bereiten jährlich 90—100000 Ctr. Blech. Die Steinkohlenbrüche in der Nähe ziehen sich zum Theil 900 F. tief unter der Erde fort und liefern jährlich über 9 Mill. Ctr. Steinkohlen. Der Handel mit Fabrikerzeugnissen und der Speditionshandel sind ansehnlich; ihn unterstützen eine Börse und ein Handelsgericht. Sehenswerth ist die Passage Lemonnier, ein großartiger Bazar mit Kaufläden. Die Stadt kommt bereits im 8. Jahrh. vor, wo die Bischöfe von Tongern ihren Sitz von Maastricht dahin verlegten. Frühzeitig zu bedeutender Größe angewachsen, reich und freiheitsliebend führte die Bevölkerung wiederholte Kriege mit den Bischöfen, wobei das benachbarte Frankreich sie gern unterstützte. Karl der Kühne, im Einverständniß mit dem Bischofe, eroberte sie 1467, schleifte ihre Mauern und führte ihr Geschütz fort; auch Maximilian I. mußte als Erzherzog zweimal sie mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Von den Franzosen wurde sie 1675, 1684 und 1691, von Marlborough im span. Erbfolgekriege 1702 erobert. Schon im Nov. 1792 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt, im März 1793 aber wieder geräumt und erst am 27. Juli 1794 unter

Pichegrü und Jourdan von neuem erobert. In der Revolution von 1830 gehörte L. zu den ersten Städten des Landes, die von Holland abfielen.

Lützen, eine kleine, unansehnliche Stadt mit 1800 E. im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, erhielt einen denkwürdigen Namen durch die beiden Schlachten, die hier im Dreißigjährigen Kriege und im Befreiungskriege gegen Napoleon geschlagen wurden. Die erstere fiel am 6. (16. neuen Stils) Nov. 1632 vor. Nach der Aufhebung des Lagers von Nürnberg hatte sich Gustav Adolf, um seine Eroberungen fortzusetzen, nach Baiern, Wallenstein aber gegen Sachsen gewendet, um den schwankenden Kurfürsten mehr durch Waffengewalt als durch Güte für den Kaiser zu gewinnen und den Schweden den Weg nach Norddeutschland zu verlegen. Schon waren Holk und Gallas vorausgesendet worden, die das Land auf jede Weise ängstigen mußten, und Wallenstein folgte mit der Hauptmacht. Da erschienen bei Gustav Adolf, der gerade Anstalten traf, Ingolstadt aufs neue zu belagern, Boten über Boten des Kurfürsten, ihn zur Hülfe herbeizurufen. Über Nürnberg und Arnstadt seinen Weg nehmend, vereinte der König sich mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, ging dann über Erfurt nach Naumburg, um sich womöglich mit den Sachsen zu vereinigen, und verschanzte sich hier in einem festen Lager. Sogleich rückte Wallenstein dem König bis L. entgegen, dieser aber traf Vorkehrungen zur Befestigung seines Lagers, welche bei der vorgerückten Jahreszeit auf eine Beendigung des Feldzuges zu deuten schienen. Wallenstein, hierdurch sicher gemacht, entsendete Pappenheim gegen den Rhein, um dem Kurfürsten von Köln gegen die Holländer beizustehen, und verlegte die bei ihm zurückbleibenden Truppen in enge Cantonirungsquartiere in der Gegend von L. Kaum erfuhr Gustav Adolf Pappenheim's Abmarsch, als er sogleich den Plan zur Vereinigung mit Johann Georg aufgab und, um Wallenstein anzugreifen, geraden Weges gegen L. zog, wo er am 5. Nov. Abends anlangte. Überrascht von der Ankunft der Schweden, zog Wallenstein eiligst sein Heer zusammen und entsendete Eilboten an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Zugleich ließ er in der Nacht und am Morgen seine Stellung auf alle Weise befestigen, und ordnete sein Heer so, daß der rechte Flügel unter Holk an das Städtchen L. sich anlehnte, der linke unter Gallas bis zu dem die Ebene zwischen Markranstädt und L. durchschneidenden Floßgraben sich ausdehnte. Die Fronte war nach der Straße zu gekehrt, deren Gräben Wallenstein vertiefen und mit Scharfschützen besetzen ließ. Dahinter standen zwei Linien Füseliere und eine Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vordersten Linien wegschießen, den Feind also einem dreifachen Feuer aussetzen sollten. Eine vor der Fronte des Heers aufgefahrene Batterie von sieben Kanonen sollte diese Truppen schützen, und eine andere Batterie von 14 Kanonen war auf dem höchsten Punkte der Gegend an den Windmühlen so aufgestellt, daß sie einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die eigentliche Schlachtlinie, in zwei Treffen geordnet, stand etwa 300 Schritte hinter der Landstraße; das Fußvolk in vier große unbehülfliche Quarrés gesondert, bildete das Centrum, von Schafgotsch und Schaumburg befehligt, auf beiden Flügeln hielt die Reiterei; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Quarré in seiner Mitte. Die Schlachtordnung der Schweden war dieselbe, wodurch Gustav Adolf das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk hatte der König kleine Schwadronen Reiter, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl von Musketieren vertheilt, doch, gewarnt durch die leipziger Schlacht, demselben Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die einbrechende Cavalerie vertheidigen zu können. Die ganze Armee stand in zwei Treffen; der linke Flügel reichte bis L., der rechte über den Floßgraben hinaus; vor der Fronte zog sich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte sich der Floßgraben um das Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei, in der Mitte in acht Abtheilungen das Fußvolk. Der König selbst führte den rechten, der Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber der Graf Kniphausen. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Kanonen, davon waren 26 der schwersten in Batterien vor dem linken Flügel und außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere, und fünf vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks aufgestellt. So geordnet standen sich beim Anbruche des 6. Nov. beide Heere gegenüber; doch ein dichter Nebel, der über der weiten Ebene verbreitet lag, verzögerte den Angriff. Knieend unter Begleitung der Feldmusik verrichteten die Schweden ihre Morgenan-

dacht; dann durchritt der König die Reihen seiner Truppen, ihren Muth zur frohen Zuversicht zu entflammen, und als gegen Mittag der Nebel allmälig vor der Sonne schwand, gab er mit dem läuten Rufe: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir heut' streiten zu deines heiligen Namens Ehre" das Zeichen zum Angriff. „Gott mit uns" war das Losungswort der Schweden, „Jesus, Maria" das der Kaiserlichen. In muthiger Haltung rückten das blaue und gelbe Regiment auf der Ebene vor, dem Feinde entgegen, der, unterstützt von dem Floßgraben und der Brustwehr, von Musketieren, Kürassieren und dem groben Geschütze, die Andringenden mit einem furchtbaren Feuer empfing. Zurückgetrieben und mit gelichteten Reihen erneuerten sie dennoch, als der König selbst sich an ihre Spitze stellte, den Angriff, vertrieben die Kaiserlichen aus den Gräben, eroberten die hier aufgestellte Batterie und rückten im Sturmschritte auf die Quarrés an. Das erste derselben wurde bald durchbrochen, ebenso nach heftigem Kampfe das zweite, und schon war das dritte in gleicher Gefahr, als Wallenstein zur Hülfe herbeieilte, mit den holk'schen Kürassieren die zerstreut und schutzlos andringenden Schweden zurückwarf und die von dem Feinde genommene Batterie wiedereroberte. Inzwischen war es auch den schwed. Schwadronen, die dem Fußvolke nicht so schnell hatten folgen können, gelungen, über den Graben zu setzen. Sie stürzten sich auf Wallenstein's Reiter und warfen die vordersten auf die hintersten zurück; Schrecken und Verwirrung verbreitete sich über den ganzen linken Flügel des kaiserlichen Heers und die Batterie der sieben Kanonen wurde aufs neue erobert. Ebenso hatte der König auf dem rechten Flügel gewichtige Vortheile erfochten. Schon der erste mächtige Andrang der schweren finnländ. Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte sich bald auch der übrigen Reiterei mit. Da erhielt der König die Nachricht, daß seine Infanterie über die Gräben zurückgeschlagen sei und daß auch sein linker Flügel, durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt, in Unordnung zurückweiche. Dem General Horn die Verfolgung seines Sieges anvertrauend, eilte er sogleich an der Spitze des Stenbock'schen Regiments seinen bedrängten Truppen zu Hülfe. Von nur wenigen Reitern, darunter der Herzog Franz von Lauenburg, begleitet, sprengte er seinen Schwadronen weit voran, gerade nach dem Orte, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, um eine Blöße des Feindes zu erspähen. Zu weit sich vorwagend, wurde er hier zuerst von einem kaiserlichen Musketier durch einen Schuß in den Arm, und als er umkehrte, durch einen zweiten in den Rücken verwundet, sodaß er ohnmächtig vom Pferde sank. Der Herzog Bernhard hatte auf dem rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern seinem Gegner in die Flanke fallen konnte, als die Kunde von dem Tode des Königs seine Reihen erreichte. Augenblicklich ergriff er selbst den Oberbefehl und eilte von Schar zu Schar, die bestürzten Truppen zu ermuthigen. Mit Heldenmuth, gleich wüthenden Löwen, kämpften nun die Schweden, stürzten Alles vor sich nieder, drangen abermals über den Graben vor, eroberten die verlorene Batterie und die bei den Windmühlen und stürzten sich zermalmend auf die kaiserlichen Quarrés. Schon wendeten sich die Kaiserlichen nach dem Verluste beinahe der ganzen, besonders der schweren Reiterei zur Flucht, da erschien im entscheidenden Augenblicke Pappenheim mit acht frischen Reiterregimentern, mit denen er von Halle her der Infanterie vorausgeeilt war, auf dem Wahlplatze und die Schlacht entbrannte nun furchtbarer als zuvor. Es gelang ihm, einige Haufen der Fliehenden zu sammeln und sie mit seinen frischen Reitern, denen sich Piccolomini anschloß, den Schweden entgegenzuwerfen. Der rechte Flügel derselben, zuerst angegriffen, wich dem heftigen Angriffe Pappenheim's; ein Gleiches geschah nacheinander mit dem Centrum und dem linken Flügel. Vergebens setzte das blaue und das gelbe Regiment den tapfersten Widerstand entgegen; sie wurden niedergehauen, die genommenen Batterien wieder erobert und die Schweden über die Gräben zurückgedrängt. Hier aber stellte sich das zweite schwed. Treffen unter Kniphausen den Kaiserlichen mit fester Entschlossenheit entgegen und hemmte ihren Andrang. In demselben Augenblicke wurde Pappenheim von zwei Musketenkugeln getroffen und tödtlich verwundet aus dem Treffen gebracht. Bestürzt über diesen Unfall, ergriff seine Reiterei die Flucht, riß zugleich einen Theil des rechten Flügels mit fort, und als jetzt der Herzog Bernhard das erste und zweite Tref-

sen in Eine Linie sammelnd, aufs neue vordrang, wurden nach blutigem Gemetzel zum dritten Male die Gräben überschritten und zum dritten Male die dahinter aufgepflanzten Batterien genommen. Unentschieden dauerte noch lange der furchtbare Kampf, in welchem die letzte Kraft der Verzweiflung rang, bis endlich die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht demselben ein Ziel setzte. Kein Theil schien Sieger zu sein; doch Wallenstein, der den Anmarsch der sächs. Truppen fürchten mochte, hatte mit Zurücklassung seines Geschützes das Schlachtfeld eilig verlassen und sich in der Nacht nach Leipzig zurückgezogen, von wo er sein Heer weiter nach Böhmen führte. Sachsen war vom Feinde befreit und für die Rettung des protestantischen Glaubens eine neue Gewährleistung gegeben. Beide Theile hatten über 9000 Todte und schwer Verwundete; unter den erstern waren Gustav Adolf und Pappenheim. Pappenheim starb an den in der Schlacht empfangenen schweren Wunden zu Leipzig, Gustav Adolf's (s. d.) Leichnam wurde durch Bernhard's ausgesandte Kundschafter unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen von Todten gefunden, entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Lange Zeit erhielt blos dieser sogenannte Schwedenstein, den man später mit Pappeln umkränzte und mit steinernen Bänken umgab, das Andenken an den tapfern König. Jetzt erhebt sich über dem Stein ein auf Veranlassung der Gedächtnißfeier des Sieges im J. 1832 aus gesammelten Beiträgen errichtetes gothisches Denkmal von Gußeisen, das von einem Invaliden, welcher in einem kleinen Hause daneben wohnt, bewacht wird. Vgl. Curth, „Die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei L." (Lpz. 1814) und Vincke, „Die Schlacht bei L. am 6. Nov. 1632" (Berl. 1832).

Die Schlacht bei L. im Befreiungskriege, am 2. Mai 1813, die man richtiger nach dem südlich von L. gelegenen Dorfe Großgörschen genannt hat, war nach dem russ. Feldzuge des J. 1812 der erste gewaltige Zusammenstoß der jetzt vereinigten russ.-preuß. Streitkräfte mit Napoleon's neugeschaffenen Heeresmassen. Schon gegen Ende des April drangen die franz. Colonnen über den Thüringerwald herein, und am 28. erreichten sie Naumburg; gleichzeitig marschirte der Vicekönig von der magdeburger Gegend aus die Saale aufwärts und bewirkte, nach mehren glücklichen Gefechten gegen die Preußen bei Wettin und Halle, am 29. bei Merseburg seine Vereinigung mit dem franz. Hauptheere. Als nun nach dem bei Rippach am 1. Mai zwischen der Avantgarde des franz. dritten Corps und dem General Winzingerode gelieferten Gefechte, in welchem Bessières durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, die Franzosen L. und den Floßgraben besetzten, zeigte es sich immer deutlicher, daß es Napoleon's Absicht sei, auf Leipzig und nach der Elbe vorzugehen. Die im Anmarsch begriffene franz. Armee war 124000 M. stark, die russ.-preuß. dagegen zählte nur 85000 M. Dennoch faßten die Verbündeten, der muthvollen Stimmung ihrer Truppen nachgebend und mit Rücksicht auf Östreich, das man gewinnen wollte, den Entschluß, Napoleon anzugreifen. Zu diesem Zwecke wurde am 1. Mai die gesammte unter Wittgenstein's Befehlen stehende Heeresmacht bei Pegau und den nächsten Übergängen über die Elster zusammengezogen, sodaß sie in der Nacht über den Fluß setzen, im Süden L.'s sich entwickeln und sodann gegen die rechte Flanke der großen franz. Marschcolonne wirken sollte, um diese von Weißenfels abzuschneiden und hierauf einen entscheidenden Schlag im Rücken auszuführen. Dem General Kleist wurde aufgegeben, mit 5000 M. den Posten bei Lindenau einzunehmen, um Leipzig, als Rücklehnpunkt der Verbündeten, für unerwartete Fälle zu sichern; dagegen blieben 12000 Russen unter Miloradowitsch in Zeitz zur Deckung jener Seite. Da die Verbündeten dem Vorrücken des franz. Heers durchaus kein Hinderniß in den Weg legten, glaubte Napoleon dieselben hinter L. versammelt zu finden, wo er ihnen eine Schlacht anzubieten gedachte. Er ließ daher seine Scharen unter dem Schutze des Ney'schen Corps, das die rechte Seite schützen mußte, auf der Straße von Weißenfels nach L. unverweilt vorwärts marschiren und das Kleist'sche Corps, das bei Lindenau stand, durch Lauriston mit Nachdruck angreifen, um sich den Weg frei zu machen. Unterdeß hatten die Verbündeten von der Seite her sich gegen die Ebene zwischen L. und Pegau, wo Ney mit seinen Truppen die im verschobenen Viereck gegeneinander liegenden Dörfer Großgörschen, Rahna, Kaja und Kleingörschen besetzt hielt, in Bewegung gesetzt, gleich anfangs Großgörschen genommen und später, gegen 2 Uhr, als York an dem Gefechte Antheil nahm,

auch die übrigen Dörfer nach der Reihe erobert. Da wurde Napoleon, dessen ganze Aufmerksamkeit fortdauernd auf Leipzig gerichtet war, mit einem Male durch den von der Seite herüberschallenden Donner des Geschützes von der Gefahr, die seinem Heer drohte, benachrichtigt. Entschlossen, dem Kampfe sich muthig entgegenzuwerfen, befahl er Ney, um jeden Preis in seiner Stellung bei Kaja sich zu behaupten, ließ die auf der Straße nach Leipzig vorwärts ziehenden Scharen sich rechtsum gegen die Angriffspunkte wenden und kam, da die Verbündeten es versäumten, bei Zeiten durch rasches Vordringen im Sturmschritt sich den Sieg zuzueignen, gerade noch im rechten Augenblicke auf dem Schlachtfelde an, um den von allen Seiten bedrängten Ney zu retten. Das von den Verbündeten unbeachtete Dorf Starsiedel wurde sogleich besetzt, Kaja wiedererobert, und als Marmont heranrückte, wurden auch Nahna und Großgörschen genommen. Zwar eroberten die noch nicht zum Gefecht gekommenen preuß. Garden in Verbindung mit einer vom General Berg geführten russ. Truppenabtheilung Großgörschen und Nahna wieder und zersprengten die Quarrés, die die Franzosen zwischen Nahna und Kaja aufgestellt hatten; als aber auf dem linken franz. Flügel neue Verstärkungen erschienen und unter dem Schutze eines zahlreichen Geschützes gegen die durch das siegreiche Gefecht etwas zerstreuten Scharen des preuß. und russ. Fußvolks vorrückten, sahen diese sich genöthigt, über den Floßgraben zurückzuweichen und die eroberten Dörfer, mit Ausnahme von Großgörschen, dem Feinde wieder zu überlassen. Auch die Bewegung, die der Prinz von Würtemberg auf der rechten Flanke der Verbündeten, indem er Eisdorf besetzte, gegen die Franzosen unternahm, um sie zu überflügeln, gelang nicht. Er stieß auf Verstärkungen, die der Vicekönig, aus der Gegend von Leipzig auf das Schlachtfeld rückend, heranführte, wurde in ein heftiges Gefecht verwickelt und verlor Eisdorf wieder. Ebenso wenig hatte ein in der Dunkelheit durch einen Angriff franz. Reiterei veranlaßtes Vorgehen Blücher's mit neun Escadrons, bei welcher Gelegenheit Napoleon beinahe gefangen worden wäre, besondern Erfolg. Man stieß auf Infanterie, die vom Geschütz unterstützt, ihre Stellung zu behaupten wußte. Beim Einbruch der Nacht verließen beide Theile das Schlachtfeld, in der Absicht, mit anbrechendem Morgen die Schlacht zu erneuern. Indeß bewogen Napoleon's Überlegenheit an Truppen und die Nachricht von der Besetzung Leipzigs durch Lauriston die Verbündeten, am andern Tage sich nach Pegau und von da bis in die feste Stellung bei Bautzen zurückzuziehen. Der Verlust der Verbündeten betrug gegen 10000 M., darunter 2000 Russen; todt war der Prinz von Hessen-Homburg, tödtlich verwundet Scharnhorst. Die Franzosen verloren 12000 M., unter ihnen fünf Generale, hatten aber dem Ausgange dieser Schlacht den Wiederbesitz Sachsens und der Elbe zu danken.

Lützow (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von), der Führer der nach ihm benannten Freischar, geb. am 18. Mai 1782 in der Mittelmark, trat 1795 als Gefreiter Corporal in das erste Bataillon Garde, wurde 1800 Lieutenant, und 1804 zum Regiment Reizenstein versetzt, mit welchem er 1806 der Schlacht von Auerstädt beiwohnte. Nach der hier erfolgten Auflösung des Regiments schloß er sich dem Schill'schen Corps in Kolberg an, organisirte dessen Cavalerie und nahm Theil an den Gefechten und Expeditionen dieser Truppen. In dem Gefechte bei Stargard wurde er schwer, und bei Dodendorf abermals verwundet. Im J. 1807 zum Stabsrittmeister befördert, nahm er 1808 als Major seine Entlassung. Erst 1811 trat er wieder als Major bei der Cavalerie ein, und wurde 1813 ermächtigt, ein Freicorps zu errichten, zu welchem sich bald eine Anzahl ausgezeichneter Männer meldete. Er commandirte dasselbe als Chef, und unter ihm der Major von Petersdorff und Hauptmann von Helmenstreit. Dasselbe hatte die Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen und in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände zu erregen. Es bestand aus drei Jägerabtheilungen und einer Schwadron, welche durch besondere Auswahl zusammengesetzt waren; die Übrigen bildeten drei Fahnen oder Bataillone und vier Schwadronen. Rühmliche Erwähnung verdienen insbesondere die Bergknappen an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Baiern; vor Allen aber die Tiroler, geführt von Riedl und Ennemoser (s. d.). Beim Rückzuge der Heere nach der Schlacht von Lützen war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden hatte, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer

von L. getrennt, welcher, durch den Alles umfassenden Friesen und den Alles begeisternden Körner (s. d.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter dem Major von Petersdorff in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereinigt mit Woronzow und Czernitschew Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die frühere Idee des Gebrauchs dieser Freischar unter. Dazu kam noch, daß die Reiterei während des Waffenstillstandes von den Franzosen und Würtembergern zu Kitzen bei Leipzig am 17. Juni überfallen, fast ganz aufgerieben wurde. (S. Normann-Ehrenfels.) Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower jedoch stärker als vorher mit Reiterei und Geschütz versehen. Allein auch jetzt wurden sie nicht ihrem ursprünglichen Zweck gemäß verwendet, sondern dem Corps von Tettenborn unter Walmoden beigegeben. Den Ruhm kühner Verwegenheit erwarben sich die schwarzen Jäger, wie man sie wegen ihrer Kleidung nannte, in dem Treffen an der Görde am 16. Sept., wo L. abermals schwer verwundet wurde, und in vielen Vorpostengefechten; aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im Dec. sammelte es sich wieder bei Boitzenburg und wurde vom General Bülow nach Holland gerufen und in Celle vom Kronprinzen von Schweden zum Vortrab seines Heeres gewählt. L. war unterdessen bei der schles. Armee in Chalons eingetroffen; von schweren Wunden kaum genesen, hatte er dem General Saint-Priest zu Rheims am 12. März 1814 Depeschen überbracht, als er auf dem Rückwege mit seiner wenigen Mannschaft vom franz. Landsturm gefangen wurde. Der andere Theil der Lützow'schen Schar ging unter der Führung des Hauptmanns Helmenstreit im Jan. 1814 vom Baltischen Meere nach dem Rhein. Auf 1300 M. zusammengeschmolzen kam das Corps vor die Festung Jülich zu liegen, wo es drei Wochen lang den täglichen Ausfällen eines sechsmal stärkern Feindes ausgesetzt war. Zu spät langte es in Laon an, um mit den Siegern in Paris einzuziehen. Nach dem Frieden wurde es aufgehoben und zum Theil zu regulairen Truppen organisirt; L. aber im Apr. 1814 zum Oberstlieutenant, und im März 1815 zum Commandeur des sechsten Uhlanenregiments befördert. In der Schlacht von Ligny attakirte er auf Blücher's Befehl ein franz. Quarré, wobei seine sämmtliche Umgebung von sieben Personen theils getödtet, theils verwundet, er selbst aber gefangen wurde. Der Sieg bei Belle Alliance brachte ihn wieder in Freiheit. Im Oct. 1815 erfolgte seine Beförderung zum Oberst; 1817 erhielt er das Commando der 13. Cavaleriebrigade zu Münster; 1822 wurde er Generalmajor, im Apr. 1830 aber seines Commandos enthoben und zur Disposition gestellt. Er starb in Berlin in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1834. Vgl. „Geschichte des L.'schen Freicorps" (Berl. 1827).

Luv ist der Gegensatz von Lee, folglich die Seite eines Schiffes, die den Wind zuerst empfängt; daher Luf das Commando an den Steuernden, das Vorderende mehr gegen den Wind zu drehen.

Luxembourg (Franç. Henri de Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, ein berühmter Feldherr Ludwig's XIV., geb. am 8. Jan. 1628, war der nachgeborene Sohn des wegen eines Duells enthaupteten Grafen Bouteville. Seine Tante, die Mutter des großen Condé, nahm sich seiner an, brachte ihn an den Hof und gesellte ihn ihrem Sohne bei, unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte. Im Feldzuge in Catalonien zeichnete er sich 1648 in der Schlacht bei Lens so aus, daß ihn Anna von Östreich sogleich zum Maréchal-de-Camp erhob. In den Unruhen der Fronde hielt er es mit seinem Freunde Condé (s. d.). Er brachte Burgund in Aufstand, um den zu Vincennes gefangen gehaltenen Prinzen zu befreien, mußte sich aber mit der Armee Turenne's vereinigen. Von diesem empfing er den Titel eines Generallieutenants und wohnte als solcher der Schlacht bei Rethel bei, in der er sich, verlassen und verwundet, ergeben mußte. Mazarin behandelte ihn gut, ließ ihn aber ebenfalls zu Vincennes einsperren. Als Condé 1652 an der Spitze eines span. Heeres den Krieg von neuem eröffnete, trat er demselben wieder bei, wurde 1658 von Turenne gefangen, aber bald gegen den Marschall d'Aumont ausgewechselt. Nach dem Frieden von 1659 kam auch Bouteville an den Hof zurück und erhielt von Ludwig XIV. Verzeihung, zumal da er nur seinem Freunde gefolgt war und die Anerbietungen Spaniens abgewiesen hatte. Durch die Vermittelung Condé's heirathete er nun

die Erbin des Hauses Luxembourg, dessen Namen er annahm. Im Feldzuge von 1667 in Flandern diente er unter Turenne als Freiwilliger und wurde von demselben dem Könige empfohlen. Schon im folgenden Jahre folgte er jedoch seinem Freunde Condé als Generallieutenant in die Franche Comté und half diese Provinz durch die Einnahme der wichtigsten Plätze erobern. Im Feldzuge von 1672 in den Niederlanden erhielt L., nachdem der König im Juli das Heer verlassen, den Oberbefehl, konnte aber nichts Wichtiges mehr unternehmen, weil die Holländer das Land unter Wasser gesetzt hatten. Erst am 27. Dec. unternahm er auf dem Eise mit 8000 M. den bekannten Marsch von Utrecht nach Woerden und von da nach Swammerdam, das er in Brand steckte. Da plötzlich Thauwetter einfiel, so mußte er mit großem Verlust den Rückweg über Bodegrave nach Utrecht antreten. Aus eigner Bosheit, sowie nach dem Befehle Louvois' (s. d.), verwandelte er Bodegrave und die Umgegend mit fürchterlicher Grausamkeit in einen Schutthaufen und trat dann mitten durch die überlegenen Feinde seinen Rückzug an. Im Feldzuge von 1674 führte er unter Condé den rechten Flügel des Heers in Flandern und wohnte am 11. Aug. der zwölfstündigen Schlacht beim Dorfe Senef in Brabant bei. Nach Turenne's Tode wurde er 1675 zum Marschall erhoben und erhielt den Oberbefehl über einen Theil des Heers. Nachdem er am 11. Sept. 1676 die Eroberung von Philippsburg durch den Herzog Karl V. von Lothringen hatte geschehen lassen müssen, verwüstete er den Breisgau auf die unerhörteste Weise, um die Kaiserlichen von der Franche Comté abzuhalten, und nöthigte den Herzog von Würtemberg, ihm die Stadt Mömpelgard einzuräumen, die er plündern ließ. Im Feldzuge von 1677 schlug er den Prinzen von Oranien am 11. Apr. bei Mont-Cassel, eroberte am 20. St.-Omer und nöthigte den Prinzen am 14. Aug., die Belagerung von Charleroi aufzuheben. Nach dem Frieden von Nimwegen suchte ihn Louvois, unter dessen Joch sich der Marschall nicht beugen wollte, durch ein fast unglaubliches Mittel ins Verderben zu stürzen. Derselbe wußte sich einen Contract zu verschaffen, den der Marschall mit einem Holzhändler geschlossen hatte, und ließ das Document in ein Bündniß mit dem Teufel verwandeln. L. wurde demnach vor die glühende Kammer gefodert, wo er unter Anderm auch eines Vergiftungsversuchs seiner Frau und des Marschalls Créqui angeklagt wurde. Seine Freunde wollten ihn zwar außer Landes schaffen, allein L. ging, im Vertrauen auf seine Unschuld, freiwillig in die Bastille, wo man ihn in einen finstern Kerker steckte. Erst nach 14 Monaten wurde er 1680 freigesprochen, entlassen und auf eines seiner Güter verbannt. Nachdem er hier zehn Jahre in Vergessenheit gelebt, erinnerte sich seiner der König und gab ihm 1690 den Oberbefehl über das Heer in Flandern. L. schlug am 1. Juli 1690 den Fürsten von Waldeck bei Fleurus, am 4. Aug. 1692 den König Wilhelm III. von England, der ihn überfiel, bei Steinkirchen und am 29. Juni 1693 den König nochmals entscheidend bei Neerwinden. Den Feldzug endete er hierauf am 12. Oct. durch die Eroberung von Charleroi. Im folgenden Jahre vermochte er in den Niederlanden wenig auszurichten. Er erkrankte bei der Armee, starb sehr erbaut und bußfertig am 4. Jan. 1695 und wurde zu Ligny bestattet. L. besaß einen schwächlichen, schiefen Körper, war aber an Geist frei, durchdringend und thatkräftig. Vgl. Beaurain, „Histoire militaire du duc de L." (Haag 1756); „Mémoire pour servir à l'histoire du maréchal de L., écrite par lui-même" (Haag 1758) und „Campagne de Hollande en 1672" (Haag 1759).

Luxemburg, ein altes, deutsches Dynastenland, war als Grafschaft und später als Herzogthum Jahrhunderte lang ein Bestandtheil des Deutschen Reichs und gehörte seit 1815 als Großherzogthum zu dem Deutschen Bunde, bis es durch den zu London 1839 abgeschlossenen Vertrag zwischen Belgien und den Niederlanden getheilt und dessen größere Hälfte von Deutschland getrennt wurde. Das Großherzogthum zählte bis zur Theilung auf 125 □M. ungefähr 315000 E. An der westlichsten Grenze von Deutschland, auf den Ardennen gelegen, grenzt es im Nordwesten und Westen an das gegenwärtige Königreich Belgien, im Süden an Frankreich, im Osten und nordöstlich, wo die Mosel und die Sure mit der Our die Grenzflüsse bilden, an die preuß. Rheinprovinz. Der Boden ist größtentheils von den reich bewaldeten Bergen der Ardennen, deren höchste Spitzen bis zu 1800 F. sich erheben, bedeckt. Zum Ackerbau wenig geeignet, trägt es hauptsächlich Hanf und Flachs; an der Mosel baut man auch etwas Wein, und die Waldungen liefern viel Nutzholz. Die Vieh-

zucht wird stark betrieben, auch gibt es viel Wild, und selbst Wölfe in beträchtlicher Zahl. Die Bäche der Ardennen sind fischreich. Unter den Mineralien ist Eisen das wichtigste Product, nächstdem findet man Schiefer und Thon. Die Einwohner sind theils Deutsche, größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Französisch reden, und bekennen sich zur katholischen Kirche. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Leinwandweberei, die sehr verbreitet ist, auf Eisenwerke, Lederfabriken, Tuchweberei u. s. w. Auch gibt es viele Papiermühlen. Handel und Verkehr sind unbedeutend, weil es an schiffbaren Flüssen, Kanälen und guten Landstraßen fehlt. Auch in der Bildung steht der Luxemburger gegen den Niederländer und den Deutschen zurück; doch sind einige gute Schulen im Lande. Die Hauptstadt ist die deutsche Bundesfestung Luxemburg (s. d.). Das niederländ. L., zu dem als deutschem Bundesstaat ein Theil von Limburg (24 □M. mit 199000 E.) geschlagen wurde, besteht aus 47 □M. mit 175000 E. Es theilt mit den Niederlanden die gemeinsame Constitution von 1815, hat seine eigenen Landstände und sendet vier derselben als Vertreter in die zweite Kammer der Generalstaaten. In der deutschen Bundesversammlung hat es im engern Rathe die elfte Stelle, im Plenum drei Stimmen und als Bundescontingent stellt es 1319 M., die zum neunten Heerhaufen gehören. Das belg. L. umfaßt 78 □M. mit 176500 E.

Das Dynastenland Luxemburg oder Lützelburg hat seinen Namen von der alten Burg Lucilinburgum oder Lützelburg, woraus die jetzige Stadt und Festung Luxemburg entstand. Diese Burg brachte der Graf Siegfried von den Ardennen 963 durch Tausch von dem Abt Wicker zu St.-Maximin in Trier an sich, und vereinigte sie mit seiner Grafschaft, worauf dann seine Nachkommen sich Grafen von L. nannten. Unter ihnen wurde Hermann Graf von L. 1081 als Gegenkönig wider Kaiser Heinrich IV. erwählt, dankte aber 1087 ab und starb 1088. Der Letzte dieses Stammes, Konrad II. Graf von L., starb 1136 und setzte seine Muhme Ermenson, die mit dem Grafen Gottfried von Namur vermählt war, zur Erbin ein. Ihr Sohn, Heinrich I. Graf von Namur, der Blinde genannt, hinterließ eine einzige Tochter Hermesinde, welche die Grafschaft L. ihrem Gemahl Walram, Grafen von Limburg und Marquis von Arlon (gest. 1226), zubrachte. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, Heinrich I. Graf von Limburg, welcher auf einem Zuge nach Palästina 1270 starb, wurde der Stifter der zweiten Linie der Dynasten von L., indem seine Nachkommen den Namen Limburg aufgaben und sich Grafen von L. nannten. Heinrich's I. Enkel, Heinrich III., wurde nach des Kaisers Albrecht's I. Ermordung im Nov. 1308 zum deutschen Kaiser erwählt und 1309 als Heinrich VII. (s. d.) zu Aachen gekrönt. Er brachte durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit Elisabeth, der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen, 1311 dieses Königreich an sein Haus, und starb in Italien 1313. König Johann von Böhmen und Graf von L. fiel in der Schlacht bei Crecy 1346. Sein ältester Sohn Karl, der 1346 zum röm. König und 1347 als Karl IV. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erhob 1354 die Grafschaft L. zu einem Herzogthume und überließ es seinem Stiefbruder Wenzeslaw, dem Sohne Johann's mit seiner zweiten Gemahlin, Beatrix von Bourbon. Da aber Wenzeslaw keine Leibeserben hinterließ, so vermachte er das Herzogthum bei seinem Tode im J. 1383 seinem Neffen, Karl's IV. ältestem Sohne, dem Könige Wenzeslaw von Böhmen, der im J. 1378 zum Kaiser erwählt wurde. Letzterer übergab das Herzogthum unterpfändlich seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johann's, Herzogs von Görlitz und L., statt des ihr versprochenen Brautschatzes von 120000 Fl. Elisabeth war in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit dem Grafen Johann von Holland vermählt. Die Luxemburger aber empörten sich gegen die neuen Regenten und erwählten den Markgrafen Wilhelm III. von Meißen, als Gemahl der Enkeltochter des Kaisers Sigismund, der das von seinem Bruder Wenzeslaw verpfändete Herzogthum L. einzulösen berechtigt war, zu ihrem Herzog. In dieser Verlegenheit trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf das Herzogthum an den Herzog Philipp den Gütigen von Burgund ab, der den Herzog Wilhelm III. vertrieb und ihm 1462 mit 120000 Fl. alle Rechte und Ansprüche auf L. abkaufte. So war das Herzogthum seit 1444 ein Theil des Herzogthums Burgund, welches die Niederlande umfaßte. Durch die Vermählung Maria's, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzoge Maximilian im J. 1477 kam L. an das Haus Habsburg-Östreich,

und wurde, gleich den gesammten Niederlanden, 1512 ein Bestandtheil des Burgundischen Kreises. Als in der Folge Maximilian's Enkel, Karl V., die Niederlande 1555 an seinen Sohn, Philipp II., König von Spanien, abtrat, gehörte L. zwar auch zu der span. Monarchie, blieb aber als ein Theil des Burgundischen Kreises bei dem Deutschen Reiche. In dem pyrenäischen Frieden von 1659 mußte jedoch Spanien von L. einen kleinen Theil, Thionville (Diedenhofen), Montmedy, Damvillers, Ivoy, Chavancy und Marville, an Frankreich abtreten. In Folge des utrechter Friedens von 1713 kam L., mit Ausnahme jenes an Frankreich abgetretenen Theils, wieder an das Haus Habsburg, und gehörte nach wie vor nebst den östr. Niederlanden zu dem Burgundischen Kreise des Deutschen Reichs, bis es 1795 von Frankreich erobert wurde und hierauf nebst den östr. Niederlanden im Frieden zu Campo Formio von 1797 zugleich mit dem Burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten werden mußte. Durch den wiener Congreß wurde L. als ein besonderer deutscher Bundesstaat, unter dem Namen eines Großherzogthums, dem Deutschen Bunde einverleibt und dem Könige der Niederlande Wilhelm I. als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zugetheilt; doch sollte die Stadt und Festung Luxemburg eine deutsche Bundesfestung und das ganze Großherzogthum dem nassauischen Haussideicommisse einverleibt sein; auch sollten für die wechselseitige Succession der beiden Linien des Hauses Nassau in L. die nassauischen Erbvereine von 1783 gültig bleiben. Zugleich wurde, in Folge der Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreiche der Niederlande, ein kleiner Theil des alten Herzogthums L., nämlich Sanct-Veit oder Vith am Our, Bittburg, Neuerburg und die bisher unter luxemburg. Hoheit gestandene Grafschaft Schleiden, an Preußen abgetreten, und die östliche Grenzlinie des Großherzogthums L. so bestimmt, daß sie dem Lauf der Mosel bis zur Einmündung der Sure, dann dem Lauf der Sure aufwärts bis zum Einströmen der Our, hierauf dem Laufe der Our aufwärts bis zu der Grenze des ehemaligen franz. Cantons St.-Vith, welcher an Preußen kam, folgte. Dagegen kam an der südwestlichen Grenze der größte Theil des Herzogthums Bouillon als Standesherrschaft unter die Souverainetät des Großherzogs von L., auch wurde ein Theil von Lüttich mit L. vereinigt.

Im J. 1830 schloß sich L., mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons, der Revolution an und wurde zu Belgien (s. d.) gezogen. Dieser für Belgien äußerst vortheilhafte Zustand dauerte ungeachtet der Beschlüsse der Londoner Conferenz (s. d.) bis zum J. 1839, wo man endlich von Seiten Hollands und Belgiens sich dazu verstand, die Bestimmung, daß für den an Belgien abgetretenen Theil von L. ein gleich großer Theil von Limburg mit L. als deutsches Bundesland vereinigt werde, anzunehmen und in Ausführung zu bringen. (S. Niederlande.)

Luxemburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogthums, eine starke deutsche Bundesfestung von strategischer und politischer Wichtigkeit, liegt theils auf einem steilen Felsberge, theils in dem von der Alzig oder Alzette durchflossenen Grunde und zerfällt demnach in die ältere Oberstadt und die Unterstadt Pfaffenthal und Grund. Sie zählt gegen 11000 E., und hat ein altes Schloß und in der Nikolauskirche ein Denkmal des 12. Jahrh. Die Festung haben Natur und Kunst zu einem der festesten Plätze gemacht. Sie wurde zufolge der wiener Congreßacte deutsche Bundesfestung und ihre Besatzung besteht aus drei Theilen Preußen und einem Theile Niederländer; den Gouverneur ernennt der König von Preußen. Die Stadt entstand allmälig um die alte Burg Lützelburg, deren Name in Luxemburg überging. Schon frühzeitig befestigt, wurde die alte Feste nach Erfindung des Schießpulvers mehr und mehr verstärkt. Im J. 1443 wurde sie von dem Herzoge Philipp von Burgund und 1479 von den Franzosen erobert, die aber noch in demselben Jahre von dem Markgrafen von Baden wieder vertrieben wurden. Ebenso wurde sie 1542 von dem Herzoge von Orleans für Franz I. erobert, und als dieser bald darauf sie wieder hatte aufgeben müssen, 1543 von den Franzosen abermals genommen. In den J. 1544, 1558 und 1597 widerstand sie den Angriffen der Franzosen. Dagegen wurde sie 1684 von den Franzosen unter dem Marschall Créqui binnen vier Wochen zur Übergabe gezwungen. Den Angriff hatte Vauban geleitet, der nun, da die Festung in den Händen der Franzosen blieb, auch ihre Werke bedeutend verstärkte. Auch im franz. Revolutionskriege mußten sie nach achtmonatlicher enger Einschließung die

Östreicher übergeben. Beim Einmarsch der Verbündeten in Frankreich wurde sie am 14. Jan. eingeschlossen und blieb es bis zur Übergabe an den König der Niederlande.

Luxor, ein ärmliches von einigen Tausend armer Fulahs bewohntes Dorf am rechten Ufer des Nil in Oberägypten, auf der Stelle des alten Theben (s. d.), ist wichtig wegen der bedeutenden Reste altägyptischer Denkmale, die sich daselbst noch vorfinden. Von hier stammen unter Anderm auch die beiden schönen Obelisken von rosenrothem Granit, von denen der größere von 75 F. nach London, der kleinere von 72 F. nach Paris geschafft und daselbst auf dem Eintrachtsplatz aufgestellt worden ist.

Luxus nennt man ein dem Stande der Cultur eines Volks angemessenes höheres Wohlleben, das aber freilich häufig in Hoffahrt und Üppigkeit ausartet. Der Luxus ist eine Folge des Reichthums, entspringt aus dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens und zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse dienen. Allein bei allem Nachtheile, welchen er in seiner Ausartung der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringen kann, ist er doch wieder im Staate eine Nothwendigkeit, weil er den physischen Wohlstand befördert, denselben unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet und so der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit entgegenarbeitet, welche kein Staat in Absicht des Mobiliarvermögens zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben ist, gegründet auf dauernden Wohlstand, so hat der Staat hinsichtlich des Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung in den Fällen, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder wenn die Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt werden. Übrigens ist der Luxus kein ausschließliches Vorrecht des Reichen; nach seinen Vermögensumständen durch gewisse Genußmittel sich das Leben zu verschönern hat jeder Mensch ein gleiches Recht. Alle Aufwandsgesetze, von dem Archischen Luxusgesetze der Römer, im J. 182 v. Chr., an bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden u. s. w., sind stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben.

Luynes (Charl. d'Albret, Herzog von), der Günstling Ludwig's XIII. (s. d.) von Frankreich, wurde am 5. Aug. 1578 zu Pont-Saint-Esprit im Garddepartement geboren. Seine Familie wanderte 1414 aus dem Florentinischen ein, hieß eigentlich Alberti und erwarb durch Kauf die Besitzung Luynes oder Maillé, im frühern Touraine, mit welcher der Grafentitel verknüpft war. Mit seinem Bruder kam L. als Page an den Hof Heinrich's IV., wo er durch seine Schönheit Aufsehen machte. Er erwarb sich als Gespiele die Gunst des Dauphin besonders dadurch, daß er dem Prinzen Dohlen abrichtete, die gleich Falken auf Sperlinge stießen. Als Ludwig König geworden, blieb er dessen unzertrennlicher Gesellschafter, weil er weder der Königin-Mutter, noch deren mächtigem Günstlinge, dem zum Marquis d'Ancre erhobenen Florentiner Concini, gefährlich schien. Indessen untergrub L. aus Ehrgeiz, vielleicht auch von den misvergnügten Großen bewogen, das Ansehen der Mutter und des Marquis beim Könige, und brachte es dahin, daß Ludwig den Entschluß faßte, sich des Florentiners, und wäre es auch durch Mord, zu entledigen. Der Marquis d'Ancre wurde hierauf am 14. Apr. 1617 bei seiner Verhaftung niedergeschossen, weil er Miene machte, sich zu vertheidigen; Maria de Medici aber wurde in Gefangenschaft gehalten. L. erhielt sogleich die Güter des Ermordeten geschenkt und bemächtigte sich auch, obschon er ohne alle Erfahrung war, des Staatsruders. Noch in demselben Jahre heirathete er die Tochter des Herzogs von Montbazon, und 1619 erhob ihn der König zum Herzog und Pair von Frankreich. Eine solche Erhebung des jungen, gänzlich verdienstlosen Mannes erregte den Unwillen der Großen, die sich jetzt mit der nach Angers entflohenen Königin-Mutter zum Sturze des Günstlings verbanden. Indessen wußte L. den Streit beizulegen und erhielt sogar 1621 während des von ihm betriebenen Feldzuges gegen die Protestanten das Schwert als Connetable und kurze Zeit darauf das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch sogleich seine gänzliche Unfähigkeit. Es war ein Glück für ihn, daß er schon am 15. Dec. 1621, nach der Einnahme von Monheur in Guienne, starb, ehe der König Zeit erhielt, den herrschsüchtigen, habgierigen Günstling dem Unwillen der Großen und des Volks preiszugeben.

Luzac (Jean), Philolog und Publicist, geb. am 2. Aug. 1746 zu Leyden, wo sein Vater, Jean L., Buchdruckereibesitzer war, stammte aus einer der Religion wegen aus Frankreich gewanderten Familie. Er studirte die Rechte, zugleich aber unter Valckenaer und Ruhnken Philologie. Bald nach vollendeten Studien und nachdem er als Doctor der Rechte promovirt hatte, wurde ihm der Lehrstuhl der griech. Sprache zu Gröningen und zwei Jahre später der der Rechte angetragen, doch zog er es vor, sich der juristischen Praxis im Haag zu widmen, wohin er sich gleich nach seiner Rückkehr von der Universität begeben hatte. Im J. 1772 kehrte er nach Leyden zurück, um daselbst an der Herausgabe der 1738 von seinem Vater und seinem Onkel, Stephan L., gestifteten „Nouvelles extraordinaires de divers endroits" Theil zu nehmen, die er nach des Onkels Tode seit 1787 selbst redigirte. Er erhielt in Leyden die Professur der vaterländischen Geschichte bei der Universität, auch übernahm er nach Valckenaer's Tode 1785 den Lehrstuhl der griech. Sprache. Obschon ein eifriger Freund gesetzmäßiger Freiheit, wurde er doch, als die Unruhen in Holland ausbrachen, auf Antrieb mehrer der heftigsten Neuerer, die ein Ärgerniß an seinen Vorträgen der vaterländischen Geschichte genommen hatten, der Professur der Geschichte enthoben, was ihn so schmerzte, daß er auch seine philologische Lehrstelle niederlegte und im J. 1800 selbst seine Zeitschrift aufgab. Gleich nach seiner Entsetzung als Professor der Geschichte hatte ihm Washington die größten Versicherungen seiner Hochachtung gegeben. Auch die brieflichen Verbindungen, in welchen er mit Adams, Jefferson Hertzberg, von Dohm, Stanislaw Poniatowski und Leopold II. stand, beweisen, wie allgemein geschätzt er war. Als 1802 die Ruhe in den Niederlanden wiederhergestellt war, wurde er in seine frühern Ämter bei der Universität wiedereingesetzt. Bei der Pulverexplosion am 12. Jan. 1807 fand er seinen Tod.

Luzan (Don Ignacio de), ein Epoche machender span. Dichter, geb. am 28. März 1702 zu Saragossa, wo sein Vater als Gouverneur von Aragonien residirte, wurde durch den frühen Tod seiner Ältern und durch die Unruhen des Erbfolgekriegs aller Vortheile seiner hohen Geburt verlustig. Mit vier Jahren verwaist kam er zunächst zu seiner Großmutter väterlicher Seits in Barcelona und machte dann mit Unterstützung seines Oheims, Don José Luzan, eines Geistlichen, seine Studien zu Mallorca und Palermo, worauf er auf der Universität zu Catana 1727 Doctor der Rechte wurde. Doch Anlage und Neigung zogen ihn stets mehr zum Studium der Poesie und Sprachen. Frühzeitig übte er sich im Verfertigen lat. und ital. Verse und brachte es außerdem zu großer Fertigkeit im Französischen, Deutschen und Griechischen. Nachdem er 1729 auch den Oheim durch den Tod verloren hatte, sah er sich gezwungen, sich nach Neapel in den Schutz seines Bruders, des Grafen von Luzan und Gouverneurs von Sant-Elmo, zu begeben. Dieser sendete ihn vier Jahre später nach Spanien, um seine Güter zu verwalten, und nun lebte er zurückgezogen in Monzon. Um sich ein besseres und unabhängiges Loos zu verschaffen, begab er sich nach Madrid, wo seine Talente und Kenntnisse sehr bald solche Anerkennung fanden, daß er 1741 Ehrenmitglied, im folgenden Jahre wirkliches Mitglied der königlichen Akademie und bald auch Mitglied der Akademie der Geschichte wurde. Seine Kenntnisse aber in den Staatswissenschaften und seine einnehmende Persönlichkeit verschafften ihm 1747 die Ernennung zum Botschaftssecretair in Paris, im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst, und nach seiner Rückberufung nach Spanien im J. 1750 zum Finanz- und Commerzienrathe, Oberaufseher der Münze von Madrid und zum Schatzmeister der königlichen Bibliothek. Der Minister Don José de Carvajal führte ihn in die engern Zirkel der Akademie del Buen Gusto ein, die sich damals zur Hebung des guten Geschmacks in dem Hause der Gräfin von Lemos gebildet hatte, wo er viele von seinen poetischen Compositionen mit großem Beifall vortrug. Auch hatte er mit Carvajal bedeutenden Antheil an der Errichtung der Akademie von San-Fernando. Der König wollte ihn zu einem der ersten Staatsposten erheben, als L. am 19. März 1754 starb. Auf die Umgestaltung der span. Poesie übte er durch seine kritische „Poetica" (Sarag. 1737, Fol.; 2 Bde., Madr. 1783 und 1789) den entscheidendsten Einfluß; denn durch sie wurde er der Einführer des franz.-classischen Geschmacks. Weniger bedeutend ist L. durch seine eigenen Dichtungen geworden, in denen er nie die Grenzen geschickter Nachahmung überschritt. Sie bestehen auch nur aus

Übersetzungen, Nachbildungen und Gelegenheitsgedichten, die sich hauptsächlich durch Correctheit, Eleganz und technische Fertigkeit auszeichnen. Außerdem haben wir von ihm einige gelehrte und gutgeschriebene Abhandlungen über Politik und vaterländische Geschichte und „Memorias literarias de Paris" (1751).

Luzern, ein in der Mitte der Schweiz gelegener und schon im J. 1332 dem Bunde der drei Länder beigetretener Canton, hat auf einem Flächenraume von ungefähr 28 □M. gegen 132000 E. Das Land ist fruchtbar an Getreide und Obst, hat bedeutende Viehzucht, und im Entlibuch und in einigen andern höhern Gegenden wird Alpenwirthschaft getrieben. Das Staatseinkommen beträgt etwa 100000 Thlr.; das eidgenössische Mannschaftscontingent 2490 M. und das Geldcontingent 37350 Schw. Francs. Die Bewohner sind Deutsche und bekennen sich zur katholischen Kirche bis auf etwa 100 Reformirte, die erst 1828 freie Religionsübung erhielten. L. gehörte zu den sogenannten regenerirten Cantonen und seine Staatsverfassung vom J. 1831 hatte den Charakter einer gebildeten Repräsentativdemokratie, mit Ausschluß des eigentlich ochlokratischen Elements. Als aber später mehr und mehr die ultramontane Partei das Übergewicht erhielt, setzte sie unter Beibehaltung mancher Hauptformen der frühern Constitution gleichwol eine Verfassung (vom 1. Mai 1841) durch, welche durch Einführung des Veto, durch Beschränkung der frühern städtischen Repräsentation, durch blos nominelle Beibehaltung der Preßfreiheit und durch einseitige Begünstigung des Clerus zu den theokratisch-ochlokratischen gehört. Die unselige Berufung der Jesuiten im J. 1844 stürzte den Canton und die ganze Schweiz in eine Reihe von Zerwürfnissen. (S. Schweiz.)

Luzern, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, am Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstädtersee, dessen hierher sich erstreckender Busen der Luzernersee heißt, hat wegen der vielen Gärten einen bedeutenden Umfang und ist wegen der breiten und gutgepflasterten Straßen eine der schönern Städte der Schweiz. Der Fluß theilt sie in mehre durch Brücken verbundene Theile. Sie ist der Sitz des päpstlichen Nuntius und, mit Bern und Zürich abwechselnd, der Tagsatzung, und hat 8500 E., ein Lyceum und ein Seminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Kunstsammlung, Zeichenschule, Singakademie und mehre Klöster. In der Nähe ist das 1820 eingeweihte Denkmal auf die am 10. Aug. 1792 in den Tuilerien gefallenen Schweizergarden, ein nach Thorwaldsen's Modell in eine Felswand eingehauener kolossaler Löwe, der sterbend die Lilien Frankreichs schirmt.

Luzerne (Medicago sativa) ist eine der schätzbarsten Futterpflanzen, die besonders in großer Ausdehnung im südlichen Frankreich und in Italien, aber auch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen und in den süddeutschen Ländern, angebaut wird. Sie verträgt Hitze und Trockenheit, liefert das zeitigste Grünfutter im Frühjahr, gibt 4—5 Schnitte und ist sogar dem Acker sehr zuträglich, gedeiht aber nicht überall, da sie zu ihrem Fortkommen einen tiefen, trockenen, humosen oder mergelhaltenden Lehm- oder Thonboden verlangt. Hinsichtlich ihres Futterwerths steht sie dem Kopfklee und der Esparsette nach, doch wird die geringere Nahrhaftigkeit durch die größern Futtermassen ausgeglichen, welche sie gibt.

Lyceum (griech. Lykeion) hieß ursprünglich ein dem Apollon Lykeios (d. h. Wolfstödter) geheiligter Ort in der nächsten Umgebung von Athen, berühmt durch die schattigen Haine und herrlichen Gartenanlagen, besonders aber durch das Gymnasium, worin Aristoteles und die Peripatetiker lehrten und wonach auch die Römer ähnliche Anstalten, z. B. auf dem Tusculanum des Cicero und in der Villa Hadrian's zu Tibur, so benannten. Zu Ehren des Aristoteles bezeichneten die Neuern mit diesem Namen die höhern lat. Schulen, weil in denselben ehemals die Aristotelische Philosophie in scholastischer Form einen Hauptgegenstand des Unterrichts ausmachte; doch ist in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien in neuester Zeit der Sprachgebrauch schwankend geworden, da man in einigen Ländern, z. B. in Baiern, unter Lyceen eine Art Hochschule versteht, wo es nur eine theologische und eine philosophische Abtheilung gibt, während in andern Städten, z. B. in Hannover, dieser Name noch für die eigentliche Vorbereitungsschule zur Universität besteht. (S. Gymnasium.)

Lydien, eine ansehnliche Landschaft Kleinasiens, welche westlich an Jonien, südlich durch den Mäander an Karien, östlich an Phrygien und nördlich an Mysien grenzte, wurde

in frühester Zeit Mäonien genannt, da die ursprünglichen Bewohner, die Mäonier, erst von den später eingewanderten Lydiern, einem karischen Völkerstamme, unterworfen wurden. Sie hatte einen meist fruchtbaren, üppigen Boden und war überaus reich an Gold, das man aus dem Flusse Paktolus und den ergiebigen Bergwerken gewann, daher sehr bald eine beispiellose Verweichlichung und Sittenverderbniß, besonders in der Hauptstadt Sardes (s. d.), überhand nahmen, die namentlich zum Untergange des Reichs beitrugen. Die Geschichte des Landes zerfällt nach den drei einander folgenden Dynastien der Atyden (s. Attis), Herakliden (s. d.), die von 1200—700 v. Chr. geherrscht haben sollen, und der Mermnaden, die von 700—546 v. Chr. den Thron behaupteten, in drei Zeiträume, deren beide erste völlig der Mythe angehören. Unter der zuletzt genannten Herrscherfamilie, durch welche L. zur höchsten Macht gelangte, zeichneten sich Gyges (s. d.), Alyattes, welcher 625 v. Chr. gegen die Meder kämpfte, besonders aber dessen Sohn Krösus (s. d.) aus, der zwar ganz Vorderasien bis zum Halys (s. d.) eroberte, dann aber, als er auch diesen Fluß überschritt und das benachbarte pers. Reich angriff, durch den ältern Cyrus (s. d.) 546 v. Chr. seiner Herrschaft verlustig wurde. Übrigens werden die Lydier wegen ihres erfinderischen Geistes gerühmt, vorzüglich wegen der Kunst, kostbare Kleider und Tapeten zu verfertigen, Wolle zu färben, Erze zu schmelzen, ferner wegen der Einführung von Gold- und Silbermünzen und des Gebrauchs des sogenannten Lydischen Steins, d. h. des Kiesel- oder Wetzschiefers, als Probirstein; auch gab man einer der Haupttonarten der griech. Musik, der man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, vorzugsweise den Namen der Lydischen Tonart. Vgl. Menke, „Lydiaca" (Berl. 1843).

Lyell (Charl.), Professor der Geologie am Kingscollege und Secretair der Geologischen Gesellschaft zu London, geb. am 14. Nov. 1797 auf dem Landgute Kinnordy in Forfarshire, besuchte die Schule zu Midhurst in Sussex und bezog 1816 die Universität zu Oxford, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Gleichzeitig beschäftigte er sich viel mit den Naturwissenschaften, mit Entomologie, Botanik und besonders mit Geologie, für welche ihm Buckland eine entschiedene Neigung einflößte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Oxford begann er die gewöhnliche praktische Laufbahn der engl. Rechtsgelehrten; doch fuhr er auch jetzt fort, sich mit der Geologie zu beschäftigen. Nachdem er seinen Wohnsitz in London genommen, wurde er ein thätiges Mitglied der Geologischen Gesellschaft; auch begann er 1832 Vorlesungen über Geologie am Kingscollege. Auch bereiste er mehre Theile von Deutschland, Frankreich und Italien. Seine geognostischen Beobachtungen legte er seit 1824 in den „Transactions of the geological society" und den „Annales des sciences naturelles" nieder. Nachher beschäftigte ihn die Herausgabe der „Principles of geology" (3 Bde., Lond. 1830—33; 6. Aufl., 1841; deutsch von K. Hartmann, Weim. 1842), die eine Epoche in der Wissenschaft bezeichnen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Veränderungen der Erdoberfläche aus noch jetzt wirksamen Ursachen, ohne Annahme ganz besonderer, qualitativ und quantitativ wunderbarer Umwälzungen, zu erklären. Trotz allen Einwürfen, die Conybeare, Sedgwick u. A. gegen seine Ansichten erhoben haben, gebührt ihm doch das große Verdienst, auf sehr wichtige Gesichtspunkte für geologische Betrachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht und ein sehr consequentes geologisches System aufgestellt zu haben. Auch gab er „Elements of geology" (Lond. 1838; 2. Aufl., 2 Bde., 1842; deutsch von Hartmann, Weim. 1839) heraus.

Lygdämus, wahrscheinlich ein röm. Sklave oder Freigelassener, über dessen Lebensumstände etwas Näheres durchaus nicht bekannt ist, wird in neuester Zeit von Einigen für den Verfasser des dritten Buchs der dem Tibullus (s. d.) gewöhnlich zugeschriebenen „Elegien" gehalten, da L. selbst am Schlusse der zweiten Elegie als solcher genannt wird und dieses Buch gerade durch Sprache, Ton und Färbung von den übrigen sich merklich unterscheidet. Diese von J. H. Voß (s. d.) zuerst im „Musenalmanach" vom J. 1786 aufgestellte, später in der Vorrede zur deutschen Übersetzung des Tibullus und L. (Tüb. 1810) weiter ausgeführte und mit neuen Gründen unterstützte Behauptung hat von mehren Gelehrten theils Zustimmung, theils Widerspruch erfahren. Vgl. Eichstädt, „De Lygdami carminibus" (3 Abhandlungen, Jena 1829—34) und Grüppe, „Die röm. Elegie" (Bd. 1, Lpz. 1838).

Lykabettos war der alte Name eines Bergs in der Nähe von Athen, worunter der große Felskegel in nordöstlicher Richtung der Stadt, jetzt St.-Georg, den Leake irrthümlich für den Anchesmos hielt, zu verstehen ist, wie dies Forchhammer in der Schrift „Zur Topographie Athens" (Gött. 1833) bestimmt nachgewiesen hat, während man früher den kleinen Felshügel nördlich von der Pnyx, den heutigen Nymphenhügel, oder die Hügelreihe, welche die Thäler des Kephisos und Ilissos trennt, mit dem Namen Lykabettos belegte.

Lykanthropie ist eine Art des Wahnsinns, welche vorzüglich im Alterthume in Griechenland und im 14.—16. Jahrh. im übrigen Europa vorkam und darin bestand, daß die Geisteskranken sich in Wölfe verwandelt glaubten und demgemäß betrugen. Der Ort, wo sich die Lykanthropie im Alterthume fand, und die Zeit, in der sie sich später weiter verbreitete, lassen leicht erkennen, daß auch diese Art des Wahnsinns in Folge des Aberglaubens und besonders der Annahme von sogenannten Wehrwölfen entstand.

Lykäon, der Sohn des Pelasgus und der Meliböa, der Tochter des Oceanos, oder der Kyllene, war ein König in Arkadien, welcher Lykosura erbaute und den Dienst des Zeus Lykäos (s. d.) gründete. Dionysius erwähnt einen ältern und einen jüngern L. Er war Vater von 50 Söhnen, von denen mehre als Erbauer arkadischer Städte genannt werden. Der Sage nach erscheint er bald als Frevler gegen die Götter, bald als der erste Entwilderer Arkadiens. Nach Pausanias opferte er auf dem Altar des Zeus ein Kind, wurde aber noch während des Opfers vom Gotte in einen Wolf verwandelt. Dieses und Anderes gab wahrscheinlich Veranlassung zu der von Ovid u. A. ausgeschmückten Fabel. Nach dieser stieg Zeus, der von der Verdorbenheit des Menschengeschlechts gehört, in Menschengestalt auf die Erde herab und ging nach Arkadien. Hier wurde er von dem Volke erkannt und verehrt, nur L. zweifelte und setzte ihm, um ihn zu versuchen, mit Menschenfleisch vermischte Speise vor. Sogleich stürzte Zeus im Zorn darüber die Tafel um, brannte den Palast des L. nieder und verwandelte ihn mit seinen ebenfalls ruchlosen Söhnen in Wölfe oder erschlug sie mit dem Blitzstrahl. Nur einer von den Söhnen, Nyktimos (den aber nach Andern der Vater zu jener Mahlzeit schlachtete), wurde durch Vermittelung der Ge gerettet. Unter der Regierung desselben kam dann die deukalionische Flut, die die Gottlosigkeit der Lykaoniden herbeigeführt haben soll. — Lykaon, der Sohn des Priamus und der Laothoë, ein Bruder des Polydorus, wurde von Achilles getödtet.

Lykaonien, eine Landschaft in Kleinasien, mit der Hauptstadt Ikonium (s. d.), wurde östlich von Kappadocien, nördlich von Galatien, westlich von Pisidien, südlich von Isaurien und Cilicien begrenzt und erhielt der Sage nach den Namen von einem alten Könige der Arkadier, Lykaon (s. d.).

Lykäos war ein Beiname des Zeus, vom Berge Lykäos in Arkadien, auf dem sein Heiligthum sich befand. Der Eintritt in dasselbe war verboten; wer mit Gewalt eindrang, starb in demselben Jahre. Auch erzählt man, daß weder Menschen noch Thiere darin einen Schatten würfen. Auf dem Gipfel des Bergs stand der Altar des Gottes, auf dem man ein mysteriöses Opfer darbrachte, dessen Gebräuche das Volk nicht kennen lernte. Vor dem Altar standen nach Osten zwei Säulen, auf denen sich goldene Adler befanden. — Auch war Lykäos ein Beiname des Pan, der ebenfalls auf diesem Berge ein Heiligthum hatte und daselbst geboren sein sollte. Bei dem Heiligthum befand sich eine Laufbahn, wo man ihm in der frühesten Zeit die lykäischen Kampfspiele feierte, die den röm. Lupercalien (s. Lupercus) wahrscheinlich zum Vorbild dienten.

Lykastus, ein Sohn von Minus I. und der Itone, der Tochter des Lyktios, war König von Kreta, Gemahl der Ida, einer Tochter des Korybas, und Vater von Minus II.

Lykien, eine Landschaft im Süden Kleinasiens, mit den berühmten Städten Xanthos und Patara, grenzte im Osten an Pamphylien, im Norden an Pisidien und Phrygien, im Westen an Karien, im Süden an das Mittelländische Meer und soll nach Lykos genannt sein.

Lykomedes hieß der Sohn des Apollon und der Parthenöpe, des Ankäos Tochter. — Der König Lykomedes von Skyros, einer Insel bei Euböa, war der Vater der Deidameia. Zu ihm brachte Thetis den Achilles (s. d.), welcher mit der Deidameia den Pyrrhus zeugte. Als Theseus (s. d.) aus Athen geflohen war und auf der Flucht nach Sky-

ros zu L. kam, stürzte ihn dieser von einem Felsen herab, entweder weil er dessen Einfluß auf seine Unterthanen fürchtete oder dessen auf Skyros liegende Güter nicht herausgeben wollte.

Lykophron, ein griech. Grammatiker und Trauerspieldichter um 270 v. Chr., aus Chalcis in Euböa gebürtig, der aber den größten Theil seines Lebens an dem Hofe des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria zubrachte und an einer, bei einem Wortwechsel über die Vorzüge der alten Dichter von seinem Gegner ihm beigebrachten Wunde gestorben sein soll, ist der Verfasser eines unter dem Namen „Kassandra" oder „Alexandra" bekannten Monodramas in Jamben, worin jene Seherin den Untergang Trojas und die Schicksale aller darein verflochtenen Helden in fortlaufender Rede weissagt. Dieses wegen seiner vielen dunkeln Anspielungen schwer verständliche und an mythologischer Gelehrsamkeit strotzende Gedicht charakterisirt am deutlichsten die Richtung der sogenannten Alexandrinischen Schule (s. d.). Die besten Ausgaben, zugleich mit dem griech. Commentar von Isaak und Johannes Tzetzes (s. d.), besitzen wir von Potter (Oxf. 1697; 2. Aufl., 1702, Fol.), Sebastiani (Rom 1803, 4.) und Müller (3 Bde., Lpz. 1811); eine neue Textrecension von Bachmann (Lpz. 1830). Vgl. Niebuhr's Abhandlung „Über das Zeitalter L.'s des Dunkeln" in den „Kleinen historischen Schriften" (Bonn 1828).

Lykos ist der Name mehrer Flüsse im Alterthume. Am bekanntesten sind darunter der Lykos in Assyrien, welcher in den Tigris mündet, der in Paphlagonien, welcher bei Heraklea in den Pontus strömt, der in Großphrygien, ein Nebenfluß des Mäander, und endlich der in Phönizien oder im südlichen Syrien, welcher zwischen Byblos und Berytos in das Mittelmeer sich ergießt.

Lykos hieß der Sohn des Poseidon und der Plejade Keläno, den sein Vater auf die Inseln der Seligen versetzte; ferner der Sohn des Ares, der als König von Libyen alle Fremde seinem Vater opferte, den Diomedes (s. d.) ausgenommen, der von des L. Tochter gerettet wurde; dann der Sohn des Hyrieus und Bruder des Nykteus. Letzterer bemächtigte sich, während Hercules seine zwölf Arbeiten verrichtete, der Herrschaft von Theben, behandelte hierbei die Gemahlin jenes, Megara (s. d.), sehr übel, und wurde deswegen von ihm nach seiner Rückkehr getödtet. — Lykos hieß auch einer von den Telchinen, welcher nach Lykien gekommen sein und dort am Xanthos dem lykischen Apollon den ersten Tempel erbaut haben soll, sowie der Sohn Pandion's II., der von seinem Bruder Ageus aus Athen vertrieben, sich zu dem Sarpedon (s. d.) in das Land der Termilen begab, welches von ihm den Namen Lykien bekommen haben soll. Außerdem wird noch von ihm erzählt, daß er von den Nymphen die Sehergabe erhalten und den Dienst der großen Göttinnen (Demeter und Persephone) aus Attika nach Andania in Messenien gebracht habe. Von ihm leitet man auch das alte berühmte Priestergeschlecht der Lykomeden her, welches in der Landgemeinde Phlyä und zu Andania eigene Weihkapellen hatte.

Lykurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, um 880, nach Andern um 804 v. Chr., stammte der Sage nach aus der alten Familie der Prokliden, war eine Zeit lang der Vormund des Königs Charilaus und wurde später durch eine Gegenpartei veranlaßt, auszuwandern. Später kehrte er, nachdem er Kreta, Kleinasien, woher er die Homerischen Gesänge mitgebracht haben soll, und Ägypten besucht hatte, in sein Vaterland zurück und ertheilte hier, auf Veranlassung seiner Mitbürger und mit Genehmigung des delphischen Orakels, seiner Vaterstadt eine Verfassung, die außer einigen neuen Einrichtungen zum Theil nur altes Herkommen als Gesetz bestätigte und deren einzelne Satzungen mündlich in Sprüchen fortgepflanzt wurden. Die Grundzüge dieser Verfassung, bei welcher namentlich alle Privatinteressen dem gemeinsamen Staatsinteresse untergeordnet waren, bestanden wesentlich darin, daß mit Beibehaltung der zwei erblichen Könige diesen ein Rath von 28 durch Erfahrung und höheres Alter erprobten Mitgliedern oder Geronten (s. d.), welche die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten hatten, zur Seite gesetzt und in den Volksversammlungen, an denen jeder Spartaner vom 30. Lebensjahre an Theil nehmen konnte, durch Bejahung oder Verneinung über Gesetze, Beamtenwahl, Krieg und Frieden entschieden wurde. Auch wird die Einführung eines gleichen Grundbesitzes durch gewisse unveräußerliche und untheilbare Loose auf L. zurückgeführt. Ebenso sah L. bei der Erziehung und Normirung des Privatlebens besonders auf Abhärtung des Körpers und Tauglichkeit zum

Kriegsdienste, daher er außer großer Einfachheit in Kleidung und Wohnung auch öffentliche Männermahle anordnete, bei denen die bekannte schwarze Suppe einen Hauptbestandtheil ausmachte. Um alle Abweichung von der heimischen Sitte zu verhüten, verbot er das Reisen ins Ausland ebenso wie den Aufenthalt der Fremden in Sparta. (S. Sparta.) Ob unter ihm auch schon die Einsetzung der Ephoren stattfand, bleibt ungewiß. (S. Ephorus.) Nachdem er die Könige, den Rath und die Bürger einen feierlichen Eid hatte schwören lassen, daß sie während seiner Abwesenheit nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, verließ er die Stadt und kehrte nie wieder zurück, ein Ereigniß, das in späterer Zeit vielfach ausgeschmückt worden ist. Überhaupt ist diese ganze Gesetzgebung sehr in Dunkel gehüllt und scheint im Verlaufe der Zeit manche Erweiterungen und Zusätze erhalten zu haben, indem man alles Löbliche und Gute in dieser Verfassung dem L., als einem gefeierten Namen, beilegte, wie denn auch die ältern Geschichtschreiber und selbst Thucydides derselben ohne Angabe des Stifters gedenken. Doch ist man auf der andern Seite offenbar zu weit gegangen, wenn man die ganze Erscheinung des L. für einen blosen Mythus hat erklären wollen. Vgl. Heinecke, „Homer und L." (Lpz. 1833), und Lachmann, „Spartan. Staatsverfassung" (Bresl. 1836).

Lykurgus, einer der vorzüglichsten attischen Redner und älterer Zeitgenosse des Demosthenes, geb. um 408 v. Chr. zu Athen, gest. 323 v. Chr., erhielt durch Plato und Isokrates seine Bildung und erlangte, sobald er die politische Laufbahn betreten hatte, durch Uneigennützigkeit, strenge Rechtlichkeit, besonders aber durch seinen echten Patriotismus in dem Kampfe gegen Philipp von Macedonien und Alexander, bei dem Volke unbedingtes Vertrauen und Ansehen, das er auch bis an seinen Tod behauptete. Von seinen 15 Reden, welche die Alten kannten, hat sich nur die durch eine kräftige, edle und erhabene Darstellung ausgezeichnete Rede gegen Leokrates erhalten, die sich in den Gesammtausgaben der griech. Redner von Reiske (Bd. 4, Lpz. 1771), Bekker (Bd. 3, Berl. 1823) und Baiter und Sauppe (Zür. 1842) befindet, von Heinrich (Bonn 1821), Becker (Magdeb. 1821), Osann (Jena 1821), Pinzger, mit deutscher Übersetzung (Lpz. 1824), Blume (Stralf. 1828), Baiter und Sauppe (Zür. 1834) und Mätzner (Berl. 1836) besonders bearbeitet, und von Simon (Hamb. 1811) und Nüßlin (Manh. 1840) deutsch übersetzt wurde. Die Bruchstücke der übrigen Reden gab Kießling (Halle 1834) heraus. Vgl. Nissen, „De L. vita et rebus gestis" (Kiel und Hamb. 1833), und Blume, „Narratio de L." (Potsd. 1834).

Lymphatisches System (systema lymphaticum) nennt man den Inbegriff derjenigen Organe, in welchen die Lymphe (s. d.) theils bereitet wird, theils die ihr zukommenden Veränderungen erleidet. Hierzu gehören die Lymphgefäße oder Saugadern (vasa lymphatica oder absorbentia) und die Lymphdrüsen oder Lymphknoten (glandulae lymphaticae oder conglobatae). Erstere entspringen als feine Kanälchen im Zellgewebe, welches nach einigen Anatomen nur aus feinen Lymphgefäßen und Lymphzellen besteht, vereinigen sich dann zu größern Stämmen und endigen in dem linken oder großen und rechten oder kleinen Brustgang, von denen jeder auf der seinem Namen entsprechenden Seite in den Vereinigungspunkt der Schlüsselbeinvene mit der Drosselvene einmündet. Diese Lymphgefäße sind durch den ganzen Körper verbreitet; entdeckt wurden sie noch nicht in der Gehirnsubstanz, dem Rückenmark, den Augen, der Knorpelsubstanz, dem Fruchtkuchen und dem Nabelstrange, doch muß man sie auch in diesen Organen vermuthen. Sie sind wie die Blutadern gebaut, nur daß die Haut ihrer Wandungen dünner ist, und mit einem Klappenapparat versehen; die kleinsten scheinen jedoch nicht so fein zu sein als die kleinsten Haargefäße (s. d.). In der untern Körperhälfte sind die einzelnen Lymphgefäße von bedeutenderm Umfange als in der obern; im Allgemeinen verlaufen neben den größern Arterien und Venen auch größere Lymphgefäße; da sie aber fortwährend sich an und in allen Organen netzförmig ausbreiten, nehmen sie an Zahl nicht so ab, wie die aus dem Haargefäßnetze sich bildenden Venen, während ihr Umfang ebensowenig den jener erreicht und der große Brustgang an seiner Mündung nur ungefähr zwei Linien im Durchmesser hält. Die absorbirenden Gefäße führen jedoch nicht nur Lymphe, sondern die, welche sich im Nahrungskanale finden, saugen hier den Nahrungssaft (chylus) auf, welcher sich, mit der von andern Theilen zugeführten Lymphe vermischt, dem Blute mittheilt, daher auch die Farbe dieser Gefäße vermöge der

Durchsichtigkeit ihrer Wandungen, wenn sie Nahrungssaft enthalten, weiß und, wenn Lymphe in ihnen fließt, gelblich ist. Der zweite wesentliche Bestandtheil des lymphatischen Systems besteht aus den Lymphdrüsen. Diese stellen sich als runde, plattgedrückte, röthliche Körper dar, welche die Größe einer Linse bis zu der einer Haselnuß haben und an der Oberfläche der verschiedenen Organe liegen. Sie bestehen aus einem Knäuel von Lymphgefäßen, deren mehre in einer derselben zusammenkommen, sich in viele kleine Äste spalten, nach und nach wieder in weniger und größere Stämme zusammentreten und so ihren Lauf fortsetzen. In der Drüse selbst werden diese von einem dichten Haargefäßnetze umstrickt, und das Ganze wird durch ein lockeres Zellgewebe zusammengehalten. Wahrscheinlich tragen auch kleine Nerven zur Bildung dieser Organe bei. Noch hat man keine Lymphdrüsen aufzufinden vermocht am Rücken, an den Händen, den Füßen, in der Schädelhöhle, der Rückenmarkshöhle und der Substanz der Organe. Die größten liegen im Gekröse, an der Eintrittsstelle der Luftröhrenäste in die Lunge, in der Leistengegend, der Achselhöhle, dem Becken und am Halse, die kleinsten im Netze und am Kopfe. Die Aufgabe des lymphatischen Systems besteht darin, die für die Ernährung des Organismus tauglichen Stoffe, sie mögen nun durch die Haut, durch die Respirationsorgane oder den Nahrungskanal dem Körper zugekommen sein, aufzusaugen, daraus die Lymphe und den Nahrungssaft zu bereiten und beide dem Blute zuzuführen. Daher sind auch Lymphgefäße in den Theilen zu finden, wo die schon ausgeschiedenen Stoffe, wie Urin, Koth u. s. w., bis zu ihrem Austritt aufbewahrt werden, und auch aus diesen wird noch Das, was zur Erhaltung des Körpers dienen kann, von diesen Gefäßen aufgenommen und zu Lymphe verarbeitet. Überhaupt werden viele schon aus dem Blutsystem ausgeschiedene flüssige wie feste Stoffe, wenn sie für den Organismus entbehrlich sind, z. B. Fett, Schleim, abnorme Gebilde, Geschwülste, Eiter u. s. w., bei Mangel an nährenden Stoffen im Blute von den Lymphgefäßen aufgesogen und wieder zur Ernährung der zum Leben unentbehrlichen Theile verwendet, wie besonders die Abmagerung bei auszehrenden Krankheiten, die Hungercuren (s. d.) u. s. w. zeigen. Man nennt diese etwas voneinander abweichenden Functionen des Lymphsystems Absorption und Resorption. Das Lymphsystem der Säugthiere ist dem des Menschen ähnlich, während man bei den Vögeln, Amphibien und Fischen nur einsaugende Gefäße, aber keine Lymphdrüsen findet und bei den niedrigern Thierclassen noch keine Organe beobachtet hat, welche eine der des lymphatischen Systems ähnliche Bestimmung zu haben schienen. Vgl. Breschet, „Das Lymphsystem" (deutsch von Martiny, Quedlinb. 1837).

Lymphe (lympha) nennt man im weitern Sinne jede klare, helle Flüssigkeit, welche auf pathologischem Wege aus dem Körper sich ausscheidet und für welche noch keine besondere Bezeichnung vorhanden ist, z. B. die Flüssigkeit, welche durch die Wirkung der Blasenpflaster, bei Verbrennungen der Haut, bei vielen Hautkrankheiten u. s. w. abgesondert wird. Im engern Sinne bedeutet dieses Wort die Flüssigkeit, welche in den Lymphgefäßen (s. Lymphatisches System) enthalten ist. Dieselbe ist klar, hell, schwach gelblich, geruchlos, von etwas salzigem Geschmack, alkalischer Reaction und enthält besonders Eiweiß und Faserstoff. Es ist sehr schwierig, reine, nicht mit Blut vermischte Lymphe aus dem menschlichen Körper zu erhalten, daher auch chemische Untersuchungen über dieselbe bis jetzt nur spärlich vorhanden sind. Jedoch auch diese haben verschiedene Resultate geliefert, weil die Lymphe und ihre Bestandtheile nach Verschiedenheit des Alters, des jeweiligen Körperzustandes u. s. w. auch in einem und demselben Körper mannichfachen Veränderungen unterworfen ist.

Lynchgesetz (Lynch law) nennt man den abscheulichen Gebrauch in einigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß das Volk über Diejenigen, welche sich bei demselben verhaßt gemacht haben, und da, wo gewisse unsittliche Handlungen unbestraft bleiben, wie etwa das Hazardspielen, vorzüglich das Bankhalten, eigenmächtig Strafen verhängt, die darin bestehen, daß ein Volkshaufe sich zusammenrottet, die Häuser der unglücklichen Opfer überfällt, das bewegliche Eigenthum zerstört, die Häuser in Brand steckt, die Bewohner mishandelt und nicht selten mit kaltblütiger Grausamkeit und unter den schrecklichsten Qualen mordet. Schauderhafte Beispiele dieser Selbsthülfe und barbarischen Volksrache fallen in allen Theilen Nordamerikas vor, doch häufiger und empörender in den südlichen und neuern Staaten, wo die Leidenschaften heftiger und die Bande der sittlichen Ordnung lockerer sind,

als in den ältern und nördlichen Staaten. Das Traurige ist, daß Niemand von diesen Greueln Notiz nimmt, die Beamten sie ruhig geschehen lassen, die Gerichte die erwiesenen Thäter freisprechen und die Gesetzgebung Denen, welche unter diesen Gewaltthaten von der einen und durch die gewissenlose Nachsicht von der andern Seite gelitten haben, jede Entschädigung und Unterstützung abspricht. Eine der gewöhnlichen Mishandlungen ist das Bestreichen mit Theer und das dann folgende Wälzen in Federn. Wer nur in entfernten Verdacht kommt, ein Feind der Sklaverei zu sein und die Abschaffung derselben zu fördern, hat zu fürchten, für vogelfrei erklärt, und wenn er einem Haufen der Anti-Abolitionisten in die Hände fällt, auf das Schändlichste gemishandelt zu werden. Der Name Lynchgesetz soll von einem gewissen John Lynch herstammen, der gegen das Ende des 16. Jahrh., als der regelmäßige Gang der Colonialgesetze keinen genugsamen Schutz gegen die Verwüstungen gewährte, welche flüchtige Sklaven und Verbrecher, die in der Nähe des Dismal Swamp, eines ungeheuern Sumpfes in Nordcarolina, sich sammelten, an den benachbarten Pflanzungen verübten, von den Bewohnern erwählt und mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber, Richter und ausführende Gewalt in Civil- und Criminalsachen bekleidet wurde.

Lyndhurst (John Singleton Copley, Baron), ein ausgezeichneter brit. Staatsmann, geb. am 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika, kam mit seinem Vater, einem geschickten Maler, 1775 beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes nach England. Für den geistlichen Stand bestimmt, zeichnete er sich auf der Universität zu Cambridge durch Fleiß und Talent so aus, daß er 1795 ein Reisestipendium erhielt, welches er dazu benutzte, das Land seiner Geburt zu besuchen. Nach der Rückkehr widmete er sich dem Rechtsstudium und gewann bald als Sachwalter eine ausgebreitete Praxis. Als er 1816 von der Stadt Yarmouth ins Unterhaus gewählt wurde, besaß er bereits einen großen Ruf als Rechtsgelehrter und Wortführer der Volkspartei. Nebst Charl. Wetherell übernahm er 1820 die Vertheidigung der der Verschwörung angeklagten Radicalen Wathon und Thistlewood. Obgleich er die Schuldigen nicht zu retten vermochte, erwarb er sich doch einen großen Namen. Aus Ehrgeiz verließ er aber seine freisinnigen Grundsätze und seine volksthümliche Laufbahn und nahm von der Regierung das Amt als Generalprocurator der Krone an. In dieser Eigenschaft mußte er im Oberhause gegen die Königin Karoline Amalie Elisabeth (s. d.) auftreten, deren Angelegenheit Brougham führte. Die Vorsicht und Zurückhaltung, die er im Angesichte seines gefürchteten Gegners bewies, zog ihm damals mit Unrecht die Vorwürfe der Höflinge zu. Im J. 1824 stieg er zum Attorneygeneral oder Generalanwalt; 1826 aber erhielt er die Stelle des Master of the rolls oder des Archivars beim Kanzleihofe, die den Inhaber gewöhnlich zum Kanzleramt selbst führt. In derselben Zeit wurde er auch nach einem harten Wahlkampfe von der Universität zu Cambridge in das Unterhaus gewählt. Von der Torypartei emporgehoben, hatte er in kurzer Zeit seine Ansichten so gänzlich geändert, daß er sich mit Eifer der Emancipation der Katholiken widersetzte und mit den Hochtories stimmte. Als sein Freund Canning 1827 an die Spitze der Verwaltung trat, mäßigte er sich und wurde zum Lordkanzler, sowie zum Baron Lyndhurst und Pair von England erhoben. Dieses Amt behielt er nicht nur unter Goderich's Verwaltung, sondern auch unter dem Ministerium Wellington. Erst 1830, als die Whigs ans Ruder kamen, trat er sein Amt an Brougham ab. Während des Kampfes um die Parlamentsreform spielte nun L., der sich einige Jahre zuvor mit Canning zu den freisinnigsten Reformen verbunden hatte, den hitzigsten Wortführer der Hochtories. Er behauptete, daß die Veränderung des Wahlgesetzes den Untergang der brit. Größe nach sich ziehen würde. In der vorübergehenden Verwaltung, die Peel und Wellington im Nov. 1834 bildeten, bekleidete er wieder das Kanzleramt. Seit diesem Rücktritte machte er den Whigs im Parlamente besonders viel zu schaffen, indem er seine Angriffe unter anscheinender Mäßigung versteckte. In der Sitzung von 1837 veranlaßte er das Haus, den Tadel gegen Lord Durham (s. d.) auszusprechen, der eigentlich auf die Minister zurückfallen mußte. Im J. 1839 brachte er in den Angelegenheiten der Colonie Jamaica die Verbindung der Radicalen mit den Tories zu Stande, was die augenblickliche Auflösung des Ministeriums mit sich führte. Die maßlose Leidenschaftlichkeit, die er in den Discussionen über Irland entwickelte, zog ihm besonders den Zorn und die Schmach der Irländer zu. Als endlich

im Aug. 1841 das Ministerium Melbourne unterlag, übernahm L. unter Peel zum dritten Mal das Amt des Lordkanzlers.

Lynkeus, der Sohn des Ägyptus und der Argyphia, war der Gemahl der Danaide Hypermnestra, welche allein unter den Danaiden ihren Gemahl verschonte (s. Danaus), Vater des Abas und nach des Danaus Tode Herrscher von Argos. Das Grab Beider zeigte man noch spät in Argos in der Nähe des Altars des Zeus Phyrios. — Lynkeus, der Sohn des Aphareus und Bruder des Idos, hatte eine so große Sehkraft, daß er die Metalle in der Erde erkannte. Er war Lootse der Argonauten, kämpfte mit den Dioskuren und befand sich auch bei der kalydonischen Jagd.

Lyon, die Hauptstadt des Rhonedepartements und nach Paris die wichtigste Stadt Frankreichs, liegt am Zusammenfluß der Rhone und der Saone malerisch theils in den Thälern der beiden Flüsse, theils an und auf den sie umgebenden Bergen, in einer reizenden, von Gärten und Landhäusern angefüllten Gegend. Die Rhone, welche nebst der Saone durch die Stadt strömt, theilt sie in zwei Haupttheile, die Rhone- und Saonestadt, die wieder in 28 Stadttheile zerfallen, welche durch vier Brücken über die Rhone und zehn Brücken über die Saone miteinander verbunden werden. Um L. herum liegen mehre bedeutende Vorstädte, die zum Theil besondern Städten gleichen; die bedeutendsten darunter sind Vaise, Lacroix rousse, Laguillotière und Brotteaux. Mit diesen Vorstädten zählt L. über 200000, ohne dieselben über 160000 E. Seit den beiden letzten großen Aufständen ist es durch mehre um dasselbe herumliegende und es beherrschende abgesonderte Forts befestigt worden, die vielmehr gegen die Stadt als gegen äußere Feinde angelegt erscheinen. Wegen des unebenen Bodens ist es sehr unregelmäßig, und dabei im Ganzen keineswegs schön gebaut. Die Straßen sind meist eng, winklig und uneben, die Häuser zwar massiv gebaut, aber durch übergroße Höhe, zum Theil bis sieben Stockwerke, unschön; doch gibt es viele einzelne herrliche Gebäude. Um so schöner sind die Kais längs der Flußufer und die Promenade; auch von den 56 öffentlichen Plätzen sind die meisten schön zu nennen, besonders der große Belle-Cour-Platz mit der Reiterstatue Ludwig's XIV., der Platz Terreaux, berüchtigt durch die auf ihm vorgenommenen Hinrichtungen in der ersten Revolution, und der Platz von Sathonay mit der Statue Jacquard's. L. zählt gegen 50 Kirchen; die bedeutendsten darunter sind die alte Kathedrale, die Kirche zu St.-Nizier, die Karthäuserkirche, die zu St.-Paul, Notre-Dame auf der Höhe von Fourviers, die Sühnungskapelle mit den Gebeinen der in der ersten Revolution Gemordeten. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen der prächtige Präfecturpalast; der Palast des Erzbischofs; das vormalige Trinitatiskloster, eines der schönsten Gebäude der Stadt, in welchem sich jetzt das königliche Gymnasium und die große Stadtbibliothek, deren Local zu den schönsten derartigen Localen in Europa gehört, befinden; die große St.-Petersabtei, ein ehemaliges Benedictinerkloster, das gegenwärtig zugleich Sitz der Börse, des Conservatoriums der Künste, der Gemäldesammlung, einer Bibliothek, des antiquarischen und des naturhistorischen Museums ist, und endlich das große Theater. L. ist reich an wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten. Von jenen sind zu erwähnen die aus den Facultäten der Theologie, Medicin, exacten Wissenschaften und der Literatur bestehende Académie universitaire, das Gymnasium (collége), das theologische Seminar, die Landbau- und Thierarzneischule, zwei Gewerbschulen und eine Menge gelehrter und gemeinnütziger Gesellschaften, unter denen die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste dem Range nach voransteht, die katholische Missionsgesellschaft aber, ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit wegen, die wichtigste ist; ferner außer den schon erwähnten Bibliotheken und andern wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, der botanische Garten und die Sternwarte. Unter den vielen Wohlthätigkeitsanstalten sind das große Hospital, das jährlich über 9000 Hülfsbedürftige unterstützt, und das bereits im 6. Jahrh. von Childebert gegründete Hotel Dieu, das jährlich auf 12000 Kranke verpflegt, auszuzeichnen. L. ist die erste Fabrikstadt ganz Frankreichs; von den vielen Gewerbzweigen, die in ihr betrieben werden, führen wir nur die zwei bedeutendsten an: die Hut- und vor allen andern die Seidenmanufactur, in welcher letztern, obwol sie in neuester Zeit wieder im Sinken begriffen ist, L. noch immer den ersten Rang auf der Erde einnimmt. Man berechnet die Zahl der Webstühle durchschnittlich auf 25000 und die der

dabei beschäftigten Arbeiter auf 50000; der Werth der jährlich erzeugten Fabrikate wird auf 20 Mill. Thlr. angeschlagen. Natürlich ist bei einer so bedeutenden Fabrikation auch der Handel der Stadt von großer Bedeutung, der überdem noch durch die dem Handel so günstige Lage der Stadt am Zusammenfluß zweier Ströme und im Mittelpunkte wichtiger sich hier kreuzender Straßen zwischen dem Mittelmeere, dem Innern Frankreichs und der benachbarten Schweiz und Italien sehr gefördert wird; man schätzt den jährlichen Umsatz auf 30 Mill. Thlr. Dampfboote auf der Saone und Rhone, die Eisenbahn nach St.-Etienne, zu der noch die wichtige von Paris über L. nach Marseille kommen wird, tragen das Ihrige dazu bei, den Verkehr immer belebter zu machen.

L. war schon zur Zeit der alten Gallier eine bedeutende Stadt und der große Markt Galliens. Sie lag im Gebiet der Segusianer im lugdunensischen Gallien, und wurde, wie uns die Römer überliefern, Lugdunum genannt. Um 40 v. Chr. führte Munatius Plancus eine röm. Colonie dahin, und bald gewann die Stadt unter der röm. Herrschaft großes Ansehen und kam zu immer größerer Blüte. Augustus residirte mehre Jahre daselbst, Kaiser Claudius wurde daselbst geboren, und Maxentius und Gratianus starben da. Unter Nero brannte L. ab, und erhielt nach seiner Wiederaufbauung den Rang vor allen gallischen Städten. Das Christenthum fand hier zuerst in Gallien festen Boden; das Blut vieler Märtyrer floß hier, aber auch die erste christliche Kirche Galliens wurde hier gegründet. In der Völkerwanderung erlitt L. harte Schläge; Stilicho überließ es 407 den Burgundern, die es zur Hauptstadt ihres Reichs in Gallien machten; Attila brannte es 451 nieder; unter Chlotar eroberten es 534 die Franken. Von nun an theilte es die Schicksale des fränk. und neuburgund. Reichs, erhob sich während dieser Zeit, trotz der Plünderung durch die Sarazenen, die es im 8. Jahrh. hart mitnahmen, immer mehr, besonders unter Karl dem Großen, bildete mit der umliegenden Landschaft die unter eigenen Grafen stehende und zum Arelatischen Reiche gehörende Grafschaft Lyonnais, und kam unter Kaiser Konrad II. mit Arelat zu dem Deutschen Reiche. Im J. 1173 ging die Stadt mit der Grafschaft Lyonnais aus der Gerichtsbarkeit und Gewalt der Grafen unter die der Erzbischöfe von L., die von jeher große Macht und Einfluß besessen hatten. In den J. 1247 und 1254 wurden daselbst zwei wichtige Kirchenversammlungen gehalten. Im J. 1274 begaben sich die Erzbischöfe von L. unter franz. Schutz, und 1363 wurde Lyonnais förmlich mit dem Königreich Frankreich vereinigt, dessen Schicksale es von nun an theilte. Mehr als jede andere Stadt Frankreichs litt L. in der ersten Revolution; denn obschon das Volk 1789 das feste Schloß Pierre en Cise zerstörte, so bewies sich die Stadt, die viele Royalisten unter ihren Bewohnern zählte, im Ganzen doch sehr lau für die Revolution, und als diese immer mehr ihre Schrecken entfaltete, trat L. offen gegen das Schreckensregiment auf, erhob am 29. Mai 1793 die Fahne des Aufstandes gegen die Revolutionsregierung, und vertrieb die jakobinische Municipalität. Doch die Befreiung vom Joche des Terrorismus dauerte nicht lange; schon am 7. Aug. 1793 begann ein vom Convent gesendetes Heer die Belagerung der Stadt und bombardirte sie, sodaß sie sich am 10. Oct. auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die für schuldig Geachteten wurden zu Hunderten von den Siegern mit Kartätschen niedergeschossen, und der Convent sprach über die Stadt, die den Namen Commune affranchie erhielt, die Vernichtung aus, deren Vollziehung Collot d'Herbois, Fouché und Couthon übertragen wurde. Gegen 6000 Menschen wurden durch sie hingeopfert, und fünf Monate lang riß man die schönsten Gebäude nieder. Auch der 9. Thermidor war nicht ohne blutige Reactionen für L. Nur langsam erholte sich die Stadt wieder von diesen Schlägen, und erst seit 1815 nahmen der Handel und die Seidenfabrikation den Aufschwung, der der Stadt eine Blüte verlieh, wie sie sie früher nicht erlebt, die aber seit der Julirevolution wieder im Abnehmen begriffen ist. Viel trugen zu diesem neuen Sinken, außer der Concurrenz, auf die L. in andern Ländern stößt, die zwei blutigen Aufstände von 1831 und 1834 bei. Der erstere, der am 21. Nov. 1831 ausbrach, ging von den Seidenwebern (canuts) in der Vorstadt Lacroix rousse aus, die, vom größten Elende gedrückt, bessere Bezahlung von den Fabrikherren foderten, und als diese ihnen nicht gewährt wurde, die Nationalgarden schlugen, Barrikaden errichteten, die Garnison vertrieben, die Häuser mehrer Fabrikanten demolirten und

ihre Geräthschaften und Waaren verbrannten. Erst die Ankunft des Marschalls Soult mit 20000 M., in Begleitung des Herzogs von Orleans, vermochte durch Entwaffnung der Aufrührer und Verhaftungen die Ruhe herzustellen. Allein trotz der Auflösung der Nationalgarde und der Einlegung einer starken Garnison dauerte der meuterische Geist unter den Arbeitern im Stillen ungeschwächt fort, um im Apr. 1834 um so stärker hervorzubrechen. Diesmal hatte der Aufstand einen mehr politischen Charakter; die Republikaner verbanden sich mit den Arbeitern zum Sturze der Regierung, und geheime Gesellschaften gaben dem Aufstande einen gefährlichen Zusammenhang mit den gleichzeitigen Aufständen in Paris, im Elsaß und im Süden. Die Veranlassung zum Ausbruche des durch eine förmliche Verschwörung geleiteten Aufstandes gab das gerichtliche Verfahren gegen einige Mitglieder geheimer Verbindungen am 9. Apr. Der Aufstand war diesmal nicht eine blinde Meuterei, sondern ein förmlich organisirter Bürgerkrieg. Fünf Tage lang wurde in den Straßen aufs erbittertste gefochten; die Truppen unter General Aymar, welche sich im Besitz der strategisch wichtigen Punkte behaupteten, mußten die Häuser und Straßen, in denen sich die Aufrührer verschanzt, mit Sturm nehmen, wobei sie häufig nur durch Niederschießen der Häuser zum Ziele kommen konnten. Zwar behielten sie zuletzt vollkommen die Oberhand; aber die Stadt war furchtbar mitgenommen; man schätzte den Verlust derselben an Häusern u. s. w. auf mehre Mill. Francs. Von den Truppen waren 475 M., von den Aufrührern gegen 700 M. todt oder verwundet. Seitdem ist es in L. nicht wieder zu einem Aufstand gekommen; die Geister haben sich nach und nach beruhigt, und statt des Republikanismus hat der Ultramontanismus hier einen Herd gewonnen, von dem aus er das Feuer des geistlichen Kriegs gegen Staat und alle nichthierarchischen geistigen Gewalten nach allen Seiten unterhält. Vgl. Bochard, „Description historique de L." (Lyon 1817) und Clerjon, „Histoire de L." (4 Bde., Lyon 1829—35).

Lyra, das älteste Saiteninstrument, dessen Ursprung auf den ägypt. Hermes oder Mercur (s. d.) zurückgeführt wird, hatte anfangs nur drei Saiten, obwol die des Anubis auf einem Mumienkasten in Wien bereits fünf enthält. Bei den Griechen fügte Hermes, dem man auch die Erfindung der Lyra selbst zuschrieb, eine vierte Saite hinzu, was nach Andern Apollon (s. d.) that. In Folge der Veränderungen, welche Linus, Orpheus, Amphion und Terpander mit der Lyra vornahmen, vermehrte sich die Zahl der Saiten auf sieben und zuletzt auf elf. Von der Kithara oder Zither (s. d.) unterschied sich die Lyra dadurch, daß sie einen schildkrötenförmigen, tiefern Schallboden und eine weniger gekrümmte Gestalt hatte, daher sie beim Spiele nicht aufrecht gestellt, sondern zwischen den Knieen gehalten wurde, und daß sie wegen ihres stärkern und schärfern Tones überhaupt als das männliche unter den Saiteninstrumenten galt. Übrigens wurde die ursprüngliche Lyra des Mercur der Sage nach zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete, andern Erzählungen zufolge nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollon erhalten hatte, vom Jupiter unter die Gestirne versetzt.

Lyrik oder Lyrische Poesie heißt diejenige Hauptgattung der Poesie, die das innere Gefühlsleben zum Gegenstande ihrer Darstellung hat. Sobald nämlich überhaupt eine dichterische Thätigkeit bei einem Volke erwacht ist, zieht dasselbe nicht nur die Gegenstände der Außenwelt in den Kreis dichterischer Behandlung, sondern sucht auch seinen Gefühlen, mögen sie nun rein innerlichen Ursprungs sein oder an Gegenstände der Außenwelt anknüpfen, je nach dem Maße ihrer Stärke und Klarheit poetischen Ausdruck zu verleihen. So entsteht die lyrische Poesie, von dem Hervorgehen aus der innern Persönlichkeit des Menschen auch subjective Poesie genannt, im Gegensatze gegen das Epos, welches sich auf die rein objective Darstellung und dichterische Erzählung menschlicher Handlungen beschränkt, und gegen das Drama, welches die innern und äußern Kämpfe verschiedener Persönlichkeiten untereinander vergegenwärtigend darstellt. Natürlich muß die wahre lyrische Poesie zunächst alle Erfodernisse der Poesie überhaupt erfüllen; sie muß dem innern Gefühle mittels der Phantasie eine klare, anschauliche Gestalt geben und die innere Wahrheit ihres Inhalts mit idealer Auffassung verbinden. Besondere Anfoderungen an die Lyrik in ihrer Reinheit sind, daß sie geeignet ist, sich mit der Musik, als der dem Gefühlsleben entsprechendsten Kunst, eng zu verbinden. Von der Lyra, als dem Instrument, mit dem die Grie-

chen derartige Gedichte begleiteten, hat sie ihren Namen. Ferner kann das lyrische Gedicht im Vergleich mit Epos und Drama immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Umfang haben und endlich stimmt zu dem Inhalt dieser Gedichte die strophische, mehr oder weniger regelmäßige Form, die noch durch manche besondere Kunstmittel, z. B. den Refrain, gehoben wird. Ihrem Inhalte nach kann man die lyrischen Gedichte eintheilen in solche, die allgemeine menschliche, und solche, die ganz besondere persönliche Gefühle ausdrücken, zu welchen letztern die meisten Gelegenheitsgedichte gehören; ferner in solche, die großartige Gefühle in ihrer tiefsten Erregung und Kraft in entsprechender, erhabener Form ausdrücken, und vorzugsweise Hymnen (s. d.) und Oden (s. d.) genannt werden, und solche, die innigere aber ruhigere Gefühle in einfacherer Form aussprechen, wie das eigentliche Lied (s. d.). Endlich theilt man sie ein in geistliche und weltliche, welche letztere wieder in eine Menge Unterabtheilungen, wie Liebes-, Natur-, Trink-, Kriegs-, Volkslieder (s. d.) u. s. w., zerfallen. Häufig nimmt das lyrische Gedicht eine lehrhafte Wendung, was jedoch schon ein Abirren von seiner vollen Reinheit ist. Wie die innere Welt des Menschen überhaupt erst durch das Christenthum zu ihrer wahren Entwickelung und Bedeutung gelangt ist, so hat sich auch die lyrische Poesie erst in der christlichen Welt allseitig und vollständig entwickelt. Die lyrischen Gedichte des Alterthums haben entweder starke epische Beimischungen, wie bei Pindar, dem berühmtesten griech. Lyriker, oder sie gehen in das Lehrhafte über. Fast nur das Liebeslied erlangte bei den Griechen durch Sappho und Anakreon und bei den Römern durch Catull, Tibull, Properz und Horaz eine höhere Stufe der Vollendung. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten sind uns besonders herrliche lat. Kirchenhymnen erhalten. Einen überaus reichen Aufschwung nahm die weltliche Lyrik seit dem 12. Jahrh. in Südfrankreich und Spanien, etwas später in Italien, wo sie sich in die künstlichen Formen des Sonetts, der Canzone, Sestine u. s. w. kleidete. In Deutschland trat eine reiche Blütezeit mit dem Minnegesange des 13. Jahrh. ein, der an Mannichfaltigkeit der Form und des Inhalts noch unübertroffen ist. Während hier in den folgenden Jahrhunderten die weltliche Lyrik durch handwerksmäßige, später durch gelehrte Künsteleien und Spielereien verfiel, erhob sich desto glänzender seit der Reformation das Kirchenlied (s. d.), dessen Hauptrepräsentanten Luther, P. Gerhardt, Klopstock und Gellert sind. In die weltliche Lyrik kam erst mit der Mitte des 18. Jahrh. ein neues Leben, welches sich besonders darin zeigte, daß sie in der Ballade (s. d.) und Romanze (s. d.) Gebiete betrat, die bis dahin der epischen Poesie ausschließend angehörten. Seitdem und namentlich in den letzten dreißig Jahren hat die deutsche Poesie auf diesem Gebiete ihre schönsten Früchte getrieben, sodaß für das Epos fast gar kein, für das Drama ein verhältnißmäßig geringer Raum übrig blieb. Von dem Wesen der lyrischen Poesie wird die Bezeichnung lyrisch auch auf manche andere Gegenstände übergetragen, die die Beweise eines regen Gefühlslebens an sich tragen.

Lys oder Leye, ein Frankreich und Belgien angehöriger Fluß, merkwürdig namentlich als ehemalige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, entspringt bei dem Städtchen Lysbourg im franz. Departement Pas de Calais, und wird in Frankreich bei Merville schiffbar. Er theilt das Departement des Norden in eine nördliche und eine südöstliche Hälfte, nimmt die Deule, Mandèle und den Kanal von Brügge auf und fällt nach einem Laufe von 22 M., und nachdem er die Städte Aire, Menin und Courtray berührt hat, bei Gent in die Schelde. Am L. ließ Ludwig XIV. 1695 beim Ausbruch des Coalitionskriegs durch 20000 Bauern in acht Tagen seine ersten Linien anlegen, die aber wegen ihrer zu weiten Ausdehnung sich als unhaltbar erwiesen. Im Revolutionskriege fand am L. am 13. Sept. 1793 zwischen den Holländern unter dem Erbprinzen von Oranien und den Franzosen unter dem General Houchard ein Gefecht statt, in welchem die Erstern siegten.

Lysander, ein berühmter spartan. Feldherr, der mit einer außerordentlichen Thätigkeit und einem durchdringenden Verstande zugleich große Schlauheit, Rachsucht und einen verderblichen Ehrgeiz verband, erhielt, nachdem er einen Theil seiner Jugendzeit am Hofe des jüngern Cyrus verlebt hatte, im J. 407 v. Chr. den Befehl über die spartan. Flotte und verfolgte von jetzt an den Plan, das damals gebietende Athen zu stürzen und sein Vaterland auf den Gipfel der Macht zu erheben. Noch in demselben Jahre schlug er die athen. Flotte in Abwesenheit des Alcibiades (s. d.) bei dem Vorgebirge Notion. Nach der

Niederlage und dem Untergange des an seine Stelle gewählten Kallikratidas (s. d.) trat er gegen die in Sparta herrschende Gewohnheit zum zweiten Male an die Spitze der Flotte. Er eroberte Lampsakos, nahm im J. 405 v. Chr. auf der Rhede von Ägos-Potamos (s. d.) die größte Zahl der feindlichen Schiffe weg und beendete im darauf folgenden Jahre mit der Eroberung Athens, welches Agis und Pausanias (s. d.) zu Lande eingeschlossen hatten, den peloponnes. Krieg. Schon den frühern Sieg benutzte er zur Unterwerfung aller Bundesgenossen der Athener in Kleinasien und auf den Inseln und führte überall aristokratische Verfassungen unter Aufsicht spartan. Harmosten oder Statthalter ein. Nach seiner Rückkehr nach Sparta, das von jetzt an in Folge der unermeßlichen im Kriege gewonnenen Schätze in Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit verfiel, wußte er sich unter dem Scheine von Uneigennützigkeit und Freigebigkeit einen bedeutenden Anhang zu verschaffen. Er versuchte die bestehende Verfassung seines Vaterlandes zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu erheben, gab aber diesen Plan aus nicht unbegründeter Furcht vor Verrath wieder auf und kam später im böotischen Kriege in der Schlacht bei Haliartus, 394 v. Chr., um. Sein Leben haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Lysias, einer der vorzüglichsten griech. Redner, geb. 458 v. Chr. zu Athen, begab sich im J. 443 nach Thurii in Unteritalien, wo er Unterricht in der Rhetorik und Philosophie erhielt und über dreißig Jahre lang in Achtung und Wohlstand lebte. Im J. 411 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte dieselbe aber während der Herrschaft der dreißig Tyrannen in Folge politischer Verdächtigung wieder verlassen, flüchtete sich hierauf, des größten Theils seiner Habe beraubt, nach Megara. Nachdem Thrasybulus zum Freiheitskampfe sich gerüstet und L. selbst den Rest seines Vermögens zum Besten des Staats freiwillig hingegeben hatte, ging er abermals nach Athen zurück und starb daselbst im J. 378 v. Chr., ohne irgend eine Belohnung für seine Aufopferung erhalten zu haben. Sehr groß war seine rednerische Thätigkeit, da die Alten 425 Reden, die man unter seinem Namen kannte, erwähnen, obgleich unter diesen von ihnen selbst nur 230 als echt anerkannt wurden. Von ihnen sind nur 35, und darunter einige unvollständige oder verdächtige, auf uns gekommen. Diese Reden, die L. vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, gegen Eratosthenes, nicht selbst gehalten, sondern theils zum Gebrauch für Andere, theils zur Übung verfaßt hat, zeichnen sich durch Reinheit, Einfachheit und Würde der Sprache ebenso sehr wie durch Abrundung und Anmuth des Vortrags aus. Bearbeitet wurden sie in den Gesammtausgaben der att. Redner von Reiske (Bd. 5 und 6, Lpz. 1772), Bekker (Bd. 1, Berl. 1823) und Baiter und Sauppe (Zür. 1843), und besonders herausgegeben von Förtsch (Lpz. 1829), Franz (Münch. 1831) und in einer Auswahl von Bremi (Gotha 1826). Vgl. Hölscher, „De vita et scriptis Lysiae" (Berl. 1837).

Lysimächus, ein Feldherr Alexander's des Großen, erhielt nach dessen Tode bei der Ländervertheilung das macedonische Thrazien, das er aber wegen der Hartnäckigkeit der Bewohner erst erobern mußte, nahm später nach dem Beispiele der übrigen Heerführer den Königstitel um 308 v. Chr. an und schloß mit den Satrapen Kassander, Ptolemäus Lagi und dem aus Babylon vertriebenen Seleukus ein Bündniß gegen Antigonus (s. d.), der in der Schlacht bei Ipsus (s. d.) 301 v. Chr. Leben und Reich verlor, worauf L. von ganz Vorderasien diesseits des Taurus Besitz ergriff. Unglücklich dagegen war sein Feldzug gegen die jenseit der Donau wohnenden Geten, da er hier durch Verrätherei mit dem größten Theile seines Heers in Gefangenschaft gerieth; doch wurde er von dem Könige der Geten, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, wieder freigelassen und in seine frühern Rechte vollständig eingesetzt. Hierauf suchte L. seine Macht immer weiter auszudehnen, wurde aber in Folge der Ermordung seines trefflichen Sohnes Agathokles, der bei dem Volke in großer Liebe und Achtung stand, von dem gegen ihn aufgereizten Seleukus Nikator (s. d.) bei Kurupedion in Phrygien 282 v. Chr. gänzlich geschlagen und fiel selbst kämpfend im Getümmel der Schlacht.

Lysippus, einer der thätigsten und berühmtesten griech. Bildhauer in Erz, um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes gebürtig, wußte die Beobachtung der Natur und das Studium der frühern Meister, namentlich des Polykletus (s. d.), glücklich zu verbinden, indem er der körperlichen Wohlgestalt und dem Ausdrucke echt heroischer Kraft eine vor-

zügliche Aufmerksamkeit schenkte. Daher wählte er auch zum Gegenstand seiner schöpferischen Kunst meist Heldengestalten aus der mythischen und historischen Zeit, besonders den Hercules in seinen Kämpfen und Athletenfiguren. Den höchsten Ruhm aber erlangten seine Darstellungen Alexander's des Großen, bei denen man das Weiche in der Haltung des Nackens, das Verschmelzen der Milde in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, das in den Mienen dieses Helden lag, und das strahlenförmig wallende Haupthaar bewunderte. Außerdem verfertigte er eine ganze Gruppe von Feldherren und Kriegern aus Alexander's Umgebung, welche eine täuschende Ähnlichkeit mit den Originalen verriethen.

Lysisträtus, ein griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes, ein Bruder des Lysippus (s. d.), scheint sich blos die getreue Nachahmung der äußerlich vorhandenen Gestalt zum Ziele seiner Kunst gesetzt zu haben, war aber der Erste, der Gesichter in Gyps abformte.

Lyttleton (George, Lord), engl. Dichter und Geschichtschreiber, ein Sohn des Baronet Thom. L., geb. 1709 zu Haylay in der Grafschaft Worcester, trat, nachdem er den Continent bereist, unter dem Ministerium Walpole ins Unterhaus und zeigte sich hier sofort als den heftigsten Gegner der Verwaltung. Besonders weil er auf die Entfernung Walpole's antrug, wählte ihn der mit dem Hofe zerfallene Prinz Friedrich von Wales 1737 zu seinem Secretair. Durch des Prinzen Einfluß wurde L. 1744 Lord der Schatzkammer und Geh. Rath. Da er indeß hiermit zugleich seine politischen Grundsätze änderte, so mußte er schon im Dec. desselben Jahres mit Lord Carteret, der zu den Tories gehörte, wieder aus der Regierung treten. Im J. 1751 kam er als Erbe des Titels und der Güter seines Vaters in das Oberhaus. Er lebte fortan in Zurückgezogenheit, ganz literarischen Arbeiten gewidmet, und starb am 23. Aug. 1773. Sein Hauptwerk „History of the life of Henry II." (5 Bde., Lond. 1755—71; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791) ist zwar weitschweifig, aber auf gründliche Forschung gestützt. Großes Aufsehen machte er durch die „Dialogues of the dead" (Lond. 1767), dichterische Betrachtungen, die er in seinen Mußestunden niederschrieb. Seine „Poetical works", die zugleich mit denen von Hammond (Glasg. 1787) erschienen, zeichnen sich übrigens weniger durch Schwung der Phantasie, als durch correcte Versification aus. Sein literarischer Nachlaß kam unter dem Titel „Miscellanies" (Lond. 1775; 3 Bde., 1776) heraus.

Lytton (Edward), s. Bulwer (Baronet).

M.

M', das abgekürzte Mac, wie es auch ausgesprochen wird, ist eine Vorsetzsilbe schot. Eigennamen und bedeutet so viel als Sohn. Es rührt, gleich dem hebr. Ben (s. d.) und dem irländ. O' (s. d.), aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren.

Mäander, jetzt Meinder, ein Fluß Kleinasiens, welcher bei Keläna in Phrygien entspringt, hierauf Karien und Lydien, wo er die Grenze bildet, durchströmt, und bei Miletus ins Ikarische Meer fällt, war im Alterthume seiner vielen Krümmungen wegen berühmt, daher man auch in der Stickerei die künstlichen Windungen, besonders die ineinander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern, wol auch auf Urnen und Gefäßen, damit bezeichnete.

Maanen (Cornelis Felix van), niederländ. Staatsmann, geb. im Haag 1769, studirte die Rechte in Leyden, wo er auch als Doctor promovirte und wurde, nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt prakticirt hatte, 1795 Generalprocurator. Er gehörte damals, wenn auch nicht aus Überzeugung, sondern weil es die Zeit verlangte, zur ultraliberalen Partei und war ein entschiedener Anhänger der Volkssouverainetät. König Ludwig von Holland ernannte ihn 1806 zum Justizminister, entließ ihn aber 1809. Nach der Ver-

einigung Hollands mit dem franz. Reiche wurde er 1810 Staatsrath und später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. Obschon er an der Wiederherstellung seines Vaterlandes im J. 1814 nicht den entferntesten Antheil genommen hatte, ernannte ihn doch der König Wilhelm zum Mitglied der mit der Revision des Grundgesetzes beauftragten Commission und zum Präsidenten der Versammlung der Notabeln. In dieser sprach er sich sehr nachdrücklich für die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde hierauf im Sept. 1815 Justizminister, wozu ihn seine Talente wie seine Thätigkeit befähigten. Allein sofort änderte sich seine politische Gesinnung und mit Eifer trat er nunmehr den liberal Gesinnten entgegen. Abgesehen hiervon machte er sich den Belgiern noch insbesondere verhaßt durch die Strenge, mit der er die Verordnung über den Gebrauch der holländ. Sprache in Belgien durchführte, durch den Proceß gegen Ducpétiaux und Potter (s. d.) und durch den Antheil, den man ihm beimaß, an der Erklärung des Königs, in Ansehung der Verantwortlichkeit der Minister, sodaß man ihm einen großen Theil der Schuld zuschreiben muß, welche die belg. Revolution hervorrief. Nachdem das erbitterte Volk seine Wohnung in Brüssel verwüstet und die Revolution begonnen hatte, wurde er in Folge seines dringenden Ansuchens am 3. Sept. 1830 entlassen, nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens aber sofort wieder als Justizminister angestellt. So blieb er, dem man große Erfahrung, Klugheit, Charakterfestigkeit und Beredtsamkeit nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze der Regierung König Wilhelm's. Allein nach der Abdankung desselben sah auch M. schnell sein Gestirn erbleichen, sodaß er sich veranlaßt fand, 1842 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 1843.

Maas (lat. Mosa, franz. Meuse), ein bedeutender Fluß, welcher in Frankreich im Departement Obermarne, bei dem Dorfe Meuse, zwei Meilen von Langres auf den Sichelbergen (monts de faucille) in den Vogesen entspringt, ist insbesondere durch sein Verschwinden unter der Erde bei Bazoilles vor Neufchâteau, wonach er erst eine Meile davon bei Noncourt wieder zum Vorschein kommt, merkwürdig. Er wird bereits in dem nach ihm benannten Departement schiffbar, nimmt in Frankreich den Chiers auf, fließt dann nach Belgien, wo die Sambre und Durthe sich mit ihm vereinigen, hierauf nach Holland, wo er die Roer aufnimmt, und ergießt sich von der linken Seite in den Arm des Rhein, welcher die Waal heißt. Gleich darauf trennt er sich wieder von der Waal, um sich bei dem Schlosse Löwenstein aufs neue mit ihr zu vereinigen, heißt dann Merwe und theilt sich bei Dordrecht wieder in zwei Arme, welche beide, der linke in mehren Mündungen, der rechte, nachdem er vorher durch den Kanal Merwe den zweiten Rheinarm Leck zum Theil aufgenommen hat, sich in die Nordsee ergießen. Auf seinem im Ganzen langsamen Laufe von 80 M. berührt er die Städte Verdun, Sedan, Metz, Charleville, Charlemont, Dinant, Namur, Lüttich und Maastricht. Seine Breite, die bei Verdun 200 F. beträgt, wächst bei Lüttich auf 600, bei Gorkum auf 1000 F.

Maastricht, auch Maestricht (Trajectum ad Mosam), die Hauptstadt der holländ. Provinz Limburg mit 23000 E., liegt am Einflusse der Jaar in die Maas, durch welche sie in zwei Theile gesondert wird, von denen der kleinere auf dem rechten Ufer liegende Theil Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne 500 F. lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche öffentliche Plätze, unter ihnen den großen Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentliche Bibliothek aufgestellt ist, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, sehr zahlreiche Kirchen, und ein Lyceum. M. ist die wichtigste Festung der Niederlande und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Zu ihr gehört die südlich der Stadt gelegene Citadelle auf dem Petersberge, zwischen welcher und der Stadt das flache Land durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden kann. Die Erwerbszweige der Einwohner sind Branntweinbrennerei, Tuch-, Flanell-, Gewehr-, Seife- und besonders Lederfabrikation, nächstdem Krapp-, Tabacks- und Cichorienbau. Ausgezeichnet sind auch die hier bereiteten, unter dem Namen Heiligmaker bekannten Pfefferkuchen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der in dem Petersberge befindliche große Steinbruch mit einem Labyrinthe unterirdischer Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstützt werden und in welchen hin und wieder nach oben ausgehauene Licht- und Luftlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse angebracht sind. Nach der Maas zu ist der Ein-

gang, wo die Wagen leicht hineinfahren und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Bei dem weiten Umfange des Steinbruchs, der auf zwölf Meilen angegeben wird und wegen der vielen sich durchkreuzenden Wege, deren man 20000 zählt, ist es gefährlich, ohne erfahrenen Wegweiser sich in diese Irrgänge zu wagen, die übrigens den Einwohnern in Kriegszeiten zu einem sichern Zufluchtsorte für sich und das Ihrige dienen. Auch findet man darin Lager von Muscheln und merkwürdige Versteinerungen, unter denen besonders ein Krokodil und die Skelete von mehren unbekannten Seethieren interessant sind. M. stand früher unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und des Bischofs von Lüttich. Im westfälischen Frieden wurde es den Generalstaaten zuerkannt.

Maaß (Joh. Gebh. Ehrenreich), ein besonders als Physiolog verdienter deutscher Philosoph, geb. zu Krottendorf im Halberstädtischen am 26. Febr. 1766, besuchte die Domschule zu Halberstadt und seit 1784 die Universität zu Halle, wo er nach seines Vaters Wunsche Theologie, mit besonderer Vorliebe aber Philosophie studirte und sich 1787 habilitirte. Er wurde daselbst 1791 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Philosophie, und starb am 23. Dec. 1823. Auf seine Philosophie hatte besonders Eberhard großen Einfluß; doch eignete er sich später Manches von Kant an. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Lpz. 1791); „Versuch über die Einbildungskraft" (Halle 1792; neue Aufl., 1797); „Über Rechte und Verbindlichkeiten" (Halle 1794); „Grundriß der reinen Rhetorik" (Halle 1798; 4. Aufl. von Gruber, 1827); „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., Halle und Lpz. 1805—7); „Grundriß des Naturrechts" (Lpz. 1808); „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten" (Halle und Lpz. 1811); seine Fortsetzung und neue Auflage von Eberhard's „Synonymik" (6 Bde., Halle und Lpz. 1820) und seine „Familiengemälde" (4 Bde., Halle und Lpz. 1813—14). M. war auch ein sehr tüchtiger theoretischer Musiker und hat namentlich mehre Lieder componirt.

Maaßen (Karl Georg), ehemaliger preuß. Geh. Staats- und Finanzminister, geb. am 23. Aug. 1769 zu Kleve, besuchte das Gymnasium zu Wesel und studirte seit 1788 in Duisburg die Rechte. Nachdem er 1791 bei der Regierung zu Kleve in den Staatsdienst getreten, wurde er im folgenden Jahre Referendar, 1795 Geh. Regierungsarchivar und 1799 zugleich Criminalrath. In Folge der Auflösung der kleve-märkischen Regierung kam er 1803 zur neuen Regierung nach Münster, 1804 als Kriegs- und Domainenrath nach Hamm, und nachdem Preußen seine westfäl. Besitzungen verloren hatte, 1808 als Rath in das großherzoglich bergische Ministerium zu Düsseldorf. Schon im nächsten Jahre aber berief man ihn in Preußen zum Director der zweiten Abtheilung der Regierung zu Potsdam. In Preußen wurde er 1816 Director der Generalverwaltung für Gewerbe und Handel, 1817 wirklicher Geh. Oberfinanzrath und Mitglied des Staatsraths, 1818 Generalsteuerdirector und nach Motz's Tode, der ihn selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte, 1830 Geh. Staats- und Finanzminister. Als solcher erwarb er sich um Deutschland ein hohes Verdienst durch Zustandebringung des deutschen Zollvereins. Er starb zu Berlin am 2. Nov. 1834.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, geb. am 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont in der Champagne, trat 1654 in den Orden. Indem er im Interesse desselben die Echtheit mehrer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezüchtigten Urkunden zu beweisen strebte, wurde er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke „De re diplomatica" (Par. 1681, nebst Supplement 1704, Fol.; herausgegeben von Ruinard 1709 und von Adimari, Neap. 1789, Fol.) mit musterhafter Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Colbert bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. aber schlug sie aus und erbat sich nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Im J. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Die Resultate dieser Reise, die zum Theil im vierten Bande seiner „Vetera analecta" (4 Bde., Par. 1675—85) niedergelegt sind, bewogen den König, M. 1685 auch nach Italien zu schicken. Wie dort, so entdeckte er auch hier viele wichtige Documente, die er zum Theil in seinem „Musaeum ital. seu collectio vett. scriptt.

ex biblioth. ital. eruta" (2 Bde., Par. 1687—89, 4.; neue Ausg., 1724) veröffentlichte. Für die königliche Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb in Paris am 27. Dec. 1707. Zu der großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des heil. Maurus veranstaltete, lieferte er die Werke des heil. Bernhard (2 Bde., Par. 1667, Fol.). Sein „Traité des études monastiques" (2 Bde., Par. 1692), eine kurze Methodologie des theologischen Studiums, war eine Gelegenheitsschrift und gegen Dominique Rancé, Abt von Latrappe, gerichtet, welcher in einer seiner Schriften behauptet hatte, daß den Mönchen die Studien mehr schadeten als nützten. Der Kirchengeschichte nützte er durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffes. Auch gab er „Acta Sanctorum ordinis S.-Benedicti" (9 Bde., Par. 1668—1702, Fol.) und „Annales ordinis S.-Benedicti" (6 Bde., Par. 1703—39, Fol.) heraus, die erste kritische Geschichte seines Ordens, die von Ruinard fortgesetzt und von Massent-und Martene beendet wurde. In den „Oeuvres posthumes de M. et de Ruinard" (2 Bde., Par. 1724) ist ein Theil seiner nachgelassenen Schriften nebst einigen selten gewordenen Abhandlungen zusammengestellt.

Mably (Gabr. Bonnot de), ein gründlicher Kenner der Geschichte und des Verfassungswesens alter und neuer Staaten, geb. zu Grenoble am 14. Mai 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, in welchem er bei seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen mit dem Cardinal und spätern Minister Tencin es zu glänzenden Ehrenstellen hätte bringen können, wenn nicht seine Neigung für ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften, noch mehr aber seine scharf ausgesprochene Verachtung moderner Zustände ihn von öffentlichen Geschäften fern gehalten hätten. Zwar arbeitete er seit 1742 mehre Denkschriften für die Minister, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und entwarf den Tractat, den Voltaire dem König Friedrich II. überbrachte; auch verfaßte er die Schriften, welche den Verhandlungen des Congresses zu Breda zur Grundlage dienen sollten, kehrte indeß bald wieder ganz zu seinen Studien zurück und mischte sich erst in spätern Jahren nochmals in die Politik, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. Er verweilte 1771 ein Jahr in Polen, wo er sich die ungetheilte Liebe erwarb, und seine Ansichten über die poln. Verhältnisse enthält die Schrift „Du gouvernement et des lois de la Pologne" (Par. 1781). Weniger günstig nahmen die Amerikaner seine „Observations sur les Etats-Unis de l'Amérique" (Par. 1784) auf. Er starb zu Paris am 23. Apr. 1785. Seine literarische Laufbahn hatte er mit der „Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement" (2 Bde., Par. 1740) begonnen. Obgleich diese Schrift allgemeinen Beifall fand, so genügte sie doch dem Verfasser bald so wenig, daß er sie ganz verwarf und zu zwei neuen Werken „Observations sur les Romains" (Genf 1751) und „Observations sur l'histoire de France" (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben und mit einem „Essai sur l'histoire de France" bereichert wurden (4 Bde., Par. 1823—24; neue Aufl., 1840). Ihnen schließen sich an seine gründlichen „Observations sur les Grecs" (Genf 1749), die er in die „Observations sur l'histoire de la Grèce" umarbeitete. Vorher war sein „Droit public de l'Europe fondé sur les traités" (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Den höchsten Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der vortrefflichen „Entretiens de Phocion" (Amst. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und namentlich die Nothwendigkeit nachweisen, die Politik mit den Foderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite seine Schrift „De la législation, ou principes des lois" (Amst. 1776). In Bezug auf staatliche Verhältnisse hatte sich M. die lykurgische Verfassung zum Muster genommen. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Arnoux (15 Bde., Par. 1795), eine neue erschien 1818 (6 Bde., Par.).

Mabuse (Joh. von), ein berühmter Maler, der Zeitgenosse des Lukas von Leyden, geb. 1499, nach Andern schon um 1470, im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach Andern Gossaert. Nach längerer Ausübung seiner Kunst in den Niederlanden ging er nach Italien, ohne daß man jedoch weder den Zeitpunkt, noch die Schule, welcher er sich anschloß, genauer zu bezeichnen wüßte;

doch läßt sich auf ein besonderes Studium der Werke Leonardo's und Michel Angelo's schließen. Nach der Heimat zurückgekehrt, fand er Ruhm und Beschäftigung genug; allein stets riß ihn sein wilder, ausschweifender Sinn zu vielen Verirrungen hin, sodaß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang sich aufgehalten hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte, das aber, als der Blitz später die Kirche anzündete, verbrannte. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich in Middelburg Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber großentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er das Bild, Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York, malte, das nebst andern von ihm noch jetzt in Strawberry-Hill zu sehen ist. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Hier lernte ihn Karl V. kennen und beschenkte ihn mit einem neuen Gewande von weißem Damast mit herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinde; allein M. verkaufte den Damast heimlich, und verschwelgte den Ertrag, wußte jedoch den Kaiser, als er vor diesem erschien, durch ein von Papier gefertigtes täuschend übermaltes Kleid zu täuschen, bis dieser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen. M. starb 1562, nach Andern schon 1532. Gemälde von ihm finden sich in mehren Galerien; so namentlich eine Kreuzigung, eine heil. Jungfrau und ein Erzengel Michael in goldener Rüstung in Boisserée's Sammlung; eine Madonna in der kaiserlichen Galerie zu Wien und eine Maria mit dem Jesuskinde in der Moritzkapelle zu Nürnberg. M. ist durchgängig in seinen frühern, vor der Reise nach Italien gemalten Bildern am ansprechendsten. In Italien ging es ihm wie den meisten niederländ. Malern; sie büßten die Naivetät, den derben Natursinn und die leuchtende Farbe der van Eyck'schen Schule ein und eigneten sich dagegen die Freiheit der Form, die sie bei der Antike lernten, äußerlich an. So gehen auch bei M. zumal die profanen und mythologischen Gegenstände selten über das Gebiet der Allegorie und der Actfigur hinaus, und doch wird er neben Bernardin von Orley immer als der bedeutendste dieser in Italien gebildeten niederländ. Künstler gelten dürfen.

Mac, s. M'.

Macadamisiren nennt man eine besondere Art des Chausseebaues. Der Erfinder dieses Bausystems, ein Amerikaner, John Loudon M'Adam, geb. 1755, gest. am 26. Nov. 1836, veröffentlichte die Grundsätze desselben in zwei Schriften, „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads" (Lond. 1819) und „Remarks on the present state of road making" (Lond. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825). Das System hat von vielen Seiten Anfechtung gefunden, nichtsdestoweniger ist dasselbe seiner vielen Vortheile wegen auch jetzt noch das anerkannt beste. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung; dieselbe beträgt nicht mehr als 1¼ Z. auf 10 F. Breite der Straße. Der Untergrund ist minder hart als bei den gepflasterten Straßen und besteht aus einer 6—10 Z. hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von 1½—3 Z. im Quadrat zerschlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa einen Zoll im Quadrat zerkleinert sind, und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiesels, Granits oder Porphyrs womöglich Kalkstein, da er, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere, undurchdringliche Schicht gibt. Allerdings sind die macadamisirten Chausseen anfänglich schlecht zu befahren und greifen das Zugvieh bedeutend an. Wenn sie aber erst eben sind und man sie vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt, so sind sie beiweitem besser als gepflasterte. Die Reparatur solcher Chausseen ist leicht, doch muß man dafür sorgen, daß die reparirten Stellen mit den alten in guten Verband kommen, was man dadurch bewirkt, daß man schwere gußeiserne Walzen darüber hinzieht, mit welchen man überhaupt öfters die aufgefahrenen Geleise einebenen muß.

Macão, eine kleine, ungefähr fünf □M. große und von 40000 Menschen bewohnte Insel an der Mündung des Tiger- oder Perlflusses unterhalb Kanton in China, die unter chines. Oberhoheit gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses von den Portugiesen besessen wird, gehörte früher nebst den Inseln Solor und Timor zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber nebst diesem seit 1844 ein eigenes portug. Gouvernement, das indeß

noch von einem chines. Mandarin überwacht wird, der die dem chines. Kaiser vorbehaltenen politischen und policeilichen Rechte wahrnimmt. M. ist einer der merkwürdigsten Punkte Asiens, indem es während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des oriental. Handels war, und weil man ihn als die Wiege des unermeßlichen Handels betrachten muß, der gegenwärtig sich in Kanton concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Insel liegende Stadt gleiches Namens mit ungefähr 30000 E., nächst den Chinesen meist Engländer und Portugiesen, ist der Sitz des portug. Gouverneurs und eines katholischen Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung hat, hat vier Forts, einen sichern Hafen, fünf christliche Kirchen und mehre Pagoden, und wird von einer portug., meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung vertheidigt. Vor dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war sie von großer commercieller Bedeutung, weil sie den Vermittelungspunkt zwischen dem europ. Handel und Kanton bildete, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europ. Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chines. Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit dem letzten Frieden zwischen China und England vom 26. Aug. 1842, insbesondere seit der Gründung der engl. Niederlassung auf Hong-kong, und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehr haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit verloren, obschon der daselbst getriebene Zwischenverkehr, besonders in Betreff des Opiumschmuggels, noch immer von großer Bedeutung ist. Die Engländer besitzen in M. eine Factorei, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistorischer und ethnologischer, besonders auf China bezüglicher Gegenstände. Außerdem ist M. der Sitz der engl. protestantischen Mission für China nebst einer chinesischen Buchdruckerei und dadurch der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs zwischen diesem Reich und dem Abendlande. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man die Grotte des Camoens, in der dieser seine „Lusiaden" gedichtet haben soll.

Macartney (George, Graf), bekannt durch seine Gesandtschaftsreise nach China, geb. am 14. Mai 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt seine erste Bildung auf der Universität zu Dublin und studirte dann zu London die Rechte, wo er mit Burke und andern ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit Freundschaft schloß. Nach einer Reise auf dem Festlande trat er durch Lord Holland's und Sandwich's Einfluß für Midhurst ins Parlament. Im J. 1765 sendete ihn die Regierung nach Rußland, wo er einen Handelsvertrag abschloß. In der Folge wurde er Secretair des Lordlieutenants von Irland und irländ. Baron; 1775 aber Gouverneur von Granada und Tabago. Bei der Eroberung von Granada fiel er 1779 in franz. Gefangenschaft. Die Regierung ernannte ihn 1781 zum Gouverneur von Madras, wo er sich im Kriege gegen Frankreich große Verdienste erwarb. Im J. 1785 zurückgerufen, trug ihm die Regierung kurz vor seiner Abreise das Generalgouvernement von Bengalen an. Doch stellte er dabei solche Bedingungen, daß die Directoren der Compagnie darauf nicht eingehen mochten. Nach einer längern Muße zu London erhielt er als brit. Gesandter eine Sendung nach China. Um nämlich die großen Baarzahlungen, die jährlich für Thee nach China gingen, einzuschränken, wollte die Regierung versuchen, den brit. Fabrikaten den Eingang in China zu verschaffen. M. trat die Reise am 26. Sept. 1792 an und erreichte unter großen Anstrengungen Pe-king. Man erkannte jedoch am dortigen Hofe weder den Werth der Geschenke, die er mit sich führte, noch gestattete man ihm, längere Zeit zu verweilen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr im J. 1794 wurde er zum Grafen erhoben und im folgenden Jahre als Unterhändler zu Ludwig XVIII., der damals in Verona residirte, gesendet. Er erhielt hierauf die brit. Pairswürde und ging als Generalgouverneur nach dem Cap der guten Hoffnung. Seiner geschwächten Gesundheit wegen kehrte er indeß schon 1798 zurück und starb zu London am 30. März 1806. Die Beschreibung jener Reise, durch welche Europa zum ersten Mal umfassende und gründliche Aufklärungen über China erhielt, gab M.'s Secretair, Staunton, heraus. Auch veröffentlichte Barrow „Public life and writings of the late Earl of M." (2 Bde., Lond. 1807), in welchen Berichte von jener Reise enthalten sind.

Macassar, ein Reich auf der Südspitze der Insel Celebes im ostind. Archipel, war bis ins 17. Jahrh. die erste Seemacht aller malaiischen Staaten. Die Portugiesen lernten es zuerst 1512 kennen. Im J. 1668 kam es fast ganz in die Gewalt der Holländer. Das noch jetzt sogenannte Reich Macassar unter eigenen Beherrschern ist nur ein kleiner Theil des großen macassarischen Reichs. Das niederländ. Gouvernement M. umfaßt etwa 370 □M. mit 50—60000 E.

Macaulay (Thom. Babington), ein ausgezeichneter engl. Lyriker und Kritiker, geb. im J. 1800, kam 1830 für Calne und 1832 für Leeds in das Parlament, wo er gegenwärtig Edinburg vertritt. Unter Melbourne's Verwaltung wurde er Mitglied des obersten Gerichtshofs in Indien, von wo er 1838 zurückkehrte. Schon früher durch einzelne Lieder und Balladen bekannt, gab er 1842 einen Band Gedichte und 1843, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die „Lays of ancient Rome" heraus, die sich durch schnellen Fortschritt der Handlung, edle und kräftige Sprache und treffliche Schilderungen empfehlen. Als Kritiker hat er sich durch viele ebenso geistreiche als gründliche Aufsätze im „Edinburgh review" über die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Literatur bekannt gemacht. Gesammelt wurden dieselben in den „Critical and historical essays contributed to the Edinburgh review" (3 Bde., Lond. 1843).

Macbeth, war um die Mitte des 11. Jahrh. König von Schottland. Nach der Sage bekämpfte er als Feldherr unter seinem Vetter Duncan VII. die Dänen, ließ den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die Übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Übermüthig durch sein Glück, strebte er nun nach der Krone. Drei übermenschliche Weiber sollen ihm bei der Rückkehr von dem Siege über die Dänen begegnet sein und ihn als Than von Glamis und als Than von Cawdor und als König von Schottland begrüßt haben. Als die beiden ersten Vorhersagungen erfüllt waren, hoffte er auch auf die dritte und ermordete den König. Des Königs Söhne mußten flüchten, und M. wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal Tyrann wurde. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, um durch deren eingezogenes Vermögen die Mittel zu gewinnen, sich eine Leibwache zu halten. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Schloß erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und bei dessen Bau die Thans ihn durch Fröhner unterstützen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, der Than von Fife, nach England und foderte Malcolm, des ermordeten Königs Duncan's VII. Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück und griffen M. an. Nachdem die Schotten meist von ihm abgefallen, wurde er auf seinem Schlosse getödtet. Diesen von der Sage überlieferten, mit der kritischen Geschichtsforschung aber nicht übereinstimmenden Stoff hat Shakspeare in seinem Trauerspiele „Macbeth" benutzt.

Maccaroni oder Maccheroni sind eine Art ital. Nudeln, welche aus dem feinsten türk. Weizenmehle, Käse und andern Mischtheilen durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise aller Volksclassen Italiens und werden vielfach ausgeführt. Die besten kommen aus Amalfi bei Neapel, ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. In Deutschland fertigt man deren zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden und anderwärts. — Maccaroni heißt in Italien auch der Hanswurst (s. d.).

Maccaronische oder Maccheronische Poesie nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind, dann eine auf Vermischung der Sprachen gestützte Art der komischen Poesie. Irriger Weise hat man Teofilo Folengo, genannt Merlino Coccajo, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, gest. 1544 in einem

Kloster bei Bassano, einen Freund und Zeitgenossen Sannazar's, für den Urheber der maccaronischen Poesie gehalten; wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er „Maccaronea" (Tusculanum 1521 und öft.; neueste Ausg., 2 Bde., Amst., eigentlich Mantua, 1768—71), weil er, gleichwie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, darin Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines an satirischen Schilderungen reichen Gedichts führt er durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter Anderm die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Übertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Außer den „Maccaronea" hat man von ihm zu derselben Gattung gehörig ein kleineres komisches Gedicht „Moschea" oder „Der Krieg der Mücken und Ameisen" (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Eisleb. 1833), sowie Eklogen und Episteln. Für das älteste deutsche maccaronische Gedicht hält man die „Floïa, Cortum versicale de Floïs swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia" 1593, 4. und öft.; deutsch, Kolb. 1830; lat. und deutsch, 2. Aufl., Sulzb. 1832). Auch gibt es ein deutsches maccaronisches Gedicht „De lustitate studentica". Französische maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's „Malade imaginaire" gehörenden dritten Zwischenspiele. Zum Glück für die Literatur hat diese possenhafte Dichtungsart, zu der wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, nicht viele Nachahmer gefunden. Vgl. Genthe, „Geschichte der maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale" (Halle 1829).

Mac-Carthy Reagh (Graf), einer der größten Bibliomanen der neuern Zeit, geb. 1744 zu Springhouse in Schottland, wählte später Toulouse zu seinem bleibenden Wohnorte, wo er auch nach fast vierzigjährigem Aufenthalte 1811 starb. Seine Bibliothek, die er von frühester Jugend an gesammelt hatte, und zu deren Bereicherung er kostbare Sammlungen, wie z. B. die von Girardot de Préfond, ankaufte, erregte wegen ihrer Seltenheiten, ihrer Kostbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes bildeten Exemplare auf Pergament (602 Werke in 826 Bdn.), unter ihnen z. B. die Complutensische Polyglotte. Übrigens zeichnete sich seine Bibliothek aus durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke, wie er denn unter Anderm die beiden Psalterien von 1457 und 1459 besaß; ferner durch eine Sammlung der ältesten Erzeugnisse der franz. Literatur und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare, welche der Besitzer oftmals erst dadurch gewonnen hatte, daß er von einem Werke mehre Exemplare kaufte und die besterhaltenen Bogen und Blätter davon zu einem Ganzen auswählte. Sie wurde in Paris 1817 versteigert und gab, mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke, einen Ertrag von 404746 Fr.; ihr Andenken aber erhält der von den Gebrüdern J. Jacq. und Mar. Jacq. Debure gefertigte Katalog (2 Bde., Par. 1815).

Macchiavelli (Niccolo di Bernardo dei) wurde 1469 aus einem edeln Geschlechte zu Florenz geboren und hatte den Staatsmann und Philologen Marcellus Virgilius zum Lehrer. Seiner Talente wegen wurde er im ersten Mannesalter Cancelliere der Republik und erhielt nicht lange nachher den wichtigen Posten eines Segretario der Republik. Als solcher, nicht als eigentlicher Gesandter, wurde er, nachdem die Florentiner die Mediceer vertrieben und so ihre Freiheit erkämpft hatten, zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber so kärglich, daß er mehrmals sich genöthigt sah, die Signoria zu bitten, ihm nur das Nothwendigste zu gewähren. Als der Papst die Mediceer in Florenz wieder eingesetzt hatte, wurde M. durch Lorenzo dei Medici aller seiner Würden entsetzt. Nachher kam er in den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici und wurde deshalb eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, sowie die darauf folgende Verbannung, mit Standhaftigkeit ertrug. Erst nachdem Giovanni dei Medici als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte M. in seine Vaterstadt zurückkehren und wurde nun von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenom-

men und vom Cardinal Julius dei Medici, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei der angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen er bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn, abermals ins Privatleben zurückzukehren, und erst nachdem Julius dei Medici als Clemens VII. Papst geworden, erhielt er wieder öffentliche, jedoch nur unbedeutende Aufträge. Allein dieses ihm von den Mediceern bewiesene Zutrauen und der Umstand, daß er von ihnen für die Abfassung seines Werkes über die florent. Geschichte ein Jahrgeld von 100 Ducati erhielt, hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht. Verkannt und geschmäht starb er zu Florenz am 22. Juni 1527. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten kommen zunächst seine Gesandtschaftsberichte in Betracht, die von vielem Scharfblick und logischem Sinn zeugen, der Schreibart nach aber nur skizzenhaft gehalten und wenig ausgearbeitet sind. Kunstvoll geschrieben sind erst die Werke seiner Muße von öffentlichen Geschäften: die Komödien, wie es der Zeitgeschmack foderte, der Antike nachgeahmt und ohne sonderliche Eigenthümlichkeit, die „Compagnia di piacere", Statuten und Maximen einer muntern Gesellschaft; sodann die „Istorie fiorentine 1215 — 1492" (Flor. 1532, 4.; deutsch von Neumann, 2 Bde., Berl. 1809), sein Hauptwerk, eines der vorzüglichsten Muster edler ital. Prosa; endlich die Arbeiten, durch welche er am berühmtesten geworden, seine politischen Schriften, die „Discorsi", die „Arte della guerra" und der „Principe". Die beiden erstern sind innerhalb eines Kreises junger Edeln, der sich um den Cardinal Medici in den Gärten Cosimo Rucellai's sammelte, verfaßt. In den „Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio", zwischen 1518 und 1522 geschrieben (Ven. 1532), beschränkt sich M. nicht auf den Inhalt der im Titel genannten Geschichtsbücher, sondern zieht allerlei geschichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Maßregeln und Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden müßte; die europ. Staaten seien verderbt, sonderlich die ital., nur durch unbeschränkte Gewalt eines tüchtigen Fürsten sei noch Rettung möglich. Dieser Meinung waren damals viele ausgezeichnete Männer, z. B. auch Varchi in seinen florent. Geschichten. In der „Arte della guerra" (Agosta 1521) hat M. das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Nachahmung anempfohlen. Der „Principe" (Ven. 1515, 4. und sehr oft; deutsch unter Andern von Rehberg, Hannov. 1810; 2. Aufl., 1824) ist an Lorenzo dei Medici gerichtet, den Neffen Leo's X., auf welchen die Patrioten, welche eine Wiedergeburt Italiens durch einen starken Fürsten wünschten, damals ihre Hoffnung setzten. An den Beispielen eines Cesare Borgia, eines Ludwig's XII., die er etwas idealisirt, sucht M. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und erhalten werden könne. Dieser Zweck müsse verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln; denn die Schlechtigkeit der Menschen rechtfertige jedes Mittel, wenn nur Italien, welches darauf harte, von seinen Wunden geheilt und aus der Hand der Barbaren gerettet zu werden, endlich wieder stark und groß werde. Dies ist der wahre Sinn des „Principe", des so oft miskannten Buches, das Friedrich II. eines der gefährlichsten, die je geschrieben worden, nannte und in seinem „Antimacchiavell" bekämpfte. Neuere, z. B. Herder, nahmen M. in Schutz, am besten Ranke in dem Anhange seiner Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" (Berl. und Lpz. 1824). M., sagt Ranke, suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben. Sammlungen von M.'s Werken erschienen zuerst 1550 und öft.; dann zu Florenz 1813 (8 Bde.), 1826 (10 Bde.) und in einem Bande 1833; deutsch wurden sie übersetzt von Ziegler (8 Bde., Stuttg. 1832—41).

M'Culloch (John), Naturforscher und Arzt, geb. am 6. Oct. 1773 auf der Insel Guernsey, aus einer angesehenen schot. Familie, studirte in Edinburg, wo er sich, erst 18 Jahre alt, die medicinische Doctorwürde erwarb, und übernahm hierauf die Stelle eines Assistenzchirurgen bei einem Artillerieregimente. Im J. 1803 wurde er als Chemiker des Artilleriecollegiums angestellt, und prakticirte nun zugleich als Arzt in der Nähe von London; 1811 aber gab er Stelle und Praxis auf, um an den damals von der Regierung angeordneten geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen Schottlands Theil zu nehmen. Im J. 1820 wurde er Leibarzt des damaligen Prinzen Leopold von Sachsen-

Koburg und in den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er die Professur für Chemie und Geologie an der Militairschule der Ostindischen Compagnie zu Addiscombe. Er starb in Folge einer durch Beinbruch nothwendig gewordenen Amputation am 21. Aug. 1835. Von seinen naturwissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen „Description of the western islands of Scotland" (3 Bde., Lond. und Edinb. 1819); „A geological classification of rocks with descriptive synopses" (Lond. 1821); „The Highlands and western isles of Scotland" (Lond. 1824) und „A system of geology with a theory of the earth" (Lond. 1831). Die medicinische Literatur bereicherte er durch die beiden Werke „Malaria, an essay on the production et propagation of this poison" (Lond. 1827) und „An essay on the remittent et intermittent diseases" (2 Bde., Lond. 1828). — John Ramsey M'C., gegenwärtig Professor an der Universität in London, geb. 1789 auf der Insel Whithorn in Wigtonshire, gebildet in Edinburg, einer der hauptsächlichsten Vertheidiger eines fixen Getreidezolls, seit 1843 auswärtiges Mitglied der franz. Akademie, hat sich durch sein „Dictionary of commerce and commercial navigation" (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl., Augsb. 1842 und von Schmidt, Stuttg. 1836—37) in Deutschland einen bekanntern Namen gemacht, als durch seine wichtigern Werke, unter denen wir nur an den „Discourse on the rise, progress etc. of political economy" (2. Aufl., Edinb. 1825) „The principles of political economy" (2. Aufl., Lond. 1830; deutsch von Weber, Stuttg. 1831), die Ausgabe von A. Schmidt's „Theory of moral sentiments" (2 Bde., Lond. 1828) und „Nature and causes of the wealth of nations" (2 Bde., Lond. 1828) erinnern.

Macdonald (Etienne Jacq. Jos. Alex.), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde am 17. Nov. 1765 zu Sedan im Departement Cher geboren. Sein Vater stammte aus einem hochschot. Clangeschlechte, hatte mit 20 Andern seines Stammes 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war als Jakobit nach Frankreich ausgewandert. Als Lieutenant in dem irischen Regiment Dillon wohnte M. 1784 dem Feldzuge in Holland unter dem Marschall Maillebois bei. Er wendete sich der Revolution zu, focht als Oberst in der Schlacht bei Jemappes, trat dann als Brigadegeneral in die Nordarmee und zeichnete sich in den Feldzügen von 1793 und 1794 in Holland vielfach aus. In Anerkenntniß der Kühnheit und Thätigkeit, welche er unter Pichegru (s. d.) im Jan. 1795 beim Übergange über den gefrorenen Waal (den Rhein an der Mündung) bewies, wurde er Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft befehligte er 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militairischen Ruf begründete. Im J. 1798 erhielt er das Gouvernement in den röm. Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50000 Neapolitanern vordrang, mit seinen Truppen auf das Heer des Obergenerals Championnet zurückziehen, an dessen siegreichen Operationen er nun Theil nahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Allein nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahre 1799 den Oberbefehl in Neapel. Die Unfälle Scherer's (s. d.) zwangen jedoch auch ihn, das Land aufzugeben. An der Spitze von 35000 M. trat er den Rückzug an; er warf die Österreicher am 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber am 17. Juni von dem weit überlegenen östr.-russ. Heere unter Suwarow und Melas über den Tidone gedrängt und am 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur unter dem Schutze Moreau's, mit dem er sich endlich im Genuesischen vereinigte, gelang es ihm, die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzuges von 1800 den Befehl über die Reservearmee, mit der M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Doch der Waffenstillstand von Treviso setzte dieser kühnen Operation, durch welche der Feind zwischen zwei Feuer genommen werden sollte, ein Ziel. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als franz. Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Processe Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder nach Italien entsendet, wo er mit dem rechten Flügel des Prinzen Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste, welche er am 6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram leistete, brachten ihm den Marschallstab und die Würde

eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das siebente Armeecorps in Spanien, mit welchem er die Verproviantirung von Barcelona ausführte und nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Cervera schlug. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er das zehnte Armeecorps. Nachdem sich die Preußen unter Yorck (s. d.) von ihm getrennt hatten, mußte auch er den Rückzug antreten und kam am 3. Jan. 1813 zu Königsberg an. Im Mai nahm er Merseburg; dann wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei; an der Katzbach wurde er von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er das elfte Armeecorps. Er hatte den Rückzug des Heers zu decken und konnte sich endlich nur dadurch retten, daß er die Pleiße durchschwamm. In dem Feldzuge zwischen der Marne und Seine, auf franz. Boden, machte auch M. noch verzweifelte Anstrengungen. Als er jedoch sah, daß aller Widerstand vergeblich war, rieth er dem Kaiser zur Abdankung und hatte zu dem Zwecke mehre Conferenzen mit dem Kaiser Alexander. Die Bourbons erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militairdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee im Garddepartement, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine sämmtlichen Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweigerte er aber während der Hundert Tage jede Dienstleistung. Nach der zweiten Restauration übertrug ihm der König die Auflösung des franz. Heers an der Loire. Im J. 1816 wurde er Kanzler der Ehrenlegion, 1819 Generalmajor der Garden. Fortwährend mit Ehren aller Art überhäuft, vertheidigte er dessenungeachtet in der Pairskammer die Grundsätze constitutioneller Freiheit. Nach der Julirevolution zog er sich vom Alter gebeugt von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise, wo er am 24. Sept. 1840 starb. Er hinterließ einen Sohn, Alex. M., Herzog von Tarent, geb. am 11. Nov. 1824.

Macduff (Viscount), s. Fife (James Duff, Graf von).

Macedonien, in frühester Zeit auch Emathia genannt, eine Landschaft nördlich von Griechenland, welche im Alterthum eine welthistorische Bedeutsamkeit erhielt, erstreckte sich ursprünglich vom Olympus bis zur Mündung des Flusses Lydias, dehnte aber mit der Ausbreitung der königlichen Herrschaft, namentlich unter Philipp und Alexander, seine Grenzen im Westen bis zum See Lychnis, im Norden bis zu den skardischen Gebirgen, im Osten bis zum Flusse Nestus, im Süden bis zu dem macedon. Gebirge oder dem Olympus und dem Ageischen Meere aus und umfaßt gegenwärtig als türkische Provinz, auch unter dem Namen Filiba Vilajeti bekannt, mit der wichtigen Handelsstadt Salonichi (s. d.), auf einem Raume von ungefähr 720 □M. eine Zahl von 700000 E. Das Land selbst war bei den Alten berühmt durch seine Gold- und Silbergruben, durch Reichthum an Öl, Wein und andern Früchten, die besonders auf den Küstenstrichen trefflich gediehen, und besaß eine Menge blühender und geschichtlich denkwürdiger Städte, unter diesen die Haupt- und Residenzstadt Pella, Pydna, Thessalonike, Potidäa, Olynthos (s. d.), Philippi (s. d.) und Amphipolis, in deren Nähe die Spartaner im J. 422 v. Chr. über die Macedonier einen Sieg erfochten. Die Geschichte dieses politisch so wichtigen Reichs zerfällt in drei Perioden, von denen die erste von der Gründung bis auf Philipp, 360 v. Chr., die zweite bis zur Schlacht bei Ipsus, 301 v. Chr., die dritte endlich bis zur Unterjochung durch die Römer, 168 v. Chr., geht. Die Macedonier waren ein illyrisches Hirtenvolk, wurden aber von den Griechen nie als Stammverwandte anerkannt, während die Sage bald den Herakliden Karanus um 813 v. Chr. aus Argos eine Colonie hierher führen, bald den Herakliden Perdikkas aus Argos mit seinen Brüdern das Land erobern und so den Grund zur spätern Größe und Macht legen läßt. Ein größerer Zusammenhang in den Begebenheiten beginnt erst seit der Unterwerfung unter die Perser durch Mardonius (s. d.) im J. 490 v. Chr., indem der damalige König Alexander sich gezwungen sah, an dem Heereszuge des Xerxes gegen Griechenland Theil zu nehmen, bis mit dem Rückzuge des pers. Oberbefehlshabers nach der Schlacht bei Platää (s. d.) 479 auch Macedonien wieder frei wurde. Der hierauf folgende König, der unbeständige Perdikkas II., welcher von 454—413 regierte, wurde in den peloponnes. Krieg verwickelt, in welchem er es mehr mit Sparta hielt.

Die dadurch herbeigeführte schwankende Stellung des Staats wurde erst durch seinen Sohn und Nachfolger, Archelaus, gehoben, der den Ackerbau, Künste und Wissenschaften förderte, Städte befestigte, das Heerwesen besser ordnete und so dem Ganzen neue Kraft und Haltung zu geben wußte. Nach dem Tode desselben im J. 399 v. Chr. folgte eine dunkle Zeit von Verwirrungen und blutigen Thronstreitigkeiten, die damit endigten, daß Philipp II. (s. d.) die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas benutzte, sich selbst 359 auf den Thron zu schwingen. Philipp verstand es, die Kräfte seines Landes und den Muth der kriegerischen Bewohner desselben außerordentlich zu steigern, daher er sogar am Tage von Chäronea (s. d.), 338 v. Chr., das unter sich uneinige Griechenland unter seine Herrschaft brachte. Noch weit mehr aber erweiterte die bereits begonnenen Eroberungen sein Sohn Alexander der Große (s. d.), welcher bald nach seiner Thronbesteigung, 336 v. Chr., nicht nur in Europa viele Länder sich unterwarf, sondern auch einen großen Theil von Asien besiegte und M. auf kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt erhob. Nach seinem Tode, 323 v. Chr., erfolgte eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die 22 Jahre dauerten und durch welche allmälig ein neuer Zustand der Dinge hervorging, indem die große macedon. Monarchie in mehre kleine Reiche zerstückelt wurde, welche die vornehmsten Heerführer Alexander's verwalteten, unter denen Antipater M. erhielt. Nach dem Tode desselben, 320 v. Chr., wurde M. unter allen sich bildenden Reichen das unglücklichste, da von jetzt an ein Beherrscher den andern gewaltsam verdrängte und die Truppen den Gehorsam verweigerten. In ziemlich raschem Wechsel folgten Demetrius Poliorketes (s. d.) 294 v. Chr., dann Lysimachus (s. d.), der den gewonnenen Thron gegen Pyrrhus aus Epirus glücklich vertheidigte und M. 286 v. Chr. auf wenige Jahre mit Thrazien und Kleinasien vereinigte, und während der wiederholten Einfälle der Gallier errang Antigonus Gonatas, ein Sohn des vorher erwähnten Demetrius, die Herrschaft und vererbte sie in einem ziemlich ruhigen und glücklichen Zustande auf seine Familie. In dieser Zeit aber regte sich in Griechenland die letzte Kraft zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit, der alte achäische Bund wurde erneut, der ätolische kam hinzu, und die Politik der Könige von M. mußte nun dem einen dieser Bündnisse durch Verbindung mit dem andern entgegenwirken oder gegen beide sich vertheidigen, wie dies bei Demetrius II. von 243—233 v. Chr., und dessen Bruder Antigonus, mit dem Beinamen Doson, von 233—221, der Fall war. Unterdessen hatten die Römer ihre Blicke auf Griechenland gerichtet. Als daher Philipp III. (s. d.) den Thron bestieg und sich in die innern Angelegenheiten der Griechen mischte und sogar Athen belagerte, riefen letztere die Römer gegen ihn zu Hülfe, worauf er bei Kynoskephalä (s. d.) im J. 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Schon von jetzt an stand M. gleichsam unter dem Schutze der Römer, und Perseus (s. d.), der Nachfolger Philipp's III. im J. 179, vermochte sich bei aller Thätigkeit und Schlauheit nicht zu halten und mußte elf Jahre später nach der unglücklichen Schlacht bei Pydna, 168 v. Chr., den Triumph des röm. Feldherrn Amilius Paullus schmücken. Als nun die Römer von jetzt an das Land besetzt hielten, stand später, durch die Bedrückungen derselben gereizt, der macedon. Adel und die gesammte Nation unter dem Emporkömmling Andriskus nochmals auf. Allein durch Q. Cäcilius Macedonicus gänzlich geschlagen, wurde der Adel genöthigt, auszuwandern und das Land 148 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht, mit der man noch Thessalien und einen Theil von Illyrien verband. Vgl. K. O. Müller, „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volks" (Berl. 1825, mit einer Karte); Gousinéry, „Voyage dans le M." (2 Bde., Par. 1831, 4., mit Kpfrn.); Mannert, „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's des Großen" (Lpz. 1787), und Flathe, „Geschichte M.'s und der Reiche, welche von macedon. Königen beherrscht wurden" (2 Bde., Lpz. 1832—34).

Mäcēnas (Cajus Cilnius), ein röm. Ritter aus einer alten und mächtigen Herrscherfamilie Etruriens entsprossen, der Günstling des Augustus (s. d.) und Gönner des Horatius (s. d.) und Virgilius (s. d.), gelangte, obgleich er nie ein öffentliches Amt bekleidete, da die ihm im J. 31 v. Chr. nach der Schlacht bei Actium übertragene Präfectur über Italien mehr eine Privatcommission war, dennoch in Rom sehr bald zu außerordentlichem Ansehen und wußte dasselbe bis an seinen Tod, im J. 9 v. Chr., zu behaupten, indem

er seine vom Glücke begünstigte persönliche Lage trefflich zu benutzen verstand. Namentlich suchte er Männer von Talent und feiner Bildung, unter diesen besonders die damaligen ausgezeichnetsten Dichter, auf jede Weise zu unterstützen und zu heben, und zwar theils aus eigenen Mitteln, theils dadurch, daß er sie dem Augustus, dessen Vertrauen und Zuneigung er im hohen Grade besaß, angelegentlichst empfahl. Letzteres that er wol nur aus einem politischen Grunde, um auch von dieser Seite den Glanz und Ruhm seines mächtigen Gebieters zu verherrlichen. Überhaupt sind seine Verdienste um Beschützung und Förderung der Künste und Wissenschaften, abgesehen davon, daß schon das ihn leitende Motiv kein lauteres und uneigennütziges war, in früherer und späterer Zeit vielfach übertrieben worden, wie man ihn denn mit derselben Freigebigkeit des Lobes auch als Muster aller Ministertugenden hat aufstellen wollen. Denn wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß er, ohne selbst mit hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattet zu sein, Zuvorkommenheit und Gefälligkeit gegen Andere zeigte, Feinheit im Umgange und große Lebensklugheit besaß und mit einem angenehmen Äußern Gewandtheit und Klarheit des Geistes verband, so wurden diese Vorzüge wieder durch Gefallsucht und übertriebene Neigung zu Putz und Luxus verdunkelt. In letzterer Beziehung mußte er von Augustus oft spöttische Bemerkungen sich gefallen lassen, doch erlaubte er sich dagegen auch wieder manches freie und selbst ernste Wort, wie er denn einst dem Augustus, als dieser noch während des Triumvirats vor Gericht mehre Todesurtheile aussprach, seine Schreibtafel mit den darauf geschriebenen Worten: „Surge tandem, carnifex!" (Steh' endlich auf, du Henker!) hinreichen ließ, worauf Augustus der erhaltenen Weisung ohne Groll folgte. Nach Beendigung der Bürgerkriege überließ er sich seit seinem 40. Lebensjahre in seinem prachtvollen, mit schönen Gärten umgebenen Palaste auf dem esquilinischen Hügel einer völlig üppigen und schwelgerischen Lebensweise und führte unter Anderm auch die pantomimischen Tänze in Rom ein, wobei sein Verhältniß zu dem durch Kunst und Schönheit berühmten Bathyllos (s. d.) besonders zu erwähnen ist. Die durch diesen wollüstigen Müßiggang erzeugte Schlaffheit des Geistes finden wir auch in seinen Schriften ausgeprägt, von denen sich einige Bruchstücke erhalten haben. Vgl. Meibom, „Maecenas" (Leyd. 1653, 4.); Schomberg, „The life of M." (2. Ausg., Lond. 1766); Viola, „Storia di M." (Rom 1816) und Lion, „Maecenatiana" (Gött. 1824); vorzüglich aber Weber, „Über den Charakter des M." in Jahn's „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Supplementbd. 9, Lpz. 1843) und Frandsen, „M., eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken" (Altona 1843).

Macer (Ämilius), ein röm. Dichter aus Verona, der im J. 17. v. Chr. in Asien starb, wird gewöhnlich als Verfasser eines Gedichts über die Vögel „Ornithogonia" und über die Schlangen „Theriaca" genannt, in welchem letztern er wahrscheinlich den Nikander (s. d.) zum Vorbild hatte. Doch ist von seinen Gedichten keine Spur mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht „De viribus herbarum", herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), ist ein Machwerk des Mittelalters. — Zu unterscheiden ist ein anderer Ämilius M., ein Freund des Ovidius, der unter dem Titel „Bellum trojanum" oder „Antehomerica" und „Posthomerica" eine Nachahmung des homerischen und cyklischen Epos verfertigte.

Maceration nennt man die Behandlung einer festen Substanz mit einer Flüssigkeit in der Weise, daß man die Flüssigkeit kalt über die Substanz gießt und damit, gewöhnlich unter öfterem Umrühren, mehr oder minder lange in Berührung läßt. Sie hat entweder zum Zweck, die macerirte Substanz zu erweichen und aufzulockern, oder ihr irgend einen Bestandtheil zu entziehen, oder endlich, man will auf diese Weise gerade den nutzbaren Bestandtheil ausziehen und dann ist die von der Substanz getrennte gesättigte Flüssigkeit als das Product anzusehen; so z. B. bei Bereitung der Tincturen durch Maceration, bei Ausziehung der Runkelrübenschnitte mit kaltem Wasser nach der sogenannten Macerationsmethode der franz. Rübenzuckerfabriken.

Machaon, der Sohn des Asklepios und der Epione, oder der Koronis, Bruder des Podaleirios und Gemahl der Antikleia, nahm mit seinem Bruder Theil am trojanischen Kriege und zeichnete sich vorzüglich als Wundarzt beim griech. Heere aus. Er wurde von Eurypylos, als er den Tod des Nireus rächen wollte, getödtet. Göttliche Verehrung genoß

er zu Gerenia in Messenien, wo sein Grabmal und Heiligthum waren. Hier suchten Kranke Heilung, und Glaukos, der Sohn des Apytos, brachte ihm daselbst zuerst Heroenopfer.

Mächtig. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bergmännischen Sprache zweierlei; einmal die Breite der verschiedenen Gänge und Stollen, dann aber und hauptsächlich die Dicke irgend einer Erd- oder Steinschicht (Flötz) im Gebirge. Im Allgemeinen nennt man aber nur diejenigen Flötze mächtig, deren Dicke zwölf Zoll und darüber beträgt. Der Gang oder das Flötz wird mächtig, sagt man dann, wenn ersterer von Lachter zu Lachter breiter und letzteres nach und nach immer an Dicke zunimmt.

Machtspruch nennt man es, wenn die oberste Gewalt im Staate ihren Willen in einer Angelegenheit geltend macht, wo dies nicht, oder nicht in dieser Art, in der gesetzlichen Ordnung begründet ist. Am öftersten hat man einzelne Äußerungen der Cabinetsjustiz (s. Cabinetsinstanz), die aber noch ein Mehres umfaßt, mit jenem Namen belegt, während die Machtsprüche in Verfassungsangelegenheiten meist den Charakter von Staatsstreichen (s. Coup) annehmen. Machtsprüche kommen in Monarchien wie in Republiken, demokratischen und aristokratischen vor, sollen aber im gesunden Staatsorganismus weder nöthig noch möglich sein. Was man als Machtsprüche des engl. Parlaments bezeichnet (attainder, bills of penalties), das sind eigentlich nur Ausflüsse seiner gesetzgebenden Gewalt, angewendet auf Ausnahmefälle und schon deshalb nicht Machtsprüche, weil dem Parlament, d. h. der aus König und beiden Häusern bestehenden Gewalt, die Omnipotenz verfassungsmäßig zusteht. Sie können aber den moralischen Charakter von Machtsprüchen im schlechtesten Sinne tragen, wenn sie eben nur Äußerungen der schlechten Willkür und mit Recht und Sitte im Widerspruch sind. Denn nur zum Rechten und Guten hat die Verfassung solche Gewalt verliehen.

Macias, ein galicischer Troubadour, der durch seine Liebe und deren tragisches Ende zum Sprüchwort geworden ist, stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. als Page im Dienste des Marques Enrique de Villena und lebte mit demselben im Königreiche Jaen an der Grenze des maurischen Reichs in Spanien. Hier gewann er heimlich die Liebe eines Edelfräuleins aus dem Hofhalte des Marques, die jedoch durch diesen gezwungen wurde, sich mit einem Edelmanne aus Porcuna zu vermählen. Da sich auch dann noch M. trotz aller Ermahnungen und Drohungen des Marques nicht bewegen ließ, seiner Liebe zu entsagen und sein Verhältniß mit der nun Vermählten abzubrechen, so wurde er als widerspenstiger Diener von seinem Herrn in das Schloß von Arjonilla gefangen gesetzt. Auch hier fuhr er fort, die Geliebte in Minneliedern zu besingen und diese ihr zu senden. Unglücklicherweise fiel eins dieser Lieder dem Gemahl in die Hände. Rachbegierig eilt dieser nach Arjonilla, sieht den verhaßten Nebenbuhler an dem Fenster des Gefängnisses stehen, schleudert seine Lanze nach ihm und durchbohrt ihn. M. starb; doch durch sein Geschick und seine Lieder lebt er im Munde des Volks und der Dichter fort, und noch jetzt sagt man von einem Liebekranken: „Er ist verliebt wie Macias". Trotzdem sind nur sehr wenige seiner Liebeslieder, theils in galicischer, theils in castilianischer Mundart gedichtet, auf uns gekommen (im Cancionero de Baena); vollständig ist nur ein einziges bis jetzt im Druck erschienen (deutsch bei Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen", Berl. 1840).

Maciejowice, eine Besitzung des Grafen Zamoyski in dem Gouvernement Lublin, 10 M. von Warschau unweit der Weichsel, ist durch die Schlacht vom 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit unterging. Kosciuszko's (s. d.) Plan war, dem russ. General Fersen, obgleich dieser 16000 M. befehligte, vor dessen bevorstehender Vereinigung mit Suwarow eine Schlacht zu liefern; er selbst hatte nur 6000 M. General Poninski sollte während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen. Ein Überläufer aber verrieth den Plan, und Fersen griff, mit Denisow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verschanzung an. Auf beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und außerordentlichem Muthe gefochten, doch Poninski mit der ersehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, suchte sich Bahn zu brechen, fiel aber nebst Niemcewicz (s. d.) und den Generalen Sierakowski, Kniaziewicz (s. d.), Kaminski und Kopec in russ. Gefangenschaft.

Maciejowski (Wacław Alexander), poln. Geschichtsforscher, geb. 1792, erhielt seine erste Ausbildung bei den Piaristen in Piotrkowo, und begab sich dann nach Krakau, wo er unter den Augen Bandtke's das Studium der Quellen poln. Geschichte und poln. Rechts liebgewann. Von 1814—16 studirte er die Rechte und Philologie in Breslau, dann in Berlin und in Göttingen, wo er als Doctor der Rechte promovirte. Nachdem er kurze Zeit Professor der alten Literatur an dem Lyceum zu Warschau gewesen war, erhielt er 1819 die Professur des röm. Rechts an der warschauer Universität. Er schloß sich besonders an die deutsche historische Rechtsschule an und lehrte mit großem Beifall. Bei Aufhebung der Universität im J. 1831 verlor auch er sein Amt, doch fand er bald wieder als Tribunalrichter am Civilgericht zu Warschau einen angemessenen Wirkungskreis. Früher war er Mitglied der Commission gewesen, welche zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches für das Königreich Polen zusammentrat, und dadurch zum genauern Studium des frühern slaw. und insbesondere poln. Rechtszustandes veranlaßt worden. Ein Ergebniß dieser Studien war seine „Slaw. Rechtsgeschichte" („Historya prawodawstw stowianskich", 4 Bde., Warsch. 1832—35, deutsch von Buß und Nawrocki, 2 Bde., Stuttg. 1836). Unter seinen andern Werken sind die bedeutendsten die „Pamiętniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie stowian" (2 Bde., Warsch. 1838), Beiträge zur Geschichte der Slawen, ihres Schriftwesens und ihres Rechts; ferner eine poln. Literaturgeschichte des 15. und 16. Jahrh. und „Polska" (4 Bde., Petersb. 1842), Sittenschilderungen der Polen bis ins 17. Jahrh. enthaltend.

Mack von Leiberich (Karl, Freiherr), östr. Feldzeugmeister, geb. am 25. Aug. 1752 zu Neuslingen in Franken, aus niederm Stande, zog als Fourier in kaiserlichen Diensten durch seine Talente sehr bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf sich und avancirte zum Lieutenant Im Türkenkriege wurde er dem General Loudon bekannt. Von diesem Joseph II. empfohlen, erhielt er nach der Einnahme von Belgrad das Theresienordenskreuz, wurde Oberst, und später, als der Kaiser kurz vor seinem Tode ein Heer an der schles. Grenze zusammenziehen ließ, zum Chef des Generalstabes ernannt. Für den Prinzen von Koburg in den Niederlanden entwarf er 1793 die Pläne zur Überrumpelung der franz. Cantonirungen an der Roer, zum Entsatze von Maastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Der von ihm entworfene Plan zu dem Feldzuge von 1794 erwarb ihm von der einen Seite ebensoviel Lob, als von der andern Tadel. Inzwischen zum Feldmarschalllieutenant ernannt und bei der Rheinarmee angestellt, begab er sich nach dem Frieden von Campo Formio im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitan. Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Hier siegte er anfangs in mehren Gefechten; er besetzte am 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom, und gemeinschaftlich mit den Engländern Civita-Vecchia, bald aber nöthigte der demoralisirte Zustand der Truppen ihn zum Rückzuge. Zugleich brach in Neapel eine Meuterei der Lazzaroni aus, die ihm und seinem deutschen Generalstabe Gefahr drohte, sodaß er sich veranlaßt fand, zu dem feindlichen General Championnet zu fliehen. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Tirol, Dalmatien und Italien; 1805 stand er an der Spitze des östr. Heers in Deutschland; er wurde an der Iller am 14. und 15. Oct. geschlagen, warf sich mit der Absicht, sich hartnäckig zu vertheidigen, in die Stadt Ulm, ergab sich aber mit der 20000 M. starken Besatzung schon am 17. Oct. den Franzosen kriegsgefangen. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Östreich zurück, wurde aber hier vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil auf Cassation und 20jährige Festungshaft, von der ihm ein Theil erlassen wurde. Seitdem lebte er zu St.-Pölten, bis er 1819 auf Verwendung des Erzherzogs Karl begnadigt und nun normalmäßig als Feldmarschalllieutenant pensionirt wurde. Er starb zu St.-Pölten am 22. Oct. 1828. M. war mehr Theoretiker als praktischer Strateg und ein guter Corpsgeneral, zum General en Chef aber fehlte ihm die nöthige Ruhe und Besonnenheit.

Mackeldey (Ferd.), einer der berühmtesten unter den neuern deutschen Rechtslehrern, geb. am 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater herzoglicher Stallmeister

war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, theils im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundeiker zu Lafferde, theils im Carolinum zu Braunschweig und studirte von 1802 an auf der Universität zu Helmstedt, wo er 1806 die juristische Doctorwürde erlangte und dann in die praktische Laufbahn eintrat. Dabei habilitirte er sich zu Ostern 1807 als Privatdocent, jedoch durchaus nicht in der Absicht, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Für dieses entschied er sich erst, als er im Nov. 1807 plötzlich das Gehör verlor, und zwar nothgedrungen, da um jene Zeit das öffentliche und mündliche Verfahren in Westfalen eingeführt wurde. Im J. 1808 zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft ernannt, kam er nach der Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ordentlicher Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1818 den Ruf dahin zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 Geh. Justizrath, legte jedoch 1828, durch unangenehme collegialische Verhältnisse bewogen, das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebte hierauf nur seinem Lehramte bis zu seinem Tode, am 20. Oct. 1834. Als Lehrer wie als Schriftsteller richtete er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts, und seine Bemühungen fanden allgemeine Anerkennung. Seine Hauptschriften sind die „Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche" (Marb. 1811) und das „Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts" (Gieß. 1814), welches in der zweiten Ausgabe den Titel „Lehrbuch des heutigen röm. Rechts" (Gieß. 1818; 10. Aufl., 2 Bde., 1833; 12. Aufl. von Roßhirt, 1842) erhielt, in mehre Sprachen übersetzt wurde und auf mehren deutschen Hochschulen als Leitfaden der Vorlesungen dient.

Mackenzie (Henry), engl. Romanschreiber, der glücklichste Nachahmer Sterne's, den er an Geschmack und Feinheit übertraf, an Kraft und Humor aber nicht erreichte, wurde in Edinburg 1745 geboren, und widmete sich nach einer sorgfältigen in seinem Vaterlande und in London erhaltenen Vorbildung dem Sachwalterberufe in Edinburg. Großen Beifall fand gleich sein erster Roman „The man of feeling" (1771), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück „The man of the world" und später „Julia de Roubigné" sich anschlossen. Sie sind alle drei durch Anmuth des Stils ausgezeichnet, ohne auf höhere Verdienste in Erfindung und Ausführung Anspruch machen zu können. Auch zu der von ihm seit 1778 herausgegebenen Zeitschrift „The mirror", an deren Stelle er später „The lounger" treten ließ, lieferte er zahlreiche Beiträge, die sich außer den Vorzügen des Stils durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, die man in seinen Romanen vermißt. Er war es, der in der letztgenannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publicums zuerst auf Rob. Burns (s. d.) leitete; auch schrieb er den an die Hochländ. Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805 besonders gedruckten Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Zugleich empfahl er sich der Verwaltung Pitt's durch mehre zu dessen Gunsten geschriebene Flugschriften, und erhielt 1804 den Posten eines Generalcontroleurs der Abgaben in Schottland. Er starb am 14. Jan. 1831. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 (8 Bde., Lond.). Sein Leben beschrieb Walter Scott in den „Lives of the novelists".

Mackintosh (Sir Jam.), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. am 24. Oct. 1765 zu Aldouriehouse in der schot. Grafschaft Inverneß, studirte ursprünglich Medicin und wurde 1787 in Edinburg Doctor. Hierauf machte er eine Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland. Nach seiner Rückkehr schrieb er die „Vindiciae gallicae or defense of the french revolution" (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der franz. Revolution, für die ihm die Gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Ein zufälliges Zusammentreffen mit Burke brachte ihn zu entgegengesetzten Ansichten. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincolns-Inn aufnehmen, und wurde 1795 Sachwalter. Noch wenig beschäftigt hielt er inzwischen Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht in Lincolns-Inn, bekam aber die Erlaubniß, dieses Local zu benutzen, erst nachdem er seinen „Discourse on the law of nature and nations" (Lond. 1799) hatte erscheinen lassen, welcher von beiden Parteien mit großem

Beifall aufgenommen wurde. Seine Rede für die Preßfreiheit zur Vertheidigung Peltier's, welcher wegen Verleumdung des ersten Consuls in Frankreich vor Gericht gezogen war, erregte allgemeine Bewunderung. Er wurde Professor der Politik und Gesetzgebung in Heartford, bald darauf (1803) auch Ritter und Recorder (Director des Obercriminalgerichts) in Bombay, wo er sich die größten Verdienste und den Ruhm eines menschenfreundlichen Richters erwarb. Seine Gesundheit nöthigte ihn 1811, nach Europa zurückzukehren. Im J. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Theilnehmer an der Reform der Criminalgesetze und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Auch in allen andern Angelegenheiten der Zeit stand er stets in der vordersten Reihe der Streiter für Recht, Licht und Menschenwohl. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigne Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der Erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Er bekleidete 1822 und 1823 das Rectorat an der Universität zu Glasgow; 1827 machte ihn Canning zum Geh.-Rath und 1830 wurde er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Er starb am 30. Mai 1832. Unter seinen frühern schriftstellerischen Arbeiten ist seine „Dissertation on the progress of ethical philosophy" in der „Encyclopaedia britannica" auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (Lond. 1830, 4.). Seine kurz vor seinem Tode vollendete „History of England" (3 Bde.) in Lardner's „Cyclopaedia" befriedigte nicht die früher von seinen historischen Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine „History of the revolution in England in 1688", die nach seinem Tode erschien (Lond. 1834, 4.).

Maçon, die Hauptstadt des franz. Departements Saone und Loire, an der Saone, über welche hier eine ansehnliche steinerne Brücke mit schönen Bildhauerarbeiten führt, hat 12000 E., schöne Quais, einen Flußhafen, mehre Kirchen und ansehnliche Paläste, ein Seminar, eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, sowie eine andere für Wissenschaften. Man fertigt daselbst Leinwand, Leder, Hüte und vortreffliche Confituren, und der Weinhandel ist nicht unbedeutend. M. ist das alte Matisco und wurde frühzeitig der Sitz eines Bischofs. Früher unter eigenen Grafen kam es unter Ludwig IX. an die Krone Frankreich; von 1435—76 gehörte es zu Burgund.

Macpherson (Jam.), einer der bedeutendsten literarischen Betrüger, der Übersetzer und Herausgeber des sogenannten Ossian, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven in der schot. Grafschaft Inverneß, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburg Theologie, und wurde dann Lehrer in Ruthven und 1759 Hauslehrer in der Familie Graham von Balgowan. Schon 1758 hatte er ein elendes erzählendes Gedicht „The Highlander" herausgegeben, auf welches er nun die „Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language" folgen ließ. Das Aufsehen und der Beifall, den diese Dichtungen hervorriefen, veranlaßte ihn, mit andern angeblich Ossianischen Gedichten („Fingal", 1762; „Temora", 1763) hervorzutreten. (S. Ossian.) Eine Secretairstelle bei dem Gouverneur in Florida gab er bald wieder auf und schrieb nun in London Flugschriften zur Vertheidigung der Regierung, die ihm den Posten eines Geschäftsträgers des Nabob von Arcot eintrugen. Im J. 1780 kam er in das Unterhaus, wo er jedoch nur eine stumme Rolle spielte. Seine geschichtlichen Werke und die Übersetzung des Homer (1773) sind höchstens mit Ausnahme der „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" (2 Bde., Edinb. 1775, 4.) ohne Werth. Er starb 1796 auf seinem Landgute Belleville bei Inverneß. Von seinem Nachlasse bestimmte er 1000 Pf. St., um die von ihm handschriftlich hinterlassene Urschrift des Ossian herauszugeben, und 300 Pf. St. zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Belleville.

Macrobius (Aurelius Ambrosius Theodosius), ein röm. Grammatiker in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., unter der Regierung Theodosius des Jüngern, war von Geburt wahrscheinlich ein Grieche und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) aus den Schriften der griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken „Commentariorum in somnium Scipionis libri duo"

und „Saturnalium conviviorum libri septem" enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl historischer, mythologischer und antiquarischer Bemerkungen. Eine dritte Schrift „De differentiis et societatibus graeci latinique verbi" besitzen wir nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser, Johannes Scotus, im 9. Jahrh. lebte. Sämmtliche Schriften sind nach der ersten Ausgabe (Ven. 1472, Fol.) am besten von Jak. Gronov (Leyd. 1670 und Lond. 1694) und Zeune (Lpz. 1774) bearbeitet worden, während die Zweibrückner Ausgabe (2 Bde., 1788) einen correcten Textabdruck darbietet.

Madagaskar, eine 10500 □M. große Insel, im Südosten von Afrika, wo sie sich von 12—25⅔° südlicher Br. in einer Länge von 200 und in einer durchschnittlichen Breite von 50 M. parallel mit der afrikan. Küste erstreckt, von der sie nur durch den 75 M. breiten Kanal von Mosambique getrennt ist. Die Küsten der Insel sind flach und niedrig; hinter ihnen erhebt sich das innere Bergland, welches aus einer Menge Bergketten und Hochebenen besteht, von welchen letztern mehre einen bedeutenden Umfang haben, während die Gipfel der Bergketten bis zu 6000 F. aufsteigen. Lachende Thäler, beschwerliche Engpässe, finstere Schluchten erloschener Vulkane, ungeheuere Wälder, Savannen, Flüsse und Landseen sind die Hauptzüge in der Physiognomie des innern Landes, während die Küsten, besonders die westliche, von geräumigen Baien eingeschnitten sind, die zum Theil ausgezeichnete Ankerplätze bilden. Die ganze vegetative Natur der Insel ist außerordentlich prächtig und üppig, die Waldungen, welche die Flächen bedecken und bis zu den höchsten Gebirgen hinaufreichen, bestehen aus ungeheuren Riesenbäumen, und sind durch die Masse von Schlingpflanzen und Palmen fast undurchdringlich. Außer einigen eigenthümlichen Balsam- und Gummigewächsen baut man Reis, Südfrüchte, Gewürze, und jetzt auch die meisten tropischen Colonialwaaren und Seide. Auf dem obersten Rücken der Gebirge findet man treffliche Alpenweiden, während die mittlern Theile der Gebirge den Charakter der südafrikan. Flora tragen. Tropische Hitze in dem niedrigen, sumpfigen und deshalb höchst ungesunden Küstengürtel wechselt mit einem mildern, mit der ansteigenden Höhe immer kühler werdenden, trockenen und deshalb gesunden Klima im höhern und trocknern Innern. Das Thierreich ist höchst eigenthümlicher Art und unterscheidet sich merkwürdig von dem des benachbarten afrikan. Continents, während es dem des asiat. Archipelagus und selbst dem von Australien verwandter ist. So fehlen alle die großen afrikan. Vierfüßer, wie Löwe, Elephant, Hyäne u. s. w., auch alle Affen, welche letztere durch die Familie der Makis oder Halbaffen ersetzt werden. Das Innere der Berge bietet einen Reichthum an Metallen aller Art, der aber nur wenig benutzt wird; auch findet man Edelsteine und Salz. Die Bewohner, Madagassen oder Malgaschen genannt, deren Zahl auf 4—5 Mill. geschätzt wird, bieten die Charaktere von vier Völkertypen, die, obwol sie sich mehr oder minder zu einem einzigen Typus vermengt zu haben scheinen, doch den Beweis liefern, daß die Insel von verschiedenen Seiten aus bevölkert worden ist. Auf der Südseite zeigt sich der kafferische Typus, auf der Westseite der des Negers, auf der Nordseite der arabische und auf der Ostseite und im Innern der malaiische, der der herrschende auf der Insel geworden ist, nicht blos in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten, sondern auch in der Sprache, indem das Madagassische zum malaiisch-polynesischen Sprachstamme gehört. Die Madagassen sind theils Fischer und Jäger, theils Hirten, theils Ackerbauer, und dabei ziemlich geschickt in Arbeiten aus Holz, weniger in denen aus Metall, gebrannter Erde und der Weberei. Im Allgemeinen sind sie höchst träge. Nur die Bewohner der Nordwestseite, die meist arab. Ursprungs sind, treiben einigen Handel mit dem gegenüberliegenden Festlande, und noch mehr Seeräuberei. Was die religiösen Ansichten der Madagassen betrifft, so kennen wir hauptsächlich nur die des herrschenden Volks, der Howas. Die Religion derselben ist ein Götzendienst, der vorzüglich auf den Ideen von einem höchsten guten Wesen und einem bösen Geist beruht. Den guten Geist beten sie in der Regel nicht an; dem bösen bringen sie seit undenklichen Zeiten Menschenopfer dar, besonders an Kindern, die von ihren Müttern ihm zu Ehren den wilden Thieren vorgeworfen werden. Die Madagassen zerfallen in mehre von eigenen Häuptlingen despotisch beherrschte Stämme, unter denen der der Howas der bedeutendste und civilisirteste ist. Er hat die meisten übrigen Stämme unterworfen und zu

einem Reiche vereinigt. Das Land der Howas, das ganze Innere der Insel begreifend, bildet den Kern dieses Reichs. Dasselbe ist stark bevölkert, und seine Bewohner sind die gewerbthätigsten unter allen Madagassen. Mitten auf der Hochebene desselben erhebt sich die Hauptstädt des Reichs Tananariva oder Emirne, aus der Vereinigung einer An ahl kleiner Flecken bestehend, deren Hütten alle höchst anmuthig unter hohen Bäumen zerstreut umherliegen. Merkwürdig sind in dieser Stadt, die gegen 80000 E. haben soll, mehre Gebäude, welche der König Radama in europ. Architektur von einem franz. Architekten erbauen ließ. Vor der Vertreibung der engl. Missionare befand sich daselbst eine von ihnen gegründete Lehranstalt, zu der auch eine madagassische Druckerei und mehre Schulen für Kinder beider Geschlechter gehörten. Zum Reiche der Howas gehören das Land der Seklawen, an der Nordwestküste der Insel, mit der Hauptstadt Bombetok, die lebhaften Handel mit der gegenüberliegenden afrikan. Küste treibt, und Muzangaye, der bedeutendsten Handelsstadt der Insel auf der Westküste, die einen vielbesuchten Hafen und gegen 30000 E. hat; ferner der nördliche Theil des Landes der Antawares, an der Nordostküste der Insel, mit der Hafenstadt Wohemare-Bai; dann das Land der Betimsaras, mit dem Handelshafen Foulpointe, in der Mitte der Ostküste der Insel; das Land der Betanimenen, südlich vom vorigen auf der Ostküste, das bevölkertste und fruchtbarste Land auf M.; endlich noch weiter südlich das Land der Antacimen, mit zwei Handelsplätzen. Unabhängig ist das auf der Südostküste der Insel liegende Land Anossy mit dem Hafen Sta.-Lucia, das von mehren den Franzosen befreundeten Häuptlingen beherrscht wird. Die ganze Südwestküste ist in Hinsicht der politischen Eintheilungen ganz unbekannt; ihre Bewohner gelten für ungastlich und sind Feinde des Verkehrs mit den Europäern.

M. wird schon von Marco Polo unter dem Namen Magastar oder Madaiascar angeführt; doch wurde es erst 1506 von den Portugiesen entdeckt. Engländer und Holländer machten seitdem vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen; noch mehr die Franzosen, die daselbst 1665 eine Colonie anlegten, sich aber damals so wenig behaupten konnten, wie in ihren spätern Colonisationsversuchen (s. Benjowsky). Doch haben die Letztern von daher noch die meisten Handelsverbindungen mit der Insel behalten, in deren Nähe sie in neuerer Zeit wieder auf den kleinen Inseln Sta.-Maria auf der Ost- und Nossabé auf der Nordwestseite Niederlassungen begründet haben, wie sie denn überhaupt in neuester Zeit im Wetteifer mit den Engländern wieder Alles versuchen, ihre alten Ansprüche auf die Insel geltend zu machen und sich auf derselben festzusetzen. Den Bestrebungen beider Nationen ist aber in dem so mächtigen Reiche der kriegerischen Howas bis jetzt ein unübersteigliches Hinderniß entgegengetreten. Dieses Reich wurde von dem Könige derselben, Radama, begründet, der sein Unternehmen damit begann, daß er seine Unterthanen der Civilisation zugänglich machte, Schulen gründete, schöne Gebäude aufführte und tüchtige Leute seines Volks auf der Insel Mauritius, in London und Paris in den europ. Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichten ließ. Binnen wenigen Jahren gelang es ihm, ein so starkes, zum Theil europäisch eingeübtes und wohldisciplinirtes Heer herzustellen, daß er die angeführten Länder unterwerfen und ihre Häuptlinge zu Vasallen machen konnte. Dabei lieh er den Anträgen der Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels, die ihm dafür jährlich 8000 Pf. St. zahlten, und der Menschenopfer und auf Einführung des Christenthums ein williges Ohr. Missionare gründeten die Anstalten in Tananariva, sodaß das Christenthum bereits mächtige Wurzel zu fassen anfing. Da machte sein Tod allen Fortschritten der Civilisation auf M. ein Ende. Er wurde von seinem Weibe, der berüchtigten Ranawalo-Manjoka, 1828 vergiftet, die sich, nachdem sie auch die Verwandten Radama's umgebracht, auf den Thron schwang, auf dem sie noch mit blutigem Despotismus herrscht. Sie hat alle Keime der Civilisation mit der Wurzel ausgerottet, besonders dadurch, daß sie 1835 streng das Christenthum verbot und die Missionare vertrieb, daß sie überhaupt, so viel sie konnte, allen Verkehr mit den Europäern verhinderte, diese auf alle Art verfolgte und ein blutiges, wildes Regiment einführte. In Folge davon hat sie sich immer mehr mit den Engländern und Franzosen, die um die Wette zu ihren Eroberungszwecken einen vermehrten Verkehr anstreben, verfeindet, sodaß es im Laufe des J. 1845 zu einem blutigen

Zusammentreffen zwischen ihren Truppen und denen der beiden Nationen kam, die zu dem Schutze der ihrigen gelandet waren, aber eine entschiedene Schlappe erlitten.

Madame, d. i. meine Dame, wird in der franz. Umgangssprache jede erwachsene Frau angeredet, welche nicht gerade der allerniedrigsten Volksclasse angehört. Unstreitig ist das Wort, welches dem jetzt nicht mehr gebräuchlichen Dam, d. i. Herr, entspricht, von dem lat. Domina abzuleiten. Ehedem nannte man in Frankreich nur die Frauen der Könige und Großen Damen; ja es stand dieser Titel in so hohem Ansehen, daß man selbst die Mutter Gottes Notre-Dame, d. i. unsere Dame, nannte. Zur Zeit der ritterlichen Galanterie erhielt allmälig das Wort eine weitere Anwendung. In der franz. Revolution wurde die für aristokratisch geltende Anrede mit Madame durch die Anrede mit Citoyenne, d. i. Bürgerin, verdrängt. Zur Auszeichnung führten bis zur Julirevolution die Töchter der franz. Könige (Filles de France) gleich von ihrer Geburt an den Titel Madame und hießen Mesdames de France. Auch erhielt diesen Titel die Frau des ältesten Bruders des Königs von Frankreich. In Deutschland, wo man bis in die neueste Zeit herab jede Frau des höhern und mittlern Bürgerstandes, besonders wenn der Mann ohne Titel und Würden war, mit Madame anredete, läßt dieser Gebrauch gegenwärtig doch auch nach.

Mademoiselle, d. i. meine Demoiselle, ist in Frankreich der Titel für jedes anständige, unverheirathete Frauenzimmer. In früherer Zeit nannte man in Frankreich den jungen Adeligen Damoisel oder Damoiseau, die adelige Tochter aber Demoiselle. Das erstere Wort entspricht dem veralteten Dam, das letztere dem Titel Dame. Vorzugsweise führten sonst die Nichten der franz. Könige von ihrer Geburt an den Ehrentitel Demoiselle; seit 1734 aber legte man denselben nur der ersten Prinzessin von Geblüt bei. In Deutschland ist der Titel Demoiselle, den man den Töchtern bürgerlicher Herkunft gab, allmälig durch das einheimische Fräulein verdrängt worden.

Madēra oder Madeira, eine den Portugiesen gehörige afrikan. Insel von 17 □M. mit 120000 E., westlich von Afrika und nördlich von den Canarischen Inseln, wurde 1419 von den Portugiesen Zargo und Tareira entdeckt. Den Namen veranlaßten die Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen die Insel bedeckten, jetzt aber verschwunden sind; denn Madeira bedeutet im Portugiesischen Holz. Sie ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen Spitze, der Pico Ruyro, bis 5300 F. über das Meer sich erhebt, und von einer Menge Bäche bewässert. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühlinge und die Luft ist äußerst gesund. Im Sommer ersetzt der Thau den Regen; im Winter verursacht der Regen häufige Überschemmungen. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich, und das Haupterzeugniß der Wein. Die von der Insel Kreta hier angepflanzten Reben liefern jährlich 30000 Pipen oder etwa 90000 Ohm Wein, wovon mehr als die Hälfte ausgeführt wird. Die besten Sorten sind der Malvasier und der Dry-Madera, d. h. trockene Madera, so genannt, weil er den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Außerdem gibt es viele Kastanien-, Aprikosen- und Pfirsichbäume, sowie Südfrüchte aller Art. In den Gärten zieht man neben den gewöhnlichen Küchengewächsen auch Ananas und andere tropische Gewächse. Getreide wird nicht hinreichend erbaut und muß deshalb eingeführt werden. Die einzig wildlebenden vierfüßigen Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; Rindvieh, Schafe und Pferde hat man aus Europa eingeführt. Die Einwohner sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten und Neger. Portugal hält auf M. einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt Funchal, der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, erhebt sich amphitheatralisch auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bai, entspricht aber im Innern keineswegs dem schönen Anblicke von außen. Sie hat drei Klöster, eine von vier Forts vertheidigte sichere Rhede, 20000 E. und ist als Anhaltepunkt der von Europa nach Ostindien segelnden Schiffe von maritimer Wichtigkeit. — Nördlich von M. liegt die dazu gehörige kleine Insel Porto-Santo, mit 1200 E., die sehr reich an Federwildpret ist.

Madia (Madia sativa), eine Ölpflanze, hat Chile zum Vaterlande, wo sie sowol wild wächst, als im Großen zur Gewinnung eines trefflichen Öls angebaut wird, und heißt deshalb auch chilische Ölpflanze. Sie ist schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in

Deutschland bekannt, wurde aber hier als Feldölgewächs erst seit 1839 cultivirt. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch in den meisten Fällen nicht so günstig, als man erwartet hatte. Gleichwol verdient die Madia alle Beachtung, da sie nichts von Frost und Ungeziefer zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf Bodengüte macht und ein vortreffliches Öl liefert. Sie ist besonders da zum Anbau im Großen zu empfehlen, wo Raps und Rübsen keine sichern Ernten erwarten lassen. Das Öl der Madia ist fetter als das Mohnöl, fast ganz geruchlos und von mildem, angenehmem Geschmack, auch zum Einschmieren der Maschinen sehr tauglich, indem es bei einer Kälte von 19° R. noch nicht gefriert, und in Tuchfabriken und Wollmaschinen mit großem Vortheil zu gebrauchen. Die Ölkuchen gewähren ein gutes Viehfutter; Stroh und Spreu haben giftige Eigenschaften; doch gibt ersteres einen guten Brennstoff.

Madison (Jam.), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1809—17, wurde um 1758 in Virginien geboren und widmete sich nach sorgfältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Kaum 22 Jahre alt, wurde er schon in einem öffentlichen Amte angestellt und erwarb sich bald das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congresses wählten, wo er zu den gewandtesten Rednern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beigetragen hatte, verband er sich mit einigen Patrioten, um durch Flugschriften, die dann unter dem Titel „The federalist" gesammelt wurden, das Volk zur Annahme des Grundgesetzes zu bewegen. Unter Jefferson's Verwaltung wurde er Staatssecretair. Zum Präsidenten erwählt, erklärte er seinen Entschluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen und die Partei der Föderalisten, die man einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste dieses Grundsatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, so lange diese Staaten die seit 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig sich zeigte, und durch Anmaßungen zur See, besonders durch das Pressen der Matrosen auf amerikan. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich störte. Die Fehler, welche mehre amerikan. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben, und das Misvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten, welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. M. benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muthe, besonders bei der schmählichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Übergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerikan. Seemacht, erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Hierauf bemühte sich M. mit dem günstigsten Erfolge, den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder. Sein Nachfolger war James Monroe (s.d.). Er starb als Friedensrichter in Virginien am 28. Juni 1836.

Mädler (Joh. Heinr.), Professor der Astronomie und Director der kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, wurde zu Berlin am 29. Mai 1794 geboren, wo er sich dem Lehrstande widmete und 1817—28 an der Leitung des städtischen Schullehrerseminars Theil nahm, später aber an dem 1830 errichteten königlichen Schullehrerseminar angestellt war. Seit 1829 stellte er in Verbindung mit Wilh. Beer (s. d.) auf der von dem Letztern in Berlin erbauten Sternwarte die fleißigsten Beobachtungen an, als deren Frucht zuerst Zeichnungen des Mars während seiner Opposition auf 1830 erschienen. Ungleich wichtiger und werthvoller war die von ihnen bearbeitete große Mondkarte (4 Blatt, Berl. 1834—36, 4.), welche alle frühern Arbeiten dieser Art beiweitem übertraf, und die ihr zur Erläuterung dienende „Allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., Berl. 1837, 4.). Eine General-

karte des Mondes, von 12 Zoll Durchmesser, erschien gleichfalls 1837, sowie im J. 1839 eine kurzgefaßte Beschreibung des Mondes, beide von M. allein bearbeitet. Außerdem beschäftigte sich M. hauptsächlich mit der Berechnung der Bahnen mehrer Doppelsterne, sowie der beiden nächsten Saturntrabanten. Im Sommer 1833 besorgte er auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die russ. Chronometer-Expedition. Im J. 1836 wurde er an der unter Encke's Direction stehenden königlichen Sternwarte in Berlin angestellt und 1840 folgte er dem Rufe in seine gegenwärtige Stellung nach Dorpat. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die „Populaire Astronomie" (Berl. 1841); der „Leitfaden zur mathematischen und allgemeinen physischen Geographie" (Stuttg. 1844), und „Astronomische Briefe" (Lief. 1, Riga 1845).

Madonna (ital.), d. h. meine Herrin, wird vorzugsweise nur die Jungfrau Maria genannt, und zwar auch außerhalb Italien, insofern dieselbe Gegenstand der bildenden Kunst ist. Die urchristliche Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Christi; erst seitdem dieselbe im 5. Jahrh. als Mutter Gottes anerkannt worden war, treten vereinzelte Marienbilder auf. Das Antlitz der Mutter ist meist völlig oval und von mildem Ausdruck; ein Schleier bedeckt ihr Haar. Auch das Kind ist fast immer völlig bekleidet. Die großen Meister der spätern nord. und ital. Kunst haben die Madonna zu einem Hauptgegenstand ihrer Darstellungen gemacht und sich in den verschiedensten Auffassungsweisen, man kann wol sagen, vollständig erschöpft. Am tiefsinnigsten und herrlichsten faßte sie Rafael auf, in dessen Madonnenbildern bald mehr die liebende Mutter, bald das Ideal weiblicher Schönheit vorherrscht, bis er in der Madonna des heil. Sixtus die höchste Darstellung der Königin der Heiligen erreichte. — Eine Madonna ohne das Kind gehört erst der neuern Kunst an und hat ihre edelste Darstellungsweise in Murillo's „Empfängniß" gefunden.

Madras, eine Präsidentschaft des indo-brit. Reichs von 6700 □M. mit 15 Mill. E., begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balasore, und zerfällt in die acht Landschaften Karnatik (s. d.), Coimbatur, Salem, Seringapatnam, Malabar, Canara, Balaghaut und die nördliche Cirkars. Die Hauptstadt gleiches Namens in der Landschaft Karnatik auf der Küste von Koromandel, in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere, bietet im Allgemeinen den bizarren orient. Charakter dar, indem man hier nebeneinander Pagoden, christliche Kirchen, Moscheen mit Minarets, Häuser mit platten Dächern und zwischen allen diesen Bäume und Gärten erblickt. Sie zerfällt in zwei Theile, die weiße und die schwarze Stadt. Die erstere, schön und regelmäßig gebaut, mit einer Mauer umgeben, wird blos von Europäern bewohnt und ist der Sitz der reichen Kaufleute, ungeheurer Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Mitten in ihr liegt das sehr feste St.-Georges-Fort. Unter den vielen großen Gebäuden zeichnet sich der prächtige Palast des Gouverneurs aus, in welchem sich der größte Saal der Erde befindet. Durch eine Esplanade von der weißen Stadt getrennt, liegt, einen Raum von drei Stunden einnehmend, die schwarze Stadt, wo die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten und breite Straßen mit engen Gassen wechseln. Sie ist der Aufenthaltsort der Hindus, Armenier, überhaupt aller Asiaten, sowie der portug. Kaufleute, von denen jede Classe ihr eignes Viertel inne hat. Die Gesammtzahl der Bewohner beläuft sich auf 500000. Es hat gegen 1000 Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen, Tempel und Bethäuser, darunter in einem Palmenhaine die schönste christliche Kirche in ganz Asien. Auch gibt es daselbst eine protestantische Missionsanstalt, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine Buchdruckerei, ein Collegium für die ind. Sprachen, mehre andere Lehranstalten, eine asiat. Gesellschaft, ein Waisenhaus und ein Irrenhaus. Die Baumwollenfabrikation, die früher hier so blühend war, ist durch die Überlegenheit der engl. jetzt ganz gesunken. Man fertigt viele Glasarbeiten zum Putz für die Hindufrauen; auch gibt es ansehnliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Sehr bedeutend ist der Handel, obgleich die Stadt nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel eines guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung. M. steht an der Stelle des alten Städtchens Tschinnapatnam, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, der es 1645 den Briten überließ.

Madrazo y Agudo (Don José de), einer der ausgezeichnetsten unter den lebenden Malern Spaniens, geb. am 22. Apr. 1781 zu Santander, bildete sich für die Kunst auf

der Akademie zu Madrid, dann in Paris, wo er David's Schüler wurde, und endlich in Rom, wohin ihn seine Regierung sendete. Eines seiner schönsten Bilder, die er in Paris malte, ist Jesus in dem Hause des Anas (jetzt im königlichen Museum zu Madrid). In Rom malte er zunächst den Tod der Lucretia und den durch Verrätherhand fallenden Viriathus. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen wurde er nebst andern Landsleuten, weil sie sich weigerten, Joseph Napoleon den Unterthanseid zu leisten, festgenommen. Nachdem er seine volle Freiheit wieder erhalten hatte, malte er für das Quirinal den Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklos. Karl IV. ernannte ihn zur Zeit seines Aufenthaltes in Rom zum wirklichen Mitgliede der Akademie San-Luca und zum königlichen Kammermaler, in welcher letztern Würde ihn später Ferdinand VII. bestätigte. Theils noch in Rom, theils nach seiner Rückkehr nach Spanien malte er den Triumph der göttlichen Liebe über die weltliche (jetzt im Museum zu Madrid), verschiedene Darstellungen der heiligen Familie, die Mutter Gottes mit dem Kinde, umgeben von anbetenden Engeln, und vor Allem das Bild von dem heiligen Herzen Jesu mit der wunderschönen Glorie der Engel für das Kloster der Salesianerinnen in Madrid. Auch als Portraitmaler hat sich M. einen bedeutenden Namen gemacht. Er wurde 1818 Director an der Akademie von San-Fernando, und seine zahlreichen Schüler beweisen hinlänglich seinen wohlthätigen Einfluß auf die Künstlerjugend seines Vaterlandes. Die lithographischen Anstalten in Paris kennen zu lernen, ging er dahin und schon wenige Monate nach seiner Rückkehr ließ er in dem von ihm errichteten königlichen lithographischen Institute zu Madrid die „Coleccion litográfica de cuadros del rey de España" (1826) erscheinen. Für die Kunstausstellung von 1836 lieferte er die Schlacht von Cerignola und die Einnahme von Breda, und für die von 1838 den Sturm von Montefrio durch Gonzalo de Cordova und einen mit Blumen umketteten Cupido. — Sein Sohn, Don Federico de M., hat sich als Maler und Kunstschriftsteller einen Namen erworben. Er machte seine Kunststudien unter des Vaters Leitung in Italien und in Paris. Mit seinem Freunde, dem Dichter Don Eugenio de Ochoa, gründete er das Kunstblatt „El artista".

Madrid, die Haupt- und Residenzstadt Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, am linken Ufer des Manzanares, über welchen zwei große steinerne Brücken führen, in einer wasser- und baumlosen Hochebene auf einer zahllosen Menge Hügel, 2276 F. über der Meeresfläche, fast im Mittelpunkte des Reichs gelegen, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von einer hohen Mauer aus Backsteinen umschlossen wird und aus welchem 15 Thore, unter denen das von Alcala das schönste ist, und ein Triumphbogen führen. Obgleich, bei einem Umfange von $3\frac{1}{2}$ Stunden und einer Länge von $1\frac{1}{4}$ Stunde, die größte und bevölkertste Stadt Spaniens, wird sie doch dem Range nach nicht als Ciutad (Stadt), sondern als Villa betrachtet, im Kanzleistile aber die sehr edle, rechtliche, berühmte und wegen ihres Aufstandes gegen die Franzosen auch die heroische Stadt genannt. Sie zerfällt nach der neuesten Eintheilung in zwei nördliche und zwei südliche Stadttheile, von denen jeder fünf Bezirke enthält, die zusammen 188300 E. zählen. Der ältere, südwestliche Theil der Stadt hat niedrige Häuser und enge, krumme Gassen; der neuere, beiweitem größere, ist in gutem Geschmacke gebaut, hat schöne, hohe Häuser und breite, gerade, gutgepflasterte Straßen, unter denen die von Alcala, San-Bernardo und Fuencarral sich besonders auszeichnen. Von öffentlichen Plätzen sind merkwürdig der Plaza mayor oder Marktplatz, der mit sehr hohen Häusern, welche im untern Stock Arcaden haben, eingefaßt, aber vielfach durch Buden verbaut ist, und der Platz Puerto del Sol, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und Sammelplatz der Geschäftsleute ist; von öffentlichen Spaziergängen der Prado, der eine Viertelmeile lang zwischen dem Palast Buen Retiro und der Stadt gartenähnlich durch mehre Straßen, mit Springbrunnen und Statuen geschmückt, sich hinzieht und zum Reiten, Gehen und Fahren dient; der Garten von Buen Retiro, der dicht an den Prado anstößt, und der Spaziergang Las delicias, welcher eine Viertelstunde lang am Kanale fortläuft. Unter den 77 Kirchen, die weder durch Größe, noch durch besondere Schönheit auffallen, aber reich sind an Meisterwerken berühmter span., ital. und niederländ. Maler, verdienen Erwähnung die von Philipp IV. gegründete prächtige St.-Isidorskapelle, die Kirche der Salesianerinnen, die zur heil. Isabella und die Kirche von Antiochia.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das seit dem Brande von 1734 neu aufgeführte Residenzschloß auf einer Anhöhe der Westseite der Stadt, ein regelmäßiges Viereck, mit plattem Dache, im Innern aufs kostbarste, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Tizian, Murillo u. A. bis zur Überladung ausgeschmückt; ferner der alte königliche Palast, Buen Retiro (s. d.); der Palacio de las Consejos oder der Regierungspalast, wo sich die ersten Behörden des Landes versammeln; die Aduana oder das Zollhaus; die Panaderia, wo die Akademie der Geschichte ihre Sitzungen hält; das Posthaus, das Zeughaus, die Münze und das Hofgefängniß. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören die in einem Kloster nahe am Palaste Buen Retiro befindliche königliche Bibliothek mit 200000 Bdn. und einer Medaillensammlung von 150000 Stück, und die zu San-Isidoro mit 50000 Bdn.; das königliche Museum, welches die reichste und vorzüglichste Gemäldesammlung der Erde enthält; das Lyceum, eine Art Künstlerverein im Palaste Villa hermosa; das königliche Naturaliencabinet, welches sehr reichhaltig, besonders an inländischen Mineralien ist; die Sternwarte auf dem neuen Palaste; ein botanischer Garten und die Kunstsammlungen der Herzoge von Alba, von Infantado und Medina Celi, namentlich die Gemäldegalerie des Antonio de Perez. An Unterrichtsanstalten besitzt es eine Universität, die 1770 erneuert wurde, das Real Estudio di San-Isidoro mit eigner Bibliothek, ein Real Estudio für praktische Heilkunde, Chirurgie, Botanik, Pharmacie und Mineralogie, ein Adelscollegium, eine Ingenieurschule, ein polytechnisches Institut, eine Thierarzneischule und 13 königliche Akademien, z. B. der schönen Künste von San-Fernando, der Rechtsgelehrsamkeit, der span. Sprache, der Geschichte u. s. w. Außerdem hat es 19 Hospitäler, darunter das Männerhospital zu San-Fernando für 1400 Kranke, vier Findelhäuser, vier Theater, ein Stiergefechtamphitheater bei dem Thore Alcala und eine große Wasserleitung, die, weil es an gutem Quellwasser mangelt, Quellen aus dem Guadaramagebirge nach der Stadt leitet und in 32 Brunnen vertheilt. Die Industrie und der Handel sind unbedeutend. Zwar gibt es eine Art Messe, einige Banken und Assecuranzgesellschaften und mehre Fabriken in wollenen, baumwollenen Waaren, in Seidenzeuch und Cigarren, aber meist leben die Einwohner von dem Verdienste, den ihnen der Hof und der Adel geben. Ihr größtes Vergnügen finden sie an Stiergefechten, kirchlichen Processionen und einer Art Abendgesellschaften, die Tertullias heißen. In der Umgegend von M., die einförmig und öde ist, liegen mehre königliche Lust- und Jagdschlösser, namentlich Casa del Campo mit schönem Park, el Pardo mit Eichenwald und Thiergarten, Villa viciosa, wo Ferdinand VI. im Zustande der Raserei 1759 starb, la Florida und Zarzuela. M. ist seit Philipp's II. Zeiten die Residenz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San Ildefonso aufhielten, und wurde durch eine Menge Verträge und Friedensschlüsse, von denen wir nur den zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich 1526, zwischen Spanien und Venedig 1617 und zwischen Portugal und Spanien 1800 erwähnen, merkwürdig. Im span. Erbfolgekriege huldigte es der franz. Partei, und in dem Freiheitskriege gegen Frankreich gab es durch den Volksaufstand am 2. Mai 1808 gegen Murat, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Empörung. Im J. 1834 wurde es durch die Cholera heimgesucht. Die politische Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes im J. 1834 nach der Hauptstadt regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sie sich fortdauernd auf der Seite der Königin. Eine am 18. Jan. 1835 von dem größten Theile des zweiten leichten Infanterieregiments unter Anführung des Lieutenants José Cardero unternommene Militairrevolution, wobei der Generalcapitain von Neucastilien, General Canterac, ermordet wurde, scheiterte ebenso, wie der vom General Leon 1842 gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabelle zu entführen; dagegen nahm es 1843 mit großem Eifer für Espartero Partei und ergab sich erst, als dessen Sache völlig verloren war.

Madrigal heißt eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, geeignet, einen anmuthigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Das eigentliche Madrigal besteht aus drei meist durch Reime verbundenen Absätzen; doch wurde die Form nicht immer festgehalten und oft jedes zarte kleine Liebes-

gedicht so genannt. Unter den Italienern haben wir Madrigale von Petrarca und Tasso; unter den Franzosen von Montreuil, Lainez und Moncrif; unter den Deutschen, wo Kasp. Ziegler, geb. zu Leipzig 1621, sich zuerst in dieser Dichtform versuchte, von Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Goethe, A. W. Schlegel in seinen „Blumensträußen" u. A. Auch wurde der Name Madrigal um die Mitte des 16. Jahrh. auf Gesangsstücke, sowie auf Instrumentalstücke, z. B. für die Orgel, übergetragen. Als der ausgezeichnetste Componist weltlicher Madrigale gilt Luca Marenzio, gest. 1599. Palestrina componirte geistliche Madrigale.

Madvig (Johan Nicolai), Professor der lat. Sprache und Literatur an der Universität zu Kopenhagen, geb. 1804 auf der Insel Bornholm, bezog, nachdem er auf der gelehrten Schule zu Frederiksborg den Grund einer wissenschaftlichen Bildung gelegt hatte, 1817 die Universität zu Kopenhagen, wo er sich mit entschiedener Vorliebe philologischen Studien widmete. Er wurde daselbst 1826 Docent, 1828 nach dem Tode des Professors der Eloquenz, B. Thorlacius, Lector und 1829 Professor der lat. Sprache und Literatur. Als Kritiker hat er vorzugsweise Cicero's philosophische Schriften und Reden behandelt. Außerdem gehören hierher seine kritischen und exegetischen Arbeiten über Lucrez und Juvenal, sowie der von ihm gelieferte Nachweis, daß der von Mai und Osann herausgegebene Grammatiker Apulejus eine literarische Mystification sei. Allgemeine Anerkennung fand seine größere kritische Ausgabe des Cicero „De finibus bonorum et malorum" (1839). Unter seinen historisch-antiquarischen Abhandlungen gedenken wir der Untersuchungen über die röm. Colonialverhältnisse in Verbindung mit andern Seiten des röm. Staatsrechts (1832). Seine akademischen Arbeiten erschienen als „Opuscula academica" (2 Bde., 1834—42). Unter seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten und einzeln gedruckten Forschungen nehmen mehre, z. B. „Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums" (1840), „Von dem Wesen, der Entwickelung und dem Leben der Sprache" (1842), „Über den gelehrten Schulunterricht" und „Über die Grundbegriffe der alten Metrik", einen hohen Rang ein und begründen zum Theil neue Standpunkte. Ebenso hat er durch seine „Lat. Sprachlehre für Schulen" (deutsch, Braunschw. 1844) eine neue Bahn eröffnet.

Maestoso, d. i. Majestätisch, dient zur Bezeichnung einer Vortragsart in der Musik und setzt, ohne nähere Bezeichnung, ein gemäßigtes Zeitmaß voraus.

Maffei (Francesco Scipione, Marchese), einer der besten ital. Lust- und Trauerspieldichter, geb. zu Verona am 1. Juni 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und in die Akademia der Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alessandro im span. Erbfolgekrieg einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streites, in den sein Bruder Alessandro verwickelt war, „Della scienza chiamata cavalleresca" (Rom 1710, 4.), Untersuchungen über die Bräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen. Mit Apostolo Zeno und Valisnieri vereinigte er sich zur Herausgabe einer kritischen Zeitschrift, welche zugleich den Zweck hatte, die Bekanntschaft der Italiener mit der ausländischen Literatur zu befördern. Gleichzeitig wendete er seine Aufmerksamkeit dem Theater zu; glänzenden Beifall fand seine Tragödie „Merope" (Modena 1713), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel „La ceremonia" wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten wieder zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn auf das Studium der Diplomatik, dem wir sein gelehrtes Werk „Verona illustrata" (Ver. 1731—32, Fol.; neue Ausg., 8 Bde., Ver. 1792—93, 4.) zu danken haben. Nach Beendigung desselben bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland, wo er in Wien von Kaiser Karl VI. auf das Ehrenvollste aufgenommen wurde. Er starb am 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal errichtete. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (21 Bde., 1790). — Sein Bruder, Alessandro, Marchese M., geb. zu Verona 1662, gest. zu München 1730, machte unter dem Kur-

fürsten Maximilian Emanuel von Baiern Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im span. Erbfolgekriege und wurde 1717 in Anerkenntniß seiner Verdienste bei der Belagerung von Belgrad zum Feldmarschall ernannt.

Maffei (Giovanni Pietro), einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, geb. zu Bergamo 1535, erhielt seine Bildung in Rom, wo er sich mit Annibale Caro und andern gelehrten Männern verband. Im J. 1563 wurde er Professor der Beredtsamkeit in Genua und sehr bald auch Secretair der Republik. Doch schon nach zwei Jahren kehrte er nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Die hier von ihm 1570 herausgegebene lat. Übersetzung von Jos. Acosta's „Historia de las Indias" gefiel dem Cardinal Heinrich von Portugal so wohl, daß er ihn nach Lissabon berief und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien übertrug, die unter dem Titel „Historiarum indicarum libri XVI" (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593, Fol.) erschien. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 1603 zu Tivoli. Eine Sammlung seiner lat. abgefaßten Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747, 4.).

Maffei (Jos. Ritter von), Wirklicher Rath und Professor der ital. Literatur an der Universität zu München, geb. am 27. Mai 1775 zu Cles nella Naunia im tridentinischen Gebiet, erhielt seine akademische Vorbildung auf den Lyceen zu Verona und Trient und studirte 1795—98 in Salzburg, wo er auch die Priesterweihe erhielt. Nachdem er ganz Italien, Deutschland, die Schweiz und das südliche Frankreich bereist hatte, kehrte er im J. 1800 nach Salzburg zurück und wurde hier 1805 Professor der ital. Literatur an der Universität. Als Salzburg 1811 an Baiern überging und die Universität aufgehoben wurde, blieb er daselbst als Professor am Lyceum. Im J. 1816, wo Salzburg wieder an Östreich zurückfiel, wurde er nach München berufen und anfangs als ordentlicher Professor am Lyceum und andern königlichen Instituten, 1826 aber an der von Landshut dahin verlegten Universität angestellt. Vielfache Verdienste erwarb er sich um die ital. Literatur. Er war der Erste, der die deutschen dramatischen Werke Iffland's und Kotzebue's und die Jugendschriften Christoph Schmidt's in guten ital. Übersetzungen in Italien einführte, und umgekehrt Producte berühmter ital. Gelehrten in Deutschland verbreitete. Sein Hauptwerk aber ist die „Storia della letterature ital. dall' origine della lingua sino a' nostri giorni" (3 Bde., Mail. 1825; neue Aufl., 4 Bde., 1834).

Mafra, ein Flecken in der portug. Provinz Estremadura, ungefähr fünf M. nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in hochgelegener Gegend, ist wegen des prächtigen Klostergebäudes berühmt, das König Johann V. in Folge eines Gelübdes 1717—31 mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Fl. aufführen ließ. Der Baumeister desselben war ein Deutscher, Namens Friedr. Ludwig. In seiner viereckigen Form dem Escurial ähnlich, aber beiweitem umfangreicher, ist es doch mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe. Es soll 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten. Das Kloster ist ein Augustinerkloster und im Besitz einer Bibliothek von 50000 Bänden. Eine Klosterschule wurde daselbst 1772 durch Joseph I. gegründet. Die Umgebungen bilden ausgedehnte Gärten mit herrlichen Anpflanzungen. Bekannt wurde das Kloster besonders durch Murphy's Prachtwerk (Lond. 1791, Fol.) mit Luis de Sousa's Texte.

Magazin nennt man im Allgemeinen einen Aufbewahrungsort, der sorgfältiger gebaut, mehr Sicherheit und bessere Erhaltung der Gegenstände gewährt als Schuppen und andere Gebäude. Vorzüglich wichtig sind die Pulvermagazine, welche Luftmagazine heißen, wenn sie über der Erde liegen, wo sie dann weit entfernt von bewohnten Gebäuden, und insofern mehre an einem Orte erfoderlich sind, hinlänglich entfernt voneinander angelegt werden. Sie sind meist von Fachwerk erbaut und mit einem Wall umgeben, der bis zur untern Kante des Daches reicht, haben keine Glasfenster, sondern nur Drahtgitter und hölzerne Laden an der äußern Wandseite. Die Thüre, gegen Osten gerichtet, führt in eine kleine Vorhalle; die innere Thüre hat ein kupfernes Schloß und bewegt sich auf kupfernen Angeln. Die Luftmagazine werden nur zur Aufbewahrung des Pulvers im Frieden gebraucht und daher zuweilen Friedensmagazine genannt. Das zur Vertheidigung einer Festung erfoderliche Pulver wird im Kriege in bombenfesten Magazinen niedergelegt, die theils unter dem Wall befindlich sind, seltner in besondern Gebäuden bestehen, und für

die man besonders solche Orte wählt, die nicht leicht vom feindlichen Feuer getroffen werden können. In keinem Pulvermagazin sollen sich mehr als höchstens 500 Centner befinden. Die Pulvertonnen liegen im untern Raume auf dazu eingerichteten Unterlagen zwischen festen Ständern; Kartuschen (ohne Kugeln), Zündungen und andere leichte Gegenstände werden auf dem Boden aufbewahrt. Alle Maßregeln zur möglichsten Verhütung der Gefahr müssen getroffen und deshalb auch die Gebäude mit Blitzableitern versehen werden. Die Magazine für Feldlaboratorien werden entweder in einzeln liegenden Gebäuden von guter Beschaffenheit eingerichtet, oder man erbaut Schuppen dazu. Die Engländer legen die Pulvertonnen auf einen einfachen Unterbau von starkem Holz und bedecken das Ganze mit getheertem Segeltuch. Nächst den Pulvermagazinen sind noch die Fourage- und Proviantmagazine zu erwähnen, deren Einrichtung nur auf sicherm Verschluß und trockner, übersichtlicher Unterbringung der Gegenstände beruht. Noch bis 1806 umfaßte die Anlage und Sicherung der Magazine einen wesentlichen Theil des Operationsplans; oft entschied die Wegnahme und Vernichtung derselben den Ausgang des Feldzugs. Bei der seitdem eingetretenen weit schnellern Bewegung der Truppen, welche nicht ohne das Requisitionssystem besteht, ist die Anlegung der Magazine sehr vermindert und nur auf einzelne Verhältnisse beschränkt worden, wo größere Truppenmassen längere Zeit in einer Gegend verweilen. Die Magazine für die Waffen u. s. w. nennt man Zeughäuser (s. d.). Getreide- und Mehlmagazine werden bei zu befürchtender Theuerung oder bei andern Unglücksfällen angelegt.

Magdalēna oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, eine Begleiterin Jesu, wird nach einem alten Irrthume für die Luc. 7, 36—50 erwähnte Sünderin gehalten, die Jesum salbte und Vergebung ihrer Sünden von ihm erhielt. Den mythischen Stoff, welcher aus dieser Verwechselung entstand, ergriffen Andacht und religiöse Kunst, um daraus das heil. Magdalenenbild zu schaffen. Auch entstand um 1215 in Deutschland ein Orden der Klosterfrauen von der Buße der heil. M., der sich in Frankreich, Spanien, Italien und selbst bis nach Indien verbreitete, anfangs nur Buhldirnen, später aber auch ehrbare Jungfrauen aufnahm und bis in die neuern Zeiten sich erhalten hat. Die in protestantischen Ländern noch übrigen katholischen Magdalenenstifte haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, so z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. — Magdalenengesellschaften heißen in England und den Vereinigten Staaten wohlthätige Anstalten, welche die Besserung gefallener Mädchen zu bewirken suchen. Die erste derartige Gesellschaft wurde in London 1758 durch die Bemühungen des Dr. Dodd begründet und hat viel Gutes gestiftet.

Magdeburg, die Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen, der Sitz eines Oberpräsidenten, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts, eines Consistoriums und eines evangelischen Generalsuperintendenten, des Generalcommandos des vierten Armeecorps und zugleich eine der wichtigsten Festungen des preuß. Staats, am linken Ufer der hier in drei Arme getheilten Elbe, besteht aus vier besondern Theilen und zwei Vorstädten, und zählt, das Militair und die Vorstädte ungerechnet, gegen 50000 E. Jene Theile sind 1) die Altstadt, oder die Hauptfestung längs der Elbe mit elf Bastionen und zehn kleinen Ravelinen zwischen ihnen, die noch eine Anzahl Contregarden und Lunetten vor sich haben. Sie werden allenthalben von einem doppelten und an einigen Punkten dreifachen bedeckten Wege umgeben und durch Minen verstärkt. Im Süden der Altstadt liegt 2) der Stern, eine vierseitige casemattirte Tenaille, unter Friedrich dem Großen vom General Wallrave erbaut, mit einem guten Minensystem und drei verschiedenen Umwallungen, von denen die äußere auf drei Seiten in der Mitte nochmals ausspringende Winkel hat. In dieser Schanze saßen einst der Freiherr von Trenck in einem für ihn besonders bestimmten Häuschen, im trockenen Graben, und ihr Erbauer Wallrave, wegen Treulosigkeit, in einem von ihm selbst angelegten Kerker gefangen. Zwischen dem Stern und der Altstadt wurde zur Verbindung beider miteinander auf der Stelle der abgetragenen Sudenburg, einer ehemaligen Vorstadt, seit 1811 das Fort Napoleon, jetzt Scharnhorst genannt, eine fünfseitige große Lunette, erbaut, in der Kehle mit einer Caponnière, welche Schießscharten hat, versehen. Von der Altstadt aus führt eine Brücke über den westlichsten, breitesten der drei Elbarme, die neue Elbe

genannt, nach der Insel, auf welcher 3) die Citadelle liegt, ein bastionirtes Fünfeck mit hohem, gemauertem und casemattirtem Walle ohne bedeutende Außenwerke, erbaut von König Friedrich I. 1680 und dadurch merkwürdig, daß hier Bahrdt, Lafayette und Becker gefangen saßen. Jenseit der beiden andern Elbarme, über die eine feste Brücke führt, auf dem rechten Ufer der Elbe, liegt 4) die Friedrichsstadt oder die Thurmschanze, ein Städtchen von etwa 1600 E., durch eine Umwallung mit drei ganzen und zwei halben abgerundeten Thürmen befestigt, vor welchen drei ganze, zwei halbe Bastionen und ein Bedeckter Weg liegen. Die beiden Vorstädte, die nördlich gelegene Neustadt mit etwa 6800 E., und die südwestlich gelegene Sudenburg mit 2000 E., die, weil sie den Festungswerken zu nahe lagen, 1806 von den Preußen und 1813 durch die Franzosen nebst dem ehemaligen Kloster-Bergen (s. d.) zerstört wurden, sind seit 1818 theilweise wieder aufgebaut. M. hat zwar meist enge krumme Straßen, wovon nur der die ganze Stadt der Länge nach durchschneidende Breite Weg eine Ausnahme macht, ist aber im Ganzen gut gebaut. Öffentliche Plätze sind der Domplatz und der Marktplatz, auf welchem die schon im J. 973 errichtete Bildsäule Otto's des Großen steht. Zu den öffentlichen Spaziergängen und Gärten gehören der schöne Fürstenwall, welcher 600 Schritt längs der Elbe sich hinzieht, der Werder am linken Ufer der alten Elbe mit vielen schönen Gärten und der Friedrich-Wilhelms-Garten, der auf der Stelle des abgebrochenen Kloster-Bergen angelegt ist. Unter den zehn evangelischen Kirchen zeichnet sich besonders die aus dem Anfange des 13. Jahrh. herstammende prächtige goth. Domkirche aus, um deren Restauration Friedrich Wilhelm III. sich großes Verdienst erwarb, mit zwei schönen 332 F. hohen steinernen Thürmen, einem 110 F. hohen von zwölf Pfeilern getragenen Gewölbe, dem Hochaltar aus Marmor, 45 kleinern Altären, dem schönen, 1495 von Peter Vischer zu Nürnberg gegossenen Denkmale des Erzherzogs Ernst und dem Grabe Kaiser Otto des Großen. Merkwürdig sind auch die Liebfrauenkirche, die älteste in M., sowie die katholische Kirche und die franz.-reformirte Kirche, denen sich die jüdische Synagoge anschließt. Unter den andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das 1691 erbaute Rathhaus, die Dompropstei oder das Fürstenhaus, das Landschaftshaus, die Wasserkunst mit einer Getreidemühle und die Artilleriekaserne. Die Stadt hat ein Pädagogium im Kloster Unserer lieben Frauen, ein Domgymnasium mit nicht unwichtiger Bibliothek, ein Schullehrerseminar, eine höhere Gewerbs- und Handelsschule, eine Kunst- und Baugewerkschule, eine Hebammen- und medicinisch-chirurgische Lehranstalt, ein Arbeitshaus, eine Irrenanstalt, ein Armenkrankenhaus, fünf Hospitäler, ein Bürgerrettungsinstitut, eine Sparkasse, mehre Kleinkinderbewahranstalten und zwei Waisenhäuser. Sie gehört zu den wichtigsten Handelsstädten nicht nur Preußens, sondern Deutschlands überhaupt. Der bedeutende Transito- und Speditionshandel, besonders mit Colonialwaaren und Wein, wird durch zwei Wollmärkte und eine Messe, und in neuester Zeit namentlich durch die vereinigte Magdeburg-Hamburger Dampfschiffahrt, sowie durch die beiden Eisenbahnen, die Magdeburg-Leipziger und die Magdeburg-Braunschweiger, wesentlich befördert. Auch gibt es zahlreiche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Handschuhen, Band, Leder und Taback, sowie Zuckerraffinerien, Essigsiedereien und Bierbrauereien. Schon von Karl dem Großen wurde die Stadt mit der Stapelgerechtigkeit versehen. Kaiser Otto I., der sie zu seinem Lieblingsaufenthaltsort erkor, legte hier 937 ein Benedictinerkloster zu Ehren des heil. Mauritius an, und verwandelte dasselbe 967 in ein Erzbisthum, dem vom Papst Johann XIII. das Primat von Deutschland ertheilt und die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Brandenburg und Havelberg untergeordnet wurden. Die Erzbischöfe führten in den stürmischen Zeiten des Mittelalters wiederholte Kriege nicht nur gegen die häufig einfallenden Slawen, sondern auch gegen Kaiser Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg, sowie gegen die Bürger von M. selbst, die sich mehrmals wider ihre geistlichen Herren empörten. In spätern Zeiten wurden die Erzbischöfe gewöhnlich aus dem brandenburg. oder sächs. Fürstenhause gewählt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das magdeburger Recht, das eine Mischung von altsächs. Gewohnheits- und magdeburg. Localrechten war, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt sehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für dieselbe großen Eifer und wurde, als

sie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und in Folge dessen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert, nach der endlichen Übergabe jedoch schonend behandelt, aber freilich des Stapelrechts, des Schöppenstuhls und anderer Gerechtsame verlustig. Schon 1554, unter dem Administrator Christian Wilhelm, aus dem brandenburg. Hause, erhielt sie indeß das Stapelrecht zurück, das ihr Kaiser Maximilian auf ewige Zeiten bestätigte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde M., nachdem es 1629 von den Kaiserlichen 28 Wochen lang vergebens eingeschlossen gewesen, 1631, weil es seinen geächteten Administrator wieder aufgenommen hatte, von neuem durch Tilly belagert. In Hoffnung baldigen Entsatzes leisteten zwar die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung eine Zeit lang tapfern Widerstand; allein endlich sahen sie sich doch genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag und von dem langen beschwerlichen Kriegsdienst ermüdet, verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß am 10. Mai (alten Stils) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord, Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Über 30000 E. jedes Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger, und, um Mishandlungen zu entgehen, stürzten Hunderte von Jungfrauen, einander an den Händen fassend, sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein heftiger Sturm verbreitete das Feuer der angezündeten Häuser über die ganze Stadt und nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von der Vernichtung verschont. Von den Kaiserlichen im folgenden Jahre wieder verlassen, wurde M. nun von den Schweden besetzt, 1636 aber von den Kaiserlichen und Sachsen wieder belagert und mit Capitulation übergeben, worauf 1638 der durch den prager Frieden bestimmte neue Administrator, Herzog August von Sachsen, das Erzstift in Besitz nahm. Durch den westfälischen Frieden 1648 wurde das Erzstift als weltliches Herzogthum, zur Entschädigung für Pommern, an das Haus Brandenburg überwiesen, bei dem es, die kurze Dauer des Königreichs Westfalen von 1807—13 abgerechnet, ununterbrochen blieb. In dem Kriege Preußens mit Frankreich im J. 1806 gehörte auch M. unter die Zahl der preuß. Festungen, die dem Feinde ohne Widerstand übergeben wurden. Mit einer starken Besatzung versehen, hielt sich die Festung 1813 und 1814 gegen das sie einschließende Tauenzien'sche Corps, bis sie in Folge des pariser Friedens 1814 an Preußen zurückgegeben wurde. Vgl. Rathmann, „Geschichte der Stadt M." (4 Bde., Magdeb. 1800—17); Wolter, „Geschichte der Stadt M. von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart" (Magdeb. 1845); F. W. Hoffmann, „Chronik der Stadt M." (Lief. 1—9, Magdeb. 1843—45) und Lehmann, „Topographie der Stadt M." (2. Aufl., Magdeb. 1830).

Magdeburger Centurien, s. Centurien (Magdeburger).

Mägdesprung ist der Name einer schroffen Felsenklippe im Herzogthum Anhalt-Bernburg, die den Mittelpunkt des reizenden Selkethales bildet. Am Fuße derselben liegt das gleichnamige Hüttenwerk, wo zu Ehren des Herzogs Friedrich Albert, gest. 1796, ein schöner gußeiserner Obelisk, 58 F. hoch, errichtet ist.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer, von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich 1510 bei der Eroberung von Malakka hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, nach andern Angaben wegen Veruntreuung, begab er sich nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan Beider, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, wurde vom Kaiser Karl V. wohl aufgenommen. Am 20. Sept. 1519 segelte M. mit fünf Schiffen und 236 M. von San-Lucar ab und erreichte am 12. Jan. 1520 die Mündung des Laplata. Schon an der Küste Patagoniens hatte er eine Meuterei seiner Mannschaft, welche dem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen wollte, zu unterdrücken. Gegen Ende Oct. 1520 gelangte er an das Vorgebirge, das er de las Virgines nannte, am Eingange der Meerenge, die nachher den Namen der Magellanischen Straße erhielt. Als er hierauf eines seiner Schiffe nach Europa zurücksendete, bedurfte es seines ganzen Ansehens, die übrige Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen. Nachdem ihm solches gelungen

entdeckte er am 27. Nov. die Südsee, der er wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des Stillen Oceans gab. Am 6. März 1521 wurde er der Ladronen ansichtig, dann kam er zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf Zebu, einer dieser Inseln, bewirkte er die Bekehrung des Königs zum Christenthum. Er blieb in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan am 26. Apr. 1521. Ohne dieses unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers sich erworben haben, den nun Sebastian Cano sich zueignete, der M.'s Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und am 7. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche findet sich in Ranusio's Sammlung; vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst von Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). — Ein Urenkel M.'s, der Naturforscher Joh. Hyacinth M., früher Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London am 7. Febr. 1790, ist der Erfinder der Bereitung mineralischer Wasser.

Magelone oder Maguelonne soll nach der Sage die Tochter eines Königs von Neapel gewesen sein. Von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt begab sich Peter, der Sohn des Grafen von Provence, an den Hof ihres Vaters und zeichnete sich hier bei den Turnieren so aus, daß, wiewol er seinen Stand und Namen nicht angeben wollte, er doch die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zog und die Liebe der Prinzessin erwarb. Durch die Amme derselben wurde das Verständniß unterhalten und durch sie schickte er ihr drei kostbare Ringe als Liebespfänder. Endlich gab er sich ihr zu erkennen und bewog sie, mit ihm zu entfliehen, da ihr Vater sie mit einem andern Ritter vermählen wollte. Sie bargen sich vor dessen Nachstellungen in einem dichten Walde; M. entschlief vor Müdigkeit in dem Schoose des Ritters, der, um ihr Erleichterung zu verschaffen, ihre Gewande lüftete und dabei auf ihrer Herzgrube die drei Ringe, die er ihr geschenkt, in einen rothen Zindel genäht fand. In ihre Reize verloren legte er die Ringe bei Seite; da raubte sie ihm ein Rabe. Der Ritter, dem die Ringe nun doppelt theuer geworden, setzte, sobald er den Raub gewahr wurde, dem Raben nach; doch dieser flog damit dem Ufer zu, setzte sich auf einen Fels und ließ die Ringe ins Meer fallen. Peter warf sich in einen gebrechlichen Kahn, um der Ringe wieder habhaft zu werden, wurde aber von einem Sturme fortgerissen, auf das hohe Meer getrieben, dort von Seeräubern gefangen und als Sklave an den Sultan von Babylon verkauft. M., als sie erwachte, sah sich von ihrem Geliebten verlassen; vergebens war ihr Rufen, vergebens ihr Suchen, ihre Verzweiflung; endlich raffte sie sich auf, fand nach vielem Umherirren den Ausgang des Waldes und begegnete auf der Landstraße, die nach Rom führte, einer Pilgerin. Mit dieser tauschte sie die Kleidung, und also unkenntlich begab sie sich nach Rom. Hier blieb sie als arme Pilgerin 15 Tage in dem Spitale und flehte täglich im St.-Petersdome zu Gott, um wieder mit dem Geliebten vereint zu werden. Dann beschloß sie nach der Provence zu wandern, schiffte sich in Genua ein und landete glücklich in Aiguesmortes. Dort hörte sie von der großen Güte der Ältern Peter's gegen arme Leute; aber auch zugleich von ihrer großen Trauer um den verlorenen Sohn. In ihrer Nähe wenigstens wollte M. bleiben, und als sie erfuhr, daß in dem nahen Hafen, der der Heiden Port (Port des Sarrazins) hieß, eine kleine Insel sei, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waaren kamen und auch viele arme und kranke Leute sich befanden, beschloß sie, dort von den Schätzen, die sie aus Neapel mitgenommen, ein Kirchlein zu St.-Peter's Ehren zu bauen und ein Spital für arme Pilger zu gründen. In diesem Spitale wartete sie selbst mit solcher Treue der Armen und führte so strengen Lebenswandel, daß sie unter dem Namen der heiligen Pilgerin allgemein verehrt und auch von Peter's Ältern bald geliebt wurde. Auch Peter hatte sich das Wohlwollen des Sultans in so hohem Grade erworben, daß er ihm versprach, eine Bitte zu gewähren. Peter bat um Urlaub, seine Ältern zu besuchen. Ungern bewilligte der Sultan diese Bitte; doch gab er nicht nur nach, sondern rüstete ihn sogar reichlich aus. Peter aber verspätete sich unterwegs auf einer Insel, Namens Sagona, wo sein Schiffspatron Wasser einnahm; dort fanden ihn Fischer und brachten ihn in die Stadt Cragona, wo sie den Erkrankten dem Spitalmeister übergaben. Neun Monate wurde er verpflegt; doch konnte er nicht ganz gesund werden; da landete ein Schiff aus der Provence, und als dessen Patron in Peter einen Landsmann erkannte,

nahm er ihn mit sich und brachte ihn in das Spital der heiligen Pilgerin im Heidenport, um sich ganz herstellen zu lassen. Dort pflegte ihn M. erst ohne ihn zu erkennen, und als sich die Liebenden erkannt hatten, sendete sie die Freudenbotschaft an Peter's Altern, die herbeieilten und den Bund segneten. Die Insel, auf der M. die Kirche und das Spital erbaut, erhielt von ihr den Namen Maguelonne; sie und ihr Gemahl wurden in der Kirche begraben, welche noch steht, aber auch fast den einzigen Rest der ganzen Insel ausmacht. Diese Sage hat zuerst ein Stiftsherr jener Kirche, Bernard de Treviers, um 1178 in einem provenzal. Gedichte aufgezeichnet, wovon man in neuester Zeit ein Exemplar in Spanien aufgefunden haben soll. Dieses wurde in einem franz. Prosaroman überarbeitet, der zuerst 1457 im Druck erschien und fast in alle europ. Sprachen übersetzt und zum eigentlichen Volksbuche wurde. Das deutsche Volksbuch, durch Magister Veit Warbeck bearbeitet, erschien zuerst zu Augsburg 1535 (in Marbach's und am besten in Simrock's „Deutschen Volksbüchern" wieder abgedruckt); in neuerer Zeit wurde es von Tieck in „Leberecht's Volksmärchen" und von Morgenroth (Lpz. 1829) bearbeitet.

Magen (stomachus s. ventriculus) nennt man das zur Aufnahme und ersten Verdauung bestimmte Organ, welches im menschlichen Körper in seiner Gestalt, Lage, Zusammensetzung u. s. w. sich auf folgende Art verhält. Er gleicht einem gekrümmten Kegel, dessen Basis, Magengrund (fundus ventriculi) genannt, in der linken Seite des Körpers liegt und mit der Speiseröhre (s. d.) zusammenhängt, während der mittlere Theil, der sogenannte Körper des Magens (corpus ventriculi), nach und nach sich verengend in schräger Richtung nach der rechten Seite zu herabsteigt und in die Spitze (portio pylorica ventriculi) übergeht, welche ziemlich wagerecht verlaufend und sogar etwas aufsteigend endlich sich in den Zwölffingerdarm (s. d.) fortsetzt. Betrachtet man den Magen von vorn, so sieht man ihn nach oben durch eine kürzere, links etwas convexe, übrigens aber concave, nach unten durch eine durchaus convexe Linie begrenzt, welche man als Ränder des Magens bezeichnet und den obern und den untern oder den kleinern und größern Rand oder Bogen (curvatura minor et major) nennt. Hat man diese Ränder festgesetzt, so zerfällt auch die äußere Oberfläche des Magens in eine vordere und eine hintere Fläche; beide gehen jedoch, wenn der Magen gefüllt ist und eine cylinderförmige Gestalt angenommen hat, ohne eine bestimmte Grenze zu haben, ineinander über, wobei sich gleichzeitig der Magen ¼ um seine Längenachse dreht, sodaß der untere Bogen nach vorn, der obere nach hinten sieht. Mit der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarme steht der Magen durch seine äußere sowol wie durch seine innere Oberfläche in Verbindung und kann demnach als eine blose sackartige Erweiterung des Nahrungskanals betrachtet werden; außerdem aber sind in seiner Nähe noch die wichtigsten Organe gelegen. Der Magengrund liegt dicht unter dem Zwerchfelle (s. d.); an der linken Seite des untern Randes ist die Milz (s. d.) angeheftet; an demselben verbindet das große Netz (s. d.) den Magen mit dem Quergrimmdarme (s. Darm), während das kleine Netz vom obern Rande ausgehend den untern Theil der Leber (s. d.) damit in Verbindung setzt. Hinter ihm liegt die Bauchspeicheldrüse (s. Bauch), und seine vordere Fläche wird auf der rechten Seite durch das unterste linke Stück der Leber bedeckt. Die Magenwände bestehen aus vier Hautschichten, von denen die äußerste oder oberste ein Theil des Bauchfelles ist, den ganzen in dasselbe eingestülpten Magen überzieht und nebenbei noch die beiden Netze nebst verschiedenen andern Hautfalten bildet, welche den Magen mit der Milz und dem Zwerchfelle verbinden und in der Anatomie als Bänder betrachtet werden. Unter dieser befindet sich eine Muskelhaut aus Längen-, Quer- und Kreisfasern bestehend, sodaß der Magen in jeder Richtung zusammengezogen werden kann; auf diese folgt die von einigen Anatomen angenommene Gefäßhaut, welche nur ein von einem dichten Gefäßnetze durchzogenes Zellgewebe ist. Die innere Oberfläche endlich, eine Schleimhaut, enthält eine große Menge Falten oder Runzeln, welche, wenn der Magen ausgedehnt wird, sich ausglätten, und sondert einen zähen, klaren, weißlichen Schleim und während der Verdauung den Magensaft (succus gastricus) ab. Von den beiden bei Unthätigkeit des Magens geschlossenen Öffnungen desselben nennt man die Mündung der Speiseröhre den Magenmund (cardia s. ostium oesophageum), den Ausgang in den Zwölffingerdarm aber den Pförtner (pylorus s. ostium duodenale). Erstere befindet

sich am Grunde des Magens, letztere an der Spitze, wo zugleich durch eine Falte der Schleimhaut eine ventilartige Klappe (valvula pylori) gebildet wird, um das Zurücktreten des Speisebreies zu verhindern. Die Größe des Magens ist sehr verschieden; in der Regel beträgt sein Längendurchmesser vom Magenmunde bis zum Pförtner 10—12, sein Querdurchmesser am Grunde 4½, in der Mitte 3½—4 und am Pförtner 1½—2 Zoll. Blut erhält der Magen mehr als die meisten übrigen Organe aus verschiedenen Arterien zugeführt, und die Nerven, welche seine der Willkür nicht unterworfenen Verrichtungen vermitteln, kommen vom neunten Hirnnervenpaar (s. Nervensystem) und dem Ganglionsystem (s. d.). Die Aufgabe des Magens besteht darin, die durch die Speiseröhre ihm zukommenden, noch wenig veränderten Speisen in den Speisebrei (chymus) zu verwandeln und somit geschickt zu machen, von den Lymphgefäßen aufgesogen zu werden und im Darmkanale die weitern Veränderungen zu erleiden. Zu diesem Zwecke wird während der Verdauung mehr Schleim als außer derselben, und der Magensaft, eine saure Flüssigkeit, abgesondert, in welchem die Speisen aufgelöst werden. Ist diese Auflösung geschehen, so beginnt die wurmförmige Bewegung des Magens (motus peristalticus), indem die Kreisfasern der Muskelhaut denselben zusammenziehen, theils in seinem ganzen Umfange, theils nur an einer Stelle, aber so, daß sich diese Zusammenziehung allmälig von einem Ende zum andern fortsetzt, und auf diese Weise der Speisebrei in den Zwölffingerdarm gedrängt wird. Außerdem sind dabei noch die vielen im Magen befindlichen Saugadern in voller Thätigkeit, um die Theile der Nahrungsmittel, welche sich schon zum Aufsaugen eignen, aufzunehmen und so den Nahrungssaft (chylus) zu bereiten.

Ist der Magen seiner Function wegen sonach als eines der Hauptorgane des Körpers anzusehen, so ist es auch natürlich, daß eine Störung derselben für den ganzen Körper üble Folgen haben muß, indem die Ernährung stets darunter leidet, was sich gewöhnlich auch bald durch bedeutende Abmagerung kund gibt. Sehr deutlich sind solche Störungen bei den Magenkrankheiten, von denen besonders folgende zu erwähnen sind. Die Magenentzündung (gastritis), meist durch unmittelbare Einwirkung schädlicher in den Magen gebrachter Stoffe herbeigeführt und durch Schmerz im Magen und Erbrechen bezeichnet, ist eine gefährliche Krankheit und geht, wenn sie nicht durch sich selbst schon tödtlich oder vollkommen geheilt wird, in Magenverhärtung, welcher oft Magenkrebs folgt, Magenvereiterung oder Magenbrand über, oder hinterläßt wenigstens eine bedeutende Schwäche der Verdauung. Eine andere, besonders beim weiblichen Geschlechte oft vorkommende Krankheit ist der Magenkrampf (cardialgia), welcher von sehr verschiedenen Ursachen herrührt, auch in seinem Verlaufe verschiedene Formen darstellt und gewöhnlich ein langwieriges und schwer zu hebendes Leiden ist. Durch eine in eigenthümlicher Art fehlerhafte Absonderung des Magensaftes entsteht die Magensäure, welche entweder mehr vorübergehend, hauptsächlich durch den Genuß unpassender Nahrungsmittel, besonders saurer, erzeugt wird, oder länger andauernd mit einem tiefern Leiden der Verdauung, namentlich bei Kindern mit der Skrophelkrankheit (s. Skropheln), in Zusammenhang steht. Unter Magenbruch (gastrocele s. hernia ventriculi) versteht man das bruchartige Hervortreten der Eingeweide in der Magengegend, wobei aber gewöhnlich nur ein Theil des Quergrimmdarms im Bruche enthalten ist. Die sogenannten Magenmittel (stomachica) sind meist reizende, bittere Arzeneien, welche mehr eine momentane Schwäche, den sogenannten verdorbenen Magen, zu heben im Stande sind, als daß sie als Mittel bei Magenkrankheiten Anwendung finden dürften. Historisches Interesse allein bietet die jetzt nicht mehr gebrauchte Magenbürste (excutia ventriculi), eine aus weichen Haaren verfertigte und an einen mit Seide übersponnenen Draht befestigte Bürste, mit welcher man in den Magen einging, um ihn vom Schleime zu reinigen.

Unendliche Verschiedenheit in Hinsicht auf Vorhandensein und Bau des Magens herrscht bei den Thieren, indem bei den niedrigern Thierclassen bald mehr bald gar kein Organ gefunden wird, welches sich dem Magen vergleichen ließe. Selbst bei vielen Fischen und Amphibien ist der Nahrungskanal von dem des Menschen gänzlich abweichend gebaut. Von den Vögeln besitzen die meisten zwei, nur einige drei Magen, während von den Säugthieren die niedrigern Gattungen einen zusammengesetztern, die höhern einen einfachern

haben. Unter letztern sind vorzüglich die Wiederkäuer zu erwähnen, bei denen man vier magenähnliche Organe findet, welche der Pansen (rumen), der Netzmagen (reticulum s. ollula), der Psalter (omasus) und der Labmagen (abomasus) genannt werden, übrigens in verschiedenen Gegenden noch andere Namen führen.

Magendie (Franç.), einer der berühmtesten Physiologen der Gegenwart, geb. am 25. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater Arzt war, studirte in Paris und widmete sich vorzugsweise der Anatomie und Physiologie. Anfangs Prosector bei der Facultät, wurde er dann Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collége de France. Unbestreitbar sind seine Verdienste um die Experimentalphysiologie, namentlich hat er eine Menge Versuche mit lebenden Thieren angestellt. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur an „Précis élémentaire de physiologie" (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl., 1836; deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisen. 1834—36; und von Elsäßer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36); „Formulaire pour l'emploi et la préparation des plusieurs nouveaux médicamens" (Par. 1821; 9. Aufl., 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); „Leçons sur les phénomènes de la vie" (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Baswitz, 2 Bde., Elberf. und Köln 1837) und „Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux" (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841).

Magerkeit (macies) nennt man denjenigen Zustand, in welchem der Fettgehalt, also der Umfang des Körpers geringer ist, als er entweder in demselben Individuum gewöhnlich zu sein pflegt, oder an andern Menschen von derselben Größe, demselben Alter u. s. w. bemerkt wird. Dieser Zustand kann Folge einer Krankheit sein, wie z. B. besonders Fieber, Entzündungen, bedeutende Säfteverluste u. s. w. sehr bald eine Verminderung des Fettes herbeiführen; er kann aber auch seinen Grund in klimatischen, socialen, gemüthlichen und andern Verhältnissen haben, welche der Fetterzeugung hinderlich werden, wie man an der männlichen Bevölkerung des Orients, bei gewissen Ständen und Temperamenten beobachtet. Im Allgemeinen tragen Anstrengungen des Körpers, fortwährende lebhafte Geistesthätigkeit viel zur Entstehung der Magerkeit bei, während ein ruhiges Gemüth und eine solche Lebensart das Gegentheil befördern; jedoch sind die Fälle nicht selten, wo unter diesen Umständen dennoch Magerkeit vorhanden ist, also eine natürliche Anlage dazu angenommen werden muß.

Magie bezeichnet die Kunst, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und bedeutet im Allgemeinen so viel wie Zauberei. Der Name ist von den pers. Priestern, den Magiern (s. d.), zu den Griechen und von da zu uns gekommen. Eine der ältesten ihrer Formen beruht auf Astrologie und auf der Meinung, daß die Gestirne, von Dämonen beherrscht, Einfluß auf den Gang menschlicher Schicksale haben und daß es möglich sei, mittels dieser Dämonen auf die unter ihrem Einfluß stehenden Dinge und Begebenheiten zu wirken. Damit verband sich vielfach die Annahme, daß man sich durch gewisse Formeln, Ceremonien, eine bestimmte Art der Lebensweise u. s. w. auch noch anderer geheimnißvoll wirkender Kräfte bemächtigen und dieselben zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne. Die Herrschaft über die Witterung, das Hervorrufen der Todten und die Beschwörung abgeschiedener Seelen (s. Geistererscheinungen), das Wahrsagen aus den Linien der Hand, das Bezaubern durch den Blick (die Jettatura der Italiener), das Versprechen des Blutes und der Blutflüsse, die Kunst, sich unsichtbar zu machen oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulete (s. d.), die Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, die Macht der Liebestränke (s. d.) und des Liebeszaubers, das Versprechen des Feuers, die Gewalt über andere Menschen, deren wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, die Kenntniß der sogenannten signatura rerum, und Ähnliches bis herab zu den vielen, im gewöhnlichen Leben noch jetzt gebräuchlichen sympathetischen Mitteln fallen in den Umkreis Dessen, was die Magie, die oft auch die geheime Wissenschaft genannt wurde, vollbringen zu können glaubte. Fast bei allen Völkern, nicht blos bei den rohen und uncultivirten, sondern auch bei sehr gebildeten, finden sich Spuren des Glaubens an sie; namentlich im Mittelalter bildete sie sich in einer Art Systematik aus. Man unterschied höhere und niedere, weiße und schwarze

Magie (oder schwarze Kunst; daher der Ausdruck Schwarzkünstler), je nachdem man den beabsichtigten Zauber durch himmlische oder irdische Kräfte zu erreichen, gute oder böse Geister dazu verwenden zu müssen glaubte. Von großem Einfluß darauf war der Glaube an den Teufel (s. d.) und die ihm untergegebenen Geister; daher der Teufelsbann und Höllenzwang, sowie der Wahn, daß gewisse Personen Bündnisse mit den bösen Geistern schließen oder wenigstens einen unerlaubten Umgang mit ihnen pflegen. Die wichtigste und traurigste Folge dieses Wahnglaubens waren die Verfolgungen der sogenannten Hexen (s. d.). Vieles Andere, was man in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und Magie zog, erschien nur deshalb als unbegreiflich und wunderbar, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und der Volksglaube stempelte Manchen, z. B. Albert den Großen (s. d.) und Roger Baco (s. d.), zum Zauberer und Wunderthäter, der über den Zusammenhang der Naturerscheinungen etwas mehr ahnete oder wußte als sein Zeitalter; oft mag auch die wundersüchtige Menge von schlauen Betrügern gemisbraucht worden sein. Als magisch erscheint jetzt noch Vieles, was als Thatsache nicht verworfen werden, und doch auch noch nicht in den Zusammenhang der Naturkenntniß eingeordnet werden kann, z. B. das Meiste, was mit den Erscheinungen des Magnetismus (s. d.) zusammenhängt, und die magischen Künste des Alterthums scheinen zum Theil auf der Beobachtung und Benutzung solcher Erscheinungen beruht zu haben. Seitdem die Naturwissenschaft den Begriff des streng Übernatürlichen wenigstens aus der Auffassung der Natur selbst vertrieben hat, spricht man von natürlicher Magie, als der Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. Kleuker, „Magikon" (2 Bde., Frankf. und Lpz. 1784); Tiedemann, „De artium magicarum origine" (Marb. 1787); Horst, „Zauberbibliothek" (6 Bde., Mainz 1820—26); Derselbe, „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte" (Mainz 1820), und über die sehr zahlreiche Literatur Grässe, „Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke" (Lpz. 1843).

Magier (magi) hießen bei den Medern und Persern die Mitglieder der Priesterkaste, die wie die Leviten der Israeliten einem bestimmten Stamme angehörten. Sie waren im Besitze der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion, arteten aber sehr bald aus. Ihre Lehren nannte man Magismus und ihre Weisheit die Magie. Ihr Reformator wurde im 7. Jahrh. v. Chr. Zoroaster (s. d.), der sie in Herbeds oder Lehrlinge, Mobeds oder Lehrer und Desturmobeds oder vollendete Lehrer theilte. Auch bei den Chaldäern erwähnt schon Jeremias einen Magierorden, dessen Glieder aus den Sternen, aus dem Fluge der Vögel und aus den Opferthieren weissagten und die Weisen Babels oder im Auslande schlechthin Chaldäer genannt wurden. Daniel (s. d.) war Vorsteher derselben. Auch bei Jesu Geburt werden Magier erwähnt. (S. Drei Könige.) Im Neupersischen bezeichnet man sie mit dem Worte Mog. Aus Mogbed, d. i. Priesteroberhaupt, wurde Mobed, welchen Titel noch gegenwärtig die Oberpriester der Parsen zu Surate führen. Später ging ihr Name auf alle herumziehende Zauberer, Wunderthäter und Goldmacher über.

Magister, vollständig Magister artium liberalium, eine akademische Würde der philosophischen Facultät, die sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten herschreibt, wo man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht kannte und am wenigsten an die drei höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin dachte. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit auf die sieben freien Künste beschränkend, nannte man die Lehrer derselben Artisten, die ganze Lehrerversammlung artistische Facultät und Diejenigen, welche nach Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten und bereits den Grad eines Baccalaureus (s. d.) erlangt hatten, Magistros artium, d. h. Lehrer oder Meister der freien Künste. Das Jahr der Entstehung dieser Würde läßt sich nicht bestimmen; schon im 12. und 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um dieselbe bewarben. Später sank sie in ihrem Ansehen durch Einführung der Facultätsverhältnisse, durch die große Vermehrung der Universitäten und durch manche dabei eingerissene

Misbräuche. Nichtsdestoweniger behauptete sie auf den meisten Universitäten als die ältere akademische Würde den ersten Vorrang unter den akademischen Würden und wird als eine Grundbedingung gefodert von Dem, der akademische Vorlesungen halten (Magister legens) und akademische Ämter und Würden bekleiden und erlangen will. Auf einigen Universitäten ist mit dem Magistertitel zugleich der Titel als Doctor der Philosophie verbunden, wie z. B. in Leipzig, während andere, wie z. B. Jena, den Doctortitel allein verleihen und den Magistertitel nur Denen geben, die wirklich Vorlesungen halten. Die beiweitem größere Zahl von Magistern haben die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg creirt, weshalb man früher auch Sachsen das Land der Magister nannte, und die in Leipzig bei der Promotion jedesmal erscheinenden sogenannten Panegyrici mit den Lebensbeschreibungen der Promovirten sind in ihrer langen Reihe eine vortreffliche Quelle für die Literargeschichte. Als zu Ende des 18. Jahrh. in der allgemeinen Meinung der Doctortitel höher gestellt wurde, als der Magistertitel, der namentlich durch die Promotionen in Wittenberg und Erfurt sich zu häufig machte, fing ein Theil der zugleich zu Doctoren der Philosophie creirten Magister an, sich des erstern Titels zu bedienen, worüber viel Streit entstand, der sich auch wieder erneuerte, als dies, mit Ausnahme der Prediger und der Candidaten in Sachsen, allgemein Sitte wurde.

Magister equitum hieß bei den Römern derjenige außerordentliche Magistrat, der als Befehlshaber der Reiterei und überhaupt als Gehülfe zunächst unter dem Dictator (s. d.) stand, der ihn gewöhnlich selbst, unmittelbar nach seiner eignen Ernennung, erwählte, in einzelnen Fällen auch vom Senate beigegeben erhielt. (S. Magistratus.) Er hatte vermuthlich gleiche Insignien mit den Prätoren, namentlich wie diese sechs Lictoren.

Magister matheseos heißt in der Geometrie, unstreitig seiner besondern Wichtigkeit wegen, der Lehrsatz des Pythagoras (s. d.), daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich sei.

Magisterium, ein sonst mehr als jetzt in der Pharmacie gebräuchlicher Ausdruck, bedeutet so viel als Niederschlag (s. d.). Jetzt nennt man fast nur noch das basisch-salpetersaure Wismuthoxyd Magisterium Bismuthi (s. Wismuth). Über das Große und das Kleine Magisterium s. Alchemie.

Magistrātus bezeichnete bei den Römern ebensowol das obrigkeitliche Amt, als die Person, welche dasselbe bekleidete. Die Macht, welche jedem Magistrat dem Wesen seines Amtes gemäß zukam, hieß potestas; ein imperium als höchste befehlende und ausführende Gewalt war nur mit den höchsten Magistraten verbunden. (S. Imperium.) Wie schon in der ältesten Zeit, 754—509 v. Chr., die Wahl des höchsten Magistrats, des Königs oder Rex (s. d.) durch das Volk vollzogen und ihm danach ebenfalls von diesem das Imperium gewährt wurde, so galt es auch während der Republik, 509—31 v. Chr., als Grundsatz, von welchem nur beim Dictator (s. d.) und seinem Magister equitum (s. d.), sowie bei den Interreges (s. Interrex) Ausnahmen stattfanden, daß dem in Comitien (s. d.) versammelten Volke, als von dem alle Staatsgewalt ausgehe, die Wahl aller wirklichen Magistrate zukomme und daß diese ihre Gewalt von dem Volke, dem daher auch das höchst selten ausgeübte Recht, auf Antrag des Senats die Absetzung zu verfügen, zustand, empfingen, wenn auch die Übertragung des Imperium als ein besondrer Act allmälig blose Formalität wurde. An die Stelle des auf Lebenszeit gewählten Rex, für den im Fall einer Abwesenheit ein praefectus urbi (s. Präfecten), im Fall des Todes bis zu neuer Wahl Interreges eintraten, und neben dem sich auch Quästoren (s. d.), Parricidii für einzelne Gerichtsfälle, sowie Tribunen, Curionen, Decurionen als Vorsteher der alten Tribus (s. d.) und ihrer Unterabtheilungen finden, traten nach Vertreibung des Tarquinius Superbus zwei für ein Jahr gewählte Consuln (s. d.). Sie standen an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung und ihre Reihe wurde nur in der ältern Zeit, da die Republik noch in dem Streit der Stände schwankte, das eine Mal, 451—449, durch die für Gesetzgebung erwählten Decemviri (s. d.), sodann durch die Kriegstribunen (s. Tribunen) mit consularischer Gewalt, die in den J. 444—376 häufig statt der Consuln gewählt wurden, unterbrochen. Mit der Entwickelung des Staats mehrte sich die Anzahl der Magistrate; schon

im J. 509 wurden Quästoren (s. d.) des Staatsschatzes erwählt, 493 plebejische Tribunen (s. d.) und Ädilen (s. d.), 443 Censoren (s. d.) als eigner Magistrat, 367 der erste Prätor (s. d.) und die ersten curulischen Ädilen. Noch gehörten zu den ordentlichen Magistraten die triumviri capitales und monetales (s. Triumvirn), die Decemviri litibus judicandis, die Quatuorviri zur Sorge für die städtischen, die Duumviri für die außerstädtischen Straßen und die vier Präfecti, die in campanische Städte für die Rechtspflege geschickt wurden, sämmtlich unter dem Namen Bigintiserviri, später, als die beiden letztgenannten Arten wegfielen, Vigintiviri begriffen. Außerordentliche Magistrate, wie sie besondere Verhältnisse des Staats, oder die Sorge für vorübergehende Bedürfnisse nöthig machten, waren die aus der Königszeit herübergenommenen Interreges, der Dictator und Magister equitum, zuerst 501 gewählt, die triumviri reipublicae constituendae nach Cäsar's Tode, der praefectus urbi feriarum latinarum causa, die Duumviri (s. d.) navales und Andere. Die Römer unterschieden zwischen magistratus populi und plebis, von dem alten Gegensatz zwischen Populus und Plebs (s. d.) her, und zu den letztern, den Tribunen und plebejischen Ädilen, blieb plebejischer Stand Erfoderniß, auch nachdem die erstern längst aufgehört hatten, patrizisches Eigenthum zu sein; ferner zwischen magistratus majores und minores nach dem Gewicht, welches die Auspicien hatten, zu deren Anstellung sie berechtigt waren und wonach jene selbst in auspicia maxima und minora zerfielen, sodaß zu den erstern, abgesehen von den höhern außerordentlichen Magistraten, nur die Consuln, Censoren und Prätoren gehörten; endlich waren durch das Ehrenrecht des elfenbeinernen curulischen Stuhls die magistratus curules ausgezeichnet, zu denen die plebejischen Magistrate, die Quästoren u. s. w. nicht gehörten. Die Dauer der Amtsführung war bei allen ordentlichen Magistraten auf ein Jahr, nur bei den Censoren erst auf fünf, dann auf anderthalb beschränkt. Die Rechenschaft, die nach Niederlegung des Amts, nächst dem vor dem Volke zu leistenden Schwure, die Gesetze erfüllt zu haben, dem Senat, als der beaufsichtigenden Behörde, abzulegen war, und die Möglichkeit der Anklage eines abgegangenen Magistrats vor dem Volk, gewährten Sicherung gegen willkürlichen Mißbrauch der Amtsgewalt. Ebendahin wirkte die Einrichtung, daß die Verwaltung eines und desselben Magistratus immer zu gleicher Zeit mehren Personen zugetheilt war und diese Collegen ein gegenseitiges hemmendes Einspruchsrecht (jus intercedendi) hatten, das auch, obwol jeder Magistrat unabhängig von den andern in seinem Amte verfuhr, dem höhern Magistrat gegen den niedern, den Tribunen der Plebs aber gegen alle Magistrate zustand. Dem einzelnen Bürger aber gab die Appellation an jene Tribunen und die durch diese leichter zu vermittelnde Provocation an das Volk einen Schutz gegen die Magistrate, der durch Gesetze, wie die Valerischen, die Porcischen, durch welche den Magistraten die Anwendung von Leibes- und Lebensstrafen verboten war, und das Sempronische, geschirmt wurde, und nur gegen das imperium militare nicht galt. Eine Reihenfolge der Ehrenstellen oder Honores, wonach man erst nach dem niedern das höhere Amt bekleiden konnte, war von alter Zeit herkömmlich, aber erst durch Sulla gesetzlich; auch die Foderung eines gewissen Alters für die Bekleidung der einzelnen Ehrenstellen wurde erst spät durch die Lex Villia vom J. 180, die daher Annalis genannt wird, gesetzlich. Sie verlangte für die Quästur die Erreichung des 31., für die Ädilität des 37., für die Prätur des 40., für das Consulat des 43. Lebensjahrs; in beiden Hinsichten fanden aber Ausnahmen wie vom Herkommen, so vom Gesetz häufig statt. Das plebejische Tribunat lag zwischen der Quästur und Prätur; die Censur pflegte gewöhnlich gewesenen Consuln übertragen zu werden. Besoldungen der Magistrate gab es nicht, aber der Staat sorgte für die Ausstattung des Magistrats mit dem Nöthigen und mit dem gebührenden Glanz, und für die Besoldung der Diener (apparitores), zu welchen die scribae als das Expeditionspersonal, die Lictoren (s. d.), die viatores oder Boten, die praecones oder Ausrufer u. s. w. gehörten, und die Verwaltung der Provinzen (s. d.) bot in der spätern Zeit den abgegangenen höhern Magistraten, denen sie übertragen wurde, die Mittel reichlicher Entschädigung. In der Kaiserzeit war die höchste Staatsgewalt factisch bei dem Kaiser, Princeps (s. d.), der jedoch selbst zunächst als oberster, lebenslänglicher Magistrat zu betrachten ist, indem theils in seiner Gewalt die Gewalten republikanischer Magistrate, das Imperium der Consuln

und Proconsuln (s. Imperator) und die Macht der Censoren und Tribunen, vereinigt und ihm anfangs durch einzelne Gesetze, dann durch ein Senatusconsult in Form eines Volksbeschlusses (die sogenannte lex de imperio oder lex regia) übertragen wurden, theils der Senat zu seiner Wahl berechtigt sein sollte, der darin freilich sowol durch die dem Kaiser überlassene Designation seines Nachfolgers, als auch sehr bald durch den Nachdruck, mit dem das Heer sein Verlangen zu unterstützen vermochte, beschränkt war. Die übrigen Magistrate der Kaiserzeit schied man, da jetzt neben dem Princeps doch auch noch immer das eigentlich durch den Senat vertretene römische Volk (populus romanus) als theilnehmend an der Regierungsgewalt angesehen wurde, zwischen Magistratus des römischen Volks (populi romani) und Magistratus des Kaisers (principis). Für die erstern blieben die altrepublikanischen Namen, doch hörten die Censoren bald auf und zu den niedern kamen neue hinzu; ihre Wahl wurde, sodaß dem Volke nur ein Schein der Mitwirkung blieb (s. Comitien), dem Senat zugetheilt, der jedoch die vom Kaiser vorgeschlagenen Candidaten nicht unberücksichtigt lassen durfte und offenbarer Eingriffe des Kaisers sich nicht erwehren konnte; die Magistrate des Kaisers, der praefectus urbi, die praefecti praetorio, vigilum, annonae, aerarii (s. Präfecten) wurden von dem Kaiser unmittelbar ernannt. Seit Diocletian und Konstantin war der Kaiser auch der Form nach nicht mehr Magistrat, sondern unbeschränkter Herr, von dem eine große Zahl von Beamten abhing; die alten republikanischen Magistrate erhielten sich dem Namen nach zum Theil noch lange, ohne eine eigentliche Bedeutung für den Staat. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Policeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz am 28. Oct. 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, was aber seiner angeborenen Neigung für die Literatur keinen Eintrag zu thun vermochte. Nach dem Tode seiner Mutter widmete er sich seit 1673 ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur, wobei ihn vorzüglich Michael Ermini unterstützte, dessen Amtsnachfolger als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosmus III. in Florenz errichteten Bibliothek er wurde. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse, von dem man wahre Wunder erzählt, hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben. Der Pater Finardi brachte nicht ohne Wahrheit der Beziehung aus seinem Namen das Anagramm heraus: Is unus bibliotheca magna. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowol seiner eignen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Unter den Büchern gleichsam vergraben starb er am 4. Juli 1714. Seine ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes Vermögen, welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte, vermachte er dem Großherzoge. Diese sogenannte Magliabecchi'sche Bibliothek wurde später durch andere Sammlungen vermehrt und zum öffentlichen Gebrauche bestimmt und ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt. Ein Katalog derselben erschien zu Florenz 1793. M. hat nichts unter seinem Namen drucken lassen, aber zu vielen Büchern, z. B. den „Actis sanctorum", dem Werke des Cardinal Bona „De liturgiis", die wichtigsten Beiträge geliefert, auch mehre seltene Werke wieder drucken lassen. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen gab Targioni eine Sammlung (Flor. 1745 fg.) heraus. A. F. Marini beschrieb sein Leben.

Magnäanisches Institut heißt die durch ein Legat des Professors Arnas Magnäus, eines gelehrten Isländers (geb. 1663), in Kopenhagen begründete Stiftung zur Herausgabe isländ. Manuscripte. Die höchst schätzbare Handschriftensammlung, welche Magnäus auf Island, wo er eine Reihe von Jahren als königlicher Commissar sich aufhielt, zusammenbrachte, wurde zwar durch den großen Brand Kopenhagens 1728 um zwei Drittheile vermindert, doch ist der übrige Drittheil noch immer die größte Sammlung dieser Art. Die Stiftung erhielt 1766 die königliche Confirmation und wird seit 1772 durch eine eigne Commission verwaltet. Durch die Bemühungen derselben sind seitdem, außer der großen Ausgabe der ältern Edda, viele Sagen, Kirchen- und weltliche Gesetzbücher mit

lat. Übersetzung, Anmerkungen, Glossarien, Facsimilien u. s. w. herausgegeben, auch Andere in der Herausgabe ähnlicher Werke unterstützt worden. Gegenwärtig sind ein Auszug der isländ. Annalen des Mittelalters und ein Gesetzbuch für Island aus dem 13. Jahrh. (Jnnsida) im Druck; eine Ausgabe von Snorro Sturleson's „Edda" (der jüngern) mit der Fortsetzung derselben, „Skalda", wird zum Druck vorbereitet.

Magna charta (the great charter) heißt in England der 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwickelung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundvertrag. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung eines Freiheitsbriefes, durch die Charta libertatum, zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächs., angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute (common law) mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse, mäßigte die Lehndienste, besonders der Untervasallen, und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephan und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's ohne Land den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzudringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runingmede bei Windsor mußte er am 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum und bewilligte überdies zeitgemäße Erweiterungen und Reformen. Die Geistlichkeit war darin am besten bedacht, und erhielt unter Anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnsverhältnisse wurden bedeutend gemildert. Die Barone sollten nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sogenannte Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Lehnhülfen und außerordentlichen Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wären bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna charta auch allgemeine Vortheile. Kein Freier sollte mehr ohne Urtheil und Landrecht bestraft und verfolgt werden; auch wurde die ausgedehnte Gerichtsbarkeit der königlichen Bannforste manchen Beschränkungen unterworfen. Der König verzichtete auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich verpflichtete sich der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Sämmtliche Zugeständnisse gingen im Grunde nicht über die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats, und doch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen Freiheiten des Landes. König Johann schon trachtete den Vertrag kraft der Lossprechung des Papstes zu brechen und starb darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in der Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königlichen Forstrechte beschränkt wurden. Seit Wilhelm I. waren nämlich zum Nachtheile der Landescultur ganze Districte zu königlichen Bannforsten umgewandelt, und die härtesten Strafen auf Jagd- und Forstfrevel gesetzt worden. Der Freiheitsbrief gab nun jedem Lehnsbesitzer ohne Unterschied das Recht, auf seinem Gebiete zu jagen, schränkte die Gewalt der königlichen Forstbeamten ein und verwandelte die Strafe der Blendung und Entmannung, welche bisher auf Wilddieberei stand, in Geld- und Gefängnißstrafe. Heinrich III. brach die Freiheitsbriefe öfters und mußte dieselben zur Erlangung von Subsidien sieben Mal bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaats zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, und daneben die Bestimmung der Magna charta, daß die

Erhebung von Subsidien an die Einwilligung eines geldarmen Adels und einer habsüchtigen Geistlichkeit geknüpft war, führten sehr bald zu noch bedeutenderen Erweiterungen der Nationalfreiheiten. Eduard I. ertheilte nämlich den Grafschaften und Städten, in deren Händen die Reichthümer des Landes lagen, das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen oder Parlamente zu schicken. Diese sogenannten Gemeinen, deren Bedeutung und Macht mit dem Reichthum ihrer Committenten stieg, erzwangen schon 1297 zur Magna charta den Zusatz, daß zur Erhebung von Steuern ganz besonders auch ihre Einwilligung gehöre. Zugleich mußte Eduard I. die beiden Freiheitsbriefe bestätigen und die Bestätigung im Apr. 1300 wiederholen. Die Ausbildung der Deputation des dritten Standes zum förmlichen Unterhause während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften Nationalrechten nun vollends Bestand und Wirksamkeit. Eduard III. mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlamente die Magna charta ungefähr zwanzig Mal bestätigen. Wenn auch im Laufe der Zeit alle übrigen Freiheiten der Magna charta ihren Werth verloren, so blieb sie doch als das älteste, unzweideutigste Zeugniß des Steuerbewilligungsrechtes die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfassung. Selbst die despotischen Fürsten des Hauses Tudor wagten nicht, dieses Recht und die Autorität, auf die es sich stützte, in Zweifel zu ziehen. Aus diesem Grunde war der Unwille der Nation so tief, als später die Stuarts in ihrem Dünkel von der Schrankenlosigkeit königlicher Gewalt das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und so den Grundvertrag brachen. Zwar gab Karl I. in Folge der ihm vom Parlament überreichten Beschwerdeschrift, Petition of right, in welcher die Erneuerung der Magna charta mit zeitgemäßen Erweiterungen verlangt wurde, nach und bestätigte am 7. Juni 1628 die Nationalfreiheiten, fuhr aber dessenungeachtet in der willkürlichen Besteuerung fort und stürzte endlich Thron und Volk in den Abgrund der Revolution. Wiewol die Magna charta noch gegenwärtig nicht aufgehoben ist, so kann man dieselbe doch kaum mehr als die Urkunde des Vertrags zwischen Volk und König ansehen. Nach der Revolution von 1688 nämlich überreichte das Parlament dem Könige Wilhelm III. die sogenannte Erklärung der Rechte (Declaration of rights), welche derselbe mit seiner Erhebung auf den Thron anerkannte. Diese Acte enthielt die wesentlichen Bestimmungen, auf welche sich jetzt die constitutionellen Rechte der brit. Nation stützen. Die Magna charta ist ursprünglich lat. abgefaßt; sie wurde 1507 zum ersten Mal und seitdem sehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geschichtswerke mittheilen, sind sehr fehlerhaft und interpolirt. Die beste Ausgabe liefert Blackstone in „The great charter and charter of the forest" (Oxf. 1753) und in seinen „Tracts chiefly relating to antiquities and laws of England" (2 Bde., Oxf. 1762).

Magnäten (lat. magno- nati) heißen in Ungarn die vornehmsten adeligen Geschlechter, die Reichsbarone, die zufolge ihrer Geburt an der Vertretung des Landes Theil haben und sich zu diesem Behufe in Person in einer besondern Kammer (Magnatentafel) versammeln. Dazu gehören der Palatin, der Reichs- und Hofrichter (judex curiae), der Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, der Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; ferner alle Grafen und Freiherren. (S. Ungarn.) In Polen begreift man unter dem Namen der Magnaten die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und den hohen Adel.

Magnes hieß der Sohn des Aolus und der Enarete, der von einer Najade Vater des Polydektes und Diktys wurde; ferner der Sohn des Argos und der Perimele, nach dem ein Theil Thessaliens Magnesia (s. d.) genannt wurde.

Magnesia ist in reinem Zustande ein feines, weißes, geschmack- und geruchloses Pulver, welches in Wasser unauflöslich ist, in Säuren jedoch sich auflöst und Salze darstellt, welche einen auffallend bittern Geschmack haben. Aus letzterm Grunde nennt man die Magnesia auch Bittererde, sowie sie auch Talkerde heißt, weil sie sich häufig im Talk (s. d.) findet. Sie besteht aus dem im J. 1808 von Davy (s. d.) entdeckten, metallischen Magnesium und Sauerstoff, wird in der Natur nie rein, sondern nur mit Wasser verbunden oder in verschiedenen Salzverbindungen gefunden und aus diesen auf verschiedene Art dargestellt. Man wendet sie bei manchen technischen Arbeiten und in der Medicin an. Hier braucht man die kohlensaure (magnesia carbonica s. alba) und die aus ihr gewonnene reine Magnesia (magnesia usta) als säuretilgendes, die schwefelsaure (s. Bitter-

salz) als abführendes und die schwefelwasserstoffsaure (magnesia sulphurata) als ein den Schwefellebern (s. d.) überhaupt analog wirkendes Mittel.

Magnesia, eine lydische Stadt am Sipylus in Kleinasien, ist berühmt durch den Sieg der Römer unter Scipio über Antiochus III. (s. d.) von Syrien im J. 190 v. Chr. Sie ist das jetzige Manissa in Natolien, das gegen 40000 E. zählt, worunter 15000 Griechen, und wegen seines schönen Tulpenflors und Safranbaus im Rufe steht. — Ein anderes Magnesia in Karien, am nördlichen Ufer des Mäander, das jetzige Guzulhissar in Natolien, mit 30000 E. und vielen Fabriken, zeigt noch merkwürdige Ruinen eines im Alterthume berühmten Dianentempels. — Auch im alten Thessalien gab es eine Landschaft Magnesia mit der Hauptstadt gleiches Namens.

Magnet nennt man jeden Körper, welcher die Eigenschaft hat, Eisen dauernd, d. h. ohne daß ein freiwilliger Übergang in Abstoßung stattfindet, anzuziehen und, in Form eines Stabes frei drehbar aufgehangen oder aufgestellt, von selbst eine solche Stellung anzunehmen, daß das eine Ende nach Norden, das andere nach Süden weist. Es gibt zwei natürlich vorkommende Verbindungen des Eisens, den Magneteisenstein (natürliches Eisenoxydoxydul) und die demselben entsprechende Schwefelverbindung, den Magnetkies, welche schon von Natur magnetisch sind, d. h. Eisenfeilspäne anziehen. Außerdem sind Schmiedeisen (nicht Gußeisen) und Stahl, ferner Eisenoxydul und die demselben entsprechende Schwefelverbindung, endlich Nickel, Kobalt und Chrom (sämmtlich Metalle, die in Meteorsteinen vorkommen) des Magnetismus fähig; indessen praktisch nur Eisen und Stahl von Wichtigkeit. Um die Art zu verstehen, wie nichtmagnetisches Eisen magnetisch werden kann, ist die Kenntniß der Polaritätserscheinungen am Magneten nöthig. Nennt man das Ende eines stabförmigen Magneten, welches derselbe bei freier Aufhängung nach Norden kehrt, den Nordpol, das andere den Südpol, so findet man zwar, daß beide Pole indifferentes Eisen gleich stark anziehen oder von ihm gleich stark abgelenkt werden; nähert man aber statt dessen einen andern Magnetstab, so ergibt sich, daß die beiden Nordpole und die beiden Südpole sich abstoßen, die ungleichnamigen Pole aber sich anziehen, eine Erscheinung, welche mit der elektrischen Anziehung bis auf den Umstand übereinkommt, daß hier die Anziehung eine dauernde, durch keine Ausgleichung bei der Berührung sich endigende ist. (S. Elektricität.) Man kann also in einem Magneten einen Süd- und einen Nordmagnetismus annehmen, welche sich aber in einem Zustande dauernder Vertheilung finden, während im gewöhnlichen Eisen und Stahl beide Magnetismen gegenseitig gebunden sind. Daher können Eisen und Stahl durch Vertheilung magnetisch werden 1) blos dadurch, daß man sie in Berührung oder große Nähe eines Magneten bringt. Der Anker eines Magneten wird selbst auf die Dauer seines Anhaftens zum Magneten mit entgegengesetzter Richtung der Pole; ein am Magneten hängender Eisenstab zieht mit seinem untern Ende wieder leichtere Eisentheile an. Hierher gehört auch, daß ein Eisenstab, welcher längere Zeit in gleicher Lage gegen die Erde bleibt, von selbst magnetisch wird und zwar auf unserer Hemisphäre so, daß das der Erde nächste Ende zum Nordpol wird. Es ergibt sich nämlich aus der Eigenschaft der Magnetnadel, daß die Erde selbst als ein großer Magnet betrachtet werden kann, dessen Südpol in der Nähe des geographischen Nordpols liegt. 2) Indem man stabförmige Eisen- oder Stahlkörper vom Mittelpunkte nach den Enden zu, ohne je rückwärts zu streichen, mit den Polen eines kräftigen Magneten streicht, werden sie selbst zum Magneten. Diese Methode ist die üblichste und beste, um dauernde und kräftige Stahlmagneten zu erzeugen. Man unterscheidet dabei den einfachen und doppelten Strich und es kommt auf manche praktische Vortheile bei der Ausführung an. 3) Wenn man um einen Stab weichen Eisens eine Kupferdrahtspirale mit isolirten Windungen legt und durch diese einen elektrischen Strom gehen läßt, so wird der Stab auf die Dauer des Stromes selbst zum Magneten, dessen Nordpol rechts von der Richtung des Stromes liegt und dessen Stärke von der Stärke des Stromes abhängt. Durch letztere Erscheinung ist die Vereinigung des Magnetismus mit der Elektricität gegeben, obgleich weitere Forschungen die Art dieses Zusammenhanges erst noch zur Evidenz bringen sollen. (S. Elektromagnetismus.) Im Zusammenhange damit steht wol auch das Magnetischwerden von Nadeln, welche man längere Zeit der Bestrahlung durch violettes Licht aussetzt. Während die zuerst

und die zuletzt angeführte Art der Erregung nur Magneten geben, die ihren Magnetismus bald nach Aufhören der wirkenden Ursache wieder verlieren, erzeugt das Streichen dauernde Magneten. Dabei findet der Unterschied statt, daß Schmiedeisen den Magnetismus schnell annimmt und schnell verliert, Stahl aber sich entgegengesetzt verhält, weshalb Schmiedeisen hauptsächlich zu Elektromagneten, Stahl zu Streichmagneten paßt. Auch Letztere halten indeß den Magnet nicht unbedingt fest; durch starke Erschütterungen und Temperaturwechsel, durch Ausglühen geht der Magnet verloren und auch ohne diese Einwirkungen schwächt er sich, wenn man nicht die Anziehungskraft des Magneten durch einen vorgelegten Anker (ein Stück Schmiedeisen) stets in Thätigkeit hält; man kann sogar durch allmälige Vermehrung der angehängten Gewichte die Tragkraft vermehren. Kommt es vorzüglich darauf an, die anziehende Kraft des Magneten zu zeigen oder zu benutzen, ohne Unterscheidung der Pole, so bedient man sich hufeisenförmig gebogener Magneten, bei denen der Indifferenzpunkt in der Mitte der Biegung liegt, beide Pole aber so in einer Ebene, daß man durch einen quer vorgelegten Anker die Anziehungskraft beider benutzt. Solcher hufeisenförmiger Lamellen kann man eine ganze Anzahl übereinander legen (magnetische Batterie); man läßt dann die Pole der mittelsten Lamelle etwas vorstehen und hat an ihnen eine Wirkung, welche der Summe der Kräfte aller einzelnen Lamellen gleich ist. Oben und unten fügt man dann wol, als sogenannte Armirung, um den Magnet besser zusammenzuhalten, gewöhnliche schmiedeiserne Lamellen an. Auch die Magneten, deren man sich zu Erregung elektrischer Ströme bedient (s. Magnetoelektricität), pflegen Hufeisenmagneten zu sein. So groß die Tragkraft mancher natürlicher Magneten und künstlich erzeugter Streichmagneten sein mag, so wird sie doch von der Anziehungskraft beiweitem übertroffen, welche man durch starke Ströme in Elektromagneten zu entwickeln vermag; daher sich auch alle Versuche der neuern Zeit, magnetische Anziehung als Bewegkraft zu benutzen, nur auf Elektromagnete beziehen. Will man an dem Magneten die verschiedenen Eigenschaften der Pole benutzen, so ist die Stabform die beste, wobei beide Pole am weitesten auseinander liegen. Wird ein solcher Stab an einem Faden freischwebend aufgehangen, oder auf eine Spitze drehbar aufgelegt, so dient er theils zu leichtester Erkennung der magnetischen Polaritäten, wo sie vorkommen mögen, theils auch, und so wird er in der Mineralogie verwendet, zu Erkennung eines Gehaltes der Mineralien an metallischem Eisen oder magnetischen Eisenverbindungen. Eine besondere Form solcher frei drehbarer Magnetstäbe ist die Magnetnadel (s. d.). Die Beobachtungen dieses letztern Instruments haben auf eine höchst interessante Classe von Erscheinungen geführt, die man als tellurischen oder Erdmagnetismus zusammenfaßt. Daraus nämlich, daß die Magnetnadel an verschiedenen Orten der Erde sowol in der Horizontalebene von der genau nördlichen Richtung, als in der Verticalebene von der völlig horizontalen Stellung mehr oder minder abweicht, hat man zunächst geschlossen, daß die Erde selbst als ein Magnet, oder eine Combination zweier sich unter sehr spitzen Winkeln kreuzender Magneten angesehen werden könne. Tägliche Schwankungen der Magnetnadel und andere Beobachtungen führen darauf, daß die Intensität des Erdmagnetismus an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ungleich sein müsse, und endlich lassen die Affectionen, welche die Magnetnadel durch Nordlichter und andere Erscheinungen erfährt, auf einen Zusammenhang dieser Dinge mit dem Erdmagnetismus oder der Elektricität schließen. Die Beobachtungen, durch welche alle diese Beziehungen zu erörtern sind, erfodern besonders eingerichtete Instrumente und Apparate, und Räume (magnetische Observatorien), in denen störender Einfluß naher Eisentheile und rascher Temperaturwechsel vermieden sind. Zugleich aber ist nöthig, daß solche Beobachtungen gleichzeitig an sehr verschiedenen Punkten der Erde angestellt werden. In beiden Beziehungen hat sich der durch die Regierungen fast überall kräftig unterstützte Magnetische Verein (s. d.) bereits der Wissenschaft sehr förderlich gezeigt. Technische Anwendungen hat der Magnetismus bis jetzt wenig gefunden, wenn wir von der für die Schiffahrt und die über- und unterirdische Meßkunst überaus wichtigen Magnetnadel absehen. In Metallwerkstätten bedient man sich hier und da der Magneten, um Eisensplitter aus den Augen u. s. w. zu ziehen, und in großen Schleifereien der magnetisirten Eisenmasken, um zu verhüten, daß der Eisen-

staub ins Auge oder in die Luftwege gerathe. Ob der Elektromagnetismus, außer seiner telegraphischen Anwendung (s. Telegraph) auch als Bewegkraft technische Benutzung finden werde, ist noch zu erwarten.

Magnetische Vereine. Bei der Wahrnehmung, daß der Erdkörper selbst magnetische Erscheinungen darbiete (s. Magnet), welche theils in horizontalen und vertikalen Abweichungen der Magnetnadel, theils in Veränderungen in der Stärke dieser Abweichungen bestehen, war es in wissenschaftlicher Beziehung höchst wichtig, über die Gleichzeitigkeit und relative Größe dieser Abweichungen in der Richtung und Neigung der Magnetnadel sowol als in der Intensität des Erdmagnetismus an verschiedenen und möglichst vielen Punkten der Erde Beobachtungen zu haben, weil nur daraus eine sichere Theorie des Erdmagnetismus sich ableiten ließ. Dieses erkannte zuerst Alex. von Humboldt (s. d.), der 1828 in Berlin das erste magnetische Observatorium einrichtete und Beobachter in Freiberg, Paris, Petersburg, Kasan, Nikolajew, Archangel, Liska und zwei Punkten Südamerikas und Asiens veranlaßte, jährlich an sieben bestimmten Tagen 24 Stunden lang stündlich mit Gambry'schen Declinatorien (s. Magnetnadel) die Abweichung zu beobachten. Über diese Beobachtungen gab Dove in Poggendorff's „Annalen" von Zeit zu Zeit zusammenstellende Berichte. Allein der anfängliche Eifer hatte allmälig sehr nachgelassen, als Gauß (s. d.) und W. Weber (s. d.) in Göttingen ganz neue Methoden und Instrumente zur Messung der Intensität des Erdmagnetismus erfanden, dadurch ein neues Element für die Beobachtungen aufstellten und von 1833 an in dem neuerrichteten magnetischen Observatorium zu Göttingen fortlaufend beobachteten. Die Resultate ihrer ersten Beobachtungen waren so überraschend, daß sich 1834—36 ein neuer Magnetischer Verein mit Göttingen als Centralpunkt bildete, dem bereits 1836 Altona, Augsburg, Berlin, Bonn, Braunschweig, Breda, Breslau, Dublin, Freiberg, Göttingen, Greenwich, Halle, Hannover, Heidelberg, Kasan, Kassel, Kopenhagen, Krakau, Leipzig, Mailand, Marburg, München, Neapel, Petersburg, der Seeberg bei Gotha und Upsala als Beobachtungsorte angehörten. Alle diese Orte beobachteten mit Gauß'schen Instrumenten an sechs Tagen im Jahre (am letzten Sonnabend der ungeraden Monate) 24 Stunden lang, gleichzeitig nach mittlerer göttinger Zeit, alle fünf Minuten die Variationen der Magnetnadel und maßen außerdem die absolute Intensität. Die Beobachtungen wurden in einer seit 1837 regelmäßig erschienenen Jahresschrift „Resultate aus den Beobachtungen des Magnetischen Vereins" von Gauß und Weber veröffentlicht. Im J. 1839 gab Gauß darin eine „Allgemeine Theorie des Erdmagnetismus", welche den Nutzen dieser Beobachtungen so schlagend erwies, daß die engl. Regierung und die Ostindische Compagnie feste magnetische Observatorien in St.-Helena, Montreal, auf dem Cap, in Vandiemensland, Madras, Bombay und am Himalaja anlegen ließ; auch in Paris und Algier geschah neuerdings ein Gleiches und selbst die russ. Regierung errichtete Stationen in Petersburg, Barnaul, Katharinenburg und Nertschinsk. In Deutschland kam es erst später zu Prag, München und Leipzig zu festen Observatorien auf öffentliche Kosten. Gegenwärtig beobachtet man an allen genannten Orten nur viermal des Jahres 24 Stunden lang alle fünf Minuten die Variationen der Nadel und zugleich mit den neuesten Instrumenten von Weber auch die Variationen der Intensität. Dagegen sollen auf den festen Stationen drei Jahre lang alle zwei Stunden die Beobachtungen angestellt werden. So ist der Magnetische Verein ein in seiner Art einziges Beispiel von allgemeinem Zusammenwirken zu Lösung eines wissenschaftlichen Problems.

Magnetismus nennt man die Kraft, welche dem Magneteisenstein (s. Magnet) und dem magnetisch gemachten Stahl inwohnt. Schon im Alterthume, wo der Magneteisenstein auch als innerliches Heilmittel gegeben wurde, und bei den arab. Ärzten finden wir die magnetische Kraft bei der Behandlung von Krankheiten angewendet, worauf dieselbe, nachdem sie lange Zeit in Vergessenheit gerathen, durch Paracelsus (s. d.) und dessen Nachfolger van Helmont (s. d.), J. Agricola u. A. wieder zu ziemlicher Berühmtheit gelangte, dann wieder außer Gebrauch kam und erst im 18. Jahrh. von Hell, Lenoble und Mesmer (s. d.) wieder in Anwendung gebracht wurde, denen sich auch Keil, Laennec, Becker und einige andere Ärzte anschlossen. Da die magnetische Kraft in ihren verschiedenen Modificationen und Potenzen offenbar eine hohe Stelle unter den Naturkräften einnimmt,

auch Beispiele von Heilungen durch dieselbe wirklich sich nachweisen lassen, so ist ihr therapeutischer Werth nicht zu bezweifeln, ihre Anwendung selbst jedoch selten, da die Art ihrer Wirkung noch durchaus nicht genug erörtert ist. Man wendet den Magnetismus so an, daß man Magneteisenstein oder magnetisirten Stahl entweder unmittelbar am Körper tragen läßt oder in der Nähe desselben anbringt und in manchen Fällen durch Eisen auf der entgegengesetzten Seite des Körpers eine magnetische Strömung vermittelt. Auch durch Berühren und Bestreichen mit einem Magnet hat man Heilungen versucht. Hauptsächlich scheint der Magnetismus bei Nervenleiden nützen zu können, die sich als Nervenschmerzen, Krämpfe, Fehler der Sinnesorgane, Lähmungen u. s. w. aussprechen. Man nennt diesen Magnetismus den mineralischen und stellt ihm den animalischen Magnetismus, auch Mesmerismus, Tellurismus, magnetischer Rapport, thierischer oder Lebensmagnetismus genannt, gegenüber, womit man eine Anzahl gewisser in einer Reihenfolge sich zeigender Erscheinungen bezeichnet, welche durch eine eigenthümliche Einwirkung eines Menschen auf einen andern willkürlich herbeigeführt werden können. Zieht man alle wunderbaren oder räthselhaften Heilungen von Krankheiten durch eigenthümliche Berührungen, Erhitzen der Phantasie, künstliches Einschläfern oder Aufregen der Nerventhätigkeit, wie so viele aus der Vergangenheit erzählt werden, in das Gebiet des animalischen Magnetismus, so hat man ihn schon seit den ältesten Zeiten gekannt und nur nach Maßgabe der Geistesrichtungen in den einzelnen Zeitperioden seinen Namen, nicht aber sein Wesen verändert. Das Händeauflegen, der Tempelschlaf, die Weihrauchopfer, Sympathie, Amulete und Alles, womit Schwärmerei, Mysticismus, Aberglaube und Magie zu allen Zeiten nicht nur zu heilen vorgaben, sondern auch wirklich oft heilten, kann dann als zum thierischen Magnetismus gehörig betrachtet werden. Die eigentliche Geschichte desselben beginnt jedoch erst mit Mesmer, welcher durch seine Heilversuche mit dem mineralischen Magnetismus auf den animalischen geleitet wurde und sowol seiner Heilmethode als der dabei wirksamen Kraft den Namen gab, den sie noch jetzt führen, nebenbei aber auch noch eine dieselben erklärende Theorie aufstellte. Ging Mesmer schon selbst in dem Vertrauen zu der von ihm gepflegten magnetischen Kraft zu weit, so thaten dies noch mehr seine Anhänger, unter welche sich viele Betrüger mischten, sodaß es den Gegnern des Magnetismus nicht schwer wurde, ihrer Behauptung, das Ganze beruhe auf nichts als auf Täuschung, bei dem größten Theile des gebildeten Publicums Glauben zu verschaffen. Indeß wurden doch die Erscheinungen, welche bei Magnetisirten stattfinden sollten, nachdem die erste Aufregung verschwunden war, von unparteiischen, wissenschaftlich hochgebildeten Männern, unter denen wir nur Reil, Hufeland, Stieglitz, Heineken, Schelling, Döllinger, Brandis und Nees van Esenbeck erwähnen, wiederholten Prüfungen unterworfen, welche, obgleich die Gegenwart von Zweiflern die Kraft des Magnetismus hemmen soll, dennoch das Resultat lieferten, daß gewisse von den Magnetiseurs angegebene Erscheinungen an den Magnetisirten nicht nur sich wirklich zeigten, und durch das dabei angewendete Verfahren hervorgebracht wurden, sondern daß auch Heilungen von Krankheiten durch den Magnetismus nicht zu bezweifeln seien. Der Zustand, welcher durch Anwendung des Magnetismus hervorgebracht wird, hat sehr verschiedene, oft allerdings nicht genau voneinander zu trennende Grade; entweder erleidet nur der physische Theil des Magnetisirten eine Veränderung oder der geistige nimmt daran Theil, wobei wieder entweder nur die Sinnlichkeit als aufgehoben betrachtet werden kann oder sich eine Exaltation des innern Sinnes zeigt. Man erzielt diese Wirkungen durch die sogenannte magnetische Manipulation. Diese besteht in ihrer einfachsten Art in einer sanften Bestreichung der bekleideten oder unbekleideten Oberfläche des zu Magnetisirenden mit der Hohlhandfläche, wobei man einzelne Körperstellen, namentlich den Kopf, die Augen, Ohren, Schultern, das Rückgrat und die Magengegend, noch besonders berührt und betastet oder die Hände länger darauf liegen läßt, und in einer gegenseitigen Berührung der Fingerspitzen. Man streicht dabei über den ganzen Körper von oben nach unten, zuweilen auch in abwechselnden Richtungen, sowie überhaupt noch verschiedene besondere Modificationen in Hinsicht auf die Dauer der Manipulation, die Stellung des zu Magnetisirenden, die Entfernung des Magnetiseurs von diesem u. s. w. stattfinden. Zur Verstärkung der Wirkung bedienten sich Mesmer und einige seiner Anhänger noch des sogenannten Baquet

oder der magnetischen Wanne in Verbindung mit andern etwas charlatanartigen Apparaten. Dieses Verfahren wird mehre Wochen lang zu gewissen Tageszeiten fortgesetzt. Die Erscheinungen nun, welche dadurch hervorgerufen werden, sind sehr mannichfaltig, bei verschiedenen Individuen oft sich vollständig entgegengesetzt und deshalb nicht sicher im voraus bestimmbar, bis endlich ein schlafähnlicher Zustand eintritt, oder falls dieser nicht zu Stande kommen kann, nicht selten Convulsionen sich zeigen oder Neigung zum Erbrechen erfolgt. Überhaupt kommen diese letztern Zufälle sehr oft noch während des Schlafes oder bald nach dem Anfange der Behandlung, verschwinden aber wieder, nachdem man der Bestreichung die der vorigen entgegengesetzte Richtung gegeben hat. Dieser sogenannte magnetische Halbschlaf ist dem natürlichen nicht unähnlich, geht jedoch bei fortgesetzter Behandlung oft in den magnetischen Schlaf über, welcher von jenem gänzlich verschieden, oft durch krampfhafte Zufälle eingeleitet, plötzlich mit dem Schwinden aller Sinne eintritt, weder durch lautes Anrufen noch durch körperliche Schmerzen, sondern nur durch ein bestimmtes Verfahren des Magnetiseurs aufgehoben werden kann, bald längere, bald kürzere Zeit andauert und Zeichen eines tiefen Ergriffenseins der ganzen Lebenskraft darbietet. Hat dieser Schlaf eine Zeit lang gedauert und schreitet die magnetische Wirkung weiter, so tritt das Schlafwachen oder der magnetische Somnambulismus ein. Das Gesicht belebt sich wieder, man bemerkt Zeichen von Aufmerksamkeit auf Dinge, die um den Magnetisirten vorgehen, die Sinne beginnen ihre Thätigkeit von neuem, jedoch in einer veränderten Art, sodaß sie geschärft erscheinen. Die Befangenheit und Überraschung, welche sich zuerst auf dem Gesicht bemerklich machte, geht nun nach und nach in eine gewisse Klarheit über, welche sich bis zu einem Ausdrucke der Entzückung steigert. Endlich findet sich auch die Sprache wieder, es erfolgen, gewöhnlich in langen Zwischenräumen, Antworten auf die Fragen des Magnetiseurs, erst nur einfache, dann zusammengesetztere. Eigenthümlich ist dabei, daß die Rede meist eine poetische Färbung zeigt, die sie im wachen Zustande nicht hat, daß der Somnambule seinen Körper als eine von ihm, dem Sprechenden selbst, verschiedene Persönlichkeit betrachtet, daß er Dinge zu bemerken glaubt, welche von körperlichen Sinnen nicht wahrgenommen werden können, und daß er nicht selten Verordnungen für die Behandlung seiner Krankheit und der Anderer gibt. In Bezug auf diesen letzten Punkt ist zu bemerken, daß die Befolgung dieser Verordnungen für die Krankheit des Magnetisirten selbst fast immer nützlich ist, während die, welche Anderer Krankheit betreffen, oft ungereimt sind. Hieran reihen sich Vorherverkündigungen der Zukunft, welche in Bezug auf die Krankheit, die später eintretenden magnetischen Zustände und auf die genaue Beschreibung derselben in der Mehrzahl der Fälle eintreffen, in Hinsicht auf andere Dinge sich aber oft falsch erweisen. Außerordentliche Erscheinungen bietet das Gedächtniß der Somnambulen dar. Während sie, wenn sie wachen, sich des magnetischen bis zu der beschriebenen Höhe gesteigerten Zustandes nicht erinnern, so behalten sie dagegen im Somnambulismus die Erinnerung an alles Übrige und an Das, was im magnetischen Schlafzustande mit ihnen vorgegangen war, ja sie sammeln ihr Gedächtniß in einem solchen Grade, daß sie aus früherer Zeit an Dinge sich erinnern, die sie im gewöhnlichen Leben längst vergessen hatten, Gedichte recitiren, die sie vor vielen Jahren auswendig lernten u. s. w. Eine fernere Eigenthümlichkeit ist die, daß die meisten Somnambulen nur die Fragen hören, die der Magnetiseur an sie richtet; jedoch gibt es hiervon nicht seltene Ausnahmen, da auch zuweilen der Somnambulismus zu den bestimmten Stunden ohne unmittelbare Einwirkung des Magnetiseurs, sogar in Abwesenheit desselben von selbst eintritt.

Dieses sind die Erscheinungen, welche von unparteiischen Beobachtern gefunden worden sind und somit außer allen Zweifel gesetzt zu sein scheinen; über diese hinaus gibt es noch sehr viele, welche zu den mehr problematischen gehören. Man rechnet dahin die magnetische Anschauung und das magnetische Hellsehen, wobei der Somnambule Dinge wahrnimmt, die in weiter Ferne von ihm vorgehen, den innern Bau seines Körpers nicht nur, sondern auch anderer Personen erkennt und beschreibt und mit dem ganzen Körper, besonders mit der Magengegend, sieht, in Gedanken und Ausdruck sich weit über die Sphäre seiner gewöhnlichen Bildung erhebt, in fremden, ihm sonst ungeläufigen Sprachen redet u. s. w. Die Beziehung, in welcher der Magnetiseur mit dem Magnetisirten steht, der sogenannte

magnetische Rapport, soll sich nun auch bis zur wahren Sympathie steigern, der Somnambule soll die Gedanken des Magnetiseurs errathen, selbst wenn dieser entfernt ist, die Wünsche, die jener unausgesprochen hegt, erkennen und durch die magnetische Kraft gezwungen werden, sie, soviel es ihm möglich ist, zu erfüllen. Der höchste Grad endlich ist die magnetische Divination; der Magnetisirte spricht mit vollkommen entfesselter Phantasie, in Versen, durchfliegt im Geiste das ganze Weltall und gibt Aufschlüsse über die höchsten Probleme der Physik, Astronomie, Philosophie, Metaphysik und Religion, deren Wahrheit allerdings keiner Controle unterworfen werden kann. Diese höchsten Grade des magnetischen Seins hat man unter den Namen Clairvoyance, magnetische Ekstase u. s. w. zusammengefaßt. Anlangend den Magnetiseur, so wird von ihm verlangt, daß er an körperlicher und geistiger Kraft der zu magnetisirenden Person überlegen sei und den festen ernstlichen Willen habe, durch sein Verfahren zu nützen, und übrigens alle die Eigenschaften besitze, welche von einem Arzte verlangt werden, zu dem die Kranken Vertrauen haben sollen. Ebensowenig, als sich ein Jeder zum Magnetiseur eignet, obgleich Jedem magnetische Kraft einzuwohnen scheint, sind alle Menschen fähig, die Wirkungen des Magnetismus zu empfinden, und nach unbefangenen Beobachtern stellt sich ungefähr folgendes Verhältniß heraus, daß von gesunden Menschen nur $^1/_{10}$ und ebensoviel von Kranken vom Magnetismus überhaupt afficirt werden, von diesen letztern nur $^1/_{20}$ bis zum Somnambulismus und von diesen nur $^1/_6$ bis zur Clairvoyance gelangt. Das weibliche Geschlecht besitzt eine weit größere Empfänglichkeit für den animalischen Magnetismus als das männliche. Von den Theorien, welche das Wesen des Magnetismus erklären sollten, ist vor allen die von Mesmer anzuführen, welche von dessen Anhängern meist der Grundidee nach angenommen und nur verschiedentlich modificirt wurde. Mesmer nahm eine der Elektricität ähnliche, höchst feine Flüssigkeit an, welche aus dem Magnetiseur in den zu Magnetisirenden überströme und da die beschriebenen Erscheinungen hervorbringe. Da jedoch die Existenz dieser Flüssigkeit nur durch diese einzige Beobachtung, welche man am thierischen Magnetismus macht, also beiweitem nicht durch so viele sichere Zeichen wie die der Elektricität begründet wird, so hat sich auch nach und nach eine andere Ansicht geltend gemacht, welche auf den Grund hin, daß die Erscheinungen des thierischen Magnetismus zuweilen auch bei Nervenkrankheiten beobachtet werden, denselben als eine künstlich erzeugte Nervenkrankheit betrachtet. Was die Heilkräfte des Magnetismus betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß schon oft Heilungen von Krämpfen, Fehlern des Gesichts und Gehörs, Lähmungen und andern auf Störung des Nervenlebens beruhenden Krankheiten durch ihn erzielt wurden, zugleich aber wohl zu bedenken, daß nur bei langen, tiefen Leiden und nachdem alle andern rationellen Mittel sich als unzureichend bewiesen haben, zu seiner Anwendung geschritten werden darf, indem schon die Erscheinungen, die er bietet, zeigen, daß er zu den eingreifendsten Mitteln gehöre, und die Erfahrung es lehrt, daß nach seiner Anwendung langjährige Convulsionen, Schwächung des ganzen Nervensystems und Geisteskrankheiten folgten, sowie daß früher vorhandene unheilbare Übel durch einen schnellern Verlauf den Tod herbeiführten, als sie sonst zu thun pflegen. Unter den Verfechtern des Magnetismus nach Mesmer zeichneten sich besonders aus die beiden Puységur, Bergasse, d'Eslon, Barbarin, Villers (s. d.), Petetin, Wienholt, Olbers, Böckmann, Eberh. Gmelin (s. d.), Lavater (s. d.), Wolfart, Ennemoser (s. d.), L. C. Treviranus (s. d.), Jördens, Lichtenstedt, Nasse (s. d.), Kieser (s. d.), Kerner (s. d.) und Eschenmayer (s. d.). Vgl. Becker, „Der mineralische Magnetismus und seine Anwendung in der Heilkunde" (Mühlhaus. 1829); Kluge, „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel" (Berl. 1811); Stieglitz und Hufeland, „Über den thierischen Magnetismus" (Berl. 1816) und „Selma Wiener, die jüd. Seherin" (Berl. 1838).

Magnetnadel nennt man ein aus gut gehärtetem Stahl geschmiedetes, durch Streichen magnetisch gemachtes und in seinem Schwerpunkte frei an einem Faden aufgehangenes oder mittels eines Achathütchens auf eine Stahlspitze gestelltes Stäbchen, dessen man sich praktisch zu Beobachtung der Himmelsgegend, wissenschaftlich theils zu Beobachtungen über den Erdmagnetismus, theils als Meßinstrument (Multiplicator und Galvanometer) für elektrische Ströme bedient. (S. Elektromagnetismus und

Galvanismus.) Für den praktischen Gebrauch des Schiffers ist die Magnetnadel in einem runden Gehäuse über einem eingetheilten Kreise, der außer der Theilung in 360 Grade auch die sogenannte Windrose (s. d.) darbietet, angebracht. Man nennt dann das Instrument einen Compaß (s. d.), und es dient bei solchem Wetter, welches astronomische Beobachtungen hindert, dem Schiffer zur Orientirung. In eisernen Schiffen kann man die Magnetnadel nur erst in neuerer Zeit in Folge angebrachter Verbesserungen anwenden. Ähnlich eingerichtet, meist mit einer Nivelle oder Wasserwage zum Horizontalstellen verbunden, sind die Boussolen (s. d.) der Feldmesser und Markscheider; letztere führen statt der Windrose die Eintheilung in Stunden (zweimal zwölf) nach bergmännischer Weise. Bei beiden Anwendungsarten ist es nöthig, zu wissen, wie stark an jedem Orte die Magnetnadel von der nördlichen Richtung abweicht. Zur Messung dieser Abweichungen hat man besondere Instrumente; die zu Messung der horizontalen, östlichen oder westlichen, Abweichung oder Declination bestimmten nennt man Declinatorien; die verticale Abweichung oder Inclination mißt man durch Inclinatorien; zu Intensitätsmessungen endlich dienen die durch Gauß und Weber so sehr vervollkommneten Magnetometer; und die Nadeln in diesen Instrumenten sind zuweilen Stäbe von sehr bedeutenden Dimensionen. Beobachtet man die Magnetnadel an verschiedenen Punkten der Erde in diesen drei Beziehungen, so findet man auf der Erde und um dieselbe 1) Linien, in denen die östliche oder westliche Declination gleich groß ist (isogonische Linien); eine davon, der magnetische Meridian, zeigt gar keine Abweichung; rechts von ihr ist die Abweichung westlich, links östlich; alle isogonische Linien, meist sehr krumm verlaufend, schneiden sich in zwei Punkten, den magnetischen Polen der Erde, deren nördlicher durch die Nordpolexpeditionen von Parry, Roß und Franklin aufgesucht und in der Nähe der Insel Melville unweit der Baffinsbai bestimmt ist, während die Südpolreise von Roß noch zu keiner so nahen Bestimmung des magnetischen Südpols geführt hat. 2) Linien, in denen die Inclination gleich ist (isoclinische Linien); sie laufen dem Äquator ziemlich parallel; diejenige, wo die Nadel völlig horizontal steht, heißt der magnetische Äquator, nördlich von ihm neigt sich der Nordpol, südlich der Südpol der Nadel der Erde zu; in den magnetischen Polen würde eine freie Nadel mit der Spitze gerade nach unten zeigen. 3) Linien, in denen die Intensität des Erdmagnetismus gleich ist (isodynamische Linien); für die nördliche Hemisphäre gibt es zwei Punkte in Nordamerika und Nordasien, wo die Intensität am größten ist. In den neuern Atlanten für physikalische Erdbeschreibung findet man diese Linien verzeichnet. Für sehr feine elektrische Messungen, wo der Erdmagnetismus störend wirken würde, vereinigt man zwei Nadeln mit entgegengesetzten Polen, deren eine über, die andere unter den zu messenden Strom gestellt wird, und eine solche Doppelnadel nennt man eine astatische.

Magnetoelektricität. Nicht blos der elektrische Strom vermag Magneten zu erzeugen, umgekehrt erzeugt auch ein Magnet elektrische Ströme in Drahtspiralen. Wenn man in eine mit Seide übersponnene Drahtspirale einen Magneten stellt und rasch herauszieht, so geht im Moment der Trennung ein Strom durch die Spirale, dessen Richtung von der Lage der Pole des Magneten abhängt. Versieht man nun eine starke magnetische Hufeisenbatterie mit einem Anker, dessen beide den Polen gegenüberstehende Arme mit solchen isolirten Spiralen versehen sind, und dreht nun den Anker an einer Spindel rasch um, sodaß seine Arme in rascher Folge bei den Polen des Magneten vorbeipassiren, so ist dies, da der Anker nun von den Polen der Batterie bei jedesmaligem Passiren inducirt wird, ebenso, als ob man in rascher Folge durch die Spiralen Magnete mit entgegengesetzter Polrichtung einführte und wieder auszöge. Es gehen unzählige entgegengesetzte Ströme durch den Schließungsdraht; bringt man aber einen Commutator an (s. Elektromagnetismus), so wird daraus ein einziger. Auf diesem Princip beruhen die magnetoelektrischen Rotationsmaschinen, die als ein stets bereites und kostenloses Mittel, sich elektrische Ströme von beliebiger Dauer und Intensität zu verschaffen, für die medicinische Anwendung der Elektricität großen Werth haben. Die wirksamste dieser Maschinen ist von Stöhrer in Leipzig. Andere derartige Maschinen erzeugen erst durch eine galvanische Batterie einen Elektromagneten und durch diesen wieder den elektrischen Strom.

Magnificat nennt man in der kirchlichen Sprache nach dem Anfangsworte in der

Vulgata den aus dem Evang. Luc. 1, 46—55 entlehnten sogenannten Lobgesang der Maria, der unendlich oft in Musik gesetzt, bei Feierlichkeiten in katholischen, wie in protestantischen Kirchen zur Aufführung kommt.

Magnificenz (Magnificus), d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, sowie der Bürgermeister in den freien Städten. Wenn ein Fürst die Würde eines Rectors bekleidet, wird er Magnificentissimus genannt.

Magnusen (Finn), einer der ausgezeichnetsten nord. Archäologen, unbedingt der erste isländ. Sprachkundige der Gegenwart und der eigentliche Gründer der wissenschaftlichen Runologie, geb. am 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, aus den edelsten und ältesten Geschlechtern, indem sein Vater, der letzte Lagman Islands, der Bruder des Naturforschers Eggert Olafsson und des Alterthumsforschers Jon Olafsson, seine Mutter aber die Tochter des Kirchengeschichtschreibers Islands, Finnur Jonsson (Finnus Johannaeus), war, zog schon als Knabe durch seine ungewöhnliche Lernbegierde und große Liebe zu Büchern die Aufmerksamkeit auf sich. Durch seinen Oheim Finnur Jonsson vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Kopenhagen, wo er im Umgange mit seines Vaters Bruder, Jon Olafsson, hauptsächlich mit Poesie, Geschichte und Alterthumswissenschaft sich beschäftigte, die juristischen Studien aber nur des Lebenserwerbs halber trieb. Nachdem er 1803 nach Island zurückgekehrt war, fungirte er hier als Advocat, bis er 1812 wieder nach Kopenhagen ging, wo er sich nun mit verdoppeltem Eifer seinen Lieblingsstudien zuwendete und durch seine Landsleute, Thorkelin (s. d.) und Thorlacius (s. d.), vielfache Unterstützung fand, bis er 1815 zum Professor ernannt, und ihm 1819 aufgetragen wurde, an der Universität und der Akademie der schönen Künste über die altnord. Literatur und Mythologie Vorlesungen zu halten. Wie er diesem Berufe genügt, zeigten sowol seine durch interessante historische Blicke ansprechende „Aussicht über die älteste Heimat und die Wanderungen des kaukas. Menschenstamms" (1818), wie sein „Beitrag zur nord. Archäologie" (1820). Durch die in letzterer Schrift aufgestellte Behauptung der plastisch-symbolischen Idealität der nord. Mythen, welche dieselben zur künstlerischen Darstellung ebenso geeignet machen müsse als die griechischen, gerieth er mit Torkel Baden (s. d.) in einen Streit, dessen bedeutendster Gewinn wol der sein mochte, daß mehre talentvolle dän. Künstler, wie Lund, Freund und Koop, den thatsächlichen Beweis jener Behauptung zu führen versuchten. Nachdem er schon zum zweiten Theile der großen, von der Arnamagnäanischen Commission besorgten Ausgabe der Edda (1818) die Probe eines Glossars und mehre Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erschienenes, mit großer Gelehrsamkeit ausgestattetes mythologisches Lexikon und altnord. Kalendarium („Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon et gentile calendarium"). Insbesondere aber bekundete er seine historisch-mythologischen Forschungen nach dieser Seite hin in den beiden großen, inzwischen erschienenen Werken, nämlich der Übersetzung und Erklärung der ältern Edda („Aldre Edda, oversat og forklavet", 4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung der ganzen Lehre der Edda („Eddalären og dens Oprindelse", 4 Bde., Kopenh. 1824—26). Unter seinen spätern Werken nehmen das große runologische Werk („Runamo og Runerne", Kopenh. 1841, 4.), das zugleich den sechsten Band der „Historisch-philosophischen Abhandlungen der königlich dän. Gesellschaft der Wissenschaften" bildet, sowie die in Verbindung mit K. C. Rafn (s. d.) unternommene, für die nordamerikan. und altnord. Archäologie sehr wichtige Darstellung der geschichtlichen Denkmäler und alterthümlichen Überreste auf Grönland („Grönlands historiske mindesmärker", Bd. 1—3, Kopenh. 1838—42) den höchsten Rang ein. Außerdem hat er eine große Anzahl ausgezeichneter, in Zeitschriften zerstreuter Monographien über nord. und allgemein archäologische, runologische und historische Gegenstände (z. B. „Erklärung mehrer, das skandinav. Alterthum betreffenden Stellen im Ossian", 1813; „Über die Picten und den Ursprung dieses Namens", 1817; „Snorro Sturlesön's Leben", 1823; „Sneglu-Halle's Reisen im 11. Jahrh.", 1826; „Ursprung und Umbildung der altnord. Gilden", 1829) geliefert, durch namhafte Beiträge die gegenwärtige isländ. Literatur gefördert, und durch patriotische Hingebung, als Deputirter Islands und der Fä-

röer seit 1835, die Interessen des Vaterlandes gewahrt, deren jüngere Söhne stets seiner kräftigen Unterstützung und väterlichen Leitung sich zu freuen hatten.

Mago, ein karthag. Suffet um 500 v. Chr., hatte über den Landbau ein Werk in 28 Büchern geschrieben, das nach dem dritten pun. Kriege auf Verordnung des röm. Senats aus der griech. Bearbeitung, die Cassius Dionysius von Utica verfaßt hatte, ins Lateinische übertragen wurde und dessen Varro, Columella und Plinius, die es benutzten, mit großem Ruhme gedenken. — Auch ein Sohn des Hamilkar Barkas hieß Mago, der Bruder Hannibal's und Hasdrubal's. Er war mit dem Letztern im zweiten pun. Kriege seit 216 v. Chr. karthag. Feldherr in Spanien und siegte mit ihm im J. 212 über die Scipionen. (S. Hasdrubal.) Im J. 208 wurde er von M. Silanus, dem Legaten des großen P. Cornelius Scipio, und im J. 207 bei Bäcula von diesem selbst geschlagen, worauf er sich zunächst nach Gades und von da nach den Balearen flüchtete. Mit einer Flotte, die er hier gesammelt hatte, segelte er 205 nach Ligurien, um seinem Bruder Hannibal, der sich im südlichen Italien schwer der Römer erwehrte, eine Erleichterung zu schaffen. Die Ligurer fielen ihm, nachdem er sich Genuas rasch bemächtigt hatte, zu, auch die cisalpinischen Gallier waren ihm geneigt; als aber die Karthager in Afrika selbst bedrängt wurden, riefen sie ihn 203 gleich dem Hannibal zurück. Er starb auf der Rückfahrt an einer Wunde, die er bei einer durch die Römer im Gebiet der Insubrer erlittenen Niederlage erhalten hatte.

Magyären, s. Ungarn.

Mahâbhârata, s. Sanskrit.

Mahagoni oder richtiger, wiewol weniger gebräuchlich, Mahogani, ist das Holz eines im südlichen Amerika auf Jamaica, Cuba, Domingo und den Bahamainseln wildwachsenden Baumes von großem Umfange und schnellem, sehr schönem Wuchse. Sein Stamm erreicht oft eine Dicke von fünf Fuß und mehr; das Holz ist fest, feinkörnig und dauerhaft, nimmt eine schöne Politur an und hat eine herrliche Farbe, die aber mit der Zeit stark nachdunkelt. Die Rinde wird oft zum Fälschen der Chinarinde verwendet, da sie ähnlichen medicinischen Werth hat. Man macht die Arbeiten selten aus massivem Mahagoniholze, sondern schneidet dasselbe in dünne Platten oder Fourniere, mit denen man die aus anderm Holz gefertigten Artikel überzieht. Diese Fourniere theilt man, nach ihrem Farbenspiel, in geflammtes, gemasertes, Pyramiden- oder glattes Holz. Will man dem Nachdunkeln des Mahagoniholzes vorbeugen oder dasselbe wenigstens verzögern, so muß man beim Schleifen und Poliren desselben kein Öl, sondern Talg anwenden. Die Spanier und Portugiesen verwendeten das Holz des Mahagonibaums statt des Eichenholzes zum Schiffbau, wozu es sich wegen seiner großen Härte und Dauer im Wasser und durch den Umstand, daß der Wurm nicht leicht hineinkommt, sehr gut eignet. Die Laurus indica liefert ein Holz, das sogenannte Madeira- oder das falsche Mahagoniholz, welches dem wahren Mahagoniholz sehr ähnlich ist und dasselbe an Dauerhaftigkeit der Farbennuance übertrifft.

Mähen nennt man das Abbringen der Culturpflanzen und des Grases. Es geschieht theils mit der Sense, theils mit dem Siget, theils mit der Sichel. Der letztern bedienen sich zumeist die kleinern Grundbesitzer beim Abbringen des Wintergetreides, während dagegen das Sommergetreide nur mit der Gestellsense abgebracht wird. Der Gebrauch der Sense hat den Vorzug der Schnelligkeit, Arbeitersparniß und des größern Strohgewinns; die Sichel liefert sauberere Arbeit, führt aber Verlust an Stroh herbei. Das Wintergetreide wird mit der einfachen Sense umgehauen und von einer dem Mäher folgenden Person abgerafft, das Sommergetreide dagegen mit der Gestellsense abgehauen und in Schwaden geworfen. In neuerer Zeit hat man auch Mähemaschinen erfunden und mit Erfolg in Anwendung gebracht. Die ersten dergleichen Maschinen wurden in England und Amerika angefertigt; namentlich ist die Getreideschneidemaschine des Engländers Belt zu erwähnen. In Deutschland war Ilgazy der Erste, welcher eine Fruchtmähemaschine construirte. Ihm folgte darin in neuester Zeit der Maschinenbauer Weisse in Dresden; doch haben diese Maschinen zur Zeit noch keinen Eingang bei dem deutschen Landwirth gefunden.

Mahlmann (Siegfr. Aug.), ein bekannter deutscher Dichter im lyrisch-elegischen Gebiet und in der Burleske, geb. am 13. März 1771 in Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte, nachdem er frühzeitig die Ältern verloren hatte, die Fürstenschule zu Grimma

und studirte seit 1789 in Leipzig, wo er sich zwar der Rechtswissenschaft mit Eifer befleißigte, aber schon eine entschiedene Neigung zum Idealen im Leben an den Tag legte. Nach beendigten akademischen Studien ging er als Führer eines jungen Edelmanns nach Liefland, mit welchem er nachher die Universitäten zu Leipzig und zu Göttingen besuchte und 1797 eine Reise durch den Norden Europas machte. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte er sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde 1805 nach seines Schwagers Spazier Tode Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", welche er bis 1810 allein, dann bis 1816 in Verbindung mit Meth. Müller redigirte, und in der er hauptsächlich die Richtung angab, welche die deutschen belletristischen Zeitschriften bis nach 1830, freilich allmälig sich verschlechternd, befolgten. Von 1810—18 hatte er auch die „Leipziger Zeitung" in Pacht und Administration, die ihm während des Kriegs sehr bedeutenden Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung gab, daß er 1813 durch die Franzosen auf kurze Zeit auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Ökonomie, welche er bei Bewirthschaftung seiner Güter praktisch anwendete, weshalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredtsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher der maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva zu Leipzig von 1813 an bis zu seinem Tode, am 16. Dec. 1826, verwaltete. Sind seine Gedichte, deren mehre von den besten Liedercomponisten in Musik gesetzt wurden, der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Wehmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so bekunden dagegen sein anonym herausgegebenes „Marionettentheater" (Lpz. 1806) und sein „Herodes vor Bethlehem", eine satirische Parodie von Kotzebue's „Hussiten", des Verfassers Talent für die dramatische Burleske. Auch seine „Erzählungen und Märchen" (2 Bde., Lpz. 1802; 2. Aufl., 1812) wurden mit Beifall gelesen. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Gedichte" (Halle 1825; 4. Aufl., Lpz. 1845); seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

Mahmud II., Sultan der Osmanen 1808—39, geb. am 20. Juli 1785, war der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul Hamid, und zeigte sich schon in seiner Jugend, die er im alten Serail verlebte, hartnäckig, heftig und grausam. Als sein älterer Bruder Mustapha IV. 1807 den Thron bestieg, sollte M., damit man keinen Thronbewerber in ihm zu fürchten habe, ermordet werden. Doch ein albanes. Corps bemächtigte sich seiner noch zur rechten Zeit und rettete ihn. Sofort begann er nun die Revolte vorzubereiten, die am 28. Juli 1808 Mustapha IV. stürzte und ihn am 1. Aug. auf den Thron brachte. Um sich selbst auf dem Throne zu befestigen, ließ er den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen, sodaß er nun der Einzige und Letzte aus dem Stamme Osman's war. Ein Versuch, das Militair auf europ. Fuß zu organisiren, scheiterte in Folge der Auflehnung der Janitscharen. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, mußte er den Krieg mit Rußland und den Kampf gegen die Serbier fortsetzen, bis er endlich nach gänzlicher Erschöpfung sich genöthigt sah, mit Rußland den Frieden zu Bukarescht am 28. Mai 1812 zu schließen. Die Schrecknisse, unter welchen er den Thron bestiegen, und die Gefahren, welche denselben ununterbrochen umgaben, hatten sein Gemüth verhärtet und Blutbefehle schienen ihm Maßregeln kluger Festigkeit. Gegen die christlichen Cabinete zeigte er eine stolze und feste Haltung; doch im Innern seines Reichs kämpfte der Verrath mit der Empörung, sodaß er immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder kühner, entschlossener Völker. (S. Ali Pascha von Janina, Griechenland, Mehemed Ali von Ägypten, und Serbien.) Als er endlich in der Hauptstadt und in den Fürstenthümern, wo der Aufstand der Griechen zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen durch andere ehrsüchtige Paschen besiegt hatte und zuletzt der Kopf Ali's gefallen war; als er den Krieg mit Persien

durch den Frieden von 1825 geendigt und von den Wahabiten (s. d.) nichts mehr zu befürchten hatte, wurde er nur um so trotziger und grausamer. Dennoch zitterte er, wenn die Wuth der Janitscharen die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Sie zu beruhigen gab er namentlich bei ihrem Aufstande im J. 1822 Alles preis, die tüchtigsten Männer, die nächsten Verwandten und die ältesten Vertrauten. Als jedoch die Ruhe wiederhergestellt zu sein schien, beschloß er, ihren Trotz zu züchtigen, und mit der Gefahr wuchs seine innere Kraft. Nach und nach reiften durchgreifende Reformationsplane in seiner tief verschlossenen Brust, deren, wenn auch größtentheils misrathene Ausführung ihm seine welthistorische Bedeutung verleiht. Die erste Frucht derselben war die endlich durchgeführte Auflösung der Janitscharen (s. d.) im J. 1826. Nachdem er hierauf schnell sein Heerwesen geordnet, lehnte er in seiner am 9. Juni 1827 übergebenen Erklärung in Betreff der griech.-europ. Frage jede Intervention der christlichen Mächte entschieden ab. Doch sein Trotz wurde im Frieden zu Adrianopel (s. d.) am 14. Sept. 1829 gebrochen, und Griechenland (s. d.) von dem osman. Reiche getrennt. So nach außen hin in Ruhe, kehrte er wieder zu seinen alten Reformplanen zurück und suchte vor Allem das Heer und die Flotte wiederherzustellen. Allein der Widerstand gegen diese Reformen nahm einen immer heftigern Charakter an, besonders in Albanien, wo Mustapha Pascha von Skodra die Fahne des Aufruhrs erhob. M. ließ sich indeß nicht einschüchtern; um sich selbst von den Erfolgen seiner Reformen zu überzeugen, unternahm er 1831, ganz gegen die zeitherige Sitte des Serails, eine Reise nach Adrianopel. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden bösen Stimmung, die er auf derselben erhielt, ließen ihn nach seiner Rückkehr zwar scheinbar in seinen Reformen innehalten, um so mehr, als sich die Unzufriedenheit nach alter barbarischer Weise durch furchtbare Feuersbrünste in Konstantinopel aussprach; allein diese Opposition machte M. im Innern nur um so hartnäckiger in seinen Reformplänen, die er bald wieder mit erneuter Energie zur Ausführung brachte. Ein Civil- und Militairorden wurde gestiftet, die Policei Konstantinopels verbessert, Lehranstalten für den Staatsdienst, besonders für das Sanitätswesen, wurden gegründet, ein halb in türk., halb in franz. Sprache erscheinender „Moniteur" wurde herausgegeben. Die inzwischen 1831 zu Stande gekommene Unterwerfung der rebellischen Paschen von Bagdad und Skodra und die dadurch bewirkte Rückkehr zur Ordnung im Innern schien seinen Reformen einen gedeihlichen Ausgang versprechen zu wollen, als auf einmal der Ausbruch des Kriegs mit Ägypten (s. Mehemed Ali) erfolgte, der alle Schöpfungen M.'s wieder in Frage stellte. Die unglückliche Schlacht von Konieh führte ihn an den Rand des Verderbens; nur die Hülfe Rußlands, an das er sich in seiner äußersten Bedrängniß wendete, vermochte ihn noch zu retten. (S. Osmanisches Reich.) Kaum war diese Gefahr überstanden, als neue Aufstände in Albanien, Bosnien und Kleinasien ausbrachen und hemmend in die Plane des Sultans eingriffen. Nur der Aufstand, der im Mai 1834 in Palästina gegen Mehemed Ali von Ägypten ausbrach, schien dem bedrängten Sultan, der alle seine Plane scheitern sah, einen Hoffnungsstrahl zu gewähren. Er wollte die Gelegenheit, sich an seinem Todfeind Mehemed Ali zu rächen, benutzen, und sendete ein Heer von 80000 M. gegen Syrien; da legten sich die europ. Mächte ins Mittel und verhinderten den Ausbruch des Kriegs. Mitten unter allen diesen Wirren vervollständigte er jedoch immer mehr seine Reformen, kein Mislingen und kein Widerstand vermochte ihn zu ermüden, sondern schien seine hartnäckige Energie nur zu vermehren. Straßen wurden gebaut, Posten und Quarantainen eingerichtet, das Heer organisirt. Damals war es auch, wo die Pforte nach dem Vorbild der übrigen europ. Regierungen stehende Gesandtschaften an den Höfen der europ. Großmächte einführte, und zum ersten Male durften die Frauen des großherrlichen Harem sich öffentlich zeigen. Die Ruhe kehrte, obwol langsam, in den Provinzen wieder zurück; zu gleicher Zeit wurde Kurdistan unterworfen; auch hörten die Unruhen in Albanien und Bosnien auf. Zum zweiten Male, am 29. Apr. 1837, unternahm der Sultan eine Reise nach Rumelien und Bulgarien; doch mußte er in aller Eile nach Konstantinopel zurückkehren, um die Verschwörung, die während seiner Abwesenheit in der Hauptstadt sich gegen ihn angesponnen hatte, mit blutiger Hand zu unterdrücken. Bei dieser Thätigkeit, die M. entwickelte, war es vorzüglich ein Gedanke, der im Hintergrunde aller seiner Handlungen lag, und der

in der letzten Zeit seines Lebens seine ganze Brust ausfüllte, nämlich der, Rache zu nehmen an Mehemed Ali. Die fortwährenden Ansprüche und Übergriffe Mehemed Ali's, welche das Verhältniß von Tag zu Tag verschlimmerten, gaben ihm sehr bald die erwünschte Gelegenheit dazu. Nachdem er im Frühjahre 1839 ein bedeutendes Heer unter dem Seriasker Hafiz Pascha am Taurus vereinigt hatte, erklärte er Mehemed Ali in die Acht und ließ seine Truppen den Taurus überschreiten. Die ganze Unternehmung scheiterte in der Schlacht von Nisib am 24. Juni 1839. (S. Ibrahim Pascha.) Doch M. erfuhr hiervon nichts mehr. Seine Ausschweifungen aller Art hatten schon längst seine Gesundheit untergraben und während dieser letzten Zeit den Ausbruch einer schweren Krankheit herbeigeführt, die seinem Leben am 1. Juli 1839 ein Ende machte.

Mahömed, s. Mohammed.

Mahon (Phil. Henry, Viscount), ältester Sohn und Erbe des Grafen Stanhope, geb. am 31. Jan. 1805, wurde schon früh ins Parlament gewählt, in welchem er den Flecken Hertford vertritt, und war 1835, während des kurzen Wellington-Peel'schen Ministeriums Unterstaatssecretair. Er ist ein tüchtiger Geschichtschreiber und am vortheilhaftesten bekannt durch seine „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle" (2 Bde., Lond. 1836), in welcher er durch Benutzung werthvoller Familienarchive neues Licht über viele Begebenheiten verbreitete. Außerdem schrieb er ein „Life of Belisarius" (Lond. 1830) und „History of the war of succession in Spain" (Lond. 1832).

Mahratten, s. Maratten.

Mähren, eine Markgrafschaft und deutsche Provinz der östr. Monarchie, ist im Norden von der preuß. Grafschaft Glatz und dem östr. Schlesien, im Osten von Ungarn, im Süden von Niederöstreich und im Westen von Böhmen begrenzt und zählt auf 399 □M. 1,710000 E. Das der jetzigen politischen Eintheilung nach dazu gerechnete östr. Schlesien umfaßt ein Areal von 84 □M. mit 460000 E. Die Sudeten trennen M. von Schlesien, das Mährische Gebirge von Böhmen und die Karpaten von Ungarn; Zweige dieser Gebirge durchschneiden das ganze Land, das nur im Süden ausgedehntere Ebenen aufzuweisen hat. Neben zahlreichen andern Flüssen, ist die Morawa oder March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch auch nur eine Strecke schiffbar. Die in M. entspringende Oder und Weichsel berühren das Land nur wenig. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen fehlt es im Innern des Landes nicht an schönen Ebenen und Flächen, und in der sogenannten Hana und den südlichen Gegenden ist der Boden ungemein ergiebig. Das Klima ist verhältnißmäßig mild. Nächst der Rindviehzucht, die durch fette Wiesen und Weiden begünstigt wird, ist die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht von Bedeutung; auch wird viel Fischerei getrieben. Getreide baut man vorzüglich in der Hana, am March, um Brünn und in den südöstlichen Gegenden des znaymer Kreises. Auch der Flachs-, Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner baut man Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Saflor, Krapp und Süßholz und in den südlichen Gegenden vielen, wenn auch nicht ausgezeichneten Wein. Die ansehnlichen Waldungen sind mehr Laub- als Nadelhölzer. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke; auch hat das Land Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Die Tuch-, Wollenzeuch- und Leinwandmanufacturen sind sehr bedeutend; minder die Baumwollenfabriken. Die Ausfuhr ist größer als die Einfuhr und der Transitohandel, den gute Kunststraßen und eine Eisenbahn fördern, von hoher Wichtigkeit. Die Regierungsform ist fast unumschränkt, obschon es Landstände gibt, welche aus Prälaten (dem Erzbischof von Olmütz, Äbten, Pröpsten, Domherren), Herren (Fürsten, Grafen und Freiherren), Rittern (adeligen Rittergutsbesitzern) und den Vertretern von acht Städten zusammengesetzt sind. Politisch ist M. in sechs Kreisämter eingetheilt: Olmütz, Brünn, Iglau, Znaym, Hradisch und Prerau, wozu noch die beiden östr.-schles. Ämter Troppau und Teschen kommen, welche wie jene unter dem Landesgubernium zu Brünn stehen. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6—7 Mill. Fl. Die Bewohner sind zu drei Viertheilen Slawen, zu einem Viertheil Deutsche; außerdem gibt es gegen 30000 Juden. Die beiden Hauptstämme der Slawen sind die Hanaken (s. d.) und die Slowaken (s. d.). Die Mehrzahl bekennt sich zur katholischen Kirche; die Zahl der Protestanten und Refor-

mirten beläuft sich auf 70000. Die bedeutendsten Städte sind Brünn (s. d.) mit dem nahen Austerlitz (s. d.), Olmütz (s. d.) und Znaym (s. d.). M. wurde in Germaniens Urzeit von den Quaden bewohnt. Als diese im J. 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten es die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden. Zuletzt wurde es von einer Colonie Slawonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben waren und von der Morawa den Namen Morawer annahmen, aufs neue bevölkert. Bei dem Verfalle des Reichs der Avaren konnten sich die Morawer weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, das unter dem Namen Großmähren weit mehr Länder als das heutige M. in sich begriff. Karl der Große überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen; doch wurde erst um 856 Cyrill (s. d.) der wahre Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Arnulf vergrößerte M. auf der einen Seite bis an die Oder und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swjatopulk empörte, schlug er ihn mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So wurde das mährische Reich geschwächt, dann unter Swjatobog, Swjatopulk's Sohne, im J. 908 ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J. 1056, wo es ungefähr den jetzigen Umfang hatte, kam es vollends an Böhmen, erhielt 1085 den Titel einer Markgrafschaft und wurde bis auf des Kaisers Matthias Zeiten von den böhm. Königen mehrmals ihren Söhnen und Anverwandten in Lehn gegeben. Vgl. Wolny's „Taschenbuch für die Geschichte M.'s und Schlesiens" (2 Bdchen, Brünn 1826—27).

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Mai (Angelo), ein neuerer ital. Literator, der sich namentlich durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griech. und röm. Alterthums verdient gemacht hat, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chemische Mittel leserlich machte, geb. in der Provinz Bergamo am 7. März 1781, lebte anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Index und 1838 Cardinal. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der Reden Cicero's „pro Scauro, Tullio, Flacco" (Mail. 1814; Frankf. 1815, und mit Anmerk. von Cramer und Heinrich, Kiel 1816, 4.) und „in Clodium et Curionem" (Mail. 1814), die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817); ferner einige „Reden" des Cornelius Fronto, mehre „Briefe" der Kaiser Marc Aurel und L. Verus und andere kleinere Überreste (Mail. 1815; 2. verm. Ausg., Rom 1823); die Bruchstücke von acht „Reden" des Q. Aurel. Symmachus (Mail. 1815); Fragmente des Plautus, besonders aus der „Vidularia" desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus „Über die Erbschaft des Kleonymus" (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der „Röm. Alterthümer" des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816, 4.); ein „Itinerarium Alexandri" und die Schrift des Julius Valerius „Res gestae Alexandri" (Mail. 1817, 4., und Frankf. 1818); Bruchstücke des Eusebius und Philo (Mail. 1816) und des Eusebius „Chronicorum canonum libri duo" (Mail. 1818, 4.), die er zugleich mit Zohrab aus einer armen. Handschrift wieder herstellte. Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit; hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren schönste Frucht das Werk des Cicero „De republica" ist (Rom 1822). Außerdem verdanken wir ihm mehre Sammlungen von alten, noch unbekannten Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaupten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge und Notizen, in den „Auctores classici e vatic. codd. editi" (5 Bde., Rom 1828—33), in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatic. codd. edita" (8 Bde., Rom 1825—33, 4.) und in dem „Spicilegium rom." (10 Bde., Rom 1843).

Maiblume oder wohlriechende Maililie, auch Zauke oder Zäupchen in verschiedenen Gegenden Deutschlands genannt (Convallaria majalis), eine Pflanze aus der

Ordnung der Liliengewächse des natürlichen Systems, wächst im ganzen nördlichen Europa und ist eine willkommene Verkünderin des Frühjahres, sowol wegen ihres freundlichen Ansehens und ihrer wohlriechenden Blüten, wie wegen der Möglichkeit von Überpflanzung in Gärten allgemein beliebt, aber beiweitem nicht von der medicinischen Wichtigkeit, die man ihr ehedem zuschrieb. Die rothen Beeren und die Wurzel sind wirkungslos; die trocknen Blüten verlieren zwar ihren Wohlgeruch, sind jedoch gepulvert ein starkes Niesmittel und kommen als solche zu manchen reizenden Pulvern. Der Maiblumenessig genießt in den Hausapotheken sehr mit Unrecht ein großes Ansehen als Mittel bei Ohnmachten und wird in der Hauptsache durch jeden scharfen Essig vertreten. — Die Weißwurz ist eine andere, in Gärten gewöhnliche Art von Maililie, die bei uns gleichfalls wildwachsend, durch übergeneigten Stengel und hängende cylindrische Blütenkronen kennbar, in Gärten oft angepflanzt vorkommt, aber durchaus keine medicinische Bedeutung hat.

Maier (Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher von Gutsunterthanen, namentlich unfreien, und ist also gleichbedeutend mit Voigt; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

Maifeld, s. Märzfeld.

Maikäfer, s. Käfer.

Mailand, ehemals ein selbständiges Herzogthum in Oberitalien und eines der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, wurde westlich von Piemont und Montferrat, südlich von Genua, östlich von Parma, Mantua und Venedig, nördlich von den vier ital. Vogteien der Schweiz und von Graubündten begrenzt. Der erste vom Kaiser Wenzel 1395 ernannte Herzog war Gian Galeazzo Visconti (s. d.), und das Herzogthum bestand damals aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Als der Mannsstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es, obschon Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, doch dem Francesco Sforza (s. d.), dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch seit 1499 fing Ludwig XII. von Frankreich wieder an, seine Ansprüche auf M. geltend zu machen, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, und so war das Land nun abwechselnd im Besitze Frankreichs und der Sforza, bis Franz I. im madrider Frieden von 1526 alle ital. Besitzungen aufgeben mußte. Als hierauf mit Francesco II. Sforza, der M. 1521 vom Kaiser Karl V. als Reichslehn erhalten hatte, 1535 der Sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Karl V. M. seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es nun bis zum span. Erbfolgekrieg blieb, in Folge dessen es 1713 an Östreich kam, worauf es nebst Mantua die östr. Lombardei bildete. In dem wiener Frieden von 1735 und in dem wormser Vertrage von 1743 wurden Stücke davon an Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt hatten, wurde es 1797 zur Cisalpinischen Republik, 1802 zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich geschlagen. Bei der Auflösung desselben im J. 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil an M. (146 □M. mit 600000 E.) zurück; das Übrige vereinigte Östreich unter dem Namen eines Gouvernements (395 □M. mit 2,570000 E.) mit dem neugebildeten Lombardisch-venetianischen Königreich.

Mailand (lat. Mediolanum, ital. Milano), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, jetzt des Lombardisch-venetianischen Königreichs, eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte Oberitaliens, mit 145000 E., hat ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. An ihr Alterthum erinnert freilich nur ein Rest von Thermen. Desto reicher ist sie an Denkmalen neuerer Zeit, darunter der berühmte Dom, von den Einwohnern das achte Wunder der Welt genannt, nach St.-Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt derselbe von innen und außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Stile auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit

großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, noch immer nicht ganz vollendet. Wenn von außen der Glanz des Marmors, die goth. Verzierungen und die Fülle von 4000 Statuen den Beschauer überraschen, so wird er im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume lebendig ergriffen. Vgl. Franchetti, „Storia e descrizione del duomo di M." (Mail. 1821) und Rupp und Bramati, „Descrizione storico-critica del duomo di M." (Mail. 1823, 4., mit Kpf.). Älter als der Dom ist die Kirche San-Ambrogio, die im 4. Jahrh. auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut wurde, aber, einige Alterthümer abgerechnet, nichts Sehenswerthes bietet. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen und geistlichen Gebäuden erwähnen wir noch das ehemalige Dominicanerkloster Sta-Maria delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte Frescogemälde des Leonardo da Vinci befindet, welches das Abendmahl Christi darstellt. Das ehemalige Jesuitencollegium, die Brera, ein prächtiges Gebäude, enthält mehre Stiftungen für Künste und Wissenschaften, namentlich eine schöne Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist, eine Bibliothek, die manche Seltenheit, unter Anderm den Haller'schen Büchernachlaß, enthält, und eine Sternwarte. Berühmt ist die vom Cardinal Borromeo gestiftete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Ein geographisch-militairisches Institut wurde 1801 gestiftet und hat sich durch die Herausgabe eines Atlas des Adriatischen Meers und vieler anderer Karten einen hohen Ruf erworben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten Rang sowol durch seine Bauart und Größe, wie wegen der Pflege, die den Kranken, deren es 4000 aufnehmen kann, zu Theil wird. Nächst dem Theater San-Carlo in Neapel ist das mailänd. della Scala eins der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeit aus. Außerdem bestehen noch die Theater Re, della Canobiana, Carcano und Girolamo. M. hat eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude; die Straßen aber sind weder sehr breit noch gerade. Ein Triumphbogen des franz. Heers wurde 1829 als Friedensbogen dem Kaiser geweiht. Außer dem schönen Corso, der Porta orientale, gewähren die öffentlichen Gärten herrliche Spaziergänge; doch sind sie beiweitem nicht so besucht wie der Corso, auf welchem des Abends die vornehme Welt sich einfindet. Bedeutend ist in M. der Handel mit Getreide, Reis, Seide und Käse; nicht minder wichtig sind die Fabriken und Manufacturen. Künste und Wissenschaften finden eifrige Verehrung; in den neuesten Zeiten hat sich namentlich die mailänd. Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet. Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar; den fehlenden Fluß ersetzen zwei Kanäle, der Naviglio grande, welcher die Olona mit dem Ticino, und der Naviglio della Martisana, der dieselbe mit der Adda verbindet, sowie die lomb.-venetian. Eisenbahn. Den Horizont der Stadt gegen Norden begrenzen die Alpen der Schweiz. Vgl. Pirotta, „Nouvelle description de M." (Mail. 1819) und Carta, „Guide de la ville M." (Mail. 1830).

Mailáth (Joh., Graf), der bedeutendste unter den neuern ungar. Dichtern, auch als Geschichtsforscher rühmlichst bekannt, wurde aus einer altadeligen ungar. Familie zu Pesth am 5. Oct. 1786 geboren und ist das 14. Kind unter 18 Geschwistern. Sein Vater, Jos., Graf M., war östr. Staats- und Conferenzminister und ließ ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben. Er studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat dann in den Staatsdienst, den er aber nach zehn Jahren seiner geschwächten Augen wegen wieder verlassen mußte. Von dem Unglücke, am schwarzen Staar zu erblinden, wurde er durch eine mehr als zweijährige Behandlung des Augenarztes Beer geheilt. Während dieser Zeit, in welcher er weder lesen noch schreiben durfte, faßte er den Entschluß, sich ausschließend der Literatur zu widmen. Einzelne poetische Versuche von ihm waren allerdings schon früher erschienen. Neben der Poesie wählte er nun die Geschichte, namentlich Ungarns, zu seiner Hauptbeschäftigung. Hierbei unterstützte ihn hauptsächlich sein außerordentliches Gedächtniß. Später wurde er wieder im Staatsdienste angestellt und ist gegenwärtig kaiserlicher Kämmerer, Hofrath der ungar. Hofkanzlei und judex curiae zu Pesth. Von seinen poetischen Arbeiten erwähnen wir den von ihm mit Köffinger herausgegebenen „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte" (Pesth 1818); seine „Altdeutschen Gedichte" (Stuttg.

1819), eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Codex enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Übertragung; seine lyrischen „Gedichte" (Wien 1824); seine „Magyarischen Sagen und Märchen und Erzählungen" (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bdchn., Stuttg. und Tüb. 1837); seine Übersetzung „Magyarischer Gedichte" (Stuttg. 1825) und die gelungene Übertragung von „Himfy's (d. i. Alex. von Kisfaludy's) auserlesene Liebelieder" (mit magyarischem Originaltext, Pesth 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pesth 1831); und von seinen historischen Werken die nach den Quellen bearbeitete „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—31); die „Geschichte des östr. Kaiserstaats" (Bd. 1—3, Hamb. 1834—42); „Der ungar. Reichstag im J. 1830" (Pesth 1831); „Geschichte der Stadt Wien" (Wien 1832); „Leben der Sophie Müller" (Wien 1832) und „Das ungar. Urbarialsystem" (Pesth 1838). Auch lieferte er eine „Ungar. Sprachlehre" (Pesth 1830; 3. Aufl., 1838) und eine „Mnemonik" (Wien 1842) und gibt gegenwärtig das Taschenbuch „Iris" (Jahrg. 1—6, Pesth 1839—44) heraus.

Maimbourg (Louis), franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1610, trat mit seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallicanischen Neuerungen vertheidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz' XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. Dieses geschah im J. 1682. Ludwig XIV. entschädigte ihn indessen für diese Härte durch eine Pension. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei Saint-Victor zurück, wo er am 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen historischen Schriften verdienen seine Geschichten des Wiklefismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87 oder 26 Bde. in 12.) und sein berühmter „Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques" (Par. 1685, 4.; neueste Aufl., Nevers 1831) erwähnt zu werden.

Maimonides, eigentlich Moses Ben Maimon Ben Joseph, arab. Abu Amran Musa ibn Abdalla, aus einem angesehenen jüd. Geschlechte, geb. in Cordova am 30. März 1135, studirte die damalige Wissenschaft der Juden und der Araber und die griech. Philosophie, namentlich Aristoteles in arab. Übersetzungen, hörte arab. Philosophen und lernte die Heilkunde. Durch die Religionsverfolgungen der Almohaden gegen die Juden in Andalusien im J. 1148 aus seinen Studien gerissen und zur Verheimlichung des Judenthums genöthigt, wendete er sich endlich mit seinem Vater noch vor 1160 nach Fez, reiste später nach Jerusalem, wo er 1165 war, und nahm bald darauf seinen bleibenden Aufenthalt in Fostat, Kairo gegenüber. Hier verheirathet, lebte er anfangs vom Handel mit Edelsteinen; wurde aber sehr bald Leibarzt des Sultans von Ägypten und Oberhaupt der jüd. Gemeinde. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist, und vor Allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, unter Araber und Juden. Er starb am 13. Dec. 1204, und seine Leiche wurde nach Palästina gebracht. M., dessen Schriften schon bei seinem Leben übersetzt worden, hat als Theolog und Gesetzlehrer einen außerordentlichen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Judenthums gehabt. Die neuen Bahnen, die er betreten, wurden ein Kampfplatz für Wissenschaft und Orthodoxie, und schon im 13. Jahrh. lasen deutsche Theologen seine ins Lateinische übertragenen Bücher. Die vornehmsten Schriften des M. in arab. Sprache sind „Der Führer der Verirrten" („More Nebochim"), eine philosophische Begründung des jüd. Gesetzes (deutsch, der dritte Theil von Scheyer, Frankf. 1838; der erste Theil von Fürstenthal, Krotoschin 1839); ein Compendium der Logik; ein Commentar der Mischnah; eine Erläuterung der 613 Mosaischen Gesetze; Gutachten und Sendschreiben; verschiedene Abhandlungen, z. B. über die Einheit Gottes, die Auferstehung u. s. w.; mehre medicinische und diätetische Schriften, namentlich ein Auszug aus Galenus. In reinem Hebräisch schrieb er „Mischne Thora", später gewöhnlich „Das Werk" oder „Jad Chasaka" genannt, eine aus 982 Capiteln bestehende Systematik des talmudischen Judenthums und ein bis jetzt unübertroffenes Meisterwerk. Auch übertrug er Avicenna's Kanon

ins Hebräische. — Sein einziger Sohn, Abraham, geb. 1184, gest. 1254, der gleichfalls Leibarzt und Oberhaupt war, hat sich durch ein theologisches Werk „Das den Frommen Genügende" bekannt gemacht.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus dem weißen und rothen Main, von denen der erstere auf dem Fichtelgebirge am östlichen Abhange des Ochsenkopfs, 3000 F. über dem Meere, etwas über eine halbe Meile südwestlich über Kulmbach bei Steinhausen, der letztere, welcher kleiner ist, auf dem Frankenjura bei Lindenhart oberhalb Kreußen im Baireuthischen entspringt. Beide vereinigen sich bei Burg-Kunstadt zum eigentlichen Main, der westwärts fließend zwischen Taschendorf und Baunach die Itz, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen, in Unterfranken die fränk. Saale, bei Wertheim in Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig, im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda aufnimmt, und nachdem er Aschaffenburg und Frankfurt berührt hat, oberhalb Mainz in einer Breite von etwa 400 Schritt sich in den Rhein ergießt. In großen schlangenartigen Windungen sich langsam hinziehend, durchläuft er eine Strecke von 60 M.; sein Flußgebiet beträgt 730 □M. Nach Vereinigung mit der Regnitz wird er schiffbar; durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gesetzt.

Maine, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der nordöstlichste von allen, ist im Norden von Canada, im Osten von Neubraunschweig, im Süden vom Meere, im Westen von Neuhamshire begrenzt und zählt auf einem Areal von 1500 □M. gegen 550000 E., worunter nur wenige Indianer und Farbige. Das Land ist gut bewässert, im Innern reich bewaldet, im Allgemeinen fruchtbar und an der Küste sehr fischreich; das Klima gesund, im Sommer heiß, im Winter sehr strenge. Die volkreichste Stadt ist Portland mit 15000 E. und einem guten Hafen. M. gehörte früher zu Massachusetts und trat erst 1820 als Staat der Union bei. Zum Congreß sendet es zwei Senatoren und acht Repräsentanten.

Maine hieß sonst eine Provinz in Frankreich, die von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendomais begrenzt wurde und ungefähr die jetzigen Departements Sarthe und Mayenne umfaßte. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um die Mitte des 11. Jahrh. an die Herzoge von der Normandie, zu Anfange des 12. Jahrh. an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen hatte, kam sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an seinen Bruder Karl, der sie auf seine Nachkommen vererbte, und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreich zurückfiel. Louis Auguste, der natürliche Sohn Ludwig's XIV., führte blos den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von), der natürliche Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan (s. d.), wurde am 30. März 1670 zu Versailles geboren. Er erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon (s. d.) zur Erzieherin und erwarb sich durch schnelle Entwickelung seiner Geistesanlagen die besondere Gunst des königlichen Vaters. Schon 1673 wurde er legitimirt, und 1682 erhielt er das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. Im J. 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon, die ihre Zöglinge sehr liebte, ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt, und 1714 erklärte er dieselben sogar thronfähig, im Fall das rechtmäßige Bourbonengeschlecht aussterben würde. Überdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwig's XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Diese Anordnungen hatte die Maintenon im Verein mit dem ihr ganz ergebenen Herzog von M. für gut befunden, um dem Herzog Philipp von Orleans (s. d.), dem künftigen Regenten, so viel als möglich an Macht zu entziehen. Der Regent unterdrückte nach Ludwig's XIV. Tode sogleich diese Bestimmungen und hob 1717 auch jenes Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Geblüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem span. Minister Albe-

roni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten verwickeln. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der span. Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orleans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenrufen, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M., dem es zwar nicht an Geist, aber an jeder Eigenschaft für eine politische Rolle fehlte, wurde auf das Schloß Dourlans, seine Gemahlin aber nach Dijon, sodann nach Chalons geführt. Der Herzog selbst konnte nicht überführt werden und erhielt nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin jedoch gestand bald darauf den ganzen Zusammenhang der Intrigue und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan Beide vom Hofe entfernt und umgeben von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb am 14. Mai 1736; seine Gemahlin erst 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit denen das Haus Maine wieder erlosch: Louis Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, geb. 1700, gest. 1755, und Louis Charles de Bourbon, geb. 1701, gest. 1755.

Mainotten heißen die Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, der die gebirgige, vom Pentedaktylon oder Taygetusgebirge (jetzt Eliasberg) gebildete Halbinsel zwischen den Meerbusen von Kolokythia und Koron im südlichen Morea begreift und jetzt zur Provinz Lakonien im Königreich Griechenland gehört. Sie sind öfter für Nachkommen der alten Spartaner, in deren Lande sie wohnen, gehalten worden; nach den neuesten Forschungen aber ist es wahrscheinlicher, daß sie zum größten Theil von Slawen, die sich mit den griech. Ureinwohnern zur Zeit der großen slaw. Wanderung in die türkische Halbinsel mischten, abstammen. Ihre Anzahl beträgt gegen 60000. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend, blutdürstig und räuberisch, treiben Ackerbau, Viehzucht, Ölbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig und streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griech. Kirche. Zur Zeit der türk. Herrschaft wußten sie, von der Natur ihres hochgebirgigen Landes trefflich geschützt, ihre factische Unabhängigkeit zu bewahren, indem die Türken blos die nominelle Oberherrschaft führten und nur einen unbedeutenden Tribut erhielten. Sie standen unter erblichen, in festen Thürmen oder Burgen hausenden Häuptlingen, welche unter dem Namen Zapitaden in den einzelnen Ortschaften herrschten; diese bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitanys (s. d.) standen, und diese wurden von einem Bei regiert. Wie mit den Türken, so waren die einzelnen Häuptlinge unter sich in einem immerwährenden Kriege begriffen, zu dem die im Lande herrschende Blutrache unaufhörlich Veranlassung gab, und der nur dann eine Unterbrechung erlitt, wenn es eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen die Türken galt. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Bei, Pietro Mauromichali (s. d.), wurde ihre Selbständigkeit erschüttert. Vergebens empörten sie sich 1834 gegen die Regentschaft; sie mußten, durch die bair. Truppen besiegt, zum Theil ihre Waffen niederlegen und ihre festen Thürme wurden gebrochen. Zwar haben sie seitdem fast bei allen politischen Stürmen, welche das Königreich Griechenland bewegten, sich geregt, allein niemals gelang es ihnen, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und selbst der so verhaßten Conscription mußten sie sich unterwerfen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise von), die Geliebte und später die heimliche Gemahlin Ludwig's XIV. (s. d.), stammte aus einer protestantischen Adelsfamilie und wurde am 27. Nov. 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, ein Abenteurer, eingeschlossen saß. Ihre Ältern führten sie im Alter von drei Jahren mit nach Amerika. Nach dem Tode des Vaters kehrte die elfjährige Tochter mit der Mutter nach Frankreich zurück. Da Letztere ebenfalls starb, kam das Mädchen zu einer Tante, Namens de Villette, die sie mit großer Härte behandelte und in der reformirten Religion erzog. Im Alter von 16 Jahren machte sie zu Paris die Bekanntschaft des Dichters Scarron (s. d.), der ihr, angezogen von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer hülflosen Lage, freistellte, ob sie von ihm die Summe zum Eintritt in ein Kloster oder seine Hand annehmen wollte. Obgleich Scarron gelähmt und misgestaltet war, so wählte sie doch das Letztere und lebte nun in der glänzenden, geistreichen Gesellschaft, die sich in dem Hause des Dichters vereinigte. Als

Scarron 1660 starb, gerieth sie bald in die drückendste Noth, bewahrte jedoch mit Klugheit ihren guten Ruf, obschon sie als sehr genaue Freundin der Ninon de Lenclos (s. d.) galt. Sie stand im Begriff, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als sie durch Frau von Montespan (s. d.), die damals noch nicht die Geliebte des Königs war, eine Pension vom Hofe erhielt. Vier Jahre später wurde sie die Erzieherin der beiden Söhne, welche die Montespan Ludwig XIV. gebar. In dieser Stellung lernte sie der König kennen, auf den ihre gesuchte Strenge und ihre Zurückhaltung anfangs einen ungünstigen Eindruck machten. Doch war Ludwig mit ihren Leistungen so zufrieden, daß er ihr 100000 Livres schenkte, für welche sie das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie auch annahm. Durch kluges Betragen wußte sie indessen allmälig das Herz des Königs zu erobern und ihre Wohlthäterin aus dessen Gunst zu verdrängen. Sie bildete den hochmüthigen, wollüstigen Monarchen zum Frömmler und erlangte so große Gewalt über ihn, daß er um 1685 sogar in eine heimliche Vermählung mit ihr willigte. Obschon sie vorgab, sich nicht in die Politik mischen zu wollen, begann doch hiermit ihr mächtiger und unseliger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Im Bunde mit der Hofgeistlichkeit unterstützte sie die Verfolgung und gewaltsame Bekehrung der Hugenotten (s. d.) und betrieb sie die Aufhebung des Edicts von Nantes. Ihre Creaturen wurden Minister und Generale, oder erhielten Pensionen, die den Schatz bedrückten. Die Hofleute und Beamten verwandelten sich in heuchlerische Frömmler, um die Gunst der mächtigen Frau zu erlangen. Umgeben von Glanz und Glück, wie eine Königin geehrt, fühlte sie sich dennoch sehr unglücklich und sehnte sich aus den vergoldeten Sälen zu Versailles in die Dürftigkeit zurück. Es fiel ihr ebenso schwer, den alten, mürrischen, vom Unglück gebeugten König zu erheitern, wie den Haß zu ertragen, den das Volk nicht mit Unrecht auf sie warf. Als Ludwig 1715 starb, zog sie sich in die Abtei Saint-Cyr zurück, die auf ihren Wunsch 30 Jahre vorher in ein Fräuleinstift war verwandelt worden. Hier starb sie am 15. Apr. 1719. Sie empfing bis zu ihrem Ende die Ehren einer Königswitwe, wiewol sie nie Anspruch erhob, noch über ihre Vermählung eine Erklärung gab. Ihre „Mémoires" (6 Bde., Amst. 1755) sind ein Machwerk Beaumelle's. Derselbe gab auch ihre gesammelten Briefe (9 Bde., Amst. 1756 und öft.; beste Ausg., 3 Bde., Par. 1815) heraus, die vom Geiste und von der Bildung der Verfasserin zeugen und bei aller Zurückhaltung für die Geschichte der Zeit wichtig sind. Ferner erschienen „Lettres inédites de Mad. de M. et de la princesse des Ursins" (4 Bde., Par. 1814 und 1826). Vgl. Caraccioli's „Vie de Mad. de M." (Par. 1786) und der Frau von Genlis „Histoire de Mad. de M." (2 Bde., Par. 1806; deutsch, Lpz. 1807).

Mainz, das ehemalige Erzstift im Niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war (s. Kurfürsten), umfaßte bis zur Zeit des luneviller Friedens ein Areal von 150 □M. mit ungefähr 209000 E. Die kurmainz. Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; namentlich gehörten dazu Erfurt (s. d.) und das Eichsfeld (s. d.). Durch den Frieden zu Luneville von 1801 wurde die Stadt Mainz (s. d.) nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750; der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das J. 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten waren die ausgezeichnetsten Hrabanus Maurus (s. d.), gest. 856; Hatto I. (s. d.), zur Zeit Ludwig des Kindes und Konrad's I., und Hatto II. (s. d.), von dem der Mäusethurm herrühren soll, gest. 970; Willigis, gest. 1011, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und franz. Concilien zu präsidiren; Siegfried II., als Feind Kaiser Friedrich's II. berüchtigt; Albrecht von Brandenburg (s. d.), zur Zeit der Reformation, und Joh. Phil. von Schönborn, gleich einsichtig als Fürst wie als Staatsmann, geb. 1605, gest. 1673, der mit Eifer den Wohlstand seines Landes förderte, Mainz befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war Friedr. Karl von Erthal, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserz-

kanzler der bisherige Coadjutor Karl Theod. von Dalberg (s. d.), der 1806 souverainer Fürst Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherr verzichten mußte.

Mainz (Moguntia oder Moguntiacum), die alte Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hess. Rheinprovinz und eine deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rhein, da, wo er den Main aufgenommen hat, am Abhang eines Hügels. Eine auf 49 Pontons ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den Rheinstrom nach dem Städtchen Castel (s. d.), welches zu dem weitläufigen Befestigungssysteme der Stadt gehört. M. ist in neuerer Zeit zu einem der festesten Plätze gemacht worden und die stärkste unter den deutschen Bundesfestungen. Der Umfang der Festungswerke, welche schon vor der Abtretung an Frankreich bedeutend erweitert worden waren, beträgt mit Einschluß der seit 1826 angelegten Weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 2½ Stunde. Sie bestehen aus elf ganzen und zwei halben Bastionen, zu denen von der Südseite noch ein Kronenwerk kommt. Immitten derselben liegt südlich die Citadelle, ein bastionirtes Viereck, das nach dem Flusse zu noch besonders durch eine Mauer und ein casemattirtes Werk zur Bestreichung des Rhein vertheidigt wird. Um die Citadelle im weitern Kreise zieht sich ein aus sieben detachirten Forts, unter denen besonders der Hauptstein, ein vor allen übrigen vorspringendes Werk mit herrlicher Aussicht, merkwürdig ist, und aus einer dicht vor den Hauptwerken liegenden tenaillirten Enveloppe bestehender Gürtel, der von drei Seiten her unter Wasser gesetzt werden kann, und als erste Vertheidigungslinie liegen acht detachirte Forts vor dem Walle, von denen zwei miteinander und mit der Josephsschanze durch eine Courtine verbunden sind. Das mit der Stadt als Außenwerk, besonders zur Deckung der Schiffbrücke, verbundene Castel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke, die aus den vier Forts Castel, Mars, Montebello und dem Petersauer bestehen. Auch hat man in neuester Zeit zur Verstärkung des rechten Mainufers Forts auf der Mainspitze und auf der ehemaligen Gustavsburg angelegt. Die Stadt, eine der ältesten Städte in Deutschland, ist im Geschmacke des Mittelalters gebaut, und hat, außer einzelnen schönen Privatgebäuden, wenig ansehnliche Häuser und meist enge, winklige und schmuzige Straßen. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Von den 27 öffentlichen Plätzen sind der Gutenbergsplatz, mit der 1837 errichteten Standsäule Gutenberg's, und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse die schönsten. Unter den elf Kirchen zeichnen sich aus die schöne Ignatiuskirche, deren Decke mit trefflichen Gemälden, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darstellen, geziert ist, und die Domkirche, 356 F. lang, 140 F. breit, mit einem 390 F. hohen Hauptthurme und sechs kleinen Thürmen, und im Innern mit 14 Altären und 20 Nebenkapellen, worunter eine unterirdische. Die Domkirche litt besonders durch die Belagerung im J. 1793; von ihrem ehemaligen großen Schatze und ihrer beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig, und selbst viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern sind zerstört. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das deutsche Ordenshaus, worin Napoleon residirte, wenn er nach M. kam, und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus, die der Stadt von der Rheinseite her ein imposantes Ansehen geben. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite und die Martinsburg, welche beide zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind abgebrochen. Zu den Merkwürdigkeiten aus röm. Zeit gehören auch der sogenannte Eichelstein, auf einer Bastion der Citadelle, eine Steinmasse, die man für ein Denkmal des röm. Feldherrn Drusus hält, und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer Wasserleitung nebst 18 Pfeilern einer Brücke, unweit des Dorfes Zahlbach, die man gleichfalls von Drusus erbaut glaubt. Mit dem Dorfe Zahlbach und mit Einschluß der gegen 10000 M. starken Besatzung hat die Stadt 40000 E., ein Gymnasium, welches an die Stelle der ehemaligen Universität getreten ist, ein Priesterseminar und eine Realschule. In dem Bibliothekgebäude sind vereinigt ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine Sammlung physikalischer und mechanischer Instrumente, eine Bildergalerie, die Stadtbibliothek, welche 90000 Bände zählt, und das Museum röm.

Denkmäler, die in der Nähe von M. gefunden worden sind. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, in dem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. Seitdem besaß M. ansehnliche Schiffahrt und trieb mit Holz und Wein besonders nach den Niederlanden und dem nördlichen Deutschland lebhaften Speditionshandel. Da der letztere dem neuen Hafen von Bibrich und Frankfurt gegenüber in neuester Zeit sichtbar in Verfall gerieth, so beschloß die hess. Regierung 1845 den Bau einer Mainz-Ludwigshafner Eisenbahn, welche durch die Concession der Speyer-Lauterburger Bahn einerseits mit Strasburg und der Schweiz, andererseits mit Metz und Paris in Verbindung treten soll, und die Errichtung einer wohlorganisirten Dampfschleppschiffahrt, indem sie zugleich den mainzer Handel von einer Menge Hemmnisse und Beschränkungen befreite, um mit der manheim-holländ. und biberich-holländ. Schleppschiffahrt concurriren zu können. An Industriegegenständen liefert Mainz Glas- und Wachsperlen, Leder, Hüte, Seife, Fischleim, Taback, Weinessig, Kutschen, physikalische und musikalische Instrumente und überhaupt Kunsttischlerarbeiten.

Wo jetzt M. liegt, legte im J. 13 v. Chr. Drusus ein Castell, genannt Magontiacum, an, in dessen Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. Im J. 406 wurde dieselbe von den Vandalen völlig zerstört und blieb mehre Jahrhunderte in Trümmern, bis der fränk. König Dagobert um 612 sie wieder aufbaute und bis zum Rhein ausdehnte. Den eigentlichen Grund zu ihrem raschen Emporblühen legte aber Karl der Große durch neue Bauten und Bewilligung von Freiheiten und Bonifacius durch Gründung des dasigen Erzbisthums. In der Mitte des 13. Jahrh. stellte sie sich an die Spitze des rhein. Städtebundes. Durch Gutenberg wurde sie die Wiege der Buchdruckerkunst. In dem Streite zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether von Isenburg und seinem Nebenbuhler Adolf von Nassau kam sie durch Eroberung des Letztern an das Erzstift, welchem der Kaiser Maximilian sie 1486 förmlich einverleibte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie 1631 von dem Könige von Schweden, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert. In dem westfälischen Frieden zurückgegeben, wurde sie trotz der unter dem Kurfürsten Johann Philipp durch den Italiener Spalla angelegten neuen Befestigungen 1688 wiederum von den Franzosen eingenommen, von den Sachsen und Baiern jedoch ihnen 1689 wieder entrissen. Am 14. Oct. 1792 fiel sie durch Verrath und Feigheit in die Hände des franz. Generals Custine, doch wurde sie am 22. Juli 1793 wieder von den Preußen unter Kalckreuth genommen. Von den Franzosen 1794 von neuem eingeschlossen, wurde sie 1795 durch den östr. Feldmarschall Clerfait befreit, der am 29. Oct. unvermerkt der Festung sich näherte, über den Rhein ging, die franz. Verschanzungen überfiel und die Stadt nebst allem Geschütz mit Sturm eroberte. Im Frieden zu Luneville kam sie 1801 an Frankreich. Durch den wiener Congreß wurde sie 1814 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in militairischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von östr., preuß. und hess. Truppen gemeinschaftlich besetzt werde. Östreich und Preußen ernennen abwechselnd von fünf zu fünf Jahren die Stelle des Gouverneurs, Vicegouverneurs und Festungscommandanten in der Art, daß, wenn Östreich die beiden erstern, Preußen den letztern ernennt, und so umgekehrt. Die Artilleriedirection hat Östreich, die Geniedirection Preußen. In Folge der Karlsbader Beschlüsse versammelte sich in M. 1819 die Centraluntersuchungscommission zur Ermittelung revolutionairer Umtriebe (s. d.), die am 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihrer Bemühungen geschlossen wurde. Vgl. Werner, „Der Dom von M. und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe bis zur Translation des bischöflichen Sitzes nach Regensburg" (2 Bde., Mainz 1827—29); „M. und seine Umgebungen" (Darmst. 1843); Schaab, „Geschichte der Stadt M." (2 Bde., Mainz 1841—44) und Desselben „Geschichte der Bundesfestung M., historisch und militairisch bearbeitet" (Mainz 1835).

Maire heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem german. Maier, und dieses anscheinend dem lat. Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch einige

Spuren vorhanden waren, gab es Maires. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeindewesen aufs neue und bestellte in jeder Gemeinde einen Maire, der, wie die übrigen Gemeindebeamten, von den Bürgern gewählt wurde. Seine Stellung entsprach dem deutschen Bürgermeister und dem engl. Mayor. Durch die Constitution von 1793 aber wurden die Gemeinden eines Cantons in eine einzige Municipalität vereinigt, deren Vorsteher den Namen Präsident empfing. Die Constitution von 1799 stellte die Verwaltung in jeder Gemeinde wieder her, sprach aber die Ernennung des Maire der Regierung zu. Obschon ein Gesetz vom 21. März 1831 und mehre spätere Verordnungen einige Abänderungen trafen und die Gemeindeverfassung vervollständigten, so ist doch jene dem ministeriellen Einflusse sehr günstige Organisation des Gemeindewesens geblieben. Der von der Gemeinde gewählte Maire wird vom Könige, und in den Gemeinden, die unter 2000 E. zählen, vom Präfecten des Departements im Namen des Königs bestätigt. In Paris hat ausnahmsweise jeder der zwölf Stadtbezirke einen Maire; das Ganze leiten der Policeipräfect und der Präfect des Seinedepartements. Das Amt des Maire umfaßt sehr verschiedene Zweige. Er ist zuvörderst Richter oder auch öffentlicher Ankläger in Policeisachen. Als Regierungsbeamter theilt er die Gesetze, Verordnungen und Bescheide mit, verwaltet die Civilregister, übt die Wohlfahrts- und Sicherheitspolicei und vertritt überhaupt das Gesetz und den König. Auch kann er nach Gutdünken die bewaffnete Macht zur Herstellung der Ruhe anrufen. Seine eigenen Anordnungen haben indessen nur provisorische Geltung und bedürfen der Bestätigung der Oberbehörde. Dagegen ist aber auch der Maire Gemeindebeamter. Er vertritt die Interessen derselben oder Einzelner dem Staate gegenüber, verwendet die vom Gemeinderath bewilligten Gelder und legt darüber Rechnung ab, verwaltet das Communalvermögen, leitet die Gemeindebauten und ist der Beschützer und Rathgeber des einzelnen Bürgers nach allen Seiten hin. Je nach der Volksanzahl der Gemeinde hat der Maire einen oder mehre Adjuncte (Adjoints), die ihn auch vertreten können. Dieselben werden ebenfalls von der Gemeinde gewählt und von dem Könige oder dem Präfecten bestätigt. Der Präfect besitzt zwar das Recht, den Maire von seinem Amte vorläufig zu entbinden, die Absetzung desselben kann jedoch nur der Minister im Namen des Königs verfügen.

Mais, Welschkorn, Türkischer Weizen oder Kukurutz, ist eine Getreideart, die ursprünglich aus Amerika stammt, jedoch auch in Italien, Frankreich, Ungarn, Kroatien und in dem südlichen Deutschland im Großen angebaut wird. Schon Plinius gedenkt des Mais. In Italien wurde er 1590 bekannt und seit 1610 ein Handelsartikel. Man hat eine Menge Spielarten. Für Deutschland sind zum Anbau am geeignetsten der kleine weiße und der kleine gelbe Mais, da sie selbst bei ungünstiger Witterung zur Reife kommen. Der Mais gewährt in allen seinen Theilen großen Nutzen. Die Körner geben eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu allerhand Backwerk, in Italien namentlich zu Maccaroni (s. d.) und Polenta (s. d.); zu Brot aber ist das Maismehl seiner eigenthümlichen Süßigkeit halber nicht geeignet. Auch bereitet man daraus Bier und Essig. Übrigens sind die reifen Körner und unreifen milchigen Kolben geröstet, gebraten und warm gegessen sehr schmackhaft. Die Pflanzen enthalten zur Blütezeit eine große Menge süßen, zur Syrup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes, wozu sie auch mit dem günstigsten Erfolg benutzt werden. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes gedeihliches Futter, was auch von der Maispflanze als Grünfutter und von den getrockneten Blättern gilt. Die Maisstengel lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden, und die Stengel werden zum Korbflechten benutzt. Die Fasern der Stengel, sowie die Blätter geben ein haltbares Gespinnst, und die innersten Blätter, welche die Kolben umgeben, sind elastisch und lassen sich zum Auspolstern von Sesseln, Sätteln und zur Anfertigung guter, dauerhafter Matratzen verwenden, welche letztere in Paris und Strasburg zu einträglichen Handelsartikeln gehören. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der Maisentkörnungsmaschinen, unter denen die amerikanische und die Seidl'sche Maisdreschmaschine die vorzüglichsten sind.

Maische, s. Branntweinbrennerei.

Maison (Nicolas Jos., Marquis), Marschall von Frankreich, geb. zu Epinay bei

Saint-Denis am 19. Dec. 1770, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er trat 1792 in die Armee, wohnte bereits als Hauptmann der Schlacht bei Jemappes bei, mußte aber ungeachtet seiner Tapferkeit 1793 als Verdächtiger austreten. Bald kehrte er indeß zur Nordarmee zurück, wurde in der Schlacht bei Fleurus tödtlich verwundet und kämpfte 1795 und 1796 in der Maas- und Sambrearmee. Von Jourdan zum Bataillonschef ernannt, focht er hierauf unter Bernadotte in Franken und ging dann zur Armee nach Italien, wo er sich bis zum Frieden von Campo Formio vielfach auszeichnete. Im J. 1799 wurde er Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte, der ihm eine wichtige Sendung zur Rheinarmee anvertraute. Im folgenden Jahre kämpfte er in Holland, wo er wieder tödtlich verwundet wurde, und erhielt nach dem Frieden von Amiens das Commando im Departement Tanaro. Als Bernadotte 1805 Hannover besetzte, begleitete er diesen und zeichnete sich dann in der Schlacht von Austerlitz aus, wo er die russ. Garden zurückwarf. Im preuß. Feldzuge von 1806 befehligte er als Brigadegeneral; er verfolgte nach der Schlacht von Jena Blücher bis vor die Thore Lübecks und wurde Gouverneur dieser Stadt, 1807 aber Generalstabschef bei seinem Armeecorps. Unter dem Befehl des Marschalls Victor kämpfte er 1808 in Spanien; er trug am 10. Nov. zum Siege bei Espinosa de los Monteros bei, mußte jedoch, vor Madrid schwer verwundet, nach Frankreich zurückkehren. Mit Bernadotte drang er 1809 in Holland vor und befehligte in Bergen op Zoom, darauf in Rotterdam, zuletzt im Lager bei Utrecht. Im russ. Feldzuge von 1812 erhob ihn Napoleon nach dem Gefecht bei Polotsk zum Divisionsgeneral und auf dem Rückzuge nach der Bersina auf dem Schlachtfelde zum Baron. An Oudinot's Stelle erhielt er hierauf den Oberbefehl über das zweite Armeecorps, an dessen Spitze er den Rückzug der Heerestrümmer nach der Weichsel deckte. Im Feldzuge von 1813 stand er im fünften Armeecorps unter Lauriston, bemächtigte sich der Stadt Halle, besetzte am Tage der Schlacht von Lützen Leipzig und half den Sieg bei Bautzen erringen. In der Schlacht von Leipzig wurde er, stark verwundet, außer Gefecht gesetzt. Am 22. Dec. 1813 ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Oberbefehlshaber der Nordarmee, welche die Linie des Rhein vertheidigen sollte. M. zeigte in diesem Feldzuge großes militairisches Talent; seine Armee, mit der er der feindlichen Übermacht die Spitze bieten wollte, war anfangs 6000, später 14000 M. stark. Auf die Linie der Schelde zurückgedrängt, concentrirte er seine Kräfte zu Brüssel und schlug den General Thielmann noch am Tage der Übergabe von Paris bei Courtray. Als er die Abdankung Napoleon's erfuhr, schloß er am 7. Apr. 1814 einen Waffenstillstand und unterwarf sich Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur der Hauptstadt ernannte. Als solcher führte er unter dem Herzog von Berri den Befehl über das bei Paris versammelte Truppencorps. Als jedoch bei der Ankunft Napoleon's das ganze Offiziercorps überging, ergriff M. die Flucht und begab sich nach Gent zum Könige, der ihn nach der zweiten Restauration zum Gouverneur der ersten Militairdivision ernannte. Weil er sich als Mitglied des Kriegsgerichts, welches das Loos des Marschalls Ney entscheiden sollte, incompetent erklärte, fiel er in Ungnade und wurde zur achten Militairdivision versetzt. Dessenungeachtet erhob ihn der König 1817 zum Marquis. Im J. 1828 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Morea. Er schiffte sich am 14. Aug. mit 14000 M. zu Toulouse ein, landete auf der Halbinsel und zwang Ibrahim Pascha durch eine Convention vom 7. Sept. zur Einschiffung, worauf er Navarin, Modon, Koron und Patras ohne großen Widerstand nahm und die Halbinsel in Vertheidigungszustand zu setzen suchte. Nachdem er von seinem Hofe den Marschallstab und den Befehl zur Rückkehr erhalten, traf er im Mai 1829 in Frankreich ein. Als ein fester Vertheidiger der constitutionellen Rechte erklärte er sich in der Revolution von 1830 für die Dynastie Orleans, erhielt den Auftrag, Karl X. nach Cherbourg zu begleiten, und übernahm am 2. Nov. auf einige Wochen das Ministerium des Auswärtigen. Hierauf ging er als Gesandter nach Wien und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Petersburg. Am 30. Apr. 1835 erhielt er das Kriegsministerium, das er bis zum 19. Sept. 1836 verwaltete. Seitdem zog er sich gänzlich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb zu Paris plötzlich am 13. Febr. 1840.

Maistre (Jos., Comte de), einer der geistreichsten Vertreter der absoluten Staatsphilosophie in Frankreich, geb. zu Chambéry am 1. Apr. 1755, war seit 1787 piemontes.

Senator, wanderte aber aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Später folgte er seinem Könige nach Sardinien und wurde 1803 Gesandter in Petersburg. Wegen seines innigen Zusammenhanges mit den Jesuiten mußte er 1817 diese Stellung aufgeben und übernahm dann das Ministerium in Turin, wo er am 25. Febr. 1821 starb. Als Schriftsteller trat er mit den zuerst anonym erschienenen „Considérations sur la France" (Par. 1796 u. öft.) auf, in denen er den Sturm der Revolution als ein nothwendiges Gottesgericht betrachtete. Seine strenge Lehre vom theokratischen Despotismus entwickelte er in seinem „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques" (Petersb. 1810; neue Ausg., Par. 1814), und vorzüglich in seiner berühmtesten Schrift „Du pape" (2 Bde., Lyon 1820 und öft.). Noch erwähnen wir von ihm „Les soirées de St.-Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence" (2 Bde., Par. 1822), „De l'église gallicane" (Par. 1821) und sein nachgelassenes „Examen critique de la philosophie de Bacon" (2 Bde., Par. 1831). Er ging sowol in seinen theologischen, wie in seinen politischen Ansichten von der Erbsünde aus, deren Expiation die Lebensaufgabe des Menschen sei, und hieraus folgerte er, daß die Regierungen, welche den Menschen zur Buße anzuhalten haben, streng und absolut sein müßten. — Sein jüngerer Bruder, Xavier de M., russ. Generalmajor, geb. zu Chambéry 1764, diente anfangs in dem sardin. Heere, und folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suwarow nach Rußland. Nach dem Tode desselben trat er in russ. Dienste und, nachdem er dieselben aufgegeben hatte, lebte er seit 1817 abwechselnd in Frankreich und Petersburg. Er ist ein trefflicher Landschaftsmaler und ein witziger Schriftsteller, vorzüglich durch die anfangs ohne seinen Namen erschienene „Voyage autour de ma chambre" (Petersb. 1794; neue Aufl., Par. 1841), worin er so viel heitere Laune und Scharfsinn gezeigt, daß man ihn den „feinern Sterne" genannt hat. Unter seinen Erzählungen verdienen „Le lépreux de la cité d'Aoste" (Par. 1811), ein ergreifendes Gemälde; „Le prisonnier du Caucase" und „Prascovie ou la jeune Sibérienne" hervorgehoben zu werden. Seine „Oeuvres" erschienen in 3 Bänden (2. Aufl., Par. 1825).

Maitland, s. Lauderdale.

Maîtres des requêtes hießen in Frankreich überhaupt die Magistrate, welche über eingegangene Bittschriften und Cassationsgesuche (requêtes) Bericht und Bescheid erstatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requetenkammer, welche über die Gesuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegiensachen in Frage kamen, entschied. Dies waren die Requêtes du palais. Eine andere höhere Requetenkammer war die des königlichen Palastes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen Requêtes de l'hôtel. Endlich hießen Maîtres des requêtes die Räthe zweiter Classe, welche im sogenannten conseil des parties, einer Abtheilung des Staatsrathes, die Bittschriften und Gesuche der Parteien vortrugen. Requête civile nennt man das Gesuch, welches um Rücknahme eines in letzter Instanz gefällten Urtheils angebracht wird, indem man dem betreffenden Gerichte beweist, daß ein Irrthum begangen worden. In Criminalsachen ist keine solche Reclamation möglich.

Maittaire (Michel), bekannt als Bibliograph und Philolog, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Eltern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. Er wurde 1695 Unterlehrer an der Westminsterschule zu London und nach einigen Jahren Oberlehrer, welche Stelle er bis zu seinem Tode, am 18. Sept. 1747, bekleidete. Ein unermüdeter fleißiger Sammler und Arbeiter, besorgte er eine Reihe guter Ausgaben griech. und lat. Classiker (18 Bde., Lond. 1711—19); ferner die schätzbaren „Annales typographici ab artis inventae origine ad a. 1557, cum appendice ad a. 1664" (3 Theile in 5 Bdn., Haag 1719—25; neue Ausg. des ersten Theils in 2 Bdn., Amst. 1733; 4. Theil, Register in 2 Bdn., Lond. 1741, 4.), die von Denis mit einem Supplemente (2 Bde., Wien 1789, 4.) bereichert und von Panzer in einer neuen, aber nur bis zum J. 1536 gehenden Bearbeitung (5 Bde., Nürnb. 1793—97) herausgegeben wurden, ohne daß dadurch M.'s Werk überflüssig geworden wäre. Von den übrigen Werken M.'s nennen wir seine „Graec. linguae dialecti" (Lond. 1706; neueste Ausg. von Sturz, Lpz. 1807); „Opera et fragmenta veterum poëtarum lat." (2 Bde.,

Lond. 1713, Fol.), vorzüglich wegen typographischer Schönheit geschätzt; „Stephanorum historia" (Lond. 1709); „Historia typographorum aliquot parisiens." (Lond. 1717) und „Marmora oxoniensia" (Lond. 1732, Fol.).

Maja oder Mäa war in der Mythologie der Inder der weibliche Theil des höchsten Wesens, welcher dem männlichen oder dem liebenden Gotte die Bilder der zu erschaffenden Dinge gleichsam vorhielt, um ihn dadurch zu bewegen, selbige in die Wirklichkeit zu rufen. Sie erscheint stets als die Göttin des Scheins und der Täuschung, durch welche die Welt gebildet wird, und ist die Mutter des Liebesgottes Kama. Dargestellt wird sie als webende Spinne oder mit einem Schleier, welcher die mannichfaltigen Gestalten der Dinge zeigt. — In der griech. und röm. Mythologie ist Maja die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadischen Berges Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kallisto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern hieß auch eine Göttin, die Tochter des Faunus und die Gemahlin des Vulcanus, Maja (nach Andern Majesta), die für identisch mit der Erde oder magna mater gehalten wurde und der man an den Kalenden des Mai eine trächtige Sau opferte.

Majäno (Benedetto da), ein florentin. Bildhauer des 15. Jahrh., begann seine Künstlerlaufbahn mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst in der Folge für die Sculptur und für die Baukunst aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der hauptsächlichsten Repräsentanten jener großen Entwickelungsepoche gelten. Als seine vorzüglichsten Sculpturen werden das Grabmal Strozzi in Sta.-Maria Novella zu Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte Oliveto betrachtet. An dem vielbewunderten Palast Strozzi in Florenz hat er wenigstens wesentlichen Antheil gehabt, und der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist bestimmt von ihm. Er starb 1498. — Sein Bruder oder Oheim, Giuliano da M., arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Der prachtvolle Triumphbogen des Königs Alfons in Neapel, wo Giuliano später hinberufen wurde, wird von Manchen ihm zugeschrieben; der imposante Palast von San-Marco in Rom und ein Theil der Kirche von Loretto sind erweislich sein Werk. Er lebte noch im J. 1471.

Majestät bezeichnete schon in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturze der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die röm. Imperatoren (Augusti) und von ihnen auf die Kaiser des westlichen Europa über. Den Königen wurde dieser Titel erst viel später zugestanden; in Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem westfäl. Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambray im J. 1529 wird nur Karl V. Majestät genannt. Beim Frieden zu Crespy von 1544 heißt Karl V. kaiserliche und Franz I. königliche Majestät, und in dem Frieden zu Château-Cambresis von 1559 findet man zum ersten Male die Titel allerchristlichste und katholische Majestät gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel Majestät bei, der jetzt mit Ausnahme des Großsultans, welcher blos Hoheit heißt, allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Titel der Majestät ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zukommt. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniel den Titel nicht erhalten, doch die persönliche Majestät bei, wenn sie wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen und nicht blos oberste Regierungsbeamten ihres Staats sind, wie die Directoren und Consuln der franz. Republik. Diese persönliche Majestät ist von dem blosen Titel, welcher auch wol abtretenden Regenten vorbehalten wird, insofern sehr verschieden, daß sie mit der Unverletzlichkeit des Regenten zusammenhängt, vermöge deren er nicht nur über alle Verantwortung erhaben ist, sondern auch Beleidigungen seiner Person unter den Begriff der Majestätsverbrechen (s. d.) fallen, welches beim blosen Titel nicht stattfindet. Ob dieses Recht der Majestät den Fürsten von Gott verliehen oder von den Völkern übertragen sei, ist ein alter Streit, den schon zu Ende des 17. Jahrh. in England die Anhänger des Stuart'schen Hauses und Wilhelm III. miteinander führten, und in welchem beinahe zu gleicher Zeit Christian Thomasius und der dän. Hofprediger Masius verwickelt waren. Dieser Streit verliert viel von seiner Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß auch eine gött-

liche Verleihung die Majestätsrechte (s. d.) nicht als einen Genuß oder ein Eigenthum, sondern als einen mit schweren Pflichten verknüpften Beruf überträgt, sowie dagegen eine von dem Volke ausgehende Übertragung keineswegs als eine willkürliche, sondern als eine nothwendige, ihrem Inhalte nach durch das göttliche oder das Vernunftgesetz bestimmte und unwiderrufliche, demnach ebenfalls göttliche, betrachtet werden muß. Die Rechte der Majestät sind in jedem Falle vollständig bestimmt durch die Pflicht, das Volk nicht nach blos individuellen Ansichten und Zwecken, sondern nach den unter demselben herrschenden Einsichten über Recht, Sittlichkeit und Religion zu regieren und von diesem factisch gegebenen Punkte aus die weitere Entwickelung des Volks zu leiten. Hierin stimmt die liberale Ansicht mit der absolut monarchischen sehr wohl zusammen; beide unterscheiden sich nur in den Mitteln, durch welche man die wirkliche Ausübung der Majestätsrechte in jenen nothwendigen Schranken, d. i. in ihrer steten Beschränkung auf den wahren Zweck des Staats überhaupt, und in der naturgemäßen Übereinstimmung mit den herrschenden Begriffen des Volks erhalten zu können glaubt.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majestätsrechte oder Hoheitsrechte nennt man diejenigen Rechte des Staats, die ihm seiner Natur nach gebühren und als unzertrennlich von seinem Wesen betrachtet werden, sodaß, auch wenn ihre Ausübung nicht durch unmittelbare Glieder des eigentlichen Regierungsorganismus erfolgt, doch die betreffenden Organe als im weitern Dienste des Staats stehend und unter seinem Auftrage und seiner Leitung handelnd angesehen werden müssen. So ist z. B. auch die Patrimonialgerichtsbarkeit immer ein Ausfluß der Justizgewalt des Staats und alle obrigkeitliche Autorität findet in ihr ihren letzten Grund. Die deutschen Regalien dagegen enthielten Manches, was nur zufällig in die Hände des Staats gekommen war, oder wo es doch nicht in dessen Begriffe selbst lag, daß er es besorgte, z. B. das Postwesen, den Salzhandel, Bergbau u. s. w. Bei alledem läßt sich der Kreis der Majestätsrechte nicht unbedingt schließen. Sie wurzeln auf der Pflicht des Staats und der allgemeinen Bestimmung desselben, woraus neue Aufgaben hervorgehen, oder wodurch die vorhandenen in ein anderes Licht treten können. Anderes fällt nach Zeit und Umständen wieder heraus aus diesem Kreise, wie das z. B. mit der Kirchenhoheit mehrfach begegnet ist. Noch weniger läßt sich etwas allgemein und bleibend Gültiges in Betreff einer engern Bedeutung des Wortes Majestätsrechte angeben, wo man nämlich die dem Staatssouverain oder sonstigen Träger der obersten Würde im Staate zu eigner Ausübung vorbehaltenen Rechte darunter versteht. Die Festsetzung dieser Rechte hängt natürlich wesentlich von Zeit und Umständen, Verfassung, allgemeiner Stellung des Regenten ab.

Majestätsverbrechen oder Verbrechen der beleidigten Majestät (crimen laesae majestatis) heißt in der neuern Strafgesetzgebung jede dolose Verletzung der Ehre des Regenten oder der demselben schuldigen Ehrerbietung. Die gegen Freiheit oder Leben des Regenten gerichteten dolosen Unternehmungen fallen unter den Begriff des Hochverraths (s. d.). Die gemeinrechtliche Praxis hat bei den Majestätsverbrechen stets eine arbitraire Strafe angenommen, die jedoch z. B. bei Realinjurien gegen den Regenten bis zur Todesstrafe steigen kann. So weit gehen auch von neuern Gesetzgebungen noch die preußische, bairische und würtembergische, während anderwärts nur Freiheitsstrafen in verschiedenen Graden und Abstufungen gedroht sind.

Majolika nannte man anfangs in Italien die Gefäße aus Fayence (s. d.), weil man sie von Majorca aus kennen lernte. Jetzt versteht man darunter aus gefärbtem Thon gefertigtes, mit einer weißen, undurchsichtigen Glasur überzogenes Geschirr, das, der Fayence ähnlich, aber geringer, in Italien sehr häufig ist.

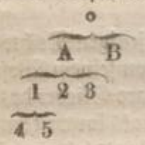
Majoran, eine Gewürzpflanze in zwei Arten, dem Sommermajoran und dem Wintermajoran, stammt aus Palästina und dem südlichen Europa und wird seiner stark gewürzhaft riechenden und schmeckenden Blätter wegen vielfach in den Gärten angebaut. Dieselbe dient als Gewürz zu verschiedenen Speisen und in der Medicin gebraucht man sie wegen ihrer schleimlösenden und schweißtreibenden Kraft, sowie auch äußerlich zu zertheilenden Umschlägen. Man bereitet ferner daraus Majoranbutter als äußerliches Heil-

mittel, Majoranöl und Majoranessig. Am kräftigsten ist der Majoran, wenn er zu blühen beginnt.

Majoräno (Gaetano), s. Caffarelli.

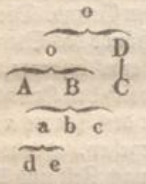
Majorat heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt aber dreierlei Arten Majorate: 1) Die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Älteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England und die neuern franz. Majorate; auch ist hiernach fast in allen europ. Staaten die Thronfolge geordnet. 2) Das Majorat im engern Sinne, welches unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Ältesten zur Erbfolge bringt. 3) Das Seniorat, welches dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Ältesten in der ganzen Familie gewährt. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.

I. Unter Descendenten.



Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B).

II. Unter Seitenverwandten.



Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrechte der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren.

Alle drei Arten des Majorats im weitern Sinne weichen von der gewöhnlichen Erbfolge dadurch ab, daß sie eine Theilung der Güter nicht zulassen. Das Majorat im engern Sinne unterscheidet sich von der Primogenitur auch noch dadurch, daß der Majoratsherr nicht seinem Vorgänger succedirt, und dessen Handlungen (Schulden) auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das Majorat dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zusammenzubringen. Daher muß die Gesetzgebung dafür sorgen, die Majorate nicht herrschend werden zu lassen. In Frankreich wurden sie in den ersten Jahren der Revolution aufgehoben; Napoleon stellte sie zwar bei Einführung seines neuen Adels durch das Gesetz vom 1. März 1808 wieder her, doch wurden nicht viele Majorate gestiftet. Gegenwärtig haben sie in Frankreich, da die Pairswürde nicht mehr erblich ist und die Adelstitel keinen gesetzlichen Schutz mehr haben, ihre Bedeutung verloren, und die Gründung neuer Majorate ist verboten. Dagegen fanden die Majorate eine neue Stütze in Preußen durch die in Folge einer gewissen poetischen Auffassung des Mittelalters hervorgerufenen Bestimmungen des Königs Friedrich Wilhelm's IV. über die Standeserhöhungen bei seiner Huldigung in Berlin im Oct. 1840.

Majorca, s. Mallorca.

Major domus oder Comes domus regiae, deutsch durch Hausmaier, franz. durch Maire du palais übersetzt, war im fränk. Reiche unter den Merovingern der Titel des Ersten unter den Hof- und Staatsbeamten. Der Major domus war zunächst Aufseher der königlichen Domainen und, da aus diesen der Dienstadel, die Leudes oder Antrustionen, domestici, ihre Beneficien oder Lehen erhielten, zugleich der Vorsteher dieser Leute des Königs und ihr Befehlshaber im Kriege. Durch den Einfluß, den die Majores domus auf die Vertheilung der Beneficien ausübten, durch das wachsende Ansehen des Dienstadels

selbst, und durch die Schwäche der Könige steigerte sich die Gewalt der Majores domus in solchem Grade, daß namentlich seit Chlotar II. die Könige fast ohne alle Bedeutung und sie die eigentlichen Regenten waren. Während der Theilung des Reichs (s. Franken) bestand in jedem der Theile ein Major domus und auch, als unter Chlotar II. diese Theile sich wieder vereinten, blieben für Austrasien, Neustrien und Burgund besondere Majores domus Nach Chlotar's Tode herrschte der austrasische Major domus Pipin von Landen unter Dagobert I. (s. d.) und Siegbert über die ganze Monarchie; der Versuch jedoch seines Sohns Grimoald, im J. 655 seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, scheiterte. Die Pipinische Familie wurde verbannt, und unter Chlodwig II. und dessen Sohn Chlotar III. war die Herrschaft bei dem Major domus von Neustrien, bis 660 die Austrasier Chlotar's Bruder Childerich sich zum König setzten. Die Majores domus von Austrasien und von Neustrien kämpften nun um die Herrschaft, bis der Sieg bei Testri 687 für den Austrasier Pipin von Herstall (s. d.) entschied, der beständiger Major domus in allen drei Reichen und dux et princeps Francorum genannt wurde. Nach seinem Tode im J. 714 wählten die Neustrier wieder einen Major domus, aber Pipin's Sohn Karl, genannt Martell (s. d.), vereinigte 719 wieder alle Gewalt in sich. Er theilte bei seinem Tode im J. 741 Austrasien seinem Sohn Karlmann, Neustrien und Burgund dessen Bruder Pipin dem Kleinen zu, der, nachdem jener 747 ins Kloster gegangen war, allein herrschte und endlich 752 zu Soissons den merovingischen König Childerich III. absetzen und sich selbst zum König wählen ließ, womit das Amt der Majores domus aufhörte. Vgl. Pertz, „Geschichte der meroving. Hausmaier" (Hannov. 1819), und Zinkeisen, „De Francorum majore domus" (Jena 1826).

Majorennität, s. Minorennität.

Majos heißen die schön gewachsenen, schlanken und kräftigen Bewohner einiger Thäler in der span. Provinz Andalusien, welche, durch eigenthümliche Tracht ausgezeichnet, als Raufer und Schläger im Lande umherziehen. Wie sie, so sind auch die weiblichen Bewohner jener Gegenden, die Majas, sowol ihrer Schönheit und Grazie, wie ihrer verführerischen Leichtfertigkeit wegen in ganz Spanien berühmt.

Makâme (arab.) bezeichnet ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife, die Zuhörer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigner Kunststil aus, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder miteinander reimen und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadâni war der Erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel „Makâmât" zusammenstellte; ihn übertraf Hariri (s. d.). Am meisten wurde diese Kunstform von den jüd. Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Alcharizi, um die Mitte des 13. Jahrh., der die Makamen des Hariri meisterhaft in das Hebräische übersetzte („Machberot Itiel"), und in ähnlicher Form ein Dichterwerk schuf unter dem Titel „Tachkemoni" (vgl. „Die ersten Makamen des Charisi" von Kämpf, Berl. 1845), sowie dessen Zeitgenosse Immanuel Rumi, dessen „Machberot" zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebr. Poesie gehören.

Makarius, mit dem Beinamen der Große oder der Ägypter, ein Schüler des Antonius (s. d.) und wie dieser seit 330 Einsiedler, verpflanzte zuerst die Mystik auf das Gebiet der Beredtsamkeit und behandelte ascetische Stoffe mit vieler Kunst, wie aus den wahrscheinlich von ihm verfaßten 50 Homilien und mehren Abhandlungen, wie „De custodia cordis", „De perfectione in spiritu" u. s. w., erhellt. Er starb im J. 391. Seine Schriften hat G. Pritius (Lpz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) herausgegeben. — Von ihm zu unterscheiden ist Makarius der Jüngere oder der Alexandriner, ebenfalls Einsiedler und Presbyter, der 404 starb. — Ein dritter Makarius, Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monotheletismus und wurde abgesetzt.

Makkabäer, s. Juden.

Makrele nennt man im gemeinen Leben eine ziemliche Zahl Arten von Seefischen, die indessen alle in die Familie der Scomberiden (Thunfischartige) gehören. Sie sind insgesammt eßbar, oft sehr wohlschmeckend und zart, in der Gestalt gewöhnlichen Flußfischen ähnlich, mit ungemein kleinen Schuppen bekleidet, im Leben blau und silberglänzend, bald nur fußlang, bald weit größer, meist gesellig und daher leicht zu fangen. Der gemeinen Makrele (Scomber scombrus) gedenken schon die röm. Schriftsteller. Man fängt dieselbe um ganz Europa herum, allein sie ist kein eigentlicher Handelsartikel wie die nordamerik. Makrele, deren Fang Tausende ernährt, und die eingesalzen wird. Übrigens sind die Makrelen wandernde Fische und daher zu Zeiten unsaglich häufig.

Makris, die Tochter des Aristäos, lebte auf Euböa, wohin ihr Hermes den kleinen Dionysos zur Auferziehung brachte. Von da durch die Here vertrieben, flüchtete sie sich auf die Insel der Phäaken.

Makrobiotik ist der Name einer erst im 18. Jahrh. besonders durch Hufeland (s.d.) unter dieser Benennung bearbeiteten Wissenschaft, welche die Lehre über die das Leben theils verkürzenden theils verlängernden Dinge in ihrer weitesten Ausdehnung und die Regeln, wie man dieser Lehre gemäß sein Leben einzurichten habe, um ihm die von den natürlichen Gesetzen verstattete Länge zu geben, enthält. Wenn seit dem frühesten Alterthume bis an die neuere Zeit heran Scharfsinn und Fleiß vieler gelehrten Männer sich erschöpften, das Mittel zu finden, den Tod des Körpers völlig aufzuheben oder ihn wenigstens bis auf eine sehr ungewöhnliche Entfernung von der Geburt hinauszuschieben, so waren dies Träumereien, aber keine wissenschaftlichen Bestrebungen; der Aufklärung der neuern Zeit ist es jedoch gelungen, an die Stelle dieses unnützen Strebens nach einem Phantom eine Wissenschaft zu setzen, welche von ihrem praktischen Schüler die gewissenhafte Einrichtung eines ganzen Lebens nach ihren Regeln fodert und so, nicht wie jenes der Unsittlichkeit, sondern der Sittlichkeit Vorschub leistet. Da ihre weitere Ausbildung sich gänzlich auf das Fortschreiten der Physiologie basirt, so kann sie auch als ein Theil der Medicin angesehen werden. Noch unübertroffen und für jeden einigermaßen Gebildeten vollkommen verständlich ist Hufeland's Bearbeitung dieser Wissenschaft, welche erst als „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (Jena 1796) und später als „Makrobiotik" (6. Aufl., Berl. 1842) die ausgedehnteste Verbreitung erhalten hat.

Maküba, eine Art Schnupftaback, hat seinen Namen von dem Bezirke dieses Namens im nördlichen Theile der Insel Martinique, wo er gebaut und zubereitet wird.

Malabar, auch die Pfefferküste und bei den Eingeborenen Malayala und Kaerula genannt, der südliche Theil der Westküste der vorderind. Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis fast zu 12½° nördl. Br., begreift die Küstenterrasse, welche zwischen dem Kamm der westlichen Ghats und dem Arabischen Meere sich hinzieht und ungefähr einen Flächenraum von 780 □M. einnimmt. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und ist meist gebirgig; es hat eine außerordentliche Vegetation, und ein angenehmes Klima, ist sehr gut angebaut und enthält viele Anpflanzungen, besonders von Palmen. Hinsichtlich der Producte im Thier- wie im Pflanzenreiche stimmt es mit dem tropischen Indien überein; im Mineralreiche liefert es vorzüglich Salz. In den Gebirgen findet man noch große Wälder. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindus, aus Mapulern oder Moplays, aus Mohammedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen, bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat bildeten, und noch jetzt, wo sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten stehen, der in Kananore regiert, wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt sind; ferner aus sogenannten weißen Juden, in der Stadt Kotschin, die noch vor der christlichen Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen; aus Nestorianern und Europäern. Der Landesadel, Nairen genannt, gehört im Allgemeinen zur vierten edeln Classe der Hindus; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militairischen Befehlshaber, werden zur zweiten Classe gezählt und heißen Naiken. Die malabar. Sprache, der tamullischen verwandt, gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Ganz M. zerfällt in die Königreiche Kalikut, Travankore und Kotschin. Kalikut mit der blühenden Hauptstadt gleiches Namens, die einst die Residenz des Zamorins oder Kaisers von Malabar war, die von Tippu Saib gänzlich zerstört,

von den Engländern aber wieder aufgebaut wurde, steht unmittelbar unter der engl.-ostind. Compagnie; die beiden andern werden von zwei der Compagnie tributairen Radschas beherrscht. Der mächtigste von diesen ist der Radscha von Travankore, der über ein Gebiet von 350 □M. mit fast einer Mill. E. herrscht.

Malachias, s. Maleachi.

Malächit, ein kohlensaures Kupferoxyd von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eiförmigen und knolligen Gestalten und derb auf Gängen und Lagern mit andern Erzen und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige Malachit dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dichte Malachit wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Tischplatten, Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Das größte früher bekannte Malachitstück war ein 30 Ctr. schwerer Block aus den Werchoturischen Bergwerken im Berginstitut zu Petersburg. Allein im J. 1835 hat man in einer der Kupfergruben Demidow's bei Nischne-Tazilsk im Ural ein Stück gefunden, welches 17½ F. lang, 8 F. breit und 3½ F. hoch und gegen 500 Ctr. schwer ist.

Malachowski (Stanislaw, Graf), geb. 1736, der Sohn des Großkanzlers Jan M., widmete sich dem Richteramte und erlangte als Landbote so allgemeine Achtung, daß er auf dem Reichstage von 1788 zum Reichsmarschall erwählt wurde, welches Amt er trotz der Gefahren, die seiner Person drohten, vier Jahre mit Umsicht und sicherer Hand führte. Er ist als der Gründer der Constitution vom 3. Mai 1791 anzusehen. Der russ. Partei, an deren Spitze sein Bruder Hyacinth M., der Bischof Kossakowski und Xawary Branicki (s. d.) standen, trat er aus allen Kräften entgegen. Vergebens jedoch suchte er die Conföderation von Targowicz (s. d.) zu hintertreiben; er mußte nach Wien flüchten, und wurde in die allgemeine Proscription mit aufgenommen. An dem Aufstande Kosciuszko's im J. 1794 nahm er keinen Antheil. Im J. 1799 in Warschau verhaftet, wurde er ein Jahr lang in Krakau als Staatsgefangener festgehalten, weil man ihm den Plan einer Versammlung des poln. Reichstags in Mailand während der Emigration Schuld gab. Wieder freigelassen lebte er auf seinen Gütern, bis ihn die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 wieder in den Dienst des Vaterlands riefen. Nach Errichtung des Herzogthums Warschau wurde er Präsident des Senats, starb aber schon am 29. Dec. 1809. — Sein Bruder, Hyacinth, Graf M., Kronkanzler, war ihm nicht nur auf dem Reichstage, sondern auch später als Theilnehmer an der Targowiczer Conföderation entgegen. In der Folge lebte derselbe zurückgezogen auf seinen Gütern, wo er sich ausschließend mit der Literatur beschäftigte, und starb zu Bodzechow am 27. März 1821. — Zu einer andern Familie gehört Kasimir M., poln. General, geb. am 27. Febr. 1765 zu Wisnowo in der Wojewodschaft Nowogrodek in Lithauen. In dem Cadettencorps zu Warschau vorgebildet, sah er sich seiner Armuth wegen genöthigt, 1786 als gemeiner Kanonier Dienste zu nehmen und wurde erst 1790 Lieutenant. In der Schlacht bei Raclawice zeichnete er sich so aus, daß ihn Kosciuszko vom Hauptmann zum Major erhob. Nach der letzten Theilung Polens folgte er seinen flüchtigen Landsleuten nach der Walachei, von wo aus er die Östreicher angriff. Zurückgetrieben, entkam er glücklich nach Italien und trat hier 1797 in die poln. Legion ein. Bei der Trebia verwundet und von den Östreichern gefangen genommen, wurde er über ein Jahr bis zu seiner Auswechselung zu Kleinzell bei Ofen festgehalten. Nachdem er ganz in franz. Dienste getreten und zum Befehlshaber des 114. Linienregiments ernannt war, nahm er an der Expedition nach San-Domingo Theil. Er war der Einzige poln. Stabsoffizier, der den Dolchen der Neger und den Krankheiten glücklich entging. Nach der Capitulation von Cayenne fiel er den Engländern in die Hände, die ihn lange in Jamaica gefangen hielten. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Oberst in der neuerrichteten poln. Armee. Während des Feldzuges von 1812 zeichnete er sich besonders an der Beresina durch Deckung des Rückzuges aus und führte die Trümmer der poln. Armee nach Warschau. Von Napoleon zum General ernannt, wurde er in der Schlacht bei Leipzig von den Russen gefangen, doch gegen sein Ehrenwort, daß er nicht gegen die Verbündeten kämpfen werde, entlassen. Im J. 1815 erhielt er auf den Vorschlag des Großfürsten Kon-

stantin die Gouverneurstelle in der Festung Modlin, nahm aber bald seine Entlassung, wies alle russ. Ehrenbezeigungen zurück und lebte auf seinen Gütern. Nach dem Aufstande von 1830 trat er gleich wieder in das poln. Heer, befehligte eine Division und zeichnete sich bei Wawre, Bialolenka und Ostrolenka aus. Beim Rücktritt Skrzynecki's lehnte er die ihm angetragene Oberfeldherrnstelle ab; erst während der Bestürmung von Warschau entschloß er sich, da kein Obergeneral vorhanden war, einstweilen den Oberbefehl zu übernehmen, den er aber gleich nach der Capitulation von Warschau niederlegte. Er trat nach Preußen über, lebte darauf in Frankreich allen Parteikämpfen fremd und starb am 5. Jan. 1845 zu Chantilly bei Paris. — Gustav M., geb. 1797, war während der poln. Revolution im J. 1831 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gehörte zu den vom russ. Kaiser Verurtheilten und starb zu Paris am 10. Apr. 1835.

Malaga, eine Stadt in der span. Provinz Granada, mit 54000 E., am Fuße eines Berges in schöner Ebene, am Mittelländischen Meere gelegen, in welches sich hier der Guadalmedina ergießt, ist mit doppelten Mauern umgeben und hat einen vortrefflichen, durch ein Fort beschützten Hafen, dessen Molo, mit einem Leuchtthurm, 4000 F. weit ins Meer sich erstreckt. Die Häuser sind hoch, die Gassen schmal, eng und meist schmuzig; doch hat die Stadt einige schöne freie Plätze und nächst andern ansehnlichen Gebäuden, z. B. dem bischöflichen Palaste, eine besonders wegen ihres Innern sehenswerthe Kathedrale. Die Einwohner treiben wichtigen Handel, führen Malagawein, Rosinen, Öl, Südfrüchte aller Art, darunter frische Trauben in großen Krügen zu 25 Pf. verpackt, und in neuerer Zeit auch Blei aus und handeln dafür deutsche Leinwand, Holz, Getreide, Käse, Butter und gesalzene Fische ein. Die in der Umgegend gelegenen Weinberge liefern gegen 90000 Ohm Wein, wovon über die Hälfte ins Ausland geht. Die geschätztesten Sorten sind Lagrima de Malaga, Dom Pedro Ximenes und Vino de Guindas, so genannt, weil man ihn zuvor auf den zarten Sprossen einer Art Kirschbäume, Guinda, liegen läßt. Das alte Malaca, welches angeblich die Phönizier angelegt, war schon zur Zeit der Römer ein bedeutender Handelsplatz. Im 8. Jahrh. wurde es von den Mauren erobert und erst von Ferdinand dem Katholischen 1487 ihnen entrissen. Im J. 1680 richtete ein Erdbeben bedeutenden Schaden in der Stadt an. Auch wird sie, trotz der gesunden Lage, bisweilen vom Gelben Fieber heimgesucht, das z. B. 1804 über 20000 Menschen hinwegraffte. Auch in den Parteikämpfen der Karlisten und Christinos hatte sie seit 1834 viel zu leiden. Im Juni 1836 wurde hier der Militaircommandant San-Just und der Civilgouverneur Graf Donadio ermordet und hierauf die Constitution von 1812 proclamirt und eine Junta eingesetzt.

Malaien nennt man im weitern Sinne den ganzen Menschenstamm, der als Übergang von dem kaukas. und mongol. zum äthiop. Menschenstamme über sämmtliche Inseln des ind. Meeres und Polynesiens im engern Sinne von Madagaskar bis zur Osterinsel als die Hauptbevölkerung verbreitet ist. (S. Mensch.) Die Völker dieses Menschenstammes, der von ziemlich schöner Gesichtsbildung, langem lockigen Haar und mehr oder minder gebräunt ist, haben sich von jeher durch eine gewisse Cultur ausgezeichnet, die unter einigen bis zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen ist. Außer ihrer körperlichen Gleichartigkeit beweist auch noch der Umstand ihre gemeinsame Abstammung, daß alle ihre Sprachen verwandt und im Grunde nur verschiedene Mundarten Einer Sprache sind, die sich auf eine Grundsprache, die sogenannte groß-polynesische, stützt. Im engern Sinne aber, und gewöhnlich, versteht man unter Malaien ein besonderes, zu der malaiischen Race gehöriges Volk, das sich durch kleinen, jedoch im Ganzen proportionirten nervigen Körperbau und ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die im Zustande des Trunks bis zur völligen Tollheit sich steigert, auszeichnet. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ihr Haar lang und glänzendschwarz, die Augen sind dunkel, groß und feurig, der Bart, den sie ausraufen, schwach, die Nase platt und groß, die Schenkel und Waden wie bei den Negern dünn; aus ihrer Leidenschaftlichkeit entwickeln sich ihre übrigen Tugenden und Laster, ihre Tapferkeit, Energie, Treulosigkeit, Raub- und Mordlust. Die verschiedenen Stämme dieses Volks stehen auf sehr verschiedenen Culturstufen. Ihre ursprüngliche Heimat ist das Innere des Hochlandes von Sumatra (s. d.), wo sie einst das mächtige, auf Landbau gegründete, jetzt der niederländ. Herrschaft unterworfene Reich Menangkabo bildeten. Wahrscheinlich durch ind. Cultur frühzeitig civilisirt, zeichneten sich

die Bewohner dieses Reichs vor den Küstenbewohnern aus, die sie dann unterwarfen. Um die Mitte des 12. Jahrh. ließen sie sich auf der kleinen Insel Sinkapur am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka (s. d.) nieder, und verbreiteten sich dann bald über diese selbst, die deshalb noch die malaiische Halbinsel genannt wird. Hier stifteten sie das Reich von Malakka, das, ebenfalls auf Ackerbau gegründet, Handel und Gewerbfleiß damit verband und dadurch schnell zu einer großen Macht sich erhob, die mit dem ganzen Orient im Verkehr stand und ihre Handelsflotten bis nach Arabien auf der einen und China auf der andern Seite aussendete. Durch diesen Handelsverkehr wurde im 13. Jahrh. der Islam in Malakka eingeführt, der sich schnell auf friedlichem Wege über alle malaiischen Völker im ind. Archipel verbreitete; denn das Reich von Malakka, dessen Herrscher früher den ind. Titel Radscha führten, nun aber sich Sultane nannten, erstreckte sich nicht nur über die ganze Halbinsel von Malakka, sondern beherrschte auch den ganzen ind. Archipel, von dessen meisten Inseln es die Küsten mit seinen Colonisten besetzte. Diese Malaiencolonien scheinen zwar selbständige Gemeinden gebildet zu haben, dessenungeachtet aber immer in einer gewissen Abhängigkeit vom Mutterstaate Malakka geblieben zu sein. Dieser stand im Anfange des 16. Jahrh. in der höchsten Blüte, als die Portugiesen erschienen und 1512 mit der Zerstörung Malakkas dieser Blüte ein Ende machten und die Malaienherrschaft im ind. Archipel mit aller Macht zu brechen suchten, was auch die auf die Portugiesen in der Herrschaft über Ostindien folgenden Holländer nach Kräften anstrebten. Das grausame Verfolgungssystem dieser beiden Nationen gegen die Malaien hatte den unglücklichsten Einfluß auf den Volkscharakter der Letztern. Aus ihren bisherigen gewohnten Beschäftigungen, dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, mit Gewalt gerissen, machten sie seitdem die Seefahrt und mit ihr die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft, und sind gegenwärtig, mit Ausnahme der westind. Flibustier, die tollkühnsten, ausdauerndsten und grausamsten Seeräuber. Diese malaiischen Seeräuber zerfallen in eine östliche und eine westliche Gruppe. Die letztere umfaßt das chines. Meer von der Sunda- und der Malakkastraße bis zu den Küsten von Siam und Cochin-China und hat ihren Hauptsitz im Ostende der Malakkastraße, während die östliche Gruppe sich von Borneo bis zu den Philippinen erstreckt und die Suluinseln zum Mittelpunkte hat. Die noch unabhängigen Malaienstaaten sind nur klein; sie sowol als die unter niederländ. und unter siamesischer Oberhoheit stehenden sind auf eine Art Feudalwesen gegründet, daher auch die Oberlehnsherrlichkeit der Sultane von Menangkabo, obwol diese die Souverainetät eingebüßt haben, von allen Malaien fortwährend anerkannt wird. Die monarchische Gewalt ist weniger durch Gesetze bestimmt, als durch das Herkommen und eine mächtige Aristokratie beschränkt, die über eine Menge von Hörigen verfügt. Der Geiz der malaiischen Sultane und ihre Bemühungen, allen Handel zu monopolisiren, haben einen fortwährenden Streit zwischen ihnen und ihrem Lehnadel hervorgerufen, der die Ursache innerer Kriege unter dem Volke geworden ist und dadurch beigetragen hat, es treulos und grausam zu machen, sowie innere Trennung und Zwietracht unter demselben zu nähren. Die wichtigsten Malaienstaaten sind die von den Niederländern abhängigen Staaten Palembang und Menangkabo, und die noch freien Staaten Atschin, Siak und das Land der Battas oder Batak auf Sumatra (s. d.); die unabhängigen Staaten Dschohor mit dem tributairen Staate Pahang, Pirak, Salangore und Rumbo, und mehre von Siam abhängige auf der Halbinsel Malakka (s. d.), das Sultanat von Mindanao und die Conföderation der Häuptlinge des Illanovolks auf Mindanao (s. Philippinen), die kleinen Staaten auf den Suluinseln zwischen Borneo und den Philippinen, und die Bugis und Macassaren auf Celebes (s. d. und Macassar).

Malakka, eine schmale Halbinsel von ungefähr 2800 □M. mit 500000 E., der südliche Theil der ind. Halbinsel jenseit des Ganges, hängt gegen Norden durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen, wird gegen Osten vom chines. und gegen Westen vom ind. Meere bespült und ist gegen Westen durch die Straße von Malakka von der Insel Sumatra geschieden. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel, und viele Küstenflüsse durchschneiden dieselbe. Im Innern gibt es Moräste und Urwälder. An den Küsten, wo die Hitze durch Seewinde abgekühlt wird, herrscht ein ewiger Frühling; sonst ist das Klima sehr heiß

und in den waldigen, morastigen Gegenden höchst ungesund. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, überhaupt alle Gewächse Indiens und der Philippinen gedeihen im Überflusse. Elefanten, Tiger, Büffel und giftiges Ungeziefer halten sich in den Wäldern und Morästen auf; von zahmem Vieh gibt es viele Schweine und Federvieh, aber wenig Rindvieh. Die Gold- und Silberminen werden nicht ausgebeutet; das Zinn gehört zu dem allerfeinsten, und jährlich wurden sonst davon durch die Niederländer mehr als 40000 Ctr. und zwar zum größten Theil nach China ausgeführt. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern leben Wilde, worunter auch Menschenfresser. Die ganze Halbinsel zerfällt, abgesehen von den brit. Besitzungen, in mehre theils unabhängige, theils von dem Reiche Siam abhängige Malaienstaaten. Von jenen sind anzuführen Dschohor, das Südende und die Ostseite der Halbinsel umfassend, mit Einschluß des tributairen Staats Pahang, und allen Inseln zwischen der Halbinsel und Borneo; Pirak und Salangore im nördlichen Theile der Westseite der Halbinsel; Rumbo oder Rimbau, ein kleiner Bergstaat im Innern der Halbinsel, von Eingewanderten aus Menangkabo besetzt, zwischen denen noch unter dem Namen Dschakong und Benua einige Malaien in völlig wildem Zustande leben, die Manche für den Überrest des Urstammes der Malaiennation halten. Den Siamesen sind unterworfen die Staaten Ligor, Bondelon, Patani, Kalantan, Tringanu, Kedah oder Queda, das erst 1822 von den Siamesen erobert wurde. Den Briten gehören die Stadt Malakka mit einem Gebiet von 4 □M., und die Inseln Sinkapur (s. d.) und Pulo Pinang (s. d.). Die Stadt Malakka, einst die Hauptstadt des Reichs gleiches Namens (s. Malaien), hat etwa 12000 E. und einen Hafen; auch besteht daselbst ein für die Civilisation Ostasiens wichtiges anglo-chines. Collegium. Im Besitze der Stadt waren seit 1509 die Portugiesen und seit 1641 die Niederländer; dann wurde sie von den Briten besetzt, im Frieden von 1814 an die Niederländer zurückgegeben, 1825 aber wieder an die Briten abgetreten, die dagegen Bencoolen (s. d.) auf Sumatra an die Niederländer abtraten.

Malanterien, s. Aussatzhäuser.

Malchus (Karl Aug., Freiherr von), ein bekannter staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. am 27. Sept. 1770 zu Manheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, bei welchem sein Vater Burgvoigt war, eine sehr vortheilhafte Erziehung, besuchte die Universitäten zu Heidelberg und zu Göttingen, und wurde 1790 Privatsecretair des kurmainz. Ministers, Grafen von Westfalen, und als dieser 1791 kaiserlicher Gesandter am kurtrierschen Hofe wurde, dessen Gesandtschaftssecretair. Im J. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim, und wurde, als dieses 1803 an Preußen fiel, Mitglied der Organisationscommission und darauf Kriegs- und Domainenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer. Bald nach der Errichtung des Königreichs Westfalen trat er 1807 in die Dienste dieses Staats, wurde Staatsrath, dann Generaldirector der Steuern, 1811 Finanzminister, 1813 Minister des Innern und zugleich zum Grafen von Marienrode ernannt, von welchem Titel er aber später keinen Gebrauch mehr machte. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und Person, welche er nach der Auflösung des Königreichs Westfalen erfuhr, suchte er durch die Schrift „Über die Verwaltung des Königreichs Westfalen" (Stuttg. 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfachs ernannt wurde. Mehrfache Neuerungen, die er machte und die ihm zumal als Ausländer viele Feinde erregten, gaben die Veranlassung, daß er schon nach einem Jahre seine Stelle aufgeben mußte, worauf er wieder Heidelberg zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte wählte, wo er auch am 24. Oct. 1838 starb. Als seine vorzüglichsten Schriften nennen wir „Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung" (2 Bde., Heidelb. 1821); „Politik der innern Staatsverwaltung" (3 Bde., Heidelb. 1823); „Statistik und Staatenkunde" (Stuttg. 1826); „Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung" (2 Bde., Stuttg. 1830); sein treffliches „Handbuch der Militairgeographie von Europa" (Heidelb. 1832; neue Aufl., 1834—35) und seine letzte Schrift „Die Sparkassen in Europa" (Stuttg. 1838).

Malcolm (Sir John), geb. am 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schott-

land, ging bereits 1782 als Cadet nach Indien, wo er 1792 bei der Belagerung von Seringapatnam sich auszeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterlande kehrte er 1795 nach Indien zurück und wurde hier wegen seiner Kenntniß des Landes und der Sprachen derselben, sowie wegen seiner militairischen Tüchtigkeit sehr bald von der brit. Regierung zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Unter Andern erhielt er im J. 1800 eine Sendung nach Persien, wo es ihm gelang, mit den den Briten gefährlich gewordenen Afghanen ein Bündniß zu Stande zu bringen. Nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde er Secretair des Generalgouverneurs Marquis von Wellesley. Auch 1802, 1808 und 1810 war er in diplomatischen Aufträgen am pers. Hofe. Persien verdankt ihm die Einführung der Kartoffeln, die man nach ihm Malcolmspflaumen nannte, und der Schah von Persien verlieh ihm beim Abschiede die Würde eines Khans des Reichs. Während seines Aufenthalts in Persien sammelte er den Stoff zu seiner „History of Persia" (2 Bde., Lond. 1815, 4.; 2. Aufl., 1828, 8.; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830), und zu den „Sketches of Persia" (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828). Im J. 1812 kehrte er nach England zurück und erhielt die Ritterwürde, doch schon 1816 war er wieder in Indien. In dem Kriege gegen den Marattenfürsten Holkar zeichnete er sich rühmlich aus. Nach der Beendigung des Kampfes gegen die Maratten (s. d.) und die Pindarees (s. d.) im J. 1818 wurde er von dem Generalgouverneur als Civil- und Militairgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt, eine Stelle, die er auf die ausgezeichnetste Weise verwaltete. Einen Bericht über seine Verwaltung gab er in dem „Memoir of central India" (2 Bde., Lond. 1823), das sich sehr ausführlich über das Land und die Sitten seiner Bewohner verbreitet, wie er denn auch schon früher in der „Sketch of the political history of India" (Lond. 1811), die er später seiner „Political history of India from 1784 to 1823" (2 Bde., Lond. 1826) einverleibte, und in der „Sketch of the Sickhs" (Lond. 1812) seine genaue Kenntniß Indiens bekundet hatte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er 1823 abermals nach England zurück, wo er nun blieb, bis er 1827 Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wurde. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb er sich namentlich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den Europäern gestattete, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Nachdem er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er ins Parlament gewählt. Auf Veranlassung der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostind. Compagnie gab er in seiner Schrift „The administration of british India" (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb zu Windsor 1833.

Malczefki (Antoni), poln. Dichter, geb. 1792 in Wolhynien, der Sohn eines begüterten poln. Generals, erhielt seine erste Ausbildung durch franz. Hauslehrer und trat 1811 in das poln. Heer, in welchem er für einen der talentvollsten Ingenieuroffiziere galt. Ein Beinbruch zwang ihn, 1816 das Heer zu verlassen; hierauf durchstreifte er Italien, Frankreich und die Schweiz und bestieg 1818 den Gipfel des Montblanc. Nachdem er in Paris die Überreste seines Vermögens verschwendet hatte, führte ihn Überdruß an den sinnlichen Genüssen 1821 nach Warschau zurück, und er pachtete nun ein Gut in Wolhynien, um in ländlicher Ruhe zu leben. Aber ein unerlaubtes Verhältniß zu der jungen Gattin eines seiner Freunde trieb ihn alsbald wieder nach Warschau zurück, wohin seine Geliebte ihm folgte. Hier starb er von Mangel und Gewissensbissen gequält am 2. Mai 1826. Seine das ukränische Leben in tiefpoetischer Weise darstellende Erzählung „Marya" (Warsch. 1825; deutsch von Vogel, Lpz. 1845) ist, ähnlich den Byron'schen Erzählungen, voll anziehender, aber auch grauenhafter Schilderungen. Seine sämmtlichen Gedichte und Aufsätze gab Bielowski (Lemb. 1838) heraus.

Malĕa, jetzt auch Cap St.-Angelo genannt, heißt ein Vorgebirge im Südosten von Lakonien, die südöstlichste Spitze Moreas, welches schon im Alterthume wegen seiner gefahrvollen Umschiffung gefürchtet war. Ganz verschieden davon ist der Malische Meerbusen (Sinus Maliacus), jetzt Meerbusen von Zeitun, im Südwesten Thessaliens, bei Thermopylä, welcher von der kleinen Landschaft Malis seinen Namen erhielt und längs der Küste von einem politisch nicht unwichtigen Volksstamme, den Maliern oder Maliensern, bewohnt wurde. Vgl. Kriegk, „De Maliensibus" (Frankf. 1833).

Maleächi oder Malachias war der letzte unter den Propheten der Hebräer, mit welchem die Prophetie um 400 v. Chr. schließt. Seine ernsten und kräftigen Vorträge rügen an jüd. Priestern Undankbarkeit gegen Gott, Nachlässigkeit im Tempeldienste und die Ehen mit fremden Weibern. Auch enthalten sie Drohungen der göttlichen Strafe gegen die Unbußfertigen und eine Verkündigung der Wiederkunft des Propheten Elia vor dem Tage des Weltgerichts. Die Meinung Einiger, daß der Name des M. ein symbolischer und unter ihm Esra oder ein Anderer zu verstehen sei, läßt sich nicht begründen.

Malebranche (Nicolas), der tiefdenkendste Metaphysiker der Franzosen, geb. am 6. Aug. 1638 zu Paris, wo sein Vater Vorstand der Rechnungskammer war, hatte von Jugend auf in Folge seines misgestalteten Körpers mit Krankheit zu kämpfen, was ihn menschenscheu machte und in die Einsamkeit trieb. In einem Alter von 22 Jahren trat er in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete, bis die Schrift des Descartes „De homine", welche ihm zufällig in die Hand fiel, durch die Klarheit ihrer Schreibart und die Neuheit und scheinbare Gründlichkeit der vorgetragenen Gedanken in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie erweckte. Nach mehrjährigem Studium der Cartesianischen Grundsätze ließ er endlich sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité" (3 Bde., Par. 1674; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1712, 12., und 2 Bde., 4.; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) erscheinen, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner erweckte, darunter namentlich Ant. Arnauld („Des vraies et des fausses idées", Köln 1683) und Bossuet. Der Zweck dieses Werkes, welches auch Locke und Leibnitz einer kritischen Prüfung unterwarfen, war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, zugleich aber zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Dasselbe ist ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Der Hauptsatz, zu welchem M. nach Verwerfung der verschiedenen Annahmen über den Ursprung der Erkenntniß gelangt, und in welchem sein Offenbarungsglaube den Resultaten seiner Speculation begegnet, ist, daß wir alle Dinge in Gott schauen (seine berühmte Vision en dieu). Er betrachtete daher, hierdurch den Übergang von Cartesius zu Spinoza bildend, Gott als den einzigen Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise in sich schließt („Dieu est le lieu des esprits, comme l'espace est le lieu des corps") und die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen ist, wobei sich diese nur passiv verhalten. (S. Occasionalismus.) Überhaupt neigt sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Außer jenem Werke sind noch zu erwähnen sein „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680) und der „Traité de morale" (Rotterd. 1684; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831). Er wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und sah sich dadurch zur Abfassung seines „Traité de la communication du mouvement", dem er ein „Système général de l'univers" beifügte, veranlaßt. Seine „Conversations chrétiennes" (Par. 1677) sind ein Versuch, seine Ideen unmittelbar auf die Theologie anzuwenden. Er starb am 13. Oct. 1715 zu Paris und hinterließ den Ruf eines Mannes vom edelsten Charakter, aber von einer fast überspannten Frömmigkeit. Seine „Oeuvres" erschienen in elf Bänden (Par. 1712).

Malediven, eine lange Kette unzähliger (12—15000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich, fast ganz in der Richtung des Meridians 91° östl. L., von beinahe 7° nördl. Br. in einer Länge von 116 M. bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 10 M. bis 1° südl. Br. erstreckt und in 17 Inselgruppen, welche zugleich politische Abtheilungen bilden, zerfällt. Diese Inseln bringen hauptsächlich Kokospalmen, Reis, Südfrüchte und die tropischen Knollengewächse hervor. Pferde gibt es gar nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Kauri (s. d.) genannten kleinen Muscheln dienen in Ostindien und einem großen Theile Afrikos als Münze. Die Einwohner, von der Küste von Malabar eingewanderte Hindus, die sich später vielfach mit Arabern mischten, 200000 an der Zahl,

bekennen sich zum Mohammedanismus, betreiben lebhaften Handel und Schiffahrt nach Atschin auf Sumatra und der nördlichen Ostküste Vorderindiens, und sind im Übrigen ein harmloses Völkchen, das unter einem Sultan steht, der seine Residenz auf der Insel Male hat. Ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit wie die M. sind auch die beiden andern benachbarten Inselgruppen, die Lakediven- und die Tschagosinseln, die fast ganz in derselben Meridianrichtung mit den M. liegen, die erstern, von Moplays bewohnt und unter engl. Hoheit stehend, im Norden, die letztern im Süden von den Malediven.

Malerakademien, s. Kunstakademien.

Malerei oder Malerkunst heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Als schöne Kunst hat dieselbe den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen, und setzt insofern einen schaffenden Genius voraus, welcher durch entsprechende Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Versteht man aber unter Dichten das innere Bilden nach Ideen, so muß auch jeder Maler in gewissem Sinne Dichter sein, d. h. er muß Das vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge, überhaupt das Idealische, ernst oder scherzend ausdrücken. Man spricht daher von poetischen und unpoetischen Gemälden, und unterscheidet die poetische oder ästhetische Composition von der eigentlich malerischen oder technischen Composition. Selbst bei Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand als solcher dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist und den Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffes, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, zuweilen ganz vergessen wird, und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler gebraucht, nicht nach seiner Beziehung auf die darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst.

Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherm Sinne sichtbare Gegenstände darstellt. Am sinnlichlebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche, vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen, nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen und ihren Scheingestalten durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d.) zuschreibt und den Ausdruck Gemälde daher auch auf Werke der Dichtkunst und Musik figürlich überträgt. Die eigentliche Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst (s. d.) zum Grunde. Von letzterer aber unterscheidet sich die Malerei dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit oder die Farbengebung (s. d.) und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels. Die Zeichnung wird erst in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen; sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit. Die Farbe gibt ihnen Leben und Seele, denn Licht und Farbe sind selbst etwas Geistiges und Ätherisches. Das Colorit hat nach der herrschenden Idee eine Hauptfarbe oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt

und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Zeichnung und Colorit aber müssen eins und harmonisch sein; denn, wo die Zeichnung vorherrscht, wird der Stil hart und streng, und wo das Colorit zu stark hervortritt, wird der Stil weich und unbestimmt. Beide Erfodernisse sind einem Gemälde gleich nothwendig. Die Malerei übertrifft in Hinsicht des Umfanges ihrer Gegenstände die Baukunst wie die Sculptur oder Plastik im engern Sinne, indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist, namentlich Gegenstände, welche, wie z. B. die Luft, nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind.

Man hat die Malerei auf mehrfache Weise eingetheilt. So vor Allem nach den behandelten Gegenständen, wobei sich als Rubriken das sogenannte historische Bild, das Genrebild, das Portrait, das Thierstück, die Landschaft und das Stillleben ergeben. Die Historische Malerei (s. d.) im weitern Sinne umfaßt nicht blos die Darstellungen aus der Weltgeschichte, sondern alles Dasjenige, was eine höhere, von den Zufälligkeiten des Individuums befreite, ideale Auffassung verlangt, also auch die Andachtsbilder, die mythologischen Darstellungen u. s. w. und würde somit richtiger ideale Malerei heißen. Die Genremalerei (s. d.) stellt Scenen und Zustände des gewöhnlichen Lebens dar, welchen sie durch sittliche oder humoristische Bezüge, oder auch durch den Reiz des Alterthümlichen und Ausländischen, äußerlich durch feine Behandlung ein höheres Interesse abgewinnt. Sie ist somit der historischen Malerei gegenüber nicht als blose Zustandsmalerei aufzufassen, denn die Handlung ist ihr so gut eigen als jener; die Verschiedenheit liegt vielmehr in der Intention des Ganzen und in der Auffassung des Einzelnen. Eine besondere Mittelstellung nimmt das bedeutsam behandelte Portrait (s. d.) ein. Einen ganz vorzüglich hohen Rang weist die neuere Kunstlehre der Landschaftmalerei (s. d.) zu, welche auch die Seestücke und die Städteansichten umfaßt. Sie ist der Ausdruck eines poetischen Gedankens durch die Gegenstände der Natur, modificirt und bisweilen der historischen oder der Genremalerei nahe gebracht durch die sogenannte Staffage (s. d.), d. h. die Figuren im Vordergrunde. Ihr ist der Zauber des Lichtes und der Farben vorzugsweise und als Hauptelement nothwendig. Blumenstücke (s. d.) und Fruchtstücke (s. d.), Stillleben (s. d.) und Arabesken (s. Grotesken) schließen sich den genannten umfassenden Classen der Malerei an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend. Eine letzte Hauptgattung ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gattungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd, durch Zusammenstellung mehrer Thiere oder in Begleitung des Menschen, mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darzustellen hat. Andere Eintheilungen der Malerei beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart, unterscheidet man die Enkaustik (s. d.) der Alten, die der neuern Wachsmalerei (s. d.) nahekommt; ferner die ihr verwandte Emailmalerei (s. Emaile) nebst Glasmalerei (s. d.) und Porzellanmalerei (s. Porzellan), Mosaik (s. d.) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial zerfällt die Malerei in Ölmalerei (s. d.), Pastellmalerei (s. d.), Malerei mit Wasserfarben (s. d.), wozu die Frescomalerei (s. d.), die Gouachemalerei (s. d.) im engern Sinne und die Miniaturmalerei (s. d.) gehören.

Die Geschichte der Malerei zerfällt nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst in die antike und die neue oder christliche; denn von einer oriental. Malerei vor der Zeit der griech. und röm. Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen, und so fängt die Malerei erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. In Ägypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß noth-

dürftiger Verständlichkeit berechnet gewesen. Der ungebildete Sinn der Hindus fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig blos ein regelloses Farbengemisch. Bei den Ägyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt und stand zur Sculptur und Architektonik in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse. Man findet ägypt. Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griech. Reliefs, auf Mumiendecken, Mumiensärgen und Papyrusrollen. Die erstern sind bemalte Bildhauereien in vertieften mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel (s. d.), das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bestehen in kolossalen bemalten Figuren, mit eingegrabenen Umrissen und mit kleinern Wandgemälden eingefaßt. Die älteste griech. Malerschule finden wir an den kleinasiat. Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände macht die frühe Blüte der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im Homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begann. Von hier aus sollen die griech. Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt, von Alters her die rohen Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man auch später, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden gemalt oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging von der Zeichnung, und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing, Skiagramme und Monogramme genannt. (S. Silhouette.) Von diesen schritt man zu Monochromon (s. d.) fort. Zunächst fing man nämlich an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittels Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerei, welche sich auch später erhielt, sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettstreite des Apelles und Protogenes unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh, und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom aber, oder die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, nämlich den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den weniger bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias (s. d.). Er war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupitertempel zu Olympia, die Ausmalung der Pökile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den Bildnissen der griech. und pers. Anführer in mehren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pökile sowie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (s. d.) aus Thasus erhob sich ungefähr 420 v. Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und der Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen, 404 v. Chr., die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst Zeuxis (s. d.), ungefähr 378 v. Chr., der in seiner berühmten Helena einen Kanon derselben aufstellte. Sein Nebenbuhler, Parrhasius (s. d.) aus Ephesus, neigte sich mehr zur Anmuth oder zum

weiblichen Ausdrucke der Schönheit hin und seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles (s. d.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Portrait gerühmt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit, Trockenheit und wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Ryparographie). Unter den Römern fand die Malerei sehr geringe Theilnahme. Sie kannten früher nur die Malereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Später wurden Griechen die Lehrer der Römer; allein schon war weichliche Üppigkeit eingerissen. Die meisten Denkmale der alten Malerkunst, welche man in den Gräbern und Bädern von Rom, Pompeji und an andern Orten Italiens gefunden hat, bestehen aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten. Überhaupt ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griech. und röm. Malerei so gering, daß der Archäolog oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint man allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthume, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet blieb, woher die Behauptung entstanden ist, daß die Malerei damals mehr plastisch gewesen sei. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben und ganz vorzüglich auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Behauptung, daß die Alten die Perspective nicht gekannt hätten, ist ungegründet; wahr ist blos, daß sie bei ihrer blos andeutungsweisen Behandlung der Hintergründe keine Perspective entwickeln wollten, während sie dieselbe beim höchsten Gegenstande, dem menschlichen Körper, in größter Vollkommenheit anwendeten. Gewiß dagegen ist, daß sie das Helldunkel nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich meist auf Darstellung historischer Situationen und auf Thiermalerei beschränkte und daß die Landschaftmalerei nicht cultivirt wurde. Vgl. Junius, „De pictura veterum", herausgegeben von Grävius (Rotterd. 1694); Durand, „Histoire de la peinture ancienne" (Lond. 1725); Turnbull, „Treatise on ancient painture etc." (Lond. 1740); Vinc. Requeno, „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori" (2 Bde., neue Aufl., Parma 1787); Andr. Riem, „Über die Malerei der Alten" (Berl. 1787, 4.); Grund, „Über die Malerei der Griechen" (2 Bde., Dresd. 1810—11) und Böttiger, „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Bd. 1, Dresd. 1811).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit, sodaß sie die Oberherrschaft über die Plastik erlangte. Ihre älteste Anwendung auf christliche Ideen soll in den Grüften stattgefunden haben. Musivische Arbeiten wurden fortwährend in Menge geliefert; auch scheint die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein. Seit dem 4. Jahrh. verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder in den Kirchen, im Morgen- und Abendlande immer allgemeiner, wodurch die Künstler zu neuem Eifer entflammt wurden. So wurde die christliche Religion die Mutter der neuen Malerei; aber oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Obschon die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen viel leiden mußte, so hörte sie doch nie ganz auf, indem ihr die Religion Vorschub leistete. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Abendlande geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Als Sitz der vollkommensten Technik erscheint das ganze frühere Mittelalter hindurch Konstantinopel (s. Byzantinische Kunst); hier hatte sich die Tradition der Kunstmittel am vollständigsten erhalten, und dieser alte Ruhm hat in mehr als einer Epoche eine gewisse Einwirkung auf die abendländ. Malerei zur Folge gehabt, die man sich aber gewöhnlich viel zu ausgedehnt denkt. Die älteste deutsche Malerei z. B. zeigt blos directen antiken Einfluß und ist mit Ausnahme einer geringen Einwirkung zu Ende des 10. Jahrh. nicht wieder von der byzantin. Kunst berührt worden, was auch bei der schon damals vollständigen Erstarrung und innern Unwahrheit der letztern kein Unglück war.

Beiweitem größern Einfluß hatte sie auf Italien, wohin in Folge der Bilderstürmerei im Morgenlande (s. Bilderdienst) seit dem 8. Jahrh. viele griech. Künstler wanderten, und dessen Kunst nun in der That Jahrhunderte hindurch einen vorherrschenden byzantin. Stempel trägt, die wenigen spätlombard. Arbeiten ausgenommen. Erst im 13. Jahrh. begann in Italien mit Cimabue (s. d.) eine neue Kunst, die man später die Italienische Malerei (s. Italienische Kunst) genannt hat, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum, als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael und Tizian angesehen werden können, einen eigenthümlichen Charakter entwickelte. In ihren höchsten Leistungen durchdrang sich der poetische Adel des Gedankens vollkommen mit der größten Schönheit der durch das Studium der Antike geläuterten Formen und, wie bei den Venetianern, mit der höchsten Pracht und Wärme der Farben; Vorzüge, die sich wol nie mehr in dieser Art beisammen finden werden, und zeither nur theilweise erreicht oder übertroffen worden sind. Auch die nord. Kunst entriß sich seit dem 14. Jahrh. der frühern Befangenheit und betrat mit dem Aufblühen der flandr. Schule vorherrschend die Bahn des Charakteristischen und Individuellen. Eine höhere Läuterung durch die Werke des Alterthums stand ihr jedoch erst zu Gebote, als es aus andern, auch äußern Gründen bereits zu spät war. (S. Niederländische Kunst, Deutsche Kunst und Französische Kunst.) Nachdem durch die allgemeiner verbreitete Kenntniß der Antike und durch einen Austausch der Kunstmittel der verschiedenen Schulen mit dem Ablauf des 16. Jahrh. ein neuer gemeinsamer Boden gewonnen war, entwickelte sich aus diesem eine schöne Periode der Nachblüte, in welcher besonders das Colorit großartige Triumphe feierte. Dahin gehören die neuere niederländ., die span. und die spätern ital. Schulen. Aber Gehalt und Form nutzten sich wiederum ab bis zur widerwärtigen Manier, und erst unter dem Einfluß der großen Bewegung der Geister zu Ende des 18. Jahrh. entstanden neue, classische Schulen in Frankreich, z. B. durch David (s. d.), und in Italien, z. B. durch Appiani (s. d.); eine ähnliche Richtung lebt auch in Deutschland auf, z. B. durch Carstens (s. d.). Aus der Reaction der Romantik (s. d.) gegen diese Classiker gingen dann die sämmtlichen jetzt bestehenden Schulen in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden hervor. Über die Kunstlehre und Kunstgeschichte finden sich Beiträge in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Mengs' Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Dubos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing in seinem „Laokoon", Winckelmann, Füßli, Fiorillo, Falk in seinen „Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Fernow, Goethe in seinen „Propyläen" und besonders in seinem „Winckelmann und sein Jahrh." Manches hierin vorgearbeitet. Vgl. auch, außer Vasari, Mander und Houbraken, Descamps, „Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc." (5 Bde., Par. 1753); Lanzi, „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti" (4. Aufl., 6 Bde., Bassano 1815; deutsch von Wagner, mit Anmerkungen von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Rumohr, „Ital. Forschungen" (3 Bde., Berl. 1827—31) und die neuern kunstgeschichtlichen Werke von Kugler, Schnaase, Kinkel, Waagen, Michiels u. A.

Malerfarben sind theils Naturproducte, theils Kunsterzeugnisse. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit auch Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas Mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann allerdings jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil er mit denselben die Zeuche durchdringen will; der Maler aber muß die Farben, damit sie um so weniger sich in den unterliegenden Grund einziehen, nur mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, anreiben und auftragen. Diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser oder Seifenspiritus) oder fettig (austrocknende Öle des Mohn- oder Leinsamens). Für die Ölmalerei eignen sich die mineralischen Farben besser als die nur an mineralische Körper gebundenen (die Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Öl stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen), oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen; doch haben erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen,

den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena und Umbra, die durch das Glühen ihre Farben ins Dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau und vom Kobalt die Smalte. Andere salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das Bleiweiß und Kremnitzer Weiß und das Kasseler Gelb; vom Eisen das Berliner Blau; vom Kupfer die Grünspanblumen, das Berggrün, das Braunschweiger Grün und das Scheele'sche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober vom Quecksilber, das gelbe Auripigment vom Arsenik. Die Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und erhalten ihre Farbe von einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hierher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn und aus Krapp, und die schlechtern aus Fernambuc bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte und Wau, die braunen aus mehren andern färbenden Rinden, endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmalerei dürfen nur metallische Farben angewendet werden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dienen zinnhaltiges Gold zum Purpur und Nickel zum Grün; Blau gibt Kobalt; Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, ebenso Braun erhalten; Uran macht gelbe und Chrom grüne Farbe. Als das Beste, um die Kraft und Harmonie der Ölfarben mit der Reinheit der Wasserfarben zu verbinden, empfahl Lucanus die Malerei mit natürlichem Balsam. Vgl. Stieglitz, „Über die Malerfarben der Griechen und Römer" (Lpz. 1817) und Bouvier, „Manuel des artistes et amateurs en peinture" (Par. 1827).

Malesherbes (Chrétien Guill. de Lamoignon de), Minister und Vertheidiger Ludwig's XVI. von Frankreich, stammte aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon und wurde am 6. Dec. 1721 zu Paris geboren. Er erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten, legte sich mit großem Eifer und Erfolg auf das Rechtsstudium und war schon im Alter von 24 Jahren Parlamentsrath. Als sein Vater, Guill. de Lamoignon, 1750 zum Kanzler stieg, folgte ihm der Sohn als Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). Als solcher trat er mit Freimuth, Rechtschaffenheit und Festigkeit für das Volksinteresse auf. Er befreite die Opfer der Finanzjustiz aus den Kerkern, verfolgte die blutsaugerischen Generalpächter und widersetzte sich in seinen berühmten Vorstellungen (Remontrances) den drückenden Steueredicten des Hofes. Mit dem Richteramt hatte er zugleich die Direction des Buchhandels und die Aufsicht über die Presse erhalten. Namentlich in dieser Verwaltungsstelle wurde seine Wirksamkeit für die Zeitbewegung von großer Bedeutung. Er begünstigte den Druck und die Verbreitung kühner, aufklärender Schriften, und ohne ihn wäre vielleicht die „Encyklopädie" nicht erschienen. Als der Hof die Parlamente auflöste, richtete er an Ludwig XV. (s. d.) im Febr. 1771 eine kühne Vorstellung, in welcher er die Zusammenberufung der Generalstaaten foderte, was aber seine Verbannung auf seine Güter und auch die Auflösung der Steuerkammer zur Folge hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. (s. d.) und der Herstellung der Parlamente trat M. wieder an die Spitze der Steuerkammer und erhob nun seine Stimme um so lauter für die Berufung der Reichsstände und eine gründliche Reform des versinkenden Staats. Die große Popularität, welche er besaß, bewog den König, ihm 1775 die Verwaltung des Innern zu übertragen, während sein Freund Turgot (s. d.) die Finanzen erhielt. Die Reformbestrebungen beider Männer scheiterten an dem Widerstande des Hofes und der Parlamente, und der Rücktritt Turgot's bewog auch M. am 12. Mai 1776 zum Bedauern des Königs zur Abdankung. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, widmete sich naturhistorischen Studien, besonders der Botanik, entwarf mehre Denkschriften zu Gunsten der Protestanten und Juden und trat endlich zu Fuß, unter fremdem Namen, eine Reise durch Frankreich, Holland und die Schweiz an, wo er sich allenthalben über die Volkssitten, den Landbau und die öffentlichen Anstalten gründlich unterrichtete. Mehrmals mußte er sich zu erkennen geben, um sein Schweigen und Misfallen zu rechtfertigen, wenn man seinen Namen und seine Bestrebungen mit leidenschaftlicher Anerkennung überhäufte. Er war schon längere Zeit zurückgekehrt, als ihn der bedrängte Hof 1787, kurze Zeit nach der Versammlung der Notabeln, nochmals ins Ministerium berief. Da man sich jedoch nur seiner Popularität bediente und

ihm weder Einfluß gestattete, noch seine Rathschläge befolgte, so kehrte er schon vor der Versammlung der Generalstaaten wieder in ländliche Abgeschiedenheit zurück und lebte vergessen und glücklich im Schoose seiner Familie. Bei dem Ausbruche der Revolutionsstürme richtete er mehre Denkschriften an die Nationalversammlung, der er Mäßigung, und an den König, dem er Festigkeit und Patriotismus empfahl; allein die Stimme des Vorkämpfers der Revolution wurde kaum gehört. Als er vernahm, daß man dem Könige den Proceß machen wollte, bot er sich dem Convente in einem Schreiben vom 13. Dec. 1792 zum Vertheidiger des verlassenen Monarchen an und erhielt die gefährliche Gunst zugleich mit Tronchet und Desèze. Ohne Furcht und Rücksicht ging er mit der angestrengtesten Thätigkeit an seine Arbeit. Zugleich benahm er sich als persönlicher Freund und Tröster des Königs. Er besuchte denselben täglich im Gefängnisse, instruirte ihn und erfüllte dessen Wünsche und Aufträge. Die Nachricht von der Verurtheilung des Monarchen setzte ihn in Verzweiflung. Er erschien noch am 19. Jan. 1793 vor den Schranken des Convents und beschwor die Versammlung unter Thränen, den Vollzug des Urtheils von der Einwilligung der Nation abhängig zu machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung beging M. die Unklugheit, die Gewalthaber zu schmähen und sich selbst als einen der Urheber der Revolution anzuklagen. Zwar durfte er auf seinen Landsitz Malesherbes zurückkehren, aber schon im Dec. 1793 erschienen mehre Mitglieder des Revolutionsausschusses mit bewaffneter Macht und verhafteten zuerst seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosambo, mit Frau und Kindern, am folgenden Tage auch ihn mit der übrigen Familie. Man klagte dieselben einer Verschwörung gegen die Republik an und verwickelte in den Proceß gegen 30 Personen, darunter mehre alte Magistrate und Frauen und Kinder, die sich nie gesehen hatten. M. vertheidigte mit Eifer seine Verwandten, verschmähte aber, das Wort für seine eigene Rechtfertigung zu ergreifen. Am 22. Apr. 1794 starb er mit Ruhe und Heiterkeit unter der Guillotine, nachdem er zuvor die Häupter seiner Schicksalsgenossen, darunter seiner Tochter und seiner Enkel, hatte fallen sehen. Im J. 1826 wurde ihm durch Ludwig XVIII. im Justizpalaste zu Paris ein Denkmal errichtet. M. hinterließ zahlreiche Schriften über Landbau und Botanik; seine politischen Denkschriften wurden im Manuscript zerstreut und gingen meist zu Grunde. In der Folge erschienen von ihm „Maximes, suivies de réflexions sur les lettres de cachet" (Par. 1802); „Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse" (Par. 1809; 2. Aufl., 1827) und „Oeuvres choisies" (Par. 1809). Vgl. Dubois, „Notice sur la vie de M." (3. Aufl., Par. 1806); Gaillard, „Vie historique de M." (Par. 1805) und Boissy d'Anglas, „Essai sur la vie et les écrits de M." (2 Bde., Par. 1818).

Malfilâtre (Jacq. Charl. Louis de Clinchamp de), franz. Dichter, geb. am 8. Oct. 1733 zu Caen von unbemittelten Eltern, studirte im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Der Beifall, den er mit seiner Ode „Le soleil fixe au milieu des planètes" erntete, veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen, wo seiner, nach einem kurzen Taumel von Glück, Elend und Dürftigkeit wartete. Sein Misgeschick ist durch Gilbert's Vers „La faim mit au tombeau Malfilâtre ignoré", sprüchwörtlich geworden und hat selbst den Stoff zu einem Trauerspiel abgegeben. Er starb zu Paris am 6. März 1767 unter Entbehrungen. Von seinen Dichtungen zeichnet sich das lyrisch-romantische Gedicht „Narcisse dans l'île de Vénus" (Par. 1769; neue Ausg., mit Einleitung von Fontanes, 1790) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache aus; von seinen Übersetzungen bemerken wir die Bearbeitung der „Georgica" des Virgil (wieder abgedruckt unter dem Titel „Le génie de Virgile", Par. 1810) und die Übertragung von Ovid's „Metamorphosen". Seine „Oeuvres choisies" gab Auger (Par. 1805) heraus.

Malherbe (Franç. de), der Schöpfer der classischen franz. Poesie, d. h. der Poesie des Classicismus, geb. zu Caen 1555, stammte aus einer altadeligen Familie und studirte in seiner Vaterstadt, in Heidelberg und in Basel die Rechte. Misvergnügt über den Confessionswechsel seines Vaters, der zur reformirten Kirche übergetreten war, ließ er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Gefolge des Herzogs Heinrich von Angoulême, des natürlichen Sohnes von Heinrich II. und Gouverneurs von Provence, in diesem Lande nieder und brachte den größten Theil seines Lebens in Aix zu. Ein eifriger Katholik, diente

er eine Zeit lang mit Auszeichnung unter der Ligue, lernte aber nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. diesen Fürsten schätzen und nahm von ihm, als er 1605 in Privatangelegenheiten nach Paris gekommen war, eine Kammerherrnstelle mit 1000 Livres Gehalt an. Nach dem Tode des Königs zahlte ihm Maria von Medici seine Pension fort und erhöhte sie sogar. Er starb im Oct. 1628. Seine Biographie lieferte sein Freund Racan, der nächst Maynard zu seinen bedeutendsten Schülern gehörte. Er war ein ehrlicher Mann, aber mürrisch und voller Sarkasmen. Nächst dem katholischen Glauben lag ihm die Reinheit der franz. Sprache am meisten am Herzen; noch auf seinem Sterbebette corrigirte er einen Sprachfehler seines Beichtvaters und bat ihn, von den Freuden des Himmels zu schweigen, da sein schlechter Stil ihm die Sache verleide. Die besten Ausgaben seiner oft gedruckten „Oeuvres" sind die von Chevreau mit Racan's Biographie (3 Bde., Par. 1723), die von Lefèvre de St.-Marc (4 Bde., Par. 1764) und von Didot (Par. 1797, 4.). Während die ältern Kunstrichter von M. an die Morgenröthe der franz. Poesie datiren, erkennt die neuere Kritik in ihm zwar einen correcten Versificator und Sprachkünstler, aber nur einen höchst mittelmäßigen Dichter.

Malibran (Maria Felicitas), eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1808 zu Paris, war die Tochter des span. Sängers und Gesanglehrers Manuel Garcia (s. d.). Alle Bemühungen des Vaters, der sie unterrichtete, schienen bei ihr ganz erfolglos, als auf einmal mit dem 13. Jahre die überraschendste Umwandlung ihres körperlichen und geistigen Wesens stattfand, und das erwachte Talent sich mit reißender Schnelligkeit entwickelte. Schon im 14. Jahre feierte sie in London, wohin der Vater sich gewendet hatte, ihre ersten Triumphe in der ital. Oper, und bald war ihr Ruf ein europäischer. Indeß wurde ihre Laufbahn durch eine Episode unterbrochen, die auf ihr Leben den entscheidendsten Einfluß äußerte. Ihr Vater war mit ihr an der Spitze einer ital. Operngesellschaft nach Neuyork gezogen; doch das Unternehmen scheiterte. Mit Rücksicht auf des Vaters Lage nahm die Tochter die Hand eines Franzosen, Malibran, an, der für einen der reichsten dortigen Kaufleute galt, aber bald nachdem sie die Bühne verlassen, bankerot wurde. Sie überließ hierauf ihm die durch den Heirathscontract ihr ausgesetzte Summe und betrat von neuem die Bühne. Nachdem aber häuslicher Zwiste halben sie sich von ihrem Gatten getrennt hatte, kehrte sie nach Europa zurück und mit ihrem ersten Auftreten trat der bis dahin unverkümmerte Glanz der Pasta vor dem neuaufgehenden Gestirn zurück. In Frankreich, England, Deutschland und Italien erregte sie gleichen Enthusiasmus. Von den ungeheuern Summen, die sie erwarb, machte sie indeß den alleredelsten Gebrauch. Sie übte eine wahrhaft verschwenderische Wohlthätigkeit, von der auch ihr Gatte nicht ausgeschlossen war, sodaß endlich ihre Freunde selbst Einhalt thaten und ihre Einnahmen in Empfang nahmen. Alle, die in den Kreis ihres Umgangs kamen, rühmten mit Begeisterung ihre weiblichen und häuslichen Tugenden, ihre Bescheidenheit und aufgeweckte Unterhaltungsgabe. Seit 1833 reiste sie mit Beriot (s. d.), mit dem sie 1836, nachdem ihre erste Ehe gerichtlich geschieden worden war, eine zweite schloß. Doch schon im Sept. 1836 ereilte sie der Tod in Manchester, wohin sie gereist war, um bei einem Musikfeste mitzuwirken. In der strengen Schule ihres Vaters hatte sie so viel allgemeine musikalische Bildung erlangt, um auch als Componistin auftreten zu können. Eine ziemliche Anzahl ihrer Lieder, von denen manche sehr beliebt wurden, sind auch gedruckt. Ein Denkmal wurde ihr 1838 in Brüssel errichtet.

Mallet (Claude Franç. de), franz. General und bekannt durch seine Verschwörung gegen Napoleon, war am 28. Juni 1754 zu Dôle in der Franche Comté geboren und trat im Alter von 16 Jahren in die Leibgarde. Nach Auflösung dieses Corps kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich daselbst 1790 als eifriger Anhänger der Revolution an die Spitze der Nationalgarde. Später ging er als Capitain zur Rheinarmee, wurde 1793 Generaladjutant, 1799 aber Brigadegeneral. Als solcher kämpfte er in der Alpenarmee und wurde 1805 nach Italien versetzt, wo er das Gouvernement zu Pavia erhielt. Weil er aber seinen Republikanismus nicht verleugnete und die Unternehmungen Bonaparte's heftig tadelte, so setzte man ihn ab. Er kehrte nun nach Paris zurück, ließ sich hier in mehre republikanische Complots ein und wurde 1808 von der Policei eingezogen, obschon man

ihn keines Vergehens überführen konnte. Im Juni 1812 brachte man ihn in ein Detentionshaus, und hier entwarf er mit mehren Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzuges in Rußland zu stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne, aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, daß der Tyrann in Rußland umgekommen sei. Hierauf setzte er die in dem Gefängnisse Laforce eingeschlossenen Generale, Guidal und Lahorie, in Freiheit, ließ ein vorher gewonnenes Bataillon der Garde von Paris unter die Waffen treten und suchte den Platzcommandanten Hullin (s. d.) auf, während sich Lafon an der Spitze einiger Pelotons nach der Präfectur wendete. M. theilte Hullin den Tod des Kaisers und die Errichtung einer provisorischen Regierung mit, und als derselbe Mistrauen bezeigte, zog er ein Pistol und zerschmetterte ihm das Gesicht. Der Adjutant Laborde, der die nächtliche Scene belauscht hatte, eilte auf den Schuß herbei und vermochte den Verschwörer zu überwältigen. Schon am nächsten Tage wurde M. mit Guidal und Lahorie vor eine Militaircommission gestellt, wobei er seltene Festigkeit und Geistesgegenwart zeigte. Als man ihn um die Mitschuldigen befragte, erwiderte er: „Ich würde ganz Frankreich, ja ganz Europa zu Mitschuldigen gehabt haben, wäre ich glücklich gewesen". Mit Kaltblütigkeit hörte er sein Todesurtheil, und ebenso entschlossen benahm er sich, als er am 29. Oct. 1812 mit seinen beiden Gefährten in der Ebene von Grenelle erschossen wurde. Vgl. „Histoire des sociétés secrètes de l'armée" (Par. 1815), in der M. jedoch eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare, „M., ou Coup-d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations etc." (Par. 1814) und Lafon, „Histoire de la conjuration de M." (Par. 1814).

Mallet du Pan (Jacq.), ein ausgezeichneter Publicist des 18. Jahrh., geb. 1749 zu Genf, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und kam durch Voltaire, der ihn für die Philosophenpartei vergebens zu gewinnen suchte, als Professor der franz. Literatur 1772 nach Kassel. Hier gab er einen „Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres" heraus, legte aber als unabhängiger Charakter schon nach einigen Monaten sein Amt nieder und begab sich zu dem Publicisten Linguet (s. d.) nach London, den er in der Redaction der „Annales politiques" unterstützte. M. sah indeß bald in seinem Genossen einen käuflichen Sophisten und trennte sich von ihm. Als Linguet in die Bastille gesetzt wurde, gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift „Mémoires historiques, politiques et littéraires", welche die politischen Annalen ersetzen sollte. Da der ernste Ton seines Werks wenig Anklang fand, gab er dasselbe 1782 auf, zumal da Linguet auf freien Fuß gelangte. Zufolge der genfer Ereignisse schrieb er hierauf „De la dernière révolution de Genève, en 1782" und zog sich dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Pankouke das „Journal historique et politique", das einen großen Aufschwung nahm. Im J. 1788 vereinigte jedoch Pankouke die Zeitschrift mit dem „Mercure de France" in der Weise, daß M. die Redaction vom politischen Theil des „Mercure" behielt. Er fuhr fort, im Sinne einer gemäßigten, constitutionellen Freiheit zu schreiben, und der Erfolg war so groß, daß der „Mercure" bald in 20000 Exemplaren gedruckt wurde. Beim Ausbruche der franz. Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs. Wiewol er die heftigsten Auffoderungen von Seiten der Bewegungsmänner zum Einlenken erhielt, griff er die Schritte der Nationalversammlung, die Unordnungen vom Juli und Oct. 1789, überhaupt die Revolution mit großer Kühnheit an. Die Flucht des Königs am 21. Juni 1791 zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention in den franz. Angelegenheiten zu ersuchen. M. reiste am 21. Mai 1792 nach Frankfurt am Main, sah aber sehr bald seine Bemühungen im Fortgange der Ereignisse scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug. 1792, wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und in Folge deren seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der franz. Partei verfolgt, ging er im Frühjahre 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift „Considérations sur la révolution de France" herausgab. Mit dem Einbruch der Franzosen zog er sich nach Basel zurück, welches damals der Mittelpunkt aller gegen die franz. Revolution gerichteten Intriguen war. Seines Unterhalts beraubt wurde er der Berichterstatter an die

Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete in dieser Stellung mit großer Anstrengung an der Fortsetzung des Kampfes gegen die franz. Republik. Die Angriffe auf das Benehmen Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg im Breisgau, wo er den Winter von 1798 in den traurigsten Verhältnissen zubrachte. Im J. 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst das politische Journal „Mercure britannique". Obschon ihn die Regierung nicht unterstützte, nahm doch sein von den Zeitumständen begünstigtes Blatt bald den glänzendsten Aufschwung. Doch starb er schon am 10. Mai 1800. Seine mit fünf Kindern hinterlassene Witwe erhielt eine Unterstützung von der brit. Regierung. M. war seinen politischen Doctrinen nach ein Anhänger der brit. Verfassung, die er auch Frankreich zudachte. Sein Stil ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam; seine Gedanken ernst, tief und errungen. Noch gedenken wir seiner Schrift „Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France" (1791); der „Correspondance politique, pour servir à l'histoire du républicanisme franç." (Hamb. 1796) und des „Essai sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétique" (Lond. 1798).

Mallorca oder Majorca, die größte der zu Spanien gehörenden Balearischen Inseln im Mittelländischen Meere, welche nebst den Pityusischen Inseln das Königreich Mallorca bilden, hat einen Flächeninhalt von 63 □M. Sie ist meist gebirgig; namentlich zieht sich an der Nordwestseite eine Bergkette hin, deren höchste Spitze der 4506 F. hohe Silla de Torellas ist, und die in mehre Vorgebirge, wie Formentor, Cala Figuer und Dragonera, ausläuft. Dessenungeachtet hat sie ein mildes Klima und ist fruchtbar. Als Haupterzeugnisse liefert sie Seide, Wein, Öl, Südfrüchte, Safran, Salz, Vieh und Wild. Getreide wird nicht ausreichend erbaut, weil man den Boden nicht zweckmäßig zu benutzen versteht. Die ganze Insel hat an den Küsten feste Wachtthürme aus der Zeit der türk. Seeräuber. Die Bewohner, an Zahl etwa 145000, zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit aus. Sehr viel haben sie vom Gelben Fieber zu leiden, das sie allein seit Anfange dieses Jahrhunderts dreimal heimsuchte und großes Sterben verursachte. Der span. Regierung dient die Insel als Verbannungsort für politisch Verdächtige. Die befestigte Hauptstadt Palma, mit 34000 E., ist der Sitz des Generalcapitains des Königreichs Mallorca, eines Bischofs, einer Universität und einer Akademie der zeichnenden Künste. Sie hat einen großen Dom, eine prächtige Börse und einen durch zwei Forts vertheidigten und durch einen 4380 F. langen Steindamm geschützten Hafen mit Leuchtthurm, und treibt neben Fabrikation in Tuch, Taffet und fein eingelegten Tischlerarbeiten ansehnlichen Handel. Außerdem ist noch die Hafenstadt Alcudia, mit etwa 800 E., zu erwähnen, welche sehr ungesund liegt, Korallenfischerei treibt und sonst der Aufbewahrungsort für Staatsgefangene war.

Malmaison, ein Lustschloß, 2½ Stunde westlich von Paris, im Mittelalter ein Maierhof, Mala domus genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet, gehörte früher dem Minister Richelieu und war dann eine Besitzung der Kaiserin Josephine, die es zu einer der reizendsten Anlagen in der Nähe der Hauptstadt umschuf, und aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg, überging. Obschon M. nach der zweiten Einnahme der Hauptstadt im J. 1815 vielfach verwüstet wurde, so waren doch noch Gegenstände genug vorhanden, welche an die glanzvollen Tage der Kaiserregierung erinnerten; allein sie nahmen immer mehr und mehr ab, bis endlich 1829 auch die Mobilien versteigert wurden, welche Engländer und Freunde des Kaisers zu hohen Preisen erstanden. Im J. 1842 wurde M. für die Königin Maria Christine von Spanien angekauft.

Malmedy, eine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, hat 4000 E., die bedeutende Fabriken in Tuch, Papier und Preßspähnen, hauptsächlich aber in Leder unterhalten, Gerberei und Leimsiederei treiben und die Producte dieser Industrie in den Handel bringen. Auch ist daselbst eine kräftige mineralische Quelle, die aber wegen der Nähe von Spaa nicht in großem Rufe steht. Früher war M. eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrh. gestiftet, mit Stablo unter einem Fürstabte stand, dessen Besitzungen in dem Fürstenthume Stablo, wozu M. gehörte, und in der Grafschaft Ligne bestanden, die im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen.

Malmö, die Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Län, früher eine Festung, liegt am Sund und hat gegen 8000 E., ein altes, festes Schloß (Malmöhuus), eine Schifffahrtsschule und ein Hospital für Blödsinnige. Man fertigt daselbst viel Handschuhe, Tuch, Seife und Tapeten; auch ist der Kornhandel sehr bedeutend. Durch den Frieden zu M. im J. 1523 zwischen Gustav Wasa und Christian II., der Schweden von Dänemark trennte, wurde die Kalmarische Union gelöst. Im folgenden Jahre hatte Gustav Wasa mit dem neuen Könige Friedrich I. von Dänemark in M. eine Zusammenkunft, um von ihm seine Anerkennung als König zu erlangen und sich mit ihm gegen den vertriebenen König Christian II. von Dänemark zu verbinden.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi (Marcello), ital. Anatom, Physiolog und Physiker, geb. am 10. März 1628 zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wo er auch Professor der Arzneikunde wurde. Im J. 1657 ging er in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Hierauf wurde er 1662 Professor der Medicin in Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Endlich berief Papst Innocenz XII. ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Hier starb er am 29. Nov. 1694. Er war der Erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine Beobachtungen hierüber theilte er in zwei Briefen an Borelli unter dem Titel „De pulmonibus" mit. Seine Abhandlungen über Gehirn, Zunge, Netzhaut, Tastorgan, Bau der Eingeweide, Nerven, Milz, Uterus u. s. w., sowie über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen und besonders über die Anatomie der Pflanzen enthalten scharfsinnige und lehrreiche Beobachtungen. Seine „Opera" erschienen zu London 1686 (2 Bde., Fol.; vermehrt, 2 Bde., Leyd. 1687, 4.) und seine „Opera posthuma" 1697 und zuletzt sehr vermehrt unter dem Titel „Opera medica et anatomica varia" (Ven. 1743, Fol.).

Malplaquet, ein Dorf im Bezirk von Avesnes im franz. Departement du Nord, wurde durch die Schlacht zwischen den verbündeten Östreichern und Engländern und den Franzosen am 12. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der franz. Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Aulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier wurde er von Eugen und Marlborough angegriffen, und den Engländern gelang es, sein Centrum zu durchbrechen und so seine Flügel zu trennen. Er selbst wurde schwer verwundet, sodaß Bouflers (s. d.) das Commando übernehmen mußte, der sich mit der Armee über Bavay nach Valenciennes zurückzog, ohne daß er verfolgt wurde. Die Franzosen hatten 15000, die Verbündeten 18000 M. verloren.

Malsburg (Ernst Friedr. Georg Otto, Freiherr von der), der Übersetzer des Calderon, geb. am 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde wegen des unsteten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in kurhess. Diensten stand, von seinem Oheim, der kurhess. Minister war, in Kassel erzogen und besuchte später das dasige Gymnasium und seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Nach beendeten akademischen Studien begleitete er seinen Oheim nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilte. Nach der Rückkehr wurde er 1806 Assessor in der Regierung, unter der westfäl. Regierung Auditor im Staatsrathe, 1808 Legationssecretair in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. Noch in demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesendet, und hier war es, wo er im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth die letzten, aber auch schönsten und glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb am 20. Sept. 1824 auf dem ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallenen Schlosse Eschenberg. Seine eigenen „Gedichte" (Kass. 1817 und Lpz. 1821) sind meist in dem von Schlegel angeregten südlichen Tone verfaßt; werthvoller sind die religiösen Gedichte, doch auch in ihnen Novalis als Vorbild leicht erkennbar. Bedeutenden Ruf erwarb er sich durch

seine Verdeutschung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) und durch die drei frei behandelten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel „Stern, Scepter, Blume" (Dresd. 1824). In den letzten Jahren lieferte er auch zahlreiche kritische Beiträge in Zeitschriften. Nach seinem Tode gab die Stiftsdame von Calenberg seinen „Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben" (Kass. 1825) heraus.

Malstrom oder **Moskoestrom**, der berühmteste aller Strudel, an der norweg. Küste, gleicht einem umgekehrten hohlen Kegel und hat einen so unbeschreiblich heftigen Wassersturz, daß auf der einen Seite die Schiffe bis auf eine Entfernung von fast sechs Meilen ihn meiden müssen.

Malta, eine Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste, hat mit den ganz nahe dabei liegenden Inseln Gozzo, Comino und Cominotto, die dazu gerechnet werden, einen Flächeninhalt von 8 □M. mit 130000 E. Der Boden, bestehend aus verwittertem Kalkfelsen mit Höhlen und Grotten, ist mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden, ziemlich hügelig und voll Steinklippen, dessenungeachtet aber jeder Zoll Landes benutzt. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt und gesund. An Ziegen, Schafen, Geflügel, Fischen und köstlichem Honig fehlt es nicht. Man erbaut Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, besonders viel Baumwolle, [Zuckerrohr, schönes Obst und Südfrüchte, die an Güte die italienischen übertreffen, auch etwas Wein, der dem spanischen gleich kommt; Getreide jedoch für den Bedarf nicht ausreichend. Die Flora ist sehr üppig, besonders waren die Rosen schon im Alterthume berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Holzung. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Verfertigung weniger baumwollener Zeuge. Dagegen sind Handel und Schiffahrt sehr bedeutend. Die Einwohner, ein Gemisch sämmtlicher Völker, die nach und nach die Insel beherrscht haben, insbesondere der Araber, sprechen in den Städten Italienisch, auf dem Lande aber ein mit den Worten vieler andern Sprachen gemischtes verdorbenes Arabisch. Sie sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute und bekennen sich zur katholischen Kirche. Die Insel ist der Mittelpunkt des engl. Dampfschiffahrtssystems im Mittelmeere, sowie sie auch von großer strategischer Wichtigkeit ist, indem die Engländer durch sie nebst Gibraltar und den Jonischen Inseln das Mittelmeer beherrschen, weshalb sie dieselbe sehr befestigt und große Werfte und Arsenale hier angelegt haben. Die Hauptstadt der Insel ist **Lavalette** (s. d.). Die alte Hauptstadt, Malta, auch Civita vecchia genannt, mit 5000 E. und antiken Ruinen, liegt im Innern der Insel. M. und Gozzo waren um 1400 v. Chr. tyrisch-phönic. Colonien, von deren Bauwerken sich noch jetzt auf Gozzo Spuren finden. Schon während ihrer heroischen Zeit war die Insel den Griechen bekannt, die sie damals **Ogygia** benannten und die Nymphe Kalypso dahin versetzten, deren angebliche Grotte noch jetzt gezeigt wird. Im J. 736 v. Chr. ließen sich griech. Colonisten auf M. nieder, das nun den Namen **Melite** erhielt. Sie blieben mit einer aristokratisch-demokratischen Verfassung unabhängig, bis die Karthager um 400 v. Chr. die Inseln eroberten, an deren Stelle 216 v. Chr. die Römer traten. Im J. 56 n. Chr. scheiterte hier der Apostel Paulus, der nach der Sage bereits damals eine christliche Gemeinde gegründet haben soll, und noch zeigt man die Höhle, in der er sich damals aufgehalten. Im J. 454 n. Chr. eroberten die Vandalen die Insel, 464 die Gothen, 533 die Byzantiner unter Belisar, 818 die Araber, die dieselbe **Maltache** nannten und mit einer geringen Unterbrechung bis 1090 besaßen, in welchem Jahre sie die sicil. Normannen einnahmen und als ein Marquisat mit Sicilien verbanden, dessen Schicksale sie bis 1530 theilte, wo sie von Karl V. den **Johanniterrittern** (s. d.) als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt wurde. Bonaparte nahm sie auf seinem Zuge nach Ägypten 1798 unter dem Großmeister von **Hompesch** (s. d.) durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1800 an die Engländer ergeben. Im Frieden von Amiens wurde zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, von England aber 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, die in der innern Verfassung wenig geändert haben. Sie steht unter einem engl. Gouverneur und hat eine engl. Besatzung; die Obrig-

keiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staatseinkünfte betragen gegen 100000 Pf. St., werden aber bedeutend durch die Ausgaben überwogen. Als Souverain von M. stiftete 1810 der König von England den St.-Georg- und St.-Michaelsorden. Vgl. Boisgelin, „Ancient and modern M." (2 Bde., Lond. 1805, 4.); Bres, „M. antica illustrata" (Rom 1816, 4.) und Avalos, „Tableau hist., polit., physiq. et moral de M. et de ses habitans" (Par. 1830).

Maltebrun (Konr.), eigentlich Malthe Bruun, Geograph, geb. 1775 in einer angesehenen jütländ. Familie, studirte in Kopenhagen und warf sich, als die franz. Revolution ausgebrochen, mit jugendlichem Eifer auf die Politik. Er schrieb eine heftige Satire gegen die Aristokraten unter dem Titel „Katechismus der Aristokraten" (1795), wurde gerichtlich verfolgt und flüchtete nach Schweden. Zwei Jahre nachher kehrte er zurück, mußte aber, da er die damaligen Machthaber von neuem reizte, zum zweiten Male flüchten und wurde 1800 in contumaciam zu ewiger Verbannung verurtheilt. Er ging nun nach Paris, wo er vom Unterrichtgeben lebte; auch fing er an für Journale zu schreiben. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter an dem „Journal des débats"; 1808 unternahm er die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire" (24 Bde.), die er 1814 schloß, und 1818 mit Eyries die „Nouvelles annales des voyages etc.", die noch gegenwärtig bestehen. Nach Napoleon's Sturze, zu dessen Gunsten er bis ans Ende seiner Regierung schrieb, gab er eine Zeit lang ein eigenes Blatt, „Le spectateur", heraus, das mit dem dritten Bande einging, und 1815 wurde er Mitarbeiter an der ultraroyalistischen „Quotidienne"; auch versuchte er in einer besondern Schrift, die auf dem wiener Congreß erfundene Legitimitätstheorie zu vertheidigen. Später trat er wieder beim „Journal des débats" ein, dessen Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb, der am 14. Dec. 1826 erfolgte. Sein Hauptwerk ist der „Précis de la géographie universelle" (8 Bde., Par. 1824—28, mit einem Atlas), dessen zwei letzte Bände Huot lieferte, der dann auch die zweite Auflage besorgte. Auch an dem trefflichen „Dictionnaire géogr. univ." (8 Bde., Par. 1821 fg.) hatte M. bedeutenden Antheil, sowie bei der Stiftung der pariser Geographischen Gesellschaft, deren Secretair er eine Zeit lang war. Kleine Aufsätze von ihm im „Journal des débats" gab Nachet unter dem Titel „Mélanges scientifiques et littéraires" (3 Bde., Par. 1828) heraus.

Malter, s. Maße und Gewichte.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malthus (Thom. Rob.), ein berühmter brit. Volks- und Staatswirthschaftslehrer, geb. am 14. Febr. 1766 zu Rockery in der Grafschaft Surrey, studirte in Cambridge, wo er nachher eine untergeordnete Lehrerstelle bekleidete und eine geistliche Pfründe erhielt. Im J. 1804 kam er als Professor der Geschichte und politischen Ökonomie an das Collegium der Ostind. Compagnie zu Haileyburg, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Noch ehe er dahin abging, hatte er seinen berühmten Versuch über die Principien der Bevölkerung „Essay on the principles of population" (Lond. 1798; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807) veröffentlicht, und das Aufsehen und der Widerspruch, den seine kühnen und paradoxen Behauptungen machten, veranlaßten ihn, seine Ansichten zu einem System auszubilden. Er bereiste im J. 1800 den Continent, stellte die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an und ließ sein Buch in neuer Gestalt wiederholt (5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1817) erscheinen. Wie schon vor ihm der Schotte Wallace, der Engländer Townshend und der Italiener Ricci, behauptete auch M., daß die Vermehrung der Subsistenzmittel nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung halte. Nach ihm wächst die letztere in arithmetischer Progression von 20 zu 20 Jahren, wie 1, 2, 4, 8, 16, während die Hülfsmittel der Unterhaltung nur in dem Verhältniß wie 1, 2, 3, 4, 5 steigen. Er schließt daraus, daß der Staat, im Interesse des Ganzen, das Wachsthum der Bevölkerung gewaltsam beschränken und auf das Maß der Existenzmittel zurückführen müsse. Die Schwärmereien der deutschen und franz. Philosophen von der Perfectibilität des Menschengeschlechts hatten M. zur Durchführung dieser rein auf abstracten Zahlenverhältnissen beruhenden Theorie geführt. Wie sehr auch schon die Thatsachen seine allgemeinen Grundsätze widerlegten, erwarb er sich doch mannichfaltige Verdienste durch

seine statistischen Untersuchungen, die 1834 bei der Reform der Armengesetze in England benutzt wurden. Als sein gründlichster Gegner gilt M. Th. Sadler, welcher „The law of population" (2 Bde., Lond. 1830) herausgab. Außerdem schrieb M. „Principles of political economy" (3 Bde., Lond. 1819—20) und „Definitions in political economy" (Lond. 1827). Er starb zu Bath am 29. Dec. 1834.

Maltitz (Apollonius, Freiherr von), bekannt als Dichter, geb. 1795, ist der Sohn Pet. Friedr. von M.'s, der russ. Gesandter an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe war und 1826 starb. Seine Vorfahren hatten sich zu Anfange des 18. Jahrh. aus Deutschland nach Rußland übersiedelt. Er widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde 1830 Attaché bei der russ. Gesandtschaft in Rio Janeiro, 1836 Legationsrath und Gesandtschaftssecretair in München und ist gegenwärtig russ. Chargé d'Affaires am Hofe zu Weimar. Als Mensch wie als Dichter zeichnen ihn tiefes Gefühl, Tüchtigkeit und Bravheit der Gesinnung und Adel des Gemüths aus. Namentlich hat er ein entschiedenes Talent für Sinngedichte und Gedichte humoristisch-satirischen Inhalts. Nächst seinen „Gedichten" (2 Bde., Münch. 1838) ließ er „Dramatische Einfälle" (2 Bde., Münch. 1838—43) und „Drei Fähnlein Sinngedichte" (Berl. 1844) erscheinen. Zu Anfange des J. 1839 wurde er Mitredacteur der „Theeblätter", die sich später in „Deutsche Blätter" umwandelten. — Sein Bruder, Franz Friedr., Freiherr von M., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des russ. Hofes im Haag, geb. um 1796, war 1826 und 1827 Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten und bekleidete dann bis 1832 als Wirklicher Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe, worauf er nach dem Haag versetzt wurde. Er machte sich in der deutschen Literatur einen Namen besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" (Karlsr. 1817). Außerdem ließ er erscheinen „Gedichte" (Karlsr. 1816); „Athalie, ein Trauerspiel nach Racine"; „Azire, ein Trauerspiel nach Voltaire"; „Die Geister auf Yburg, eine Rittersage", und „Phantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree, von einem Unbekannten" (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen, die jedoch mehr Sinn für die poetische Form als eigene Schöpferkraft bekunden, auch gelungene Übersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Italienischen enthalten sind.

Maltitz (Gotthilf Aug., Freiherr von), der Dichter der „Pfefferkörner", geb. zu Königsberg in Preußen am 9. Juli 1794, wurde ungeachtet eines gebrechlichen Körpers von seinen Eltern dem Forstfache bestimmt, das er auf der Forstakademie zu Tharand studirte. Als 1812 der König von Preußen zum Freiheitskampfe aufrief, ließ sich auch M. nicht abhalten, in die Reihen der Freiwilligen einzutreten. Wegen seines körperlichen Gebrechens von Einigen verspottet, sah er sich zu einem Duell genöthigt. Nach beendigtem Kriege widmete er sich wieder dem Forstfache, bis eine Satire auf zwei seiner Vorgesetzten, die er anonym hatte drucken lassen, ihn jeglicher Aussicht auf Beförderung beraubte. Hierauf unternahm er angeblich eine Reise nach Italien, und wählte dann Berlin zu seinem Aufenthalte. Bald machte er sich durch seine schriftstellerischen Erzeugnisse bekannt; gleichzeitig kam er mehr und mehr in den Geruch des Liberalismus. In seinem dramatischen Versuche „Der alte Student" sprach er seine Theilnahme für das getheilte und unterdrückte Polen deutlicher aus, als mit der Tendenz der Censur zu vereinbaren war. Als er nichtsdestoweniger die Schauspieler der königsstädtischen Bühne überredete, die gestrichenen Stellen bei der ersten Darstellung, welcher der König selbst beiwohnte, mitzusprechen, mußte er auf Cabinetsbefehl Berlin sofort verlassen und begab sich nun 1828 nach Hamburg. Die Julirevolution in Frankreich fand an ihm einen überschwänglichen Enthusiasten. Er ging gegen Ende des J. 1830 nach Paris, kehrte jedoch wenig befriedigt 1831 wieder nach Deutschland zurück und wendete sich nach Dresden, wo er in der Zurückgezogenheit lebte und am 7. Juni 1837 starb. Bei gesundem Witze und nicht unglücklichem Sarkasmus, einer nicht unbedeutenden Dichtergabe, einem aufbrausenden Herzen und vieler Offenheit und Biederkeit besaß M. doch nicht genug gründliche Durchbildung, um in unsern complicirten Zeiten als Dichter Großes zu vollbringen und als Schriftsteller für die Dauer festen Fuß zu fassen. Dabei war er zu seinem größten Unglück etwas eitel. Er wurde mehr von der Zeit und ihren verschiedenen Anregungen beherrscht, als er sie zu bewältigen vermochte; so wendete

er sich in seinen letzten Jahren immer mehr der Politik zu, wo er stets richtig fühlte, aber häufig haltlosen Phantasien und zuletzt einer immer steigenden Bitterkeit gegen alles Bestehende verfiel. Das Gemüthlich-Scherzhafte gelang ihm am besten, davon zeigen seine frühern Schriften, wie „Nänzel und Wanderstab" (2 Bde., Berl. 1821—23), und seine „Humoristischen Raupen oder Späßchen für Forstmänner und Jäger" (4. Aufl., Berl. 1839). Auch versuchte er sich im Fache der religiösen Erbauungsliteratur und gab „Sonnenblicke, Gesänge religiösen Inhalts" (6. Aufl., Zitt. 1834) heraus. Einiges Aufsehen machte in der Literatur sein „Gelasius, der graue Wanderer im 19. Jahrh.; ein Spiegelbild unserer Zeit" (Lpz. 1826). Später versetzte er seine Productionen mit politischen Gewürzen, wie die „Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse" (2 Bde., Lpz. 1834—35; 2. Aufl., Lpz. 1843); dagegen sind seine „Balladen und Romanzen" (Par. 1832) frei von aller Politik. Eine Quintessenz seiner politischen Satire gab er in seinen „Pfefferkörnern" (4 Hefte, Hamb. 1831—34). Von seinen dramatischen Arbeiten, „Schwur und Rache, ein Trauerspiel" (Berl. 1826), „Hans Kohlhas" (Berl. 1828), „Olivier Cromwell oder die Republikaner" (Hamb. 1831) und „Die Leibrente", eine Posse, mitgetheilt in Franck's „Taschenbuch dramatischer Originalien", wurden die letztere und „Hans Kohlhas" mit Beifall gegeben; doch verdankte „Die Leibrente" den großen Beifall, den sie bei der Aufführung in Berlin fand, weniger sich selbst als der trefflichen Leistung des Schauspielers Eduard Devrient, der in dieser Posse eine seiner Hauptrollen hat.

Malvasier wird der ursprünglich bei Napoli di Malvasia in Morea und nächstdem auf Cypern, Kandia und andern Inseln des Archipels wachsende rothe und weiße Wein genannt, welcher sehr süß, fein und geistig ist und durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack sich auszeichnet. Den im Handel gewöhnlich vorkommenden Malvasier liefern Teneriffa, Madeira, die Azoren, die Liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence.

Malz nennt man behufs des Bierbrauens, Branntweinbrennens und Essigsiedens zubereitetes Getreide. Hierzu werden hauptsächlich Gerste und Weizen, seltner Hafer genommen. Das Getreide wird in Bottichen eingeweicht, dann in einer Tenne auf einen Haufen geschüttet, den man, sobald sich die Keime hinlänglich entwickelt haben, umschaufelt, worauf die gekeimte Frucht entweder auf luftigen Böden oder auf geheizten Darren ausgetrocknet wird; Ersteres stellt das Luftmalz, Letzteres das Darrmalz dar. Außer diesen beiden Arten bereitet man in neuester Zeit auch noch Filzmalz auf die Art, daß man das aus dem Bottich genommene Getreide in einen Haufen spitzt und in ein Beet von 3—5 Z. Höhe bringt. Sobald das Malz im Boden fest ineinander gewachsen ist, wird es in regelmäßige Stücke getheilt und das noch nicht gekeimte nach Innen zum Keimen gebracht. Nachdem Alles gekeimt, wird das nun fertige Malz mit den Händen gerieben und auf den Welkboden gebracht. Durch den anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in eine zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des geschrotenen Malzes (die Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier (s. d.) liefern kann. Die Abgänge beim Malzen, der Malzstaub und die Malzkeime, dienen zur Viehfütterung und zur Düngung. Ein gutes Malz muß gleichförmig und weder zu viel noch zu wenig gekeimt, wohlgetrocknet oder geröstet, auch rein, nicht zu alt und verlegen sein und einen starken, angenehmen, süßen Geruch und Geschmack haben. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Wismar u. s. w., treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eignes Gewerbe.

Mamertiner nannten sich nach Mamers, wie in oscischer und sabinischer Sprache der röm. Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zu See und zu Lande furchtbar machte. Endlich besiegte sie Hiero II. (s. d.) von Syrakus bei Mylä, wo ihm 8000 M. entgegenstanden, 265 v. Chr. und bedrängte sie in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe; diese sendeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere, und die Karthager wurden wieder

aus der Stadt vertrieben. Da sie nun aber mit Hiero vereinigt diese belagerten, so gab dies die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago.

Mamluken (arab.), d. i. Sklaven, nannte man in Ägypten die aus den Gegenden des Kaukasus stammenden Sklaven der Beys, welche die bewaffnete Macht derselben bildeten. Als nämlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte der Sultan Nodschmaddin von Ägypten deren 12000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Turan Shah 1254 aus ihrer Mitte Ibegh zum Sultan von Ägypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahariden begann, denen 1382 die zweite Mamlukendynastie, die Bordschiten, folgte. Beider Herrschaft dauerte 263 Jahre, während welcher Zeit die Mamluken verschiedene Eroberungen machten und die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kahira 1517 mit Sturm genommen hatte, und setzte einen türk. Pascha über Ägypten, war aber doch durch die Umstände genöthigt, die 24 Beys, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne besondere Veränderung fort, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. die Mamluken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Übergewicht über die Regierung der Osmanen in Ägypten erhielten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach ihrem Willen handeln mußte, und die Mamlukenbeys die wirklichen Beherrscher des Landes waren. Dieses Übergewicht verschaffte ihnen vorzüglich Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Die Zahl der Mamluken, die durch ganz Ägypten zerstreut waren, betrug ungefähr 10—12000 M. Sie ergänzten sich meist durch Sklaven aus Kaukasien, und nur aus ihnen wurden die Staatsämter besetzt und insbesondere die Beys gewählt. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die Mamluken, namentlich Murad Bey, zur Zeit des franz. Einfalls in Ägypten und die nächste Zeit nach dem Abzuge der Franzosen. Durch List gelang es 1811 dem nachherigen Vicekönige von Ägypten, Mohammed Ali (s. d.), die Beys zu vernichten.

Mammuth ist der Name mehrer Säugthiere, welche in der letzten, der unsern zunächst vorausgegangenen Erdperiode lebten, während der großen Umwälzung vernichtet wurden und hinsichtlich ihrer staunenswerthen Körpergröße im Verhältnisse zu einer Thier- und Pflanzenwelt standen, deren auf uns gekommene versteinerte Reste überall auf einen ungeheuren Maßstab der damaligen Schöpfung schließen lassen. (S. Urwelt.) Man findet die Trümmer der Mammuthe häufig, zumal aber die Backenzähne einiger Arten; selten aber kommen größere Skelettheile vor. Die Mammuthe sind theils nur grasfressende, theils aber auch, wie man aus der Beschaffenheit der Zähne gefolgert hat, fleischfressende Thiere gewesen. Die erstern haben sich vom ind. Elefanten wenig unterschieden, waren aber weit größer, und sind zumal an den Küsten Nordasiens in solcher Menge unter dem ewigen Eise umgekommen, daß der Handel mit ihren herumliegenden, oft 200 Pf. schweren Stoßzähnen für die Tungusen sehr einträglich ist. Pallas fand schon 1772 Reste unverfaulter Mammuthe unter dem Eise Nordsibiriens, Adams 1806 ein ganzes Thier, dessen, wenngleich haarlose Haut in Petersburg aufbewahrt wird. Für die Geschichte der Erdrevolution ist das Vorkommen so gewaltiger Kräuterfresser in einem jetzt vereisten, pflanzenlosen Lande von großem Interesse, und hat zu vielen Vermuthungen Veranlassung gegeben. Fleischfressende Mammuthe gehören zur Gattung Mastodon, und kommen am häufigsten in Amerika vor, wo schon ziemlich vollständige Skelette ausgegraben wurden, von welchen das beste sich in Peale's Museum zu Philadelphia befindet. Es ist an den Schultern 11 F., an der Hüfte 9 F. hoch, und 17 F. lang. In neuester Zeit hat man im Westen der Vereinigten Staaten noch andere Riesenthiere ausgegraben, die wol auch Mammuthe genannt worden sind; so das sogenannte Missuri-Thier, dessen Skelett der Sachse Koch 1840 auffand, bis auf wenige kleine Knochen zusammenbrachte und später an das Britische Museum verkauft hat. Es mißt 30 F. in der Länge, ist an den Schultern 15 F. hoch, hat ungeheure horizontale Stoßzähne und steht dem Nilpferde näher als dem Elefanten.

Man (Mona), die zur engl. Provinz Westmoreland gehörige Insel im irischen Meere, hat einen Flächenraum von 19 □M. und gegen 48000 E., welche durch ihren Fleiß das von Natur ziemlich öde Land in ein fruchtbringendes umgeschaffen haben und Vieh-, besonders Schafzucht und Flachsbau treiben. Die Insel hat viele mineralreiche Berge, darunter den 2000 F. hohen Snaffle- oder Snowfield, von welchem aus man das 11 St. entfernte Irland, das 8 St. entlegene Schottland, sowie die 13 St. ferne Küste Englands erblicken kann. Die Bewohner, Manken genannt, stammen in unvermischter Abkunft von den alten Briten und sprechen die ersische (gälische) Sprache. M. hatte in den ältesten Zeiten eigne Könige, wurde aber im 13. Jahrh. von den Schotten erobert, die im folgenden Jahrhundert durch die Engländer wieder vertrieben wurden. Seitdem waren damit verschiedene Familien belehnt, zuletzt unter Heinrich IV. die Familie Stanley, bis 1765 die engl. Regierung die Insel an sich kaufte, die jedoch ihre alte Verfassung behielt, die 24 Keys oder Regierungsrepräsentanten besorgen, an deren Spitze ein königlicher Gouverneur steht. Der Sitz der Regierung ist Castleton; die Haupthandelsstadt, namentlich in Betreff des Heringsfangs, Douglas mit 7000 E.

Mänäden, d. i. die Rasenden, hießen die verzückten Begleiterinnen des Bacchus (s. d.).

Mancha oder La Mancha, eine kleine zu Neucastilien gehörige span. Provinz von 355 □M. mit 250000 E., ist gebirgig, gut bewässert und von heißem Klima. Man baut guten Weizen, schönes Obst, vortrefflichen rothen Wein, Safran, Hanf u. s. w. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich in Beziehung auf Esel und Maulesel; Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber getrieben. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. Die Hauptstadt ist Ciudad-Real (s. d.), wonach die Provinz jetzt hauptsächlich benannt wird.

Manche oder La Manche, ein franz. Departement von 110 □M. mit 597000, meist katholischen E., ein Theil der ehemaligen Normandie, an dem Kanal, ist an der Küste voller Dünen und Klippen, im Innern ziemlich eben und theils morastig, theils sandig. Die Bewohner treiben Ackerbau, namentlich auf Ölpflanzen und Färberröthe, Viehzucht, insbesondere Pferde- und Rindviehzucht, Obstbau auf Apfel und Birnen, woraus sie Cider verfertigen, und Bergbau auf Eisen, Torf u. s. w.; ihre Hauptnahrungsquelle aber ist der Handel. Die Hauptstadt ist St.-Lô.

Manchester, der erste Fabrikplatz Englands, 37 M. von London, in der Grafschaft Lancaster, liegt in einer hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am schiffbaren Irwell, an dessen Ufer Salford, eine Vorstadt von M., gelegen ist, die durch eine schöne gußeiserne Brücke von einem einzigen, 120 F. weit spannenden Bogen mit der Stadt in Verbindung steht. Unregelmäßig gebaut, hat die Altstadt, der Sitz der Fabriken, ein unfreundliches, rußiges Ansehen, und nur die äußern, neuangebauten Straßen sind schön. Einer der schönsten Theile derselben ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß; ferner die neue Londoner Straße und der Neumarkt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die neue schöne Collegiatkirche, in goth. Stil gebaut, die geräumige und geschmackvolle Börse, das ungeheure Gefängniß New-Bailey und das Rathhaus mit einem der prächtigsten und größten Säle in Europa; unter den Wohlthätigkeitsanstalten das große Krankenhaus, wo jährlich über 12000 Menschen ärztlich behandelt werden; das Cheetham-Armenhaus mit einer Bibliothek von 20000 Bänden und einer Erziehungsanstalt für 80 arme Kinder, und die große, nach dem Lancaster'schen Systeme eingerichtete Freischule. M., das vor 80 Jahren nur 20000 E. hatte, zählt jetzt, mit Einschluß der in seinem Umkreis zu Vorstädten gemachten Flecken und Dörfer, deren 350000. Es ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrikation, welche weit und breit die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Mehr als 350 Fabriken fertigen Nanquins, Piqué, Barchent, Ginghams, façonnirte Zeuche, Zitze, Mousselin, Twiste und den nach der Stadt benannten Manchester (s. d.); außerdem aber hat M. in neuester Zeit auch bedeutende Seiden- und Spitzenfabrikation, Kattundruckereien und Färbereien, selbst Eisengießereien und Fabriken zum Bau oder zur Ausbesserung von Dampf- und andern bei der Baumwollenverarbeitung erfoderlichen Maschinen erhalten. Die Zahl der durch Dampf getriebenen Spinn-

maschinen, die mehr als 4 Mill. Spulen in Bewegung setzen, geht weit über 100 und ihre Unterhaltung wird durch den Reichthum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert. Überdies gibt es über 200 Kattunwebereien, überhaupt mehr als 20000 gewerbliche Etablissements. Der Engroshandel, den mehr als 200 Häuser betreiben, wird nicht nur durch mehre Eisenbahnen, besonders die nach Liverpool, sondern auch durch vier Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und Huddersfielderkanal, außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheure Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier, ähnlich wie in Liverpool, sehr viel Armuth, großes Elend neben dem unermeßlichen Reichthum.

Manchester nennt man starke, sammetartige Zeuche, welche eigentlich ganz aus gezwirntem Baumwollengarne gewebt werden; doch nimmt man zu geringern Sorten auch Leinengarn. Man hat glatten Manchester, auch mit geköpertem Grunde, weißen, bedruckten, gefärbten, und zwar in allen Farben, auch sogenannten Sommer- und Wintermanchester. Die meisten und besten Manchester liefern die engl. Manufacturen, vorzüglich in und bei der Stadt Manchester (s. d.), nächstdem viele Orte in Frankreich und Deutschland.

Mandärin ist ein portug. Wort, mit dem die Europäer jeden öffentlichen Beamten in China zu bezeichnen pflegen.

Mandat hat in der Rechtssprache sehr verschiedene Bedeutungen. Unter Mandatscontract oder Bevollmächtigungsvertrag versteht man zunächst den Vertrag, wodurch Jemand (der Mandatar) die Besorgung eines Geschäfts für einen Andern (den Mandanten) übernimmt, sei es unentgeltlich, sei es gegen ein Honorar, aber nur nicht gegen Lohn, weil sonst das Geschäft in Dienstmiethe übergeht. Das Recht des Mandatars heißt Mandat oder Vollmacht (s. d.); oft wird aber auch die darüber aufgesetzte Urkunde so genannt, namentlich in Civilprocessen die dem Sachwalter ertheilte. Mandat heißt ferner die richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei Etwas anbefohlen oder verboten wird, daher diejenige Art der Summarischen Processe (s. d.), die mit einem solchen Mandate anfängt, Mandatsproceß genannt wird. Endlich wurden und werden zum Theil noch jetzt in manchen Staaten allgemeine landesherrliche Verordnungen Mandate genannt.

Mandate nannte man eine Gattung Papiergeld zur Zeit der Directorialregierung in Frankreich. Nachdem die Assignaten (s. d.), denen der Nationalconvent einen gezwungenen Cours gegeben hatte, auf Nichts herabgesunken waren, schuf die Regierung 1796 dieses neue Papiergeld, welches gegen die Assignaten umgewechselt werden sollte, und suchte ihm dadurch Credit zu geben, daß der Inhaber damit jedes beliebige Nationalgut, mit Ausnahme größerer Waldungen, öffentlicher Gebäude u. s. w., von den Departementsverwaltungen erwerben konnte, wenn er die Hälfte der Taxe im Laufe der Decade, die andere Hälfte im Laufe von drei Monaten bezahlte. Es wurden für 2400 Mill. solcher Mandaten geschaffen; sie gelangten aber zu gar keinem erträglichen Credit und mußten sehr bald durch die Rescriptions métalliques ersetzt werden. Erst Napoleon brachte indeß Ordnung und Festigkeit in die Finanzen.

Mandeln nennt man die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaums, die theils süß, theils bitter sind. Die süßen, wegen ihres fetten und milden Öles sehr nährend und von angenehmem Geschmack, dienen sowol zur Speise, wie medicinisch; die bittern enthalten neben dem wohlschmeckenden fetten Öle noch ein flüchtiges Öl, welches ihnen einen unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt, die sich bei kleinern Thieren, z. B. Hunden, Katzen, Vögeln u. s. w., oft sehr stark und lebensgefährlich äußern. Der Mandelbaum (Amygdalus communis) stammt aus dem südwestlichen Asien und Nordafrika, ist jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimisch, und wird selbst in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier nicht immer reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga; ebenso gesucht sind die aus Valencia und die ital. Ambrosinmandeln. Die sicil. und provenzaler sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang; die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln nennt man die süßen Mandeln mit der Schale.

Mandingos, s. Neger.

Mandoline, ital. mandola oder mandora, heißt ein kleines, mit vier, zuweilen auch mit sechs und mehr Stahl- und Messingsaiten bezogenes, lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Als Virtuos auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt.

Mandrill ist der Name einer Affenart, die zur Abtheilung der Paviane gehört, mit langem Hundskopf, häßlich aussehend, entstellt durch einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzigen Haarwuchs auf dem Kopf, blaue, tiefgefurchte Backen, wozu bei den Alten noch eine scharlachrothe Nase kommt; auch hat das Gesäß diese letztere Farbe; die Schenkel aber sind violett. Der Mandrill erreicht fast Menschengröße und ist wegen seiner Wildheit und Kraft, sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses, ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet.

Mandschu oder Mandschuren gehören zu dem tungus. Völkerstamme, und bewohnen den nordöstlichen Theil des chines. Reichs, die sogenannte Mandschurei, das Flußgebiet des mittlern und untern Amur, im Norden von Sibirien und dem Ochotskischen Meerbusen, im Osten vom Japan. Meer, im Süden von Korea und dem eigentlichen China, und im Westen von der Mongolei und Sibirien begrenzt. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Niu-tschi bekannt und wurden 926 den Kitanen zinsbar, gegen die sie sich aber unter Okota 1114 wieder erhoben und 1118 das Reich der Kin in China stifteten. Bald darauf fielen die Mongolen, die bisher Vasallen der Kin gewesen waren, von ihnen ab und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschingis-Khan ihnen den Tribut, machte sich im glücklichen Kampfe gegen sie wenige Jahre nachher nicht nur ganz frei von ihnen, sondern sie selbst sich tributpflichtig. Endlich wurde das Reich der Kin 1230 vollends vernichtet und dadurch ihre Auswanderung veranlaßt. Sie fanden in Leatong, einem Erblande der chines. Dynastie, zwischen den Scharaimongolen und Korea, Aufnahme und erst 1556 erschienen sie nun unter dem Namen Mandschu wieder in China, das sie im folgenden Jahrh. wieder eroberten und wo sie ihre Dynastie zur herrschenden machten. (S. China.) Die Mandschu gehören, wie alle Tungusen, zur mongol. Race, zeichnen sich aber vor den übrigen Völkern derselben durch schönern Körperbau aus, sind dabei rauh und schmuzig, doch ehrlich und tapfer. In ihrer Heimat, der Mandschurei, treiben sie nur in den südlichen Gegenden derselben Ackerbau und Gewerbe, in dem beiweitem größern nördlichen Theile leben sie als nomadisirende Hirten, Jäger- und Fischerhorden. Man schätzt ihre Anzahl daselbst auf ungefähr 4 Mill. Die mit der Herrscherdynastie nach China übergesiedelten Mandschu sind fast ganz der chines. Civilisation erlegen. Sie haben seit zwei Jahrhunderten, wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, auch eine Literatur, welche meist in Übersetzungen aus dem Chinesischen besteht. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische, doch hat sie mongol., türk. und chines. Worte aufgenommen. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot (herausgegeben von Langlès, Par. 1789); die beste Grammatik von der Gabelentz (Altenb. 1832). Vgl. Plath, „Die Völker der Mandschurei" (2 Bde., Gött. 1830—31).

Manen (lat. manes) hießen bei den Römern und altital. Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden, deren Überbleibsel man im Hause beizusetzen pflegte, damit sie eine vollkommene Ruhestätte hätten und dem Hause selbst zum Schutze dienten. Auch verehrten die Römer als Mutter derselben die Mania (s. d.).

Manes, s. Mani.

Manessische Handschrift wird gewöhnlich eine zu Anfang des 13. Jahrh. wie es scheint in der Schweiz geschriebene, früher in Heidelberg, seit dem 17. Jahrh. in Paris befindliche Sammlung lyrischer Gedichte von mehr als 130 Minnesängern (s. d.) genannt, weil man seit Bodmer annahm, daß der Bürgermeister von Zürich, Rüdiger von Manesse, und dessen Sohn sie habe schreiben lassen. Lachmann hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe Walter's von der Vogelweide darauf aufmerksam gemacht, daß diese Annahme in der Stelle in Hadlaub's Gedichten, auf welche sie sich beruft, keine Begründung findet, da dort nur gesagt ist, daß die Manessen Liederbücher sammelten, und daher wird die

Handschrift von ihm passend nach ihrem Aufenthaltsort als pariser aufgeführt. Aus ihr machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäb. Poesie" (Zür. 1748) bekannt, dann gab er den größten Theil heraus unter dem Titel „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte" (2 Bde., Zür. 1758—59). Ergänzungen theilten Naßmann im „Altdeutschen Museum" (Bd. 1, Berl. 1809), namentlich aber, aus einer mit Goldast's (s. d.) Büchern nach Bremen gekommenen Abschrift, Benecke mit in den „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (Bd. 1, Gött. 1810).

Manëtho, ein griech. Geschichtschreiber, welcher aus einer angesehenen Priesterfamilie zu Diospolis in Ägypten stammte und unter den ersten Ptolemäern um 260 v. Chr. zu den Zeiten des Berosus (s. d.) lebte, ist der Verfasser einer aus einheimischen Quellen bearbeiteten „Ägypt. Geschichte" in drei Büchern, deren Inhalt wir nur noch zum Theil aus den von Josephus und Syncellus mitgetheilten Auszügen kennen. Ein unter seinem Namen vorhandenes astrologisches Gedicht „Apotelesmatica" in sechs Büchern, oder über die Einwirkung der Gestirne auf das Schicksal der Menschen, gehört einer spätern Zeit, vielleicht dem 5. Jahrh. n. Chr., an und wurde von Jak. Gronov (Leyd. 1698, 4.), zuletzt von Axt und Rigler (Köln 1832) herausgegeben und von Axt ins Deutsche übersetzt (Wetzl. 1835).

Manfred, Fürst von Tarent, ital. Reichsverweser von 1254—66, geb. 1231, ein ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich's II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lanzia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schön, heiter, Jedem zugänglich, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode im J. 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent und bei seines Halbbruders Konrad's IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien. Allein Papst Innocenz IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß, da Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütterlicher Seite verbannte. Als 1252 sein Neffe Friedrich, des abgesetzten röm. Königs Heinrich Sohn, und 1253 Heinrich, der Sohn des Kaisers und der engl. Isabelle, noch in jungen Jahren starben, beschuldigte man bald ihn, beide Prinzen vergiftet zu haben, und als 1254 auch Konrad IV. durch den Tod hinweggerafft wurde, erklärte ihn der Papst gleichfalls für dessen Mörder. Auf das Verlangen der Großen, und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, welchen Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter, im Namen seines Neffen Konradin (s. d.), die Verwaltung des apul. Reichs, und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente für solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche, und M. sah sich, da Bertold seine Unterstützung verweigerte, und Mangel an Geld, um die deutschen Söldner zu bezahlen, eintrat, auch außerdem mehre Große sich verschworen, genöthigt, am 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchenlehen und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehnsherr nach Neapel, empfing M.'s Huldigung und von den Baronen den Eid völliger Unterwerfung. Als jedoch zuletzt auch M. diesen Eid schwören sollte und sich dessen weigerte, beschloß der Papst seinen Untergang. Die durch M.'s Leute wider seinen Willen geschehene Ermordung des Aufrührers Burello lieh dazu den Vorwand. Doch glückte es M., den Nachstellungen des Papstes unter vielfachen Gefahren durch die Flucht glücklich zu entgehen. In Luceria fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen, und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstlichen Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia am 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz am 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehorchte bald ganz Apulien M. wieder und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch auch der neue Papst Alexander IV. zeigte bald, trotz seiner trügerischen Vorspiegelungen, die Absicht, M. zu vernichten. Er brachte die von seinem

Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. Doch M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen sicil. Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, auf den einstimmigen Wunsch der Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte am 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König krönen. Als nun in Folge dessen der Papst M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann that, überzog der König die päpstlichen Staaten, belegte sie mit harten Steuern, und gewann nach dem Siege Siena's über Florenz bei Montaperto, am 4. Sept. 1260, ganz Tuscien für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Atolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war, und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohne des Königs Jakob von Aragonien. Aber dieses heitere Glück wurde gestört, als der neue Papst Urban IV. bald nach seinem Regierungsantritte die Entwürfe seiner Vorgänger wieder aufnahm, den Bann über M. und dessen Länder erneuerte und endlich 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstliches Lehen Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich ertheilte. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehre Provinzen des Kirchenstaats, sodaß Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er am 2. Oct. 1264 starb. Sein Nachfolger Clemens IV. schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der am 21. Mai 1265 zur See mit einem kleinen franz. Heere angekommen war, das jedoch bald durch ein anderes größeres von der Lombardei her verstärkt wurde, durch seine Cardinäle am 6. Jan. 1266 zum König von Sicilien krönen. Zwar hatte M. unterdessen die Pässe bei Tagliacozzo und Ceperano besetzt und seine Vasallen und die deutschen Söldner nach Benevent berufen; aber Briefe und Boten des Papstes und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall, und der Graf Richard von Caserta öffnete dem Feinde verrätherisch den Paß am Garigliano. Nun erstürmten die Franzosen am 10. Febr. San-Germano, worauf die Schlacht bei Benevent am 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied. Als er vor der Schlacht im Kriegsrathe Wankelmuth und selbstsüchtige Falschheit wahrnahm, rief er aus: „Lieber will ich heute hier sterben als König, denn fliehend und bettelnd als ein Elender in der Fremde umherirren!" Sein Heer bestand aus 5000 Reitern und 10000 M. Fußvolk, war aber an Zahl beträchtlich geringer als das französische. Am tapfersten fochten M.'s Krieger; als aber ein Theil des übrigen Heers zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nach der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verde mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren, und noch heute lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen Manfred. Seine Witwe Helena wurde mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvogt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze im J. 1271, Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 Jahre als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragon. Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 Jahre in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam; 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und erlaubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchten.

Mangan heißt das im Braunstein enthaltene Metall, das dem Eisen sehr ähnlich, jedoch noch schwerer als dieses schmelzbar ist, dasselbe in allen Erzen und Verbindungen ziemlich hartnäckig begleitet und daher als ein Feind der Eisenindustrie erscheint, weil es in größern Mengen das Eisen härter und spröder macht. Seine Verbindungen gehen denen des Eisens in den niedern Graden parallel; sie färben Gläser und erdige Mineralien, denen sie sich beimengen, rosenroth oder violett. Technisch werden nur die unter dem Namen Braunstein (s. d.) natürlich vorkommenden Gemenge des Superoxyds und Oxyds angewendet, weil sie einen Sauerstoffüberschuß enthalten, der sie zur Bereitung von Sauerstoffgas und Chlorgas geschickt macht.

Manganum oder Mange, s. Balliste.

Manheim, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptstadt des Unterrheinkreises, in einer Ebene am linken Ufer des Neckar, oberhalb der Einmündung desselben in den Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, ist eine der neuesten und deshalb regelmäßigsten Städte Deutschlands. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich, mit schönen Häusern besetzt und durchschneiden sich so, daß die ganze Stadt aus 110 regelmäßigen Quadraten besteht. Eine Ausnahme hiervon macht nur die mit Bäumen besetzte Straße der Planken. Die ehemaligen Festungswerke wurden nach dem luneviller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem Paradeplatz befindet sich ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer in Stein gehauenen Gruppe von van der Brand geziert. Das 750 F. lange, 1720—29 unter dem Kurfürsten Karl Philipp erbaute Schloß ist hinsichtlich seines Umfanges eins der bedeutendsten in Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung von 1795 großentheils ab; der rechte Flügel, den der Kurfürst Karl Theodor erbaute und der Kunst und den Wissenschaften bestimmte, enthält noch gegenwärtig eine Bildergalerie, eine bedeutende Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Sammlung röm. Antiquitäten und ein kleines Naturaliencabinet. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium wegen seiner Kirche zu bemerken, die einen mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltar und eine in Fresco gemalte Decke enthält und auch hinsichtlich ihrer Bauart merkwürdig ist, indem sie zwischen zwei Thürmen eine hohe Kuppel zeigt. Andere ausgezeichnete Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. Die Stadt hat 23450 E., ein gutes Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten, eine Sternwarte und eine Armenanstalt. Auch gibt es daselbst mehre Fabriken und Bleichanstalten. Bekannt ist das Manheimer Wasser, ein versüßter Anisbranntwein. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich wird der Speditionshandel durch die Rhein- und Neckarschiffahrt und die Eisenbahn nach Heidelberg, Karlsruhe und Basel und die nach Frankfurt begünstigt. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Unter den Spaziergängen sind zu erwähnen der Schloßgarten, eine engl. Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckar in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. In der Nähe der Stadt wird viel Garten- und starker Hopfenbau getrieben. Wo jetzt M. steht, lag sonst ein Dorf gleiches Namens. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz legte daselbst 1606 ein festes Schloß an, die Friedrichsburg, und unter ihm wurde M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer bevölkerten, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde M. 1622 durch Tilly, 1631 durch den Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen und nach wenig Tagen wieder von den Baiern erobert. Im J. 1688 von Melac nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde es nebst elf andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt im J. 1699 ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie nach Coehorn's Manier befestigen, und ein starker Brückenkopf deckte den Paß über die Rheinbrücke. Ihren gegenwärtigen Glanz verdankt die Stadt dem Kurfürsten Karl Theodor, der sie 1721 zur Residenz erhob, was sie bis 1777 blieb. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 wurde die

Stadt ihnen durch Vertrag übergeben. Im J. 1799 wurde sie von den Östreichern unter dem Erzherzog Karl eingenommen; doch nach dem Abzug des Letztern von den Franzosen wieder besetzt. In Folge des luneviller Friedens kam sie 1801 an Baden.

Mani oder Manes (lat. Manichaeus) heißt der Stifter eines gnostischen Religionssystems. Nach den abendländischen Berichten kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Corbicius oder Cubricus, zu einer begüterten Witwe in Persien, wo er durch das Lesen der Bücher des Scythianus, eines ägypt. Schwärmers, und unter der Leitung eines gewissen Terebinthus, dessen Name auf Indien hinweist, auf seine Welt- und Geisterlehre geführt wurde. Er beerbte seine Herrin bei deren Tode, nannte sich nun Mani und versuchte auf den Grund jener Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen. Durch den Ruf seiner Weisheit kam er an den Hof des Königs Sapor von Persien; als aber der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, mußte er dafür mit Gefängniß büßen. Hier faßte er über dem Lesen der Bibel den Gedanken, auch die Christen für seine Lehre zu gewinnen, und sendete deshalb seine Schüler Thomas, Addas und Hermas aus. Nach den morgenländischen Quellen dagegen war M. ein pers. Magusäer, der später Christ und Presbyter zu Ahvaz in der pers. Provinz Huzitis wurde. Als solcher trat er um 270 mit der Idee, Parsismus und Christenthum zu combiniren, hervor und erklärte sich für den Paraklet, der die christliche Lehre von jüd. Zusätzen zu reinigen und mit Hülfe einer Geheimlehre zu vollenden habe. Von den Christen excommunicirt, von den Magiern verfolgt, irrte er umher, bis er die Gunst des Königs Hormisdas sich erwarb. Unter dem Nachfolger desselben, Baharam, wurde er um 277 in der Burg Arabion lebendig geschunden. Seine Anhänger, die sich seit dem 4. Jahrh. beträchtlich vermehrten, hießen Manichäer (s. d.). Das manichäische System nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts, und das böse, Hyle oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei Radien des göttlichen Lichtwesens, Sohn und Geist, und stärker als dieses, beide von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Äonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Äther, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kriegs der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. Da im Kampfe darüber ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung kam, so ließ Gott zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Äthers, der heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Um dies zu hindern, bildete das böse Princip den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener nun sehnte sich der Mensch nach dem Lichte. Der Sohn des ewigen Lichts, Christus, mußte daher in die Welt kommen, um die Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tod und seiner Auferstehung gilt; die Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den Christus begann und den der Tröster (Mani) aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. M.'s Christenthum verwirft somit das Alte Testament ganz und gebraucht das Neue Testament nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Lichte gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber sollen ewige Höllenstrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichts verzehren. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische

Übel. Am Ende erfolgen nach M.'s Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die wenigen, ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Mit diesem Religionssystem, das wir nur noch aus Citaten bei den Kirchenvätern, besonders des Augustinus in seinen Schriften gegen die Manichäer, kennen, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen. Die Auserwählten sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris und manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches, sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Üppigkeit, dabei aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Vgl. Baur, „Das manichäische Religionssystem" (Tüb. 1831).

Mania, eine altital. furchtbare Gottheit der Unterwelt, die Mutter der Laren, wurde in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt. Diese schaffte der Consul Junius Brutus ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohnköpfe opfern. Ihr Bild hing man an den Compitalien (dem Kreuzwegfeste) vor den Thüren auf, um Gefahr, welche etwa den Familien drohe, abzuwenden. Durch den Tod erst werden die Menschen Kinder der M., dadurch, daß die Seelen in die Unterwelt hinabgehen. Hier werden sie von neuem geboren, entweder um die Unterwelt zu bewohnen oder um als Laren (s. d.) auf die Oberwelt hinaufzugehen. Später wurde die M. zu einem Gespenst, womit man die Kinder bedrohte.

Manichäer hießen alle Anhänger des manichäischen Religionssystems. (S. Mani.) Ihr Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Älteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes der Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrh. von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im röm. Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und bischöfliche Bannflüche. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in spätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Kanonicis, oft ohne Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden.

Manie (griech.) bezeichnet stets eine von der Zweckmäßigkeit mehr durch Exaltation als durch Depression abweichende Art zu denken und zu handeln, jedoch verbindet sowol

die Wissenschaft als der Sprachgebrauch verschiedene Begriffe damit. In der Seelenheilkunde bedeutet dieses Wort stets einen krankhaften Geisteszustand, eine Art Wahnsinn (s. d.), deren nähere Bezeichnung aber nach den voneinander abweichenden Ansichten der Irrenärzte verschieden gegeben wird. Wenn der Sprachgebrauch auf der einen Seite das Wort mit Tobsucht, Raserei oder Wuth übersetzt und somit den Sinn einer ausgesprochenen Geisteskrankheit hineinlegt, so bedient er sich desselben auf der andern nur in der Bedeutung einer auffallenden, übertrieben befolgten Geistesrichtung, die sich mehr für als gegen ein Object ausspricht. Besonders ist Letzteres der Fall in den aus diesem Worte und einem Eigennamen gebildeten Zusammensetzungen als Gallomanie, Anglomanie, Gräcomanie u. s. w.

Manier bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der blosen Individualität des Künstlers oder der Nachahmung fremden Stils hervorgegangen sind; im engern Sinne wird es für gleichbedeutend mit Künstelei gebraucht. So nennt man in der Malerei Manieristen Diejenigen, welche den Stil eines großen Künstlers ohne Geist nachahmen. Doch wird das Wort Manier auch oft mit Stil (s. d.) gleichbedeutend genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren diejenigen Verzierungen, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittels kleinerer Noten bezeichnet, oder überhaupt dem Geschmacke des Spielers oder Sängers überlassen werden. Dahin gehören Triller, Doppelschlag, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w.

Manifest nennt man eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit zu Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Dasselbe wird gegenwärtig meist in nicht officieller Form, d. h. ohne Anrede, Unterschrift und Siegel, erlassen, und soll besonders die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die auswärtigen Regierungen dagegen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eignen Unterthanen Proclamationen, welche meist kürzer sind als das Manifest; auch werden zuweilen die motivirten Vorträge der Minister bekannt gemacht. — Im Seerecht heißt Manifest der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

Manila, s. Philippinen.

Manilius (Cajus), ein bekannter röm. Volkstribun, brachte im J. 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus dem Pompejus (s. d.) die Beendigung des Kriegs gegen Mithridates als außerordentliches Amt aufgetragen und er dazu mit unbeschränkter Vollmacht über Verwendung des Heers und der Flotte im Osten und mit den Rechten eines Statthalters versehen werde. Das Gesetz, welches Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede („Pro lege Manilia") anempfahl, wurde angenommen trotz des Widerstandes der Nobilität; M. selbst aber, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wegen ungesetzlicher Handlungen, die ihm Schuld gegeben wurden, belangt und verurtheilt. Vgl. Mühlich, „Geschichtliche Einleitung nebst dem Plan zu Cicero's Rede für den Manilischen Vorschlag" (Bamb. 1826, 4.).

Manilius (Marcus), ein sonst unbekannter röm. Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, ist der Verfasser eines nicht ganz vollständigen astronomischen Lehrgedichts, „Astronomica" in fünf Büchern, welches nach dem Vorgange des Aratus aus Soli (s. d.) in einer ziemlich reinen Sprache und einfachen Darstellung über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale handelt und auch einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Dieses Gedicht wurde nach seiner ersten Bekanntmachung (Nürnb. 1472, 4.) namentlich von J. Scaliger (2 Bde., Par. 1579 und Leyd. 1600, 4.) und R. Bentley (Lond. 1739, 4.) bearbeitet und von Pingré zugleich mit einer franz. Übersetzung (2 Bde., Par. 1786) herausgegeben. Vgl. Jacob, „De Manilio poeta" (4 Abhandlungen, Lüb. 1830—36).

Manipel, s. Legion.

Manipulation bezeichnet den kunstgerechten Gebrauch der blosen Hände insbesondere in der Medicin und Chirurgie, wo namentlich bei der Einrichtung gebrochener oder

verrenkter Knochen, beim Zurückbringen vorgefallener Theile, bei Einreibungen u. s. w. die Stellungen, welche die Hände einnehmen müssen, um mit der gehörigen Kraft und Leichtigkeit wirken zu können, sehr genau vorgeschrieben sind.

Manlius ist der Name eines röm. patrizischen Geschlechts, das noch in den letzten Zeiten der Republik in Ansehen stand, dessen zwei berühmteste Glieder aber der ältern Zeit angehören. Marcus M., Consul im J. 392 v. Chr., war mit unter den Römern, die, als Rom im J. 390 von den Galliern eingenommen wurde, sich auf dem Capitol hielten. In der Nacht, wo die Gallier an dem Felsen hinangeklettert waren, während die Wachen schliefen, die der Juno geweihten Gänse aber durch ihr Geschrei die übrige Besatzung weckten, war M. der Erste an der bedrohten Stelle, warf den Gallier, der schon die Höhe erstiegen hatte, und durch ihn andere, die ihm folgten, hinab und vereitelte so den Anschlag der Feinde. Doch trug er nichts davon; denn den Beinamen Capitolinus führte sein Geschlecht schon vor ihm, weil sein Haus auf dem Capitol stand. Durch Mitleid, vielleicht auch durch Eifersucht gegen den von den Patriziern erhobenen Camillus (s. d.) getrieben, nahm er sich im J. 385 der durch das Schuldrecht hart bedrückten Plebejer an, deren er viele aus eigenen Mitteln von der Schuldknechtschaft befreite und für die er auf Ackervertheilung und Schuldentilgung antrug. Der Dictator Aulus Cornelius Cossus ließ ihn in den Kerker werfen, gab ihn aber wieder frei, als Aufruhr von den Plebejern, die M. als ihren Patronus feierten, drohte. Im J. 384 aber wurde er angeklagt, nach dem Königthum zu streben. Von den Centuriatcomitien, wie es scheint, freigesprochen, besetzte er das Capitol mit seinen Anhängern, da die patrizischen Curiatcomitien ihn verurtheilten und Camillus gegen ihn zum Dictator ernannt wurde; doch ein verrätherischer Sklave stürzte ihn herab. Nach andern Erzählungen geschah dies auf Volksurtheil durch die Tribunen, nach andern wurde er enthauptet. Sein Haus wurde geschleift, von dem Geschlechte selbst aber der Zuname Marcus für immer verpönt. — Titus M. soll den Tribunen M. Pomponius, der seinen Vater anklagte, daß er den Sohn fern vom Staatsdienst auf dem Lande halte, mit dem Dolch gezwungen haben, von der Klage abzustehen. Als Kriegstribun erlegte er 361 v. Chr. im Zweikampf am Anio einen riesenhaften Gallier und bewog dadurch die Feinde zur Umkehr. Von der Halskette (torques) des Getödteten, mit der er sich schmückte, erhielt er den Beinamen Torquatus, der seiner Familie verblieb. In seinem dritten Consulat im J. 340 hatte er mit Publius Decius Mus die Führung des latinischen Kriegs; gegen das Gebot der Consuln ließ sein Sohn sich in Zweikampf mit einem Lateiner ein; er behielt den Sieg; der Vater aber brachte ihn der Strenge der Kriegszucht zum Opfer und ließ ihn hinrichten, wovon die sprüchwörtliche Benennung strenger Gebote durch Manliana imperia herrühren soll. Er gewann, nachdem Decius (s. d.), sein College, sich fürs Vaterland geopfert hatte, die Schlacht am Vesuvius, und vernichtete die Trümmer des latinischen Heers, die dessen Feldherr Numisius ihm noch einmal entgegenstellte, in einer zweiten Schlacht bei Trifanum zwischen Sinuessa und Minturnä.

Mann, s. Geschlecht.

Manna nennt man den eingetrockneten, klebrigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimigsüßen Saft, welchen einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. In dem Oriente gibt es mehre Manna liefernde Gewächse, welche man zum Theil noch gar nicht genauer kennt. Das Manna der Israeliten, welches sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, fällt zufolge der Entdeckung Ehrenberg's in dessen „Symbolae physicae" (Fasc. I, 1823) aus den Spitzen eines Strauches (Tamarix gallica mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen. Der Saft rührt von Schildinsekten (Coccus manniparus) her, welche die äußersten Äste des Strauches bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Auch in Afrika und, wie neuerlich bekannt geworden ist, in Neuholland gibt es Gewächse, welche Manna liefern. Das Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume. Das Manna wird in der Medicin, von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet.

Mannaschwingel oder Mannahirse ist eine Grasart, die besonders auf nassen

Wiesen und im Wasser wächst. Jung abgehauen, gewährt sie ein gutes Grünfutter für Pferde und Rindvieh. In Ungarn, Polen, Preußen und Hannover benutzt man außerdem noch die Samenkörner zur Bereitung echter Mannagrütze, die nicht nur eine wohlschmeckende Nahrung gibt, sondern in Milch eingequellt, auch sehr sättigt. Den Mannahirse lieben besonders die wilden Enten, weshalb er häufig in den Forsten angebaut wird.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Mannen wird in den Quellen und Urkunden des Mittelalters gleichbedeutend mit Lehnsleuten und Vasallen gebraucht. Namentlich hat sich das Wort in der Zusammensetzung Mannengericht (judicium parium) erhalten. (S. Lehnrecht.)

Männerbund, s. Evergeten.

Mannert (Konrad), ein verdienter Schriftsteller im historischen und geographischen Fache, geb. am 17. Apr. 1756 zu Altdorf, besuchte die Schule und Universität seiner Vaterstadt und kam 1784 als Lehrer an die Sebaldusschule und 1788 an das Egidinische Gymnasium in Nürnberg. Im J. 1797 wurde er Professor der Philosophie zu Altdorf und 1808 folgte er dem Rufe als ordentlicher Lehrer der Geschichte mit dem Titel eines Hofraths an die Universität nach Landshut, wo er in ununterbrochener Wirksamkeit blieb, bis er bei der Aufhebung dieser Universität im J. 1826 nach München versetzt wurde, wo er am 27. Sept. 1834 starb. M. war ein gründlicher Historiker, der es mit der Benutzung und Sichtung der Quellen sehr gewissenhaft nahm. Hiervon zeugen seine „Geschichte der Vandalen" (Lpz. 1785); „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's" (Lpz. 1787); „Compendium der deutschen Reichsgeschichte" (Nürnb. und Altd. 1803; 3. Aufl., 1819); „Älteste Geschichte Bojariens" (Nürnb. und Sulzb. 1807); „Kaiser Ludwig IV." (Landsh. 1812); „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. und Lpz. 1818); seine mit Liebe geschriebene „Geschichte Baierns" (2 Bde., Lpz. 1826); seine „Geschichte der Deutschen" (2 Bde., Stuttg. 1828—30) und seine „Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken" (Stuttg. 1829). Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch Aufhellung der alten Geographie, welche er zuerst allein, dann mit Ukert in der „Geographie der Griechen und Römer" (10 Bde., Nürnb. 1792—1825) bearbeitete. Viel zu wenig bekannt sind seine unter dem bescheidenen Titel „Miscellanea" herausgegebenen Bemerkungen über Diplomatik (Nürnb. 1793).

Mannszucht, im Allgemeinen gleichbedeutend mit der militairischen Disciplin (s. d.), umfaßt nicht allein die Subordination, sondern auch das sittliche Betragen des Soldaten. Strenger, augenblicklicher und unbedingter Gehorsam für jeden Befehl des Vorgesetzten ist die Grundlage der Mannszucht, ohne welche weder das Heer im Ganzen noch in seinen einzelnen Theilen bestehen kann. Da es jedoch unmöglich ist, für jedes vorkommende Verhältniß ein Gesetz zu geben, so muß der Soldat gewöhnt sein, auch da sich rechtlich und anständig zu betragen, wo sein Handeln dem eigenen Gefühl überlassen ist. Hat ihn sein Vorgesetzter auf den richtigen Weg gebracht und sein Ehrgefühl dahin berichtigt und gesteigert, daß er aus eigener Überzeugung das Unrecht meidet, so hat die Truppe eine gute Mannszucht. Sie ist im Kriege noch wichtiger als im Frieden, namentlich in Feindes Land, bei anhaltendem Mangel, nach erbitterten Kämpfen u. s. w. Sie wird leicht durch ungerechte, harte Behandlung der Untergebenen von Seiten des Vorgesetzten gestört. Dagegen hat es auch nicht an Vorgesetzten gefehlt, die sich dadurch die Liebe ihrer Soldaten zu erwerben suchten, daß sie nicht auf so strenge Mannszucht hielten und besonders Erpressungen jeder Art und Excesse in Feindes Land duldeten; nie aber sind dadurch glückliche Erfolge im Ganzen erreicht worden.

Mannus nannten, wie Tacitus berichtet, die Germanen den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisco, den göttlichen Helden, den sie als Stammvater verehrten, und nach dessen Söhnen die drei Zweige, in die sie sich theilten, die Ingävonen (s. d.), Istävonen (s. d.) und Herminonen (s. d.) sich benannten. Das Wort Mannus selbst hängt, wie das durch die Ableitungssilbe isk davon gebildete Wort Mannisko, d. i. Mensch, mit dem gothischen „man", d. h. ich denke, zusammen, sodaß das letztere ein denkendes Wesen bedeutet.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portug. Literatur, geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wendete sich aber bald zur Lite-

ratur und Poesie. Sein Talent wurde zuerst von Ausländern anerkannt, die er, als geistvoller Cicerone, nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Hierauf fingen auch die Portugiesen an, M.'s Gedichte zu lesen, und immer höher stieg sein Ruf. Da machten seine Feinde aus Neid über sein Talent und über die Achtung, in der er stand, seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie in seinen Äußerungen über Toleranz und Mönche und in der Übersetzung von Molière's „Tartuffe" den Stoff fanden. Im J. 1778 vor die Inquisition gefodert, entwaffnete er den Diener derselben, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Der portug. Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, sicherte ihm ein sorgenfreies Alter. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Übersetzung von Lafontaine's Fabeln. Auch übersetzte er Wieland's „Oberon". Er starb am 25. Febr. 1819. Seine „Obras completas" gab er unter dem Namen Filinto Elysio heraus (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

Manoeuvre nennt man die Verbindung taktischer Bewegungen zu einem Ganzen, um sowol im Kriege wie im Frieden das wirkliche oder das Scheingefecht einzuleiten, oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Die Manoeuvres können daher entweder von einer Truppengattung allein oder von mehren zusammen ausgeführt werden; immer geschieht es jedoch durch größere Abtheilungen aus mehren Bataillonen oder Escadronen mit Batterien zusammengesetzt, wodurch sie sich von den Evolutionen (s. d.) unterscheiden, zu welchen letztern die Auflösung der Linie zum Tirailliren oder Plänkern, die Auf- und Abmärsche, Front- und Flügelveränderungen, die Stellungen en échellon, en échiquier, die schräge Schlachtordnung u. s. w. gehören. Oft bedeutet Manoeuvre in weiterm, strategischem Sinne diejenigen Märsche und Stellungen, durch welche der Feind bedroht, und auch ohne Gefecht zum Rückzuge gezwungen (wegmanoeuvrirt) wird. Vorzugsweise bezeichnet man indeß durch Manoeuvre diejenigen Truppenübungen im Frieden, welche ein Bild der im Kriege vorkommenden Verhältnisse geben sollen, um nicht allein die Truppen, sondern vorzüglich ihre Führer in steter Übung des Urtheils und schnellen Entschlusses zu erhalten. Je vollkommener hierbei das Ineinandergreifen aller Waffen stattfindet, je ähnlicher das Bild den Verhältnissen des Ernstgefechtes wird, um so größer ist die Manoeuvrirfähigkeit der Truppen. Man theilt die Manoeuvres zuweilen in Schul- und Feldmanoeuvres. Bei erstern wird vorher eine bestimmte Disposition über die Folgereihe der Momente und über Das, was in jedem derselben dargestellt werden soll, ertheilt. Bei letztern werden nur die vorausgesetzten allgemeinen Verhältnisse den Führern der Truppen mitgetheilt und ihnen die Ausführung nach eigenem Ermessen übertragen. Da bei den Manoeuvres nicht scharf geschossen und eingehauen werden kann, obgleich Peter der Große zur Übung seiner Truppen auch diese Maßregel ergriffen haben soll, so sind mannichfach vorkommende Unwahrscheinlichkeiten unvermeidlich, sodaß der Nutzen der Manoeuvres oft in Zweifel gezogen worden ist. Derselbe findet aber gewiß statt, wenn für streitige Fälle Schiedsrichter bestimmt werden, die nicht blos nach der Truppenzahl jedes Theils, sondern nach ihrer Stellung und dem vorangegangenen Feuer u. s. w. die Entscheidung abgeben. Vorzüglich wichtig für die damalige Zeit waren die großen Manoeuvres, welche Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Kriege bei Potsdam ausführen ließ. Im Seewesen versteht man unter Manoeuvre die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen und dergleichen. Auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, welche die Bewegungen desselben zum Zweck haben, z. B. die Handhabung der Taue und der Segel, das Lichten der Anker, das Aussetzen eines Bootes u. s. w., werden so genannt.

Manometer heißt ein meteorologisches Instrument, dessen man sich bedient, die Expansivkraft der atmosphärischen Luft und ihr specifisches Gewicht zu bestimmen. Es wurde von Otto von Guericke erfunden, zeigt die Zu- und Abnahme der Dichte der Luft an und besteht aus einer Wage, an der ein Gewicht von sehr dichtem Material mit einer hohlen, luftleeren Kugel bei der mittlern Dichte der Luft im Gleichgewicht steht. Sobald die Luft dünner wird, muß die Kugel sinken, weil ihr Gewichtsverlust minder bedeutend wird,

als der ihres Gegengewichts; sobald die Luft dichter wird, muß sie aus ähnlichem Grunde steigen. Fouchy und Gerstner haben dieses Instrument bedeutend verbessert.

Mansard (Jules Hardouin), franz. Baumeister, geb. zu Paris 1645, machte sich zuerst bekannt durch den Bau des Schlosses von Clagny, welches er 1680 vollendete, und erwarb sich frühzeitig das Vertrauen Ludwig's XIV., in dessen Diensten sein Vater als erster Hofmaler angestellt war. Seine Hauptbauten im Auftrage des Königs waren das Schloß in Versailles und der Dom der Invaliden, die Schlösser von Marly und Trianon, der Vendômeplatz und der Siegesplatz, die Kirche Notre-Dame in Versailles u. s. w.; doch stand er nicht über seiner Zeit. Er starb als Generaldirector aller königlichen Bauten zu Marly am 11. Mai 1708. — Sein Oheim, Franç. M., geb. zu Paris 1598, gest. daselbst im Sept. 1666, war der Begründer der Kirche Val de Grace in Paris, deren vollständiger Bau ihm darum genommen wurde, weil er selten seinen Entwürfen treu blieb, sondern immer änderte. Er erfand die gebrochenen Dächer, die nach ihm Mansarden benannt wurden. (S. Dächer.)

Mansfeld, früher eine Grafschaft des obersächsischen Kreises mit eigenen Grafen gleiches Namens, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen gehörig, umfaßt auf 20 □M. gegen 60000 E., ist gebirgig und hat ansehnlichen Berg- und Hüttenbau. Auch gehören zu ihrem Areal die beiden Seen, der süße und der salzige, in welchem letztern bei dem Dorfe Röbbelingen in neuerer Zeit eine Badeanstalt in einige Aufnahme gekommen ist. Gegenwärtig ist sie in die Kreise Mansfeldergebirgs-, Mansfeldersee-Kreis und Sangerhausen getheilt. Die vorzüglichsten Städte sind Mansfeld oder Thalmansfeld, Eisleben (s. d.) und Sangerhausen (s. d.). Die Stadt Mansfeld am Thalbache mit 1500 E., die hauptsächlich beim Berg- und Hüttenbau und als Steinbrecher Beschäftigung finden, hat in ihrer Nähe die Ruinen des gleichnamigen Stamm- und Residenzschlosses der Grafen von Mansfeld (s. d.), das aber im Dreißigjährigen Kriege geschleift und von dem nur noch die Schloßkirche vorhanden ist. Die Grafschaft wurde als magdeburger, halberstädter und kursächs. Lehen, nachdem sie wegen tiefen Verschuldens der Grafen seit 1570 von den Lehnsherren und deren Nachfolgern theilweise bis 1716, theilweise bis 1780 sequestrirt worden war, in zuletzt gedachtem Jahre beim Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Mansfeld zwischen Preußen und Sachsen getheilt. Nachdem der preuß. Antheil 1807 zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen worden, wurde 1808 auch zumeist der sächs. an dasselbe abgetreten. Im J. 1813 setzte sich Preußen wieder in Besitz seines früher besessenen Antheils und erhielt 1815 auch den ehemals sächs. Antheil.

Mansfeld, eins der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem alten Schlosse Mansfeld (s. d.) in der gleichnamigen Grafschaft seinen Namen führte, gewann in dem mit der Erbtochter des letzten alten Grafen von M. verheiratheten Burkhard von Querfurt, Burggrafen von Magdeburg, im 13. Jahrh. einen neuen Stifter seines Stammes. Die Enkel Burkhard's stifteten die Linien M. und Querfurt und im J. 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere erlosch 1666, nachdem sie sich zuvor noch in die mittelortische und hinterortische Linie getheilt; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst's II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch, und die katholische oder bornstädtische, welche die reichsfürstliche Würde erlangte, 1780 mit dem Fürsten Joseph Wenzel im Mannsstamm erlosch. Die Allodialgüter und der Name gingen in Folge der Vermählung der Tochter des letzten Fürsten an das Haus Colloredo über. (S. Colloredo-Mansfeld.) Unter den alten mansfeld. Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen beim Welfesholze blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. — Zur Zeit der Reformation war es Albrecht, der sich für Luther's Sache erklärte und als eine der vornehmsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege zu betrachten ist. — Des Vorigen Sohn Vollrath, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. — Peter Ernst, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des röm.

Reichs und starb 1604. — Karl, des Vorigen Sohn, that sich im flandr. und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Ernst, des Letztern natürlicher Bruder, geb. 1585, wurde von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Östreich, in der katholischen Religion erzogen, und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten, trat zur reformirten Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Östreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es wenigstens theilweise zuzuschreiben, daß Östreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. Er vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich's von der Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten und wurde wiederholt geschlagen, aber niemals überwunden. Mit engl. und franz. Gelde warb er 1625 ein Heer, mit welchem er in die östr. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau am 25. Apr. 1626 von Wallenstein geschlagen, setzte er doch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte, und beabsichtigte, über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara erkrankte und 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Niederlagen machten ihn nur um so furchtbarer; kühn trotzte er allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Den Condottieri der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung; doch ging er keineswegs darauf aus, sich zu bereichern, sondern blieb arm. Den letzten Augenblick seines Lebens erwartete er völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. — Auch Wolfgang hatte an den Angelegenheiten des Dreißigjährigen Kriegs bedeutenden Antheil.

Mansfield (Will. Murray, Graf von), ein ausgezeichneter brit. Rechtsgelehrter und Redner, der vierte Sohn des Viscount Stormont, stammte aus der berühmten schot. Familie Murray und wurde am 2. März 1705 zu Perth oder zu Scone geboren. Seine Bildung erhielt er auf der Universität zu Oxford. Nachdem er 1730 einige Monate Frankreich und Italien bereist hatte, kehrte er zurück und bereitete sich zum Sachwalter vor. Schon nach einigen Jahren hatte er sich als Advocat großes Ansehen erworben und mußte in einer Reihe berühmter Processe auftreten. Nachdem er 1738 die Tochter des Grafen Winchelsea geheirathet, ernannte ihn die Regierung 1742 zum Generaladvocaten (sollicitor general) und zugleich trat er für Boroughbridge ins Parlament. Hier unterstützte er die Verwaltung des Lord Bath und hatte unter Anderen den großen Chatham zum Gegner, der ihn als Rechtsgelehrten und Redner bewunderte. Im J. 1756 wurde Murray Oberrichter der königlichen Bank (Lord chief justice), und gleichzeitig Pair und Baron von Mansfield, sechs Monate später aber Kanzler der Schatzkammer. Als solcher erhielt er auch Sitz im Cabinet. In dieser Stellung brachte er das Coalitionsministerium Fox und Chatham zu Stande, wodurch die Regierung im Kriege gegen Frankreich Energie erhielt. Am 12. Sept. 1757 mußte er sein Schatzkammeramt niederlegen. Später, im J. 1766, erhob ihn der König zum Grafen. Weil er im Sinne der Regierung für die Katholiken auftrat, zerstörte ihm das Volk in dem Aufstande von 1780 (s. Gordon) seine Wohnung, wobei er auch eine kostbare Bibliothek verlor. Seines hohen Alters wegen legte er 1788 das Richteramt nieder. Er starb bei vollen Geisteskräften, ohne Nachkommen, am 20. März 1793. M. besaß Schärfe und Geistesklarheit, umfassende Rechtskenntnisse und unter andern Rednergaben eine unwiderstehliche Anmuth der Stimme. Seine Gegner, besonders der Verfasser der „Briefe des Junius", werfen ihm vor, daß er jedes Mittel anwendete, um die Macht der Krone zu vermehren. Er unterdrückte das altsächs. Recht, misachtete die Staatsgrundgesetze und zog zu Gunsten des Despotismus das röm. Recht an, so oft er konnte. Auch zeigte er sich als Feind der freien Presse und hielt bei Libellproeessen den jetzt nicht mehr gel-

tenden Grundsatz fest, daß die Geschworenen nur über den Thatbestand, nicht über das Vergehen zu urtheilen hätten. In seinen politischen Ansichten war er ein Anhänger des Lord Bute; auf das lebhafteste unterstützte er im Oberhause das feindselige Verfahren gegen die nordamerik. Colonien. Sein Leben gab Holliday (Lond. 1797) heraus.

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), ein durch Reichthum des Wissens und der Reinheit des Strebens ausgezeichneter Humanist und um die wissenschaftliche Bildung der Jugend hochverdienter Schulmann, geb. am 26. Mai 1759 zu Blasienzell im Herzogthume Gotha, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause und später auf dem Gymnasium zu Gotha und widmete sich dann in Jena den theologischen, philologischen und philosophischen Wissenschaften. Nachdem er hierauf einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers zu Gotha bekleidet hatte, bekam er 1785 eine Collaboratur und bald darauf eine Professur an dem Gymnasium daselbst. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Magdaleneum nach Breslau berufen, dessen oberste Leitung er nach drei Jahren übernahm und bis an seinen Tod, am 9. Juni 1826, rühmlichst führte. Während seines Aufenthalts in Gotha knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistesverwandten Fr. Jacobs (s. d.) und in Breslau später mit Garve (s. d.), dessen Briefwechsel er zugleich mit Schneider veröffentlichte. Sowie im Leben, so bewies M. auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit überall einen offenen und redlichen Sinn, große Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes. Unter seinen Bearbeitungen der alten Classiker nennen wir die des Meleager (Gotha 1789) und des Bion und Moschus nebst deutscher Übersetzung (Gotha 1784; 2. Aufl., Lpz. 1807); unter den antiquarischen Schriften die „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer" (Lpz. 1794), sowie viele das Alterthum erläuternde Aufsätze und Abhandlungen in den „Vermischten Schriften" (2 Bde., Lpz. 1801) und den „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen" (Bresl. 1821); unter den deutschen, meist freiern Übertragungen die des Virgil „Von der Landwirthschaft" (Jena 1783) und des „König Ödipus" von Sophokles (Gotha 1785). Ebenso empfehlen sich seine eigenen poetischen Erzeugnisse, besonders die „Kunst zu lieben" (Berl. 1794), die „Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften", und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, die sich in den angeführten „Vermischten Schriften" befinden, durch Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung. Vor allen aber verdienen wegen der Gründlichkeit in der Forschung, Klarheit und Wahrheitsliebe seine historischen Werke hervorgehoben zu werden, besonders „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats" (3 Bde. in 5 Abtheil., Lpz. 1800—5); ferner das „Leben Konstantin's des Großen" (Bresl. 1817); sodann die anerkannt treffliche „Geschichte des preuß. Staats seit dem hubertusburger Frieden" (3 Bde., Frankf. 1819—20; 2. Aufl., 1835), und die „Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien" (Bresl. 1824). Vgl. Klug, „M. als Schulmann und Gelehrter" (Bresl. 1826), Passow, „Narratio de Mansone" (Bresl. 1826, 4.) und Jacobs in den „Personalien" (Lpz. 1840).

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler und Kupferstecher, geb. zu Padua 1431, wurde, nachdem er in seiner Jugend das Vieh gehütet hatte, wegen seines ausnehmenden Talents von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen und schon in seinem 17. Jahre malte er ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua. Doch sehr bald erregte er die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich auch deshalb, weil er sich mit der Tochter Giacomo Bellini's verheirathete, der Jenes Nebenbuhler war, und begab sich deshalb in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar. Die neun Cartons dazu in Aquarell verkaufte später der Herzog Vincentio II. von Mantua an König Karl I. von England; unter Cromwell gingen sie für 1000 Pf. Sterl. in Privathände über, doch kamen sie nachher wieder an die Krone und sind gegenwärtig im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der dasselbe für

den Sieg, welchen er 1496 gegen das Heer Karl's VIII. von Frankreich erfochten, gelobt hatte. Ein anderes treffliches Werk M.'s, die heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln, und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des heil. Zeno zu Verona. Auch die Galerie in Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. M. ist der Hauptrepräsentant der paduanischen Schule, welche zuerst das Studium der Antike und zwar bis zur Einseitigkeit, mit Vernachlässigung des Naturstudiums, zu ihrem Hauptprincip erhob. Demgemäß ist auch seine Auffassung mehr plastisch als malerisch und seine Darstellung der Formen hart und scharf. Um die Gestalt der Figuren möglichst vollständig hervortreten zu lassen, ersetzte M. die großen, feierlichen Gewandmassen durch eine Menge kleiner, geknitterter Falten. Sein Colorit ist meist etwas trocken. Ausgezeichnet war er auch als Kupferstecher und es werden seine Arbeiten, besonders wegen der vortrefflichen Zeichnung und ihrer Seltenheit, sehr theuer bezahlt. — Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler und malten unter Anderm die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde. Unter seinen Schülern sind Correggio und Raibolini die berühmtesten.

Mantel, s. Enveloppe.

Mantinēa, eine im Alterthume nicht unbedeutende Stadt in Arkadien, an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch die Schlacht, welche die Thebaner hier im J. 362 v. Chr. gegen die Spartaner lieferten, wobei der theban. Feldherr Epaminondas (s. d.) schwer verwundet und unter Todesschmerzen auf einem nördlich von der Stadt gelegenen Hügel den Ausgang des Gefechtes abwartete und hierauf verschied. Aus den Trümmern der Stadt, die Pausanias noch in ziemlicher Menge vorfand, entstand zum Theil später Tripolizza (s. d.). Eine Schilderung der Schlacht nebst einem Plane gibt Leake in den „Travels in the Morea" (Bd. 3, Lond. 1830) und Boblaye in der „Expedition scientifique de Morée" (Par. 1836).

Manto, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem delphischen Apollon geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit dem Kreter Rhakios, dem sie den Mopsos (s. d.) gebar, vermählte und das Heiligthum und Orakel des klarischen Apollon unweit Kolophon gründete. — Manto, die Tochter des Heraklès, ebenfalls eine Seherin, soll von der Mantua den Namen bekommen haben.

Mantua, ital. Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, bildet gegenwärtig mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino eine Provinz des Gouvernements Mailand und zählt auf 27 □M. 260000 E. Das Land stand unter den Römern in hoher Blüte. Nach dem Untergange des röm. Staats kam es an die Gothen, dann an die Longobarden, unter Karl dem Großen an das Fränkische und unter Otto dem Großen an das Deutsche Reich. Als kaiserliches Lehn kam es an die Este und an die Markgräfin Mathilde von Toscana, später an die Bonacorsi und gegen die Mitte des 15. Jahrh. an die Gonzaga (s. d.). Der letzte Herzog, aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem span. Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua 1708 ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Östreich in dem Besitze des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailänd. Landschaften, aus denen es die östr. Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es zur Cisalpinischen Republik, dann zur Italienischen Republik, 1805 zum Königreich Italien geschlagen, 1814 aber wieder von Östreich in Besitz genommen und mit dem Lombardisch-venetian. Königreiche vereinigt. — Die Hauptstadt des Herzogthums, Mantua, mit 25000 E., durch Natur und Kunst eine der stärksten Festungen in Europa, liegt auf einer Insel des Mincio, der hier zugleich einen Landsee bildet. Zu ihr gelangt man mittels zweier Dämme, die von zwei Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden können. Die Stadt selbst ist von einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. Die Gassen sind meist breit und gerade und haben zum Theil schöne Häuser. Merkwürdige Gebäude sind die ehemalige Franciscanerkirche, die vormalige Jesuitenkirche mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der alte herzogliche Palast (Palazzo vecchio) und der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, der in Ge-

stalt eines T erbaute Palast del Te und endlich das von Giulio Romano bewohnte Haus, in der Nähe des alten herzoglichen Palastes. Es besteht daselbst eine Akademie der Wissenschaften und Künste (Virgiliana), mit der eine Maler- und Bauakademie vereinigt sind. Fast in allen Kirchen und mehren der öffentlichen Gebäude finden sich Gemälde von Giulio Romano, Mantegna u. A. Vgl. Susani, „Nuovo prospetto delle pitture, sculture, architetture etc. di M." (Mantua 1830). Die Stadt theilte das Schicksal des Herzogthums. Karl der Große ließ sie zuerst befestigen. Als durch Verschulden Balduin's del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten, wurde sie furchtbar verwüstet und ihrer kostbarsten Werke beraubt. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem sie aufgehört hatte, Residenz zu sein, kam sie allmälig mehr und mehr ins Sinken. Im J. 1796 wurde sie von den Franzosen blockirt und erobert; 1799 von den Östreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung denselben wieder entrissen, im Anfange des J. 1801 aber von neuem ihnen übergeben. Nach dem pariser Frieden von 1814 räumten sie die Franzosen ohne Belagerung. Das nahe gelegene Dorf Pietola, ehemals Andes, ist der Geburtsort Virgil's. — Das sogenannte Mantuanische Gefäß, welches sich früher im herzoglichen Museum zu Braunschweig befand, war ein großer zu einer Camee mit zwölf Figuren geschnitzter Onyx von 6 Z. Breite und 2½ Z. Stärke im Durchmesser, der ein Gefäß von sehr gefälliger Form bildete. Die vollendete Arbeit stellte die Thesmophorien dar. Im J. 1630 wurde dieses überaus kostbare Gefäß bei der Plünderung M.s durch das kaiserliche Heer von einem Soldaten erbeutet, der es dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heers, für 100 Ducaten verkaufte, und durch Vermächtnisse kam es endlich an das Haus Braunschweig. Während des Kriegs von 1806 war es in England, nach Andern in Petersburg; seit der Revolution im J. 1830 ist es abhanden gekommen.

Mantus, ein unterirdischer tuskischer Gott, den und dessen Gattin jeder aus dem Leben Scheidende zu scheuen hatte, war wahrscheinlich eine Personification der Schrecknisse des Todes und der Unterwelt. Auf etruskischen Todtenkisten wird er dargestellt in Gestalt eines vierschrötigen Mannes mit Satyrohren, gewöhnlich geflügelt, in hochgeschürzter Tunica, zuweilen mit einem Schwerte, fast immer mit einem Hammer versehen, und einen Todten, der gewöhnlich verhüllt zu Pferde sitzt, abholend.

Manual, im Allgemeinen so viel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologischer Ordnung, wie im Kassenbuche oder Journal (s. d.), sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und Capiteln) eingetragen werden.

Manualacten oder Privatacten heißen die Proceßschriften, sowol die eigenen wie die gegenseitigen, welche der Sachwalter eines Processes aufzubewahren verbunden ist. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter hat dieselben, wenn sein Auftrag beendigt ist, wäre es auch durch Zurücknahme, wenigstens nach der richtigern und des Sachwalters würdigern Ansicht, nicht eher an die Partei herauszugeben, als bis er wegen seiner Gebühren und Auslagen befriedigt ist.

Manuel (Jacq. Ant.), berühmt als franz. Kammermitglied während der Restauration, geb. zu Barcelonette am 10. Dec. 1775, war anfangs für den Handel bestimmt, trat 1793 in die Armee, widmete sich aber, nachdem er schon den Grad eines Capitains erlangt, nach dem Frieden von Campo Formio der advocatorischen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieser Eigenschaft erst zu Digne, dann am Apellhofe zu Aix. Als er während der Hundert Tage zum ersten Mal Paris besuchte, empfing er die Nachricht, daß ihn das Departement der niedern Alpen in die Kammer gewählt habe. Zögernd nahm er diese Ehre an und beobachtete längere Zeit ein gänzliches Stillschweigen. Erst nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich plötzlich und zeigte sich als großer Redner und kühner Patriot. „Dieser junge Mann", rief das alte Conventsmitglied Cambon aus, „fängt da an, wo Barnave aufhörte". Mit der zweiten Restauration beschloß M., sich in Paris niederzulassen, wurde aber von der Advocatencorporation als ein liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen. Obschon er sich hierdurch blos auf Privatconsultationen be-

schränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgedehnter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in dem Departement Finisterre und in der Vendée zugleich. Er entschied sich für letztere und nahm in der Kammer seinen Sitz zur äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als einen glühenden Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Zweigen der Verwaltung das Wort und legte außerordentliche Kenntnisse an den Tag. Mit der Stärke und dem Hasse seiner Gegner wuchs seine Kühnheit, seine Festigkeit und Begeisterung. Schon oft hatte er sich das Misfallen der Majorität zugezogen, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Endlich bot sich dieselbe in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, die einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung Derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert, wahrnehmen wollten. Vergebens versicherte er seine monarchische Gesinnung und wiederholte die Phrase; er wurde zur Ordnung verwiesen. Am nächsten Tage schlug Labourdonnaye seine Austreibung aus der Kammer vor, die am 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M., über diese Procedur empört, am 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Man rief einen Unteroffizier der wachhabenden Nationalgarde, Namens Mercier, herbei, der aber seine Hand nicht an den Deputirten legen wollte. Gendarmen mußten hierauf eintreten, die ihn in der That aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. M. war weit entfernt, die brutale Gewaltthat, welche den Bourbons in der öffentlichen Meinung einen harten Schlag versetzte, für seine Person auszubeuten. Er zog sich zurück und starb am 20. Aug. 1827 zu Maisons. Seine Leiche, die man auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris bestattete, wurde von mehr als 100000 Menschen begleitet.

Manuel (Nicolaus), genannt Deutsch, Künstler, Staatsmann, Dichter und Soldat, wurde wahrscheinlich im J. 1484 geboren. Man vermuthet, er sei der uneheliche Sohn eines vielleicht aus dem Süden stammenden Emanuel de Alamannis gewesen, aus dessen Namen er den seinigen entlehnt habe. Als Künstler scheint er in der kolmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. In Bern angesiedelt, nahm er als Mitglied des Raths sowol an den ital. Feldzügen, wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er im J. 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todentanz, ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und anderwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wol auf venetian. Einwirkung. Von seinen Ölgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Stil hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der kolmarer Schule zusammen; seine geistreiche Subjectivität aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Unerlaubte aus. Vgl. Grüneisen, „Nic. M." (Stuttg. und Tüb. 1837).

Manuel (Pierre Louis), franz. Conventsdeputirter und Revolutionsmann, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und gerieth wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille. Wider in Freiheit gesetzt, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den provisorischen Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly (s. d.) stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Policei die Schrift „La police devoilée" (2 Bde., Par. 1791) abzufassen, die große Abscheulichkeiten aufdeckte. Als eifriger Jakobiner wurde er gegen das Ende des J. 1791 Gemeindeprocurator, während Pétion (s. d.) das Amt des Maire versah. In dieser Stellung betheiligte er sich gewaltig am Umsturze des Thrones und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Templethurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkerung desselben vergebens widersetzte. Vielleicht mit Unrecht beschuldigten ihn seine Feinde

der Anstiftung und Theilnahme der Septembergreuel. Gewiß ist es, daß er viele angesehene Personen rettete und später vom Convent verlangte, man möchte die während der Metzelei Entwichenen nicht als Emigranten betrachten. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuilerien wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik eröffnen und denselben der äußern Zeichen der königlichen Würde entkleiden, was er ohne Roheit vollzog. Seitdem handelte er merkwürdigerweise stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung und äußerte in der Verhandlung über die Appellation ans Volk: „Das Recht über Leben und Tod gehört der Natur; der Despotismus hat ihr das Recht genommen, aber das Volk wird es ihr wiedergeben". Von der Bergpartei des Betruges bei Einsammlung der Stimmen beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mishandlungen verlassen. Er ging nach Montargis, wo er im März 1793 von einer wüthenden Rotte fast todt-geschlagen wurde. Im Aug. ließ ihn der Convent verhaften und nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Processe der Königin als Zeuge auftreten, wobei er sich rücksichtsvoll und edel benahm, obgleich das Beil auch über seinem Haupte schwebte. Am 15. Nov. stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, der Urheber der Septembergreuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, daß er mehre Schlachtopfer gerettet habe. Er wurde zum Tode verurtheilt und am 16. Nov. 1793 hingerichtet. Seine Schriften sind ohne Bedeutung. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab er auch die „Lettres de Mirabeau à Sophie" (4 Bde., Par. 1792) heraus.

Manufacturen, s. Fabriken.

Manumission hieß bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde. (S. Freilassung.)

Manuscripte oder Handschriften (codices) sind ein Hauptgegenstand der Diplomatik (s. d.). Alle noch vorhandene alte Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches, aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes, dessen Gebrauch zu Handschriften im Abendlande schon mit dem 9. Jahrh. aufhörte, theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 n. Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und neben diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils endlich Linnenpapier, dessen Erfindung man in das 13. oder 14. Jahrh. setzt, jenachdem man sich auf eine auf solches geschriebene Urkunde Kaiser Friedrich's II. von 1243 oder auf andere derartige Urkunden von 1309, 1311, 1318 u. s. w. stützt. Schreibfedern werden zuerst im 7. Jahrh. erwähnt. Von Tinten war die schwarze die gewöhnlichste. Sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. und war in der frühesten Zeit nicht mit Vitriol versetzt. Auch rothe (rubrum) Tinte von einer blendenden Schönheit, findet man schon in sehr alten Handschriften. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen geschrieben, daher die Ausdrücke Rubrum (s. d.), Rubrik und Rubricator. Seltener kommt in alten Handschriften blaue Tinte vor; noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, die jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (volumina), die älteste Art, und in geheftete Bücher oder Bände, die eigentlichen codices. (S. Codex.) Die Schreiber der Manuscripte (scribae oder librarii) waren bei den Alten meist Freigelassene oder Sklaven, in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Noch immer hat für diesen Theil der Handschriftenkunde Walther's „Lexicon diplomaticum", (3 Bde., Gött. 1745—47, Fol.) einen entschiedenen Werth, sowie zur Beurtheilung des Alters griech. Manuscripte nach den Schriftzügen Montfaucon's „Palaeographia" ein

unentbehrliches Hülfsmittel ist. Das Alter griech. Handschriften läßt sich aus den Schriftzügen schwerer bestimmen als das der lateinischen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente entscheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lat. Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln oder Minuskeln) theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (scriptura rom. antiqua, merovingica, longobardica, carolingica etc., wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen; doch kommen auch nach eingeführter Punctation aus dem 13. und den folgenden Jahrhunderten noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vor. Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt. Der sogenannte Custos oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. In den ältesten Handschriften hängen die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen aneinander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man zuerst in Manuscripten aus dem Anfange des 12. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Manche Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind, und man nennt sie deshalb datirte Codices. Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft blos die Abfassung des Buchs anzeigen oder sich nur auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder auch ganz erdichtet sind. Ebenso wenig darf man aus denselben immer auf das Alter der Handschriften mit Bestimmtheit schließen, da spätere Abschreiber oft derartige Notizen aus den Originalen, welche sie vor sich hatten, copirten. Mit Gewißheit läßt sich annehmen, daß keine aller bekannten Handschriften über das erste christliche Jahrhundert hinausreicht. Das 1825 auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für Sir Joseph Banks reisenden Franzosen aufgefundene Fragment der „Iliade", auf Papyrus in Capitalbuchstaben schön geschrieben, dürfte unstreitig das älteste aller classischen Bücher sein und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer stammen. Abgeschabte und neu überschriebene Handschriften (codices rescripti oder rasi) nennt man Palimpsesten (s. d.). Vgl. Pfeiffer, „Über Bücherhandschriften überhaupt" (Erl. 1810); Ebert, „Handschriftenkunde" (2 Bde., Lpz. 1825—27), und Hoffmann, „Handschriftenkunde für Deutschland" (Bresl. 1831).

Manutius (Aldus), ital. Manuzio, Manuzzi oder Manucci, auch Aldus der Ältere genannt, geb. 1446 zu Bassano, studirte hier, zu Ferrara und in Rom, weshalb er sich den Beinamen Romanus gab, und wurde dann Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte; hierauf begab er sich 1482 nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona, worauf er 1488 in Venedig eine Druckerei anlegte. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursiv, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur einfach schöne und correcte, sondern gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Seine ersten griech. Drucke waren die griech. Grammatik von Konstantin Laskaris und das Gedicht des Musäus (1494). Überhaupt verdanken wir ihm 28 editiones principes von griech. Classikern. Von seinen eigenen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vorreden zu mehren Schriftstellern, bemerkenswerth die „Institutiones grammaticae graec."

(1515, 4.); das „Dictionarium graec." (1497, und Bas. 1519 und öft., Fol.); „Institutiones graeco-lat." (1501 und 1508, 4.) und die „Introductio perbrevis ad hebr. linguam" (zuerst mit Laskaris' Grammatik 1501, 4.). Vorzüglich sind seine Pergamentdrucke, namentlich ist die Schwärze vortrefflich. Die Päpste Julius II. und Leo X. unterstützten ihn durch Privilegien. Er starb am 6. Febr. 1516 an den Wunden, welche ihm drei Meuchelmörder beigebracht hatten. — Sein dritter Sohn, Paulus M., geb. zu Venedig am 6. Apr. 1512, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei (die typographia Pio-Manutiana) beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der vaticanischen Bibliothek gebraucht. Er besorgte seit 1533 seines Vaters Buchdruckerei, nachdem sie eine Zeit lang geschlossen gewesen war, und übernahm sie 1540. Auf die Einladung des Papstes Gregor's XIII. ging er abermals nach Rom, wo er 1573 starb. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker, besonders der Werke des Cicero, sind hochgeschätzt, und unter seinen eigenen Schriften zeichnen sich namentlich seine „Epistolae et praefationes" (1558 und öft.) aus. — Aldus M. der Jüngere, der Sohn des Vorigen, geb. am 28. Oct. 1547, schrieb bereits in seinem 14. Jahre eine Abhandlung über die lat. Orthographie. Später lehrte er die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Noch in seinem Todesjahre hatte ihm Clemens VIII. die Leitung der Typographia Vaticana übertragen. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldinischen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust und Eutrop und mehre Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's „Thesaurus" finden. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. (S. Aldinen.)

Manzoni (Alessandro), ital. Trauerspieldichter und Lyriker, ist zu Mailand 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber ohne Bildung, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Beccaria. Zunächst machte er sich durch seine „Versi sciolti" (Par. 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, und hierauf durch seine „Inni sacri" (1810) bekannt, worin er eine neue Art Lyrik schuf. Seine Tragödie „Il conte di Carmagnola" (Mail. 1820), in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, fand nicht blos in Italien großen Beifall, sondern wurde auch von engl. Kritikern und unter den Deutschen selbst von Goethe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie „Adelgis". In beiden Stücken bedient sich M. des Chors. Auch seine kleinern Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod, „Cinq Mai" (1823), trugen bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen in Italien aber erregten „I promessi sposi storia milanese del sec. XVII" (3 Bde., Mail. 1827; deutsch von Bülow, Lpz. 1827, von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in einer schönen Sprache das lombard. Bauernleben in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee geschildert wird. Diese Dichtung erschien neuerdings von M. selbst im Stile vielfältig umgearbeitet (3 Bde., Mail. 1842) mit einem Anhange „Storia della Colonna infame", worin M. in Beziehung auf denjenigen Theil seines Romans, welcher von der Pest in Mailand im J. 1630 handelt, die Richter in jener Sache des Justizmordes anklagt und, als würdiger Enkel Beccaria's, gegen die Tortur, die in Italien noch nicht völlig abgeschafft ist, kämpft. Seit vielen Jahren lebt M. in tiefer Abgeschiedenheit nur seiner Familie und seinen christlichen Betrachtungen als eifriger und strenger Katholik. Von dieser seiner Richtung zeugen seine „Osservazioni sulla morale cattolica" (Flor. 1835; deutsch von Anspach, Köln 1835). Seine „Opere" wurden mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Nic. Tommaseo (5 Bde., Flor. 1828—29).

Mäonide, eigentlich ein Bewohner von Mäonien (s. d.) oder Lydien, wurde von den Alten vorzugsweise Homer genannt, weil Einige Kolophon, das früher zu Lydien gehörte, für dessen Vaterstadt hielten, während Andere, wie Lucian, diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ableiteten. — Später bezeichnete man mit Mäoniden die Musen überhaupt.

Mäonien war ursprünglich eine Landschaft in Lydien, galt aber dann überhaupt für die ältere Benennung von Lydien (s. d.).

Mappirungskunst, s. Landkarten.

Mara (Gertrude Elisabeth), geborene Schmehling, eine berühmte Sängerin, wurde am 23. Febr. 1749 zu Kassel geboren, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon in ihrem neunten Jahre in Wien Concerte geben und im zehnten in London vor der Königin spielen konnte. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige bei Seite und nahm Gesangsunterricht bei dem Sopranisten Paradisi, der sie so weit brachte, daß sie im 14. Jahre als Sängerin bei Hofe sich hören lassen konnte. Im J. 1766 kam sie nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem sogenannten Großen Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde und sich zugleich zur Virtuosin auf dem Clavier ausbildete. Kaum hatte sie Friedrich II. 1770 einmal gehört, als er sie sogleich mit 3000 Thlr. Gehalt in Berlin anstellte, wo sie mit dem Virtuosen Concialini um den Preis eiferte und neben diesem und unter Porpora's Anleitung sich als Sängerin und Schauspielerin bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Jos. Mara im J. 1774 verwickelte sie sich in unzählige Verdrießlichkeiten, wurde 1780 von dem Könige im höchsten Unwillen entlassen und ging hierauf wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da nach Paris, wo sie erste Concertsängerin der Königin wurde. Im J. 1784 war sie wieder in London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde und im Winter 1785 und 1786 am Operntheater angestellt war. So einstimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß waren die Klagen über ihren Eigensinn. Hierauf machte sie Kunstreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland bis Moskau, wo sie, nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Mannes (gest. 1808) ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. Als sie durch den Brand von Moskau 1812 ihr ganzes Vermögen verloren hatte, ging sie nach Reval und gab daselbst Unterricht. Im J. 1819 besuchte sie England und 1821 Deutschland. In Reval starb sie am 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm gründete sich nicht blos auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang ihrer Stimme, sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, sowie auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien.

Mära, die Tochter des Prötos und der Anteia, der Gefährtin der Artemis, wurde von dieser erschossen, als sie mit Zeus den Lokros gezeugt hatte. — Mära hieß auch die Tochter des Atlas und Gemahlin des Tegeates, des Sohnes des Lykaon. Ihr Grabmal zeigte man zu Tegea und zu Mantinea. Nach Pausanias war sie Dieselbe, deren Schatten Odysseus im Hades sah.

Marabufedern, ein Modeartikel, heißen die schönen flaumartigen langen Federn vom Marabustorch, der in Indien heilig gehalten und seiner Federn wegen als Hausvogel aufgezogen wird, und vom Argulareiher, der ebenfalls in Indien heimisch ist. Da sie in sehr hohem Preise stehen, so werden sie häufig aus Truthahnsfedern nachgemacht.

Marabut, s. Morabiten

Marañon, der größte Fluß der Erde, entspringt unter 12° südl. Br. aus dem See Llauricocha auf den Andes von Peru, 12000 F. über dem Meere, läuft anfangs nördlich, wendet bei Jaen sich östlich, wird bald darauf schiffbar und nimmt außer vielen andern Seitenströmen den in Bolivia viel südlicher entspringenden Ucayale auf, der daher bisweilen als eigentlicher Quellenfluß betrachtet worden ist. Er heißt von Tabatinga bis Rio negro Solimoens, weiter hinab Amazonenstrom, und fällt fast unter dem Äquator mittels einer 35 M. breiten Hauptmündung in das Atlantische Meer. Alle von dem östlichen Abhange der Andes von Pasto bis Cochabamba, von der Nordseite der Gebirge von Matto grosso und Minas, und von dem Westabfalle Guyanas herabfließende Gewässer finden früher oder später Aufnahme in diesen Riesenstrom, der an 500 M. lang, bis an die Andes schiffbar, die herrlichsten und fruchtbarsten, meist aber unbewohnten Länder Südamerikas durchschneidet, und in spätern Zeiten für jenen Welttheil noch weit größere Wichtigkeit erlangen wird, als der Mississippi für den nördlichen Continent. Entdeckt wurde der Marañon durch Pinzon 1498, und zuerst befahren bis an seine Mündung von Orellana im J. 1541, dann von Acuña, in der Mitte des 18. Jahrh. von Condamine, 1820 von Spix

und Martius bis Tabatinga, 1831—32 von Pöppig von den Andes bis Pará, 1829 von Maw und 1834 von Smyth, welche Reisende mehr oder minder umfängliche Berichte über jene Fahrt veröffentlicht haben.

Marasmus, s. Atrophie.

Marasquino oder Maraschino, ein feiner ital. Liqueur, wird von zerstoßenen sauren Kirschkernen und Branntwein abgezogen. Am bekanntesten sind der Marasquino de Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica. Auch wird er in Deutschland fabricirt.

Marat (Jean Paul), einer der berüchtigtsten Charaktere der franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel von protestantischen Eltern, widmete sich der Arzneikunst und Physik und besaß geistige Mittel und ausgebreitete Kenntnisse, ging aber auf Reisen, um sein Fortkommen zu suchen. Zu Edinburg nährte er sich als franz. Sprachlehrer und gab daselbst 1774 eine revolutionaire Schrift „The chains of slavery" heraus, die er später auch in franz. Sprache („Les chaînes de l'esclavage", Par. 1792 und öft.) erscheinen ließ. Ein anderes Werk „De l'homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme" (3 Bde., Amst. 1775) verwickelte ihn in einen langen Streit mit Voltaire und dessen Partei. In dieser Zeit veröffentlichte er nacheinander mehre physikalische Schriften über das Feuer, das Licht und die Elektricität, durch welche er Newton widerlegen und die Wissenschaft umgestalten wollte. Er ließ sich als Arzt zu Paris nieder; allein sein stürmischer Geist, seine Paradoxie und große Eigenliebe brachten ihn bei aller verzehrenden Thätigkeit um jeden Erfolg. Endlich erhielt er eine Anstellung als Stallarzt beim Grafen von Artois. Beim Ausbruch der Revolution, die er längst im Innersten ersehnt, zeigte er sich sogleich als wilden Demagogen. Von kleinem, grotesken Außern, mit scharf markirtem Gesicht und wildem Blick, mischte er sich unter das Volk und brachte durch seine zügellosen Reden bald eine lächerliche, bald eine furchtbare Wirkung hervor. Sein Einfluß auf die niedere Classe, deren Ton er zu treffen verstand, stieg, als er mit dem 12. Dec. 1789 den „Publiciste parisien" herausgab, den er einige Monate später in „Ami du peuple" umwandelte. In diesem Volksblatt, das er am Abend der Menge in Person vorlas, verbreitete er die tollsten Gerüchte und denuncirte den Hof, die Minister und die Nationalversammlung unaufhörlich. Schon im Aug. 1789 schrieb er in einem andern Blatte, man müsse 800 Bäume im Garten der Tuilerien in 800 Galgen verwandeln und ebenso viele Deputirte, an deren Spitze Mirabeau, aufhängen. Danton, der M. als Werkzeug gebrauchen wollte, suchte seine Bekanntschaft und brachte ihn in den Club der Cordeliers. Keineswegs durch Ehrgeiz, sondern vielmehr durch das Geräusch und die Unordnung gefährlich, die er um sich verbreitete, befahl der Stadtrath im Jan. 1790 seine Verhaftung. M. verbarg sich in den Kellern der Cordeliers, wo er sein Blatt redigirte, und wagte sich erst nach dem Fluchtversuch des Königs wieder an die Öffentlichkeit. Während der Gesetzgebenden Versammlung griff er, außer den wüthendsten Jakobinern, alle Parteien, besonders die Girondisten (s. d.), an, die er spöttisch die Staatsmänner nannte. Guadet foderte deshalb ein Anklagedecret, zu dem sich die Jakobiner erst verstanden, als man auch den Proceß gegen den Abbé Royou, den Redacteur des „Ami du roi", bewilligte. M. versteckte sich wieder bei den Cordeliers; nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 zeigte er sich aber sogleich und erneuerte seine Agitation mit schnaubender Wuth. Er trat jetzt förmlich in die Dienste Danton's, der Justizminister geworden, und verfolgte sehr heftig den Minister Roland, der seine publicistische Thätigkeit nicht mit Geld unterstützt hatte. Als sich im Schoose des revolutionairen Gemeinderaths der berüchtigte Ausschuß zur Überwachung der Verräther bildete, ließ sich M. aus persönlicher Autorität aufnehmen und übte auf die Berathungen, welche den Septembergreueln vorangingen, den entschiedensten Einfluß. Auch unterzeichnete er das Circular, welches die Departements zu ähnlichen Greueln und zur Ausrottung der Verräther auffoderte. Unter den Dolchen der Septembermänner wurde M. in den Convent gewählt, wo er sich noch wilder und blutdürstiger zeigte, als in seiner Zeitschrift, die er seit dem 21. Sept. 1792 „Journal de la république franç." nannte. Indessen nahm ihn der Convent sehr schlecht auf; Niemand wollte neben dem Septembristen sitzen, und wenn er sprach, erhob sich ein Tumult. Die Girondisten

Louvet und Rebecqui klagten ihn in den ersten Tagen an, daß er zu Gunsten Robespierre's die Dictatur vorgeschlagen habe. M. leugnete dies nicht; behauptete aber, daß diese Dictatur nur einige Tage dauern dürfte, während im Gegentheil Frankreich 50 Jahre hindurch unter der Anarchie des Convents zittern würde. Auch machte er geltend, daß sein Dictator fortwährend eine große eiserne Kugel am Bein nachschleppen sollte, damit er sich nie dem Bereiche der Volksjustiz entziehen könnte. Endlich ließ man auf Vorlesung einer spätern Nummer seiner Zeitschrift die Anklage fallen, und M. zog ein Pistol aus der Tasche und erklärte, daß er sich auf der Tribune den Tod gegeben haben würde, hätte man ihn in der That verhaften wollen. Durch die Straflosigkeit kühner gemacht, beschuldigte er am 18. Dec. Dumouriez, daß derselbe die Patrioten, die zur Armee gegangenen Septembermänner, muthwillig dem Feinde geopfert habe. Einige Tage später foderte er in seiner Zeitschrift das Opfer von 270000 Köpfen, und als man ihn im Convent zur Rede stellte, meinte er, wenn man ihm diese verweigere, werde er mehr fodern. Während des Processes des Königs, für dessen schleunige Hinrichtung er stimmte, rief er dem Volke in seinem Blatte zu: „Schlachtet, schlachtet 200000 Anhänger des alten Regiments und reducirt den Convent auf das Viertel". Diese und andere Übertreibungen brachten in den Versammlungen im Jan. 1793 furchtbare Scenen zuwege; der Convent heulte und pochte, wenn M. sprach, die Tribunen donnerten Beifall. Am 26. Febr. versuchten die Girondisten vergebens, gegen M. ein Anklagedecret zu erlangen, weil er den Pöbel zur Plünderung der Kaufläden aufgereizt hatte. Er denuncirte hierauf alle Generale, schlug die Erneuerung der Septembergreuel vor und brachte im Apr. das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen zu Stande, auf welches in Frankreich 400000 Menschen eingekerkert wurden. Im März unterzeichnete er endlich als Präsident des Jakobinerclubs eine Adresse an das Volk, in welcher dasselbe zum Aufstande und zur Ermordung der Verräther, der Girondisten, aufgefodert wurde. Dieser Schritt erregte selbst den Unwillen der Bergpartei; auf Lacroix's Antrag mußte M. vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Fouquier Tinville (s. d.) aber empfing M. gleich einem Märtyrer, und die Geschworenen erklärten ihn für unschuldig und für den wahren Volksfreund. Man belud ihn mit Bürgerkronen und schleppte ihn auf den Schultern durch die belebtesten Straßen der Stadt in den Convent, wo ihm der Präsident Danton eine Lobrede hielt, die Sitzung aber im Tumulte schließen mußte. Mit diesem Siege begann M. nun offen den Kampf mit den Girondisten; er bearbeitete den Gemeinderath, rief die Sectionen zu den Waffen und läutete am 31. Mai auf dem Stadthause eigenhändig die Sturmglocke. Jedoch foderte er nur die Ächtung von 22 Deputirten, und als man ihm zu Gefallen am 1. Juni noch mehr proscribiren wollte, widersetzte er sich. M. hatte jetzt den Gipfel seiner revolutionairen Laufbahn erstiegen; er bildete im Auge des Volks mit Robespierre und Danton das Triumvirat, welches durch gesetzlichen und ungesetzlichen Einfluß das Schicksal der Republik leitete. Indessen war M. in Wahrheit weder ein Parteihaupt noch ein politischer Gewalthaber, sondern der Apostel und das Instrument, dessen sich Danton und Robespierre zur Aufregung und Entfesselung der Massen bedient hatten. Als nun der Kampf zwischen den eigentlichen Häuptern begann und Robespierre auf den Köpfen der Übrigen emporstieg, wurde der Apostel unnöthig, und nur der Zufall hinderte es, daß er nicht ebenfalls das Schaffot besteigen mußte. Eine Entzündungskrankheit, die oft das Leben stürmischer Männer zerstört, hielt ihn seit dem Sturze der Girondisten in seiner Wohnung zurück. Nichts konnte hier seine fieberische Thätigkeit befriedigen; er schrieb unausgesetzt Briefe und beschwerte sich täglich beim Convent, daß man ihm zu wenig Aufmerksamkeit schenke, denn er hielt sich für den größten Staatsmann Europas. Nachdem er den Tag vorher noch die Generale Custine und Biron denuncirt, suchte ihn am 13. Juli 1793 Charlotte Corday (s. d.) auf und erstach ihn im Bade, während er für die Guillotine die Reste der Girondistenpartei aufzeichnete. Dieser Mord, der das Leben M.'s nur um einige Tage kürzte, war ein Unglück und brachte die Schreckensherrschaft auf den Gipfel. Robespierre benutzte die Volkswuth, um seine Gegner hinzuschlachten, und ließ den sogenannten Manen M.'s Ströme von Blut fließen. Die Leiche wurde unter Beiwohnung des Convents mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und der Maler David malte das Bild des Gemordeten mit klaffender Wunde, das man erst auf einem Altare im Hofe

des Louvre mit der Büste Lepelletier's (s. d.) feierlich aussetzte und dann in den Convent hing. Seine Haushälterin, mit der er sich, nach Chaumette's Ausdruck, an einem schönen Tage im Angesichte der Sonne vermählte, wurde auf Kosten des Staats ernährt. Am 4. Nov. 1793 gestand ein Decret den Überresten M.'s die Ehre des Pantheons zu; ein anderes vom 8. Nov. 1795 warf die Leiche wieder hinaus. Zugleich entfernte man auch das Bild aus dem Convent.

Marathon, ein Flecken an der Ostküste von Attika, jetzt Marathona oder nach Leake in der Nähe des heutigen Vraná, wurde berühmt durch den glorreichen Sieg, den hier im J. 490 v. Chr. die Griechen unter Miltiades (s. d.) über das Perserheer erkämpften. Eine genaue Beschreibung und Abbildung des Schlachtfeldes nebst den Positionen beider Heere gaben in neuester Zeit Leake in den „Demen von Attika" (deutsch von Westermann, Braunschw. 1840) und Finlay, „On the battle of M." in den „Transactions of the society of literature" (Lond. 1839).

Maratten oder Mahratten, ein zum Hindustamme gehöriges Volk, in dem mittlern Theile Vorderindiens, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend und wahrscheinlich aus verschiedenen ältern, von den Mongolen aus dem eigentlichen Hindostan vertriebenen Völkerschaften entsprungen, tritt erst um die Mitte des 17. Jahrh. in der Geschichte auf, wo der Abenteurer Sewadschi, gest. 1680, sie zu einem Staate vereinigte, den er und seine Nachfolger durch Eroberungen, besonders im Reiche des Großmoguls, zu einem mächtigen Reiche erweiterten, das einen Flächeninhalt von 28000 □M. umfaßte. Die Untüchtigkeit, die bald unter seinen Nachfolgern, welche den Titel Ram-Radscha, d. i. Oberkönig oder -Fürst, führten und in Sattarah regierten, einriß, bewirkte, daß der Peischwah (erste Minister) Badschiro den Ram-Radscha gefangen setzte und des westlichen Theils des Marattenlandes sich bemächtigte, wo er in Punah einen unabhängigen Staat bildete, während sein College Radschodschi den östlichen Theil nahm und den Staat der Berar-Maratten daselbst gründete. Badschiro, der 1750 starb, machte die Würde und den Titel als Peischwah in seiner Familie erblich. Diese Theilung des Marattenreichs konnte aber nicht ohne Einwilligung der Großen und Statthalter des Reichs geschehen, die deshalb mit Vermehrung ihrer Einkünfte und Macht befriedigt wurden. Die Folge davon war, daß das Reich in eine Menge mehr oder minder mächtiger, unabhängiger und Vasallenstaaten zerfiel und nach dem Aussterben der Dynastie der Ram-Radschas im J. 1777 nur durch einen aus zwölf Brahminen bestehenden Regierungsrath, der dem Peischwah die vollziehende Gewalt ließ, zusammengehalten wurde, also eine Art Bundesstaat bildete. Nicht lange dauerte es, so brachen unter den Marattenfürsten im letzten Decennium des 18. Jahrh. langjährige innere Kriege aus, in die bald die engl.-ostind. Compagnie verflochten wurde und die damit endigten, daß, nachdem mehre Provinzen des Marattenreichs an die Engländer bereits abgetreten waren, nach einem blutigen Kampf mit den Engländern im J. 1817 und 1818 die letzten Überreste des Marattenreichs von diesen unterworfen und ihre Herrscher zu engl. Vasallen gemacht wurden, bis auf den einzigen Rao Scindiah, der seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode bewahrte. Als in Folge desselben seine Witwe einen Knaben als Sohn adoptirte, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten, kam unter der schwachen Weiberregierung der alte Haß gegen die Letztern wieder zum Vorschein, der durch innere Intriguen und die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Engländer am Ende zu einem Krieg mit diesen führte, welcher durch die beiden am 29. Dec. 1843 gelieferten blutigen Schlachten von Maharadschpur und Puniar oder am Antripaß, beide auch die Schlachten von Hingolah genannt, beendigt wurde; die erstere lieferte der engl. Obergeneral Sir Hugh Gough, während die Maratten von den beiden franz. Obersten Baptiste und Jacob befehligt wurden; die andere der engl. General Grey. Die zum größten Theil europäisch organisirten Maratten mit vortrefflicher Artillerie schlugen sich ausgezeichnet. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des Scindiah in die Reihe der der ostind. Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein treffliches Heer auflösen mußte. Die Maratten, von festem, starkem Körperbau, mit mehr oder weniger brauner Hautfarbe, sind Hindus und Brahmadiener, von grausamem, wildem und treulosem Charakter, abgehärtet und von kriegerischem Geist. In Folge davon, sowie

durch die Bedrückungen, die sie sich gegen die ihnen unterworfenen Völker erlaubten, haben sie sehr nachtheilig auf Cultur und Civilisation der Länder gewirkt, in denen sie das herrschende Volk waren. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Marattenfürstenthümer sind gegenwärtig der Staat des Scindiah, der den Titel Maha Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior residirt, mit 1806 □M. und 4 Mill. E.; der des Maha Radscha von Sattarah, mit 510 □M. und 1½ Mill. E.; der des Guicowar, der in der großen Stadt Baroda residirt, mit 850 □M. und 2 Mill. E.; der des Holkar, welcher seine Residenz in der schönen Stadt Indur hat, mit 540 □M. und 1,200000 E., und der des Bunslah mit der Residenz Nagpur, 3300 □M. mit 3 Mill. E.

Maratti oder Maratta (Carlo), gewöhnlich als der letzte Maler der röm. Schule betrachtet, wurde 1625 zu Camurano in der Mark Ancona geboren und bildete sich bei dem bolognes. Maler Sacchi, einem Schüler Albani's, hauptsächlich nach Werken der Carracci und des Guido Reni, bis ihn Rafael völlig begeisterte. Nach einer langen in glänzenden Verhältnissen zugebrachten Künstlerlaufbahn starb er in Rom 1713. Er war im Ganzen ein flacher Idealist, allein er besaß vielen Geschmack und hat sich von der Verwilderung mancher damaligen Kunstgenossen völlig freigehalten. Vielleicht sein verdienstlichstes Werk war die sorgfältige Restauration der Rafael'schen Fresken im Vatican. — Seine Tochter, Faustina M., war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter Zappi (s. d.) vermählt.

Marawedi, eine altspan. Münze, war im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten vertheilt wurde. Nach diesem Gewicht, für edle wie später für unedle Metalle, wurde dann das Münzwesen eingerichtet, sodaß der Marawedi wirklich in Kupfer ausgeprägt ist, in Silber und Gold dagegen blos eine Rechnungsmünze abgibt. Seit 1497 schlug man 96 Marawedis aus der Mark Kupfer, ein Verhältniß, welches bis auf die neueste Zeit beibehalten wurde. Auf einen Real gehen 34 Marawedis, auf einen Marawedi zwei Blancas. Sieben Marawedis sind = acht Pfennige.

Marbach, der Geburtsort Schiller's, eine Stadt im würtemb. Neckarkreise, am Einflusse der Murr in den Neckar, hat etwa 2400 gewerbfleißige Einwohner. In Schiller's Geburtshause ist dessen kolossale Statue von Thorwaldsen aufgestellt. Außerhalb der Stadt liegt die schöne Alexiuskirche, die um die Mitte des 15. Jahrh. gebaut ist. Der Ort scheint schon von den Römern gegründet, auf die wenigstens die in der Umgegend sich findenden zahlreichen Alterthümer hinweisen, und war bereits im 10. Jahrh. befestigt. Von den ältesten Zeiten an war die Stadt würtembergisch, mit Ausnahme der Zeit von 1462—1504, wo es zur Pfalz gehörte. Im J. 1693 hatte es von den Franzosen viel zu leiden und wurde fast ganz niedergebrannt.

Marbod oder Marobod, König der Markomannen (s. d.), hatte als Jüngling im röm. Kriegsdienst röm. Politik und Kriegskunst kennen gelernt. Sein Volk führte er, als er zu ihm zurückgekehrt war, bald nach Chr. Geb. aus den bisherigen Wohnsitzen am Main in das heutige Böhmen und gründete hier ein mächtiges Reich, dem sich viele andere german. Völker als Bundesgenossen anschlossen. Ein Angriff, den die Römer, für ihre Länder im Süden der Donau besorgt, auf ihn, der sich ein stehendes Heer von 70000 M. zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, im J. 6 beabsichtigten, wurde durch den gleichzeitig ausbrechenden Aufstand der Pannonier und Illyrier vereitelt und durch Tiberius mit ihm ein Friede abgeschlossen. Die Macht, die M. als König in Anspruch nahm, überschritt die Grenzen, in denen sonst bei den Germanen fürstliche Gewalt bestand, und er schien der german. Volksfreiheit gefährlich. Darüber brach im J. 17 ein Krieg zwischen ihm und Herman (s. d.) dem Cherusker aus, in welchem sich die Longobarden und Semnonen von M. trennten; nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich M. in sein Reich zurück. Die Römer verweigerten ihm ihre Hülfe und im J. 19 gelang es dem Drusus (s. d.), des Tiberius Sohn, ihm Feinde unter den Seinen zu erwecken. Der Gothe Catualda, der einst vor seiner Gewalt hatte fliehen müssen, übte nun Rache und nöthigte ihn, sich zu den Römern zu flüchten. Tiberius wies ihm Ravenna als Aufenthaltsort an, wo er nach 18 Jahren starb. Auch Catualda floh bald nach ihm, von den Hermunduren vertrieben, zu den Römern und endete in Forum Julii (jetzt Frejus) im narbonens. Gallien.

Marburg, Universitätsstadt und die Hauptstadt der kurhess. Provinz Oberhessen an der Lahn, die sie von der Vorstadt Weidenhausen trennt, mit ungefähr 8000 E., liegt am Abhange eines Bergs, der ein ehemals festes Schloß trägt. Unter den Kirchen ist die Elisabethkirche mit ihren schönen Grabdenkmalen, darunter das der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, das aber in der Zeit des Königreichs Westfalen vielfach beraubt und beschädigt wurde, die sehenswertheste. Die Stadt hat außer der Universität ein Gymnasium mit etwa 190 Schülern, ein Schullehrerseminar, seit 1817 eine Naturforschende Gesellschaft, eine Bibelgesellschaft, eine Handwerksschule und sehr gut eingerichtete wohlthätige Anstalten. Die Manufacturen erstrecken sich auf baumwollene, wollene und leinene Zeuge, Leder, Hüte, Taback und Tabackpfeifen. M. entstand im Mittelalter als eine Ansiedelung um die alte Kattenburg auf dem Berge. Nachdem die Landgräfin Elisabeth 1229 die Burg als Witwensitz erkoren, erhob ihr Sohn, der Landgraf Hermann II., M. zu einer Hauptstadt des Landes. Im J. 1399 wurde daselbst der Verein wegen der Absetzung Kaiser Wenzel's abgehalten. Auch residirten hier zwei Nebenlinien des Hauses Hessen, die ältere von 1458—99 und die jüngere von 1567—1604. Im Schlosse fand 1529 vom 1.—3. Oct. das Religionsgespräch über das Abendmahl zwischen den wittenberg. (Luther, Melanchthon u. s. w.) und den schweiz. Reformatoren (Zwingli, Ökolampadius u. s. w.) statt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1640 sehr übel von dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar behandelt. Am meisten aber litt sie im Siebenjährigen Kriege; durch die Franzosen besetzt, wurde sie im Sept. 1759 durch Belagerung von den Verbündeten wieder genommen, im Juli 1760 aber durch die Franzosen von neuem erobert, die sich auch 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten behaupteten.

Die Universität zu M. wurde als die erste aller deutschen protestantischen Universitäten vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen am 30. Mai 1527 aus eingezogenen Klostergütern gegründet, aber erst 1541 von Kaiser Karl V. bestätigt. Ihre glänzendste Epoche hatte sie unmittelbar nach ihrer Stiftung. Ihre reiche Dotation, die Berufung der ausgezeichnetsten Lehrer aus Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz, die glückliche Lage des Orts, das große politische Ansehen Philipp's des Großmüthigen und der Umstand, daß man in ihren Hörsälen aus der reinsten Quelle der neuen Lehre zu schöpfen hoffen durfte, veranlaßten das Zuströmen von Jünglingen aus ganz Europa, und diese schöne Blüte dauerte fast hundert Jahre. Im 17. Jahrh. vereinigten sich dagegen mehre Umstände zur Verdunkelung ihres Glanzes, namentlich die Abschaffung der protestantischen Lehre und die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses, sowie die 1607 dadurch veranlaßte Gründung einer zweiten hess. Landesuniversität zu Gießen. M. verlor hierdurch einen Theil seiner Einkünfte, Lehrer und Studenten. Dazu kam noch 1607 und 1611 die Pest, sodaß die Universität einstweilen nach Frankenberg und von da nach Treyßa verlegt werden mußte. Im J. 1625 wurde zwar die Universität zu Gießen mit der zu M. vereinigt, 1650 aber wieder hergestellt, nachdem M. an Kassel zurückgefallen war. Sie ist reich an Instituten, die zum Theil sehr gut dotirt sind; namentlich besitzt sie eine Bibliothek von mehr als 100000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Entbindungsanstalt in dem ehemaligen deutschen Herrenhause, ein anatomisches Theater, eine Thierarzneischule, ein Hospital, das als Land- und Provinzialkrankenhaus dient, ein medicinisches und chirurgisches ambulatorisches Klinikum, ein physikalisch-mathematisches Institut, ein chemisches Laboratorium, ein zoologisches Museum, ein philologisches Seminar und ein staatswirthschaftliches Institut. Die Universität zählt jetzt 30 ordentliche Professoren, fünf außerordentliche und mehre Privatdocenten. Die Zahl der Studirenden betrug im Sommer 1844 gegen 290. Ohne eine besondere Curatel leitet das Ministerium des Innern unmittelbar alle Zweige der Universität. Vgl. „Geschichte der Universität M." in Justi's „Vorzeit" (1826).

Marc Antonio, s. Raimondi (Marc Antonio).

Marc Aurel, s. Antoninus, der Philosoph.

Marceau (Franç. Séverin Desgraviers), General der franz. Republik, geb. am 1. März 1769 zu Chartres, sollte sich nach dem Willen seines Vaters, der an dem Gerichte daselbst das Amt eines Procurators bekleidete, dem Rechtsfache widmen, trat aber aus Neigung für den Soldatenstand im Alter von 17 Jahren in das Regiment Savoyen-Ca-

rignan und war Sergent, als er am 14. Juli 1789 den Abschied erhielt. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er durch Wahl Befehlshaber des Freiwilligenbataillons vom Departement Eure und Loire, mit welchem er unter Lafayette an der Nordgrenze dem ersten Feldzuge beiwohnte. Hierauf wurde er nach Verdun verlegt, welches die Preußen belagerten. Obschon er im Kriegsrathe heftig gegen die Übergabe des Platzes auftrat, mußte er doch als jüngster Offizier dem Könige von Preußen die Capitulation überbringen, wobei er aus Patriotismus Thränen vergoß. Im Apr. 1793 wurde er zum Hauptmann der Kürassiere in der deutschen Legion ernannt und in die Vendée geschickt. Hier verhaftete ihn der Conventsdeputirte Bourbotte mit sammt dem Stabe, weil er als Verräther denuncirt worden war. Man erkannte jedoch bald den Irrthum und setzte ihn am Tage vor der Schlacht von Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte edle Rache, indem er demselben sein Pferd abtrat und hiermit aus den Händen des Feindes rettete. Zufolge dieser That ernannte ihn der Convent im Alter von 22 Jahren zum Brigadegeneral. M. zeigte sich dessen durch Geschick, Patriotismus und Uneigennützigkeit würdig und schloß sich an Kleber an, mit dem er überhaupt viel Ähnlichkeit besaß. Nach der Theilnahme am Siege des General Rossignol bei Antrain, am 18. Nov. 1793, übertrug man ihm provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westens. M. schlug am 13. Dec. 1793 die Vendéer in der heißen Schlacht bei Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfes hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet und in Sicherheit gebracht, und diesen Umstand benutzten seine Neider, um ihn beim Convent abermals des Verraths zu beschuldigen. Man rief ihn zurück und würde ihn auf das Schaffot befördert haben, wenn sich nicht diesmal Bourbotte seiner angenommen hätte. Erst im Feldzuge von 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Armee an den Ardennen, dann an der Maas und Sambre. Nachdem er am 26. Juni bei Fleurus an der Spitze des rechten Flügels den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz und zwang die Östreicher zum Rückgange über den Rhein. Bei der Rückkehr der franz. Armee auf das linke Rheinufer, im Feldzüge von 1795, führte er mit Muth und Geschick die Arrieregarde. Im Feldzuge von 1796 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Mit dem 30000 M. starken linken Flügel blockirte er Mainz, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's mit der Maas- und Sambrearmee ebenfalls auf Limburg zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich mit der Arrièregarde dem Erzherzog Karl entgegenzuwerfen, damit die franz. Armee das Defilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. vollzog diesen Befehl und rettete hiermit das Heer. Am 20. Sept. vom General Hotze im Walde von Hochsteinbach angegriffen, wagte er sich zu weit unter die östr. Plänkler und empfing dabei von einem tiroler Jäger, der hinter einer Hecke lag, einen tödtlichen Schuß. Jourdan brachte ihn nach Altenkirchen, mußte ihn aber der Großmuth der nachfolgenden Östreicher überlassen. Auf Befehl des Erzherzogs widmete man ihm große Sorgfalt; er starb aber schon, drei Tage später, am 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde nach Neuwied gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. M. besaß ein schönes Äußere und einen edeln, humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken.

Marcello (Benedetto), Componist und Dichter, geb. zu Venedig 1686, wurde in der Musik von seinem ältern Bruder Alessandro und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Er bekleidete mehre Jahre das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern, wurde hierauf Proveditor zu Polo, und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 starb. Seine Motetten, Cantaten und Psalmen, welche letztere Seb. Valle (8 Hfte., Ven. 1803, Fol.) herausgab, erlangten einen ungemeinen Ruf durch ihre edle und einfache Erhabenheit. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse (s. d.). Auch seine Gattin ward von ihm zur trefflichen Sängerin gebildet.

Marcellus ist der Name einer röm. plebejischen Familie des claudischen Geschlechts (s. Claudius), die zu den angesehensten der Republik gehörte. Unter den aus ihr entsprossenen Männern ragt am meisten hervor der M. Claudius M., der durch seine Thaten im zweiten pun. Kriege sich den Namen des Schwertes, wie Fabius den des Schildes der Römer erwarb. Schon im J. 222 v. Chr. hatte er, da er das Consulat zum ersten Male

bekleidete, die Niederlage der cisalpin. Gallier durch seinen Sieg über die Insubrer entschieden, und von deren Anführer Viridomarus, den er selbst erlegte, die seltnen spolia opima (s. Spolien) erbeutet. Im zweiten pun. Kriege focht er zuerst 216 als Prätor gegen Hannibal bei Nola in Campanien. Der Sieg, den er davontrug, war darum von größter Bedeutung, weil es überhaupt das erste Mal war, daß Hannibal geschlagen und weil der durch die Niederlage bei Cannä gebrochene Muth der Römer dadurch wieder gehoben wurde. Auch im J. 215, wo er das zum zweiten Mal erhaltene Consulat wieder niederlegte, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Plebejer es bekleideten, schlug er den Hannibal von Nola zurück. Zum dritten Male wurde er 214 Consul und mit dem Kriege gegen Syrakus beauftragt, das nach Hiero's II. (s. d.) und seines Enkels Hieronymus Tode unter Hippokrates und Epicydes in offenem Bunde mit Karthago stand. Des Archimedes (s. d.) Maschinen vereitelten seinen Versuch, die Stadt zu stürmen; eingeschlossen hielt sie sich bis 212, wo sie endlich von M. erobert wurde, der hierauf auch das übrige Sicilien durch seinen Sieg über Hanno und Epicydes bei Agrigent den Römern unterwarf, bis auf Agrigent selbst, das erst 210 von M. Valerius Lävinus eingenommen wurde. Im J. 210, wo er zum vierten Male Consul war, stand er dem Hannibal wieder gegenüber. Die Schlacht bei Numistro in Bruttium blieb unentschieden. Bei Canusium in Apulien siegte Hannibal im J. 209 anfangs über M., verlor aber das am nächsten Tage von M. erneuerte Treffen. Seinen Untergang fand er im J. 208, wo er zum fünften Male das Consulat bekleidete. Mit seinem Collegen T. Quinctius Crispinus gerieth er nämlich zwischen Venusia und Bantia in Apulien in einen Hinterhalt Hannibal's; jener rettete sich, starb jedoch bald darauf an den empfangenen Wunden, M. selbst fiel im Gefecht. Seine Leiche wurde von Hannibal geehrt, seine Asche von ihm seinen Söhnen zugesendet, deren einer den Vater begleitet hatte, aber entkommen war und später 196 das Consulat, 189 die Censur, während der andere 183 das Consulat bekleidete. — In den spätern Zeiten waren die Marcceller eine der Hauptstützen der Nobilität, der sie seit dem 4. Jahrh. angehörten, gegen Cäsar. M. Claudius M., Consul im J. 51 v. Chr., rieth im J. 49 vergebens dazu, erst ein Heer aufzustellen, bevor der Krieg gegen Cäsar erklärt würde. Er begleitete darauf den Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mitylene. Cäsar schonte ihn und begnadigte ihn ohne sein Verlangen im J. 46 im Senat, wo für ihn Cicero eine Rede („Pro Marcello") hielt, die noch vorhanden ist, da die Zweifel F. A. Wolf's an der Echtheit der unter dieser Aufschrift erhaltenen Rede nicht genügend begründet scheinen. M. wurde auf der Rückkehr nach Italien im J. 45 zu Athen von einem Begleiter ermordet. — Sein Bruder, Cajus Claudius M., Consul im J. 49, fiel im Pompejanischen Kriege. — Ihres Oheims Sohn, Cajus Claudius M., war im J. 50 Consul, zog sich aber beim Ausbruche des Kriegs auf sein Landgut bei Liternum zurück und lebte auch nach Cäsar's Tode entfernt vom Staate, bis er ums J. 40 starb. — Seine Gemahlin Octavia (s. d.), die Tochter von Cäsar's Nichte Atia und die Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), hatte ihm um das J. 43 einen Sohn geboren, M. Claudius M., der an Gestalt, Geist und Gemüth seiner edeln Mutter glich, von Octavian zärtlich geliebt, adoptirt und im J. 25 mit Julia (s. d.), seiner Tochter, vermählt wurde. Als curulischer Ädil erkrankte er im J. 23 und starb allgemein betrauert zu Bajä, wie man glaubt durch Livia (s. d.) vergiftet, die durch ihn die Nachfolge ihres Sohnes Tiberius für gefährdet hielt. Augustus ließ ihn auf dem Marsfelde begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken im J. 13 das Theatrum Marcelli, über dessen Resten jetzt der Palazzo Orsini in Rom erbaut ist.

Märchen, s. Volksmärchen.

Marchese, s. Marquis.

Marchesi oder Marchesini (Luigi), einer der berühmtesten Sopranisten, geb. zu Mailand 1755, der Sohn eines Hornisten der modenes. Kapelle, war schon als Knabe Virtuos auf dem Waldhorn. Von Kunstverständigen seiner schönen Stimme wegen aufgefordert, ging er heimlich nach Bergamo, wurde hier castrirt und vollendete dann seine Gesangsstudien unter dem Kapellmeister Fiorini am mailänd. Dome. Hierauf bildete er sich noch in München, 1775—77, vollends aus. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde er

überall mit Enthusiasmus aufgenommen und in Turin mit 1000 Ducaten Gehalt angestellt. Nachdem er sodann von 1786—1801 abwechselnd in Petersburg, Berlin, London und Wien gesungen hatte, kehrte er nach Italien zurück, wo er zu Mailand am 15. Dec. 1829 starb. Seine Stimme war überaus rein und hell, und in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli (s. d.) vor; doch gilt er für den Urheber des spätern überladenen Virtuosengesangs.

Marchesi (Pompeo), Cavaliere, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Bildhauer, geb. um 1790, ist als Professor an der Akademie der Künste zu Mailand angestellt. Wenn irgend einem Nachfolger Canova's, so ist es ihm gelungen, die höchste Weichheit und Grazie der Formen ohne Weichlichkeit, einfach und mit Mäßigung darzustellen. Seine Hauptwerke sind eine Terpsichore, eine wunderbar schöne Venus Urania, mehre Basreliefs am Friedensbogen und endlich die große, im Auftrage des Kaisers gefertigte Marmorgruppe „Die gute Mutter am Charfreitag", welche für San-Satiro zu Mailand bestimmt war. In den Portraitstatuen und Büsten M.'s herrscht eine edle und freie Auffassung; eines der trefflichsten Werke dieser Art ist die sitzende Marmorstatue Goethe's in der Bibliothek zu Frankfurt am Main. Für die Verzierung der Façade des mailänder Castells lieferte M. unentgeltlich zwölf Feldherrnbüsten in Terracotta.

Marchettus, nächst Franco von Köln (s. d.) einer der vorzüglichsten Verbesserer des Mensuralgesangs (s. d.), lebte gegen Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Zwei seiner Schriften hat Gerbert in den „Scriptores de musica" bekannt gemacht. M. gibt schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Consonanzen (Unison, Quinten und Octaven) nicht in gerader Bewegung aufeinander folgen sollen. Von Dissonanzen aber erkannte er noch weiter nichts als die Nothwendigkeit der Auflösung.

Marchfeld heißt die fünf M. lange und drei M. breite und getreidereiche Ebene am linken Donauufer, Wien gegenüber, vom Marktflecken Bockfließ bis an die March und Donau. Sie ist namentlich durch zwei Schlachten, welche hier geliefert wurden, denkwürdig. Im J. 1260 schlug hier der König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht am 26. Aug. 1278 fiel Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der mit diesem Tage die Macht seines Hauses gründete.

Marciano, ein Dorf im Großherzogthum Toscana, wurde durch den Sieg der Truppen Kaiser Karl's V. und des Herzogs Cosmo's I. von Florenz über die Franzosen, am 3. Aug. 1554, bekannt, zu dessen Andenken der Herzog 1562 den St.-Stephansorden stiftete, der 1817 von dem Großherzog von Toscana erneuert wurde.

Marcianus, griech. Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Marcion, der Stifter der Marcioniten, einer gnostischen Partei von vorherrschend praktischer Richtung, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus und lebte um die Mitte des 2. Jahrh. Wegen seiner häretischen Ansichten excommunicirt, ging er nach Rom, schloß sich an den syr. Gnostiker Cerdon an und bildete ein der jüdisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums schroff entgegengesetztes System aus. Seine Grundidee war, das Wesen der wahren Religion, die nur in freier Liebe zum Guten bestehe, sei erst durch das Christenthum offenbart worden; der Mosaismus mit den sinnlichen Motiven des Lohnes und der Strafe habe nur Legalität und auch diese blos bei Wenigen, das Heidenthum aber nur Böses erzeugen können. Zur Erklärung solcher specifischen Verschiedenheit zwischen der vorchristlichen und christlichen Zeit nun nahm M. an, jene habe unter der Herrschaft zweier, allerdings von dem wahren Gott nicht unabhängigen Principien, des blos gerechten Judengottes und Demiurgen und des bösen, in der Hyle erzeugten Satans gestanden; erst mit Christus habe der wahre Gott auf die Welt einzuwirken begonnen und durch den Logos, sein Organ, der in Christus einen Scheinkörper angenommen, in der gesammten Menschheit, nicht blos in einem Volke, ein Tugendstreben aus Liebe zu Gott und die Hoffnung auf die verzeihende Gnade desselben erweckt. Mit M.'s Ansichten hing es zusammen, daß er das Alte Testament ganz verwarf und von dem Neuen Testamente nur zehn paulinische Briefe nebst einem Evangelium, welches das des Lucas in verstümmelter Gestalt war, gelten ließ. Übrigens erklärt sich die große Verbreitung der Sekte theils aus der

Ähnlichkeit der Lehre M.'s mit der paulinischen, theils daraus, daß er nicht wie die übrigen Gnostiker zwischen der gemeinen Pistis und Gnosis (s. d.) unterschied, sondern seine Reform für alle Christen bestimmte. Marcioniten gab es trotz der Polemik Tertullian's und trotz strengen Gesetzen bis ins 6. Jahrh., obgleich später Einige gnostische Speculationen aufnahmen oder wie Apelles der katholischen Lehre sich mehr annäherten. Vgl. Hahn, „De gnosi Marcionis antinomi" (2 Abhandl., Königsb. 1820), „De canone Marcionis" (2 Abhandl., Königsb. 1823) und „Das Evangelium M.'s in seiner ursprünglichen Gestalt" (Königsb. 1823).

Marco Polo, s. Polo (Marco).

Marcus, der Evangelist, ist wahrscheinlich Derjenige, der in der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus als der Sohn einer Maria und als Begleiter des Paulus und Petrus auf ihren Reisen vorkommt. Seine Mutter war meist im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem der gewöhnliche Aufenthalt der Apostel. Durch Barnabas, mit dem er verwandt war, kam er in Verbindung mit Paulus und stand diesem trotz einer vorübergehenden Differenz als Mitarbeiter treulich bei. Ob er einer der 70 Jünger gewesen, ist ungewiß. Mehr Glauben verdient die Nachricht, daß er als Hermeneut des Petrus diesem nach Rom gefolgt, dann nach Ägypten gegangen und, nachdem er mehre Gemeinden, unter andern die zu Alexandria, gegründet, im J. 62 gestorben sei. Das unter seinem Namen im Kanon befindliche „Evangelium" gibt sich als einen Auszug aus den Evangelien des Matthäus und Lucas zu erkennen; dennoch haben in ihm neuerdings einige Gelehrte gerade das Urevangelium finden wollen. Vgl. Wilke, „Der Urevangelist" (Dresd. und Lpz. 1838).

Marder ist der Name einer Gattung von Säugthieren, zu der Familie der Zehengänger gehörig, welche nur auf animalische Nahrung angewiesen, mehrentheils kleinere, aber dafür um so grausamere und blutdürstigere Thiere in sich schließt. Der Edel- oder Baummarder von glänzend castanienbrauner Farbe, und gelber Kehle, ohne Schwanz bis 1½ F. lang, lebt in den Wäldern von ganz Europa bis nach Persien und auch in Canada. Er thut jagdbaren Thieren großen Schaden und wird deshalb und wegen seines sehr geschätzten Pelzes viel verfolgt und in Eisen gefangen, weshalb er auch in Deutschland jetzt selten ist. Der Steinmarder, kleiner als der vorhergehende, von graubrauner Färbung und weißlicher Kehle, lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika. Er hält sich gern in der Nähe von Wohnungen auf, bricht mit ebenso vieler List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein, und tödtet dann weit mehr von diesen Thieren als er verzehren kann. Sein Pelz ist von geringem Werthe. Man entledigt sich seiner am besten durch geschickt aufgestellte Fallen oder Tellereisen.

Maremmen heißen die ungesunden Sumpfgegenden Italiens, die sich an der Meeresküste hin vom Ausflusse des Cecina bis gegen Orbitello in einer Länge von 20 M. oft 1½—4 M. breit ins Land hinein erstrecken. Ihr für die Gesundheit höchst nachtheiliger Einfluß scheint in den hier zahlreich hervorströmenden schwefelhaltigen Quellen, sowie überhaupt in den aus einem von Schwefel und Alaun übersättigten Boden im Sommer hervordringenden starken Ausdünstungen seinen Grund zu haben. Noch im 15. Jahrh. waren diese Gegenden fruchtbar, gesund und bewohnt. Während des Sommers wandern die Bewohner meist aus und man trifft nur die wenigen Lohnarbeiter aus der Nachbarschaft, welche nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit das hier spärlich wachsende Getreide ernten; im Winter aber bieten die Maremmen für die Heerden, welche im Sommer auf die Apenninen getrieben werden, eine sehr gute Weide dar. Durch Baumpflanzungen hat man das Übel zwar etwas vermindert, aber gehoben wird es dadurch keineswegs, wie die Umgebungen des Lago di Bolsena, das alte Volsinii, beweisen, die viel Waldung haben und deren Bewohner dennoch an dem unter dem Namen Malaria bekannten Fieber leiden. Verschieden von den Maremmen sind die Campagna di Roma (s. d.) und die Pontinischen Sümpfe (s. d.).

Marengo, ein Flecken im sardin. Herzogthume Montferrat, zwischen Alessandria und Tortona, wurde geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte am 14. Juni 1800 den östr. General Melas besiegte. Letzterer begann schon im

Apr. den Feldzug, erstieg die Apenninen, trennte die franz. Armee und unterwarf sich das Küstenland von Genua. Erst einen Monat später setzte Bonaparte seine ungefähr 60000 M. starke, zu Dijon gebildete Reservearmee in Bewegung, die unter dem Befehl Berthier's in der Zeit vom 16.—27. Mai die Alpen überstieg und durch verschiedene Pässe in Italien eindrang. Lannes rückte zuerst durch das Thal von Aosta vor, umging am 2. Juni das Bergschloß Bardo, setzte mit Gewalt über die Chiusella und zog sich vor Chiavasso. Murat, der anfangs Lannes folgte, verließ plötzlich die Doria, wendete sich links auf Vercelli, nahm Novara, setzte über den Tessino und traf in Mailand ein. Melas, der sich zu Nizza befand, war erstaunt über das Erscheinen einer Armee, an die er nicht geglaubt hatte. Er schickte den Feldmarschalllieutenant von Ott, der Genua erobert hatte, an den Po vor; allein dieser wurde nach einem harten Gefechte bei Casteggio auf die Bormida zurückgeworfen, jenseits welcher sich die östr. Truppen nun sämmtlich concentrirt befanden. Melas hatte sein Hauptquartier zu Alessandria; er besaß 23000 M. Infanterie, 7500 M. Cavalerie und 60 Kanonen. Seine Lage war äußerst kritisch, weil ihm von der Seite von Valenza ein Corps unter Chabran, im Rücken die Armee Suchet's, in der Front Bonaparte selbst bedrohte; im Augenblick sah er sich sogar den Abzug ins Genuesische verschlossen. Es blieb ihm die Wahl, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen, oder seine Rettung auf eine entscheidende Schlacht zu setzen. Nach langem Zögern beschloß er das Letztere. Bonaparte glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen, und schickte Desaix, der aus Ägypten anlangte, mit 4000 M. auf der Straße nach Novi vor. Dies geschah am 13. Juni. Am 14. jedoch, bei Anbruch des Tages, ging die östr. Armee über die Bormida, stellte sich in Schlachtordnung, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps mit Verlust und in größter Unordnung bis hinter San-Giuliano zurück, wo sich die Truppen wieder zu sammeln suchten. Die franz. Streitkräfte, welche in der Ebene von M. versammelt waren, mochten sich auf 28000 M. belaufen. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich franz. Plänkler vom Corps Suchet's hinter seinem Rücken zeigten, gegen welche er einen Theil seiner Cavalerie abschickte, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte auf dem Schlachtfelde und fand Lannes im Kampfe und ebenfalls hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte etwas abwärts von dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf, die gleich einer Granitcolonne festen Stand hielt. Dessenungeachtet drangen die Ostreicher zwar langsam, aber hartnäckig vor und am Nachmittage war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt; die Schlacht schien für Bonaparte verloren. Hätte Melas seine gegen Suchet geschickte Cavalerie zum Nachdruck gehabt, so wäre das franz. Heer in der That aufgelöst worden. Melas, der sich des Sieges gewiß hielt, verließ am Nachmittage das Schlachtfeld, um sein Glück nach Wien zu berichten, und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach. Gegen 5 Uhr Nachmittags erschien endlich der herbeigerufene Desaix, und Bonaparte faßte Muth und ergriff wieder die Offensive. „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen", redete er seine Truppen an; „erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten". Desaix drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödtlich verwundet, und so große Anstrengungen auch seine Truppen machten, um den General zu rächen, so mußten sie doch mit großem Verluste der feindlichen Übermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Cavaleriebrigade hinter Weingärten versteckt stand, das Schicksal der Schlacht durch eine kühne That. Er sah, wie sich eine Colonne von 6000 ungar. Grenadieren auflöste, um die Franzosen zu verfolgen, brach hervor und nahm das ganze Corps mit dem General Zach selbst gefangen. Bonaparte benutzte den Vortheil, stürzte sich auf das Centrum des seines Führers beraubten Feindes und überwältigte die sehr getrennten Colonnen einzeln. In der Meinung, Bonaparte habe bedeutende Verstärkung erhalten, nahmen die Ostreicher den Rückzug, der im Schrecken und in der Verwirrung bald in eine wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria ausartete. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas mit seinen Generalen den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalen machte. Bonaparte wollte

den Ruhm lieber mit dem Todten, wie mit einem Lebendigen theilen und schrieb mit Unrecht die Wendung des Kampfes nicht Kellermann, sondern Desaix zu.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, geb. am 1. Mai 1763 zu Dijon, wo sein Vater Arzt war, bereitete sich anfangs für die militairische Laufbahn vor, widmete sich aber später der advocatorischen Laufbahn und ging 1785 nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution gab er ein „Bulletin" über die Sitzungen der Nationalversammlung heraus. Der Buchhändler Pankouke veranlaßte ihn aber, dieses Blatt mit dem Moniteur (s. d.) zu vereinigen, wodurch sein Ansehen und seine Wirksamkeit stiegen. In dieser Zeit bewohnte er mit dem Artillerielieutenant Bonaparte ein Haus in der Straße St.-Thomas-du-Louvre, den er auf diese Weise kennen lernte und oft mit seiner Börse unterstützte. In seinen Ansichten mäßiger geworden, trennte sich M. in der Mitte des J. 1791 von den Jakobinern und half den Club der Feuillants stiften, der die Grundsätze der constitutionellen Monarchie vertheidigte. Nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 trat er unter Lebrun als Divisionschef ins Ministerium des Auswärtigen. Gegen Ende des Jahres wurde er als Botschafter nach London geschickt, mußte jedoch im Febr. 1793, gänzlich abgewiesen, zurückkehren. Hierauf übertrug man ihm eine Sendung nach Neapel. Auf der Reise dahin verhafteten ihn jedoch die Östreicher mit dem nach Konstantinopel bestimmten Sémonville und führten ihn nach Mantua, dann nach Kufstein in Tirol. Mit andern angesehenen Gefangenen erhielt er erst im Juni 1795 bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurück. Er lebte nun vergessen zu Paris, bis er 1796 in den Rath der Fünfhundert gelangte. Das Directorium bediente sich seiner in den Friedensverhandlungen zu Lille; allein die Katastrophe des 18. Fructidor machte seine Dienste unnöthig und begrub ihn in gänzliche Dunkelheit. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, die er mit seiner Feder unterstützte, erhob ihn Bonaparte zum Generalsecretair der Consuln, welches Amt für ihn später in ein förmliches Staatssecretariat verwandelt wurde. In dieser Stellung, mit der kein besonderer Geschäftszweig verbunden war, erwarb er sich das Vertrauen Napoleon's, begleitete denselben auf allen Feldzügen und Congressen und versah diejenigen Geschäfte, die besondere Verschwiegenheit und Gefälligkeit erfoderten. Nachdem er 1811 den Titel eines Herzogs von Bassano erhalten, führte ihn der Kaiser im Feldzuge von 1812 nach Wilna, wo er die auswärtigen Verhandlungen leitete. Nach dem Rückzuge aus Rußland ging er nach Paris, übernahm das Kriegsministerium und foderte vom Senate die Herstellung einer neuen Armee von 350000 M. Von der öffentlichen Meinung heftig verfolgt und in der That mehr ein gefälliger und ergebener Agent des Kaisers, als ein Staatsmann, mußte er das Ministerium an Caulaincourt abtreten, fiel aber damit keineswegs in der Gunst des Kaisers, dem er bis zum Abschiede von Fontainebleau treu blieb. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssecretariat. Nach der Schlacht von Waterloo war er nicht zu vermögen, an den öffentlichen Angelegenheiten ferner Theil zu nehmen, wodurch er den Zorn der Bourbons reizte. Im J. 1816 aus Frankreich verbannt, flüchtete er in die Schweiz, wo ihn das östr. Cabinet verhaften ließ. Nachdem er erst zu Linz, dann zu Grätz gelebt, erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Später beschuldigte man ihn, den Ministern Karl's X. den Staatsstreich von 1830 angerathen zu haben; allein es ist gewiß, daß er eine Denkschrift ganz im entgegengesetzten Sinne eingereicht hatte. Nach der Julirevolution erhob ihn die Dynastie Orleans zum Pair, und am 10. Nov. 1834 mußte er als Anhänger des Tiersparti sogar das Ministerium des Innern mit der Präsidentschaft übernehmen. Weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, legte er schon nach drei Tagen seine Verwaltung nieder. Seitdem lebte er von den Geschäften entfernt und starb zu Paris am 13. Mai 1839.

Marezoll (Aug. Ludw. Theod.), Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Leipzig, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Göttingen am 13. Febr. 1794, studirte seit 1811 zu Jena und dann unter Hugo zu Göttingen, wo ihm für seine Abhandlung „De institutionum ordine" (Gött. 1815, 4.) der Preis und bald darauf die juristische Doctorwürde zu Theil wurde. Hierauf begann er in Jena Vorlesungen über das röm. Recht, und folgte 1817 dem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er, auf Veranlassung eines Rufes an die Universität zu Rostock, 1818 zum ordentlichen

Professor und 1826 zugleich zum wirklichen Oberappellationsrathe befördert wurde. Seine Vorlesungen wie seine schriftstellerische Thätigkeit blieben dem röm. Rechte zugewandt; doch haben beide auch über das Strafrecht und die philosophische Seite des Rechts sich mit glücklichem Erfolge verbreitet. Im J. 1837 folgte er einem Rufe an die Universität zu Leipzig, an welcher er in den Fächern des Civil- und Strafrechts erfolgreich thätig ist. Von seinen Schriften, in denen eine gründliche Durchdringung des Gegenstandes, Scharfsinn und Objectivität sich als charakteristische Eigenschaften offenbaren, erwähnen wir noch das „Lehrbuch des Naturrechts" (Gieß. 1818), in welchem er zwischen Hugo und Kant zu vermitteln suchte; „Über die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung" (Gieß. 1824); das „Lehrbuch der Institutionen" (Lpz. 1839; 2. Aufl., 1841), durch welches einem dringend gefühlten praktischen Bedürfnisse in erwünschter Weise abgeholfen wurde; das „Gemeine deutsche Criminalrecht" (Lpz. 1841), welches namentlich mit Rücksicht auf Vorträge über die Codificationen einzelner Länder abgefaßt ist; ferner eine Reihe Abhandlungen in Grolman's und Löhr's „Magazin" unter dem Titel „Bemerkungen, Zweifel und Vermuthungen über einzelne Fragen aus dem röm. Civilrechte", und eine große Anzahl von Aufsätzen und Monographien in der „Zeitschrift für Civilrecht und Proceß", welche er mit Linde und Schröter (früher mit Wening-Ingenheim) herausgibt.

Marezoll (Joh. Gottlob), ein bekannter deutscher Kanzelredner, geb. zu Plauen im sächs. Voigtlande am 25. Dec. 1761, besuchte die dasige Schule, studirte 1779—83 in Leipzig und wurde hierauf Hauslehrer. Der Beifall, welchen eine Predigt von ihm fand, veranlaßte ihn, sich als Prediger auszubilden. Auf Zollikofer's Anrathen gab er 1787 einige von seinen Predigten und dann anonym die Schrift „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung" (Lpz. 1787) heraus, wurde indeß bald als der Verfasser derselben bekannt und hierauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte er das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" geschrieben (2 Bde., Lpz. 1788—89; 4. Aufl., 1817), das in mehre Sprachen übersetzt wurde. An Münter's Stelle wurde er 1794 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1803 aber Superintendent in Jena, wo er höchst segensreich wirkte bis zu seinem Tode, der am 15. Jan. 1828 erfolgte. Unter seinen Schriften erwähnen wir noch die „Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters" (2 Bde., Gött. 1790—92; 2. Aufl., 1795); „Über die Bestimmung des Kanzelredners" (Lpz. 1793); „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation" (Jena 1822) und die von Schott herausgegebenen „Homilien und einige andere Predigten" (Neust. a. d. O. 1829).

Marforio heißt die große, verstümmelte Marmorstatue eines liegenden Flußgottes, welche jetzt in dem Hofe eines Flügels vom Capitol an der Wand steht und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe von Anjou, die Gemahlin König Heinrich's VI. von England, eine Tochter des Renatus von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und der Isabella von Lothringen (s. d.), gehörte, von einem Bruder Karl's V. von Frankreich abstammend, in das Geschlecht der Valois und wurde 1425 geboren. Sie besaß kühnen Geist und seltene Schönheit und verheirathete sich im Nov. 1444 mit dem charakterschwachen Heinrich VI., über den sie bald unumschränkte Herrschaft erlangte. Die Feinde des Herzogs von Glocester, der als Oheim des Königs die Regentschaft führte, schlossen sich alsbald an sie, was dessen Sturz, vielleicht auch dessen Tod im Febr. 1447 herbeiführte. Nach einer geheimen Bedingung des Ehecontracts erhielt der Oheim M's, Karl von Anjou, die Grafschaft Maine zurück, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre später besonders die Wiedereroberung der Normandie. Unwillig hierüber, klage das Volk den Herzog von Suffolk, den Unterhändler und Lieblingsminister der Königin, des Hochverraths an. Suffolk wurde zwar verbannt, aber an seine Stelle trat der Herzog von Somerset, der Vertraute und Liebhaber der Königin, wobei sich das Volk noch heftiger verletzt fühlte. Unter diesen Umständen brach der dynastische Kampf, der Krieg der Weißen mit der Rothen Rose (s. d.) aus, in welchem M. für ihren Gemahl handelte und große Energie entwickelte. Auf ihren Betrieb entkleidete der König im Jan. 1455 den Herzog von York des usurpirten Protectorats, und auch nach dem Treffen von St.-Albans wute sie im Febr. 1456 das Parlamen

zur Einsetzung Heinrich's VI. in seine volle Würde zu bewegen. Nach der Niederlage von Northampton floh sie mit ihrem jungen Sohne, Eduard, nach Schottland, kehrte aber, als das Parlament im Oct. 1460 den Herzog von York zum Thronfolger erklärte, zurück und brachte schnell ein Heer von 20000 M. zusammen, mit welchem sie am 31. Dec. 1460 den Herzog besiegte und erschlug. Desgleichen überwand sie am 15. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St.-Albans, wobei der König selbst in ihre Hände fiel. Dessenungeachtet gelang es dem ältesten Sohne York's, Eduard IV. (s. d.), sich zum Könige ausrufen zu lassen, und die Königin sah sich genöthigt, an die schot. Grenze zurückzuweichen. Doch sehr bald hatte sie wieder ein Heer von 60000 M. gesammelt, dem sie die größten Ausschweifungen erlaubte, das aber am 29. Mai 1461 in der furchtbaren Schlacht bei Towton vernichtet wurde. Hierauf wendete sie sich mit ihrer Familie nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament die Acht über das Haus Lancaster ausgesprochen, zu Ludwig den XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser durch englische Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, eroberte mehre Schlösser, unterlag aber vollständig in der Schlacht am 15. Mai 1463 bei Hexham. Sie floh nun mit ihrem Sohne in einen Wald, wo sie in die Hände von Räubern fiel. Bei dem Streite über die Theilung ihrer Kostbarkeiten gelang es ihr, sich durch die Flucht zu retten, aber nur, um in die Gewalt eines andern Räubers zu gerathen. Angeblich entdeckte sie sich demselben und fand durch ihn Gelegenheit, mit ihrem Sohne nach Lothringen zu entkommen, wo sie mehre Jahre bei ihrem Vater zu Nancy im Privatstande lebte. An der Empörung Warwick's und des Herzogs von Clarence, wodurch Heinrich VI. 1470 für kurze Zeit wieder auf den Thron gelangte, nahm sie anfangs keinen Theil. Erst am Tage der Schlacht bei Barnet, am 14. Apr. 1471, in welcher Eduard IV. die Krone wieder eroberte, landete sie in Begleitung ihres 18jährigen Sohnes bei Weymouth in der Grafschaft Dorset mit einem Corps Franzosen. Obschon ihre Sache mit dem Tode und der Niederlage Warwick's verloren schien, drang sie doch entschlossen in die Grafschaft Glocester ein. Am 4. Mai 1471 wurde sie aber in dem mörderischen Gefechte bei Tewkesbury mit ihrem Anhange von Eduard IV. völlig geschlagen und sogar nebst ihrem Sohne gefangen genommen. Man brachte den Prinzen vor den König, der ihn einer kühnen Antwort wegen ins Gesicht schlug, auf welches Zeichen die Herzoge von Clarence und Glocester den Prinzen sofort niederhieben. Gleich ihrem Gemahl, dessen man sich nach einigen Tagen durch Mord entledigte, wurde auch M. in den Tower gesetzt. Hier blieb sie vier Jahre, bis Ludwig XI. von Frankreich zufolge des Vertrags von Pecquigny mit 50000 Kronen sie auslöste. Sie kehrte nun nach Frankreich zurück, wo sie am 25. Aug. 1482 starb. Sie würde ihrer Charakterstärke wegen hohe Achtung verdienen, wenn sie ihr Leben nicht durch Ausschweifungen befleckt hätte.

Margarethe, Königin von Dänemark und Norwegen 1387—1412 und von Schweden seit 1388, geb. 1353, die Tochter König Waldemar's III. von Dänemark und die Gemahlin König Hakon's VIII. von Dänemark, ergriff nach dem kinderlosen Ableben ihres einzigen Sohnes Olav's V. 1387 die Zügel der Regierung in Dänemark und Norwegen. Sie setzte den Krieg mit Schweden, in den Dänemark noch von ihres Vaters Zeiten her verwickelt war, mit Glück fort und nahm in der Schlacht von Falköping am 12. Sept. 1388 den König Albrecht gefangen, worauf sie auch den Thron von Schweden bestieg. Sodann berief sie 1397 die Stände der drei nord. Reiche nach Kalmar, wo am 12. Juli das Gesetz zu Stande kam, welches alle drei Reiche zu Einer Monarchie vereinigte. Diese sogenannte Kalmarische Union beruhte auf folgenden drei Hauptpunkten: 1) Das Reich bleibt ein Wahlreich; 2) der Regent ist verpflichtet, abwechselnd in einem der drei Reiche zu residiren; und 3) jedes Reich behält seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten. Wenn schon in dem ersten Punkte der Keim der künftigen Auflösung der Vereinigung lag, so wurde dieselbe noch mehr dadurch gelockert, daß die Königin mehre der Bedingungen der Vereinigung verletzte und dadurch besonders den Schweden Veranlassung zu Klagen gab. Die Königin starb 1412 und ihr folgte in der Regierung der drei Reiche ihr Neffe Erich, genannt der Pommer. Die Königin M. vereinigte mit den Talenten einer Heldin auch zum Theil die Eigenschaften eines Herrschers. Sie hielt mit lobenswerther Festigkeit am

Gesetz, aber freilich nur insoweit, als dasselbe ihren Staatsplanen nicht entgegen war. Ihre Politik war gewandt und schlau. Die Meinung des Volks suchte sie durch reiche Geschenke an die Kirche zu gewinnen. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben weiblicher Schönheit und männlichen Muths. Im Ganzen gebührt ihr der Ruhm einer großen Königin.

Margarethe von Frankreich oder von Valois, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medici, wurde am 14. Mai 1552 zu Fontainebleau geboren. Durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, mußte sie sich am 18. Aug. 1572 mit dem Könige von Navarra, dem spätern Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich, verheirathen. Diese mit großer Pracht vollzogene Vermählung, die vielleicht nur die Hugenotten (s. d.) an den Hof ziehen sollte, war der Vorläufer der pariser Bluthochzeit (s. d.). Die junge Fürstin liebte ihren ebenfalls flatterhaften Gemahl nicht und hatte ihr Herz schon früher dem Herzog von Guise geweiht. Als Heinrich von Navarra heimlich vom Hofe entfloh, wurde sie noch lange daselbst zurückgehalten und ihrem Gemahl erst 1578 von der Mutter an den Hof nach Pau zugeführt. Ihrer Zügellosigkeit wegen verunreinigte sie sich bald mit demselben. Sie entfernte sich und nahm, vom Hofe zu Paris ebenfalls verstoßen, die ihr als Heirathsgut zugedachte Landschaft Agénois in Besitz, welche ihr jedoch der Marschall Matignon entreißen mußte. Hierauf wendete sie sich in die Auvergne, wo sie Jugend und Schönheit in den unwürdigsten Abenteuern begrub. Als ihr Gemahl den Thron von Frankreich errungen, machte er ihr den Vorschlag, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde, worauf Clemens VIII. 1599 die Scheidung aussprach. Im J. 1606 ging sie nach Paris und fand bei Hofe einen sehr freundlichen Empfang. Sie baute sich in der jetzigen Faubourg St.-Germain ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs der Seine, wo sie fortan der Galanterie, frommen Übungen und dem Umgange mit Gelehrten und Schöngeistern lebte. Abgesehen von ihren Verirrungen, besaß sie ebensoviel Gutmüthigkeit als Geist; oft borgte sie, um Unterstützung gewähren zu können. Sie starb, als der letzte Sprößling der Valois, am 27. März 1615 und hinterließ ungeheure Schulden. Ihr Herz wurde im Kloster der Filles du Sacré-Coeur niedergelegt, das sie gestiftet hatte; sie selbst wurde in Saint-Denis bestattet. Man hat von ihr interessante „Mémoires" (Par. 1628 und öft.; deutsch von Fr. von Schlegel, Lpz. 1803); eine Sammlung ihrer Briefe besorgte neuerdings Guessard.

Margarethe von Östreich, Statthalterin in den Niederlanden, die Tochter Kaiser Maximilian's I., geb. am 10. Jan. 1480, kam als Kind 1482 gleich nach dem Tode ihrer Mutter, Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an den Hof Ludwig's XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war. Nachdem jedoch dieser sich 1491 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählt hatte und deshalb der Kaiser Maximilian mit ihm in Krieg gerathen war, kehrte sie, zufolge der Bestimmungen des Friedens zwischen Beiden, 1493 an den Hof ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit dem Infanten von Spanien, Johann, Prinzen von Asturien. Auf der Fahrt nach Spanien hatte das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte. Damals fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: „Ci git Margot, la gentil' demoiselle qu'eut deux maris, et si mourit pucelle". Doch noch in demselben Jahre wurde sie Witwe, worauf sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen vermählte, der aber ebenfalls schon 1504 verstarb. Hierauf ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin in den Niederlanden, eine Würde, die sie mit Ruhm und zur allgemeinsten Zufriedenheit der vorher sehr unruhigen Niederländer bekleidete, die sie fast anbeteten. Sie starb zu Mecheln am 1. Dec. 1530. Ihre Reden, sowol bei Hofe als vor den Ständen gesprochen, ihre Gedichte und Witzspiele, nebst ihren „Discours de ses infortunes et de sa vie" sammelte Jean Lemaire in der „Couronne Margaritique" (1549).

Margarethe von Parma, Statthalterin in den Niederlanden, von 1559—67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl's V. mit Margarethe van Gest. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich 1538 mit

Octavio Farnese, dem Herzoge von Parma und Piacenza. (S. Farnese.) Als Statthalterin der Niederlande benahm sie sich nebst Granvella (s. d.), der ihr zur Seite stand, mit solcher Umsicht, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, den Aufstand zu bewältigen, wenn nicht Philipp II. den verhaßten Herzog von Alba gesendet hätte. Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, sogleich mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem blosen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb.

Margarethe von Valois oder von Navarra, früher von Angoulême, die Schwester Franz's I. und die Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulême, mit Luise von Savoyen, geb. zu Angoulême am 11. Apr. 1492, vermählte sich am 9. Oct. 1509 mit Karl, letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich nach dessen Gefangennehmung nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug viel dazu bei, ihm eine würdevolle Behandlung zu sichern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit, besonders bei ihrer Vermählung im J. 1527 mit Henri d'Albret, König von Navarra, mit dem sie einen Sohn, welcher 1530 starb, und Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., zeugte. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren einer großen Fürstin würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehre Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von Allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie, auch protestantischen Theologen Gehör zu leihen und sich mit ihren Grundsätzen bekannt zu machen, und ihre Ansichten hierüber legte sie 1533 in einer kleinen Schrift „Miroir de l'âme pécheresse" nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Gegen Ende ihres Lebens kehrte sie indeß zur katholischen Religion zurück. Sie starb am 21. Dec. 1549 auf dem Schlosse Odos oder Ortez in Bigorre. M. verband einen männlichen Geist mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ „Heptaméron des nouvelles", von Cl. Gruget geordnet (Par. 1559, 4.; 2 Bde., Amst. 1698; 3 Bde., Bern 1780—81), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, welche zuerst 1558 unter dem Titel „Les amants fortunés" erschienen waren. Die Leichtfertigkeit derselben stimmte mit den damaligen Sitten überein und darf keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Ein Theil ihrer dichterischen Productionen war noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel „Marguerites de la Marguerite des princesses, très illustre reyne de Navarre" (Lyon 1547) von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht worden. Einige ihrer Dichtungen sind in den „Vieux conteurs franç." von Bibliophile Jacob (Par. 1840) enthalten. Von ihrem inhaltsreichen Briefwechsel hat im Auftrage der Regierung Fr. Génin eine Ausgabe veranstaltet (Par. 1841).

Marheineke (Phil. Konr.), Oberconsistorialrath, ordentlicher Professor und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, geb. im J. 1780 zu Hildesheim, studirte in Göttingen und folgte von hier aus 1804 dem Rufe als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen. Hier auch als Privatdocent thätig und deshalb 1806 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, wurde er im folgenden Jahre nach Heidelberg berufen und erhielt daselbst 1809 eine ordentliche Professur. Im J. 1811 endlich ging er in gleicher Eigenschaft und als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche nach Berlin, eine Stellung, in welcher er bisher unermüdet gewirkt hat. Wie innig bei ihm gelehrtes und praktisches Wissen miteinander verbunden ist, dafür zeugen seine theils die Wissenschaft an sich, theils mehr das Leben angehende Schriften. Mögen auch seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik" (Berl. 1819) wegen der Schelling'schen Principien und in der zweiten Bearbeitung (Berl. 1827) wegen der Abhängigkeit von der Hegel'schen Schule nicht Allen zusagen, so werden doch Alle seiner ausgezeichneten „Geschichte der deutschen Reformation" (4 Bde., Berl. 1816—34), sowie seiner „Christlichen Symbolik" (3 Bde., Heidelb. 1810—14) und den „Institutiones symbolicae" (3. Aufl., Berl. 1830) hohe Achtung zollen.

Auch sein „Entwurf der praktischen Theologie" (Berl. 1837) verdient alle Anerkennung. Die kirchlichen Zeitfragen blieben von M.'s Seite nicht ohne ernste Würdigung und Antwort, wie dies seine im Agendenstreite, in dem durch Möhler angeregten Kampfe, in der Angelegenheit Bruno Bauer's, gegen Görres und Droste Vischering erschienenen Schriftchen beweisen. In seinen Predigten, die in verschiedenen Sammlungen (Gött. 1801; Erl. 1805 und Berl. 1814 und 1818) von ihm herausgegeben worden sind, herrscht das didaktische Element vor.

Maria, in der Kirchensprache Unsere Liebe Frau (U. L. F.), auch die heilige Jungfrau, franz. zuweilen Notre Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gibt über ihre Abstammung keinen deutlichen Aufschluß und gedenkt ihrer als einer Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Ein Himmelsbote verkündigte ihr, sie werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüd. Volk erwartete. Demüthig unterwarf sie sich dem Willen des Höchsten und soll nach der Tradition Jesum in ihrem 15. Lebensjahre geboren haben. Über ihre erziehende Thätigkeit, sowie über ihren Charakter läßt sich aus den Evangelien nichts Bestimmtes erkennen; doch ist ihr stilles Aufmerken auf die geistige Entfaltung Jesu und ihre Seelenstärke bei dem Tode desselben unverkennbar. Daß sie nachmals elf Jahre im Hause des Johannes gelebt habe und überhaupt 59 Jahre alt geworden, zuletzt aber gen Himmel gefahren sei, ist theils unverbürgte Nachricht, theils später entstandene Sage. Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche der M. entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thrazische und skythische Christinnen trugen auf sie in Arabien den Cultus der Cybele über; sie dienten ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. Kollyris) darbrachten, weshalb sie Kollyridianerinnen genannt wurden. Auch fingen die strenggläubigen Theologen selbst an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche dieselbe als wirkliche Ehefrau Joseph's und nicht ohne biblischen Grund als Mutter mehrer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria. Wegen derselben Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verdammt. Die Verehrung der M. steigerte sich namentlich vom 5. Jahrh. an, als ihr die Kirche gegen des Nestorius (s. d.) Ansicht den Namen der Mutter Gottes beilegte. Später kam durch Paschasius Radbertus (s. d.) die Meinung von ihrer wunderbaren Entbindung hinzu. Schon im 6. Jahrh. fing man an, Feste zur Ehre der M. zu feiern, wie das der Reinigung, d. h. des Kirchgangs zum Tempel in Jerusalem, am 2. Febr., das der Verkündigung am 25. März und das der Heimsuchung, d. h. des Besuchs der M. bei Elisabeth, am 2. Juli, die auch in mehren protestantischen Ländern beibehalten sind. Ferner begehen die griech. und die röm.-katholische Kirche, sowie die schismatische Kirche im Orient als Feste Mariä Geburt am 8. Sept. und Mariä Himmelfahrt (Assumtio) am 15. Aug. Ein Fest der unbefleckten Empfängniß der M. kam um 1140 auf, ist aber wegen des Widerspruchs der Dominicaner gegen diese Lehre nie allgemein angenommen worden. Im Mittelalter artete die Verehrung der M. in völlige Gleichstellung mit Christus aus; man behauptete, ihr gebühre hyperdulia, den übrigen Heiligen nur dulia; man hatte sogar „Psalteria Mariae" und „Biblia Mariana". Zugleich kam die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrer alten Marienbilder auf, von denen die zu Loretto (s. d.) in Italien und zu Czenstochau (s. d.) in Polen noch jetzt in großem Rufe stehen. Mehre geistliche Orden wurden zu Ehren der M. errichtet; dahin gehören der Bettelorden der Serviten (s. d.) und alle die weiblichen Orden, die sich nach Unsrer Lieben Frauen nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. Franciscaner), von der Heimsuchung (s. Salesianerinnen) u. s. w. — Andere Marien, deren das Neue Testament gedenkt, sind 1) Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus; 2) Maria von Magdala (s. Magdalena); 3) Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern und zugleich die Schwester der Mutter Jesu, und 4) Maria, die Mutter des Marcus. — Maria heißen mit besondern Beinamen auch viele Orte, wo frü-

her wunderthätige Marienbilder aufgestellt waren; so Mariafeld, ein Wallfahrtsort im illyr. Gouvernement Laibach; Mariahilf, ebenfalls in Illyrien und in Böhmen; Mariaschein bei Teplitz; Mariazell (s. d.) in Steiermark u. s. w.

Maria Theresia, deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin zu Östreich, die Tochter Kaiser Karl's VI., wurde zu Wien am 13. Mai 1717 geboren und erhielt, von ihrem Vater durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt, eine diesem hohen Berufe angemessene sorgfältige Erziehung. Unter mehren Fürsten, welche sich um ihre Hand bewarben, wählte sie 1736 den Großherzog von Toscana, Franz Stephan (s. d.), aus dem Hause Lothringen, der von früher Jugend auf am kaiserlichen Hofe erzogen worden war, zu ihrem Gemahle. Nach dem Tode ihres Vaters, am 21. Oct. 1740, bestieg sie den Thron von Ungarn, Böhmen und Östreich, worauf sie am 21. Nov. ihren Gemahl zum Mitregenten ernannte. Sie fand die Monarchie erschöpft, die Finanzen zerrüttet, das Volk misvergnügt und das Heer, mit Ausschluß des in Italien stehenden, nur 30000 M. stark. Um so gefährlicher und bedenklicher war unter diesen Umständen die gleich nach Karl's VI. Tode von Preußen, Baiern, Sachsen, Neapel und Sardinien geschlossene Verbindung zu einem Kriege, den diese Staaten, von Frankreich angeregt, trotz ihrer Anerkennung der Pragmatischen Sanction, gegen die junge Königin in der Absicht unternahmen, ihre vermeintlichen Erbansprüche auf einzelne Länder der östr. Monarchie nach Erlöschung des habsburgischen Mannsstammes geltend zu machen. Das erste Zeichen zur Kriegserhebung gab der König von Preußen, Friedrich II., der auf veraltete, durch frühere Ausgleichungen mit Östreich beseitigte Anrechte an vier schles. Fürstenthümer gestützt, am 23. Dec. 1740 mit einer 28000 M. starken Armee in das wehrlose Schlesien einfiel und binnen kurzer Zeit sich in den Besitz desselben setzte. (S. Schlesische Kriege.) Die übrigen Verbündeten folgten diesem Beispiele, und während Spanien und Neapel der östr. Besitzungen in Italien sich bemächtigten, eroberten die Franzosen, Baiern und Sachsen einen Theil der deutschen Erbländer. Von so vielen mächtigen Feinden mit einem Male zugleich angegriffen, befand sich die Königin in einer höchst gefährlichen Lage. Ohne Geld, ohne Truppen, ohne geeignete Minister und Feldherren, von allen frühern Freunden Östreichs verlassen, hätte sie unterliegen und ihr Reich der Zerstückelung preisgeben müssen, wenn nicht der Beistand des Königs von England, Georg's II., die Treue der Ungarn und ihre eigene Charakterfestigkeit, sowie die Uneinigkeit und Verkehrtheit von Seiten ihrer Feinde sie gerettet hätten. Nachdem Beharrlichkeit und Glück sie nach und nach von dem größten Theil ihrer Feinde befreit hatten, schloß sie endlich auch mit Frankreich, das am längsten und hartnäckigsten sie befehdete, zu Aachen 1748 einen Frieden, der diesem achtjährigen Erbfolgekrieg (s. d.) ein Ende machte. In demselben wurde M. allgemein als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt; abgesehen Schlesien und Glatz, verlor sie nichts als die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche an den span. Infanten Philipp abgetreten werden mußten; ja sie hatte im Laufe dieses Kriegs sogar die Freude erlebt, daß durch die Krönung ihres Gemahls Franz Stephan am 13. Sept. 1745 unter dem Namen Franz I. die deutsche Kaiserwürde nach kurzer Trennung aufs neue an ihr Haus gekettet wurde. Während der nun eintretenden Zeit des Friedens wendete die Kaiserin ihre ganze Sorgfalt auf die Reorganisation ihrer Staaten. Namentlich faßte sie die zerrütteten Finanzen und das Militairwesen ins Auge. Nachdem sie schon früher bei ihrem Regierungsantritt die übermäßigen Verwendungen ihres Vaters für Prunk und Kunst eingeschränkt, viele der zahlreichen Hofdiener und hochbesoldeten Hofkünstler, Sänger und Sängerinnen, Maler, Bildhauer und Baumeister theils entlassen, theils in ihren Gehalten heruntergesetzt und den unverschämtesten Betrügereien im Haushalte gesteuert hatte, schritt sie nunmehr zu einer durchgreifenden Umgestaltung und Verbesserung des ganzen Finanzsystems. Zufolge der neuen, besonders durch den Grafen von Haugwitz eingeführten Kameraleinrichtung von 1747 wurden die Lasten auf alle Staatsangehörige nach möglichst gleichen und verhältnißmäßig billigen Grundsätzen vertheilt, und hierdurch, sowie durch die hiernächst erfolgende Rectificirung der Grundabgaben, Einführung der Urbarien und Grundbücher, Aufhebung von Steuerbefreiungen, Vereinfachung des Staatskassenwesens, beson-

ders aber durch Hebung des Ackerbaus und der Industrie und durch Begünstigung des Handels die Einkünfte des Staats, ohne größere Belästigung der Steuerpflichtigen, zu so günstigen Verhältnissen emporgehoben, daß 1756 bei einem Ausgabebedürfniß von nur 22 Mill. Fl. dieselben auf 57 Mill. Fl. stiegen, während sie in den letzten Regierungsjahren Karl's VI., ungeachtet des damals größern Länderumfangs, etwa nur 30 Mill. betragen hatten. Einen beträchtlichen Theil der durch die verbesserte Finanzverwaltung gesteigerten Einkünfte verwendete die Königin auf das Kriegswesen, dessen Wichtigkeit sie in den Zeiten der Noth nur zu klar erkannt hatte. Das Heer wurde, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108000 M. vermehrt, durch Gründung von Militairbildungsanstalten mit geschickten Offizieren versorgt, von Zeit zu Zeit durch größere Kriegsmanoeuvres geübt und das ganze Kriegswesen überhaupt unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte sie große Veränderungen. Die Justizsachen wurden von den öffentlichen und Policeiangelegenheiten getrennt, die Provinzialkanzleien aufgehoben und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet, an den sich die neuorganisirten Kreisämter als Justizunterbehörden anschlossen. Die oberste Leitung des Finanz- und Policeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich nun zwar die Königin sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mistrauen in sich selbst und suchte sich durch Berathung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und andern sachkundigen Personen von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetzten Maßregeln, bis sie endlich in dem Grafen, nachmaligen Fürsten Kaunitz (s. d.) den Mann fand, der ihren hohen Anfoderungen für die schwierige Stelle eines Geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlers genügte. Mishelligkeiten, welche jetzt zwischen England und Östreich entstanden, ließen letzteres auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und die Königin, trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitz's Andringen, ein, an die Marquise von Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Diese, hierdurch geschmeichelt, wendete ihren ganzen Einfluß an, die von der Königin gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses Mal noch an den Gegenbestrebungen der Freunde Friedrich's II. im Cabinet von Versailles. Als aber bald darauf 1755 zwischen England und Frankreich ein neuer Streit über ihre Besitzungen in Amerika sich entspann und ersteres Hülfe von Östreich foderte, diese aber verweigert wurde, gab diese Weigerung Veranlassung zur Entzweiung der bis dahin so innig befreundeten Mächte. Mit schlauer Gewandtheit benutzte Friedrich II. diesen Zeitpunkt, um in Georg II. einen Bundesgenossen für die Zeiten der Gefahr sich zu erwerben, und schloß am 16. Jan. 1756 mit ihm einen Vertrag, worin beide Monarchen, außer der gegenseitigen Garantie ihres Länderbesitzes, zur Erhaltung des europ. Friedens und der Abwehr fremder Truppen von Deutschland sich verpflichteten. Unterdessen hatte die Pompadour 1756 eine Veränderung im franz. Ministerium und dadurch zugleich eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles bewirkt, die durch Kaunitz's unablässiges Bemühen endlich gar in ein enges Bündniß sich umwandelte. Die Folge davon war der Ausbruch eines Siebenjährigen Kriegs (s. d.) zwischen Östreich und Preußen, der nach großen Verwüstungen und nach fast gänzlicher Erschöpfung der Kräfte Östreichs im Frieden zu Hubertusburg mit gegenseitiger Anerkennung des vorigen Besitzstandes endigte. Auch nach diesem Frieden ließ es die Kaiserin ihr erstes Geschäft sein, die Wunden, die der Krieg ihren Staaten geschlagen, zu heilen. Sie war auf Abzahlung der Staatsschuld bedacht, schützte aufs thätigste die Landwirthschaft, förderte die bürgerliche Gewerbsthätigkeit und suchte hierdurch, sowie durch Erleichterung der Leibeigenschaft, den Bürger- und Bauernstand zu heben, gründete und verbesserte Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler, wobei sie sich des Beistandes des tiefgelehrten und genialen Freiherrn van Swieten (s. d.) bediente, und fing auch 1776 an, die Gesetzgebung durch Abschaffung der Tortur und Beschränkung martervoller Todesstrafen zu verbessern. Ihren Sohn Joseph, der am 27. März 1764 zum röm. König gewählt worden war, nahm sie zwar nach dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Franz's I., am 18. Aug. 1765, zum Mitregenten der Erblande an,

verstattete ihm jedoch ebenso wenig, wie früher ihrem Gemahl, sich in die innern Regierungsangelegenheiten zu mischen und überließ ihm nur die Fürsorge und Leitung des Kriegswesens. Als nach August's III. von Polen Tode Rußland und Preußen sich erst in die Thronfolgehändel, dann in die innern Regierungsangelegenheiten des in sich zerrütteten Staats mischten, und endlich gar zur Theilung eines Drittheils dieses Landes schritten, nahm auch die Kaiserin an diesem Länderraube Antheil. Zwar widerstrebte sie anfangs lange Zeit dem Andringen der übrigen Mächte und befragte sogar den Papst, der ihr Gewissen erst darüber beruhigen mußte; endlich aber, besonders durch Kaunitz überredet, willigte sie in den am 5. Aug. 1772 zu Petersburg mit Preußen und Rußland abgeschlossenen Theilungsvertrag, zufolge dessen sie Galizien und Lodomerien, im Ganzen einen Länderzuwachs von 1280 □M. mit 2½ Mill. E. erhielt. Auch die Pforte mußte ihr, da sie dieselbe mit wiederholten Foderungen ängstigte, um sie zufriedenzustellen, am 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern am 30. Dec. 1777, weil Östreich dieses Ereigniß zur Durchsetzung seines Planes, sich nach Süddeutschland hin auszudehnen, benutzen wollte, den kurzen und unblutigen bair. Erbfolgekrieg (s. d.), der in dem Frieden zu Teschen mit Abtretung des Innviertels an Östreich endigte, aber im Verein mit der Errichtung des Fürstenbundes (s. d.) eine merkliche Abnahme des Einflusses Östreichs auf Deutschland zur Folge hatte. Nach diesem Frieden schloß sich übrigens die Kaiserin enger an Rußland und Preußen an, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches ihr auch trotz Friedrich's II. Gegenbemühungen kurz vor ihrem Tode, der am 29. Nov. 1780 erfolgte, noch gelang. Die Kaiserin war eine Frau von festem, fast männlichem Charakter, mit Verstand und Muth zum Selbstregieren begabt; mit ernstem, regem Pflichtgefühl ihrem hohen Berufe ergeben und unermüdlich thätig. Sie herrschte in ihren Staaten zwar nicht frei von Vorurtheilen und Fehlgriffen, aber wohlmeinend und wohlthätig wie eine Mutter. Ihr unablässig auf die innere und äußere Größe der Monarchie gerichtetes Streben hatte so glücklichen Erfolg, daß bei ihrem Tode das Haus Östreich auf dem Gipfel seiner Macht stand. Die Kämpfe, die die Kaiserin mit halb Europa zu bestehen hatte, machten sie auf die reichen Hülfsmittel der Monarchie aufmerksam, und diese Belebung der materiellen Staatskräfte, verbunden mit dem erhebenden Umschwung und der geistigen Erkräftigung, welche durch Verbesserung der Gesetze, Errichtung von Schulen und Weckung des Gewerbfleißes auch im innern Staatsleben hervorgebracht wurde, machen ihre Regierungsperiode zu einem Wendepunkte in der Geschichte des östr. Staats. Wohlstand und Bildung wurden während ihrer Regierungszeit immer allgemeiner, die Staatseinnahmen überstiegen stets die Ausgaben und das Kriegsheer wuchs bis auf 260000 M. Obschon dem röm.-katholischen Glauben eifrig zugethan und von Andächtelei befangen, war sie doch nicht blind gegen die vielen Misbräuche ihrer Kirche und wahrte gegen den röm. Stuhl mit großer Festigkeit die Rechte ihrer Krone. So verbot sie die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, hob das Asylrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition in Mailand auf, unterdrückte 1773 den Jesuitenorden, verordnete für beide Geschlechter ein Alter von 25 Jahren, um in ein Kloster sich aufnehmen zu lassen, schaffte die von den Pfarrern eigenmächtig angeordneten äußerlichen Kirchenstrafen und Bußen ab, untersagte die Reisen der päpstlichen Nuntien in Östreich und befahl, mit dem röm. Stuhle nur mittels des Ministeriums der innern Geschäfte in Verbindung zu treten. Obgleich nicht zur Bedrückung und Verfolgung Andersgläubiger geneigt, that sie doch, besonders in der frühern Zeit ihrer Regierung, wenig, um die Protestanten in ihren Ländern zu schützen oder ihr Loos zu erleichtern. Ihre Kinder liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit, ebenso war sie ein Muster ehelicher Liebe. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer; auch vernachlässigte sie später den Putztisch gänzlich, um so mehr vielleicht, weil sie im spätern Alter übermäßig stark geworden und 1767 erst die Blattern und bald darauf ein Sturz mit dem Wagen ihr Gesicht durch Narben entstellt hatten. In der Regierung hatte sie ihren ältesten Sohn Joseph II. (s. d.) zum Nachfolger. Von ihren drei jüngern Söhnen verhalf sie Leopold zum Großherzogthum Toscana, Ferdinand durch die Vermählung mit der Erb-

tochter des Herzogs von Modena zur Erbfolge in diesem Herzogthume und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Äbtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt; die dritte Äbtissin zu Innsbruck; die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma; die fünfte, Marie Antoinette, mit dem Könige von Frankreich, und die sechste, Karoline Marie, mit dem Könige von Neapel vermählt. Vgl. Duller „M. Theresia und ihre Zeit" (Wiesb. 1844).

Maria I., Königin von England, 1553—58, die Tochter Heinrich's VIII. (s. d.) aus dessen Ehe mit Katharina von Aragonien, wurde am 11. Febr. 1515 geboren. Ihr Vater ließ sie 1534, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt, für unehelich und nicht thronfähig erklären, gab ihr aber, sowie ihrer Stiefschwester Elisabeth, das Thronrecht durch die Successionsacte von 1544 zurück. Schon im Andenken an ihre Mutter blieb M. streng der katholischen Kirche ergeben und lebte während der Regierung ihres Vaters und ihres Stiefbruders, Eduard's VI., in gänzlicher Zurückgezogenheit auf dem Schloß Copped-Hall in der Grafschaft Essex. Als ihr Eduard die Ausübung des altkirchlichen Cultus verwehren wollte, rief sie sogar den Schutz ihres Oheims, Kaiser Karl's V., an, der mit einer Kriegserklärung drohte. Um so geneigter wurde der junge König, auf die Rathschläge des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland (s. d.) einzugehen. Derselbe erklärte 1553 ohne Einwilligung des Parlaments M. und deren Schwester Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen und bestimmte eine entferntere Verwandte, Johanna Gray (s. d.), die Schwiegertochter Northumberland's, zu seiner Nachfolgerin. Wiewol man die katholische Gesinnung M.'s fürchtete, beleidigte eine solche Anordnung doch den Rechtssinn der Nation. Es gelang Northumberland, als der König am 6. Juli 1553 gestorben, seine Schwiegertochter als Königin ausrufen zu lassen. Allein schon nach einigen Tagen sah er sich verlassen und am 3. Aug. hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie benahm sich anfangs mit Mäßigung. Nur Northumberland und einige Genossen büßten mit dem Kopfe; in Rücksicht der Religion erklärte sie, daß sie es Gott überlasse, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen. Doch schon einen Monat nachher begann die Einkerkerung der protestantischen Wortführer, und im Oct. hob das gefällige Parlament alle Gesetze auf, die in Ansehung der Religion unter der vorigen Regierung waren erlassen worden. Hierauf erfolgte die Einsetzung der katholischen Bischöfe und die Berufung des Cardinallegaten Pole. Der Bischof Gardiner (s. d.), den die Königin zum Kanzler wählte, benutzte die günstige Stimmung der Nation und unterhandelte nach dem Wunsche des Kaisers die Vermählung der Königin mit dessen Sohne, dem spätern Philipp II. (s. d.) von Spanien. Obschon in dem im Jan. 1554 geschlossenen Vertrage die Unabhängigkeit Englands gewahrt war, so erfüllte dieser Schritt doch das Volk, in Erinnerung des grausamen Drucks der span. Politik, mit Furcht und Unwillen. Ein Edelmann aus Kent, Thomas Wyat, bereitete deshalb mit einigen andern kühnen Männern einen Aufstand vor, an dem sich auch der Herzog von Suffolk (s. d.) betheiligte, um seine im Gefängniß schmachtende Tochter Johanna Gray, wieder auf den Thron zu setzen. Der Anschlag mislang durch Zufall gänzlich, und die Königin ließ nicht nur die Häupter der Verschwörung, sondern auch die unschuldige Johanna und deren Gemahl das Blutgerüst besteigen. Zugleich ließ sie, auf die falsche Aussage Wyat's, ihre Schwester Elisabeth und deren Anbeter, Devonshire, gefangen setzen und scharf verhören. Doch stellte sich Beider Unschuld heraus, sodaß sie ihre Rache nicht befriedigen durfte. Nachdem M. das Ziel zärtlicher Ungeduld erreicht und ihre Ehe am 25. Juli 1554 mit Philipp vollzogen hatte, that sie liebesüchtig Alles, was ihrem stolzen, herrschsüchtigen, 26 Jahre alten Gatten nur gefallen konnte. Während sie eine Obedienzgesandtschaft nach Rom sendete, mußte das durch span. Gold erkaufte Parlament den Legaten Pole reumüthig um Aufnahme der Nation in den Schoos der katholischen Kirche bitten und die furchtbaren Ketzer- und Hochverrathsgesetze Heinrich's VIII. erneuern. Unter der Leitung Gardiner's wurden diese Gesetze auch sogleich vollzogen. Viele Protestanten, darunter die Bischöfe Latimer (s. d.), Ridley, Ferrar und Hooper, starben unter scheußlichen Martern schon in der ersten Hälfte des J. 1555 den Feuertod. Nach dem Muster der span. Inquisition richtete der Hof sogar eine aus 22 Personen zusammengesetzte Ketzercommission

ein, an deren Spitze der Bischof Bonner von London stand, ein wilder, brutaler Mann, dem die Barbarei Vergnügen machte. Üble Gemüthsstimmung, in welcher sich die Königin befand, steigerte ihre Verfolgungswuth zum Blutdurst. Die verfehlte Hoffnung auf eine Mutterschaft, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, der schon nach einem Jahre in seine Erbstaaten ging, stürzten sie bereits gegen Ende des J. 1555 in tiefe Schwermuth. Sie brachte ihre Zeit in Einsamkeit unter Thränen zu, oder schrieb zärtliche Briefe an ihren Gemahl, der dieselben nur beantwortete, wenn er Geld brauchte. Um die Foderungen Philipp's zu befriedigen, überlud sie sich durch erpreßte Darlehen mit Schulden und vernichtete den Verkehr durch drückende Steuern. Ihre Finanzverlegenheiten wurden um so dringender, als sie 1555 die Kirchengüter für ihre Person restituirte und die päpstlichen Annaten erneuerte. Weil sie meinte, die Entfernung ihres Gemahls rühre von dem Widerstande der Nation gegen die span. Politik her, so verdoppelte sie mit dem J. 1556 ihre Wuth gegen die Protestanten. Im März mußte auch Cranmer (s. d.) den Feuertod sterben; nach Einigen erlitten in den ersten drei Jahren überhaupt 300, nach Andern sogar 800 Personen dasselbe Schicksal. Durch die Drohungen Philipp's sah sich die Königin gegen den Willen und das Interesse der Nation genöthigt, an dem Kriege zwischen Spanien und Frankreich Theil zu nehmen. Nachdem sie am 7. Juni 1557 Heinrich II. förmlich den Krieg angekündigt, rüstete sie mittels unerhörter Erpressungen die Flotte und sendete ein Corps von 8000 Engländern nach den Niederlanden, welches daselbst zur span. Armee unter Philibert von Savoyen stieß. Die geringen Erfolge der Spanier, besonders die Eroberung von Calais am 8. Jan. 1558 durch den Herzog von Guise, womit die letzte engl. Besitzung auf franz. Boden verloren ging, stürzten sie in Verzweiflung. Sie berief endlich am 21. Jan. das wiederholt auseinandergetriebene Parlament, das reichliche Subsidien zur Ausrüstung einer Flotte bewilligte, welche Brest als Entschädigung wegnehmen sollte. Doch auch dieses Unternehmen scheiterte. Noch während der Friedensverhandlungen erlag die Königin dem Kummer und der Wassersucht; sie starb am 17. Nov. 1558. „Nach meinem Tode", äußerte sie oft zu Denen, welche sie aufheitern wollten, „werdet ihr den Namen Calais in meinem Herzen finden". Bei aller Bigoterie und Grausamkeit, welche ihre Regierung verhaßt machten, war sie nicht ohne Fähigkeit, Bildung und Geistesstärke; sie erhielt den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihre Stiefschwester Elisabeth (s. d.). Vgl. Griffet, „Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de M." (Amst. und Par. 1766); Turner, „History of the reign of Edward VI., M. and Elizabeth" (4 Bde., Lond. 1829), und Tytler, „England under Edward VI. and M." (2 Bde., Lond. 1839).

Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—68, die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria von Lothringen, wurde am 5. Dec. 1542 zu Linlithgow bei Edinburg, acht Tage vor ihres Vaters Tode, geboren. Schon in der Wiege Königin, verlangte sie Heinrich VIII. von England zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, und die schot. Protestanten unterstützten diese Verbindung. Die Königin-Mutter aber wahrte als Schwester der Guisen das katholische Interesse und brachte die Tochter im Febr. 1548 nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. M. zeichnete sich durch Schönheit, Anmuth und Bildung aus und wurde am 29. Apr. 1558 mit dem Dauphin, dem späteren Franz II. (s. d.), vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls von Katharina von Medici ungern gesehen, kehrte sie im Aug. 1561 nach Schottland zurück, dem sie durch Erziehung und Sitte gänzlich entfremdet war. Nur zufällig entging sie bei der Überfahrt der Nachstellung der Königin Elisabeth (s. d.) von England, die sie als Weib und Königin haßte. Als die Enkelin Margaretha's von England (s. Tudor) hatte sich M. nicht mit der Aussicht auf den engl. Thron begnügt, sondern war den Ansprüchen Elisabeth's zu nahe getreten, indem sie den engl. Königstitel annahm und ungeachtet aller Gegenvorstellungen behielt. Überdies weigerte sie sich, die Acte anzuerkennen, durch welche 1560 das Parlament in Schottland, nicht ohne Ermunterung von Seiten Elisabeth's, die Reformation eingeführt hatte. Bei ihrer Ankunft versprach sie zwar den kirchlichen Zustand zu achten, ließ aber in ihrer Hauskapelle katholischen Gottesdienst halten. Dies, sowie ihre leichtfertigen franz. Sitten, erbitterten die strengen Protestanten und erregten besonders den Eifer des Reformators Knox (s. d.), der über die Laster der Königin öffentlich predigte.

Nachdem M. die Hand des Grafen Leicester (s. d.), des Favoriten Elisabeth's, ausgeschlagen, traf sie Anstalten, sich mit ihrem Vetter, dem Schotten Robert Darnley, dem Sohne des Grafen Lenox, zu vermählen. Derselbe war katholisch, jung, schön und besaß als der Enkel Margaretha's von England aus einer zweiten Ehe, nach M. die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron. Die von Elisabeth angestifteten Protestanten, an deren Spitze der natürliche Bruder M.'s, Graf Murray (s. d.), stand, suchten die Verbindung mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Königin unterdrückte die Empörung und feierte ihre Vermählung mit Darnley am 29. Juli 1565. Darnley zeigte sich jedoch bald ausschweifend und herrschsüchtig, behandelte seine Gemahlin mit Roheit und wurde dafür von derselben mit Kaltsinn und Verachtung gestraft. Die Königin hatte einen alten, häßlichen Italiener, Dav. Rizzio, einen Sänger, in ihrer Umgebung, der ihr zugleich als Rathgeber und Secretair diente und besonders die geheime Correspondenz mit den katholischen Höfen besorgte. Diesem Manne schrieb Darnley den Kaltsinn seiner Gemahlin zu und beschloß deshalb, von den protestantischen Häuptern in seinem Verdachte bestärkt, denselben aus dem Wege zu schaffen. Er überfiel am 9. März 1566 die hochschwangere Königin, als sie in ihrem Schlosse Holyrood zu Tische saß, und ließ vor ihren Augen den Rizzio von seinen Mitverschworenen ermorden. Die Königin sah sich zugleich in Gefangenschaft gehalten und mußte den Zorn über den Schimpf, den sie als Weib und Königin erlitten, vor der Hand unterdrücken. Sie gewann ihren Gemahl, der ihr die Mitschuldigen entdeckte, floh mit demselben nach Dunbar, wo sie ein Corps Getreuer sammelte und damit die Verschwörer zur Flucht nöthigte. Der Graf Bothwell, der schon große Gewalt über die Königin besaß, besänftigte sie jedoch und wirkte den Verschworenen Verzeihung aus. Am 9. Juni gebar die Königin einen Sohn, Jakob VI., der später als Jakob I. (s. d.) den Thron von Großbritannien bestieg. Darnley zeigte sich bei dem Ereignisse gleichgültig, wohnte der Taufe nicht bei und ging nach Glasgow, wo er an den Blattern erkrankte. Hier suchte ihn die Königin auf, führte ihn unter Beweisen ihrer Zuneigung zurück nach Edinburg und brachte ihn in einem einsamen Hause außerhalb der Stadtmauer unter, um daselbst seine Genesung abzuwarten. Sie pflegte ihn, schlief mehre Tage selbst in dem Hause, verließ ihn aber in der Nacht vom 9. Febr. 1567, angeblich um bei der Hochzeit eines ihrer Diener gegenwärtig zu sein. Gegen Morgen flog das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft, und man fand Darnley und seinen Pagen todt im Felde liegen. Die öffentliche Stimme klagte sogleich die Königin und deren heimlichen Geliebten, den Grafen Bothwell, des Mordes an. Letzterer wurde auch alsbald vor Gericht gezogen, aber nach einer Scheinprocedur von der That freigesprochen. Bothwell trat nun als Bewerber um die Hand der Königin auf und compromittirte dieselbe in den Augen des Volks, indem er sie zum Schein auf eines seiner Schlösser entführte. Nachdem er Verzeihung erhalten und die Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewirkt hatte, ließ sich die Königin in blinder Leidenschaft mit ihm am 15. Mai 1567, drei Monate nach der Ermordung Darnley's, vermählen. Die Strafe folgte der frevelhaften Verbindung auf dem Fuße. Bothwell liebte die Königin nicht, sondern hatte aus Herrschsucht gehandelt; er begegnete ihr sogleich brutal und trachtete, sich des Kronprinzen zu bemächtigen. Der protestantische Adel, über diese Vorgänge empört, schloß zu Stirling eine Conföderation zum Schutze der Dynastie und des Reichs, zog Truppen zusammen und nahm Edinburg ohne Schwertstreich, während die Königin am 6. Juni 1567 mit ihrem Gemahl nach Dunbar floh und sich ebenfalls zum Widerstande rüstete. Als jedoch die Truppen am 15. Juni bei Carberry zusammenstießen, knüpfte die Königin Unterhandlungen an und traf persönlich im feindlichen Lager ein, wo man sie gut aufnahm und ihr Schutz und Gehorsam versprach. Dessenungeachtet wurde sie zurückgehalten, als Gefangene unter Beschimpfungen vom Volke nach Edinburg gebracht, von hier aber unter dem Vorgeben, daß sie immer noch mit Bothwell im Briefwechsel stehe, nach Schloß Lochleven abgeführt und daselbst in harte Gefangenschaft gesetzt. Die Lords rissen nun die Staatsgewalt an sich, raubten die königlichen Schätze und ächteten Bothwell, der nach Dänemark entkam, wo er acht Jahre später in Elend und Wahnsinn starb. Von ihren Gegnern gedrängt, legte die Königin am 24. Juli 1567 zu Gunsten ihres Sohnes die Krone nieder, für den Murray die Regentschaft übernahm. Da ihre Gefangenschaft fort-

dauerte, bewog die katholische Partei einen jungen Lord Douglas, den Bruder des Schloßherrn, die Königin zu befreien. Derselbe liebte die Gefangene, hatte von ihr selbst Hoffnung auf ihre Hand erhalten und entführte sie glücklich in der Nacht vom 2. Mai 1568 über den benachbarten See, an dessen Ufer die Königin von einem Haufen Bewaffneter mit Jubel empfangen wurde. Vom Schlosse Hamilton aus erklärte sie nun ihre Abdankung für erzwungen. Ihre Anhänger brachten ein Corps von 6000 M. zusammen; doch am 15. Mai besiegte der Regent Murray die Königin in einem Gefecht beim Dorfe Langside. Sie entfloh vom Schlachtfelde nach England, wo sie Elisabeth zu Carlisle um Schutz und eine persönliche Zusammenkunft ansprach. Elisabeth aber ließ ihre Nebenbuhlerin sogleich gefangen halten und schlug ihr die persönliche Zusammenkunft ab, bis sie sich von der Theilnahme an dem Morde Darnley's würde gereinigt haben. Zu dem Zwecke schickte Murray, der seine Schwester in Gemeinschaft mit Elisabeth zu verderben suchte, eine Commission nach England, die eine weitläufige Erörterung über das Verbrechen begann, aber unter den Intriguen beider Parteien zu keinem festen Resultate gelangte. Mit diesen Vorgängen gestaltete sich die Angelegenheit der Königin zur Sache der katholischen Partei, in England und Schottland, wie im Auslande, was Elisabeth noch feindlicher stimmte. Man brachte die Gefangene von einem festen Schlosse zum andern, gab ihr rohe Wächter und behandelte sie aufs härteste. Das unkluge, stolze Betragen der Königin, der Befreiungsversuch der Grafen Northumberland und Westmoreland, des Leonhard Dacres, des Grafen Norfolk, die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth und mehre andere Complote, die gewöhnlich der span. Herzog Alba von den Niederlanden aus anstiftete, brachten allmälig Elisabeth zu dem Entschlusse, sich der gefährlichen Gefangenen durch Mord oder Hinrichtung zu entledigen. Ein Katholik Namens Babington trat mit mehren Andern 1586 zu einer Verschwörung zusammen, welche wie gewöhnlich die Ermordung Elisabeth's und die Befreiung der Königin zum Zwecke hatte. Der Plan wurde zufällig entdeckt, und man stiftete von Seiten des Hofes zu London einen Briefwechsel mit der Gefangenen an, um diese selbst in das hochverrätherische Complot zu verwickeln. Obschon die Königin, durch Freunde gewarnt, nicht in den Anschlag eintrat, stellte man sie doch im Oct., nach der Hinrichtung der Verschworenen, vor eine Untersuchungscommission, die sie unter dem gesetzlosesten Verfahren für schuldig erklärte und als Hochverrätherin zum Tode verurtheilte. Nachdem das gefällige Parlament das Urtheil bestätigt, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze. Vergebens waren die Bitten und Drohungen Heinrich's III., des span. Hofes und Jakob's VI., des Sohnes der Unglücklichen. Am 18. Febr. 1587 wurde sie in einem Saale auf dem Schlosse Fotheringhay enthauptet. Sie starb mit Muth und religiöser Ergebung, nachdem sie sich eigenhändig die ihr vom Papste gesendete Hostie gereicht hatte. Wenn die Dichter aller Völker die Königin als das rührende Opfer der Schönheit, der Schwäche eines zärtlichen Herzens, der Eifersucht eines Weibes und der Barbarei ihres Jahrhunderts dargestellt haben, so darf die Geschichte auch nicht vergessen, daß ihr Tod und ihr Schicksal ein großes Verbrechen sühnten, von dem sie nie durch überzeugende Gründe freigesprochen worden ist. Vgl. Whitaker, „M., queen of Scotland vinticated" (3 Bde., Lond. 1787) und Chalmers, „Life of M., queen of Scots" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1826), die Beide M. zu vertheidigen suchten, und Miß Benger, „Memoirs of the life of M., queen of Scots" (2 Bde., Lond. 1823), die aus den Handschriften des Britischen Museums schöpfte.

Maria von Medici, Königin von Frankreich, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toscana, geb. am 26. Apr. 1573 zu Florenz, vermählte sich am 16. Dec. 1600 mit König Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich. Sie war nicht ohne Reize, aber leidenschaftlich, ehrgeizig und zänkisch, sodaß die Ehe sich bald zu einem fortgesetzten Hader gestaltete. Wiewol sie im Sept. 1601 den Dauphin, den spätern Ludwig XIII. (s. d.), gebar, so floh doch der König seine Gemahlin und suchte um so mehr Entschädigung bei andern Frauen. Vergebens unternahm es Sully (s. d.), den häuslichen Frieden herzustellen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin die Kammerfrau, Leonora Galigai, und deren Mann, Concini, die ihr aus Florenz gefolgt waren und den König haßten. Ehe Heinrich IV. an die Ausführung seines Kriegszuges ging, bestand die Königin darauf, daß sie gekrönt würde. Die Feierlichkeit fand am 13. Mai 1610 statt; am folgenden Tage wurde der

König von Navaillac (s. d.) ermordet. Die Königin zeigte bei diesem Ereignisse weder großen Schmerz noch großes Erstaunen und lud den Verdacht auf sich, der That nicht freund gewesen zu sein. Sie riß sogleich mit Hülfe des Herzogs von Epernon die Vormundschaft und Regentschaft an sich und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und der katholischen Politik zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Räthe Heinrich's IV. erhielten den Abschied; Concini, der zum Marschall und Marquis d'Ancre (s. d.) erhoben wurde, bemächtigte sich der Staatsgewalt; die Königin aber zerstörte die Finanzen durch grenzenlose Verschwendung. Diese Herabwürdigung der Monarchie nahmen die Großen und Prinzen zum Vorwand, um mit den Waffen in der Hand ihre Theilnahme an der Macht zu erzwingen. Ein unwürdiger Günstling des jungen Königs, de Luynes (s. d.), führte endlich den Sturz dieses Regiments herbei. Auf Betrieb desselben wurde Concini am 14. Apr. 1617 niedergeschossen; seine Frau aber wurde als Hexe hingerichtet und die Königin-Mutter im Luxembourg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit erhielt Letztere von ihrem Sohne die Erlaubniß, auf dem Schlosse zu Blois unter Aufsicht zu leben, wo sie aber mit Hülfe Epernon's in der Nacht vom 22. Febr. 1619 durch ein Fenster entfloh. Sie wendete sich nach Angoulême und sammelte, zumal da ihr Schicksal bald Theilnahme erweckte, viele und angesehene Misvergnügte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten. Ihr Sohn rückte mit einem Heere gegen die Mutter ins Feld und zwang dieselbe auf den Rath ihres Ministers Richelieu (s. d.), der damals noch Bischof von Luçon war, zur Unterwerfung. Nach dem Tode des de Luynes, am 14. Dec. 1621, kehrte die Königin nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Um sich zu befestigen, brachte sie Richelieu in die Verwaltung, der ihr aber bald gänzlich die Macht aus den Händen wand und sich zum allmächtigen Minister emporschwang. Die Königin setzte ihren mütterlichen Einfluß und alle möglichen Mittel zum Sturze ihres Nebenbuhlers in Bewegung; allein der gewaltige Richelieu blieb Sieger. Derselbe gewann besonders die Oberhand, indem er den König überredete, als wolle die Mutter ihren jüngern Sohn, den Herzog Gaston von Orleans, auf den Thron bringen. Deshalb wurde sie seit dem Febr. 1630 wieder auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen gehalten, entkam aber im Juli nach Brüssel. Der Einfall Gaston's nach Frankreich veranlaßte Richelieu, die Königin auch aus den Niederlanden zu vertreiben. Hierauf ging sie 1638 nach England und im Oct. 1641, da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, nach Köln. Hier starb sie in einer elenden Wohnung und in gänzlicher Entblößung am 3. Juli 1642. Wie alle Glieder ihres Geschlechts liebte sie die schönen Künste. Sie ließ zu Paris den Luxembourg nach dem Plane des Palastes Pitti zu Florenz aufführen und verewigte sich durch viele andere Baudenkmäler. Auch rührt die Sammlung der allegorischen Gemälde von Rubens im Louvre von ihr her. Vgl. D'Estrée, „Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis" (Par. 1666); Pontchartrin, „Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis" (2 Bde., Haag 1720); die „Histoire de la mère et du fils" (2 Bde., Amst. 1730), welches Buch den Namen Mezeray's trägt, wahrscheinlich aber von Richelieu abgefaßt ist; und der Frau von Arconville „Vie de M. de Medicis" (3 Bde., Par. 1774).

Maria Luise, die Gemahlin König Karl's IV. von Spanien, geb. am 9. Dec. 1751, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil; sie wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diesem Wege völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verständniß, in welchem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen Herzoge von Alcudia (s. d.), in ein Verhältniß, das sie ihrem scharfsichtigen Schwiegervater trefflich zu verhehlen wußte, während sie zugleich dahin arbeitete, den neuen Günstling bei ihrem Gemahl in besondere Gunst zu setzen. Nachdem Karl IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt war,

rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Gemeinschaftlich mit der Königin regierte er Spanien ganz unumschränkt und ihr beiderseitiges Streben ging darauf, den Kronprinzen Ferdinand bei dem alternden Könige zu verdächtigen. Aus diesen Hofränken entspann sich der Proceß vom Escurial vom 29. Oct. 1807. (S. Spanien.) Als hierauf in Folge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters bestiegen hatte und entschlossen schien, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen, warf sich dieselbe Napoleon und dessen Oberfeldherrn, Joachim Murat, in die Arme. Nebst ihrem Gemahl und dem Herzoge von Alcudia, dem sie die Freiheit erfleht hatte, trat sie in Bayonne vor Napoleon als Anklägerin ihres Sohnes auf, jedoch ohne Erfolg. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza, und ging endlich nach Rom, wo sie am 2. Jan. 1819 starb.

Maria Christina, die Gemahlin König Ferdinand's VII. (s. d.) von Spanien, und 1833—40 Königin-Regentin im Namen ihrer unmündigen Tochter, der Königin Isabella II. (s. d.), wurde am 27. Apr. 1806 als die Tochter des Königs beider Sicilien, Franz's I., mit seiner zweiten Gemahlin, Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl's IV. von Spanien, in Neapel geboren, und ist demnach eine Halbschwester der Herzogin von Berri (s. d.) und rechte Schwester des regierenden Königs beider Sicilien, Ferdinand's II. (s. d.). Schon früh entwickelte sich in ihr ein bedeutendes Talent für Malerei und die ihrer Familie eigene Vorliebe für die Freuden der Jagd. Die körperlichen Übungen, denen sie sich dabei widmete, trugen nicht wenig dazu bei, ihr eine dauerhafte Gesundheit und unerschütterliche Geistesheiterkeit zu verleihen. Durch die Intriguen ihrer ältern Schwester Luise Charlotte, die mit dem Infanten Don Francisco de Paula vermählt war, wurde sie 1829 von Ferdinand VII. zu seiner vierten Gemahlin erwählt und am 11. Dec. in Madrid mit ihm getraut. Der König war entzückt über seine Gemahlin, deren Reize seine Erwartungen beiweitem überstiegen. Desto erbitterter zeigten sich gegen sie die Gemahlin des Infanten Don Carlos und deren ältere Schwester, die Prinzessin von Beira, die durch diese abermalige Verheirathung des Königs ihre Hoffnung abermals in Zweifel gestellt sahen, daß derselbe kinderlos bleiben und folglich Don Carlos (s. d.) ihm auf dem Throne folgen werde. Diese Erbitterung steigerte sich noch, als Ferdinand VII., um auf jeden Fall seiner eigenen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern, am 29. März 1830 das Gesetz der Siete partidas wiederherstellte, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Descendenten des Königs zur Thronfolge gelassen werden. (S. Spanien.) Hatten schon vorher die Liberalen der Königin sich zugewendet, so war dies in noch beiweitem höhern Maße der Fall, als dieselbe am 10. Oct. 1830 von einer Tochter, der jetzigen Königin Isabella II., entbunden worden war, da nun der gefürchtete Don Carlos auf einmal von dem ihm so nahe stehenden Throne wieder weit und vielleicht auf immer entfernt wurde. Zugleich wußte die Königin die Liebe ihres Gemahls im höchsten Grade zu gewinnen und manche Maßregel zu hintertreiben, welche Laune und Willkür ihm eingaben. Dagegen verdoppelte nun auch die Partei des Don Carlos ihre Anstrengungen, und wußte dem mit dem Tode ringenden Könige 1832 eine Erklärung zu entreißen, kraft deren er die Verfügung vom 29. März 1830 wieder aufhob. Die Königin hatte von allen Seiten, insbesondere von dem Minister Calomarde (s. d.), bedrängt, aus Besorgniß für das Seelenheil ihres Gemahls, diesem selbst die Unterzeichnung des von den Ministern vorgelegten Decrets angerathen; allein kaum war deren dabei abwesende Schwester eiligst nach Madrid zurückgekehrt, als sie auch sofort dem gegen Aller Erwartungen wieder genesenden Könige die Augen öffnete, der nun am 1. Oct. sämmtliche Minister entließ und sodann für die Dauer seiner Krankheit die Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin übertrug, die schon am 15. Oct. eine fast allgemeine Amnestie erließ. Nachdem der König noch am letzten Tage des J. 1832 das Decret, durch welches er während seiner Krankheit das Erbfolgegesetz vom 29. März 1830 umgestoßen hatte, für erschlichen und nichtig und letzteres wieder in Kraft erklärt, übernahm er bald darauf auch wieder die Leitung der Geschäfte, blieb jedoch in einem krankhaften Zustande, und starb am 29. Sept. 1833. In seinem Testament von 1830 hatte er seine Witwe zur Vormünderin seiner hinterlassenen Kinder und zur Regentin der Monarchie für den Fall, daß bei seinem Absterben

der Thronfolger oder die Thronfolgerin noch nicht das 18. Jahr zurückgelegt habe, ernannt, die nun auch am 2. Oct. die Regentschaft des Reichs im Namen ihrer Tochter Isabella II. übernahm. (S. Spanien.) Sie lebte die nächsten Monate nach dem Ableben ihres Gemahls in der Zurückgezogenheit, doch mehr und mehr verringerte sich ihre Theilnahme an den Staatsgeschäften. Um diese Zeit kam Don Fernando Muñoz, aus Tarancon in der Provinz Cuenca, der damals in der königlichen Leibgarde diente, in die Gunst der Königin und wurde sehr bald von ihr zum Kammerherrn ernannt und ihr vertrautester und fast einziger steter Begleiter. Aus ihrer sorgenlosen Ruhe wurde die Königin durch die Verschwörung geweckt, welche in der Nacht vom 13. Aug. 1836 in La Granja ausbrach und in Folge deren die Constitution vom 18. Juni 1837 zu Stande kam. Die Königin gewann jetzt ihre ganze Kraft wieder; doch zwischen ihr und ihrer ältern Schwester, der Infantin de Paula, wurde die Misstimmung so stark, daß Letztere mit ihrer ganzen Familie Spanien verließ und Paris zu ihrem Aufenthaltsorte wählte. In politischer Hinsicht hatte sich die Königin-Regentin vom Anfange an darauf beschränkt, dem Rath ihrer jedesmaligen Minister nachzugeben und die vorgelegten Beschlüsse, selbst wenn sie ihr widerstrebten, mit scheinbarer Bereitwilligkeit zu unterschreiben. Unter Zea-Bermudez erließ sie das absolutistische Manifest, worin sie den Despotismus Ferdinand's aufrecht zu halten verhieß; unter Martinez de la Rosa bewilligte sie das Estatuto real; unter Toreno erklärte sie die aufrührerischen Junten und Provinzen außer dem Gesetz, die sie später wieder als rechtmäßig anerkannte; unter Isturiz wurde die Intervention Frankreichs nachgesucht, um die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zu unterdrücken, und unter Calatrava mußte sie erst diese, dann die von 1837 beschwören. Unter der Hand aber verstand sie sich trefflich darauf, den Planen ihrer Minister, falls ihr solche nicht zusagten, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Die Königin-Regentin blieb im Vertrauen des Volks, das nur Eines, nämlich ihren Geiz, tadelte, bis sie sich verleiten ließ, das von den in ihrer Majorität den Ministern ergebenen Cortes votirte Gesetz wegen der Ayuntamientos (s. d.) durch ihre Unterschrift zu sanctioniren. In Valencia gab sie dem neuen Ministerpräsidenten Espartero (s. d.) am 10. Oct. 1840 die Erklärung, daß sie als Regentin abdanke und nach Frankreich zu gehen entschlossen sei. Mit Muñoz hatte sich die Königin bereits im J. 1834 in morganatischer Ehe vermählt und mehre Kinder erzeugt; doch hielt sie Beides geheim. Öffentlich wurde solches zuerst von Espartero ausgesprochen, als sie von Frankreich aus die Vormundschaft über ihre Tochter beanspruchte. Nach Espartero's Sturze im J. 1843 kehrte sie nach Madrid zurück und ließ sich am 13. Oct. 1844 feierlich mit dem zum Herzog von Rianzares erhobenen Muñoz trauen.

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal und Algarbien, eine Tochter des vormaligen Kaisers Dom Pedro's I. von Brasilien mit seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Östreich, geb. zu Rio Janeiro am 4. Apr. 1819, gelangte nach ihres Großvaters Johann's VI. (s. d.) Tode in Folge der Entsagungsacte ihres Vaters Dom Pedro (s. d.) bereits am 2. Mai 1826 auf den portugies. Thron. Noch in demselben Jahre, am 11. Dec., verlor sie ihre Mutter durch den Tod. Im folgenden Jahre wurde sie mit ihrem Oheim, Dom Miguel (s. d.), dem Bruder ihres Vaters, verlobt, den Letzterer unter der Bedingung, daß er sich mit seiner Tochter verlobe und die von Dom Pedro dem portugies. Volke verliehene Constitution anerkenne, zum Regenten ernannt hatte. Nachdem die Verlobung vollzogen worden war und Dom Miguel die Constitution beschworen und die Regentschaft angetreten hatte, verließ die Königin 1828 Brasilien, um nach Europa zu segeln. Allein inzwischen hatte Dom Miguel am 30. Juni 1828 sich zum absoluten König von Portugal erklärt und gestattete der Königin nicht, in Portugal zu landen, sodaß sie sich genöthigt sah, nach England zu gehen, wo sie von Georg IV. zwar als Königin empfangen wurde, aber keine Unterstützung fand, indem das brit. Ministerium den Usurpator begünstigte. Mit ihrer Freundin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, ihrer nachherigen Stiefmutter, kehrte sie deshalb 1829 nach Rio Janeiro zurück, und lebte nun daselbst, bis ihr Vater 1831 zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro's II. sich genöthigt sah, auf die Kaiserkrone von Brasilien zu verzichten. Seitdem hielt sie sich in Paris auf, während ihr Vater den Kampf gegen Dom Miguel zur Vertheidigung der Rechte seiner Tochter unternahm

und glücklich hinausführte. (S. Portugal.) Nach der Einnahme Lissabons hielt sie im Sept. 1833 daselbst ihren Einzug. Doch erst am 29. Mai 1834 entsagte Dom Miguel seinen Ansprüchen und begab sich nach Italien, wo er indeß alle Zusagen zurücknahm und vom Papste als König von Portugal anerkannt wurde. Dom Pedro ordnete nun als Vormund und Regent den zerrütteten Staat; aber bald waren seine Kräfte erschöpft. Als er im Vorgefühle seines nahen Todes, am 18. Sept. 1834, den Cortes meldete, daß er außer Stande sei, die öffentliche Verwaltung forthin zu besorgen, erklärten dieselben noch an demselben Tage die Königin für volljährig, wodurch die verschiedenen Bewerber um die Regentschaft und eine Menge Intriguen beseitigt wurden. Sofort beschäftigte sich nun die Königin mit ihrer Verheirathung; ihre Wahl fiel auf den Herzog Karl August Eugen Napoleon von Leuchtenberg (s. d.), der schon früher ihr Herz gewonnen hatte. Nachdem der Vertrag zu München am 8. Nov. 1834 geschlossen worden war, fand am 27. Jan. 1835 in Lissabon die feierliche Vermählung statt. Dom Augusto, Prinz von Portugal, wie der Gemahl der Königin genannt wurde, gewann bald durch sein edles und kluges Benehmen die Liebe des Volks. Seine Gemahlin ernannte ihn zum Pair und bald darauf zum Oberbefehlshaber des Heers, welche letztere Ernennung von den Cortes als verfassungswidrig angegriffen wurde. Doch kaum hatten die Debatten hierüber begonnen, als der Prinz am 28. März 1835 an der häutigen Bräune starb. Hierauf vermählte sie sich am 9. Apr. 1836 mit dem Herzoge Ferdinand, geb. am 29. Oct. 1816, dem Sohne des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der mit der Geburt des Kronprinzen die königliche Würde erhielt. Mit ihm zeugte sie außer dem Kronprinzen Dom Pedro de Alcantara, geb. am 16. Sept. 1837, die Prinzen Dom Luis Felipe, Herzog von Oporto, geb. 1838, und Dom Joao, Herzog von Beja, geb. 1842, und die Prinzessin Donna Maria, geb. 1843.

Maria Luise, kaiserliche Majestät, Erzherzogin von Östreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. am 12. März 1791, ist die älteste Tochter des Kaisers Franz's I. aus seiner zweiten Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Vom Kaiser Napoleon (s. d.) zu seiner zweiten Gemahlin erwählt, wurde sie zu Paris am 2. Apr. 1810 durch den Cardinal Fesch mit ihm getraut und es schienen durch diese Vermählung die Dynastie Napoleon und der Continentalfriede eine Stütze mehr gefunden zu haben. Gleichsam im Triumph führte sie der Kaiser durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel eines Königs von Rom ertheilt hatte, und noch glänzender als zuvor wurde nun ihr Hofstaat eingerichtet. Im folgenden Jahre begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und besuchte hierauf die Heimat. Als der Kaiser 1813 zu neuem Kampfe ging, ernannte er sie, jedoch unter vielen Beschränkungen, zur Regentin des Reichs, und sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Rede, welche sie in der großen Senatsversammlung, nach der Schlacht bei Leipzig, hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, aus Blois am 7. Apr. 1814, die Beweise geben. In dem Unglück ihres Gemahls, der ihr aber auch seine volle Zuneigung schenkte, kann man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen. Auf Befehl Napoleon's mußte sie mit ihrem Sohne am 29. März 1814 Paris verlassen und sich nach Blois begeben; doch umsonst bemühten sich des Kaisers Brüder, Joseph und Hieronymus, sie zu vermögen, ihnen jenseits der Loire zu folgen. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orleans und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy am 12. Apr. nach Rambouillet, von wo sie am 16. Apr. zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte. Ihrem Gemahle zu folgen, wurde ihr nicht vergönnt. Daher begab sie sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz nach Schönbrunn, wo sie auch während der Rückkehr Napoleon's von Elba sich aufhielt, von dem sie Einladungen erhielt, nach Paris zu kommen. Zu ihrem Oberhofmeister erwählte man den östr. General-Feldmarschallieutenant, Grafen von Neipperg (s. d.), mit dem sie sich später in morganatischer Ehe vermählt haben soll. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr, neben dem Titel kaiserlicher Majestät, im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, und hielt am 20. Apr. 1816 ihren Einzug in Parma. Ihr Sohn blieb in Wien und wurde 1818 vom Kaiser Franz zum Herzoge von Reichstadt (s. d.) ernannt. Als im

J. 1831 die revolutionairen Bewegungen in Italien von Reggio aus sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich nach Piacenza, bis östr. Waffen die Ordnung wiederhergestellt.

Marie, Herzogin von Würtemberg, geborene Prinzessin von Orleans, die Tochter des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, geb. zu Palermo am 13. Apr. 1813, wurde von Frau von Mallet, einer sehr unterrichteten Dame von fast übergroßer Frömmigkeit, erzogen und zeigte in ihrer Jugend keineswegs die Eigenschaften, die sie später auszeichneten. Sie war unbesonnen, hochfahrend und reizbar; doch lernte sie mit vieler Leichtigkeit, und die Geschichte sowie fremde Sprachen waren ihr zeitig geläufig. Ihr musikalisches Talent würde sehr bedeutend geworden sein, hätte nicht später eine andere Kunst sie völlig in Anspruch genommen. Zum Zeichenlehrer hatte sie Ary Scheffer (s. d.); doch betrachtete sie das Zeichnen lange Zeit blos als Zeitvertreib und machte nur wenige Fortschritte. Erst nach der Verheirathung ihrer Schwester Luise an den König Leopold von Belgien wurde die junge, bisher so ausgelassene Prinzessin ernst und verständig. Sie fühlte das Bedürfniß, sich zu beschäftigen und ihr Leben mit Arbeit auszufüllen. Von allen Künsten, die sie betrieb, gab sie den zeichnenden einen ausschließenden Vorzug. Mit zu viel Phantasie begabt, fing sie sehr bald an, selbständig zu schaffen. Gleich ihre ersten Versuche zeichneten sich aus durch Originalität der Composition, glückliche Disposition der Gruppen und vor Allem durch den Ausdruck, der in den Bewegungen und Gesichtern der dargestellten Personen herrscht; doch die Zeichnung war nicht correct. Verdrießlich darüber, in der Ausführung ihrer Zeichnungen es nicht bis zur Vollkommenheit bringen zu können, kam die Prinzessin später auf den Gedanken, sich in der Bildhauerei zu versuchen. Ihr erster, jedoch in der Ausführung gänzlich verfehlter Versuch war ein Basrelief, welches Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin darstellt. Hierauf unternahm sie die beiden aus Edgar Quinet's „Ahasvérus" in ihren Motiven entlehnten Basreliefs, von denen das erste den Engel Gabriel, der Ahasverus den Eintritt ins väterliche Haus verbietet und ihm seine lange reinliche Pilgerschaft ankündigt, das andere das Erwachen des Dichters darstellt. Enthüllten sich schon in jenem die natürlichen Anlagen der Künstlerin, so muß man dieses als ein Werk außergewöhnlicher Art anerkennen. Das Bronzemodell der Johanna von Arc zu Pferde war das erste, aber zugleich ein ausgezeichnetes Erzeugniß der Prinzessin in runder Arbeit. Um diese Zeit hatte ihr Vater eine Statue der Johanna von Arc bei Pradhier, dem ersten Bildhauer Frankreichs, für das historische Museum von Versailles bestellt. Die Skizze gefiel aber nicht, und Pradhier veranlaßte den König, einen andern Entwurf von der Prinzessin Marie zu verlangen. Diese nahm den Antrag an, unter der Bedingung, auch die Statue zu fertigen, wenn ihre Skizze gelänge. Gleich nach dem Beginn der Arbeit verlor die Prinzessin ihre Erzieherin, was sie für längere Zeit in die tiefste Trauer versetzte. Endlich führte sie die Statue der Johanna von Arc aus, die durch Kupferstich vervielfältigt, in ganz Europa bekannt ist. Statt des leicht zu behandelnden Thons wandte sie Wachs zur Verfertigung ihres Modells an. Zweimal mußte sie von vorn anfangen; ein drittes Mal bog sich die Statue, da das Wachs zu weich geworden war. Ihr Muth ließ sich durch diese Widerwärtigkeiten nicht abschrecken; sie beendigte die Statue, welche unstreitig das beste Werk unter den neuen Bildwerken in Versailles ist. Hierauf arbeitete die Prinzessin noch zwei Statuen von derselben Größe aus: die Peri, welche die Thränen eines reuigen Sünders dem Ewigen zu Füßen legt, und den Engel, der am Eingange des Himmels wacht. Ihre Büsten der Königin der Belgier und ihres Sohnes sind vollkommen in Ähnlichkeit wie Ausführung. Auch führte sie die Gruppe des Ahasverus und der Rahel im Kleinen aus, sowie zwei vortreffliche Reitergruppen und den „Pilger" nach Schiller. Jedes neue Werk der Prinzessin bezeugte einen neuen Fortschritt. Die Arbeit war ihr zur Leidenschaft geworden, und oft wendete sie einen Theil der Nacht darauf. Am 17. Oct. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg, geb. am 8. Dec. 1804, dem sie sodann nach Deutschland folgte, das sie bewunderte und dessen Sprache und Literatur sie kannte. Auf ihre Gesundheit mochten hier beim Brande ihrer Wohnung in Gotha der Schrecken und der Umstand, daß sie im leichten Nachtgewand über den feuchten Hof zu flüchten sich genöthigt sah, nachtheilig einwirken. Nach Paris zurückgekehrt, gebar sie am 30. Juli 1838 einen Sohn, Philipp Alexander Maria Ernst.

Bald nachher von einer Unterleibsentzündung befallen, ging sie nach ihrer Genesung zu ihrer Erholung nach Genua, dann nach Pisa, wo sie am 2. Jan. 1839 starb.

Mariana (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcala studirt und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris, und kehrte, da das Klima in Frankreich seiner Gesundheit nicht zusagte, 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Jedoch erlangte er nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil zogen ihm seine unerschütterliche Rechtlichkeit, wie in dem famosen Processe des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel Arias Montano, und seine Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen dieses Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk „De las enfermedades de la Compañía, y de sus remedios", das 1625 zu Brüssel gedruckt erschien, beweist, Zurücksetzungen und sogar einjährige Einsperrung zu. Er starb zu Madrid am 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae" (die ersten 20 Bücher Toledo 1592, Fol., und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigne Forschungen, namentlich folgt er dem aragon. Geschichtschreiber Zurita. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden, schlechten Übersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601, Fol.; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819, und 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcelona 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione" (Toledo 1598, 4.), welche elf Jahre nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner „De ponderibus et mensuris" (Toledo 1599, 4.) und „Scholia in Vet. et Nov. Test." (Madr. 1619). Vgl. Ranke, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. 1824).

Marianen, s. Ladronen.

Marianus Scotus, ein deutscher Quellenschriftsteller, wurde um 1028 in Schottland geboren, verließ aber sein Vaterland und trat in Köln im J. 1056 in den Mönchstand. Zwei Jahre nachher ging er nach Paderborn, im folgenden nach Würzburg, wo er die Weihe empfing, dann nach Fulda und 1069 in ein Kloster nach Mainz, wo er 1086 starb. Seine „Chronica", die bis 1083 reicht, wurde von Herold (Bas. 1569) herausgegeben und steht nach Pistorius in den „Scriptores rerum germ."

Mariazell, ein Dorf in Steiermark, an der Salza, mit 900 E., ist besonders seiner Wallfahrtskirche wegen berühmt, die 1827 gänzlich abbrannte und im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens ist. Die Bewohner leben zum großen Theil von den zahlreich herbeiströmenden Fremden und Pilgern und vom Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und Reliquien.

Marienbad, einer der vier besuchtesten Badeorte Böhmens, im pilsener Kreise, von Karlsbad fünf, von Eger sechs Meilen entfernt, seitwärts der Straße von Eger nach Pilsen beim Dorfe Auschowitz, 1932 F. über dem Meere gelegen, gehört zu den Schöpfungen der neuesten Zeit. Obgleich schon Kaiser Ferdinand I. den Plan hatte, hier eine Salzsiederei anzulegen, und die Bewohner der Umgegend sowie einige höher gestellte Männer mit Erfolg die hier entspringenden Quellen benutzten, so wurden diese doch erst durch die Bemühungen des Arztes Nehr dem Auslande als heilkräftig bekannt und durch die Anstalten, welche Reiterberger, Prälat des nahegelegenen Prämonstratenserstiftes Tepl, zu welchem M. gehört, und dessen Nachfolger treffen ließen, zugänglich und in größerer Ausdehnung brauchbar gemacht. Im J. 1807 wurde ein Haus zur Aufnahme von Curgästen, 1808 ein Badehaus erbaut, später die vorherige Wildniß durch Anlagen zu einer schönen angenehmen Gegend umgeschaffen; auch wurden Kunststraßen nach Karlsbad und Eger angelegt und so entstand nach und nach der jetzt schon mehr als 80 zum Theil sehr ansehnliche Gebäude und 400 E. enthaltende Ort, in welchen im J. 1844 3373 Badegäste zu-

sammenströmten. Obgleich die Anzahl der Mineralquellen bei M. viel bedeutender ist, so werden doch nur sieben von ihnen als Heilquellen benutzt, nämlich 1) der Kreuzbrunnen, 2) der Marienbrunnen oder die Badequelle, 3) der Ferdinandsbrunnen oder die auschowitzer Quelle, 4) der Ambrosiusbrunnen, 5) der Karolinenbrunnen, sonst Neubrunnen, 6) der Wiesensäuerling und 7) die Waldquelle oder der Aolsbrunnen. Sie haben sämmtlich eine Temperatur zwischen 7—10° R., sind aber in ihren Mischungsverhältnissen und Wirkungsweisen derartig verschieden, daß die drei ersten zu den alkalischen Glaubersalzquellen, die drei nächsten zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen und die letzte zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet werden müssen. Innerlich benutzt man hauptsächlich den Kreuzbrunnen, den Ferdinandsbrunnen, die Waldquelle und den Wiesensäuerling; äußerlich den Marienbrunnen; auf beide Arten den Ambrosius- und Karolinenbrunnen. Ferner sind vortreffliche Anstalten zu Gas-, Dampf- und Douchebädern vorhanden, und ein in der Nähe befindliches Moorlager liefert hinreichendes Material zu Mineralschlammbädern. Außer der bedeutenden Quantität Gas, welche sich aus den Mineralquellen entwickelt, finden sich noch viele Stellen in der Nähe von M., an denen es aus dem trockenen Boden emporsteigt. Hinsichtlich der medicinischen Benutzung ist zu bemerken, daß im Allgemeinen der Kreuzbrunnen auflösend und ausleerend, der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen mehr belebend und reizend wirken, weshalb ersterer mehr bei stockender, letztere bei vorhandener, aber abnormer Absonderung der Unterleibseingeweide benutzt werden. Die Waldquelle, meist mit Milch oder Molken vermischt, wird besonders schwächlichen Subjecten, bei Krankheiten der Schleimhäute, der Brust- und Unterleibsorgane empfohlen, während der Wiesensäuerling eine besondere Wirksamkeit auf atonische Leiden der Schleimhäute der Harnwerkzeuge entfaltet. Die Bäder unterstützen die innerliche Cur, werden aber auch noch bei gichtischen und rheumatischen Leiden und Hautkrankheiten benutzt. Vom Kreuzbrunnen allein werden jährlich über 200000 Krüge versendet; ebenso gebraucht man auch den Ferdinandsbrunnen und die Waldquelle in der Ferne, und im J. 1844 betrug die Quantität des versendeten Wassers 558110 Krüge. Für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Badegäste ist auf jede Art gesorgt und mehre Orte in der Nähe, welche theils Annehmlichkeiten, theils verschiedenartiges Interesse bieten, werden vielfach von ihnen besucht. Vgl. Frankl, „M., seine Heilquellen und Umgebungen" (Prag 1837); außerdem hat sich der Brunnenarzt Heidler ein nicht geringes Verdienst durch seine Schriften, welche theils den Ort im Allgemeinen, theils die einzelnen Quellen und Anstalten betreffen, erworben, auch in Gemeinschaft mit dem Könige Friedrich August II. von Sachsen und mit Goethe die botanischen und geognostischen Verhältnisse der Umgebungen von M. näher beleuchtet und die Merkwürdigkeit derselben gewürdigt.

Marienburg, eine als Vorfeste von Danzig befestigte Stadt im Regierungsbezirke Danzig in Westpreußen, an der Nogat, mit 6000 E., ist besonders wegen des Residenzschlosses der Hochmeister des deutschen Ordens merkwürdig, welches als ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst 1824 restaurirt wurde. M. war ursprünglich eine blose Feste, die um 1274 der deutsche Orden gegen die Einfälle der Polen und Lithauer anlegte. Als der Comthur des Ordens, Siegfried von Feuchtwangen, sich entschloß, seinen Sitz von Venedig hierher zu verlegen, erbaute er um 1306 die eigentliche Hochburg, von der noch schöne Überreste auf uns gekommen sind. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarben sich der Hochmeister Dietrich von Altenburg 1335—41, der die Hauptkirche erweiterte, unter dem Chor der Schloßkirche eine Gruft für die Hochmeister hinzufügte, den Thurm erbaute und durch ein wunderbares Marienbild den Altar der Kirche bereicherte. Auch wurde unter ihm M. die festeste der hundert Landesburgen, sowie ihr an Pracht und Geschmack schon früher keine gleichgekommen war. So blieb das Schloß der Sitz der Hochmeister, bis am 6. Juni 1457 die Polen M. einnahmen und den Hochmeister Ulrich von Elrichshausen vertrieben. Seitdem war es zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz poln. Woiwoden, zuweilen auch das Hoflager der poln. Könige, bis es 1772 mit dem preuß. Staate vereinigt wurde. Beinahe hätte das Ordenshaus kurz darauf seinen Untergang gefunden, wenn nicht Friedrich II. dem Verderben Einhalt gethan hätte. Doch eilte es unbeachtet seinem Verfall entgegen, bis der neu erwachte Sinn für vaterländische Denk-

mäler auch ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete, und namentlich 1824 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen sich der Restauration thätig annahm. Vgl. Büsching, „Das Schloß in M." (Berl. 1823, 4., mit 7 Kpf.); Voigt, „Geschichte M.s" (Königsb. 1824) und Ludwig von Auer, „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M." (Danz. 1824). — Marienburg, ein Dorf in Liefland mit einem adeligen Hofe und 2000 E., war der frühere Aufenthalt der nachherigen Kaiserin Katharina I. von Rußland, die deshalb den Namen des Mädchens von Marienburg erhielt.

Marienglas, s. Gyps.

Mariengroschen nannte man eine Silbermünze, welche ihren Ursprung den Bergwerken bei Goslar verdankt, sich von dort über Niedersachsen und Westfalen verbreitete, später auch in Mariengulden überging und endlich als Marienthaler in Deutschland und den angrenzenden Ländern Geltung gewann. Der Name rührt von dem Gepräge her, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. In Goslar wurde der Mariengroschen achtlöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch bereits 1550 war sie schon um die Hälfte schlechter. Ums J. 1700 hörte das Prägen derselben allgemein auf und es blieb nur der Name. In der neuesten Zeit rechnete man 36 Mariengroschen auf den Thaler. Es gab 2, 3, 4 und 6fache Mariengroschenstücke. Der Mariengulden, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 Mgr. ausgeprägt, hatte also den Werth von 13 Gr. 4 Pf. Conv. Geld. Der Marienthaler entstand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals besonders von Baiern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg u. s. w. geschlagen; am reichhaltigsten ist unstreitig die Reihe der ungar. Marienthaler, mit der Umschrift Patrona Hungariae.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westpreußen, an der Liebe und kleinen Nogat, eine Stunde von der Weichsel auf dem rechten Ufer dieses Stroms, über den eine Schiffbrücke führt, der Sitz der Regierung und eines Oberlandesgerichts, besitzt ein Gymnasium, ein Landgestüt und eine vom Grafen Bülow von Dennewitz gestiftete Blindenanstalt und zählt gegen 5600 E., die hauptsächlich durch den Aufenthalt der Beamten ihren Erwerb finden. Zu den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden gehört das alte weitläufige Schloß, früher die Residenz der pomesanischen Bischöfe und des Domcapitels, mit einem Anbau, der Danziger genannt, welcher jetzt als Criminalgefängniß benutzt wird, und die 1255 erbaute Domkirche mit einem 170 F. hohen Thurme, Mosaikarbeiten, Glasmalereien und den Grabmälern dreier deutscher Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe. Die zwischen der Stadt und der Weichsel sich hindehnende fruchtbare, besonders an Obstbau reiche Marienwerdersche Niederung, 4½ □M. groß, litt in neuerer Zeit durch Überschwemmungen der Weichsel bedeutenden Schaden.

Mariette (Pierre Jean), einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, geb. zu Paris 1694, wurde von seinem Vater Jean M., der 1742 starb und als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich während dieser Zeit schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserliche Kupferstichsammlung in Wien zu ordnen. Im J. 1750 verkaufte er das nach dem Tode seines Vaters eine Zeit lang fortgeführte Geschäft, kaufte sich die Stelle eines königlichen Secretairs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich nun einzig mit seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris am 10. Sept. 1774. Wir besitzen von ihm einen „Traité des pierres gravées du cabinet du roi" (2 Bde., Par. 1750, Fol.), voll gelehrter Untersuchungen; „Lettres à Mr. de Caylus"; die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen, Gemmen u. s. w., in mehren Werken (1729, 1741 und 1750); „Description du recueil d'estampes de Mr. Boyer d'Aguilles" (Par. 1745, Fol.) u. s. w. M.'s Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in freundschaftliche Verbindung mit Caylus, Barthélemy und Laborde gebracht, weshalb er von ihnen beauftragt wurde, bei der Herausgabe des „Recueil des peintures antiques" die Aufsicht zu führen.

Marignano oder Melegnano, eine kleine Stadt von 4000 E. am Lambro, in der Nähe von Mailand, ist berühmt durch den Sieg, welchen Franz I. von Frankreich am 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug.

Marina (Don Francisco Martinez), einer der bekanntesten politischen Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des constitutionellen Systems in Spanien, wurde um 1757 wahrscheinlich zu Saragossa geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt ein Kanonikat in Madrid; doch nahm er auch an der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes den regsten Antheil und suchte in einer Reihe von Schriften die ständischen Rechte der Nation historisch zu begründen. So gab er 1808 einen „Ensayo histórico-crítico sobre la antigua legislacion de los reinos de Leon y Castilla" (2. verm. Aufl., 2 Bde., Madr. 1834, 4.) heraus. 1813 erschien sein Hauptwerk zur Vertheidigung der Cortesverfassung, die „Teoria de las cortes" (3 Bde., Madr., 4.; 2. Aufl., Madr. 1821; franz. von Fleury, 2 Bde., Par. 1822), und dazu als Einleitung den „Discorso sobre el origen de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español" (Madr. 1813); und erst kurz vor seinem Tode, nachdem er sich durch die zweite Restauration genöthigt gesehen, von dem politischen Schauplatz abzutreten, schrieb er das theologische Werk „Historia de nuestro Señor Jesucristo y de la doctrina moral cristiana" (Saragossa 1832). Er starb 1833. Wenn auch seine politisch-historischen Schriften allzusehr die Farbe des constitutionellen Liberalismus tragen, so kann man ihm doch gründliche, umfassende Gelehrsamkeit, classischen Stil und reine Sprache nicht absprechen.

Marine nennt man die Seemacht eines Staats mit Allem, was sie begreift, die Kriegsschiffe von jeder Größe und Art mit ihrer Ausrüstung und Besetzung, die zur Flotte und zu den Häfen gehörigen Offiziere und Bedienungen, die Bootsleute und Seesoldaten.

Marino (San-), s. San-Marino.

Marino oder Marini (Giambattista), ein bekannter ital. Dichter, geb. zu Neapel 1569, sollte nach seines Vaters Willen sich zum Juristen bilden, wendete sich aber aus Neigung der Dichtkunst zu und fand auch sehr bald Gönner, die ihn unterstützten und in deren Umgebung er Torquato Tasso kennen lernte, der sehr vortheilhaft auf M.'s Bildung einwirkte. In Rom nahm sich später vorzüglich der Cardinal Pietro Aldobrandini M.'s an. Im Gefolge desselben kam M. nach Turin, wo ihm ein Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, unter dem Titel „Il ritratto", eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen und den Titel eines herzoglichen Secretairs verschaffte. Doch der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medici eine Gönnerin fand. Sehnsucht führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, dann begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalte erwählte und 1625 starb. Seine berühmteste poetische Production ist das heroische Gedicht „Adone" (Par. 1623, 4.; vollständigste Ausg., 4 Bde., Lond. 1789, 12.), das man ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen der darin vorkommenden wollüstigen Gemälde unter die verbotenen Bücher gestellt hat. Von seinen Sonetten gehören einige zu den vorzüglichsten der ital. Literatur.

Marionetten nennt man die künstlichen Gliederpuppen, die mittels Schnüre oder Drähte sich bewegen lassen und deren man sich auf den sogenannten Marionettentheatern als Darsteller bedient, die der Marionettenspieler, je nach der Person die Stimme verändernd, auch sprechen läßt. Die Marionetten waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte sogar ihre Erfindung dem Franzosen Brioché zuschreiben, der um die Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete. Allerdings gab es in Paris schon 1674 eine Marionettenoper und in mehren großen Städten Italiens gibt es noch gegenwärtig Marionettentheater, wie z. B. das Teatro Girolamo in Mailand, welche, auf ein gebildetes Publicum berechnet, dasselbe auch finden. Tief unter diesen stehen die in Deutschland herumziehenden Marionettentheater, welche das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgezogen haben, und durch Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, weshalb in mehren Staaten strenge Gesetze gegen die Zulassung unbefugter Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), ein ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, geb. in

Bourgogne, Priester zu Saint-Martin-sous-Beaune und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb am 12. Mai 1684. Sein Auftreten fiel in die Zeit, wo die mathematischen Wissenschaften vielfach und mit Erfolg betrieben wurden. Mit seltenem Scharfsinn verband er eine damals bewunderte Fertigkeit im Experimentiren. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik, namentlich gelang ihm die praktische Verarbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. Er machte eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck an und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen des Mariotte'schen Gesetzes. Um die Mechanik der festen Körper machte er sich durch vollständigere Bearbeitung der von Sir Christopher Wren (s. d.) zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße verdient. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leyden 1717 (2 Bde., 4.).

Marius (Cajus), der Besieger des Jugurtha und der Cimbern und Teutonen, war der Sohn eines Landmanns und in der lat. Stadt Arpinum 157 v. Chr. geboren. Schon im numantinischen Kriege, wo er unter dem jüngern Scipio Africanus diente, im J. 133, soll dieser in ihm den künftigen großen Feldherrn erkannt haben. Die Gunst, mit welcher ihn die Familie der Metellus (s. d.), in deren Patronat die seinige stand, überhaupt und bei der Bewerbung um das Volkstribunat unterstützt hatte, hielt ihn, da er dieses im J. 119 bekleidete, nicht ab, der Nobilität offen entgegenzutreten und ihren Einfluß auf die Abstimmung in den Comitien durch ein Gesetz zu beschränken. Seine Bewerbung um die Adilität hatte keinen Erfolg, dagegen wurde ihm im J. 117 die Prätur und nach dieser die Verwaltung Spaniens zu Theil, worauf er sich durch seine Verheirathung mit Julia, einer Tante des großen Julius Cäsar, dem angesehenen Geschlecht der Julier verband. Als Legat begleitete er 109 den Q. Cäcilius Metellus in den Krieg gegen Jugurtha (s. d.), kehrte aber im J. 108 nach Rom zurück, um sich um das Consulat zu bewerben, das er auch, seit langer Zeit der erste Consul, der sich auf keine Ahnen berufen konnte (homo novus), für das J. 107 erhielt. Zugleich wurde er wider den Willen des Senats mit der Führung des Jugurthinischen Kriegs beauftragt, welche das Volk, seinen Verleumdungen des Metellus Glauben schenkend, diesem entzog. Bei der Ergänzung seines Heers nahm er zuerst ganz arme Bürger in die Legionen auf, ging dann nach Afrika, schlug den Jugurtha und Bocchus bei Cirta im J. 107, zum zweiten Male 106, worauf sein Quästor L. Cornelius Sulla (s. d.) den Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha, seines Eidams, vermochte. Der Antheil, den auf diese Weise Sulla an dem Ruhm erlangte, den Krieg beendet zu haben, legte den ersten Grund zu dem eifersüchtigen Haß des M. gegen Sulla. Zum zweiten Mal übertrug das Volk, durch die Gefahr, die von den Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) drohte, in Schrecken gesetzt, dem M. das Consulat für das J. 104, und gab es ihm zum dritten, vierten und fünften Mal für die J. 103—101 bis zur völligen Besiegung der Feinde. Diesen entgegen ging M., nachdem er am 1. Jan. 104 seinen Triumph über Jugurtha gefeiert hatte, in das südliche Gallien; hier an der Mündung der Rhone übte er sein Heer ein und beschäftigte es durch Arbeiten, wie durch die Ausgrabung eines Kanals zur Trockenlegung der Sümpfe, da die Entfernung der Feinde, die nach Spanien und in entlegene Theile Galliens gezogen waren, ihm Zeit ließ. Endlich im J. 102 brachen die Teutonen mit den Ambronen in das röm. Gallien. Vergebens suchten sie den M. aus seinem verschanzten Lager zum Streit zu locken; erst als sie abgezogen waren, folgte er ihnen mit seinem Heere, das nun an den Feind gewöhnt und nach Kampf begierig war, erreichte sie bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) und vernichtete sie in einer zweitägigen Schlacht. Hierauf zog er 101 nach Italien, wo Q. Lutatius (s. d.) Catulus als Proconsul den Cimbern, die im Osten des Landes eindrangen, entgegenstand; M. übernahm den Oberbefehl und lieferte in einer günstigen Stellung auf den raudischen Feldern bei Verona, nach Plutarch bei Vercellä, im Aug. eine Schlacht, die mit der Niederlage des Feindes endete.

(S. Cimbern.) Auch hier hatte an der Entscheidung Sulla, der sich von M. verfeindet getrennt und zu Catulus als Legat begeben hatte, den wesentlichsten Antheil. M. zog im Triumph in Rom ein und ward zum sechsten Mal für das J. 100 zum Consul erwählt. Als solcher unterstützte er anfangs die Volkstribunen L. Appulejus Saturninus (s. d.) und den Prätor C. Servilius Glaucia (s. d.) in ihren gewaltsamen Feindseligkeiten gegen die Nobilität, durch die auch der von ihm gehaßte Q. Metellus Numidicus betroffen wurde; als aber jene bis zum offenen Aufstand vorschritten, sah er sich durch den Senat genöthigt, seine bisherigen Verbündeten aufzugeben und sie selbst mit gewaffneter Hand zu vernichten. Durch den Sieg der Nobilität und durch sein eigenes Schwanken hatte M. seinen Einfluß verloren; auch wurde Metellus sogleich aus der Verbannung zurückgerufen; M. ging nun aus Rom und reiste in Asien, während Sulla sich im Staate emporschwang; auch im Bundesgenossenkrieg seit 91, wo er wieder als Feldherr thätig war, übertraf ihn Sulla im gleichen Amte. Für das J. 88 wurde der Letztere, der nun schon an der Spitze der aristokratischen Partei stand, mit dem gleichgesinnten Q. Pompejus Rufus zum Consul erwählt und ihm die Führung des Mithridatischen Kriegs durch den Senat übertragen. Wie einst dem Metellus, so wollte jetzt ihm M. den Oberbefehl entreißen, und hierüber begann der erste Bürgerkrieg. M. verband sich mit P. Sulpicius Rufus (s. d.), der als Volkstribun sich als den erbittertsten Feind der aristokratischen Partei, der er bis dahin selbst angehört hatte, zeigte. Durch bewaffnete Scharen setzte dieser seine Absichten gewaltsam durch und ließ dem M. den Oberbefehl übertragen. Sulla war nur dadurch, daß er sich in des M. Haus flüchtete und von diesem geschont wurde, der Ermordung entgangen. Er eilte zum Heere und kehrte mit diesem nach Rom zurück, wo nun die Häupter der Gegenpartei geächtet wurden. M. entkam durch die Flucht zur See; ein Sturm trieb ihn an die ital. Küste; hier irrte er lange umher, bis er entdeckt und gefangen nach Minturnä gebracht wurde. Die Behörde der Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen; der cimbrische Sklave aber, der ihn tödten sollte, vermochte den Anruf und den furchtbaren Blick des M. nicht zu ertragen und lehnte den Auftrag ab. M. entkam aus dem Gefängniß und rettete sich auf einem Schiff, nachdem er in Sicilien einer zweiten Verhaftung mit Mühe entgangen war, nach Afrika. Hier verweigerte ihm der Statthalter den Aufenthalt; der Bote, der ihm die Nachricht überbrachte, soll ihn unter den Trümmern Karthagos getroffen und von ihm die Antwort erhalten haben: „Sage deinem Herrn, du hättest den M. auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen". Er hielt sich nun auf einer kleinen Insel an der afrikan. Küste mit seinem Sohne und andern Anhängern auf, bis ihn im J. 87 Cinna (s. d.) zur Rückkehr rief. An der Spitze von vier Heerhaufen rückte er mit Cinna, Q. Sertorius (s. d.) und Q. Papirius Carbo vor Rom, das ihnen nach vergeblich versuchtem Widerstand übergeben wurde. Der greise M. war unersättlich in seiner Rache; auf seinen Antrieb wurde fünf Tage und Nächte gemordet; eine Schar von 4000 Sklaven, die ihm hierbei diente, ließ endlich Cinna selbst niederhauen. Eine große Anzahl von Männern der Gegenpartei, unter ihnen die Consuln Octavius und Merula, der große Redner M. Antonius, auch des M. früherer College Q. Lutatius Catulus, verloren ihr Leben; Sulla wurde für einen Feind des Vaterlands erklärt. Für das J. 86 ernannte Cinna sich und M. zu Consuln; doch starb Letzterer, nachdem er die Würde, die er jetzt zum siebenten Male erhalten, erst 17 Tage bekleidet hatte. M. war ein gewaltiger Feldherr, aber zur Fassung und Durchführung politischer Pläne nicht geeignet; er war tapfer, jeder Entbehrung fähig, aber grausam, wild und aller Bildung feind. — Sein Sohn, Cajus Marius, war im J. 82 mit Papirius Carbo Consul, wurde von Sulla bei Sacriportus geschlagen, zog sich hierauf nach Präneste zurück und tödtete sich selbst, als die Stadt sich dem Sulla übergab.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), franz. Roman- und Theaterschriftsteller, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen Ältern, welche einer alten Familie von Rouen angehörten, eine sorgfältige Erziehung, wurde 1743 Mitglied der Akademie und starb am 11. Febr. 1763. Schon früh fesselte ihn das Theater, und wenn auch seine ersten Versuche als dramatischer Dichter unglücklich waren, so schuf er sich doch in der Folge eine Manier, welche eine Zeit lang wenigstens Anklang fand. Man pflegte sie mit dem Ausdruck Marivaudage zu bezeichnen und meinte damit eine gezierte und witzelnde Art des Aus-

drucks. Besonderes Glück auf der Bühne machten seine „Jeux de l'amour et du hasard", die „Fausses confidences" und „La mère confidente". Auch übertrug er seine Art und Weise auf das Gebiet des Romans und zu seinen besten Leistungen auf diesem Felde gehören „Vie de Marianne" und „Le paysan parvenu". Sein „Spectateur franç." steht dem engl. „Spectator" beiweitem nach. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par.); seine sämmtlichen Werke wurden von Duvicquet herausgegeben (12 Bde., Par. 1825).

Mark, ein altdeutsches Wort, bedeutet zunächst so viel als Erinnerungszeichen; ferner bezeichnet man mit Mark oder Markung die Grenze eines Landes oder Bezirks u. s. w., daher Markstein und Markscheide, und endlich auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher Dorfmark, Feldmark, Holzmark, wüste Mark u. s. w. In letzterer Bedeutung gebrauchte man im Mittelalter das Wort Mark auch von ganzen Ländern, wie der Nome Dänemark zeigt, und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im Deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern feindlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile Marken, und insofern sie kaiserlichen Markgrafen (s. d.) anvertraut waren, welche die unterworfene Bevölkerung im Zaume zu halten und die neuen Grenzen zu überwachen hatten, Markgrafschaften. Solche Marken waren die Mark Ostreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steiermark, Kärnten, Baden u. s. w. Auch gebraucht man in einigen Gegenden Deutschlands noch gegenwärtig das Wort Mark von kleinern, geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken, daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht u. s. w.

Mark, eine vormalige Grafschaft von etwa 40 □M. mit jetzt 170000, meist protestantischen Einwohnern, im ehemaligen westfäl. Kreise, welche gegen Norden vom Fürstenthume Münster, gegen Osten vom Herzogthume Westfalen und gegen Süden und Westen vom Herzogthume Berg begrenzt wurde, und jetzt zum Kreise Hamm des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen gehört, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztere bei den Manufacturen, namentlich im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft war in frühester Zeit ein Theil von Westfalen, gehörte seit dem Ende des 12. Jahrh. den Grafen von der Mark, kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Kleve und fiel nach langen Streitigkeiten 1666 aus der Jülich'schen Erbschaft an das Haus Brandenburg. Der große Kurfürst versprach damals den Einwohnern, daß die Grafschaft stets bei seinem Hause bleiben sollte. Als daher 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die Einwohner Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte; allein 1807, im tilsiter Frieden, mußte sie dennoch abgetreten werden, wurde nun zum Großherzogthume Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt Hamm (s. d.), Soest (s. d.), Iserlohn (s. d.), Altena mit 3800 E. und wichtigen Draht- und Nadelfabriken, die durch zwei unterirdische Kanäle getrieben werden, und Schwelm mit 3500 E., einem Gymnasium und wichtigen Fabriken, auch einer Mineralquelle. In der Nähe von Hamm liegt das Haus Mark in dem Dorfe gleiches Namens, das alte Schloß der Grafen von der Mark, und das Kloster Kentrop, wo seit 1820 eine Taubstummenanstalt ist. Außerdem ist noch die Emperstraße (s. d.) zu bemerken.

Mark oder Knochenmark (medulla ossium), ein durchsichtiges, weiches, öliges Fett, welches sich nur wenig vom gewöhnlichen Fett unterscheidet, wird besonders in den Röhren der langen Knochen abgesondert und beim Embryo, ehe die Knochen selbst verknöchern, gar nicht gefunden.

Mark ist der Name einer alten deutschen Rechnungsmünze, deren Ursprung wol in der röm. libra zu suchen sein dürfte. Dieses Münzgewicht gegen jede willkürliche Veränderung zu sichern, bezeichnete man es mit einem bestimmten Zeichen, einer Marke, und so

entstand der Name Mark. Von diesem Markgewicht benannte man nun so viel gemünztes Geld, als ihm gleichkam, also 16 Loth oder 8 Unzen wog, eine Mark. Diese frühere Bezeichnung erlitt jedoch eine Abänderung, als man allmälig anfing, die edlern Metalle nicht mehr fein auszuprägen, sondern sie zu diesem Behufe mit unedlen Metallen, namentlich mit Kupfer, versetzte. So wurde man genöthigt, die Mark feines Gold oder Silber (Mark fein) von der Mark des versetzten Goldes u. s. w. (Mark löthig) zu unterscheiden. Die feine Mark Silbers nannte man auch weiße Mark (Mark witte) von feinem, reinem Silber, während man die Mark löthig auch rauhe Mark nannte, eine Bezeichnung, die noch jetzt üblich ist. Nachdem der Gehalt oder das Schrot und Korn des gemünzten Geldes allmälig fest bestimmt worden war, hatte man nicht mehr nöthig, das Geld zu wiegen, sondern man zählte es, und so entstand die Markwährung, die gezählte Mark, im Gegensatz der gewogenen Mark (Markgewicht), welche letztere nach und nach ganz verdrängt wurde, da die gezählte Mark die bequemere war. Dies der Grund, weshalb die gewogene Mark allmälig in so viele verschiedene Marken ausartete, z. B. die Lübeck'sche, Hamburgische, Dänische, Englische, Schwedische u. s. w. Gegenwärtig rechnet man die feine Mark zu 13 Thlr. 8 gr. Conv.-Geld, oder 14 Thlr. preuß. Courant.

Marketender nennt man Personen beiderlei Geschlechts, welche den Truppen auf Märschen, in Bivouacs und im Lager Lebensmittel zuführen, zuweilen auch die Zubereitung des gelieferten Fleisches und theilweise die Reinigung der Wäsche besorgen. Im Felde, wo der Soldat selten Zeit und noch weniger Gelegenheit hat, seine Bedürfnisse selbst einzukaufen, und oft genug nichts geliefert erhält, geben die Marketender das Mittel ab, eigenmächtiges Wegnehmen von Lebensmitteln wenigstens zu vermindern, wenn sie auch dem Bedarf nicht ganz entsprechen können, und das Requisitionssystem immer beibehalten werden muß. Eine strenge Aufsicht auf die Marketender ist nicht allein nothwendig, um die Güte des Proviants zu prüfen und angemessene Preise dafür festzusetzen, sondern auch im Kriege vorzüglich deshalb, weil die Marketender oft Spione sind und vermöge ihrer Reisen, behufs des Einkaufs, leicht in feindliches Gebiet eintreten. Die Marketender kommen schon in den ältesten Zeiten bei allen Heeren vor und werden zum Troß der Armee gerechnet; bei den Lanzknechten waren sie unter den Befehl des Rumormeisters gestellt.

Marketerie, s. Mosaik.

Markgraf (marchio) hieß ursprünglich der seit den Zeiten Karl's des Großen bestellte Befehlshaber in einem Grenzbezirke oder einer Mark (s. d.). Der Markgraf stand unmittelbar unter dem Kaiser, nicht unter dem Herzoge, zu dessen Territorium der Grenzbezirk gehörte, und hatte herzogliche Befugnisse; doch gab es später auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Gewöhnlich wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten. Im 12. Jahrh. wurden die markgräflichen Stellen erblich und endlich reichsfürstlich, sodaß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand.

Markland (Jeremiah), einer der vorzüglichsten engl. Kritiker, der durch eine tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, durch glückliche Combinationsgabe und große Besonnenheit sich auszeichnete, geb. 1692, erhielt seine Bildung zu Cambridge. Um sich den altclassischen Studien ungestört widmen zu können, nahm er nie ein Amt an und starb am 7. Juli 1776 zu Cambridge. Unter seinen einzelnen Schriften erwähnen wir die Bearbeitung der „Sylvae" des Statius (Lond. 1728, 4.; vermehrt herausgeg. von Sillig, Dresd. 1827, 4.); seine Bemerkungen zu den „Reden" des Lysias in Taylor's Ausgabe (Lond. 1739, 4.) und zum Maximus Tyrius in Ward's Ausgabe (Lond. 1740, 4.); die Ausgabe der beiden „Iphigenien" des Euripides (Lond. 1763, 4.; neue Ausgabe von Gaisford, 2 Bde., Oxf. 1811, und Lpz. 1822); die „Epistola critica ad Franc. Hare" (Lond. 1723) und „Remarks on the epistles of Cicero to Brutus" (Lond. 1745), worin er namentlich auch die Unechtheit von vier Ciceronischen Reden mit vielem Scharfsinn darzuthun suchte, die F. A. Wolf später in einer besondern Ausgabe dieser Reden (Berl. 1801) bis zur Evidenz nachwies. Eine Charakteristik M.'s findet sich in Wolf's „Literarischen Analekten" (Bd. 2).

Marklosung, s. Retractrecht.

Markomannen, d. h. Grenzmänner, ist der Name eines german. Volks, der zuerst

bei Cäsar vorkommt, welcher unter den Völkern, die dem Ariovist folgten, auch Markomannen nennt. Vermuthlich aus den Gegenden am mittlern und obern Main, in dem einst keltischen Grenzlande (s. Germanien und Kelten), führte sie Marbod (s. d.) in das Land Bojohemum (Böhmen), das von den frühern Bewohnern, den keltischen Bojern, diesen Namen fortbehielt. Sie standen an der Spitze der suevischen Völker, die zu dem Reiche, das Marbod hier begründete, gehörten, und auch nach dessen Zerfall ragen sie unter den Nachbarvölkern hervor, von denen die Quaden (s. d.) ihnen am nächsten verwandt und gewöhnlich mit ihnen verbunden erscheinen. Mit den Römern standen sie lange Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen, die auch Domitian nur vorübergehend und zu seinem Schaden störte, bis in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. ihre Einfälle in das südlich von der Donau gelegene röm. Noricum und Pannonien begannen. Da brach der furchtbare Krieg aus, welcher nach ihnen, als dem Hauptvolke, der markomannische Krieg genannt wird. Marc Aurel (s. Antoninus) führte denselben gegen sie und die Quaden und andere german. und sarmat. Völker vom J. 167—179 an der mittlern Donau. Er starb, als der Sieg sich auf seine Seite zu neigen begann. Sein Sohn Commodus (s. d.) schloß eilig einen Frieden ab, der den Römern einige Vortheile sicherte und die Bedingung enthielt, daß eine Landstrecke zwischen ihrem und dem röm. Gebiet leer bleiben solle. Bald aber begannen die Angriffe der Markomannen von neuem und dauerten das ganze dritte Jahrhundert, während dessen Aurelian (s. d.) im J. 276 sogar in Italien selbst mit den Markomannen und den Alemannen zu kämpfen hatte, und einen Theil des 4. Jahrh. fort. Von da an schwindet ihr Name, der sich indeß auch über östlichere Gegenden ausgedehnt hatte, allmälig, wie er denn nunmehr, wo die Deutschen schon weiter südlich in röm. Land vorgedrungen waren, seine Bedeutung verloren hatte. Aus ihrem Lande, das später zu dem Reiche der Thüringer gehörte, sind, als dieses im 6. Jahrh. durch die Franken zerstört wurde, wahrscheinlich die Nachkommen der alten Markomannen unter dem neuen Namen der Bojovarier nach dem heutigen Baiern ausgewandert.

Markscheide, d. i. Grenze, heißt in der bergmännischen Sprache die Grenze zwischen zwei Gruben, welche über Tage durch einen Lochstein, in der Grube aber mit einem in das Gestein oder Mauerwerk gehauenen Zeichen, die Markscheidestufe, bezeichnet wird. Von dieser Operation her nennt man die ganze unterirdische Geometrie Markscheidekunst und Den, welcher sich damit beschäftigt, Markscheider, welcher einer der obern Beamten bei einem Bergwerke ist. Die Markscheidekunst, deren zuerst Georg Agricola im J. 1557 gedenkt, die aber wol viel älter ist, und über welche das älteste Buch von Erasmus Reinhold 1574 erschien, ist weiter nichts als die Feldmeßkunst auf den Bergbau angewendet. Sie lehrt den Grubenbau in allen seinen Theilen, sowol über als unter Tage aufmessen und berechnen und denselben graphisch nach allen Richtungen hin in Zeichnungen darstellen, sodaß man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte und zugleich das Terrain über Tage erkennen kann.

Markt heißt ein Ort oder auch eine Gegend, wo viele Waaren zum Verkauf ausstehen. So sind die Küsten der Ostsee, die des nördlichen Afrika, Ägypten, Odessa u. s. w. Kornmärkte, und Westindien der Markt für die Colonialwaaren; Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Zu großen Märkten eignen sich vorzüglich solche Plätze, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten beisammen wohnen, oder wohin die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und von wo die Käufer sie leicht an ferne Orte verführen können; daher waren die Küsten am Mittelländischen Meere und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich Märkte für Europa, Asien und Afrika.

Marktschreier nannte man insbesondere die Classe medicinischer Charlatans (s. d.), welche sonst auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Possenreißers, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für Arcana (s. d.) ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Der Schaden, welchen die Marktschreier durch ihre Medicamente anrichteten, und die Betrügereien, welche sie gegen die leichtgläubige Menge ver-

übten, waren zwar längst bekannt, doch erst in der neuern Zeit ist es der deutschen Medicinalpolicei gelungen, diesem Unwesen wenigstens öffentlich ein Ende zu machen.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, stammte aus dem alten in der Revolution verarmten Geschlechte Churchill und wurde am 24. Juni 1650 zu Ashe in der Grafschaft Devon geboren. Wenig gebildet, aber von Natur mit Schönheit und Anmuth begabt, kam er nach der Restauration als Page in die Dienste des Herzogs von York, der ihn, weil er viel Neigung zum Soldaten zeigte, im Alter von 16 Jahren zum Gardefähndrich ernannte. Als solcher wohnte er der Entsetzung von Tanger und mehren Gefechten gegen die Mauren bei und stieg nach der Rückkehr zum Hauptmann in einem Regimente, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden abging. Schon im Feldzuge von 1672 trug Churchill die Lobsprüche Turenne's und Ludwig's XIV. mit dem Grade eines Oberstlieutenants davon. Er blieb bis 1677 in franz. Diensten, kehrte dann nach England zurück, lebte als Weltmann und heirathete 1678 die schöne Sarah Jennings, welche schon damals die Favoritin der spätern Königin Anna (s. d.) war. Dieser Umstand und die Gunst des Herzogs von York, der Churchill's Schwester, Arabella (s. Berwick), zur Maitresse hatte, versprach ihm eine glänzende Zukunft. Nachdem sein Gönner als Jakob II. den Thron bestiegen, wurde Churchill General und Baron von Sandridge. Wiewol er sich bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) besonders thätig zeigte, verabscheute er doch die Reactionspläne des Hofes und trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien. Als Letzterer landete, führte er sogar das ihm von Jakob vertraute Truppencorps dem Prinzen zu und betrieb überhaupt den Sturz seines Wohlthäters mit auffallendem Eifer. Wilhelm III. erhob ihn zur Belohnung zum Grafen von M. und übertrug ihm die Unterwerfung Irlands. Aus Schamgefühl verzögerte M. die Abreise, bis sich Jakob II. aus Irland entfernt hatte, worauf er die Insel vollends unterwarf. In Folge der Theilnahme Wilhelm's am Kriege gegen Frankreich erhielt M. hierauf das Commando der brit. Truppen in den Niederlanden. In dieser Stellung begründete er in den Feldzügen von 1690 und 1691 seinen Feldherrnruhm, besonders durch den Sieg bei Walcourt. Weil er sich, vielleicht aus Reue über den frühern Verrath, in die Umtriebe der Jakobiten (s. d.) eingelassen, wurde er bei der Rückkehr nach England plötzlich verhaftet und in den Tower gebracht. Obschon man ihn aus Mangel an Beweis nicht verurtheilen konnte, blieb er doch bis zum Tode der Königin Maria, welche die Rathgeber ihrer Schwester Anna besonders haßte, in Ungnade. Nach dem Frieden zu Ryswijk aber ernannte ihn der König zum Erzieher des Herzogs von Gloucester und beim Ausbruche des span. Successionskrieges zum General der brit. Armee in den Niederlanden. Der Tod Wilhelm's und die Thronbesteigung Anna's im März 1702 eröffnete M. einen schrankenlosen Einfluß; ohne den Titel zu besitzen, übte er die Macht eines Regenten. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er ganz den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Er begann als General der verbündeten Truppen in den Niederlanden den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus dem span. Geldern und eroberte Venloo, Nuremonde, Lüttich und andere wichtige Plätze. Nachdem ihn die Königin am 2. Dec. zum Herzog erhoben, ging er im J. 1703 zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, verband sich hier mit dem Prinzen Eugen (s. d.) von Savoyen und schlug zuerst die Baiern im Juni 1704 bei Donauwörth, dann am 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Deutschland und die Niederlande betrachteten ihn als ihren Erretter. Das Parlament schenkte ihm die Domaine Woodstock, und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim (s. d.) bauen, dessen ungeheure Kosten sie indessen später nicht bezahlen mochte. Das Jahr 1705 brachte M. mit diplomatischen Verhandlungen zu. Er besuchte die deutschen Höfe, gewann den Kurfürsten von Brandenburg, feuerte die Holländer an und begann dann in den Niederlanden den Feldzug von 1706. Nachdem er Villeroi am 19. Mai bei Ramillies geschlagen, reinigte er Brabant, nahm Ostende, Menin, Dendermonde und Ath und vermochte im Frühjahr 1707 in einer persönlichen Zusammenkunft den König Karl XII. von Schweden, daß sich derselbe ruhig verhielt. Mit dem größten Eifer widersetzte er sich den Friedensversuchen, die der gedemüthigte Ludwig XIV. machte. Dabei leitete ihn jedoch

nicht allein politischer Scharfblick, sondern auch Ehrgeiz und die Habsucht. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo er bereits gegen seine Widersacher kämpfen mußte, eröffnete er mit Eugen den Feldzug von 1709 und besiegte Villars am 11. Sept. in der blutigen Schlacht bei Malplaquet. In dieser Zeit foderte er auch zur Befestigung seiner Macht vom Parlament die Ernennung zum Generalcapitain auf Lebenszeit und lud dadurch den Verdacht eines Usurpators auf sich. Durch Einfluß auf das Oberhaus gelang es ihm zwar, die Friedensverhandlungen zu stören und die Mittel zum Wiederbeginn des Kriegs zu erlangen; allein während er im Laufe des J. 1710 einen Platz nach dem andern eroberte, wurde in England sein Sturz vorbereitet. Die Königin schüttelte das längst unerträgliche Joch der Herzogin von M. ab, worauf bei Hofe die Tories die Oberhand erhielten. Nach der Auflösung des Unterhauses mußten Godolphin und Sunderland im Jan. 1711 das Ministerium niederlegen und der Graf Oxford (s. d.) gelangte mit der Torypartei ans Ruder. Wiewol M. im Herzen selbst gemäßigter Tory war und trotz seiner Kämpfe gegen Frankreich, mit der Königin die jakobitische Partei fortwährend begünstigte, so schränkte man doch sogleich seine Macht ein und beschloß, sich seiner so bald als möglich zu entledigen. Nach der Eroberung von Bouchain kehrte er im Mai 1711 nach London zurück, um sowol den Krieg wie seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Das Unterhaus klagte ihn jedoch der Unterschlagung öffentlicher Gelder an, und das Oberhaus trat dieser Anklage bei. Die Königin entsetzte ihn hierauf am 1. Jan. 1712 seiner Ämter, unterdrückte aber, besonders durch die Vorstellungen des Prinzen Eugen, der mit M. in enger Freundschaft lebte, die gerichtliche Verfolgung. Während der Friedensverhandlungen zu Utrecht verließ M. erbittert sein Vaterland und besuchte Holland, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im Frieden ohne Entschädigung wieder verlor. Überall nahm man ihn mit dem größten Enthusiasmus auf. Mit dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., der durch seine Partei eigentlich die Krone erhalten hatte, mit Auszeichnung empfing und sogleich in die Stelle eines Generalissimus wiedereinsetzte. M. genoß sein neues Glück nicht lange. Am 8. Juni 1716 vom Schlage getroffen, verlor er fast ganz das Geisteslicht und starb in diesem Zustande am 17. Juni 1722. Er war der größte Feldherr seines Jahrhunderts, erlitt nie eine ernstliche Niederlage und wußte seine Gegner ebensosehr durch Kühnheit und Thätigkeit, wie durch Benutzung ihrer Fehler zu vernichten. Als Diplomat siegte er durch seltne Gabe der Rede; im persönlichen Umgange gewann er die Herzen durch Anmuth und Schmeichelei. Doch war er auch geizig und habsüchtig und hatte ein ungeheures Vermögen zusammengerafft. Seine Titel und Würden gingen auf die Familie der zweiten Tochter, Anna, über, die sich mit Lord Spencer, dem Sohne des Grafen Sunderland, vermählte. Der Herzog George Spencer Churchill von M., gest. 1840, war sein Enkel im fünften Gliede. Vgl. Coxe, „Memoirs of John duke of M., with his original correspondance" (3 Bde., Lond. 1818; deutsch, 6 Bde., Wien 1820). — Sarah Jennings, Herzogin von M., geb. am 29. Mai 1660, stammte aus einer bei Hofe sehr beliebten Familie und kam im Alter von zwölf Jahren in die Dienste der Herzogin von York, wo sie die Freundin der Prinzessin Anna wurde. Durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und stets bewahrte Tugend ausgezeichnet, heirathete sie im Apr. 1678 den nachmaligen Herzog von M. Nachdem sie bei der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 deren Ehrendame geworden, knüpfte sich zwischen den beiden Frauen das Freundschaftsverhältniß so eng, daß alle Standesrücksichten wegfielen. Bei der Thronbesteigung Anna's wurde sie zur ersten Ehrendame und Großmeisterin der Garderobe erhoben. Ihre Macht war jetzt schrankenlos; sie vergab Ämter und Würden und nahm dafür nach der Behauptung Swift's oft Geld. Einerseits ihre enge Verbindung mit den Whigs, andererseits die an Roheit grenzende Herrschaft, welche sie in allen Fällen über Anna zu behaupten suchte, machten sie allmälig der insgeheim zu den Tories neigenden Königin verhaßt und unerträglich. Zudem entzog ihr das Herz der Fürstin die Lady Masham, ihre Cousine, die sie an den Hof gebracht hatte und später aufs äußerste verfolgte. Als die Herzogin sah, daß sie Liebe und Vertrauen verloren, legte sie im Jan. 1711 ihre Hofämter nieder, womit allerdings die Tories freieres Spiel gewannen, um auch ihren Gemahl zu stürzen. Die Behauptung Voltaire's, daß damals ein Paar Handschuhe und ein

verschüttetes Glas Wasser den Sturz der Favoritin und die Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europas bewirkt hätten, ist eine Übertreibung. Die Herzogin begleitete ihren Gemahl 1713 auf das Festland und lebte nach der Rückkehr in gänzlicher Zurückgezogenheit. Sie starb erst am 29. Oct. 1744 und hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pfd. St. Außer einem Sohne, der zeitig starb, gebar sie ihrem Gemahl vier Töchter. Kurz vor ihrem Tode gab sie „Memoirs" (Lond. 1742; franz., Haag 1742) heraus, die ihre Rechtfertigung enthalten und die Intriguen des Hofes schildern. Auch erschien ihre Privatcorrespondenz (2 Bde., Lond. 1838), in der sie als Frau von großem politischen Verstande und überwiegender Persönlichkeit hervortritt.

Marlow (Christopher), dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, soll der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury gewesen und um 1562 geboren worden sein. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, studirte zu Cambridge und wurde daselbst 1587 Magister. Schon vorher war sein Trauerspiel „Tamerlaine the great" mit Beifall aufgeführt worden. Er wurde nun selbst Schauspieler, doch durch einen Beinbruch bald wieder unfähig dazu. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, doch führte er dabei ein zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er im Mai 1593 von einem Nebenbuhler erstochen. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind „Lise and death of Dr. Faustus" und „Edward II."; außerdem haben wir von ihm „The Jew of Malta" und „The massacre at Paris". Das unter seinem Namen erschienene Stück „Lust's dominion" ist nicht von ihm. Auch übersetzte er die „Elegien" des Ovid, aber so gemein, daß sie auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury verbrannt wurden. Seine Trauerspiele zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und treffliche Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der gute Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Roheit gestört.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi, ein Flecken an der Seine, eine Meile von Versailles, war bis zur Revolution wegen des prächtigen Lustschlosses berühmt, das von Ludwig XIV. erbaut, während der Revolution aber nebst dem herrlichen Parke zerstört wurde. Jetzt befindet sich darin eine Tuchfabrik. Merkwürdig sind daselbst noch die Wasserkunstmaschinen, welche mittels einer Dampfmaschine das Wasser der Seine behufs der Wasserkünste in Versailles zu einer Höhe von 500 F. hinauftreiben. Nicht weit davon liegt das jetzt ebenfalls sehr beschädigte Schloß Lucienne, welches Ludwig XV. für die Dubarri bauen ließ.

Marmära-Meer, s. Propontis.

Marmeläde, vom portugies. marmelo, d. h. Quitte, auch Schachtelsaft genannt, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirschen, Aprikosen, Orangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallerte einkocht, dann warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art liefern Italien, Frankreich, Ost- und Westindien.

Marmier (Xavier), franz. Journalist und ein nach allen Richtungen thätiger Schriftsteller, geb. 1809 zu Pontarlier im Departement des Doubs, besuchte das Collége zu Nozeroy, bereiste hierauf die Schweiz und Holland und kam dann nach Paris. Hier verschaffte er sich in literarischen Kreisen durch ein Bändchen „Esquisses poétiques" (Par. 1830) Zutritt. Seine journalistische Laufbahn eröffnete er mit der Redaction eines Journals in Besançon. Dann wendete er sich der „Revue de Paris", der „France littéraire" und der „Revue des deux mondes" zu; durch seine Theilnahme an der „Revue germanique", deren Redacteur er eine Zeit lang war, wurde er auf ein näheres Studium der deutschen Literatur geführt. Zwar schien es, als sei es ihm wirklich darum Ernst; er kam 1832 nach Deutschland, zeigte viel Interesse und ließ verschiedene literarische Arbeiten, z. B. „Choix de paraboles de F. Krummacher" (Par. 1834), „Etudes sur Goethe" (Par. 1835) und verschiedene Übersetzungen aus dem Deutschen erscheinen, welche als Vorläufer größerer Werke über seine german. Studien anfangs vortheilhaft begrüßt wurden; aber leider muß man gestehen, daß er selbst in sprachlicher Beziehung nirgend über die Oberfläche hinausge-

gangen ist. Dabei aber hat er durch seine einflußreiche Stellung als Mitarbeiter an gewichtigen Zeitschriften, sowie durch den dictatorischen Ton, in welchem er über deutsche Literatur in neuester Zeit abspricht, seinem Urtheile ein gewisses Ansehen in Frankreich verschafft, sodaß die von ihm schwergekränkte deutsche Kritik nur ihre Pflicht that, wenn sie seine Anmaßungen mit würdevollem Ernste zurückgewiesen hat. Nicht besser ist es M. in Betreff seiner Studien über die nord. Literatur, z. B. mit seiner „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède" (Par. 1839), ergangen. Auch hier ist ihm ein Mangel genügender Kenntnisse, verbunden mit einem haltlosen Urtheile, auf das bündigste nachgewiesen. In den J. 1836—38 wurde er vom Unterrichtsministerium mit wissenschaftlichen Aufträgen nach dem Norden gesendet. Diese Reisen beutete er in literarischer Beziehung sowol in verschiedenen Werken, z. B. „Rußland, Finnland und Polen" (deutsch, 2 Bde., Regensb. 1844), als in zahlreichen Journalaufsätzen vielfach aus. Einzelne dieser Arbeiten bieten eine ganz unterhaltende Lectüre, obgleich sie sich im Allgemeinen nicht über das gewöhnliche Genre der Touristenliteratur erheben. Nachdem er kurze Zeit zu Rennes mit der Professur der ausländischen Literaturen betraut gewesen war, erhielt er die Stelle eines Bibliothekars auf dem Marineministerium.

Marmont (Aug. Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. am 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine, trat im Alter von 15 Jahren als Lieutenant in die Infanterie. Im J. 1792 ging er zur Artillerie über und machte vor Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's. Im Feldzuge von 1795 kämpfte er am Rhein, im folgenden Jahre mit Auszeichnung unter Bonaparte in Italien. Er begleitete Bonaparte nach Ägypten, stieg bei der Wegnahme von Malta zum Brigadegeneral, wohnte der Eroberung von Alexandrien und der Schlacht an den Pyramiden bei und kehrte mit dem Obergeneral nach Frankreich zurück. Nachdem er denselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) unterstützt, führte er im Mai 1800 die Reserveartillerie über den Sanct-Bernhard und erhielt nach der Schlacht bei Marengo, in welcher er Geschick und Tapferkeit zeigte, den Grad des Divisionsgenerals. Im Feldzuge von 1805 befehligte er zuerst die Armee in Holland und ging dann mit dem Kaiser nach Deutschland, wo er bei der Wegnahme von Ulm mitwirkte. Nach Dalmatien gesendet, vertheidigte er glücklich das ragusanische Gebiet gegen die Russen und Montenegriner und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleon's, der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa ertheilte. Bei Eröffnung des Feldzuges gegen Östreich im J. 1809 vereinigte er seine Truppen mit der ital. Armee und traf bei dem großen Heere am Tage vor der Schlacht bei Wagram ein. Er wurde mit der Verfolgung des Feindes beauftragt und erhielt von dem Kaiser nach der Schlacht bei Znaym, die er gewann, auf dem Schlachtfelde die Marschallswürde. Als Gouverneur verwaltete er nun 18 Monate mit großer Umsicht die Illyrischen Provinzen, bis er 1811 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in Portugal übernehmen mußte. Die Offensive ergreifend, bewirkte er die Verbindung mit Soult und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Badajoz; dann nach dem Tejo sich wendend, hielt er Wellington 15 Monate im Schach. Endlich von einer Kanonenkugel verwundet, kehrte er nach Frankreich zurück, um seine Heilung abzuwarten. Im Feldzuge von 1813 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps in Deutschland und focht in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden. In der Schlacht bei Leipzig wurde er am 16. Oct. bei Möckern geschlagen und verwundet, vertheidigte aber dennoch am 18. und 19. die Vorstädte. Nach dem Rückzuge erhielt er mit Victor und Macdonald den Auftrag, den Rhein zu vertheidigen; allein die Übermacht der Verbündeten nöthigte ihn, sich im Jan. 1814 über die franz. Grenze zurückzuziehen. Er betheiligte sich mit Eifer an den Gefechten bei Brienne, Champ-Aubert, Montmirail und errang einige Vortheile über Blücher bei Meaux. Das Andringen der Verbündeten gegen die Hauptstadt nöthigte ihn endlich, sich mit seinem Corps unter die Mauern von Paris zu wenden. Der Kampf begann am Morgen des 29. März und endete gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem bereits die Unterhandlungen mit Bewilligung Joseph Bonaparte's eingeleitet waren. M. zog sich mit den Trümmern seines Corps am andern Tage auf der Straße von Essonne zurück und schloß, da aller Widerstand und alles Blutvergießen vergeblich waren, mit Barclay de

Tolly einen Waffenstillstand. Napoleon, der noch im Sinne hatte, einen Versuch zur Wiedereroberung von Paris zu machen, sah sich nun freilich genöthigt, seine Abdankung zu unterzeichnen. Das Betragen M.'s unterlag heftigem Tadel; mindestens ersparte derselbe aber seinem Vaterlande ein letztes großes Blutvergießen. Die Bourbons überhäuften M. mit Gunstbezeugungen. Der Kaiser nahm ihn jedoch bei der Rückkehr in der zu Lyon proclamirten allgemeinen Amnestie aus, sodaß er die Flucht ins Ausland ergreifen mußte. Während der Hundert Tage hielt er sich zu Aachen auf, und nach der zweiten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. die schon 1814 ertheilte Pairswürde zurück und erhob ihn zum Generalmajor der Garde. Nachdem er 1817 die Unruhen zu Lyon unterdrückt, widmete er sich fortan in der Zurückgezogenheit dem Ackerbau und industriellen Unternehmungen. Erst 1826 ging er zur Krönung des Kaisers Nikolaus als franz. Gesandter nach Rußland; nach der Rückkehr trat er wieder in das Privatleben zurück. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 ertheilte ihm Karl X. am 26. Juli den Befehl über die erste Militairdivision, und in dieser Stellung begann er am 27. den ungleichen Kampf gegen die bewaffnete Hauptstadt. Schon am 28. gerieth er durch Abfall und Mangel an Lebensmitteln in die bedrängteste Lage. (S. Frankreich.) Am Abend des 29. zog er sich mit 6000 Schweizern und einigen treu gebliebenen Bataillons aus Paris zurück und wanderte hierauf in Begleitung des gestürzten Karl's X. in das Ausland. Seitdem durchreiste er fast alle Länder Europas; seinen gewöhnlichen Aufenthalt aber hat er in Wien. Von seiner Reisebeschreibung sind sechs Bände (Par. 1837 fg.) erschienen; außerdem erwähnen wir noch seine Schrift „Über den Geist des Militairwesens" (deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel (Jean Franç.), ein feiner franz. Stilist, geb. am 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, wurde von seinem Vater, welcher Schneider war, für den Handelsstand bestimmt. Eigene Neigung trieb ihn aber zur geistlichen Laufbahn, für die er sich die nöthigen Kenntnisse in Toulouse erwarb. Nachdem er bereits die Tonsur genommen hatte, nöthigten ihn Umstände, seine Plane für die Zukunft zu verändern. Einige Zeit hindurch sicherte er sich seine Existenz durch Unterricht; dann beschloß er, in Paris sich eine Stellung als Schriftsteller zu gründen, nachdem er in Toulouse bereits einige poetische Triumphe gefeiert hatte. Von Voltaire an angesehene Personen empfohlen, versuchte er sich in Paris zunächst als Theaterdichter. Er schrieb mehre Tragödien, z. B. „Denys le tyran" (1748), „Aristomènes", „Cléopâtre" u. s. w., welche nur mäßiges Glück machten. Mehr Erfolg hatten seine Opern; aber sie verdankten denselben eigentlich den Componisten, wie Grétry, Rameau und Piccini, für welchen Letztern M. in dem Streite um den Werth der ital. Musik lebhaft Partei nahm. Nachdem es ihm längere Zeit nicht recht hatte gelingen wollen, festen Boden zu gewinnen, erhielt er durch Begünstigung der Pompadour das Secretariat des Bauwesens in Versailles. Glänzender wurde seine Lage, als er die Concession des „Mercure" erlangte, welche ihm jährlich mindestens 15000 Livres einbrachte. Indessen wurde sie ihm um eines nichtigen Vorwandes willen nach zwei Jahren wieder entzogen, und er kam sogar eine Zeit lang in die Bastille. Seine in fast alle gebildete Sprachen der Welt übersetzten „Contes moraux" (2 Bde., Par. 1761) sind eine Sammlung von Erzählungen, von denen ein Theil bereits im „Mercure" erschienen war. Bei allen ihren Vorzügen, von denen anspruchslose Zierlichkeit der vorzüglichste ist, sind sie doch von einer gewissen Monotonie nicht frei zu sprechen. Sein „Bélisaire" (Par. 1767), eine frostige Nachahmung des „Télémaque", erregte wol nur deshalb Aufsehen, weil die Sorbonne einige Sätze daraus als ketzerisch verdammte. Auch seine „Incas, ou la déstruction du Pérou" (2 Bde., Par. 1777) sind in der Anlage dürftig, sowie in der Ausführung langweilig. Dagegen sind seine „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants" für die Geschichte seiner Zeit und seines eigenen Lebens sehr lehrreich. Seine „Histoire de la régence du duc d'Orléans", welche er in seiner Eigenschaft als Historiograph von Frankreich (seit 1771) schrieb, genoß zwar bis zum Erscheinen des Werkes von Lemontey (s. d.) großen Ruf, kann aber durchaus keinen Anspruch auf das Prädicat einer werthvollen historischen Composition machen. Seine philosophischen Schriften haben eine sehr untergeordnete Bedeutung, und nur seine ästhetischen Anläufe in der „Poétique franç." (3 Bde., Par. 1763)

verdienen genannt zu werden. In den „Elémens de littérature" (6 Bde., Par. 1787) erscheint er als ein verfeinerter Geistesverwandter von Laharpe, obgleich er sich theilweise wenigstens eine freiere Regung erlaubt. Überhaupt wagte M. Neuerungen, welche für einen immerwährenden Secretair der franz. Akademie, was er seit d'Alembert's Tode, 1783, war, fast keck genannt werden können. Beim Ausbruch der franz. Revolution büßte er einen großen Theil seines Vermögens ein und zog sich auf eine kleine Besitzung im Dorfe Abbeville bei Evreux zurück, wo er, nachdem er sie mit kurzer Unterbrechung nicht verlassen hatte, am 31. Dec. 1799 starb. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „Oeuvres" (17 Bde., Par. 1786—87), an die sich seine „Oeuvres posthumes" (14 Bde.) anreihten; andere Ausgaben sind die von Coste (18 Bde., Par. 1819) und die „Oeuvres choisies" (12 Bde., Par. 1824). In den meisten dieser Sammlungen befindet sich das „Eloge de M." vom Abbé Morellet, seinem Verwandten.

Marmor nennt man diejenigen Varietäten des Kalksteins ohne Unterschied ihrer Farbe und ihrer sonstigen Beschaffenheit, welche so hart und so feinkörnig sind, daß sie polirt werden können. Daher gehören in diese Classe ebensowol die Marmorarten und Lucullane der ältern Gebirgsformation, als die einfarbigen und bunten Marmorarten der neuern und die Grauwackenkalksteine. Um die verschiedenen Marmorarten in ein System zu bringen, hat man sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit in drei Classen getheilt. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalke bestehen. Dahin gehören a) der weiße Marmor, z. B. der gelblichweiße parische, der feine pentelische, der koralitische, der von Lumi und der grauweiße vom Hymettus. Der carrarische war schon im Alterthum berühmt und liefert noch jetzt das beste Bildhauermaterial. Außer Oberitalien, das am reichsten an weißem Marmor ist, findet man solchen noch in Frankreich, den Pyrenäen und Norwegen. b) Der schwarze Marmor: nero antico, Lucullan, welche theils in Belgien, theils im südlichen Deutschland gefunden werden. c) Der rothe Marmor: der braunrothe, schwarz punktirte rosso antico aus Ägypten, der marbre griotte aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey und der rothe veronesische. d) Der gelbe Marmor: der numidische giallo antico und der florentinische Marmor. Der Varietäten, wo die Farben gemischt sind, existiren eine Unzahl und man hat sie meist nur nach den Fundorten, bisweilen auch nach der vorherrschenden Farbe zu classificiren gesucht, z. B. mit weißem Grunde, mit schwarzem Grunde, mit blauem Grunde u. s. w. 2) Breccien, welche theils aus verschiedenfarbigen, durch die Marmormasse gleichsam zusammengekitteten Fragmenten bestehen, theils aus solchen Marmorn, welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu bestehen scheinen (Pseudobreccien). Brocatello ist solcher Breccienmarmor, dessen Fragmente sehr klein sind. Außerdem classificirt man die Breccien nach den Farben, z. B. die violetta antica, scharfkantige weiße Fragmente mit violettem Bindemittel; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem Grunde; Breccie von Moutiers verschiedenfarbige Fragmente auf violettem Grunde u. s. w. 3) Zusammengesetzte Marmorarten, welche nicht aus reinem Kalkstein bestehen, sondern andere Mineralien, z. B. Chlorit, Serpentin oder Talk u. s. w., in Bändern oder nestförmig eingesprengt enthalten, weswegen sie oft mit den Breccien große Ähnlichkeit haben. Unter den antiken Marmorarten erwähnen wir hier den verde antico, Kalk mit Serpentin. Der Cipolin ist weiß und mit Talk und Chlorit grau gestreift, geflammt oder geadert. Namentlich sind Savoyen, Piemont, Corsica und die Pyrenäen reich an zusammengesetzten Marmorn. 4) Der Muschel- oder Lumachellmarmor, enthält Schalthiergehäuse entweder gedrängt oder vertheilt mit dem Kalkstein als Bindemittel vereinigt. Der prachtvollste dieser Art ist der Marmor von Bleiberg in Kärnten, welcher opalisirt. Der Lumachell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln; der sogenannte Leichentuchmarmor ist dunkelschwarz mit weißen Petrefacten. Auch gehört hierher eigentlich der rothe Brocatello von Tortosa. Zu figürlichen Bildhauerarbeiten verwendet man jetzt fast ohne Ausnahme nur weißen Marmor, während wir aus dem Alterthume Bildwerke von allen Arten haben; zu Vasen und architektonischen Ornamenten aber und zu Bekleidungen von Wänden bedient man sich aller Arten und wählt nur nach einem geläuterten Geschmacke die für jeden einzelnen Gegenstand passendsten Farben und Varietäten. Ein sehr gutes Studium bieten

in dieser Art die Prachtbauten der neuern Zeit in München und Berlin, wo man die verschiedenen Marmorarten in Wirklichkeit oder als Gypsmarmor mit ebenso viel Glück als Geschmack verwendet hat.

Marmorchronik, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch Parischer und nach dem ersten Besitzer Arundelischer Marmor genannt, lat. Marmora Paria oder Arundeliana, auch Oxoniensia, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach Andern zu Smyrna, oder auf der Insel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronologisches Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, besonders Athens enthält und im unversehrten Zustande einen Zeitraum von 1318 Jahren umfaßte, indem sie mit Cekrops, 1582 v. Chr., begann und mit dem J. 264 v. Chr. endigte. Dieses in einem ziemlich unleserlichen Bruchstücke, welches bis zum J. 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk dieser Art aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel im J. 1627 erkauft und zu London aufgestellt, von dessen Enkel aber, Henry Howard, im J. 1667 der Universität zu Oxford geschenkt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehre Gelehrte, namentlich Selden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertson und mit prachtvoller Ausstattung Rich. Chandler (Oxf. 1763, Fol.) dasselbe bekannt gemacht. Auch gab K. F. C. Wagner unter dem Titel „Die Parische Chronik" (Gött. 1790) eine Übersetzung und Erläuterung dieses Denkmals und nachmals das „Chronicon Parium adnotationibus illustratum" (4 Hfte., Marb. 1832—34, 4.) heraus; den gelungensten Versuch aber, dasselbe gründlich zu entziffern und zu erklären, machte in neuester Zeit Böckh im „Corpus inscriptionum graec." (Bd. 2, Berl. 1843, Fol.). Einige haben, obwol nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit des Ganzen gezweifelt.

Marne (lat. Matrona), ein Fluß in Frankreich, entspringt bei Langres im Departement der Obermarne, wird bei Saint-Dizier schiffbar und fällt, nachdem er mehre andere Flüsse aufgenommen, nach einem Laufe von 55 M. bei Charenton in die Seine. Darnach sind das Departement der Marne, 154½ □M. mit 356000 E. und der Hauptstadt Chalons-sur-Marne, das Departement Obermarne mit 258000 E. und das Departement Seine und Marne mit 333000 E. benannt.

Marnix (Philipp van), Herr von Mont Saint-Aldegonde, einer der berühmtesten Männer des 16. Jahrh., geb. zu Brüssel 1538, studirte in Genf und trat dann in niederländ. Kriegsdienste. Der Aufstand der Niederländer im J. 1565 fand an ihm die thätigste Förderung und Unterstützung; auch entwarf er die sogenannte Compromißacte, die die Glaubens-, Cultus- und Gewissensfreiheit der Niederländer wahrend, besonders gegen die Einführung der Inquisition gerichtet war. Die Theilnehmer an derselben, der Herzog Ludwig von Nassau und Heinrich von Brederode an ihrer Spitze, gelobten einander mit Leib und Vermögen beizustehen. Die Statthalterin Margarethe von Parma verwarf aber die ihr am 5. Apr. 1566 überreichte Acte. Nachdem Alba 1567 gelandet, floh M. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien (s. d.) nach Deutschland. Mit Letzterm kehrte er 1572 nach den Niederlanden zurück. In demselben Jahre sendete ihn der Prinz zu der ersten Ständeversammlung in Dordrecht, dann war er Militaircommandant von mehren Plätzen. Bei der Einnahme von Maaslandssluys fiel er 1573 in span. Gefangenschaft, kam aber 1574 wieder in Freiheit. Hierauf leitete er als Bevollmächtigter die Unterhandlungen der Republik mit den Höfen zu Paris, London und 1577 auf dem Reichstage zu Worms. Er war sehr thätig bei der Begründung der Universität zu Leyden, sowie 1576 beim Abschluß des Genter Vertrags, wo sich die Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands anschlossen. Im J. 1584 wurde er Bürgermeister von Antwerpen, das er 13 Monate lang gegen den Prinzen von Parma vertheidigte, 1585 aber an die Spanier übergab. Die Mishelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten sich zurückzuziehen und erst im J. 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er im Auftrag der Staaten die hebr. Bibel ins Holländische übersetzte und 1598 starb.

Marobod, s. Marbod.

Maröde nennt man einen Soldaten, dessen Körperkräfte durch anhaltende Märsche

Witterungseinflüsse, oder die Beschwerden des Dienstes erschöpft sind. Da diese Erschöpfung auch oft nur vorgegeben wird, um auf dem Marsche zurückzubleiben und in den Dörfern zu plündern und zu rauben, so hat man jede solche ungesetzmäßige Erpressung mit dem Worte marodiren bezeichnet. Man bringt die Benennung mit dem schwed. General Marode in Verbindung, dessen Heerhaufe im Dreißigjährigen Kriege, aller Mannszucht entbehrend, nur von Raub und Erpressungen lebte.

Marokko oder das Sultanat Moghrib ul Aksa, d. h. der äußerste Westen, im nordwestlichen Theile Afrikas, zwischen dem 27°—36° nördl. Br. und dem 6°—16° östl. L., wird im Norden vom Mittelländischen Meere und der Meerenge von Gibraltar, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden von der Wüste Sahara und im Osten von Algerien und der Steppe von Biledulgerid begrenzt, und nimmt einen Flächenraum von 14000 □M. ein. Der Atlas (s. d.), der hier seinen höchsten Gipfel hat, durchzieht, vom Cap Noon, dem südwestlichsten Punkt des Landes, beginnend, dasselbe in der Richtung von Südwesten nach Nordosten in seiner ganzen Länge, es in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte scheidend, und Seitenarme nach beiden Seiten aussendend, die an der Küste viele Vorgebirge bilden, von denen das Cap Spartel, die nordwestlichste Spitze Afrikas, hervorzuheben ist. Trotz der großen Küstenausdehnung besitzt das Land nur wenige und meist schlechte Rheden und Häfen. Der Boden, der sich vom Atlas nach beiden Seiten zu abdacht, bietet allen Stufenwechsel vom Hochgebirge in der Mitte bis zur Ebene auf den beiden Seiten an der Küste und am Rande der Wüste, und ist im größten Theile, vorzüglich auf der Nordwestseite, fruchtbar und anbaufähig. Die vielen Flüsse, die der Atlas nach beiden Seiten entsendet, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die Maluiah oder Mulvia, die sich in das Mittelländische Meer, der Sebu, die Morbeja, der Tensift und Sus, die sich in den Atlantischen Ocean, und Ghir, Ziz, Tafilet und Drah, die sich in die Wüste verlieren. Klima und Producte hat das Land im Allgemeinen mit der Berberei (s. d.) gemein. Dasselbe gilt von der Bevölkerung, die wahrscheinlich gegen 8 Mill. beträgt; denn, wie in der Berberei überhaupt, besteht diese auch in M. aus berberischen Ureinwohnern (s. Kabylen), hier Amazirghen und Schellöchen genannt und die Mehrzahl der Einwohner bildend; ferner aus Mauren (s. d.), Beduinen (s. d.); Juden, als Sklaven eingeführten Negern und sehr wenigen Europäern. Die Bildung des Volks, sowie seine Thätigkeit, sowol in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren, während manche Stämme der Amazirghen fast in dem Zustande von völliger Wildheit leben, und dem Sultan fast nur dem Namen nach unterworfen sind. Bis auf die Juden und die wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung zum Islam, und zwar mit einem Feuer, das sie zu den fanatischsten Muselmännern macht. Bedeutender als der Gewerbfleiß, der sich nur in der Verfertigung von Mützen, feinen Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen Maroquin führt, auszeichnet, ist der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafenplätzen, theils als Levantehandel durch die Pilger nach Mekka geführt wird. Die Staatsverfassung ist rein despotisch; der Titel des Herrschers, den wir gewöhnlich Kaiser, die Mauren aber Sultan nennen, ist Emir-al-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen. Der ganze Staat zerfällt in zwei natürliche, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez (s. d.) und Marokko im engern Sinne, mit der Provinz Sus, deren südöstliche aber, die Gätulia der Alten, von den Provinzen Tafilet oder Tafilelt, Sedschelmesa und Darah gebildet wird, welche häufig mit zu Biledulgerid gezählt werden. Politisch sind die beiden Reiche Fez und Marokko in 28 Bezirke getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden; das Tafilet steht unter zwei Kaids, die übrigen Theile des Reichs aber, besonders die Amazirghenstämme im Innern des Atlas, unter fast unabhängigen Häuptlingen, welche die Gewalt eines Großschechs als Hauptes aller Amazirghen und Schellöchen, anerkennen, dem Sultan aber, dessen unbotmäßigste Unterthanen sie sind, kaum einen geringen Tribut entrichten und durch häufige Empörungen jede geordnete Regierung unmöglich machen. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisch. Die Staatsein-

künfte werden auf jährlich 2½ Mill. span. Piaster, die Ausgaben auf 1 Mill. angegeben, sodaß ein bedeutender Überschuß im Schatze verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des Sultans, in einem besonders dazu gebauten äußerst festen Schatzhaus zu Meknäs aufbewahrt wird, das von 2000 Schwarzen bewacht wird und dessen Schlüssel beständig vom Sultan und seiner Favoritsultanin bewahrt werden. Man gibt den hier aufgehäuften Reichthum auf 50 Mill. Piaster an. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20000 M. und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Provinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das von den Kalobrigkeiten angeführt, eine unregelmäßige Truppe bildet und sich auf 80—100000 M. belaufen kann. Das Seewesen M.s war früher bedeutend, und die marokkan. Piraten machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien, furchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge gegen diese Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen, die kleinern aber blieben M. auch noch bis auf die neueste Zeit entweder preisgegeben oder tributair, ein Verhältniß, das erst nach 1829 und 1830 zu einer kriegerischen Expedition Östreichs nach den marokkan. Küstenstädten Veranlassung gab, und erst in neuester Zeit in Folge der Siege der Franzosen sich gänzlich geändert hat. Jetzt ist das Seewesen M.s, das noch am Ende des 18. Jahrh. der kleinern europ. Seestaaten gefährlich war, gänzlich heruntergekommen und besteht nur noch aus ein paar unbedeutenden Schiffen. Die bedeutendsten Städte des marokkan. Reichs sind Fez, Meknäs, Tetuan, Tanger, Teza, El Arisch und Sale im Reiche Fez (s. d.); und im Reiche Marokko im engern Sinne: Marokko, eigentlich Maraksch oder Marakasch, die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift gelegen. Sie wurde 1052 wahrscheinlich an der Stelle des alten Bocanum Hemerum gegründet, zählte im 12. Jahrh. 100000 Häuser und 700000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie kaum gegen 50000 E. hat. Zwar haben die starken, 30 F. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen versehenen Mauern noch zwei Meilen im Umfang, aber innerhalb derselben gibt es eine Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh. erbaute El Kolubia die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil sehr schön. Der Palast des Sultans, aus mehren Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt außerhalb der Stadt und ist mit einer starken Mauer umgeben, die einen Umfang von 1½ Stunde hat. Handel und Verkehr, sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträchtlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmuzig, und in winkligen, engen Straßen ganz nach der gewöhnlichen oriental. Art gebaut. Für die Aussätzigen gibt es eine besondere Vorstadt. Mogador, mit 16000 E., von den Eingeborenen Suerah genannt, wurde erst 1760, wahrscheinlich auf der Stelle des alten Erythräa, gegründet, auf Befehl des Sultans Sidi Mohammed, der einen Centralpunkt des Handels daraus machen wollte. Die Stadt ist regelmäßig am Rande einer kleinen Sandwüste gebaut, hat ziemlich starke Festungswerke, die aber durch die letzte Beschießung sehr gelitten haben, und einen nicht sehr tiefen, aber sichern Hafen, der durch eine Insel gebildet wird, welche die Franzosen eine Zeit lang nach der letzten Beschießung besetzt hielten. Der Handel ist noch immer von Wichtigkeit. Tarudant, eine der ältesten Städte des Reichs, von Amazirghen gegründet, zählt gegen 20000 E. und ist wegen ihrer Färbereien, Gerbereien und Salpeterfabriken berühmt. Von den Orten in den Provinzen südöstlich vom Atlas ist nur Tafilet anzuführen, eine Gruppe von befestigten Gebäuden und Dörfern an beiden Ufern des Ziz mit 10000 E., die einen bedeutenden Karavanenhandel mit dem Innern Afrikas treiben.

Die Geschichte M.s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berberei (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen im Anfange des 16. Jahrh. die Scherife von Tafilet folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten und oriental. Greuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich blühend wurde und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westlichen Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben und König Sebastian (s. d.) geschlagen. Nach dem Tode Ahmed's, des mächtigsten der Scherife, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden

innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer mehr, sodaß es dem Mulei Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berüchtigtste Herrscher dieser Dynastie war Mulei Ismail, der von 1672—1727, zwar nicht ohne Glanz nach außen, indem er Tanger und El Arisch den Spaniern abnahm, aber im Innern als der größte Wüthrich, der je geherrscht, regierte, indem er nicht weniger als 5000 Menschen eigenhändig hinrichtete, und die greulichsten Martern ersann, mit denen er sie zu Tode quälen ließ, wobei weder Günstlinge noch seine eigenen Frauen und Kinder gegen seinen Blutdurst sicher waren. Er hatte während seines ganzen Lebens nacheinander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne und 342 Töchter. Unter seinen Nachfolgern herrschten die innern Kriege und Thronstreitigkeiten, die das Land immer mehr in Verfall brachten, unter fortwährenden Greueln und andern Barbareien fort bis auf die Regierung Mulei Sidi Mohammed's, von 1757—89, die sich durch Milde, Gerechtigkeit und das Bestreben, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen, auszeichnete, dessenungeachtet aber mit Empörungen zu kämpfen hatte. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei zu herrschen, bis unter dem Sultan Mulei Soliman eine glücklichere Zeit eintrat, dessen Regierung, von 1794—1822, nur in den letzten Jahren von Pest, Empörungen und Thronstreitigkeiten getrübt wurde. Ihm folgte 1822 der jetzt regierende Sultan Mulei Abderrahman, geb. 1778, dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Übrigens zeigte er sich im Ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dessenungeachtet ist er es gerade, unter dem durch äußere Kriege und Vorgänge das Reich in die größte Gefahr versetzt wurde. Die Ursache davon ist in der Besitznahme Algiers durch die Franzosen und in den Conflicten zu suchen, in die der Sultan dadurch auf der einen Seite mit den Franzosen selbst, auf der andern mit den fanatischen, durch Abd-el-Kader (s.d.) aufgewiegelten Volksstämmen seines eigenen Landes, besonders den berberischen, gerathen mußte. Schon in den J. 1830—32 wäre es beinahe wegen seiner Versuche, einen Theil der algier. Provinz Oran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen, der damals noch durch das entschiedene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Indessen dauerte die Spannung zwischen Frankreich und M., das den Todfeind des erstern, Abd-el-Kader, auf alle Weise als Rückhalt und Stütze diente, fort, und steigerte sich endlich zu offener Feindseligkeit, als Abd-el-Kader, durch die Strategie und Siege Bugeaud's aufs Äußerste gedrängt, sich auf marokkan. Gebiet zurückzuziehen gezwungen war, wo er offen von der Bevölkerung unterstützt wurde und ein bedeutendes Heer sammelte. Ein Heer, welches der Sultan von M. hierauf an der algier. Grenze versammeln ließ, beging, statt den Reclamationen der Franzosen Genugthuung zu verschaffen, gegen Ende des Mai 1844 selbst die ersten Feindseligkeiten gegen dieselben, sodaß ein förmlicher Krieg mit ihnen unvermeidlich war, der dann auch bald ausbrach. Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger am 6. Aug. 1844 und Mogador am 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugeaud überschritt die marokkan. Grenze und schlug das große marokkan. Heer, das in Folge der Predigung des Dschad (d. i. heiligen Kriegs) aus dem in allen Provinzen aufgebotenen Gum (Heerbann) gebildet und unter den Befehl eines Sohnes des Sultans gestellt worden war, am 14. Aug. 1844 in der Schlacht beim Flusse Isly aufs Haupt. Das ganze marokkan. Lager mit dem Sonnenschirm des Prinzen (als Zeichen seines Oberbefehls) fielen in die Hände der Sieger und das marokkan. Heer wurde ganz zersprengt. Der am 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag zwischen Frankreich und M., in welchem letzteres den Abd-el-Kader außer dem Gesetze erklärte, ihn, im Fall er in marokkan. Hände fiele, fest zu halten, desgleichen jede Unterstützung von Frankreichs Feinden zu verhindern versprach, und die alten Grenzen gegen Algier, die neu regulirt werden sollten, anerkannte, war die Folge dieser Siege. Am 26. Oct. 1844 wurden die Ratificationen dieses Vertrags in Tanger ausgewechselt. Weit entfernt aber, daß durch diesen Vertrag die Schwierigkeiten der Lage zwischen Frankreich und M. beseitigt worden wären, stellten sie sich nun erst recht heraus; denn es zeigte sich immer mehr, daß der Sultan von M. durchaus nicht

die Macht habe, die im Friedensvertrag gethanen Versprechungen zu erfüllen, da er in diesem Falle mehr von seinen eigenen fanatisirten Völkern und Abd-el-Kader, der es auf nichts weniger als auf des Sultans Sturz und die Gründung eines eigenen Reichs in M. abgesehen hat, als im Gegentheil von den Franzosen zu fürchten hätte. Den Beweis hiervon liefert das neue siegreiche plötzliche Auftreten Abd-el-Kader's im Oct. 1845, zu dem er die Mittel allein aus M. zog. Zu gleicher Zeit mit diesem Kampfe gegen Frankreich im J. 1844 hatte M. Händel mit Spanien und den skandinav. Staaten; jene, aus der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprungen, wurden durch Englands Vermittelung im Laufe des J. 1845 mittels einer unbedeutenden Genugthuung beigelegt; diese, bei denen es sich um Nichtfortbezahlung der Tribute Dänemarks und Schwedens mit Norwegen handelte, ebenfalls im J. 1845 unter Frankreichs Vermittelung durch einen Vertrag beseitigt, in dem M. auf jene Tribute Verzicht leistete.

Marönen, s. Kastanien.

Maroniten ist der Name einer Partei oriental. Christen, die in Folge der monotheletischen Streitigkeiten entstand. Als nämlich die Monotheleten (s. d.) nach dem Tode des Kaisers Philippicus Bardanes im J. 713 von Anastasius II. vertrieben wurden, sammelte sich ein Häuflein derselben im Libanon um das Kloster des heil. Maro oder Marun, eines Abtes im 6. Jahrh., wählte sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupte mit dem Titel Patriarch von Antiochien und erhielt sich von da an unter dem Namen der Maroniten. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen als Rebellen behandelt, wurden sie in der Gegend, die jetzt Kesruan heißt, zu einem Bergvolke, das seine politische wie seine kirchliche Selbständigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu vertheidigen wußte und sie bis jetzt unter türk. Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militairischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griech. Kirche. Im J. 1182 und dann wieder 1445 haben sie sich dem Papste unterworfen und der röm. Kirche angeschlossen, ohne jedoch ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es 1736 Clemens XII., sie zur Annahme der Beschlüsse der trident. Kirchenversammlung zu bewegen; indeß blieben ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe nach Art der griech. Kirche und der Gebrauch der arab. Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyr. Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt, das jedesmal den Namen Petrus erhält, nennt sich noch jetzt Patriarch von Antiochien, obgleich er im Kloster Kanobin auf dem Libanon seinen Wohnsitz hat, und legt dem Papste alle zehn Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1584 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der röm. Kirche ganz einzuflößen, und sowol die in Kesruan als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. Neuerdings haben die Maroniten des Libanon in blutigen Kämpfen mit den Drusen sehr gelitten; namentlich sind viele ihrer Klöster zerstört worden.

Maröquin, s. Saffian.

Marot (Clément), franz. Dichter, geb. 1495 zu Cahors, war der Sohn Jean M.'s, geb. 1463 zu Mathieu in der Normandie, gest. 1523 als Kammerdiener König Franz's I. und bekannt als Dichter namentlich durch sein „Doctrinal des princesses". Der Vater selbst, der nicht von strengen Sitten war, legte bei seinem talentvollen Sohne den Grund zu einer Frivolität, welche ihn in den Strudel eines wechselvollen Lebenswandels riß. So erhielt er zuerst

eine Stelle unter den Pagen der Margarethe von Valois, mit der er später ein zartes Verhältniß unterhalten haben soll, und trat dann als Kammerdiener in Franz's I. Dienste, dessen Gunst er sich durch sein Gedicht „Le temple de Cupidon" erwarb. Er begleitete seinen Herrn auf mehren Kriegszügen und wurde, an der Seite desselben tapfer fechtend, bei Pavia gefangen. Indessen durfte er schon, als Franz I. noch in Madrid gefangen gehalten wurde, nach Paris zurückkehren. Sein poetisches Talent und sein froher Lebensmuth ließen ihn viel Glück bei den Frauen am Hofe Franz's I. machen; am berühmtesten wurde seine Liebschaft mit der nachherigen Maitresse Heinrich's II., Diana von Poitiers. Dieses Verhältniß löste sich, und der Groll seiner erzürnten Geliebten mag wol mit dazu beigetragen haben, die Verfolgungen der Geistlichkeit gegen ihn zu entfesseln. Auf Anstiften des Inquisitors Jean Bouchart wurde er gefangen gesetzt; aber selbst im Kerker verließ ihn sein Frohsinn nicht. Er schrieb unter dem Titel „L'enfer" ein treffliches allegorisch-satirisches Gedicht gegen seine Ankläger und Richter und bearbeitete um dieselbe Zeit den Roman von der Rose, welcher 1527 erschien. Nachdem er durch Franz's I. Fürsprache seine Freiheit 1526 wiedererhalten hatte, begab er sich aufs neue an den Hof der Königin von Navarra. Seine Poesie nahm nun eine ernstere Färbung an. Seine Bearbeitung der Psalmen, welche er hier begann, zog den Haß des Klerus zum zweiten Mal auf ihn. Er ging deshalb nach Genf, wo er von Calvin für den calvinischen Glauben gewonnen wurde und mit Beza fortfuhr, die Psalmen zu übersetzen. Seines anstößigen Lebenswandels wegen sehr bald wieder aus Genf vertrieben, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf und wurde dann wieder katholisch, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Als er sich jedoch hier mit Mistrauen empfangen sah, ging er wieder nach Italien und starb zu Turin im Sept. 1544. Seinen mannichfaltigen Gedichten ist Leichtigkeit und Anmuth nicht abzusprechen, wenngleich bei ihnen nicht selten der Adel des Ausdrucks und eine würdevolle Haltung zu vermissen sind. Das ungetheilteste Aufsehen erregten seine 50 Psalmen, welche nach den Compositionen von Gondimel und Bourgeois überall gesungen wurden. Der naive Stil M.'s, von dem der Ausdruck style marotique entlehnt ist, hat lange als Muster der leichtern Dichtungsgattungen gedient und ist besonders von Lafontaine mit Glück nachgeahmt. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Lenglet Dufrenoy (4 Bde., Haag 1731, 4. und 6 Bde., 12.), von Auguis (5 Bde., Par. 1823) und von P. Lacroix (3 Bde., Par. 1824) mit Glossen und Noten. — Sein Sohn Michel M., welcher 1534 als Page der Königin Margarethe aufgenommen wurde, ist ebenfalls als Dichter bekannt.

Maroto (Don Rafael), nächst Zumala-Carreguy (s. d.) der bedeutendste karlistische Heerführer im letzten span. Bürgerkriege, geb. 1785 zu Conca in Murcia, trat 1808 in span. Kriegsdienste und wurde 1814 Oberstlieutenant und 1815 Oberst. Durch ein großes Vermögen in eine unabhängige Stellung versetzt, benutzte er diese zu wiederholten Reisen, zumal in Amerika, England und Frankreich. Als Militair leistete er insbesondere in Südamerika, wo er mit Espartero Freundschaft schloß, ausgezeichnete Dienste. Im J. 1833, wo er Generalcommandant von Guipuzcoa war, folgte er dem aus Spanien verwiesenen Don Carlos nach Portugal, obgleich er wol schon damals die völlige Untauglichkeit des Prätendenten durchschaut zu haben scheint. Im Dienste desselben wurde er 1834 bei der ersten Belagerung von Bilbao unter Zumala-Carreguy verwendet, und erhielt nach dessen Tode 1835 das Commando in Biscaya. Er erfocht am 11. Sept. 1835 bei Arrigoria einen glänzenden Sieg über Espartero und schloß hierauf Bilbao ein, das Espartero besetzt hielt, fiel aber dann durch die Intriguen der Camarilla und sein entschiedenes Auftreten gegen Don Carlos, bei diesem in Ungnade. Außer Activität, lebte er nun in Tolosa, bis er um die Mitte des J. 1836 nach Bayonne ging, wo er mit den franz. Behörden wegen einer Intervention unterhandelte. Im J. 1837 folgte er dem Rufe als karlistischer Befehlshaber in Catalonien, kehrte indeß bald darauf nach Frankreich zurück und hielt sich hier auf, bis er nach der Niederlage der Karlisten bei Peñacerrada, am 25. Juni 1838, von Don Carlos zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Er schien jetzt die karlistische Sache mit neuem Eifer erfaßt zu haben und that sehr viel für die Reorganisation des zerrütteten Heers. Allein sehr bald brachte die apostolische Partei

eine förmliche Conspiration gegen ihn zu Stande. Am 10. Febr. 1839 hatte er deshalb eine Unterredung mit Don Carlos, dem er hierbei geradezu erklärte, daß er 20 Intriguanten erschießen lassen werde. Dieses geschah auch am 19. und 20. Febr. Doch diese blutige Strenge rief bald eine neue Reaction gegen ihn hervor und im Hinblicke auf die ihm bedrohende Gefahr, sowie unter dem Einflusse eines Theils der Militairchefs, die des endlosen Kampfes für die ihnen verhaßt oder gleichgültig gewordene Sache des Prätendenten müde waren, leitete er am 27. Febr. die Unterhandlungen mit den Christinos ein, die am 31. Aug. 1839 zu dem Vertrage von Bergara führten. (S. Spanien.) M. begab sich hierauf nach Bilbao, dann nach Madrid, wo er aber sehr wenig für die Aufrechthaltung des von ihm abgeschlossenen Vertrags that. Zum Lohne bewilligte ihm die Königin-Regentin eine Besoldung von 40000 Realen und im J. 1840 wurde er Beisitzer am höchsten Kriegs- und Marinegerichtshof. Sein Andringen unter dem Ministerium auf pünktlichen Erfüllung des Vertrags von Bergara zum Besten der baskischen Provinzen und seiner Waffengefährten wurde mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß er am wenigsten von allen Betheiligten zur Beschwerde Ursache habe.

Marozia, gleich ihrer Mutter Theodora, eine der berüchtigtsten Personen der mittelalterlichen Geschichte, war dreimal vermählt, zuerst mit dem Herzog Alberich von Toscana, dann seit 932 mit ihrem Stiefsohne Guido und zuletzt mit König Hugo von Arles und Italien. Sie lebte mit dem Papst Sergius III. in verbotenem Umgange und zeugte mit ihm den nachmaligen Papst Johann XI.; auch war sie Großmutter Johann's XII. und Leo's VII. Auf ihr Veranstalten wurde der von ihrer Mutter auf den päpstlichen Stuhl gehobene Johann X. 928 erdrosselt. Sie wohnte in der Engelsburg und beherrschte unumschränkt den Papst nicht nur und den Kirchenstaat, sondern selbst ganz Italien, bis endlich ihr Sohn erster Ehe, Alberich, der seinen Bruder, den Papst Johann XI., 933 ermordet hatte, sich gegen sie empörte, einen Aufstand erregte und sie ins Gefängniß brachte, wo sie bald darauf starb.

Marpurg (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, war zu Seehausen in der Altmark 1718 geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Studium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod, am 22. Mai 1795, bekleidete. Er war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir die „Abhandlungen von der Fuge" (2 Bde., Berl. 1753); „Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berl. 1754); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik" (5 Bde., Berl. 1756—78); „Anleitung zur Singcomposition" (Berl. 1759); „Anfangsgründe der theoretischen Musik" (Berl. 1780); „Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition" (Berl. 1762) und „Versuch über die musikalische Temperatur" (Bresl. 1776).

Marquesasinseln ist der Name der südlichen Gruppe des Mendaña-Archipelagus im östlichen Theile Australiens zwischen 7½° und 10½° südl. Br. und 120°—122° westl. L., während die nördliche Gruppe den Namen Washingtonsinseln führt. Die Marquesasinseln wurden 1596 vom Spanier Mendaña de Neyra entdeckt und nach dem Vicekönig von Peru Marquesas de Mendoza benannt; die Washingtonsinseln entdeckte 1791 der Amerikaner Ingraham. Der ganze Archipel zählt 13 Inseln, die zusammen ungefähr 40 □M. Flächenraum haben. Sie sind gebirgig und vulkanischen Ursprungs, und kommen hinsichtlich ihrer ganzen Natur, ihres Klimas und ihrer Producte ganz mit den übrigen vulkanischen Inseln des tropischen Australiens überein; im Allgemeinen rühmt man sie nicht als fruchtbar und anmuthig. Die Bevölkerung, die auf 25000 Seelen angegeben wird, gehört zum polynesisch-malaiischen Menschenstamm und ist ein schöner Schlag, der sich körperlich von den übrigen Polynesiern auszeichnet, moralisch aber sehr entartet ist und bis in die neueste Zeit herab noch Menschenfresserei trieb. Selbst die so thätigen engl. Missionare vermochten unter ihnen nichts zu wirken und wurden nur verhöhnt. In eine Menge Gemeinden gespalten, die unter eigenen Häuptlingen standen, lebten die Bewohner

bis vor Kurzem zwar in Unabhängigkeit, aber auch im immerwährenden Kriege. Diesem Zustande wurde am 25. Juni 1842 ein Ende gemacht, an welchem Tage der franz. Contreadmiral Dupetit-Thouars den ganzen Mendaña-Archipel für Frankreich in Besitz nahm. In Folge davon ging von Frankreich eine Expedition nach diesen Inseln, die durch ihre Lage, als nächster Punkt im Stillen Ocean auf der Linie von Panama nach China, von hoher Wichtigkeit sind, und brachte den neuen Gouverneur Schiffscapitain Bruat mit einer Besatzung und den nöthigen Colonisationsmitteln dahin. Im Anfange machten die Eingeborenen einige Versuche, der Besitznahme der Franzosen sich zu widersetzen, wurden aber jedesmal geschlagen. Die bedeutendsten unter den Inseln sind Hiwaoa unter den Marquesas- und Nukahiwa (s. d.) unter den Washingtonsinseln.

Marqueterie, s. Mosaik.

Marquis, entstanden aus dem lat. Marchio, war in Frankreich früher ganz gleichbedeutend mit Markgraf (s. d.) und ebenso Marquisat mit Markgrafenthum. Jetzt ist es ein einfacher Adelstitel, den der König verleiht und den Jeder vom niedern Adel erhalten kann. Der Marquistitel bildet in Frankreich die Übergangsstufe vom hohen zum niedern Adel. Der von Napoleon geschaffene neue Adel kannte diesen Titel nicht. In England, wo die Marquis zwischen den Herzogen und den Grafen stehen und im Kanzleistil Fürsten genannt werden, kam dieser Titel zuerst 1385 vor, wo König Richard II. den nachmaligen Herzog Robert de Vere zum Marquis von Dublin ernannte; doch war er nie sehr häufig. Auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Marryat (Francis), engl. Romanschriftsteller, geb. in der Grafschaft Suffolk, aus einer angesehenen Familie, trat frühzeitig in den Seedienst, zeichnete sich im Kriege gegen die Birmanen aus und wurde Capitain. Den Oberbefehl über die brasil. Flotte, der ihm 1839 angetragen wurde, lehnte er ab. Als Schriftsteller trat er 1829 mit dem Romane „The naval officer" auf, dem 1830 „The kings own", 1832 „Newton Forster" und „Peter simple" folgten. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge „Jacob Faithful", „The phantom ship", „Mr. Midshipman Easy", „The pacha of many tales", „Japhet in search of a father", „Poor Jack", „Frank Mildmay", „Joseph Rushbrook the poacher", „Masterman Ready", „Snarleyyow", „Ralph Rattlin the reefer", „Percival Keene" u. s. w., die, wie jene, fast insgesammt auch ins Deutsche übersetzt sind. Konnte es bei so großer Fruchtbarkeit nicht fehlen, daß viel Mittelmäßiges mit unterlief, so finden sich doch der Wiederholungen nur wenige in M.'s Romanen, deren Zahl übrigens in den letzten Jahren nur noch wenig gewachsen ist. Mannichfaltigkeit und glückliche Zeichnung der Charaktere, leichter angeborener Witz, natürlicher Entwickelungsgang der Begebenheiten, gesunder Sinn und große Treue und Wahrheit der Schilderungen, endlich Reinheit von aller Ziererei sind Eigenschaften, die seine Romane empfehlenswerth machen, trotz dem, daß sie den höhern Anfoderungen, welche die Kritik an ein dichterisches Kunstwerk zu machen befugt ist, nur wenig genügen, denn so wahr unterhaltend auch M.'s Schilderungen sind, so sind sie doch meist nur wenig dichterisch. M. ist ein trefflicher Zeichner des Kleinlebens, namentlich des seemännischen; auf dem Schiffe ist er zu Hause und meisterhaft weiß er den brit. Seemann in den mannichfachsten Lagen und Abstufungen darzustellen. Auch besitzen wir noch von ihm seine Reisebeschreibung durch Amerika „A diary in America, with remarks on its institutions" (3 Bde., Lond. 1839), die aber von Engländern wie von Amerikanern bittern Tadel erfuhr, und in der neuesten Zeit hat er auch einige treffliche Jugendschriften geliefert, wie „The settlers in Canada" (Lond. 1844) und „The mission, or scenes in Africa" (2 Bde., Lond. 1845).

Mars oder Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Kriegsgetümmels, war der Sohn des Zeus und der Here. Ohne Partei zu ergreifen, betrieb er den Krieg nur als Geschäft und ergötzte sich am wilden Männermord, weshalb er selbst den unsterblichen Göttern verhaßt war. Wenn er in die Schlacht fuhr, schirrten ihm seine Söhne und Begleiter Deimos und Phobos (Furcht und Grauen) die Rosse und schritten nebst seiner Schwester Eris (s. d.) vor ihm her. Doch siegte er nicht immer; er wurde von Diomedes (s. d.), dem Athene beistand, verwundet, von der Athene zu Boden geworfen und be

deckte bei seinem Falle sieben Hufen Landes; auch die Aleiden (s. d.) bezwangen ihn und hielten ihn dreizehn Monate gefangen, bis er von Hermes befreit wurde. Sein Wohnsitz war im rauhen Gebirgsland Thrazien. So roh und wild er war, liebte ihn doch Aphrodite, die ihm nach spätern Sagen den Deimos, Phobos, Eros, Anteros und die Harmonia gebar. So erscheint er bei Homer. In den Homerischen Hymnen tritt er in milderer Gestalt auf, als Rächer der Unschuld, Leiter der Gerechten, Helfer der Sterblichen und Geber kräftiger Jugend. Bei den Tragikern ist er der Gott jedes Verderbens, der Seuchen und des Miswachses. Spätere lassen ihn am Kampfe gegen die Giganten Theil nehmen, auf der Flucht vor Typhon nach Ägypten sich in einen Fisch verwandeln, um verborgen zu bleiben, und mit dem Herakles zweimal in Kampf gerathen, indem er seinen Söhnen gegen ihn beistehen wollte. Den Halirrhothios (s. d.), den Sohn des Poseidon, tödtete er, weil er der Alcippe, seiner Tochter, Gewalt anthun wollte. Deshalb von dem Poseidon bei den zwölf Göttern verklagt, hielten dieselben über ihn auf einem Hügel bei Athen Gericht, doch sprachen sie ihn frei. Da er der Erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so soll dieser Gerichtshof von ihm den Namen Areopagus (s. d.) erhalten haben, wahrscheinlicher aber ist es, daß der Name die Sage veranlaßte. Verehrt wurde M. besonders in Thrazien, dann bei den Skythen, bei denen ihm unter dem Symbol eines Schwertes, das man auf einen Haufen Reisholz steckte, Pferde und Menschen, und zwar der hundertste Mann der Gefangenen, geopfert wurden. In Griechenland war seine Verehrung nicht sehr verbreitet. Zu Athen hatte er einen Tempel, worin seine Statue von Alkamenes mit denen der Aphrodite, Enyo und Athene stand; zu Geronthrä in Lakonien einen Tempel und einen Hain, dem sich bei dem jährlichen Feste kein Weib nähern durfte. In Sparta gab es dem Tempel des Poseidon Hipposthenes gegenüber eine alte Bildsäule des Ares Enyalios, welche mit Ketten umbunden war, damit Mannhaftigkeit und Kriegsglück stets an Sparta gefesselt sein möchten. In Rom, wo M. nächst Thrazien am meisten verehrt wurde, war er eine der Schutzgottheiten und gehörte zu den zwölf obersten Göttern (dii consentes), welche die Elemente beherrschten und die Jahreszeiten herbeiführten. Daher begann das alte röm. Jahr nach der Eintheilung des Romulus, der ein Sohn des M. war, mit dem Monate des Mars. Ihm zu Ehren ordnete Numa den Dienst der Salier (s. d.) an, welche im März, am Feste des Gottes, unter Tanz und Singen von Hymnen einen Aufzug hielten und die heiligen Schilde (ancilia) bewachten. Ihm war das Marsfeld (s. d.) geweiht, und außerdem hatte er mehre Tempel; namentlich erbaute ihm unter dem Namen Mars ultor Augustus einen äußerst prächtigen Tempel. Was die plastische Darstellung des Gottes anlangt, so war derselbe seinem Wesen nach zu sehr bloser Begriff, um ein Hauptgegenstand der Kunst zu werden. Kein griech. Staat verehrte ihn als einen Haupt- oder Schutzgott, wie dieses später in Rom der Fall war. Ausgezeichnete Statuen desselben waren die des Alkamenes und des Skopas, welche den spätern zum Vorbild dienten. Zu seiner Darstellung gehört eine kräftige Musculatur, ein starker fleischiger Nacken, kurzgelocktes und gesträubtes Haar. Er hat kleinere Augen, eine etwas mehr geöffnete Nase und eine weniger heitere Stirn als andere Söhne des Zeus. Dem Alter nach erscheint er männlicher als Apollon und selbst als Hermes. Wenn er nicht ganz unbekleidet erscheint, ist seine Bekleidung eine Chlamys (ein Sagum). Auf Reliefs des alten Stils ist er geharnischt, später hat er gewöhnlich nur den Helm. In der Regel steht er; auf röm. Münzen bezeichnet ein lebhafter Schritt den Gradivus; der Legionsadler und andere Signa den Stator und Ultor; Victorien, Trophäen, der Ölzweig den Victor und Pacifer. Skopas bildete einen sitzenden Ares. Außerdem sieht man ihn noch mit der Aphrodite zusammen in Statuengruppen. Namentlich wurde er von den Römern gern mit der Ilia oder Rhea Silvia dargestellt, wobei man oft griech. Darstellungen, zumal die Überraschung der Ariadne durch Dionysos, zum Grunde legte.

Mars (Anne Francoise Hippolyte), eine der berühmtesten franz. Schauspielerinnen, wurde 1778 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel am Théâtre français, und ihre Mutter und ältere Schwester, die 1837 starb, waren beim Théâtre Montansier in Versailles angestellt. Hier trat auch sie seit 1791 in Kinderrollen auf. Nachdem sie sich unter der Leitung der Schauspielerin Contat weiter ausgebildet hatte,

wurde sie am Théâtre français angestellt, wo sie junge Liebhaberinnen und naive Mädchen spielte und neben den andern vorzüglichen Schauspielern sich so sehr auszeichnete, daß sie bald zu den ausgezeichnetsten Künstlerinnen gezählt wurde. Seit 1812 übernahm sie die Rollen sogenannter grandes coquettes und wendete sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Célimène im „Misanthrope", als Elmire im „Tartuffe", ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hatte eine sanfte Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nuancen und Intonationen zu geben vermochte. Sie übertrieb nie, blieb stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen und hatte eine ungemeine Sicherheit des Spiels. Eine schöne schlanke Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, zeigte sie auch in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster diente. Zu der Zeit des großen Flors des Théâtre français bezog sie ein Einkommen von 30—40000 Francs. Überdies machten ihr Napoleon und andere Fürsten ansehnliche Geschenke. In ihren höhern Lebensjahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie später den größten Theil ihres Vermögens. Erst im J. 1841 verließ sie die Bühne.

Mars oder Marsch, im gewöhnlichen Leben Mastkorb genannt, heißt das auf zwei starken mit dem Mast (s. d.) verbolzten Planken, den Sahlingen oder der Sattelung ruhende Rösterwerk, welches bestimmt ist, den Fuß der Stenge, d. h. der Verlängerung des Mastes, zu tragen und durch die Wandten derselben sie zu befestigen. Der volle Dreimaster, die Pink oder das volle Schiff hat auf jedem Maste einen Mars, den Großen-, Vor- und Kreuzmars, während die Stengen zur Befestigung der Bramstengen nur Sahlingen ohne Rösterwerk tragen. Auf großen Schiffen findet man auf der hintern Seite der Marse eine auf Stützen ruhende Regelung. Hier haben die zum Auskuken Beorderten ihren Aufenthalt; auch benutzt man sie, um von hier aus Kleingewehrfeuer zu geben oder Handgranaten zu werfen. Endlich liegen hier zur Zeit eines Treffens der Bootsmänner Apparate und Hülfsmittel bereit, um den am Tau- und Segelwerk in den obern Theilen vorkommenden Beschädigungen sogleich abzuhelfen.

Marsch heißt die geordnete Bewegung von Truppen; doch wird marschiren auch zuweilen gleichbedeutend mit „ins Feld rücken" gebraucht. Je nach der Aufstellung der Truppen unterscheidet man den Front- und den Flankenmarsch. Beim Schrägmarsch erfolgt die Bewegung gleichzeitig vor- und seitwärts. Abmarsch findet statt, wenn die Linie sich in kleinere Theile bricht, welche hintereinander geschoben, sich vorwärts bewegen; Aufmarsch bezeichnet die Herstellung der Linie. In Bezug auf das Marschtempo der Infanterie unterscheidet man Parade- und Geschwindmarsch und den Sturmschritt; ersterer kommt nur noch bei Übungen der Rekruten und bei Leichenparaden vor. Bei der Cavalerie und Artillerie zu Fuß fällt der Sturmschritt weg; zu Pferde erfolgt der Marsch im Schritt, Trab, Galopp oder Carriere (Marsch! Marsch!). Nach dem Zwecke des Marsches unterscheidet man Übungs-, Feld- und Manoeuvremarsch. Die Marschordnung bestimmt die Folgereihe der Truppentheile und die für gegebene Verhältnisse besonders zu beobachtenden Regeln, z. B. nicht laut zu sprechen, keinen Tabak zu rauchen u. s. w.

Marschall oder Marschalk (Marescalcus), wie es in alterthümlicher Form heißt, ist unstreitig von dem alten Wort Mar oder Mähre, d. h. Pferd oder Streitroß, und Schalk, d. h. Diener, abzuleiten, sodaß es zunächst Einen bezeichnete, der die Aufsicht über die Pferde und über den Stall führte, also etwa einen Stallmeister, wie denn auch noch gegenwärtig im Französischen Maréchal der Hufschmied heißt. Schon unter den fränk. Königen aber war der Marschall (comes stabuli) eine höhere Hofwürde. (S. Connetable.) Im Deutschen Reiche wurde seit der Zeit Kaiser Otto's I. das Amt des Marschalls eines der großen Hofämter (s. Hof- und Erzämter), die anfangs mit Lehngütern verbunden, mit diesen zugleich im Laufe der Zeit erblich (s. Erbämter) und nach dem Beispiele des kaiserlichen Hofes auch an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten eingeführt wurden. Reichserzmarschall des Deutschen Reichs war der Kurfürst von Sachsen, der

seinen gewöhnlichen Dienst später durch einen Erbmarschall verrichten ließ. Er hatte für die Ordnung auf den Reichstagen und bei feierlichen Gelegenheiten zu sorgen; bei der Kaiserkrönung aber, mit Beziehung auf seine ursprüngliche Function, zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein Maß voll Hafer zu holen und dem Kaiser zu überreichen. Gegenwärtig ist Hofmarschall der Titel eines der vornehmsten Beamten bei Hofe, der dem Hofmarschallamte vorsteht, die ganze innere Haushaltung des Hofes, der Küche, des Kellers u. s. w. besorgt, die Aufsicht über das Hofpersonal führt und alle Feierlichkeiten u. s. w. zu ordnen und zu leiten hat. Die ehemaligen Reichs- und Landerbmarschälle hatten bei den Versammlungen der Reichs- oder der Landesstände die oberste Aufsicht und den Vorsitz zu führen. (S. außerdem noch Feldmarschall und Marschälle in Frankreich.) — Marschallstafel nennt man bei Hofe die Nebentafel für Diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel gezogen werden, weil an ihr der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschall von Sachsen, s. Moritz, Graf von Sachsen.

Marschälle von Frankreich (Maréchaux de France) finden sich schon in den ältern Zeiten der französischen Monarchie. Bereits unter Philipp August, 1180—1223, führte zeitweilig ein Oberbefehlshaber der königlichen Truppen diesen höchsten militairischen Titel, mit welchem jedoch nie andere, als Privilegien der Hofetikette verbunden waren. Unter Ludwig dem Heiligen gab es zwei, später drei, vier und mehr Marschälle. Während der Regierung Heinrich's III. schränkten die Etats généraux die Marschälle, die stets sehr hoch besoldet waren, auf vier ein; doch wurde diese Zahl sowol von Heinrich III. selbst, wie von seinen Nachfolgern beträchtlich überschritten. Unter Ludwig XIV. gab es nach der Ernennung von 1703 zwanzig Marschälle. Auch ertheilte derselbe diese Würde zuerst Seemännern. Die Marschälle der alten Monarchie nannten ihre selbstgewählten Adjutanten Aides-maréchaux. Aus denselben entstanden die Maréchaux-de-camp, welche die Verpflegung und Einquartirung der Truppen besorgten, in gewissen Fällen selbständig befehligten und im Range dem Brigadegeneral entsprachen. Als die Marschallswürde 1793 überhaupt aufgehoben wurde, gab es 500 Maréchaux-de-camp. Napoleon stellte die Marschallswürde wieder her und ernannte Maréchaux de l'empire; die Bourbons führten nach der Restauration auch den Titel eines Maréchal-de-camp wieder ein. Unter der Dynastie Orleans beschränkte ein Gesetz vom 4. Aug. 1839 die Zahl der Marschälle von Frankreich in Friedenszeit auf sechs, die jedoch im Kriege auf zwölf gesteigert werden kann. Im Übrigen ist der Name Marschall in der franz. Armee noch an mehre Functionen gebunden. So heißt Maréchal-des-logis besonders bei der Cavalerie derjenige Unteroffizier, welcher die Einquartirung seiner Escadron zu besorgen hat. Napoleon ernannte im Ganzen 25 Marschälle. Bei Errichtung des Kaiserreichs am 19. Mai 1804 erhielten diese Würde: 1) Berthier, 2) Murat, 3) Moncey, 4) Jourdan, 5) Masséna, 6) Augereau, 7) Bernadotte, 8) Soult, 9) Brune, 10) Lannes, 11) Mortier, 12) Ney, 13) Davoust, 14) Bessières, 15) Kellermann, 16) Lefebvre, 17) Pérignon und 18) Serrurier; am 11. Juli 1807 nach der Schlacht bei Friedland: 19) Victor Perrin; am 12. Juli 1809 nach der Schlacht bei Wagram: 20) Macdonald, 21) Oudinot und 22) Marmont; am 8. Juli 1811 nach der Schlacht bei Tarragona: 23) Suchet; am 27. Aug. 1812 nach der Schlacht bei Polotsk: 24) Gouvion Saint-Cyr, und am 16. Oct. 1813 nach der Schlacht bei Wachau: 25) der Fürst Poniatowski. Ludwig XVIII. ernannte zu Marschällen am 3. Juli 1816: Coigny, Beurnonville, Clarke und Viomenil, Generalmarschall der portugies. Armeen während der Emigration, von 1801—14; ferner: Lauriston am 6. Juni 1823 bei der Eröffnung des span. Feldzuges, und Molitor am 9. Oct. 1823 nach dem span. Feldzuge; Karl X.: am 8. März 1827 den Fürsten Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, der zugleich östr. General war und nur einem Feldzuge in franz. Diensten beigewohnt hatte; am 22. Febr. 1829, nach der Expedition von Morea, Maison, und am 14. Juli 1830, nach der Einnahme von Algier, Bourmont. Unter Ludwig Philipp wurden zu Marschällen ernannt: Gérard am 17. Aug. 1830; Clauzel am 30. Juli 1831, und zu gleicher Zeit Lobau; Grouchy am 19. Nov. 1831, eigentlich aber schon nach der Capitulation des Herzogs von Angoulême, am 17. Apr. 1815; Valée nach der Einnahme von Konstantine, am 11. Nov. 1837; Sebastiani am 21. Oct. 1840, und Bugeaud

1842. Außerdem erhielten den Marschallstitel die Admirale Truguet, Duperré und Roussin, sowie der hochbejahrte Graf Drouet d'Erlon. Das Zeichen der franz. Marschallswürde ist ein azurblauer mit goldenen Sternen verzierter Stab.

Marschland nennt man im nordwestlichen Deutschland den in Thälern und Ebenen aufgeschwemmten, vorherrschend fruchtbaren Boden, der anderwärts Aue-, Niederungs- oder Bruchboden heißt. Der Marschboden dient sowol zum Getreide- als zum Futterbau, doch ist letzterer in Verbindung mit einer starken Viehzucht, Melkerei und Fettweide vorherrschender.

Marschner (Heinrich), Hofkapellmeister zu Hannover, geb. 1798 zu Zittau, verrieth frühzeitig Neigung und Anlage zur Musik, kam aber doch erst in Leipzig, wohin er 1814 ging, um die Rechte zu studiren, zu dem entscheidenden Entschluß, sich ausschließend der Musik zu widmen. Schicht stand ihm dabei rathend und belehrend zur Seite. Er studirte nicht nur die Composition, sondern übte auch das Spiel mehrer Instrumente und trat als Pianofortespieler sogar öffentlich auf. Auf einem künstlerischen Ausfluge nach Karlsbad lernte ihn der ungar. Graf Amadé kennen, auf dessen Veranlassung er 1817 nach Wien ging und in der Folge eine Musiklehrerstelle in Pesth erhielt. Hierdurch ließ sich aber M. von Verfolgung seines Hauptzieles, der Composition, namentlich der dramatischen, nicht abbringen. Die erste Frucht seines Strebens, die Oper „Heinrich IV.", schickte er an K. M. von Weber nach Dresden, der dieselbe nicht nur zur Aufführung brachte, sondern auch in der Folge, als M. 1822 nach Dresden übersiedelte, demselben allen Vorschub leistete und seine Anstellung als Musikdirector veranlaßte. In jener Zeit schrieb er zwei kleine Opern, „Der Holzdieb" und „Lucretie". Schon 1826 verließ er indeß Dresden wieder, heirathete die Sängerin Mariane Wohlbrück, machte mit ihr eine Kunstreise und privatisirte dann seit 1827 eine Zeit lang in Leipzig. Hier schrieb er seine erste große Oper „Der Vampyr", die seinen Ruf weithin verbreitete und selbst in London auf die Bühne gelangte. In ihr tritt zuerst das eigenthümliche Gepräge, obwol noch mit manchen Elementen Weber'scher Weise vermischt, entschieden und kräftig hervor, das M.'s Musik unterscheidend auszeichnet, und welches in der bald darauf folgenden Oper „Templer und Jüdin" noch freier, selbständiger und klarer sich entfaltete und derselben einen dauernden Platz im deutschen Opernrepertoir sichert. Weniger frisch und auch weniger entscheidend in der Wirkung zeigten sich M.'s folgende Opern, „Des Fulkners Braut", „Der Kyffhäuser", „Das Schloß am Atna" und „Der Bäbu"; nur „Hans Heiling" (zuerst 1832 in Berlin gegeben) fand und verdiente einen größern Erfolg. In früherer Zeit hatte M. auch Vieles für Pianoforte, sowie Trios, Quatuors u. s. w. geschrieben, die aber gegenwärtig größtentheils in den Hintergrund getreten sind, wogegen seine Lieder und Männergesänge zu den beliebtesten gehören. Seit 1832 ist er in Hannover angestellt, wo er von Göttingen aus 1837 den Titel eines Doctors der Musik erhielt.

Marseille (Massilia), die dritte Stadt Frankreichs und die Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen (Bouches du Rhône), und nach London und Hamburg diejenige Seehandelsstadt, welche die meisten und großartigsten Geschäfte macht, liegt am Fuße eines hohen Felsengebirges und an einer Bucht des Meerbusens von Lyon in Gestalt eines Halbmondes um den sehr geräumigen und sichern Hafen herum, hat zwölf Vorstädte, 16000 Häuser und über 152000 E. Sie besteht aus der Altstadt und der Neustadt, welche beide durch den herrlichen, eine Stunde langen Corso und dessen Fortsetzung, die Rue de Rome, verbunden sind. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Die Häuser an derselben haben, bei einer Höhe von fünf Stockwerken, platte Dächer mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangebäumen besetzt. Die Altstadt (vieux quartier), der volkreichere und größere Theil, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter und hat enge, steile und winklige Straßen. Die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt (le beau quartier) dehnt sich um den Hafen herum und ihre Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden gehören das Stadthaus mit der Börse; die Kathedrale, die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, in welcher sich einige Säulen vom

höchsten Alterthume finden; das neue Theater; das alte und neue Zeughaus, und das große, Hôtel Dieu benannte Hospital, nebst den Quarantaineanstalten. Unter den 37 Plätzen zeichnen sich aus der neue Platz mit vier Springbrunnen, der Königsplatz, gleichfalls mit einem schönen Springbrunnen, der St.-Ferréolplatz mit einem artesischen Brunnen, die Plätze Castellane de la Comédie und Montiers. Der Hafen, der seit 1815 zu einem Freihafen erklärt und seit 1823 durch Vereinigung der festen Felseneilande Ratonneau und Pomègue mittels eines Dammes wesentlich verbessert worden ist und den Namen Dieu-Donné führt, bildet ein an beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßtes längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt eindringt, ist gegen alle Winde geschützt und bietet für 900 Schiffe Raum, ist aber bei seiner geringen Tiefe und wegen der verborgenen Klippen für Kriegsschiffe nicht geeignet. An und bei dem Hafen, in welchem über 6000 Schiffe jährlich einlaufen, befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifach übereinanderliegende, mit Geschütz besetzte Festungswerke hat, und an der linken Seite das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Rückwärts der Stadt auf den dieselbe umgebenden Anhöhen liegen Fabriken, Gärten, Weinberge, und zwischen Öl- und Mandelbaumpflanzungen eine ungeheure Menge von Landhäusern, Bastides genannt (über 5000), auf welche die Vornehmen Sonnabends Abends sich hinbegeben, um den Sonntag dort zuzubringen. M. hat, außer vielen katholischen Kirchen, eine reformirte und eine griechische Kirche (die einzige in Frankreich), ein königliches Collége, eine Navigationsschule, eine Arzneischule, eine Gewerbe- und Handelsschule, ein Athenäum, wo öffentliche Vorträge in allen Wissenschaften gehalten werden, eine königliche Akademie der Wissenschaften und Künste, eine akademische Gesellschaft der Medicin, eine Marine-Sternwarte, ein Gemälde- und Antiquitätenmuseum, einen königlichen Acclimatisations- und einen botanischen Garten, und eine öffentliche Bibliothek. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist sehr blühend. Am wichtigsten sind die Fabriken in Seife, die aus schlechtem Olivenöl bereitet wird und zur Verarbeitung der Seide unentbehrlich ist, in Stärke, Puder und Nudeln; ferner in Korallen, Parfumerien, Liqueur-, chemischen Präparate-, Wachs-, Glas-, Chocolade- und Flechtwaaren; in türk. Rothgarn und rothen marokkan. Mützen. Auch gibt es hier eine phelloplastische Fabrik. Dazu kommt ferner ausgebreitete Sardellen- und Thunfischerei. Ganz besonders hat es den ganzen levantischen Handel in Händen und sein Zollamt berechnet jährlich eine Einnahme von mehr als 30 Mill. Francs. Ein regelmäßiger Personenverkehr nach allen wichtigen Plätzen am Mittelländischen Meere, nach Genua, Livorno, Neapel, selbst nach Konstantinopel und Alexandrien, wird durch Dampfschiffe unterhalten und ein treffliches Lazareth mit musterhaften Quarantaineanstalten ist für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Insel Pomergues, sechs Meilen von der Stadt eingerichtet. Wegen des Handels, des schönen Klimas und der angenehmen Gegend halten sich in M. viele Fremde auf; die Einwohner sind fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. Die Straße von M. bis Aix, welche zwischen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein sieben Stunden langes Thal führt, ist eine der schönsten in Frankreich. M. gehört unter die ältesten Städte Europas und wurde von einer vor dem Eroberer Cyrus aus Kleinasien um 546 v. Chr. fliehenden Phocäercolonie gegründet. Es hieß Massalia, war ein aristokratischer Freistaat und hatte bis 50 v. Chr. einen blühenden Handel. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es eine Beute der verschiedenen, Frankreich erobernden Völkerschaften. Später kam es an Burgund und Arelat. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters wußte es sich fortdauernd seine Unabhängigkeit und Freiheiten zu bewahren, bis es endlich den Königen von Frankreich sich unterwerfen mußte.

Marseillaise, s. Rouget de Lisle (Jos.).

Marsen (Marsi) waren ein mittelital. Volk, sabellischen Stammes, wie die Sabiner, Peligner und Marruciner, an deren und der Äquer Gebiet das ihre grenzte, das die Gegend am Lacus Fucinus (jetzt Lago di Celano), an welchem ihr Hauptort Marruvium (jetzt San-Benedetto) lag, umfaßte. Im Bundesgenossenkriege, der nach ihnen auch der marsische Krieg genannt wird, standen sie an der Spitze der sabellischen Völker, von de-

nen er 91 v. Chr. ausging; ihr Anführer Vettius Cato schlug im J. 90 den röm. Consul P. Rutilius Lupus in einer Schlacht, in der dieser selbst das Leben verlor. Hierauf wurden sie von Marius und von Sulla geschlagen; im J. 89 aber verlor der Consul L. Porcius Cato gegen sie Schlacht und Leben, und erst nachdem sie zweimal von Sulla geschlagen worden waren, gelang es dem Consul Cn. Pompejus Strabo, sie zu unterwerfen. Wie durch ihre Tapferkeit, so waren sie auch wegen ihrer zauberischen Heilkunde und Schlangenzähmung bei den Alten berühmt. — Auch ein german. Volk am Niederrhein führte den Namen Marsen; sie waren wahrscheinlich der Theil der Sigambern (s. d.), der sich, als Tiberius unter des Augustus Regierung 40000 Sigambern auf das linke Rheinufer versetzte, die dort den Namen Gubernen oder Gugernen führten, in die östlichern Waldhöhen zurückzog. Gegen sie, die auch an der Schlacht Hermann's gegen Varus Theil genommen hatten, waren Angriffe des Germanicus (s. d.), die sie namentlich im J. 16 n. Chr. schwer trafen, gerichtet. Nachher verschwindet ihr Name.

Marsfeld, Campus Martius oder auch blos Campus, hieß bei den Römern der nördliche Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomörium (s. d.) von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinal und Capitolinus gegen die dort westlich ausbiegende Tiber hin erstreckt und auf der jetzt der größte Theil der städtischen Gebäude Roms liegt; ihr südlicher kleinerer Theil erhielt von dem 220 v. Chr. daselbst durch Flaminius (s. d.) erbauten Circus den Namen Circus Flaminius, der seit Augustus als Name der neunten Region auch das Marsfeld mit inbegriff, während der im Osten zunächst an den Hügeln liegende Strich als siebente Region nach der sie im Westen begrenzenden, vom Capitolin bis zum Flaminischen Thore führenden Strasse (jetzt Via del Corso) via lata genannt wurde. Das Marsfeld war ursprünglich im Besitz der Tarquinier; nach ihrer Vertreibung wurde es dem Mars geweiht, und daher der Name. Es diente als freier Platz theils für gymnastische und kriegerische Übungen, theils, gegen Süden hin, zunächst der Stadt, für Volksversammlungen, namentlich die Comitia centuriata, später auch für die Comitia tributa (s. Comitien), und für den Gebrauch der Magistrate bei diesen und bei andern öffentlichen Anlässen war ein Gebäude aufgeführt (villa publica). Übrigens aber war die ganze republikanische Zeit hindurch das Marsfeld unbebaut. Erst Cäsar begann für die Comitien (s. d.) marmorne Hallen (septa, d. i. Gehege) aufzuführen, die Agrippa beendete, der auch die ersten öffentlichen Thermen und das Pantheon (jetzt Santa-Maria rotonda) daselbst erbaute, während Augustus den großen ägypt. Obelisken dort aufstellte und sein eigenes Grabmal (Mausoleum Augusti) errichtete, wie denn das Begräbniß auf dem Marsfeld schon eine republikanische, nicht häufig ertheilte Ehre gewesen war. Auch das erste steinerne Amphitheater des Statilius Taurus lag auf dem Marsfelde, dessen freier Raum durch diese und andere öffentliche Gebäude, deren Zahl sich unter den spätern Kaisern bis Alexander Severus mehrte, und von denen namentlich Domitian's Tempel der Minerva Chalcidica (jetzt Santa-Maria sopra Minerva) und die Säule des Antoninus Philosophus (s. Antoninus Pius) zu erwähnen sind, allmälig auf den dem Flusse nächsten Strich eingeschränkt wurde, der daher bisweilen auch im Gegensatz gegen den bebauten Theil als Campus bezeichnet wird und Übungsplatz blieb. Privatbauten aber begannen, wie es scheint, auf dem Marsfelde erst in der spätesten röm. Zeit.

Marsfeld (Champ de Mars) heißt zu Paris ein am westlichen Stadtende zwischen dem rechten Seineufer und der Militairschule gelegener, mit Bäumen umschlossener Platz, den man schon vor der Revolution zu Militairübungen und Truppenmusterungen einrichtete. Seit der Revolution erhielt dieser weite Acker durch mehre politische Vorgänge eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung wurde daselbst am 14. Juli 1790 die erste constitutionelle Verfassung Frankreichs feierlich beschworen. Man faßte einige Tage vorher den Plan, den Boden des Feldes aus der Mitte auszugraben, um für die Zuschauer ein Amphitheater zu bilden. Da sich 12000 Tagelöhner vergeblich bemühten, die Arbeit zu vollenden, ergriff die Bevölkerung von Paris in Begeisterung Schaufel und Spaten, und das Werk kam zu Stande. Am Tage der Feier erfüllten 400000 Zuschauer den Umkreis des Amphitheaters. Gegen 60000 bewaffnete Milizen der Departements (fédérés), deren Zug drei Stunden dauerte, nahmen ihre Stellung

innerhalb des Halbkreises. Auf ebener Erde befand sich ein zweiter Halbkreis, der für die höchsten Autoritäten bestimmt war. Der König und der Präsident der Nationalversammlung saßen auf gleichen, mit Lilien verzierten Sesseln; hinter ihnen auf einem Balcon befanden sich die Königin, der Hof und die Minister. In der Mitte erhob sich der Altar des Vaterlandes, an dessen Stufen 300 Priester, an ihrer Spitze der Bischof von Autun (s. Talleyrand), den Meßdienst versahen. Nach Beendigung des Hochamtes erhob sich der König und leistete mit den übrigen Autoritäten den constitutionellen Eid zugleich. In dem Augenblicke nahm die Königin, von Begeisterung hingerissen, den Thronerben auf ihre Arme und zeigte denselben dem Volke. Dieser Anblick erregte einen maßlosen Enthusiasmus; Mutter und Kind hatten in dem Augenblicke die Herzen Aller gewonnen. Allein der Hof wußte diesen letzten Sonnenblick der Popularität nicht zu benutzen. Man setzte auch nach der Versöhnungsfeier die Intriguen gegen die neue Staatsordnung fort und steigerte damit um so mehr den Haß und die Leidenschaft der Parteien. Ein Jahr später, nach der verunglückten Flucht Ludwig's XVI., bot das Marsfeld einen andern Anblick dar. Während die Nationalversammlung am 16. Juli 1791 das Fortbestehen des Throns decretirte, entwarf der Jakobinerclub unter großem Tumult eine Petition an die Versammlung, in welcher man die Absetzung des Königs foderte. Am 17. sollte diese Petition auf dem Altare des Vaterlandes, der sich noch auf dem Marsfelde befand, niedergelegt werden. Nachdem Lafayette mit einem Theil der Nationalgarde die tumultuarische Menge vergebens zu beschwichtigen versucht, erhielt der Maire Bailly (s. d.) vom Municipalrathe den Auftrag, die Ordnung herzustellen. Bei der Ankunft desselben erneuerte sich der Aufruhr, weil man unter dem Altare des Vaterlandes zwei Invaliden entdeckte, die sogleich erwürgt wurden. Bailly verlas das Kriegsgesetz und ließ dann Lafayette einschreiten. Einige hundert Menschen büßten mit der ersten Salve das Leben ein. Dieses strenge Verfahren lähmte auf kurze Zeit den Muth der Anarchisten und brachte zwischen der Nationalversammlung und dem Könige eine Vereinigung zu Stande, die Letzterer jedoch schlecht benutzte. Nach der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba wurde das Marsfeld nochmals der Schauplatz einer politischen Feierlichkeit. Die altfränk. Gewohnheit nachahmend, hielt hier der Kaiser am 1. Juni 1815 ein feierliches Maifeld (s. Märzfeld), um in den Augen Europas seiner zweiten Thronbesteigung den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, im Namen des franz. Volks eine Huldigungsrede vor. Der Reichserzkanzler Cambacérès machte hierauf die Abstimmung der Nation über die am 22. Apr. verliehene Zusatzacte (acte additionel) bekannt. Wiewol von 40 Departements keine Abgeordneten erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß diese Acte, welche die Constitution des Kaiserreichs mit einem Repräsentativsystem beschenkte, von der Nation angenommen worden sei. Napoleon unterschrieb den Volksbeschluß, hielt an die Versammlung eine Anrede und beschwor die neue Verfassung. Ungefähr 200000 Personen, die zugegen waren, erwiderten den Eid, dem ein Te deum folgte. Sodann theilte der Kaiser vom Throne herab an die Nationalgarden und Truppen, deren Anzahl sich auf 50000 M. belief, Adler aus und ließ das Heer defiliren. Hierauf folgte die Eröffnung der Kammern.

Marsh (Herbert), einer der fruchtbarsten theologischen Schriftsteller Englands, geb. zu London 1757, zeichnete sich schon in dem St.-John's College zu Cambridge durch seine philologischen und mathematischen Kenntnisse aus. Nachdem er Fellow geworden war, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommnen, und hielt sich einige Jahre in Göttingen und zuletzt in Leipzig auf. Hier übersetzte er Michaelis' „Einleitung in das Neue Testament" ins Englische (4 Bde., 1792—1801). Zugleich theilte er die wichtigsten politischen Nachrichten, die er sich zu verschaffen wußte, der brit. Regierung mit und vertheidigte die Politik derselben in Flugschriften. Pitt ertheilte ihm dafür eine Pension. Als die franz. Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging er nach England zurück und wurde 1807 Professor in Cambridge. Er hielt seine theologischen Vorlesungen nicht, wie bis dahin üblich war, lateinisch, sondern in engl. Sprache, wodurch dieselben an Gemeinnützlichkeit gewannen, da Personen jedes Standes sie besuchen konnten. Nächst mehren gelehrten Streitschriften in Beziehung auf theologische Kritik, Politik und das Er-

ziehungssystem Bell's und Lancaster's (s. d.) erwähnen wir seine Schrift „A comparative view of the churches of England and Rome" (1814) und seine „Horae Pelasgicae", Untersuchungen über den Ursprung und die Sprache der Pelasger, in welchen er sich als feinen Kritiker zeigt. Er wurde 1816 Bischof von Llandaff, erhielt 1819 das Bisthum Peterborough, und starb am 1. Mai 1839.

Marsigli (Lodovico Fernando, Graf von), geb. zu Bologna am 20. Juli 1658, wurde von seinen Eltern, ungeachtet seiner großen Neigung für das wissenschaftliche Leben, für das Militair bestimmt. Mit dem venetian. Gesandten machte er 1679 eine Reise nach Konstantinopel, dann trat er 1683 in östr. Dienste, in welchen er sich während des Kriegs mit den Türken als einen geschickten Ingenieur bewies, doch sehr bald in Gefangenschaft gerieth. Nach einem Jahre wieder ausgewechselt, wurde er zum Obersten ernannt und mit wiederholten Sendungen nach Rom beauftragt. Auch wurde er bei den Grenzbestimmungen verwendet, die in dem Frieden zu Karlowitz 1699 verabredet worden waren. In dem span. Erbfolgekriege war er Untercommandant der Festung Altbreisach, die sich 1703 fast ohne alle Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen, während über den Commandanten Grafen von Arco das Todesurtheil ausgesprochen wurde. M. fand Trost in den Wissenschaften, mit denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. Im J. 1708 vom Papst Clemens XI. berufen, um den Oberbefehl eines kleinen Heers zu übernehmen, welches sich gegen den Kaiser Joseph I. in Bewegung setzen sollte, blieb er, da der Krieg beigelegt wurde, seitdem in Bologna, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna 1730. Seine Vaterstadt verdankt ihm mehre wissenschaftliche Stiftungen. (S. Bologna.) Außer der Schrift „Histoire physique de la mer" (franz. von Leclerc, Amst. 1725, Fol.) und dem „Stato militare dell' imperio ottomano" (2 Bde., 1732) lieferte er das theure Prachtwerk „Danubius pannonico-mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc." (6 Bde., Haag 1726, Fol., mit 288 Kupfern).

Marstall nennt man die in der Regel sehr eleganten Gebäude, in welchen die Pferde fürstlicher und anderer vornehmer Personen aufgestellt sind, und wo alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthe aufbewahrt werden.

Marsyas, der Sohn des Olympos, Oagros oder Hyagnis, ist wegen seines Wettkampfes mit Apollon bekannt. Als Athene die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen, und Den, der sie aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluche belegt hatte, fand M. dieses Instrument, auf dem er bald eine solche Fertigkeit erlangte, daß er es wagen konnte, den Apollon zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen wurden die Musen herbeigerufen. Der stärkere Flötenton übertäubte anfangs die sanftern Töne der Lyra, welche Apollon spielte, und schon neigte sich der Sieg auf des M. Seite, als Apollon sein Spiel mit Gesang zu begleiten anfing. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun, und die Musen entschieden sich zu Gunsten des Apollon, der den Vermessenen an eine Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Dieser Kampf der griech. Kitharistik mit der phrygischen Auletik ist von vielen Künstlern der alten und neuern Zeit dargestellt worden. In Rom und in den röm. Colonien standen Statuen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder strengen Gerichts. Übrigens ist M. eine blose Personification des phrygischen Flötenspiels.

Martellos heißen die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Corsica, die zur Zeit Karl's V. zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls Martellos, die jetzt als Wachtthürme gegen die Schleichhändler dienen.

Martène (Edmond), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation St.-Maure, wurde geboren zu Saint-Jean-de-Löne 1654. Mit seinem Ordensbruder, Ursin Durand aus Tours, machte er zur Untersuchung der Archive und Bibliotheken in Klöstern und Kirchen

seit 1709 große Reisen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland, die bedeutende Ausbeute für die Geschichtsforschung gaben. Er starb am Schlage am 20. Juni 1739. Unter seinen zahlreichen Werken bemerken wir seinen „Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc." (Par. 1690—95, 4.); „De antiquis monachorum ritibus" (2 Bde., Lyon 1690, 4.); „De antiquis ecclesiae ritibus" (3 Bde., Rouen 1700); „Thesaurus novus anecdotorum" (5 Bde., Par. 1717, 4.), und die umfassende Sammlung „Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio" (9 Bde., Par. 1724—33, Fol.).

Martens (Georg Friedr. von), geb. in Hamburg am 22. Febr. 1756, studirte in Göttingen und bildete sich dann in Wetzlar, Regensburg und Wien weiter aus. Er wurde 1784 Professor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808—13 war er Staatsrath im Königreich Westfalen und von 1810 an zugleich Präsident der Finanzsection des Staatsraths. Nach der Restauration ernannte ihn der König von Hannover 1814 zum Geh. Cabinetsrath und 1816 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt. Hier starb er am 21. Febr. 1821. Geschätzt sind sein „Recueil des traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761" (8 Bde., neue Aufl., Gött. 1817—20) und „Nouveau recueil des traités etc.", fortgesetzt von seinem Sohne Karl von Martens, Saalfeld und F. Murhard (21 Bde., Gött. 1824—44); „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts" (2 Bde., Gött. 1800—2, 4.); „Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe" (3 Bde., Berl. 1801) und „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh." (Berl. 1807). — Sein Neffe, Karl von M., hat sich als würdigen Nachfolger des Oheims bewiesen durch seinen „Manuel diplomatique" (Lpz. 1823), den er in dem „Guide diplomatique" (2 Bde., Lpz. 1832) neu bearbeitete; seine „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bde., Lpz. 1827); „Nouvelles causes célèbres etc." (2 Bde., Lpz. 1843) und den „Recueil manuel et pratique des traités, conventions et autres actes diplomatiques entre les divers états souverains" (Bd. 1 und 2, Lpz. 1845), ein Werk, das auf fünf Bände berechnet ist.

Martha (Anne Biget), gewöhnlich genannt Schwester Martha, eine durch ihre barmherzigen Werke berühmte franz. Nonne, geb. 1749, versah vor der Revolution die Dienste als Chürsteherin in einem Kloster und lebte nach Auflösung der Orden zu Besançon von einer Pension von 133 Francs. Mit seltener Aufopferung unterstützte und pflegte sie seit 1792 die Hülflosen und Kranken, und furchtlos besuchte sie die Gefängnisse. Bei Ankunft der Verwundeten und Kriegsgefangenen verdoppelte sie ihren Eifer; sie verpflegte ohne Unterschied Freund und Feind und suchte deren Schicksal selbst durch Verwendung bei den Behörden zu lindern. Besonders machte sie sich verdient um 600 gefangene Spanier, die 1809 zu Besançon im traurigsten Zustande anlangten. Ihr Name wurde in den Armeen bekannt, und die Soldaten priesen sie als ihren rettenden Engel. Im J. 1814 ging die betagte M. nach Paris, um von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Die Kaiser von Rußland und Östreich und der König von Preußen erkannten ihre Verdienste, verliehen ihr Orden und Geld, das sie aber lediglich zu mildthätigen Zwecken verwendete. Auch Ludwig XVIII., dem sie vorgestellt wurde, gab ihr einen Orden und ernannte sie zur Vorsteherin aller Vereine von barmherzigen Schwestern in Frankreich. In dem Hungerjahre 1817 reiste sie nochmals nach Paris und sprach die Reichen der Hauptstadt und die Regierung um Unterstützung der Nothleidenden ihrer Gegend an. Sie starb zu Besançon am 29. März 1824. — Ein Neffe von ihr, der Maler Biget, der sie bei ihren Bemühungen oft unterstützt hatte, erhielt das Recht, ihre Orden zu tragen.

Martialgesetz (Martial-law) nennt man überhaupt, ganz besonders aber in England, das Kriegsgesetz oder die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen in der bewaffneten Macht die Disciplin geübt wird und die Vergehen bestraft werden. Das Kriegsgesetz, um seinem Zwecke zu entsprechen, ist überall in seinen Strafen härter und in seinem Verfahren formloser, als die allgemeinen Landesgesetze. Wenn daher bei Aufruhr oder Tumult die bürgerlichen Gesetze Leben und Eigenthum der Einwohner nicht mehr zu schützen

vermögen, so wendet man auf eine Stadt, einen District oder auch wol auf eine Provinz das Kriegsgesetz an. Die bewaffnete Macht ist dann berufen, Ordnung und Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen nach den Kriegsgesetzen ohne Umstände zu richten. Aber auch wenn eine Stadt oder Provinz vom innern oder äußern Feinde nur bedroht oder belagert ist, stellt man, in Rücksicht der großen Gefahr, die Bevölkerung unter Militairbefehl und Kriegsgesetz, oder man erklärt, wie man zu sagen pflegt, den Ort in Belagerungszustand. In neuester Zeit haben die großen Städte Frankreichs und Spaniens dieses Schicksal mehrmals erlitten. Da indeß ein solches von der Staatsgewalt beanspruchtes Ausnahmegesetz zu großem Misbrauch und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit führen kann, so ist die Anwendung des Kriegsgesetzes, wenigstens in constitutionellen Staaten, mit schwerer Verantwortung belastet und darf nur in den Fällen und unter den Formen und Bestimmungen verhängt werden, welche dafür im voraus gesetzlich gegeben sind. In Frankreich steht es zunächst dem freilich von der Regierung ernannten und abhängigen Maire (s. d.) zu, die Militairgewalt bei außerordentlichen Fällen zu Hülfe zu rufen. In Großbritannien, wo Leben und Freiheit der Bevölkerung am meisten mit schützenden Formen umgeben sind, ist es allein die Sache der Ortsobrigkeit, den Kriegszustand eintreten zu lassen. Diese Magistrate haben ihre Handlungsweise auf Anklage vor dem ordentlichen Richter zu verantworten, während die Untersuchung, ob die bewaffnete Macht die ihr gegebenen Befehle überschritten hat, dem Kriegsgerichtshofe oder auch dem Parlament selbst unterliegt. Das altengl., im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten Mal unter Jakob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof geltend machte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. die sogenannte Aufruhracte (Mutiny-act) zu Stande kam, welche seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Erst nachdem diese Acte verlesen, die Habeascorpusacte (s. d.) für den bestimmten Ort und auf bestimmte Zeit aufgehoben ist, kann nach Verlauf einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militairgewalt verfahren werden. Für Irland gelten aber noch gegenwärtig besondere Gesetze.

Martiālis (Marcus Valerius), der vorzüglichste röm. Epigrammendichter und der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms (s. d.), geb. zu Bilbilis in Spanien um 40 n. Chr. und erzogen zu Calagurris, jetzt Calahorra, der Vaterstadt seines Freundes Quinctilian, kam als Jüngling unter Nero nach Rom und stand bei den folgenden Kaisern zum Theil in hoher Gunst und Achtung, sodaß ihn Domitian sogar zum Tribun ernannte und reichlich beschenkte. Unter Trajan dagegen, der die Satiriker nicht liebte, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er um 100 n. Chr. starb. Seinen Ruhm begründete er durch 14 Bücher Epigramme, die meist scharfsinnig und treffend und voll Anmuth und attischen Salzes sind, obgleich viele derselben, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, auch an Unzüchtigkeit und Schamlosigkeit grenzen. Unter den zahlreichen Ausgaben erwähnen wir nach der ersten (Ven. 1470, Fol.) die von Rader (Ingolst. 1602 und öft.), Schrevel (Leyd. 1656 und 1670 mit J. F. Gronov's Anmerkungen), Lemaire (Par. 1825), und die neueste vorzüglichste Textrecension, mit einem trefflichen kritischen Apparate, von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841). Lat. und deutsch besitzen wir die „Sinngedichte des M. in einem Auszuge" von Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91), eine deutsche Übersetzung mit Weglassung der anstößigen Stellen von Willmann (Köln 1825) und „Funfzig Epigramme, mit zeitgemäßen Zusätzen" von Diesling (Frankf. 1835).

Martignac (Gaye, Vicomte de), franz. Minister unter Karl X., geb. 1776 zu Bordeaux, widmete sich dem Rechtsstudium, begleitete 1798 Sièyes als Privatsecretair nach Berlin und setzte seitdem in seiner Vaterstadt die advocatorische Laufbahn mit Auszeichnung fort. Während der Hundert Tage erregte er die Aufmerksamkeit der Bourbons, indem er gegen Napoleon schrieb, und wurde dafür bei der zweiten Restauration zum Generalprocurator des Gerichtshofes zu Limoges ernannt. Das Departement Lot und Garonne sendete ihn 1821 in die Kammer, wo er als constitutionell gesinnter Royalist großes Rednertalent entfaltete. Im J. 1823 begleitete er als Civilcommissair des Königs die franz. Armee nach Spanien. Er bewies in dieser Stellung Mäßigung und wurde nach der Rückkehr zum Staatssecretair, darauf zum Director der Domainen und 1824 zum Vicomte

erhoben. Nach der Auflösung des Ministeriums Villèle stellte ihn der Hof am 9. Febr. 1829 als einen nicht unpopulairen Charakter an die Spitze der neuen Verwaltung, indem er das Ministerium des Innern erhielt. Seinem Plane gemäß sollten beide Parteien den Fanatismus aufgeben und sich zur Stütze des Thrones und Aufrechthaltung der Charte vereinigen. In diesem Sinne suchte er in der Kammer die Anklage gegen das gefallene Ministerium zu beseitigen, sowie den Vorschlag zu einer Petition an den König um Herstellung der Nationalgarde. Dagegen hob er das schwarze Cabinet auf, welches die Brieferöffnungen und andere geheime Spionerien leitete, ersetzte die jesuitischen Policeidirectoren, Franchet und Delaveau, durch Debelleyme und brachte überhaupt eine Menge gemäßigt und constitutionell gesinnter Männer in die Verwaltung. Indessen unterlag bei der schroffen Stellung der Parteien und dem Kampfe um Principien die Vermittelungs- und Friedenspolitik M.'s sehr bald von beiden Seiten den heftigsten Anfeindungen. Als er in der Sitzung von 1829 einen Gesetzentwurf zur Organisation des Gemeindewesens und einen andern zur Errichtung von Departementalräthen vor die Kammer brachte, verlangte die Linke größere Begünstigung des demokratischen Princips, die Rechte noch mehr Einschränkung des Wahlrechtes auf die Höchstbesteuerten. Der König löste zwar am 31. Juli 1829 die Kammer auf; aber M. sah sich auch zugleich vom Hofe gänzlich verlassen und legte schon am 8. Aug. seine Verwaltung nieder. Unter dem Ministerium Polignac gesellte er sich nun in der Sitzung von 1830 der Opposition zu und stimmte für die Adresse der 221. Dessenungeachtet betheuerte er nach der Julirevolution vor der Kammer die Redlichkeit der Gesinnung Karl's X. und übernahm im Processe der gestürzten Minister unentgeltlich die Vertheidigung des Fürsten Polignac. Zu Anfange des J. 1831 zog er sich in Folge einer langwierigen Krankheit aus der Kammer zurück und starb am 3. März 1832. Nach seinem Tode erschien von ihm „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (3 Bde., Par. 1832).

Martin, der Heilige, geb. zu Saburia in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) ums J. 316 von heidnischen Eltern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. Jahre unter Konstantius und Julianus Kriegsdienste thun. Später ging er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und als ein Muster aller Tugenden erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete, und der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt. Nachdem er nun mehre Jahre als Mönch verlebt hatte, reiste er nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeißelt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand, und, als er auch hier von Seiten des Bischofs Auxentius neuen Verfolgungen unterlag, ging er nach der Insel Gallinaria im ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiösen versammelte. Gegen seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster von Marmoutiers, wo er im J. 400 sein Leben beschloß. Höchst achtbar erscheint M. dadurch, daß er sich der Hinrichtung des Priscillian (s. d.) beredt widersetzte. Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht. Die M. beigelegte „Professio fidei de trinitate" wird für ein untergeschobenes Werk gehalten. Ihm zu Ehren wird das Martinifest (s. d.) gefeiert. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — M. I., geb. zu Todi in Toscana, bestieg 649 den päpstlichen Stuhl. Als er auf der ersten Lateransynode die Monotheleten und den Kaiser Heraklius verdammen ließ, wurde er 653 von dem kaiserlichen Statthalter Kallioras gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — M. II. oder Marinus I., 882—884, und M. III. oder Marinus II., 942—946, werden sehr oft nicht mitgerechnet, und deshalb M. IV., 1281—

85, auch als der zweite aufgeführt. In des Letztern Regierung fiel die Sicilische Vesper (s. d.). — M. V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII. Absetzung, während der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Seine Klugheit wußte die reformatorischen Bestrebungen des Concils so zu beherrschen, daß nur unbedeutende Misbräuche aufgehoben wurden. Mit Deutschland, Frankreich und England schloß er Separatconcordate, die nicht in Ausübung kamen, und löste die Versammlung in der 45. Sitzung unter nichtigem Vorwande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, doch dieser entsagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Entschädigung das Bisthum von Majorca. Eine Kirchenversammlung, welche M. im J. 1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde ebenfalls aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. M. starb 1431.

Martin (Christoph Reinh. Dietr.), einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutschlands, zumal im Fache des Processes, stammt aus einer franz. Refugiefamilie, welche sich nach Hessen gewendet hatte, und wurde 1772 in dem damals noch hess. Orte Bovenden, unweit Göttingen, geboren. Er studirte in Göttingen, wurde 1790 Advocat und zugleich akademischer Docent, 1793 Doctor der Rechte, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor der Rechte daselbst, folgte aber noch in demselben Jahre dem Rufe nach Heidelberg, wo er die Direction der juristischen Facultät als Spruchcollegium übernahm. Als er hier wegen einer auf Beschleunigung der Einführung der versprochenen landständischen Verfassung gerichteten Petition im J. 1815 in eine Untersuchung verwickelt wurde, fand er sich, obschon dieselbe mit einer vollständigen gerichtlichen Freisprechung endigte, doch bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf wurde er Oberappellationsgerichtsrath in Jena und zugleich ordentlicher Honorarprofessor der Rechte; auch übernahm er noch gewisse Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach und erhielt später den Charakter eines Geh. Justizraths. Im J. 1840 legte er indeß seine Ämter nieder und lebt seitdem als Privatmann zu Mügeln im Königreiche Sachsen. Unter seinen Schriften erwähnen wir das „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" (Gött. 1800; 12. Aufl., Heidelb. 1838), durch welches er bedeutend auf die Fortbildung des Processes eingewirkt hat; „Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums" (Heidelb. 1808); „Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen" (2. Aufl., Heidelb. 1829) und „Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts" (2 Bde., Heidelb. 1820—25; 2. Aufl., 1829). Auch führte er 1816—18 die Redaction des „Neuen rhein. Merkurs".

Martin (Rob. Montgomery-), s. Montgomery-Martin (Rob.).

Martin (Vincenza), einer der beliebtesten Componisten in der ältern ital. Manier, geb. in Valencia 1754, machte sich zuerst bekannt durch seinen in Wien um 1785 geschriebenen und von Kennern geschätzten „Burbero". Den meisten Ruf aber erwarb er sich 1787 durch seine „Cosa rara", welche zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen, nachmaligen Königs von Sachsen, Anton, aufgeführt wurde. Unter seinen übrigen Compositionen erwähnen wir die Opern „Arbore di Diana" (1787) und „La capricciosa coretta" (1800); ferner „Dodici canoni per il cembalo"; „Dodici ariette italiane con accomp. di cembalo" und die Cantate „Il sogno". M. ging 1788 nach Petersburg, wo er Kapellmeister bei der russ. Oper wurde und 1816 starb.

Martineau (Miß Harriet), engl. Schriftstellerin, geb. am 12. Juni 1802 zu Norwich in der Grafschaft Norfolk, unter acht Kindern eines Fabrikbesitzers eines der jüngsten, erhielt, wie alle ihre Geschwister, eine gute Erziehung. Ihre schwache Gesundheit, die Taubheit, an der sie seit früher Jugend litt, und ein inniges Verhältniß zu ihrem Bruder (James M. in Liverpool) trugen viel dazu bei, in ihr die Liebe für die Wissenschaft hervorzurufen und ihrem Geiste eine Verstandesrichtung zu geben. Seit ihrem 19. Jahre trat sie als Schriftstellerin auf, zuerst aus freier Neigung, bald durch Familienunglück gezwungen,

die Schriftstellerei zum Erwerbe zu benutzen. Doch schlug sie 1840 die ihr von der Regierung angetragene Pension aus. Ihre zahlreichen Schriften haben fast alle die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im Auge, daher sie keine Mühe gescheut hat, sich mit den für Frauen sonst abstoßenden Wissenschaften der Staatswirthschaft und Statistik aufs innigste vertraut zu machen. Ihre wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind die „Illustrations of political economy" (9 Bde., 1832—34), in der Form von Erzählungen, welche die Staatswirthschaftslehre zur allgemeinen Kenntniß bringen sollen; „Poor laws and paupers" (1834), eine scharfe Kritik der engl. Armengesetze; „Society in America" (3 Bde., 1837) und „Retrospect of western travel" (3 Bde., 1838), beides Schilderungen Nordamerikas, das sie 1836 bereist hatte. Außerdem schrieb sie die Romane „Deerbrook" (1839) und „The hour and the man" (1840); die Kinderschriften „The peasant and the prince", „The settlers at home" u. s. w., mehre Schriften über Erziehung, z. B. „Five years of youth" (1823) und über Religion, z. B. „Traditions of Palestine", und eine Masse Aufsätze für kritische Jahrbücher. Ihre Schriften zeichnen sich sämmtlich durch Gründlichkeit und Klarheit und durch eine frische, belebte, oft dichterische Schreibart aus; denn daß diese verstandesreiche Frau auch den dichterischen Schilderungen in hohem Maße gewachsen ist, hat sie durch ihr letztes Werk „Feats on the Fiend" (1844) bewiesen.

Martinez de la Rosa (Don Francisco), ehemaliger span. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. zu Granada in Andalusien, entwickelte in der reichen, historisch-romantischen Umgebung seiner Vaterstadt frühzeitig sein schönes poetisches Talent. Nach Beendigung seiner Studien hielt er in Salamanca Vorlesungen über schöne Wissenschaften und Philosophie. Bei der ersten franz. Invasion, im J. 1808, wirkte er als Journalist nicht ohne Erfolg für die Grundsätze der Nationalunabhängigkeit. Später übertrugen ihm die in Cadix constituirten Cortes einige diplomatische Sendungen, unter Andern auch eine nach London, und 1813 wurde er von Granada in die erste Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr theilte er das Schicksal der Liberalen und wurde nach längerer Gefangenschaft exilirt. In dieser Zeit schrieb er das Trauerspiel „Morayma". Nachdem Ferdinand VII. 1820 die Constitution von 1812 anerkannt, kehrte er zurück und wurde wieder der Vertreter Granada's in den Cortes, die ihn zum Präsidenten wählten. Über die Trefflichkeit seines unbefleckten Charakters war nur Eine Stimme. Daher ernannte ihn der König Ferdinand im Febr. 1822 zum Minister des Auswärtigen und übertrug ihm die Wahl seiner Collegen. Wie M. früher als Redner und Publicist durch Mäßigung die Extreme zu besiegen gesucht hatte, so auch als Minister, und es wurde deshalb sein Ministerium das der Gemäßigten (de los Anilleros) genannt. Nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der königlichen Garden, am 7. Juli 1822, als er einsah, daß er mit seinem Systeme der Mäßigung nicht durchkomme, trat er zurück, worin die extreme Partei eine Schwäche erkannte. Bei der Invasion der Franzosen im J. 1823 ging er nach Italien, und von der Restauration geächtet, lebte er meist in Paris, wo er sich mit Literatur beschäftigte. Erst im J. 1830, als nach Aufhebung des Salischen Gesetzes der König und die Königin nach Stützen in der öffentlichen Meinung suchen mußten, um den karlistischen Umtrieben widerstehen zu können, erhielt auch M. die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, wovon er indeß erst 1833 Gebrauch machte. Durch seinen Geist, seinen Ruf als Dichter und seine lebhafte Unterhaltung gewann er sehr bald das Vertrauen der Regierung in hohem Grade. An Zea-Bermudez's Stelle wurde er im Jan. 1834 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident im Cabinet. Er bewirkte sofort die Zurückberufung von Arguelles, Galiano, Isturiz, Quiroga, Valdez, Mina u. A., führte durch das Estatuto real vom 10. Apr. 1834 das Zweikammersystem ein und brachte zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung auf der pyrenäischen Halbinsel die Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritannien und Frankreich zu Stande. Auch führte er nach dem Abgange des Generals Llauder interimistisch das Portefeuille des Kriegsministeriums bis zur Ankunft des Generals Valdez. Doch der Krieg in den nördlichen Provinzen und der Kampf der Procuradores mit den Anhängern der Constitution von 1812 bereiteten ihm so große Schwierigkeiten, daß er am 10. Juni 1835 aus dem Ministerium schied, in welchem er Toreño zum Nachfolger erhielt. Bei aller Gerechtigkeit, die

man seinem Charakter und seinen Talenten widerfahren ließ, machte man ihm mit Recht Mangel an Energie und Entschlossenheit zum Vorwurf. Hierauf trat er wieder bei den Cortes ein, wo er 1843 in der Commission wegen der Volljährigkeitserklärung der Königin Isabella den Vorsitz führte, und wurde bald nachher Gesandter am franz. Hofe. Als Redner ist er mehr durch einen blühenden und leichten Vortrag, sowie durch eine glückliche Improvisation ausgezeichnet, als durch Energie des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken. Als Dichter hat er vorzüglich die classische Schule der Franzosen zum Vorbild genommen. Er ist beständiger Secretair der königlichen Akademie, welche Stelle er auch, als er Minister war, beibehalten hatte. Seine „Obras literarias" erschienen in Paris (4 Bde., 1832) und eine deutsche Übersetzung seiner „Auserlesenen Schriften" besorgte Schäfer (2 Bde., Heidelb. 1835—36).

Martini (Giambattista), bekannt unter dem Namen Padre Martini, ein geschickter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, durchreiste sehr jung mehre Länder Europas und selbst einen Theil Asiens, und widmete sich nach seiner Rückkehr als Franciscaner mit Eifer dem Studium der Musik. Schon 1725 zum Kapellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete, eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Künstler hervorging. Als Componist hat M. nur untergeordnete Bedeutung; doch sind immer noch seine Kirchenmusiken, seine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel wegen ihrer Reinheit und Gründlichkeit geschätzt. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen „Saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo" (2 Bde., Bologna 1774, Fol.), und seine „Storia della musica" (3 Bde., Bologna 1775—81). Durch anhaltendes Studiren verfiel er später in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte, und starb 1784.

Martinifest, zu Ehren des heil. Martin (s. d.), wird in der katholischen Kirche am 11. Nov., als dem angeblichen Geburtstage desselben, gefeiert. Da eine Sage den heil. Martin zum Schutzpatron der Trinker gemacht hatte, so beging man sein Fest mit Schmausereien und Gelagen, woher die franz. Ausdrücke Martiner und faire la St.-Martin, d. i. schmausen, und mal de St.-Martin, d. i. verdorbener Magen, sich herschreiben. Am Martinifest empfing die Geistlichkeit ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen, daher man noch gegenwärtig an diesem Tage die Martinsgänse verspeist.

Martinique, eine der kleinen Antillen oder Karaibischen Inseln, von 26 □M. mit 42400 freien Einw. und 76200 Sklaven, ist nächst Guadeloupe (s. d.) die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde 1493 von den Spaniern entdeckt, aber nicht in Besitz genommen und blieb daher nach wie vor den Karaiben, bis 1635 etwa 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph herüberkamen, sich hier niederließen, die Ureinwohner besiegten und zur Übersiedelung nach St.-Domingo und St.-Vincent nöthigten. Colbert kaufte sie 1664 den Colonisten für 40000 Thlr. ab. Von den Engländern wurde sie 1761, 1794 und 1809 genommen, beim Frieden aber jedesmal an Frankreich zurückgegeben. Sie ist durchgehends gebirgig, im Innern größtentheils noch mit Urwäldern bedeckt und nur längs der Meeresküste auf einer durchschnittlichen Breite von etwa einer Stunde in das Land hinein, angebaut. Sie wird von einer vulkanischen Bergkette durchzogen und die höchsten Gipfel derselben sind im südlichen Theile der Piton du Vanclain, in der Mitte der Pelée und an der Nordwestspitze der 7000 F. hohe Carbet mit einem furchtbaren Krater. Sie hat zahlreiche Vorgebirge, die sichere Baien und Häfen bilden, eine zahllose Menge Flüsse und Gießbäche, und bei ihrem vulkanischen Charakter viele heiße Mineralquellen. Das Klima ist trotz der Hitze und dem Witterungswechsel der Tropengegend sehr gesund. und die Ergiebigkeit des Bodens höchst bedeutend. Man gewinnt alle Arten von Colonialproducten, wie Baumwolle und Taback, in besonderer Güte aber Kaffee, Zucker und Cacao. Die Ausfuhr betrug seit 1831 jährlich über 3 Mill. Thlr. Im J. 1718 wurden aus dem botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach M. gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 über 8 Mill. Kaffee-

bäume zählte, welche jährlich gegen 100000 Ctr. Bohnen lieferten. Heftige Stürme richten freilich bisweilen große Verwüstungen an, und erst 1845 war die Insel der Schauplatz einer furchtbaren Verheerung, bei der auch viele Menschen umkamen. Sie ist in zwei Haupttheile, Basse-Terre und Cabes-Terre, eingetheilt. Die Hauptstadt St.-Pierre, an der Westküste, hat 30000 E., ein Fort und einen Hafen und ist besonders als Stapelplatz für den Schleichhandel, der in Westindien mit franz. Erzeugnissen getrieben wird, sehr wichtig. Andere wichtige Festungen und Häfen sind Fort Royal, die Residenz des franz. Gouverneurs, ebenfalls an der Westküste, und La Trinité, an der Ostküste gelegen.

Martius (Karl Friedr. Phil. von), Hofrath, Professor und Director des botanischen Gartens an der Universität zu München, geb. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Hofapotheker war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bald diejenige Richtung, welche für ihn Lebenselement werden sollte. Er besuchte das Gymnasium, dann die Universität zu Erlangen, wo er Medicin studirte. Nachdem er sich die medicinische Doctorwürde erworben, nahm er Theil an der 1817—20 von der östr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien und erwarb sich durch den Umfang und die Tiefe seiner Forschungen über jenes große und wichtige Land einen Namen, wie ihn unter den deutschen Reisenden, außer Alex. von Humboldt, noch keiner erlangt hat. Obgleich er nur mit den botanischen Arbeiten der Expedition beauftragt war, zog er doch auch Ethnographie, Statistik, Geographie und allgemeine Naturbeobachtung in seinen Bereich. Die Resultate derselben gab er in seiner „Reise nach Brasilien" (3 Bde., Münch. 1824—31), die ebenso reich an neuen Thatsachen, als anziehend ist durch vortreffliche Schreibart und die mit Wahrheit und unverkennbarer Liebe wiedergegebenen Bilder einer mit dichterischem Geiste aufgefaßten Natur. Der zeitig verstorbene Spix (s. d.) hat zu diesem vortrefflichen Werke nur wenig Material geliefert und an der Abfassung selbst keinen Theil genommen. In rascher Folge ließ M. später die rein botanischen Früchte seiner Reise erscheinen und es sind diese Werke meist sehr reich ausgestattet und ohne Unterschied von hohem, wissenschaftlichem Werthe. Veranlaßt durch ein sehr reiches, aus Brasilien mitgebrachtes Material, beschäftigte er sich eine geraume Zeit ausschließend mit den Palmen, jenen königlichen Formen des Pflanzenreichs, und wurde dabei von allen Seiten her so eifrig unterstützt, daß er eine vollständige Monographie der ganzen Familie („Genera et species palmarum", Münch. 1824—36, Fol.) zu geben vermochte, die den größten Prachtwerken sich zur Seite stellen darf, und so gelungen ist, daß Endlicher wol schreiben durfte, es werde der Name von M. immerdar mit den Palmen in Verbindung genannt werden müssen. Abgehend von der herkömmlichen Trockenheit der Darstellung hat M. in den meisten seiner botanischen Werke Naturschilderungen eingewebt, die nicht allein durch ihre Form anziehen, sondern auch für die noch neue Wissenschaft der Pflanzengeographie von Wichtigkeit sind; landschaftliche Ansichten mit der charakteristischen Vegetation der beschriebenen Gegenden, durch geschickte Künstler entworfen und berechnet, auch dem Laien einen Eindruck der großartigen Natur der Tropenländer zu verschaffen, begleiten sowol das Werk über die Palmen, als die mit Unterstützung der bair. und östr. Regierung großartig angelegte „Flora brasiliensis", von welcher seit 1834 erst sechs Bände erschienen sind. Als Lehrer zeichnet sich M. durch große Klarheit des Vortrags aus, und als Mitglied der bair. Akademie wirkt er auch in weiteren Kreisen. Seine Verdienste sind durch vielfache Auszeichnungen anerkannt worden.

Martyni-Laguna (Joannes Aloysius), nach seiner Verheirathung mit einer Polin, Namens Laguna, so genannt, da er eigentlich Karl Friedr. Martini hieß, ein Mann von hellem Verstande und ausgebreiteten Kenntnissen, namentlich ein Meister der echtröm. Sprache und Darstellungskunst, geb. am 20. Jan. 1755 zu Zwickau, erhielt seit 1772 zu Leipzig, wo er sich besonders an Ernesti, Morus und Fischer anschloß, seine wissenschaftliche Bildung. Hierauf wurde er Lehrer bei dem Grafen von Hoffmannsegg in Dresden, und seit 1780 bei dem Grafen Unruh in Warschau, durch den er mit dem sächs. Minister von Hohenthal in nähere Verbindung kam. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, lehnte aber, jeglichen Zwang scheuend, mehre Berufungen zu den ehrenvollsten Ämtern ab und lebte allein, im steten Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern, den wissenschaftlichen Beschäftigungen abwechselnd in Dresden und in Zwickau, wo er am 19. Apr. 1824 starb.

Ein hartes Geschick traf ihn, als er im J. 1807 durch den Brand seines Landguts bei Zwickau seine ausgewählte Bibliothek, eine Anzahl von 74 der seltensten alten Handschriften, die er auf seinen Reisen und in Polen sich erworben hatte, und sämmtliche handschriftliche Collectaneen verlor. In Folge des Verlustes seiner werthvollen Sammlung ist auch die Zahl seiner Schriften unbedeutend. Doch erwähnen wir, außer seinen Beiträgen zu den „Kritischen Blättern", das satirische Libell „Hinc illae lacrimae"; ferner „Leben und Ende einer guten Tochter" (Dresd. 1818); das classische Gedicht „Elegi ad comitem de Alta Valle" (Lpz. 1823), besonders aber die von ihm begonnene Ausgabe der „Briefe" Cicero's (Bd. I, Lpz. 1804), die er nach jenem Brandunglücke nicht weiter fortzusetzen vermochte. Den von ihm hinterlassenen kritischen und exegetischen Apparat zu Lucan machte später Weber in seiner Ausgabe dieses Dichters (2 Bde., Lpz. 1828) bekannt.

Märtyrer, vom griech. martyr, d. i. Zeuge, nannte man im engern Sinne Diejenigen, welche in den frühesten Zeiten des Christenthums und während der sogenannten großen Verfolgungen lieber den Tod erduldeten, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Die christliche Kirche zählt viele heroische Vorbilder dieser Art, obschon es unleugbar ist, daß sich auch manche Fanatiker zum Märtyrerthum gedrängt haben. — Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer findet man in den oft unglaubwürdigen Martyrologien. Der Bischof Clemens I. von Rom soll das erste Martyrologium entworfen haben und das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. (S. Legende und Acta sanctorum.) — Märtyrerfeste scheinen schon im 2. Jahrh. n. Chr. üblich gewesen zu sein. Man wallfahrtete an den Todestagen der Märtyrer zu den Gräbern derselben und dankte Gott für das Beispiel, welches er durch sie gegeben. Auch wurden die Thaten und Leiden derselben verkündet und Lobreden auf sie gehalten und die Feier mit dem Genusse des Abendmahls und mit Armenspenden beschlossen. Die Todestage der Märtyrer nannte man sinnig ihre Geburtstage, weil sie durch den Tod für das ewige Leben gleichsam geboren waren. Nach und nach wurden auf diese Weise die Märtyrer selbst ein Gegenstand der Verehrung. (S. Heiligendienst.) — Martyria nannte man die den Märtyrern geheiligten Kirchen und Kapellen, die sehr oft blos verschlossene Abtheilungen der größern Kirchen ausmachten und in denen meist die Gebeine des Märtyrers, dem sie geweiht waren, aufbewahrt wurden.

Marx (Adolf Bernh.), Professor der Musik und Musikdirector an der Universität zu Berlin, geb. zu Halle am 27. Nov. 1799, sollte nach dem Wunsche seines Vaters, eines Arztes, eine der Facultätswissenschaften studiren und wurde deshalb vorzugsweise in dieser Richtung hin unterrichtet und gebildet. Sehr frühzeitig lernte er indeß auch Clavier spielen und singen. Auf der Universität zu Halle studirte er die Rechte; doch blieb er fortwährend ein eifriger Jünger der Tonkunst. Nach beendigten akademischen Studien arbeitete er beim Stadtgericht zu Halle und wurde dann Referendar beim Oberlandesgericht in Naumburg. Hier componirte er seine beiden ersten Opern, zu denen er den Text selbst lieferte. Auch fing er an, Gluck's Werke zu studiren, deren Verständniß erst jetzt sich ihm eröffnete. Das dringend gefühlte Bedürfniß, in einer großen Stadt zu leben, um dort seine Kunstbildung zu erweitern und selbstthätig aufzutreten, veranlaßte ihn endlich, nach Berlin zu gehen, wo er zunächst eine Zeit lang Zelter's Unterricht genoß, dann aber vorzüglich Gluck's, Cherubini's, Spontini's und Seb. Bach's Werke studirte. Unterricht auf dem Clavier, im Gesange und in der Composition, später die Redaction der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung" und mehre theoretische und praktische Musikwerke gewährten ihm die nöthigen Subsistenzmittel, bis er 1830 bei der Universität angestellt wurde. Schon zuvor hatte ihn 1827 die Universität zu Marburg zum Doctor der Musik ernannt. Seine Vorträge verbreiteten sich über alle Theile der Compositionslehre, über Geschichte der Musik und Philosophie derselben. Auch als Musikdirector hat er um den akademischen Chor sich wesentliche Verdienste erworben. Unter seinen Schriften haben wir zu erwähnen „Die Kunst des Gesanges" (Berl. 1826); die Broschüren „Über Malerei in der Tonkunst" (Berl. 1828) und „Über die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit" (Berl. 1828); ferner seine Hauptwerke „Die Lehre von der musikalischen Composition" (3 Bde.,

Lpz. 1837—45) und „Allgemeine Musiklehre" (Lpz. 1839). Herausgegeben wurden von ihm Seb. Bach's „Große Passion", „Hohe Messe" und andere Kirchenmusiken. Von seinen eigenen Compositionen sind zu nennen die Musik zu „Jery und Bätely" (1825) und zum Melodrama „Die Rache wartet" (1827); ferner das „Evangelische Choral- und Orgelspiel" (Berl. 1832); das Oratorium „Johannes der Täufer"; mehre Hymnen für Männerstimmen und weltliche Chorgesänge, und neuerdings das Oratorium „Moses", und ein anderes Gesangwerk „Nahid und Omar".

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt das Uferland der innern Chesapeakbai und zieht sich zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien mit einem schmalen Landstriche längs dem Potomak bis zum Westabhange des Alleghanygebiets. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar, und Eisen, Alaun, Steinkohlen, Taback und alle Arten Getreide und Obst sind die Haupterzeugnisse des Bodens. M. hat ungefähr 500 □M. Flächeninhalt mit 470000 E., darunter 53000 freie Farbige und gegen 89000 Sklaven; Zucker, Leder, Woll- und Baumwollenwaaren, Hüte und Quincaillerie-arbeiten sind die Hauptgegenstände des Gewerbfleißes. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat und das Haus der Abgeordneten, die vollziehende ein Gouverneur. Zum Congresse sendet M. zwei Senatoren und acht Repräsentanten. Die Hauptstadt, als Sitz der Regierung, ist Annapolis mit 2800 E.; die bedeutendste Stadt aber als Handelsplatz und Hafen ist Baltimore (s. d.). Außerdem verdienen der Erwähnung Harford wegen der dasigen Ockerbrüche, Cumberland wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben und das fast ganz von Deutschen bewohnte Frederiktown.

Märzfeld (campus Martius) hieß unter den merovingischen Königen der Franken die allgemeine Volksversammlung, die regelmäßig im März gehalten wurde. Pipin der Kleine verlegte sie 755 auf den Mai, weshalb sie nun Maifeld (campus majus oder magicampus) genannt wurde, und so blieb es unter Karl dem Großen und so lange der Gebrauch unter den Karolingern sich erhielt. In dieser Versammlung, wie sie auch bei andern deutschen Stämmen im Frühjahr üblich war, erschienen nach altgerman. Sitte alle freie Männer, um über Dinge, die vor die Volksgemeinde gehörten, wie Krieg und Frieden u. s. w., zu berathen und zu beschließen, und zu Abhaltung der Heerschau. Diese letztere und die Versammlung zum Kriegszug wurden bei den Franken die Hauptsache, da die Könige bei dem steigenden Ansehen der königlichen Lehnsleute, namentlich Derer, die Hof- und Staatsämter bekleideten, sowie der Bischöfe und Äbte, nicht mehr das gesammte Volk, sondern nur jene zur Berathung der Staatsangelegenheiten alljährlich auf dem großen Reichstag (placitum) vereinten, der ebenfalls im Frühjahr und in Verbindung mit dem März- oder Maifeld gehalten wurde, und neben welchem noch eine zweite Versammlung im Herbst stattfand, zu der der König blos die angesehensten Großen und seine Räthe berief.

Marzipan, entstanden aus Marci panis, d. h. Markusbrot, ist eine Art feines Confect, das aus einem Teige von süßen und einigen wenigen bittern Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzüglichen Marzipan liefert Königsberg in Preußen.

Masaccio, eigentlich Tommaso Guidi, ein florentin. Maler, wurde 1402 wahrscheinlich zu San-Giovanni im Valdarno geboren. Ein ihm angeborener tiefer Ernst ließ ihn im Leben oft nachlässig und zerstreut erscheinen, daher die verächtliche Endsylbe seines Namens, welche so viel als der unbehülfliche Thomas bezeichnet. Hauptgegenstand seiner Studien waren die Werke des Brunelleschi und Donatello. Sein Leben brachte er meist in Rom und in Florenz zu, wo er auch 1443 starb. Es sind nur wenige Staffeleibilder, sämmtlich in Tempera gemalt, von ihm vorhanden; um so bedeutender, ja epochemachend sind seine Fresken, besonders diejenigen der Kapelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die Geschichte des heil. Petrus darstellend. Hier zum ersten Mal läßt sich eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen, erkennen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätern Florentiner, ja für

Rafael und Michel Angelo Vorbild blieben und von Ersterm nachgeahmt wurden. Wie in der Modellirung des Nackten, so eröffnete M. auch für die Drapirung einen neuen Stil, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Um dem Beschauer vollends sein Werk möglichst nahe zu rücken, umgab er die handelnden Hauptfiguren mit schönen, lebendigen Gruppen von Zuschauern. Die Fresken zu San-Clemente in Rom sind entweder nicht von ihm oder bis zur Unkenntlichkeit übermalt.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello oder Agnello, der Hauptanführer beim Aufstande in Neapel im J. 1647, war zu Amalfi geboren und lebte in Neapel als Fischer. Obgleich sehr arm, unwissend und beschränkten Geistes, war er doch stolz und unternehmend. Liebe zur Freiheit und lebhafte Äußerungen über den grenzenlosen Druck, den Neapel von Spanien erleide, hatten ihm einen Anhang unter dem Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Auch durch seine Beredtsamkeit machte er Eindruck auf den großen Haufen, der zumal über die neue Auflage von einem Carlin für jedes Pfund Früchte und Gemüse erbittert war, die zu Anfange des J. 1647 eingeführt wurde. Als nun am 7. Juli 1647 M.'s Schwager einen Korb Früchte zur Stadt brachte, weigerte er sich, die Steuer zu bezahlen, und als die Einnehmer ihn bedrängten, rief er das Volk zu Hülfe. Sogleich trat M. an die Spitze des aufgeregten Haufens und stürmte das Steueramt, von wo aus man zum Schlosse des Vicekönigs, des Herzogs di Arcos, zog, um von ihm zu verlangen, daß er M. zum Collegen annehme. Arcos flüchtete sich in das Castello nuovo. Vergebens suchte der Cardinal und Erzbischof von Neapel, Filomarino, die Wüthenden zu beruhigen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wendete sich nun auch gegen den Adel, der Banditen gegen M. gedungen hatte. Dieser, zum Capo del popolo erhoben und von Rathgebern aus der Hefe des Volks umgeben, gestattete die Plünderung mehrer Paläste, ohne jedoch selbst sich etwas zuzueignen. Bald aber wurde ihm Alles verdächtig, sodaß er Viele seinem leisesten Argwohn opferte. Sechs Tage verflossen unter diesen Schrecknissen, bis man am 13. Juli in der Kathedrale eine Capitulation abschloß, nach welcher die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wiederhergestellt werden sollten. M. legte hierauf die Waffen nieder, ohne irgend eine Belohnung zu fodern. Allein seine plötzliche Erhebung, seine Furcht vor den Banditen, die schlaflosen Nächte und die heftige Anspannung, in der er sich so lange befunden, versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand, den er durch vieles Weintrinken noch vermehrte. Auch behauptet man, daß der Vicekönig, welcher ihn zu sich einlud, ihm Gift unter den Wein gemischt habe. Er rannte durch die Straßen, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen, sodaß seine Freunde ihn binden mußten. Am 16. Juli aber entzog er sich ihrer Aufsicht und rannte in die Karmeliterkirche, wo er wie ein Wahnsinniger handelte. Doch erklärte er dem Cardinal seinen Entschluß, alle Gewalt dem Vicekönig zu übergeben. Der Cardinal ließ ihn jetzt in das Karmeliterkloster bringen; allein schon war das Volk durch seine Gegner wider ihn aufgebracht. Die Verschworenen drangen in das Kloster ein mit dem Geschrei: „Lange lebe der König von Spanien! Tod dem Masaniello!" — „Sucht ihr mich, meine Freunde?" rief M., „hier bin ich". Da streckten ihn vier Verschworene, ehemals seine Freunde, mit ihren Kugeln zu Boden. Der Leichnam wurde von dem Pöbel gemishandelt; am folgenden Morgen aber von M.'s Anhängern in königlicher Kleidung mit Krone und Scepter feierlich begraben. Nach vier Tagen, als das Volk die vorige Bedrückung wiederkehren sah, gedachte es des Märtyrers der Freiheit und seine Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth. Endlich wählte man am 4. Aug. den Prinzen von Massa zum Anführer, der einen Vergleich mit dem Vicekönige zu Stande brachte, welcher die Genehmigung des Königs von Spanien einzuholen versprach. Allein Don Juan d'Austria, Philipp's IV. natürlicher Sohn, der am 1. Oct. mit 35 Kriegsschiffen in den Hafen einlief und von dem Volke durch Abgeordnete bewillkommt wurde, verabredete mit dem Vicekönig einen gemeinschaftlichen Angriff und beschoß die Stadt. Doch nach dreitägigem Kampfe behaupteten die Insurgenten die Oberhand, worauf der längst verdächtige Prinz von Massa von Gennaro Annese ermordet und dieser zum Anführer ernannt wurde. Da stellte sich im Nov. 1647 der ritterliche Herzog Heinrich von Guise (s. d.) an die Spitze des Volks; allein seine Anstrengungen waren nicht glücklich. Das Volk ließ sich durch den Vicekönig gewinnen, der Herzog wurde gefangen

genommen, und Neapel unterwarf sich. Vgl. Mielle, „Mémoires du comte de Modène sur la révolution de 1647" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1828) mit der von Pastoret etwas ausgeschmückten Erzählung „Le duc de Guise à Naples" (Par. 1828).

Mascagni (Paolo), ein ausgezeichneter Anatom, geb. 1752 zu Castelleto, einem Dorfe bei Siena, widmete sich auf der Universität zu Siena der Heilkunde, vorzugsweise der Anatomie und Chemie und wurde 1774 Professor der Anatomie daselbst. Eine Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften zu Paris über die absorbirenden Gefäße lenkte seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und durch seinen „Prodrome d'un ouvrage sur le système des vaisseaux lymphatiques" (Siena 1784) gewann er den Preis, wenn auch seine Schreibart mannichfachen Tadel fand. Hierauf setzte er seine Forschungen in diesem Gebiete fort und begann mit Fontana (s. d.) die Sammlung anatomischer Wachspräparate zu Florenz. Gleichzeitig erschien sein Prachtwerk „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia" (Siena 1787, Fol., und 1789, 8.). Im J. 1800 ging er an die Universität zu Pisa, folgte aber schon 1801 wieder dem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und Chemie am Krankenhause Santa-Maria zu Florenz, wo er nach einem erfolgreichen Wirken am 19. Oct. 1815 starb. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm „Anatomia per uso degli studiosi di scultura e pittura" (Flor. 1816) und „Anatomia universa 44 tabulis aeneis juxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata" (Pisa 1823—31).

Maschine bildet, im technischen Sinne genommen, den Gegensatz zu dem Begriffe Instrument. Unter letzterm versteht man im Allgemeinen jedes Geräth, dessen man sich zu Anfertigung irgend eines technischen Gegenstandes bedient. Das Instrument also bedingt nothwendig die führende Hand neben dem denkenden Geiste des Arbeiters; die Maschine dagegen ist eine mehr oder minder künstliche Zusammenstellung einzelner Theile, welche, sobald sie von irgend einer Seite her eine mechanische Kraft in Bewegung setzt, den technischen Gegenstand selbst fertigt und nur einer zeitweisen Beaufsichtigung bedarf. In der Maschine sind die Instrumente, deren sich der Arbeiter bei der Handarbeit bedient, oft sehr sinnreich modificirt, angebracht, und die Maschine ersetzt also die Handarbeit in den meisten Fällen vollkommen, beschränkt sie aber mindestens in allen. Ein Beispiel möge genügen. Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um metallene Scheiben an der Seite mit Zähnen zu versehen. In der Räderschneidemaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb hat (die Fraise), und durch eine mechanische Kraft in Umdrehung versetzt, jenes Einschneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneidet und allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gibt. Auf der Maschine eingestellt, schneidet die Fraise immer in der richtigen Lage, geht blind, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist und die Scheibe dreht sich genau um einen Theilstrich des Rades und bietet der Fraise den richtigen Angriffspunkt für den neuen Einschnitt dar. Die Beaufsichtigung, welche der Arbeiter hier zu führen hat, beschränkt sich, wie man sieht, auf sehr Weniges und ein einzelner Mensch würde, wenn es erfoderlich wäre, viele solche Maschinen beaufsichtigen können, während sonst zu jeder Feile ein geschickter Arbeiter nöthig wäre, dessen physische Kraft noch außerdem nicht einmal hinreichen würde, in derselben Zeit dieselbe Arbeit und in derselben Güte zu liefern. Die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände hat gleichsam von selbst auf die Erfindung der Maschinen geführt. Früher und noch jetzt theilweise vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein, er mußte also jeden Zweig seines Faches vollkommen ausgelernt haben; spätere Unternehmer legten Anstalten an, in welchen die Arbeit so vertheilt wurde, daß ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitete, sodaß einer immer nur denselben Gegenstand fertigte, oft nur aus dem Groben, und ihn dann einem zweiten gab, der ihn ausarbeitete und so fort, bis alle einzelnen Theile in die Hand des sogenannten Fertigmachers kamen, der Alles zusammenstellte, wo das Ganze dann wieder von andern Arbeitern die letzte Vollendung erhielt. Es liegt am Tage, daß so jeder einzelne Theil besser ausgeführt werden konnte, da der Eine, der immer nur eben diesen Theil machte, es bei demselben leicht zu großer Vollkommenheit bringen konnte. So entstanden die Fabriken. Wenn nun aber

eben die Anfertigung dieser einzelnen Theile sich meistens auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt und fast eine rein mechanische, maschinenmäßige wird, so mußte man bald auf die Idee gerathen, diese Theile durch Maschinen anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stätiger arbeiten konnten und mußten, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen konnte. Auf diesen einfachen Grund lassen sich ohne Ausnahme alle Maschinen zurückführen, wenn man dabei nur bedenkt, daß die zusammengesetztern Maschinen die Arbeit mehrer Menschen in sich concentriren, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Man denke sich die Maschine zur Verfertigung der Krempelbeschläge. Sie schneidet den Draht nach der gehörigen Länge und gibt ihm die gehörige Biegung; sie sticht die Löcher in das Krempelleder; sie steckt die Drahthäkchen in die vorgestochenen Löcher. Dies sind eigentlich drei in eine zusammengezogene Maschinen, welche die Arbeit von drei Menschen verrichten, eine Arbeit, welche viel Genauigkeit verlangt und durch Menschenhände doch nicht so gut als durch die Maschine gemacht werden kann. Auf solche Weise müssen durch die Maschinen nothwendig viele Hände erspart werden, und wenn auch eine allgemeine bewegende Kraft, die noch obenein sehr oft eine schon zur Benutzung vorhandene Elementarkraft sein konnte, mit einigem Kostenaufwande herbeigeschafft werden mußte, so trat doch immer eine große Ersparniß an Arbeitslohn ein, während die Erzeugnisse selbst besser wurden. Nun erhoben sich natürlich viele Stimmen gegen die Maschinen, welche sich, wie es schien mit allem Rechte, darauf bezogen, daß durch dieselben eine große Menge von Menschen brotlos würden und eine baldige Verarmung voraussagten, ja es dahin brachten, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der Maschinen in den Fabriken ergriffen wurden. Wenn aber auch die Prämissen jener Voraussagungen richtig sein mochten, so waren nichtsdestoweniger die daraus gezogenen Schlußfolgen falsch. Die Feinde des Maschinenwesens übersahen die natürlichen Folgen jener Einführung. Allerdings werden für den Augenblick mehre Menschen brotlos, das ist nicht zu leugnen. Die Erzeugnisse der Technik werden aber durch Anwendung der Maschinen wohlfeiler und besser, die Artikel werden mehr gesucht, weil sie durch billigen Preis Jedermann zugängig werden, die Consumtion steigert sich und es entstehen immer neue Fabriken, welche jene brotlosen Arbeiter wieder beschäftigen. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß an Orten, wo die Fabriken mit Maschinen besetzt wurden, sehr bald die früher vorhandenen Arbeiter nicht mehr zureichten, um jene Maschinen zu beaufsichtigen, während in den Staaten, wo man die Maschinen nicht einführen ließ, durch die Concurrenz des Auslandes eine solche Verarmung des Arbeiterstandes eintrat, daß man gern jene Prohibitivmaßregeln eingehen ließ. Außerdem erfodert auch die Anfertigung der Maschinen, selbst wenn wieder Maschinen die Maschinen anfertigen, eine Menge von Händen, die im Allgemeinen besser besoldet werden, als die der gewöhnlichen Fabrikarbeiter, und zuletzt bilden sich von Tage zu Tage neue Erwerbzweige, welche die menschliche Thätigkeit in Anspruch nehmen. Als die Eisenbahnen immer weiter um sich griffen, erhob man allgemein die Frage, „was soll aus den Frachtfuhrleuten und ihren Pferden werden?“ Die Eisenbahnen und die Wasserstraßen mehren sich von Tage zu Tage und die Frachtfuhrleute bestehen immer noch in derselben Menge und nirgend hat man gehört, daß man hätte die Pferde erschlagen müssen oder verhungern lassen. Endlich aber müssen wir noch eines Hauptvortheils gedenken, welchen das Maschinenwesen nach sich zieht, und der, wenn nicht erwähnt, dennoch sich fühlbar macht, wenn man auf das intellectuelle Wesen der arbeitenden Classe einen prüfenden Blick wirft. Die Maschine hat den Arbeiter zum Menschen gemacht, denn früher war er die Maschine. Der Betrieb der Maschine an und für sich erfodert schon eine größere Intelligenz und mehr Gewandtheit von Seiten des Arbeiters und diese Intelligenz eben führt ihn selbst darauf hin, und die Maschine gibt ihm zugleich die Zeit dazu, zu denken und an seiner übrigen Fortbildung zu arbeiten. Daß dies wirklich der Fall ist, beweist die fast durchgängig höhere Bildungsstufe, auf welcher seit einigen Jahrzehenden unsere arbeitende Classe steht und die sicherlich nicht allein in den technischen Lehranstalten u. s. w. ihren Grund haben kann.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Maschinenwesens in den verschiedenen Ländern, welche in technischer Hinsicht eine gewisse Bedeutsamkeit erreicht

haben, so werden wir sehen, wie auf jene Ausbildung einerseits die Individualität des Volkscharakters, andererseits aber die Localität als Grundbedingungen sich darstellen. Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens dürfen wir in der That England betrachten. Seine isolirte Lage, die Umständlichkeit, mit welcher die Erzeugnisse des Auslandes noch vor Kurzem zu beschaffen waren, weist den Engländer auf seine eigenen Mittel zurück, sein Seedienst aber, seine verhältnißmäßig große Kriegsmacht, sein Landbau nehmen viele Hände der nicht übermäßigen Bevölkerung in Anspruch, die Classe der Gewerbtreibenden ist also ohnehin nicht allzu zahlreich. Nichtsdestoweniger muß aber England viel Geld aus dem Auslande hereinziehen, und dies kann es nur, da es viele Producte von außen bezieht, durch die Menge und die Güte seiner Fabrikate erreichen. Um diese also hervorzubringen, bedurfte es der Maschinen, und es erfand sie. Begünstigt wurde es hierbei durch die große Menge eines guten Eisens und durch den Überfluß am besten Brennmateriale; daher fanden in England die Dampfmaschinen am schnellsten Eingang, da sie die an so vielen Orten fehlenden Elementarkräfte auf eine passende Weise ersetzten. Wie groß die Consumtion des Eisens in England ist, davon gibt der Umstand den Beweis, daß das einzige Haus Synes in Hull jährlich 4000 Tonnen Eisen aus der Grube Danemora in Schweden bezieht, welche in England in Stahl verwandelt und verarbeitet werden. Aus den angegebenen Gründen hat sich das Maschinenwesen in England von allen Ländern Europas am meisten entfaltet. Der Engländer, mit pedantischer Strenge auf die Vollendung irgend eines Gegenstandes hinarbeitend, denkt stets auf Verbesserung, ergreift gierig jede ihm dargebotene und scheut keine Kosten, welche Versuche, oft sehr ins Große getrieben, ihm verursachen könnten. Dabei begünstigt ihn großer Scharfsinn und eine durch die nicht vom Staat besoldeten Civilingenieurs bis in die untern Arbeiterclassen hin verpflanzte technische Ausbildung. Erst in der neuesten Zeit geht man damit um, nach dem Muster der deutschen und französischen auch in England technische Lehranstalten und Gewerbeschulen zu gründen. Der Engländer ist rein praktisch, er erfindet erst eine Maschine, dann sucht er ihre Theorie auf und benutzt diese zur Verbesserung.

Einen andern Weg schlägt man in Frankreich ein. Die technischen Bildungsanstalten Frankreichs haben in diesem Jahrhunderte eine sehr hohe Stellung eingenommen; dem dort gezogenen Arbeiter sind die Theorien nicht fremd und ihnen folgend ist dort manche wichtige Erfindung gemacht worden, welche in das Maschinenwesen greift. Man denke nur an Prony's Bremsdynamometer und die Turbinen und manches Andere dgl. Darum nimmt auch der Franzose, obschon er häufig Englands Erfindungen sich aneignet, dieselben nie auf guten Glauben an, sondern er legt erst an alle den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung, weshalb auch dort eigentliche Misgriffe im Großen zu den Seltenheiten gehören. Der Franzose faßt, schon vermöge seines lebhaften Temperaments, das Neue leicht auf und weiß es, durch natürlichen Instinct getrieben, für sich auf die eine oder die andere Weise nutzbar zu verwenden. Aus diesem Grunde steht das Maschinenwesen in Frankreich, auch von Seiten der Regierung gefördert, sehr hoch.

Für Deutschland hat eine sehr fühlbare Praxis die Lehre gegeben, daß auch hier dem allgemeinen Fortschritte gehuldigt werden müsse, und wenn man auch nicht überall mit dem ganzen Erfolge gegen das Vorurtheil gegen das Neue, selbst wenn es das Bessere ist, auftreten konnte, so beginnt doch auch hier der Maschinenbetrieb mächtig seine Schwingen zu entfalten. Leider aber stellen sich der vollständigen Einführung außer jenem großentheils in der Bedachtsamkeit der Deutschen begründeten Vorurtheile leider noch manche Hindernisse anderer Art entgegen. Dahin rechnen wir den Mangel an gutem Eisen und Brennmaterial. Der Eisenhüttenbetrieb bedarf eines größern Aufschwungs, die Production ist noch zu theuer und England sendet sein schlechtes Eisen roh und fabricirt zu Schleuderpreisen nach Deutschland, während es von dort und aus Schweden und Rußland gutes Material aufkauft. Diesem Übelstande können nur Schutzzölle abhelfen und man hat dieselben auch theilweis, aber immer noch zu gering eingeführt. Ist erst der Eisenbetrieb gehoben und die Einfuhr fremder Maschinen mehr erschwert, so werden die inländischen Maschinenfabriken besseres Erzeugniß und zu billigern Preisen liefern können. Welche Summen für Maschinen ins Ausland gehen, mag nur die einzige Angabe zeigen, daß von

150 Locomotiven, welche auf 7 deutschen Eisenbahnen laufen, nur 27 in Deutschland selbst, 123 dagegen im Auslande (112 in England und Amerika) gebaut sind, und daß der größere Theil der Schienen zu diesen Bahnen aus England bezogen wurde. Einen andern Grund für das Zurückbleiben des Maschinenwesens in Deutschland liefern aber auch die hier durchgängig niedrigen Preise der Handarbeit und der Umstand, daß die eigentlich großartigen Fabrikanlagen durchschnittlich immer nur noch in sehr geringer Anzahl vorhanden sind. Nichtsdestoweniger dürfen wir es uns aber nicht verbergen, daß die neueste Zeit einen mächtigen Aufschwung des Maschinenwesens zu bringen scheint, wie einige großartige Maschinenbauanstalten beweisen, und daß die intensive und extensive Wirksamkeit der Industrie und Gewerbevereine und das Emporblühen technischer Bildungsanstalten demselben mächtigen Vorschub leisten, sodaß Deutschland wol bald der englischen Industrie rühmlich zur Seite stehen dürfte.

Nordamerika hat England hinsichtlich des Maschinenwesens fast überflügelt und dies ließ sich nicht anders erwarten. Hier ist der Preis der Handarbeit übertrieben hoch, der Speculationsgeist wird stets rege gehalten und dadurch unterstützt, daß von Europa aus nur solche Leute dorthin gehen, welche Geistes- und Willenskraft genug in sich fühlen, den Kampf mit den dort sich dem Geschäftsbetriebe entgegenstellenden Hindernissen einzugehen. Vergleicht man die jetzige Regsamkeit im gewerblichen Leben mit den schwachen Anfängen von etwa zwei bis drei Jahrzehnden, so wird man sehen, was von diesen Riesenanfängen sich in der Zukunft für eine Entwickelung erwarten läßt. — Belgien hat in der neuern Zeit sein Maschinenwesen bedeutend gefördert und es hält in dieser Hinsicht die Mittelstraße zwischen England und Frankreich, obgleich ihm manche Eigenthümlichkeiten nicht abzusprechen sind, welche in der Gestaltung seiner neuern Verhältnisse und seiner technischen Industrie begründet sind. — In Rußland walten ganz andere Verhältnisse ob. Sowie in andern Staaten das Maschinen- und Gewerbswesen sich aus der industriellen Classe herauf bildet, so geht in Rußland Alles von den obern Staatsbehörden aus, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß von dort aus sehr energische Mittel ergriffen und sehr große Summen aufgewendet werden, um Rußland von der Industrie des Auslandes unabhängig zu machen, aus sich selbst heraus eine eigne, vaterländische Industrie zu schaffen, sowie auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß in manchen Zweigen der Zweck schon zum großen Theile erreicht ist. Über Maschinen und Maschinenwesen nennen wir in technischer Hinsicht die Schriften von Gerstner, Langsdorf, Prechtl und Poppe, in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Hinsicht Charl. Babbage, „On the economy of machinery and manufactures" (Lond. 1833; deutsch von Friedenberg, Berl. 1833).

Maschinerie oder Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unser Wahrnehmung fallende Wesen, z. B. Götter, Engel, Teufel, Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der griech. Bühne her, auf welcher zu solchem Behufe Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen (Deus ex machina) erschienen. Auch hat man diesen Ausdruck weiter ausgedehnt und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen und alle höhere Wesen, welche darin in die Handlung eingreifen, Maschinen genannt. Weil sie im Homer vorkamen, so glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit im Epos, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch personificirte Abstracta die ganze Darstellung erkältete, als sie wegließ. Daß aber solche Maschinerie wegfallen kann ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat Goethe's „Hermann und Dorothea" gezeigt. Indessen würde man zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, die epische Maschinerie müsse überhaupt wegbleiben. Die Anwendung derselben wird vielmehr durch die Beschaffenheit des Inhalts bestimmt. Auch findet ein Unterschied zwischen dem ernsten und komischen oder romantischen Epos in dieser Hinsicht statt. Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt ebenfalls davon ab, ob der Stoff aus dem Kreise der Mythe und Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist.

Mascov (Joh. Jak.), ein bekannter deutscher Publicist und Historiker, geb. zu Danzig am 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft

und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1719 außerordentlicher Professor zu Leipzig, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenommen, später ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, Hofrath und Proconsul der Stadt. Er starb am 22. Mai 1761. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptete er einen ausgezeichneten Rang. Seine „Principia juris publici rom.-german." (Lpz. 1729; 5. Aufl., 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränk. Monarchie" (2 Bde., Lpz. 1726—37, 4.), die ins Englische, Französische und Holländische übersetzt wurde, zeigt, daß er richtigere Ansichten von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten läßt. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker blos entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Eine Fortsetzung derselben sind die „Commentarii de rebus imperii rom.-german." (3 Bde., Lpz. 1751—53, 4.). Außerdem schrieb er den „Abriß einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs" (Lpz. 1722—30, 4.) und eine „Einleitung zu der Geschichte des röm.-deutschen Reichs" (Lpz. 1752, 4..

Masern (morbilli) nennt man ein fieberhaftes Exanthem (s. d.), welches den Menschen nur einmal befällt und sich in der Gestalt kleiner, höchstens linsengroßer blaßrother Flecke darstellt. Dem Ausbruche des Exanthems geht ein meist leichtes Fieber voran, zu welchem sich Augenentzündung und Brustbeschwerden gesellen. Gewöhnlich am vierten Tage des Unwohlseins kommt der Ausschlag im Gesicht zum Vorschein, verbreitet sich in den nächsten drei Tagen über den ganzen Körper, bleibt drei Tage stehen, wird dann blaß und schält sich endlich nach unbestimmter Zeit, oft sehr spät, wieder ab. Dabei dauert gewöhnlich die Affection der Augen und der Brust fort und erreicht nicht selten einen sehr hohen Grad. Eine strenge Diät und gleichmäßige Temperatur sind die Hauptbedingungen einer guten Behandlung. Oft machen nur die Nebenbeschwerden ein energischeres ärztliches Verfahren nothwendig, besonders aber ist die Gewöhnung an die freie Luft mit großer Vorsicht zu bewerkstelligen, da Erkältungen den nachtheiligsten Einfluß auf die Lungen und andere edle Organe haben können.

Masinissa, König der Massylier in Numidien, der Sohn des Gula, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Geistesgaben und voll Ehrgeizes, war im zweiten pun. Kriege seit 213 v. Chr. mit Karthago verbündet, da ihm Hasdrubal (s. d.), Gisgo's Sohn, seine schöne Tochter Sophonisbe verlobt hatte, und kämpfte in Spanien auf karthag. Seite, während Syphax, ein anderer numidischer König, der auch um Sophonisbe geworben hatte, sich den Römern anschloß. Als aber nach der Niederlage der Karthager bei Bäcula, 207 v. Chr., Hasdrubal, um den Syphax zu gewinnen, diesem M.'s Verlobte gab, näherte sich M. den Römern, wurde darum nach seiner Rückkehr aus Spanien durch Syphax und die Karthager bekriegt und schloß sich, nach Livius, als Flüchtling mit wenigen Reitern dem Scipio an, da dieser 204 in Afrika landete. Mit den Römern verbündet, kämpfte er nun gegen Karthago und gegen Syphax, der im J. 203 sein Reich und Sophonisbe an ihn verlor und besiegt in röm. Gefangenschaft kam. Er verzieh Sophonisben die Untreue und vermählte sich mit ihr, aber durch Scipio gedrängt, welcher fürchtete, daß sie den Gemahl auf karthag. Seite ziehen möchte, und ihre Auslieferung verlangte, sendete er ihr den Giftbecher. Die Römer belohnten ihn mit königlichen Ehren und dem Lande des Syphax; nach der Schlacht bei Zama mußten ihn die Karthager im Frieden als König des ganzen Numidiens anerkennen. Nach Hannibal's Vertreibung suchte er Stücke des karthag. Gebiets an sich zu reißen und wurde jedesmal von den Römern, die als Schiedsrichter angegangen werden mußten, begünstigt. Endlich reizte er sie, da er einen der fruchtbarsten und bebautesten Striche in Anspruch nahm, zum Kriege, und diesen Vorwand benutzten die Römer, um den Frieden auch für sich als gebrochen anzusehen. Den Karthagern wurde im J. 150 v. Chr. Krieg, der dritte punische, angekündigt, in dessen zweitem Jahre M., 92 Jahre alt, 148 v. Chr. starb. Sein Reich wurde nach seinem Willen unter seine drei Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal getheilt; der Sohn des Letztern war Jugurtha (s. d.).

Maskat, ein arab. Staat auf der Ostküste der Landschaft Oman am pers. Meere, wird gegenwärtig von einem Imam beherrscht, der von den Engländern unterstützt, den Wahabiten (s. d.) widerstanden und durch seine ebenso milde, als kluge und einsichtige Regierung M. zu einem der mächtigsten Staaten Arabiens gemacht hat, der eine nicht unbedeutende Land- und Seemacht besitzt. Zu demselben gehören der lange, schmale Küstenstrich der pers. Provinzen Laristan (s. d.) und Moghistan (s. Karamanien) sammt den am Eingange des pers. Meerbusens gelegenen Inseln Ormus und Kischm, sowie auf der ostafrikan. Küste ein Landstrich vom Äquator bis südlich zum Vorgebirge Delgado mit den Landschaften und Inseln Zanzibar, Quiloa, Melinda, Patta, Pemba, Dschuba, Montia und Lambo. Die Insel Sokotora (s. d.) aber wurde 1835 vom Imam an England verkauft. Der ganze Staat enthält ein Gebiet von ungefähr 7500 □M. mit 800000 E., wovon 300000 auf das eigentliche M. in Arabien kommen. — Die Hauptstadt Maskat am pers. Meere, von Gärten und Dattelwäldern umgeben, ist ziemlich gut befestigt, besitzt einen Hafen, treibt bedeutenden Handel und ist der Stapelort zwischen Ostindien, Afrika und dem pers. Meerbusen. In Folge dieses Verkehrs und der guten Regierung des gegenwärtigen Imam, der hier wohnt, hat sich die Stadt in der Neuzeit außerordentlich gehoben und soll auf 50—60000 E. zählen. Von 1507, wo Albuquerque die Stadt eroberte, bis 1648, wo sie der arab. Emir Akif wieder nahm, gehörte dieselbe den Portugiesen.

Maskelyne (Nevil), ein ausgezeichneter Astronom, geb. 1732 in London, erhielt seine Bildung in Cambridge und wurde 1761 von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London nach St.-Helena geschickt, um dort den Durchgang der Venus zu beobachten. Auf dieser Reise machte er mehre Mondbeobachtungen zum Behufe von Längenbestimmungen. Im J. 1763 reiste er nach Barbadoes, um Harrison's Chronometer zu prüfen. Bald nachher wurde er königlicher Astronom. Er beobachtete 1774 die Verfinsterung der Jupitertrabanten in Greenwich, bestimmte die Dichtigkeit der Erde und starb 1811. Sein „British mariner's guide" (Lond. 1763, 4.) enthält vollständige und faßliche Anweisungen zur Bestimmung der Länge auf dem Meere und auf dem Lande. Einen nautischen Almanach gab er seit 1767 heraus. Seine in Greenwich gemachten astronomischen Beobachtungen ließ er in vier Bänden erscheinen (Lond. 1776 fg., Fol.). Auch finden sich von ihm viele mathematische und astronomische Abhandlungen in den „Philosophical transactions".

Masken, mittellat. masca, span. mascara, von dem arab. mas-chara, d. i. Spott oder Possenreißer, obgleich es Andere von dem spätern griech. Worte baska, d. i. Schreckbild gegen Zauberei, ableiten, lassen sich ihrem Entstehen und Gebrauche nach auf das früheste Alterthum zurückführen, und zwar auf die ländlichen Ernte- und Weinlesefeste der ältesten Bewohner Griechenlands, wobei bäuerische Possenreißer auftraten, die ihr Gesicht mit Weinhefen übermalt und so entstellt hatten. Sowie es aber bei den Einweihungen in die Orgien des Bacchus drei Grade gab, den der Satyrn, Silenen und des bärtigen Bacchus selbst, so kamen auch sehr bald besondere, diese verschiedenen Grade charakterisirende Masken auf und in Folge dieser religiösen Bedeutsamkeit wurden sie nun auch bald bei allen andern geheimen Einweihungen, Festen und Processionen gebraucht, bald wie Larven (s. d.), als vermeintliche Mittel gegen Zauberei in Verbindung mit andern Symbolen angewendet, daher wir eine große Anzahl der mannichfaltigsten Abbildungen von Masken auf alten Gemmen und Siegelringen finden. Natürlich war es nun, daß die Griechen bei ihrem hohen Sinne für vollendete Schönheit auch die Bildung der Masken allmälig vervollkommneten und veredelten, und so entstanden aus jenen ursprünglich ungestalteten und verzerrten Zügen gefälligere Silen- und Satyrmasken und andere anmuthige und scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske (s. d.) und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung des griech. Trauerspiels im innigsten Zusammenhange mit dem Bacchusdienste steht, so waren auch gleich anfangs in ersterm die Masken ein wesentlicher Bestandtheil. Unentschieden bleibt es, wann und von wem sie zuerst in der Komödie eingeführt wurden. Doch würde man sehr irren, wenn man sich die griech. und röm. Masken den heutigen durchaus gleich vorstellte; statt daß diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Überzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von

Baumrinde, dann von Leder, später von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische Masken, mit großem aufgesperrten Munde und furchtbarem Ansehen, komische mit lächerlicher Geberde, Satyrmasken und orchestrische oder Masken mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Sie hatten meist sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken, eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihrer ungeheuern Größe sehr zweckmäßig zu nennen war. Wenn Viele die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele tadelten, weil dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sei, so bedachten sie nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor Allem auf die höchste Würde gerichtet, d. i. idealisch, war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Neuern ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte sein mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. Hierzu kommt, daß bei der kolossalen Größe der griech. Theater unsere heutige Mimik wol ohnedies größtentheils verloren gegangen sein würde. Wie das röm. Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauche der Masken wenig Neues hinzu. Eine große Anzahl Abbildungen alter Masken, nebst historischen und artistischen Notizen, denen freilich Kritik und Geschmack meist fehlt, finden wir in dem Werke von Pacichelli „De mascheris, capillamentis et chirothecis" (Neap. 1693), ferner in dem zwar ziemlich planlosen, aber prachtvollen Kupferwerke von Ficoroni (eigentlich Pietro Contucci) „De larvis scenicis et figuris comicis" (Rom 1754, 4.) und in dem Werke von Berger „De personis vulgo larvis seu mascheris, von der Carnevalslust" (Frankf. 1723, 4.). Vgl. Böttiger, „Über das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen" in den von Sillig herausgegebenen „Kleinen Schriften" (Bd. 3, Dresd. u. Lpz. 1838), und „De personis scenicis, vulgo larvis" in den „Opuscula latina" (Dresd. 1837).

Nur das ital. Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altröm. Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bolognes. Dottore, auch Graziano genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Raisonneur. Der Pantalone kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venetian. Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art langer Mantel mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen. Zugleich gehörte es zum Costume des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück sein mußten, weshalb man auch später diese Strumpfhosen Pantalons nannte. Sie waren bei dem alten Costume stets roth; die Zimarra war stets schwarz. Als aber die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand zum Zeichen der Trauer in ein schwarzes. Übrigens wurde die Weste verlängert; auch unterband man die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln dagegen blieben sich gleich. Dem Charakter nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten, angeführt. In der neuern Zeit macht man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und seht streng gegen seine Kinder; doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der Dottore bolognesisch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der ital. Bühne. Der eine derselben ist Arlechino oder Harlekin (s. d.) ein Bergamaske, der andere Scapin; beide sind listige und schelmische Bedienten im Dienste Pantalone's und des Dottore. Weniger alt ist Brighella, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Er soll, wie Einige berichten, einen anmaßenden, herzhaften und ver-

schlagenen Plebejer von Brescia vorstellen und dadurch entstanden sein, daß, als der Adel von Brescia im J. 1200 die Bürger nöthigen wollte, die Waffen gegen die von Bergamo zu ergreifen, die Bürger sich widersetzten und die Adeligen vertrieben, und nachdem jene in Cremona einen militairischen Bund geschlossen, die Volkspartei einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella schloß. Doch widerspricht diese Ableitung der gewöhnlichen Annahme, nach welcher Brighella aus Ferrara stammt. Er macht meist den Kuppler. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara und alle die Personnagen, die man am besten unter dem Namen Zanneschi zusammenfaßt, die bramarbasirenden Capitains Spaviento, ein Neapolitaner, Fracasso, Tempesta, die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern, und Truffaldin waren also seit dem 15. Jahrh. auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer den Don Pasquale und die Gelsomini, die Florentiner die Pasquelle, die Calabresen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messineser die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo und die Piemonteser den Gianduja. Ferner kennt man Pedrolino, Bertolino, Tartaglio, Trivelino, Mezzolino und Don Plione Balanzoni. Endlich ist noch die Maske des Pulcinella (s. d.) zu erwähnen. Die weiblichen Charaktere der commedia dell' arte, Colombina und Spiletta, treten unmaskirt auf und sprechen römisch oder toscanisch. Ruzzante soll 1530 die Maskencharaktere zuerst in das größere Lustspiel eingeführt haben. Vgl. Valentini, „Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma" (Berl. 1826, 4., mit Kpf.). — Die bei Redouten (s. d.) oder Maskeraden gebrauchten Masken sind entweder von Wachs und feiner Leinwand oder von Pappe. Jene werden hauptsächlich in Berlin und in Venedig, diese in Paris und Rouen gefertigt. — Im Englischen bedeutet Maske auch ein ohne Rücksicht auf Theaterregeln und auf die Wahrscheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragischen Stil geschriebenes, dramatisches Gedicht, wie z. B. Milton's „Comus". -- In der Befestigungskunst versteht man unter Maske eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. s. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, d. h. eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wo sie ihre Wirkung thut.

Masonei, s. Freimaurerei.

Masora, d. i. Überlieferung, heißt die Sammlung von kritischen und exegetischen Bemerkungen, betreffend den Worttext und zum Theil auch die Vocalisirung der Bücher des Alten Testaments. Dieselben stammen ursprünglich von den alten Soferim und jüd. Weisen aus den beiden Jahrhunderten v. Chr. und der darauf folgenden Mischnischen Epoche, wurden lange zum Theil mündlich fortgepflanzt, zum Theil hier und da am Rande der Handschriften angemerkt; endlich aber, wol zuerst in Tiberias, nach und nach gesammelt und von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Diese Thätigkeit fällt zwischen das 6. und 8. Jahrh. Die gegenwärtige Masora ist indeß erst im 11. Jahrh. vollendet worden, und man theilt sie in die große und die kleine Masora, welche letztere nur in einem Auszuge besteht. Die Masora ist für die Geschichte und die Kritik der hebr. Bibel sehr wichtig. Vieles hat man ihrer Sorgfalt zu danken, namentlich auch schätzbare Beiträge zur Exegese. Indessen haben die Verfasser und Sammler, die sogenannten Masoreten, auch manches Überflüssige gethan, z. B. Worte und Consonanten gezählt, die mittelsten Worte eines jeden Buches aufgesucht u. s. w. Die allmälig in Unordnung gerathene Sammlung wurde von Jakob Ben Chajim aus Tunis für den Buchdrucker Dan. Bomberg zu Venedig geordnet, und erschien zum ersten Male in der rabbinischen Bibel (Ven. 1525; abgedruckt in den Bibelausgaben, Ven. 1548, 1568 und 1617, Bas. 1618 und Amst. 1724—27). Eine Erklärung der masoretischen Ausdrücke geben Elias Levita („Masoreth hammasoreth", deutsch von Semler, Halle 1772) und Buxtorf („Tiberias", Bas. 1620, 4.).

Masowien, s. Mazowien.

Massa (Herzog von), s. Reynier (Claude Antoine).

Massa-Carrara, das zum Herzogthum Modena (s. d.) gehörige kleine Herzogthum, das mit jenem nur durch einen schmalen Landstrich zusammenhängt, besteht aus dem Herzogthume Massa am Mittelländischen Meere zwischen Toscana, Genua und Lucca,

und dem Fürstenthum Carrara im Apenninischen Gebirge und zählt auf 4½ □M. gegen 29000 E. Es ist sehr gebirgig, aber gut angebaut, und Marmor neben Wein, Öl und Seide das Hauptproduct. Die Hauptstadt Massa mit 7000 E., in reizender Gegend, hat ein schönes Schloß und bedeutende Seidenfabriken; Carrara (s. d.) ist seiner Marmorbrüche wegen berühmt. Das Herzogthum gehörte bis ins 18. Jahrh. der Familie Cibo-Malaspina. Nach dem Tode Alderam's, des letzten Fürsten aus dieser Familie, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter Maria Theresia, die sich 1741 mit dem nachherigen Herzoge Hercules III. von Modena vermählte. Ihr folgte bei ihrem Tode in der Regierung von Massa-Carrara im J. 1790 ihre Tochter Maria Beatrix, geb. 1750, die mit dem Erzherzog Ferdinand von Östreich vermählt war. Wie Modena, so wurde auch Massa-Carrara 1796 von den Franzosen besetzt. Erst 1814 konnte die Herzogin wieder die Regierung von Massa-Carrara antreten, mit dem durch den wiener Congreß noch die ehemaligen kaiserlichen Lehne in der Lunigiana verbunden wurden. Nach ihrem Tode erbte das Herzogthum ihr Sohn, Franz IV. (s. d.), Herzog von Modena.

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Neuyork, Connecticut und Rhode-Island, Vermont und Neuhampshire, wird von den Flüssen Merrimak, Charles und Connecticut bewässert und von Zweigen der Apalachen, den Blauen Bergen, durchzogen. Die von Felsenriffen zerrissene Küste bildet viele Baien, namentlich die große Cap-Codsbai, und Vorgebirge. Nächst Eisen sind Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verwendet wird, Seesalz, Mineralwässer, Hopfen, Hanf, Wolle, Leder, Taback u. s. w. die Hauptzweige der Naturproducte, während Papier, Seilerwaaren, Thran, Seife, Lichte, Leder- und Wollwaaren die vorzüglichsten Fabrikate ausmachen und nebst dem Fischfang und Schiffbau einen bedeutenden Handel gewähren. Der Staat umfaßt auf ungefähr 370 □M. gegen 700000 E., darunter etwa 7000 freie Neger und 700 christliche und ansässige Indianer. Ungeachtet der starken Auswanderung nach dem Westen nimmt die Bevölkerung doch reißend zu. Die gesetzgebende Gewalt haben ein Senat von 40 Mitgliedern und das Haus der Abgeordneten, die ausübende ein Gouverneur und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren erwählter Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Zum Nationalcongreß sendet M. zwei Senatoren und 13 Repräsentanten. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.); andere vorzügliche Städte sind Cambridge (s. d.) mit der Harvard-Universität, Charlestown mit 10000 E. und einer großen Strafanstalt, und Springfield mit Arsenal und Waffenfabrik.

Massageten, ein nomadisches Volk, wahrscheinlich dem Stamme der Scythen (s. d.) angehörig, bewohnten die weiten Steppen im Nordosten des Kaspischen Meeres, nördlich vom Fluß Araxes oder Jaxartes (jetzt Sir deria Sihon), wo jetzt die Kirgiskaisaken wohnen. Herodot erzählt von ihnen, daß sie Gemeinschaft der Weiber gehabt, ihre Alten geopfert und verzehrt, die Sonne als Gott durch Pferdeopfer verehrt, von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden und von Fischen gelebt und mit Lanze, Bogen und zweischneidiger Axt zu Roß und zu Fuß gestritten haben. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht und nach Herodot verlor gegen sie Cyrus (s. d.) im J. 530 v. Chr. sein Leben.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse heißt das Träge oder Undurchdringliche an einem Körper; während man den Raum (s. d.), welchen ein Körper einnimmt, seinen Rauminhalt (Volumen) nennt. Das Verhältniß der Masse zum Rauminhalte ist nicht bei allen Körpern gleich, weil die den Körper bildende Materie durch größere und kleinere Zwischenräume, die man Poren (s. d.) nennt, unterbrochen ist. — In Concurssachen versteht man unter Masse die gesammte Habe des Falliten, in welche sich die Gläubiger zu theilen haben.

Masséna (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, Marschall des franz. Kaiserreichs, wurde am 6. Mai 1758 zu Nizza geboren. In seiner Jugend versah er auf einem kleinen Fahrzeuge die Dienste des Schiffsjungen, trat dann in die sard. Armee und wurde Unteroffizier. Da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, verließ er nach 14 Jahren den Dienst und kehrte nach Nizza zurück, wo er sich verheirathete. Während der franz. Revolution stellte er sich bei einem Freiwilligenbataillon des Vardepartements ein und wurde bereits am 1. Aug. 1792 Befehlshaber des Corps, am 22. Aug. 1793

Brigadegeneral und am 20. Dec. Divisionsgeneral. Er hatte sich in den Feldzügen in Oberitalien vielfach ausgezeichnet und die Östreicher unter Anderm 1795 bei Loano geschlagen, als ihm Bonaparte 1796 den Befehl über die Avantgarde übertrug. Stets entschlossen und scharfsichtig, war er auch in diesem Feldzuge vom Glücke so begünstigt, daß ihn selbst der Obergeneral in den Siegesbulletins „l'enfant chéri de la victoire' nannte. Im J. 1798 schickte ihn das Directorium an Berthier's Stelle als Obergeneral in die röm. Staaten. Allein die Truppen des eifersüchtigen Bernadotte legten dagegen Protest ein, und M. verließ, um Blutvergießen zu verhindern, Rom nach drei Tagen und übergab das Commando dem General Dallemange. Als Entschädigung erhielt er unter Jourdan (s. d.) den Befehl über die Armee in der Schweiz. Nachdem Jourdan am 25. März 1799 bei Stockach geschlagen worden, trat er unter den mislichsten Verhältnissen an dessen Stelle, machte dem Erzherzog Karl das Terrain streitig und errang endlich über die Russen am 25. Sept. 1799 den Sieg bei Zürich, der Frankreich vor der Invasion bewahrte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Italien. Zufolge der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte vermochte er indeß gegen die Östreicher unter Melas wenig auszurichten und mußte sogar einige Tage vor der Schlacht von Marengo (s. d.) dem Feinde Genua überliefern. Indeß verringerte sich durch dieses Misgeschick die Achtung Bonaparte's vor M.'s Talenten keineswegs; vielmehr erhielt er nach dem Siege von Marengo den Oberbefehl über die ganze ital. Armee. Obschon M. bei aller Bevorzugung Republikaner blieb, gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte und Moreau vertheidigte, wurde er doch bei Errichtung des Kaiserthrons zum Marschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 erhielt er nochmals den Befehl in Italien, wo er den Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Brenta und dem Tagliamento aufhielt, während Napoleon auf Wien loszog und die Schlacht von Austerlitz lieferte. Nach dem Frieden mußte er das neapolit. Gebiet für den König Joseph Bonaparte in Beschlag nehmen. Er führte dies ohne Widerstand aus, eroberte noch 1806 das starke Gaëta und nöthigte die in Calabrien gelandeten Engländer, sich wieder einzuschiffen. Im Feldzuge von 1807 vermochte er seine Verbindung mit der großen Armee in Deutschland erst nach der Schlacht bei Eylau auszuführen. Napoleon vertraute ihm hierauf den rechten Flügel der Armee und erhob ihn nach dem Waffenstillstande zum Herzog von Rivoli. Diese Gunst knüpfte M. endlich aufrichtig an den Kaiserthron. Er erschien zum ersten Mal bei Hofe, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde, mußte aber diesen Schritt zufällig theuer bezahlen, indem ihm Berthier auf der Jagd unversehens das linke Auge ausschoß. Im östr. Feldzuge von 1809 befehligte M. die sämmtlichen Truppen auf dem rechten Donauufer. Während der Schlacht bei Eßling am 21. Mai deckte er den Übergang der Armee über die Donau, indem er das Dorf Aspern vertheidigte, welches an diesem Tage 14 Mal genommen und verloren wurde. Obschon am Tage vor der Schlacht bei Wagram durch einen Sturz vom Pferde verwundet, wohnte er doch dem Kampfe im Wagen bei und betheiligte sich dann an den folgenden Gefechten bei Hollabrünn und Znaym. Napoleon, mit dem er damals im besten Vernehmen stand, ernannte ihn jetzt zum Fürsten von Eßling und übertrug ihm 1810 den Oberbefehl in Spanien. Er sollte die Engländer nach Portugal zurückwerfen und zur Einschiffung zwingen. Mit einer schlecht ausgestatteten Armee von 30000 M. begann M. muthig seine Operationen gegen das 100000 M. starke portug.-brit. Heer. Er drängte Wellington unter die Mauern von Lissabon, sah sich aber dessenungeachtet zu einer beobachtenden Rolle verurtheilt. Nachdem er zu Santarem sechs Monate vergebens auf Verstärkung gewartet, versuchte er die Linien des Tejo zu erzwingen, mußte aber zurückweichen, zumal da ihm Ney den Gehorsam versagte. M. schlug die Briten nochmals am 3. Mai 1811 bei Fuenta d'Oñaro und legte dann, krank und mismuthig, sein Commando nieder. Erst als sich Napoleon zum Feldzuge nach Rußland vorbereitete, bot er seine Dienste wieder an, erhielt aber nur die achte Militairdivision in der Provence, wo er die Italiener im Zaume halten sollte. In dieser Stellung traf und ließ ihn die Restauration. Ludwig XVIII. gab ihm einen Naturalisationsbrief und erhob ihn am 20. Dec. 1814 zum Pair. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schrieb er an M. die kurze Auffoderung: „Prinz, pflanzen Sie die Fahne von Eßling auf und folgen Sie mir". Allein M. blieb den Ereignissen den Hundert

Tage fern; erst nach der Schlacht von Waterloo übernahm er den Befehl über die Nationalgarde zu Paris. Die Bourbons zeigten sich ihm mit der zweiten Restauration wenig günstig; er mußte sich sogar seines Betragens wegen rechtfertigen. In derselben Zeit lehnte er das Richteramt in Ney's Processe ab, angeblich, weil er dessen Feind gewesen. Er zog sich hierauf ins Privatleben zurück und starb am 4. Apr. 1817. Seine Würden erbte der Sohn. Auf dem Kirchhofe Père Lachaise zu Paris, wo er begraben liegt, ist ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet.

Massenbach (Christian von), preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen, wurde unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn in Würtemberg erzogen und zu Ludwigsburg und auf der Militairakademie zu Stuttgart gebildet. Seit 1782 als Offizier in der würtemberg. Garde und zugleich als Lehrer bei der Akademie angestellt, kam er bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit empfahl er sich dem nachherigen Könige, Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum baseler Frieden bei und focht bei mehren Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne jedoch, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabs erweckten ihm, obschon sie nicht beachtet wurden, viele Gegner. Im J. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit Napoleon; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Östreich Luft zu machen. Die neue Richtung, welche die preuß. Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militairische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war er Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beitrug, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Hierauf lebte er auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthum Posen, später aber in Würtemberg, und schrieb in dieser Zeit seine „Rückerinnerungen an große Männer" (Amst. 1808), „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III." (3 Bde., Amst. 1809—10) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1792" (2 Bde., Amst. 1809), die, obschon darin das Streben M.'s, sich geltend zu machen und darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, nur zu sichtbar ist, doch wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth sind. Er hatte wiederholt um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er 1817 in Frankfurt am Main auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet, nach Küstrin gebracht und von neuem in Untersuchung gezogen wurde. Man gab ihm Schuld, wie früher, so auch neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath die Staatsgesetze verletzt zu haben, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären, und ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, verurtheilte ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, 1826 aber begnadigt und starb am 27. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne im preuß. Polen. Vgl. „Der Oberst M., eine biographische Skizze" (1817).

Massilia, eine schon im frühesten Alterthume bedeutende Stadt an der Südküste des narbonens. Galliens, jetzt Marseille (s. d.), wurde bereits im 6. Jahrh. v. Chr. von Phocensern, welche aus Kleinasien vertrieben worden waren, gegründet, hob sich dann schnell durch Schiffahrt, Handel und Bildung und bestand als blühende Handelsrepublik bis auf Cäsar's Eroberung. Vgl. Dederich, „Über die Gründung von M." im „Rheinischen Museum" (Bd. 4, Heft 1); Johannsen, „Veteris Massiliae res et instituta" (Kiel 1817) und Brückner, „Historia reipublicae Massiliensium" (Gött. 1826).

Massillon (Jean Bapt.), das vollendete Muster franz. Kanzelberedtsamkeit, geb. am 24. Juni 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. Jahre in die Congrega-

tion des Oratoriums. Nachdem er sich schnell als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf erworben hatte, zog er sich in das Kloster Sept-Fonts zurück, von wo ihn erst der General seiner Congregation, Pater de Latour, der auf ihn durch seine ausgezeichnete Leichenrede auf den Erzbischof von Vienne, Henri de Villars, aufmerksam geworden war, 1696 nach Paris berief. Hier wurde er anfangs Director des Seminars Saint-Magloire. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet (s. d.) und Bourdaloue (s. d.); M. wurde ihr würdiger Nacheiferer, unterschied sich aber von Beiden dadurch, daß er im höhern Grade als sie auf das Gefühl wirkte. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten Male sein Zuhörer gewesen war, wählte er ihn zu seinem Hofprediger, namentlich auch wegen seiner friedliebenden Gesinnungen, indem er so den Cardinal Noailles mit den Jesuiten auszusöhnen meinte; allein M. missfiel beiden Parteien. Vom Herzog von Orleans, als Regenten, 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erhielt er den Auftrag, vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, zu predigen. Zu diesem Zwecke verfaßte er jene unter dem Titel „Petit-Carême" bekannten Reden, welche ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind, und in denen er manche für einen Fürsten hochwichtige Wahrheiten berührte. Im J. 1719 trat er in die franz. Akademie und durch den Cardinal Dubois erhielt er dann die Prälatur von Savigny. Seine letzte Rede, welche er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe gewannen. Er starb am 18. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch, freimüthig, einfach und voll Würde. Über alles Lob erhaben ist die Anmuth, Correctheit und Eleganz seiner Sprache, sodaß man ihn nicht mit Unrecht den Racine der franz. Kanzel genannt hat. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sermons" besorgte sein Neffe Jos. M. (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern sind die vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828, 12.) und die vom Abbé Migne in seiner großen Sammlung der Kanzelredner die besten. Die unter M.'s Namen herausgegebenen „Mémoires de la minorité de Louis XV" (Par. 1792) sind ein aus der Fabrik von Soulavie hervorgegangenes Machwerk.

Massinger (Phil.), engl. Schauspieldichter, geb. 1584 zu Salisbury, studirte zu Oxford, verließ aber, noch ehe er seinen Cursus vollendet, die Universität und ging nach London, wo er zahlreiche Stücke für die Bühne schrieb. An einem Märzmorgen des J. 1640 fand man ihn todt in seinem Bette. Seine Trauerspiele sind ernst und würdig, in ruhigem, aber kräftigem Tone gehalten; sein Vers ist glatt und wohlklingend. Seine Lustspiele gleichen denen Ben Jonson's in ungebundener Kraftäußerung und Wunderlichkeit; sie sind oft gemein und roh, namentlich wo er witzig und launig sein will, was ihm nicht gegeben war. Unter den 18 erhaltenen Stücken sind die besten „The Virgin. martyr", „The bondman", „The fatal dowry", „The city madam" und „The new way to pay old debts". Ausgaben seiner Werke besorgten Gifford (4 Bde., Lond. 1805) und Hartley Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839).

Masson (Ant.), einer der berühmtesten franz. Kupferstecher, geb. 1636 zu Loury bei Orleans, war zugleich Waffenschmied und gravirte eine Menge Rüstungen in ausgezeichneter Weise. Von seinen unvergleichlichen Radirungen kennt man 65 Blatt. Er starb zu Paris im J. 1700.

Mast nennt man einen Baum von angemessener Länge und Stärke, um mittels der an denselben befestigten Segel ein Schiff durch die Kraft des Windes forttreiben zu lassen. Da die Masten auf den Seeschiffen oft über 100 F. lang sind, so bestehen sie hier aus drei Stücken, von denen nur das untere der Mast heißt, während das mittlere die Stenge, das oberste die Brahmstenge genannt wird. See- und größere Flußschiffe führen zwei bis drei Masten, das Dampfboot Great Britain sogar sechs, von denen aber einer höher als die übrigen ist und der große Mast heißt. Vor dem großen Mast steht der vordere oder Fockmast, hinter ihm der Besahnmast. Ebenso gibt es eine große Stenge, eine Vorstenge und eine Kreuzstenge, sowie eine große Brahmstenge, eine Vorbrahmstenge und eine Kreuzbrahmstenge. Wie der Länge nach, so bestehen die untern Masten der Linienschiffe und schweren Fregatten auch nach der Stärke aus mehren, miteinander verzahnten Hölzern; das mittlere

heißt die Zunge, an welche die übrigen Wangen genau angelegt und durch eiserne Bänder festgehalten sind. Die Stengen hingegen bestehen nur aus einzelnen Bäumen. Auf der Spitze des Mastes, dem Topp, befindet sich ein starker Block von Eichenholz, das Eselshaupt, durch dessen rundes Loch die Stenge geschoben und eine Mars (s. d.) befestigt wird. Die Masten stehen mit ihrem Fuße zwischen einigen im Viereck liegenden starken Balken, dem Spuhr, und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke, den sogenannten Fischen, festgekeilt. Außer den Masten haben die Seeschiffe am Vordertheil noch einen schräge herausliegenden Baum, das Bugspriet, mit einer vorn ausgeschobenen schwächern Verlängerung, dem Klüverbaum. Starke Taue, die Wandten und Stagen, halten den Mast nach allen Seiten.

Mastdarm (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches in der Mitte der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum After, mit dem es endigt, herabsteigt. Der Mastdarm besitzt dieselben Wandungen, wie die übrigen Theile des Darmes, nur sind sie dicker, was besonders durch die vielen ringförmigen Muskelfasern bewirkt wird, die ihn zusammenziehen und verschließen können und deswegen Schließmuskel (sphincter ani) genannt werden. Die Bestimmung des Mastdarmes ist die Entfernung der unbrauchbaren Stoffe aus dem Körper. Von den Krankheiten, welche diesen Theil des Darmes befallen können, sind vorzüglich Geschwüre, welche theils Fisteln (s. d.) bilden, theils andere Entartungen verursachen können, und der Mastdarmvorfall (prolapsus intestini recti) zu nennen. Bildungsfehler sind die Mastdarmverschließung (atresia ani) sowie das gänzliche Fehlen desselben, welche beide bei Neugeborenen beobachtet werden und von denen der erstere durch chirurgische Hülfe beseitigt werden kann, der letztere gewöhnlich baldigen Tod nach sich zieht.

Mastir heißt das Harz eines in Kleinasien, Griechenland u. s. w. wachsenden Baumes (Pistacia lentiscus), welches in kleinen, weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und vielfach in der Medicin, zu Räucherpulvern, Firnissen und Lacken verwendet wird. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen Mastir, aus Misverständniß des engl. und franz. Namens Mastic, welcher keineswegs für das Mastirharz gebraucht wird.

Mastkorb, s. Mars.

Mastung hat den Zweck, durch eine reichliche Fütterung mit guten Futterstoffen viel Fleisch und Fett von den Thieren zu gewinnen. Für die Mastfähigkeit derselben sind Alter, Geschlecht, Gesundheit und Anlage von Einfluß. Weder zu junge noch zu alte Thiere mästen sich gut; am zuträglichsten ist der Mastung die mittlere Lebensperiode. Das zur Mastung aufgestellte Vieh muß gesund, nicht kraftlos und nicht ganz mager sein. Zur Mastung sind alle sonst gebräuchliche Futterstoffe geeignet; doch mästen Heu und Grünfutter allein sehr schwer. Die am meisten Fett erzeugenden Futterstoffe sind Kartoffeln und Rüben in gekochtem Zustande, Getreide, Ölkuchen, Trebern, Branntweinspülicht, die Abfälle von den Stärke- und Zuckerfabriken. Wie im Stalle so werden die Thiere auch auf der Weide gemästet, die Schweine in Eichen- und Buchenwäldern, Schafe und Rindvieh auf Äckern und Wiesen. Das Mastvieh muß öfter als das Zuchtvieh gefüttert, reinlich und trocken gehalten, so wenig als möglich in Bewegung gesetzt und in einem mehr dunkeln als hellen Stalle gehalten werden. Je mehr das Futter durch Zerkleinern und Erweichen in den bestmöglichen Zustand der Verdauung gesetzt wird, und je mehr durch ein zweckmäßiges Zusammensetzen und Fortschreiten von minder nahrhaften Futterstoffen zu den nahrhaftern die Freßlust der Thiere rege erhalten wird, um so schneller erfolgt die Mastung. Man unterscheidet zwei Perioden derselben, die halbe und die ganze Mastung. Erstere geschieht, um den zu magern Thieren einen höhern Werth zu verschaffen, letztere, um Fett zu erzeugen. Ob die halbe oder ganze Mastung vortheilhafter sei, hängt von der Mastungsfähigkeit der Thiere und von dem Preise des Fleisches und Fettes gegen die Mastungsmittel ab. In der ersten Periode der Mastung nehmen die Thiere bei reichlichem und gutem Futter am meisten zu, weshalb auch die halbe Mastung in den meisten Fällen vortheilhafter ist als die ganze.

Masur, eigentlich Mazur oder Mazurek, ein sehr lebhafter, graziöser und heiterer poln. Nationaltanz, zu welchem von dem poln. Landvolke auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, ist jetzt, doch ohne seinen ursprünglichen Typus ganz behalten zu haben, durch Europa verbreitet. Den Namen hat er von den Mazuren, den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums Mazowien (s. d.).

Masuren heißt der ostwärts von der Weichsel gelegene Landestheil von Ostpreußen, welcher die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lötzen, Lyck und Olezko im Regierungsbezirke Gumbinnen u. s. w. umfaßt und auf ungefähr 300 □M. gegen 400000 E. zählt, die als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch sprechen. Das Land ist bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt Lyck, die, am Somnau- und am Lycksee reizend gelegen, gegen 4000 gewerbthätige E. zählt, ein Gymnasium hat und bis zur Absperrung Rußlands nicht unbedeutenden Handel trieb. Der Boden ist im Allgemeinen sandig und dürftig und deshalb sowie wegen geringer Intelligenz der Landleute der Ackerbau auf keiner hohen Stufe. Im Winter 1844 auf 1845 litt das Land durch verheerende Regengüsse und Überschwemmungen. Indeß hatte die dadurch und durch russ. Grenzsperre, welche allen Handel lähmte, herbeigeführte große Noth doch wenigstens das Gute, daß der König im Frühjahre 1845 die Provinz persönlich bereiste und sich so am besten von Dem überzeugte, was hier dringend Noth sei. Zunächst soll die Provinz durch Chausseen mit Königsberg und Insterburg in Verbindung gesetzt werden, wo sich allein nur Absatz für ihre Producte finden läßt.

Maß und Gewicht. Um die Größe oder Quantität irgend einer ausgedehnten Größe (Raumgröße) zu bestimmen, muß man sie mit einer bekannten Größe derselben Art, welche als Einheit dient, vergleichen, indem man untersucht, wie vielmal die letztere in der zu bestimmenden Größe enthalten ist. Diese Einheit nennt man Maß, die gedachte Vergleichung selbst aber messen. Aus dem Vorigen ist klar, daß beim Messen von Längen eine Länge oder Linie, beim Messen von Flächen eine Fläche, beim Messen von Körpern ein Körper als Einheit oder Maß angenommen werden muß; ebenso kann die Masse oder das Gewicht eines Körpers nur durch Vergleichung mit einem andern als bekannt angenommenen Gewichte bestimmt werden; die Einheiten des Flächen- und Körpermaßes lassen sich aber von der Einheit des Längenmaßes herleiten. Da die absolute Größe jeder Maßeinheit an sich willkürlich ist, so kann es nicht auffallen, daß die Maße der einzelnen Länder sehr verschieden sind, und ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, daß die Kenntniß der in den verschiedenen Ländern gültigen Maße und Gewichte eine eigene Wissenschaft (die Metrologie) bildet. In der ältesten Zeit hat man die Einheiten des Längenmaßes (Elle, Fuß, Zoll) von dem menschlichen Körper entlehnt, eine Bestimmung, die offenbar im höchsten Grade schwankend ist und die noch jetzt stattfindende Verschiedenheit zur Folge haben mußte, wie denn namentlich in Deutschland fast jede größere Stadt ihren besondern Fuß hat. Erst in der neuern Zeit ist man auf den Gedanken gekommen, unveränderliche Maßeinheiten aus der Natur zu entlehnen, um dadurch ein Universalmaß zu erhalten. Von den verschiedenen dahin zielenden Vorschlägen verdienen nur zwei eine nähere Erwähnung. Im J. 1673 schlug Huyghens die Länge des Secundenpendels, welche nach seiner Theorie auf der ganzen Erde unveränderlich sein mußte, oder vielmehr den dritten Theil derselben als Maßeinheit (Zeitfuß, pes horarius) vor. Aber abgesehen von der willkürlichen Eintheilung des Tags in 86400 Secunden steht diesem Vorschlage der fast gleichzeitig bekannt gewordene Umstand im Wege, daß die Länge des Secundenpendels nicht überall auf der Erde gleich, sondern von der geographischen Breite abhängig ist, weshalb Bouguer um 1749 die Pendellänge unter dem 45. Breitengrade, Condamine aber, gewiß weit zweckmäßiger, die Länge des Pendels unter dem Äquator als Maßeinheit vorschlug. Indeß kam keiner von beiden Vorschlägen zur Ausführung; zwar erklärte sich im J. 1790 die franz. Nationalversammlung für die Pendellänge als natürliche Einheit und Grundlage des Maßsystems, aber die von der pariser Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung ernannte Commission, welche Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet bildeten, machte 1791 den Vorschlag,

die Maßeinheit vielmehr von der Größe der Erde herzuleiten und zwar den zehnmillionsten Theil des Erdquadranten oder der Entfernung des Pols vom Äquator als Einheit des Längenmaßes anzunehmen. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, worauf die franz. Regierung eine möglichst genaue und sehr ausgedehnte Gradmessung veranstaltete, um durch diese die Größe jener Maßeinheit, welche Mètre genannt wurde, genau zu bestimmen. Auf die so bestimmte Einheit ist das ganze seit der Revolution in Frankreich geltende sogenannte metrische Maß- und Gewichtssystem gegründet. Obgleich gegen die Grundlage desselben, den Mètre, eingewendet worden ist, daß er als Längenmaß zu groß, zu verschieden von den bisher üblichen Längeneinheiten und überdies nicht einmal völlig richtig bestimmt sei, wie dies neuere Berechnungen allerdings dargethan haben, so ist doch dieses System seines strengen innern Zusammenhangs und seiner consequent durchgeführten Decimaleintheilung wegen in wissenschaftlicher Hinsicht als das vorzüglichste aller vorhandenen Maßsysteme anzusehen und für wissenschaftliche Bestimmungen auch außer Frankreich fast allgemein, mit Ausnahme Englands, in Gebrauch gekommen. Einige Staaten haben es sogar ganz angenommen, andere bei der Regulirung ihrer Maßsysteme wenigstens insofern zum Grunde gelegt, als sie einen bestimmten Theil des Mètre als Längeneinheit angenommen haben. Von den übrigen Staaten, welche in der neuern Zeit ihr Maßwesen gesetzlich geordnet haben, sind die meisten von dem altfranz., einige auch von dem engl. Längenmaße ausgegangen und haben sich begnügt, die bisher üblichen Maße durch Vergleichung mit den gedachten genauer zu bestimmen. Noch immer läßt aber der Zustand des Maß- und Gewichtswesens sehr viel zu wünschen übrig; in vielen Staaten fehlt es noch ganz an einer genauen gesetzlichen Regulirung der Maße und Gewichte, und namentlich in einem Theile von Deutschland ist die in dieser Beziehung herrschende Verwirrung sehr zu beklagen. Eine Abhülfe durch Einführung gemeinschaftlicher Maße und Gewichte innerhalb der Zollvereinsstaaten ist zwar in Aussicht gestellt, aber gewiß noch sehr fern. Im Folgenden wird eine gedrängte Übersicht der in den größern europ. Staaten geltenden Maße und Gewichte geliefert, wobei dieselben mit den neufranzösischen verglichen sind.

1) Längenmaß. In den meisten Ländern heißt die Längeneinheit Fuß und ist entweder in 12 Zoll zu 12 Linien oder decadisch, d. h. in 10 Zoll zu 10 Linien eingetheilt; wo im Folgenden nicht das Gegentheil bemerkt ist, findet das Erstere statt. Im Handel rechnet man in Deutschland nach Ellen, deren eine in der Regel = 2 Fuß ist; noch größere Längeneinheiten sind die Klafter (zu 6 F.), die Ruthe und für das Messen von Weglängen die Wegstunde und die Meile. In Baden (Maßordnung vom 27. Jan. 1829) ist der Fuß = $^3/_{10}$ Mètre und hat 10 Z. zu 10 L.; die Ruthe hat 10 F., die Wegstunde beträgt 4444$^4/_9$ Mèt. In Baiern (Verordnung vom 28. Febr. 1809) ist der Fuß = 129,38 pariser L. oder circa 0,292 Mèt.; die Elle hat 2 F. 10$^1/_4$ Z., die Ruthe 10 F., die Meile 25406 F. In der bair. Pfalz ist der Fuß = $^1/_3$ Mèt., die Elle = 1$^1/_3$ Mèt. In Belgien ist das franz. Maßsystem eingeführt. In Braunschweig (Gesetz vom 30. März 1837) hat der Fuß 126$^1/_2$ par. L. oder circa 0,285 Mèt., die Ruthe 16 F., die Meile 26000 F. In Bremen hält der Fuß circa 0,289 Mèt., die Ruthe hat 16, zuweilen auch 18 und 20 F. In Dänemark gilt der rheinländ. Fuß von circa 139,09 par. L. oder circa 0,314 Mèt., die Ruthe hat 10, die Meile 24000 F. In Frankfurt am Main hält der Fuß 126$^1/_6$, die Elle 242,62 par. L.; die Feldruthe hat 12$^1/_2$ F., ist aber in 10 Feldschuh getheilt. In Frankreich (Gesetze vom 7. Apr. 1795 und 10. Dec. 1799) dient seit der Revolution der Mètre, welcher genau 443,296 par. L. (der Toise von Peru) mißt und 10 Decimètres, 100 Centimètres, 1000 Millimètres hat, als Längeneinheit. Für größere Längen dienen der Kilomètre = 1000 Mèt., der Myriamètre = 10000 Mèt. und die Lieue = 5000 Mèt. Das altfranz. Maß hatte den Fuß (pariser oder königlicher Fuß, pied du roi, genannt) oder eigentlich die Toise (Klafter) von 6 F. zur Längeneinheit; die Ruthe (perche) hatte für Äcker 18, für Wälder 22 F., die Elle (aune) 526$^5/_6$ L. In Griechenland ist seit dem März 1837 das franz. Maßsystem eingeführt. In Großbritannien und Irland rechnet man nach Yard zu 3 F.; der Fuß beträgt ca. 0,305 Mèt. und hat 12 Z. zu 10 L.; der Faden hat 6, die Ruthe 16$^1/_2$ F., die Meile (in 8 Furlongs getheilt) 5280 F. In Hamburg (Maß- und Gewichtsordnung vom 16. Jan. 1843) ist der Fuß

= $^{88}/_{288}$ des dortigen Secundenpendels oder ca. 127,36 par. L.; er ist in 12 Z. zu 8 Theilen getheilt; die Ruthe hat 16 F. In Hannover (Gesetz vom 19. Aug. 1836) hat der Fuß 11½ engl. Z. oder circa 0,292 Mèt., die Ruthe 16 F., die Meile 25400 F. In Hessen-Kassel hat der neue kasseler Fuß 11 preuß. Z. oder ca. 0,288 Mèt., der alte 126,3 par. L. oder ca. 0,285 Mèt., die Feldruthe 14 alte F. In Hessen-Darmstadt (Gesetz vom 10. Dec. 1817) ist der Fuß = ¼ Mèt. und decadisch eingetheilt, die Elle = 24 Z. oder ⅗ Mèt.; die Klafter hat 10 F., die Wegstunde 20000, die Meile 30000 F. Im Kirchenstaat hält der Baufuß oder Palmo ca. 0,223 Mèt.; 10 Palmi machen eine Canna; die im Handel übliche Elle oder Canna hält ca. 1,992 Mèt. In Lübeck und Mecklenburg hat der Fuß 129 par. L. oder ca. 0,291 Mèt. In Nassau ist der Feldfuß = ⅓ Mèt. und decadisch eingetheilt; 10 Feldfuß machen eine Ruthe; der Werkfuß ist dem neuen badischen gleich. In Neapel (Gesetz vom 22. Apr. 1840) ist der Fuß oder Palmo als Basis des Maßsystems = $^{1}/_{7000}$ der ital. geographischen Meile, deren 60 auf den mittlern Grad des Erdmeridians gehen, also gleich $^{100}/_{378}$ oder ca. 0,26455 Mèt., und ist decadisch eingetheilt; 10 Palmi machen eine Canna. Im Königreich der Niederlande gilt das franz. Maßsystem. In Östreich hat der wiener Fuß ca. 140 par. L. oder 0,316 Mèt.; die Elle hält 2,465, die Klafter 6, die Meile 24000 F. In Oldenburg ist der Fuß = ca. 0,296 Mèt.; die Elle 257½ par. L., die Ruthe = 18 oder 20 F. In Portugal ist der Fuß = 145,9 par. L. oder ca. 0,329 Mèt., die Elle für den Großhandel (Vara) = ca. 1,093 Mèt., die für den Kleinhandel (Covado) = ca. 0,678 Mèt. In Preußen (Maß- und Gewichtsordnung vom 16. Mai 1816) gilt der rheinländ. Fuß, welcher gesetzlich 139,13 par. L. oder ca. 0,314 Mèt. hält; die Elle hält 2⅛ F., die Ruthe 12, die Meile 24000 F. In Rußland gilt der engl. Fuß, in 12 Z. zu 12 L. getheilt; die Arschine oder Elle ist = 2⅓ F., aber in 16 Werschock getheilt, der Saßhen oder Faden hält 7 F. oder 3 Arschinen, die Werst oder Meile 3500 F. In Sachsen ist der bisher übliche (dresdner) Fuß = ca. 125,5 par. L. oder 0,283 Mèt.; die Elle hat 2, die Feldruthe 15⅙ F. Nach dem neuen Maßsystem, dessen Einführung in den nächsten Jahren bevorsteht, ist der Fuß = ⅗ Mèt., wie in Baden, aber in 12 Z. zu 12 L. getheilt, wie bisher; die Elle hat 2 F., die Lachter beim Bergwesen 2 Mèt., die Ruthe 10 F., die Meile 25000 F. In Sachsen-Weimar hat der Fuß 125 par. L. oder ca. 0,282 Mèt., die Ruthe 16, die Meile 26096 F. In Sardinien ist der piede liprando = ca. 0,514 Mèt., der gewöhnliche Fuß nur = 8 Z. oder ⅔ des vorigen; die Elle (raso) hält 1⅙, die Klafter (tesa) 3⅓, die Ruthe (pertica) 12 liprand. F. Auch hier soll (vom 1. Jan. 1850 an) das neufranz. Maßsystem eingeführt werden (Decret vom 11. Sept. 1845). In Schweden hat der Fuß ca. 131,615 par. L. oder 0,2969 Mèt., die Ruthe 16, die Meile 36000 F. In der Schweiz haben die zwölf Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Lucern, St.-Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Thurgau, Zürich und Zug sich am 30. Aug. 1834 zu einem gemeinschaftlichen Maßsysteme vereinigt; nach diesem ist der Fuß dem badischen gleich und decadisch eingetheilt; die Wegstunde hat 16000 F. Waadtland und Wallis hatten schon früher denselben Fuß angenommen; hier bilden 4 F. eine Elle oder Aune, 10 F. eine Klafter oder Toise; in Neuenburg ist der Fuß = 130 par. L. In Spanien hat der castilian. Fuß ca. 125,3 par. L. oder ca. 0,283 Met.; die Elle oder Vara hat 3 F. In Toscana (Gesetz vom 11. Juli 1782) hat die Elle 258,719 par. L. oder ca. 0,594 Mèt.; die Ruthe oder Canna hat 5, die Meile 2833⅓ Ellen. In Würtemberg (Maß- und Gewichtsordnung vom 30. Nov. 1806) hat der Fuß 127 par. L. oder ca. 0,2865 Mèt., und ist decadisch eingetheilt; die Elle hat 2,144 F., die Ruthe 10 F.

2) Flächen- oder Feldmaß. Baden: Morgen = 400 □R. oder 0,36 Hectare. Baiern: Tagwerk (Juchart, Morgen) = 400 □R. oder ca. 0,341 Hect. Braunschweig: Feldmorgen = 120 □R. oder ca. 0,553 Hect. Frankfurt: Morgen = 160 □R.; 30 Morgen geben eine Hufe. Frankreich: Hectare oder metrischer Arpent = 10000 □Mètres; der Arpent des alten Maßsystems hatte 48400 □F. Großbritannien: Acre = 160 □R. oder ca. 0,405 Hect. Hannover: Morgen = 120 □R. oder circa 0,262 Hect. Hessen-Kassel: Acker = 150 □R. Hessen-Darmstadt:

Morgen = 400 □Klaft. = $\frac{1}{4}$ Hect. Nassau: Morgen = 100 □R. Neapel: Moggio = 10000 □Palmen = ca. 0,070 Hect. Östreich: Joch = 1600 □Klaft. oder circa 0,576 Hect. Oldenburg: Morgen = 356 □R. zu 400 □F. Portugal: Geira = 4840 □Varas. Preußen: Morgen = 180 □R. oder ca. 0,255 Hect. Rußland: Dessätine = 2400 □Faden oder 1,0925 Hect. Sachsen: alter Acker = 300 □R. oder ca. 0,553 Hect.; neuer Acker = 600 □R. oder 0,54 Hect. Sachsen-Weimar: Acker = 140 □R. Sardinien: Giornata oder Tagwerk = 100 □R. Schweden: Tonne Land = 56000 □F. oder ca. 0,494 Hect. Schweiz: in den zwölf concordirenden Cantonen Juchart = bad. Morgen; in Waadtland und Wallis Pose = 500 □Klaft. Spanien: Fanega = 6000 □Varas oder ca. 0,459 Hect. Würtemberg: Morgen = 384 □R. oder ca. 0,315 Hect.

3) Hohlmaß für Flüssigkeiten. Baden: Maß = $\frac{1}{18}$ Cubikfuß oder $1\frac{1}{2}$ Litre, getheilt in 10 Glas; ein Fuder hat 10 Ohm, 100 Stützen, 1000 Maß. Baiern: Maß (Maßkanne) = $\frac{43}{1000}$ Cubikfuß oder ca. 1,069 Lit., getheilt in 4 Schoppen; 64 Maß gehen auf einen Eimer. Belgien, s. Frankreich. Braunschweig: Quartier (faßt 2 Pfd. destill. Wasser bei 15° R.) = $52\frac{4}{11}$ preuß. Cubikzoll oder ca. 0,937 Lit.; ein Oxhoft hat $1\frac{1}{2}$ Ohm, 6 Anker oder 240 Quartier, eine Tonne 108 Quartier. Bremen: Quart = ca. 0,805 Lit., getheilt in 4 Mingel; eine Ohm hält 45 Stübchen oder 180 Quart. Dänemark: Pott = $\frac{1}{32}$ Cubikfuß oder ca. 0,965 Lit., getheilt in 4 Pegel; ein Fuder hat 6 Ohm, 24 Anker, 930 Pott, eine Kanne 2 Pott, eine Biertonne 136 Pott. Frankfurt am Main: Alt- oder Aichmaß = 90,384 par. Cubikzoll oder ca. 1,793 Lit., getheilt in 4 Schoppen; ein Fuder Wein hat 6 Ohm, 120 Viertel, 480 Aichmaß, 540 Jungmaß; ein Stück hat 8 Ohm. Frankreich: Litre = $\frac{1}{1000}$ Cubikmètre; die Pinte des alten Maßsystems war = 48 Cubikzoll oder ca. 0,931 Lit. und in 2 Chopinen getheilt, das Faß oder Muid enthielt 2 Feuillettes, 4 Quartauts, 36 Setiers, 288 Pinten. Großbritannien: Gallon (faßt 10 Pfd. Wasser bei 62° F.) = 277,274 engl. Cubikzoll oder ca. = 4,543 Lit., getheilt in 4 Quarts und 8 Pints; ein Peck hat 2, ein Bushel 8 Gallons. Hamburg: Stübchen = 266 Cubikzoll oder ca. 3,651 Lit., getheilt in 2 Kannen oder 4 Quart; ein Fuder hat 6 Ohm, 24 Anker, 30 Eimer, 120 Viertel, 240 Stübchen. Hannover: Stübchen = 270 Cubikzoll oder ca. 3,894 Lit., getheilt in 2 Kannen, 4 Quartier, 8 Nößel; eine Ohm hat 4 Anker, 40 Stübchen oder 160 Quartier. Hessen-Kassel: Maß = 144 Cubikzoll oder ca. 1,984 Lit., getheilt in 4 Schoppen; eine Ohm hat 20 Viertel oder 80 Maß. Hessen-Darmstadt: Maß = 128 Cubikzoll oder 2 Lit., getheilt in 4 Schoppen. Kirchenstaat: Faß oder Barile = ca. 43,51 Lit., getheilt in 32 Boccali, 128 Fogliette, 512 Cartocci; beim Öl hat das Faß 28 Boccali und hält ca. 53,11 Lit. Lübeck: Quartier = $45\frac{5}{8}$ par. Cubikzoll oder ca. 0,905 Lit.; eine Ohm hat 20 Viertel oder 160 Quartier. Nassau: Weinmaß = ca. 1,695 Lit., Biermaß = ca. 1,886 Lit. Neapel: Faß oder Barile = ca. 43,625 Lit., getheilt in 60 Caraffen; ein Botto = 12 Barili. Östreich: Maß oder Kanne = 0,0448 Cubikfuß = ca. 1,415 Lit., getheilt in 4 Seidel; ein Faß hat 10 Eimer zu 40 Maß. Oldenburg: Kanne = 74 par. Cubikzoll = 1,468 Lit.; Anker = 26 Kannen oder 40 Quartier. Portugal: Almude = ca. 16,541 Lit., getheilt in 2 Potes, 12 Canadas, 48 Quartillos; eine Tonelada hat 2 Pipes zu 26 Almudes, ein Barril 18 Almudes. Preußen: Quart = 64 preuß. Cubikzoll oder ca. 1,145 Lit.; ein Oxhoft hat $1\frac{1}{2}$ Ohm, 3 Eimer, 6 Anker, 180 Quart; beim Bier hat ein Gebräue 9 Kufen, 18 Faß, 36 Tonnen, eine Tonne aber 100 Quart. Rußland: Stoof = 75 Cubikzoll oder ca. 1,229 Lit., getheilt in 10 Tscharken; ein Faß hat 40 Wedros zu 10 Stoof. Sachsen: alte dresdner Kanne = 47,213 par. Cubikzoll oder ca. 0,937 Lit., Eimer = 72 Kannen; neue Kanne = 64 Cubikzoll = Litre. Sardinien: Brenta = ca. 49,285 Lit., getheilt in 36 Pinte, 72 Boccali, 144 Quartini; 10 Brente geben ein Carro. Schweden: Kanne = $\frac{1}{10}$ Cubikfuß = 2,617 Lit., getheilt in 2 Stop, 8 Quarter, 32 Jungfrur; Am = 4 Ankar von 15 Kannen. Schweiz: in den concordirenden Cantonen Maß oder Pot = $1\frac{1}{2}$ Lit.; Saum oder Ohm = 100 Maß. Spanien: für Wein große Arroba oder Cantara = $1237\frac{1}{3}$ span. Cubikzoll = 16,073 Lit., getheilt in 8 Azumbres und 32 Quartillos; für

Öl kleine Arroba = 966⅔ span. Cubikzoll = 12,63 Lit., getheilt in 4 Quartillos und 100 Quarterones oder Panillos. Toscana: für Wein Barile = 45,584 Lit., getheilt in 2 Mezzobarili, 20 Fiaschi, 80 Mezzette, 160 Quartucci; für Öl Barile = 33,429 Lit., getheilt in 2 Mezzobarili, 16 Fiaschi, 64 Mezzette. Würtemberg: Maß (Hellaichmaß) = 78⅛ Cubikzoll oder ca. 1,837 Lit., getheilt in 4 Schoppen; Fuder = 6 Eimer, 96 Imi, 960 Maß.

4) Fruchtmaß. Baden: Malter = 100 Maß = 1½ Hectolitre, getheilt in 10 Sester, 100 Mäßlein, 1000 Becher; Zuber = 10 Malter. Baiern: Metze = 34⅔ Maß oder ca. 37,066 Lit.; Scheffel = 6 Metzen. Braunschweig: Himten = 2316 Cubikzoll oder ca. 31,145 Lit., getheilt in 4 Vierfaß oder 16 Metzen; Wispel = 40 Himten. Bremen: Scheffel = 74,104 Lit., getheilt in 4 Viertel oder 16 Spint; Last = 40 Scheffel. Dänemark: Scheffel = 18 Pott oder ca. 17,375 Lit.; Korntonne = 8 Scheffel. Frankfurt: Malter = 64 Altmaß, getheilt in 4 Simmer, 16 Sechter, 64 Gescheid. Frankreich: Hectolitre = 100 Lit. Im alten Maßsysteme war ein Boisseau = 655,78 par. Cubikzoll oder ca. 13,008 Lit. und in 16 Litrons getheilt; ein Setier hielt beim Hafer 24, beim Korn 12 Boisseaux; Muid oder Tonne = 12 Setiers. Großbritannien: Bushel = 8 Gallons oder ca. 36,348 Lit.; Quarter = 8 Bushels. Hannover: Himten = 1¼ Cubikfuß oder ca. 31,152 Lit., getheilt in vier Metzen oder Spint; Last = 16 Malter oder 96 Himten. Hessen-Kassel: Metze = 729 Cubikzoll oder ca. 10,046 Lit., getheilt in 4 Becher oder Mäßchen. Hessen-Darmstadt: Malter = 128 Lit., getheilt in 4 Simmer, 16 Kumpf, 64 Gescheid, 256 Mäßchen. Kirchenstaat: Rubbio = ca. 294,46 Lit., getheilt in 4 Quarti, 22 Scorzi, 88 Quartucci. Neapel: Tomolo = 3 Cubikpalmi oder ca. 55,545 Lit., getheilt in 4 Quarti oder 24 Misure; Carro = 36 Tomoli. Östreich: wiener Metze = 1,9471 Cubikfuß oder ca. 61,499 Lit., getheilt in 8 Achtel, 32 Mäßel, 128 Becher; Muth = 30 Metzen. Oldenburg: Scheffel = ca. 22,803 Lit.; Malter = 12, Tonne = 8 Scheffel. Portugal: Fanega = ca. 54,263 Lit., getheilt in 4 Alquires, 16 Quartos, 32 Oitavas und 128 Selemines; Moyo = 15 Fanegas. Preußen: Scheffel = 3072 Cubikzoll = ca. 54,961 Lit., getheilt in 16 Metzen zu 3 Quart; Tonne = 4 Scheffel. Rußland: Tschetwerik = 1600 Cubikzoll (64 Pf. Wasser) oder ca. 26,218 Lit., getheilt in 8 Garnez; Tschetwert = 2 Osmin oder 8 Tschetwerik. Sachsen: alter (dresdner) Scheffel = 7900 Cubikzoll oder ca. 103,829 Lit., getheilt in 16 Metzen; Malter = 12, Wispel = 24 Scheffel; neuer Scheffel = 100 Lit. Sachsen-Weimar: Scheffel = ca. 76,965 Mèt. Sardinien: Sacco = ca. 115,028 Lit., getheilt in 5 Emine, 40 Coppi, 960 Cucchiari. Schweden: Kanne, s. unter 3); kleine Tonne = 56, große Tonne = 63 Kannen; Kappa = 1¾ Kanne. Schweiz: in den concordirenden Cantonen hält der Malter wie in Baden 150 Lit. und ist getheilt in 10 Viertel zu 10 Immi. Spanien: Fanega = ca. 56,3 Lit., getheilt in 12 Celemines; Cahiz = 12 Fanegas. Toscana: Stajo = 24,363 Lit., getheilt in 2 Mine, 4 Quarti, 32 Mezzette, 64 Quartucci. Würtemberg: Scheffel = 7537 Cubikzoll oder ca. 177,226 Lit., getheilt in 8 Simmer, 32 Vierlinge, 256 Ecklein, 1024 Viertelein.

5) Gewicht. Die Gewichtseinheit heißt in Deutschland überall Pfund und wird hier gewöhnlich in 32 Loth zu 4 Quentchen eingetheilt. Das beim Zollwesen im deutschen Zollverein zur Anwendung kommende Pfund ist = ½ Kilogramm, der Centner = 100 Pf. In den einzelnen Ländern sind folgende Gewichte üblich. Baden: Pfund = ½ Kilogramm, getheilt in 10 Zehnling, 100 Centaß, 1000 Dekaß, 10000 Aß; Ctr. = 10 Stein zu 10 Pf. Baiern: Pfund = 0,56 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Belgien s. Frankreich. Braunschweig: Pfund s. Preußen; Ctr. = 100 Pf. Bremen: Pfund = 0,4985 Kilogr.; Ctr. = 116 Pf. Dänemark: Pfund = ca. 0,499 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Frankfurt: leichtes Pfund = ca. 0,468, schweres = ca. 0,505 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Schwergewicht oder 108 Pf. Leichtgewicht. Frankreich: Kilogramm (= 1/1000 Cubikmètre destillirtes Wasser), getheilt in 1000 Gramm; Quintal = 100 Kilogr. Im alten Maßsystem war ein Pfund = ca. 0,4895 Kilogr., getheilt in 16 Unzen zu 8 Gros zu 72 Grains; 100 Pf. gaben ein Quintal. Griechenland s. Frankreich. Großbritannien: Pfund Troygewicht

(gesetzliche Gewichtseinheit) = ca. 0,373 Kilogr., getheilt in 12 Unzen, 240 Pennyweight, 5760 Grains; Pfund Avoirdupois-Gewicht (für den Handel) = ca. 0,4536 Kilogr., getheilt in 16 Unzen zu 16 Drachmen; der Ctr. hat 112 Pf. Avoirdupois, die Tonne 20 Ctr.; 175 Pf. Troy-Gewicht geben 144 Pf. Avoirdupois-Gewicht. Hamburg: Pfund = 0,484 Kilogr.; Ctr. = 112 Pf. Hannover: Pfd. s. Preußen; Ctr. = 100 Pf. Hessen-Kassel s. Preußen. Hessen-Darmstadt: Pfund = ½ Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Kirchenstaat: Pfund = ca. 0,339 Kilogr., getheilt in 12 Unzen zu 24 Denari; Ctr. = 100, 160 oder 250 Pf. Lübeck und Mecklenburg-Schwerin: Pf. = ca. 0,485 Kilogr.; Ctr. = 112 Pf. Mecklenburg-Strelitz s. Preußen. Nassau: Pfund = ca. 0,471 Kilogr.; Ctr. = 106 Pf. Neapel: Pfund = ca. 0,321 Kilogr., getheilt in 12 Unzen zu 30 Trappesi; Rotolo = 33⅓ Unzen = ca. 0,891 Kilogr.; Cantaro = 100 Rotoli. Niederlande s. Frankreich. Östreich: Wiener Pfund = ca. 0,560 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Oldenburg: Pfund = ca. 0,480 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Portugal: Pfund = ca. 0,459 Kilogr., getheilt in 2 Mark, 16 Unzen, 128 Outavas zu 72 Graos; Arroba = 32 Pf., Ctr. = 128 Pf., Tonne = 54 Arrobas. Preußen: Pfund (= 1/66 Kubikfuß destillirtes Wasser bei 15° R.) = ca. 0,468 Kilogr.; Ctr. = 110 Pf., Schiffslast = 4000 Pf. Rußland: Pfund (= 25 Kubikzoll destillirtes Wasser bei 8° R.) = ca. 0,409 Kilogr.; Pud = 40 Pf., Berkowetz = 10 Pud. Sachsen: altes Pfund = ca. 0,467 Kilogr.; Ctr. = 110 Pf.; neues Pfund = Zollpfund, Ctr. = 100 Pf. Sachsen-Weimar s. Preußen. Sardinien: vor 1850 Pfd. = ca. 0,369 Kilogr., Rubbo = 25 Pf.; im J. 1850 wird das franz. Gewicht eingeführt. Schweden: Schalpfund = ca. 0,425 Kilogr.; Ctr. = 120 Pf.; Schiffspfund = 20 Liespfund zu 20 Schalpfund. Schweiz s. Baden. Spanien: Pfund = ca. 0,460 Kilogr., getheilt in 2 Mark, 16 Unzen u. s. w.; Arroba = 25 Pf., Ctr. = 100 Pf. Toscana: Pfund = ca. 0,3395 Kilogr., unmerklich größer als das römische. Würtemberg: Pfund (Leichtgewicht) = ca. 0,468 Kilogr.; Ctr. = 104 Pf. Leichtgewicht = 100 Pf. Schwergewicht. — Verschieden von dem im Handel üblichen ist fast überall das Apotheker- oder Medicinal-, sowie das Gold-, Silber- und Juwelengewicht. Bei dem erstern wird das Pfund in 12 Unzen zu 8 Drachmen, die Drachme aber in 3 Scrupel zu 20 Gran getheilt. Dasselbe stimmt meistens mit dem Nürnberger (= ca. 0,358 Kilogr.) ziemlich genau überein und beträgt in Baden 0,35778, in Baiern 0,36, in Frankfurt am Main 0,357854, in Hessen-Darmstadt 0,357828, in Hessen-Kassel 0,357664, in den Niederlanden 0,75, in Sachsen-Weimar 0,349091, in Schweden 0,356437, in Würtemberg 0,357647 Kilogr.; ferner in Östreich ¾ Pf. oder ca. 0,42 Kilogr., in Preußen ¾ Pf. oder ca. 0,351 Kilogr., in Rußland ⅞ Pf. oder ca. 0,358 Kilogr. Für Gold und Silber bedient man sich in Deutschland und in mehren andern Staaten beim Münzwesen der köln. Mark, welche in 16 Loth, 256 Pfennige, 288 Grän und 65536 Richtpfennigtheile getheilt wird, aber nicht überall völlig gleich ist. Die eigentliche köln. Mark hält nach Chelius 233¾ Gramm, die preußische, seit 1838 von allen Staaten des deutschen Münzvereins angenommene Münzmark aber beträgt 233,855 Gramm oder ½ preuß. Pf., die wiener Mark 280,644 Gramm oder 1⅕ köln. Mark, die portugiesische 229,48 Gramm, die spanische (castilische) 230,043 Gramm oder ½ span. Pf.; das dän. Pf. Silbergewicht wiegt 469,89 Gramm oder 16/17 Pf. Handelsgewicht. Das Gewicht von Edelsteinen und Perlen wird nach Karat zu 4 Gran bestimmt; ein Karat beträgt in Preußen 9/160 Quentchen oder 0,2055 Gramm, in Östreich 0,2061 Gramm.

Schließlich geben wir hier eine Übersicht der Maße und Gewichte bei den Römern. A) Maße, und zwar 1) das Längenmaß. Der Pes (Fuß) = 131,15 par. Linien = 0,910 par. oder 0,942 rhein. F., wurde eingetheilt sowol in 12 unciae als, namentlich von Feldmessern und Künstlern, in 16 digiti (Finger oder Zoll); 4 digiti machten 1 palmus = ¼ pes; größere Maße waren namentlich der palmipes = ¾ pes; der cubitus oder das cubitum (Elle) = 24 digiti oder 1½ pes; das Wort ulna wird theils gleichbedeutend mit cubitus, theils im Sinne von Klafter gebraucht. Der einfache Schritt, gradus, enthielt 2½ röm. F.; der doppelte, passus, 5 röm. oder 4,55 par., 4,71 rhein. F.; 1000 (mille) passus betrug die röm. Meile, deren ungefähr 75 auf den Grad gehen; jedes milliarium war auf den Landstraßen durch einen Stein (lapis) bezeichnet, daher dies Wort selbst für

Meile gebraucht wird. Die Meßruthe hieß decempeda, weil sie 10 pedes enthielt, oder pertica. 2) Das Flächenmaß. Das jugerum (Morgen) war 240 pedes lang, 120 pedes breit, enthielt also 28800 pedes quadrati (□F.) = 23889,33 par. oder 25591,01 rhein. □F.; es ward selbst in unciae, Zwölftheile, eingetheilt und sofort durch die Unterabtheilungen der uncia (s. beim Gewicht) bis zur scriptula (100 röm. □F.), deren es 288 enthielt. Außerdem waren noch in allgemeinem Gebrauch der actus (actus quadratus), 120 pedes lang und breit, also $\frac{1}{2}$ jugerum, während der actus minimus bei 120 pedes Länge nur 4 pedes Breite hatte. Zwei jugera hießen ein heredium (Erbe), 10 heredia eine centuria, 4 centuriae ein saltus. 3) Das Hohlmaß, a) bei Flüssigkeiten: die amphora oder das quadrantal ward getheilt in 8 congii oder 48 sextarii, oder 96 heminae, oder 192 quartarii, oder 384 acetabula, oder 576 cyathi. Der sogenannte farnesische congius in der dresdner Antikensammlung, ein im J. 878 der Stadt geaichtes Bronzegefäß, enthält 63460 par. Gran = 170,29 par. Cubikzoll oder 3,60 ($3\frac{3}{5}$) dresdner Kanne; die amphora also 1362,32 Cubikzoll oder $28\frac{4}{5}$ dresdn. Kanne, und 5 amphorae vergleichen sich 2 Eimern zu 72 Kannen oder 1 Ohm. Der sextarius = $\frac{3}{5}$ Kanne zerfiel in 12 cyathi (kleinste Meßgefäße), deren 4 einen triens, Trinkgefäß von $\frac{1}{5}$ Kanne, machten. b) Trockenmaße. Der modius entsprach $\frac{1}{3}$ amphora, also 454,11 par. Cubikzoll, sodaß also nahe an 12 modii auf 1 dresdner Scheffel gehen würden; er enthielt selbst 16 sextarii oder 32 heminae, oder 64 quartarii, oder 128 acetabula, oder 192 cyathi. B) Gewichte. Der as oder die libra (röm. Pfund) zu 6165 par. Gran, ungefähr = $\frac{2}{3}$ par., $\frac{7}{19}$ köln. Pf., ward getheilt in 12 unciae; 1 uncia enthielt 2 semiunciae oder 3 duellae, oder 4 sicilici, oder 6 sextulae, oder 24 scriptula (Skrupel), oder 144 siliquae, sodaß also 288 Skrupel auf den as gingen. Damit ward in der spätern Zeit die Rechnungsdrachme verbunden, deren 8, jede zu 6 oboli, auf die uncia gingen. Die Mehrheiten vom as wurden bezeichnet durch dupondius (2 pondo oder 2 asses), sestertius ($2\frac{1}{2}$ asses), tressis (3 asses), quatrussis, quinquessis bis zu centussis (100 asses). Das Wort as selbst aber brauchten die Römer überhaupt zu Bezeichnung eines Ganzen und theilten dies in 12 gleiche Theile (unciae) unter folgenden Benennungen: deunx = 11 unciae oder $\frac{11}{12}$, dextans = 10 unc. $\frac{5}{6}$, dodrans = 9 unc. $\frac{3}{4}$, bes = 8 unc. $\frac{2}{3}$, septunx = 7 unc. $\frac{7}{12}$, semis = 6 unc. $\frac{1}{2}$, quincunx = 5 unc. $\frac{5}{12}$, triens = 4 unc. $\frac{1}{3}$, quadrans = 3 unc. $\frac{1}{4}$, sextans = 2 unc. $\frac{1}{6}$, sescunx = $1\frac{1}{2}$ unc. $\frac{1}{8}$, uncia $\frac{1}{12}$.

Mäßigkeitsvereine hat man die Verbindungen mehrer Individuen genannt, welche sich gegenseitig versprechen, im Genusse geistiger Getränke nicht auszuschweifen und besonders des Branntweins sich entweder ganz oder bis zu einem gewissen Grade zu enthalten. Die Bemerkung, welches Unheil die Trunksucht in vielen, besonders den nördlichen Ländern nach sich zog, seitdem der Branntwein eine wohlfeilere Art der Bereitung und demzufolge eine bedeutendere Verbreitung erhielt, foderte Menschenfreunde und Staatsmänner auf, diesem Übel aus allen Kräften zu steuern. Wenn in manchen Ländern, z. B. in Schweden, Strafgesetze für Berauschte gegeben wurden, so hat man in andern durch Stiftung von Mäßigkeitsvereinen dem übermäßigen Genuß des Branntweins zu begegnen versucht. Entschiedenen Nutzen haben die Mäßigkeitsvereine in Nordamerika und in Großbritannien gebracht, wo besonders der berühmte Pater Matthew als Apostel derselben wirkt, und selbst in Deutschland zeigen sich bereits ihre wohlthätigen Folgen.

Maßmann (Hans Ferd.), ordentlicher Professor der ältern deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu München, wurde am 15. Aug. 1797 zu Berlin geboren und erhielt daselbst auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium seine Schulbildung. Im Herbst 1814 bezog er die Universität zu Berlin, um Theologie zu studiren, schloß sich aber bald darauf den freiwilligen Jägern an, und setzte erst nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 seine Studien, die sich auch auf Philologie und Geschichte bezogen, anfangs in Berlin und von Ostern 1816—18 in Jena fort, wo er, der Burschenschaft angehörig, manches Lied dichtete, auch die Feier des Wartburgfestes, bei der er gegenwärtig war, in einer anonym erschienenen Schrift schilderte. Für die Turnkunst, die er mit Eifer betrieb, hatte ihn schon als Schüler Friedr. Ludw. Jahn (s. d.) gewonnen. Im Sommer 1817 stand er eine Zeit lang während Jahn's und Eiselen's Abwesenheit der berliner Turnanstalt

vor. Nach bestandener Candidatenprüfung wurde er in Breslau Mitglied des pädagogischen Seminars und Hülfslehrer am Gymnasium und leitete die öffentliche Turnanstalt. Eine Stelle am Gymnasium zu Magdeburg, die er 1819 erhielt, gab er bald auf, wendete sich nach Berlin, wo er mit in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe gezogen, dadurch aber nicht abgehalten wurde, theils früher begonnenen naturwissenschaftlichen Studien, theils der Erlernung des Drechselns und Schneidens in Holz und Metall obzuliegen. Im J. 1821 trat er in eine Erziehungsanstalt zu Nürnberg als Lehrer ein, die er aber auch bald wieder verließ, um nach Griechenland zu gehen. Von diesem Entschlusse brachten ihn indeß Erfahrungen ab, die er unterwegs in der Schweiz machte; von Iferten, wo er Pestalozzi kennen lernte, ging er nach Göttingen, dann nach Berlin zurück, wo ihn namentlich das historische Studium der deutschen Sprache beschäftigte. Auf einer wissenschaftlichen Reise, die er 1824 nach Süddeutschland machte, erhielt er einen Ruf als Lehrer der Turnkunst bei dem königlichen Cadettencorps zu München, dem er 1826, nach einem längern Aufenthalte zu Heidelberg, folgte. Bald nachher wurde ihm auch der Turnunterricht bei den königlichen Prinzen, und 1828 die Stiftung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die münchener Schulen übertragen. Im J. 1829 erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität, an welcher er seit Beginn seines Aufenthalts in München Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten hatte. Vier Jahre nachher machte er im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Baiern eine wissenschaftliche Reise nach Italien, von welcher er nach achtmonatlicher Abwesenheit außer Anderm Facsimiles und Abschriften goth. Sprachdenkmäler aus Neapel, Rom und Mailand mit zurückbrachte. Im J. 1835 wurde er ordentlicher Professor und zugleich im königlichen Ministerium Referent für das Schulwesen. Unter Beibehaltung seiner Professur und des Indigenats, das ihm 1829 ertheilt worden war, ging er im J. 1842 auf einen Ruf der preuß. Regierung nach Berlin, um die Einrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preuß. Staate auszuführen. Von seinen literarischen Arbeiten erwähnen wir mit Übergehung der vielen in Zeitschriften zerstreuten kürzern Aufsätze und der poetischen Versuche, unter denen sich auch ein Paar in goth. Sprache (Münch. 1836 und 1837 erschienen) befinden, seine „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh., nebst zweien noch ungedruckten Gedichten des 14. Jahrh." (Berl. 1824); seine Ausgaben der „Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus noch ungedruckten Handschriften des 8.—16. Jahrh." (Münch. 1828), der „Auslegung des Evangeliums Johannis in goth. Sprache, aus röm. und mailänd. Handschriften" (Münch. 1834, 4.), der „Deutschen Gedichte des 12. Jahrh. und der nächststehenden Zeit" (2 Bde., Quedlinb. 1837), der „Gothischen Urkunden zu Neapel und Arezzo" (Wien 1838, Fol.), der „Deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8. – 13. Jahrh." (Quedlinb. 1839), von „Eraclius. Deutsches und franz. Gedicht des 12. Jahrh." (Quedlinb. 1842), von „Sanct Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen" (Quedlinb. 1843), des „Tristan" Gottfried's von Strasburg (Stuttg. 1843) und des „Libellus aurarius seu tabulae ceratae-romanae in fodina auraria apud Abrudbaniam oppidum Transsylvanum repertae" (Lpz. 1841); ferner seine „Bair. Sagen" (Bd. 1, Münch. 1831), „Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen Schachspiels" (Quedlinb. 1839), „Literatur der Todtentänze" (Lpz. 1844), „Armin, Fürst der Cherusker, Befreier Deutschlands" (Lemgo 1839), „Die bunte Welt oder Bilder und Geschichten, Lieder und Weisen für Kinder" (Münch. 1828), „Leibesübungen" (Heft 1, Landsh. 1830) und „Die öffentliche Turnanstalt zu München" (Münch. 1837). Auch hat M. viele Holzschnitte und Steinzeichnungen verfertigt und sich im Kupferstich versucht.

Maßstab heißt das Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab u. s. w. Der verjüngte, d. i. der im genauen Verhältniß zu dem wirklichen verkleinerte Maßstab dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand verkleinert, aber vollkommen ähnlich darstellen will. Er heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterab-

theilungen derselben, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe die Ruthen, Fuße und Zolle, danach bestimmen kann. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Reißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Rissen, Planen und Landkarten der verjüngte Maßstab angegeben, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und messen kann. Eine andere Art von Maßstäben vertritt die Stelle von Tabellen; dahin gehören die quadratischen, cubischen und logarithmischen Maßstäbe. Die Artilleristen bedienen sich zum Messen der Geschütze des Kalibermaßstabes (s. Kaliber), und der Visirstab (s. d.) dient zum Ausmessen des Inhalts von Hohlgefäßen.

Matädor, vom lat. mactator, d. i. Todtschläger, nennt man in Spanien bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere, wenn es aufs äußerste gebracht ist, den Todesstoß gibt. Im L'Hombre, Tarock, Solo und andern Kartenspielen bezeichnet man damit entweder einen der höchsten Trümpfe oder die ununterbrochene Reihenfolge der Trümpfe.

Matelotte, ein Tanz, s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrize.

Materia medica oder Heilmittellehre, s. Pharmakologie.

Materie, im Allgemeinen so viel als Stoff, bedeutet im Gegensatze zur Form sowol im wissenschaftlichen, als im populairen Sprachgebrauche zunächst das Sachliche, Gegenständliche, den Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung oder Darstellung. In diesem Sinne spricht man im gewöhnlichen Leben von der Behandlung oder Bearbeitung einer bestimmten Materie, oder unterscheidet man die Form eines Kunstwerks von seinem Stoffe; ebenso unterschied Kant die Form unserer sinnlichen Empfindungen, das Räumliche und Zeitliche, von der Materie derselben, d. h. von Dem, was wir durch das Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen, und in einem andern Gebiete materiale Sittengesetze, d. h. solche, welche vorschreiben, nach welchen Objecten wir zu streben haben, von formalen, die nicht auf gewisse Gegenstände, sondern nur auf Verhältnisse unserer Thätigkeit gehen. Im engern metaphysischen Sinne ist der Begriff der Materie eigentlich erst ein Product der platonischen und aristotelischen Philosophie und seine Auffassung und Bestimmung hat mit den Veränderungen der speculativen Denkweisen vielfach gewechselt. Die Veranlassung, ihn auszubilden, liegt in den Veränderungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Die Frage, was denn eigentlich dem Wechsel der letztern zu Grunde liege, warfen sich schon die ältesten Denker auf, und beantworteten sie anfänglich so, daß sie einen oder mehre bestimmte sinnliche Stoffe (Wasser, Feuer, Luft u. s. w.) als die elementarische Grundlage aller Erscheinungen betrachteten. Dabei trat aber der Begriff des Stoffes und der Kraft der Materie und der Form noch nicht sogleich in einen bestimmten Gegensatz; erst Plato führte den Begriff eines blosen Stoffes, der durch keinerlei sinnlich wahrnehmbare oder denkbare Qualität bestimmt sein sollte, als Gegensatz der Ideen, d. h. Dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles machte von diesem Begriffe für einen viel weitern Umfang und mit größerer Entschiedenheit Gebrauch. Seine ganze Metaphysik beruht nämlich auf dieser Unterscheidung zwischen der Materie (Hyle) als einem blos der Möglichkeit nach und der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seienden, sodaß das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen Materie und Form, und die Veränderung als ein Übergang der an sich form- und bestimmungslosen Materie von einer Form zur andern betrachtet wurde. Diese Auffassung des Gegensatzes zwischen beiden hatte ursprünglich gar nichts mit dem Gegensatze zwischen Körper und Geist, dem Raumerfüllenden und dem Unräumlichen, gemein; die in ihr aufgestellte Unterscheidung zwischen dem potentialen und actuellen Sein, sowie die darauf gegründete zwischen den materialen und formalen Ursachen beherrschte aber die Metaphysik Jahrtausende lang und gab namentlich der Scholastik Veranlassung zu der Frage, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der Materie durch die Form (contractio materiae per formam) oder als eine Entwickelung der Form aus der Materie, in welcher sie der Möglichkeit nach schon liege (eductio materiae e forma), anzusehen sei. Eine ganz andere, später aber mit der erwähnten vielfach zusammenfließende Bedeutung bekam der Begriff der Materie durch Descartes (s. d.). Dieser ging nämlich von einem ursprünglichen Gegensatze zwischen der ausgedehnten und denkenden Sub-

stanz, zwischen Materie und Geist aus, und die Materie wurde hier als das im Raume Ausgedehnte, Körperliche, Undurchdringliche, Bewegliche, Theilbare aufgefaßt. Der Gebrauch, den Descartes von dieser dualistischen Grundlage seiner Weltansicht machte, bestand im Wesentlichen in dem Versuche, alle Naturerscheinungen, soweit sie mit räumlichen Merkmalen in Verbindung stehen, aus den verschiedenen Verbindungsformen ihrer materiellen Bestandtheile, also mechanisch zu erklären, das Geistige aber von dem Zusammenhange mit dem Körperlichen und Materiellen ganz loszulösen. Diese Richtung der cartesianischen Philosophie verwickelte bald in eine doppelte Classe von Schwierigkeiten. Zuerst nämlich entstand bei der vorausgesetzten völligen Ungleichartigkeit zwischen Geistigem und Materiellem die Frage, wie man sich nicht nur die Entstehung der sinnlichen Empfindungen, sondern überhaupt das Verhältniß zwischen Leiblichem und Geistigem zu denken habe. Leugnete man zwischen beiden einen wirklichen ursachlichen Zusammenhang, und betrachtete man die Entstehung der Vorstellungen als etwas von den Affectionen des Körpers ganz Unabhängiges, so war dadurch einerseits Veranlassung zu idealistischen Meinungen gegeben, wie sie sich auch bei Berkeley (s. d.), Malebranche (s. d.), in gewisser Hinsicht auch bei Leibnitz (s. d.) finden; andererseits riefen Überspannungen dieser Art auch Versuche hervor, das geistige Leben ganz und gar als eine Reihe von Functionen und Thätigkeiten der materiellen Bestandtheile des Körpers zu betrachten. In der letztern Beziehung hatte schon Locke gefragt, worauf sich denn der Satz gründe, daß die Materie nicht vorstellen und denken könne, und namentlich die franz. Philosophie des 18. Jahrh. setzte dem Spiritualismus oder Immaterialismus den Materialismus entgegen, d. h. die Ansicht, daß die Seele ein körperliches, materielles, mithin auch der Zerstörung und Theilung unterworfenes Wesen sei, eine Lehre, an welcher man vorzüglich in religiöser und sittlicher Beziehung Anstoß nahm, zu deren Widerlegung es aber nicht einmal der Berufung auf solche nicht rein theoretische Gründe bedarf. Ehe man nämlich das geistige Leben aus materiellen Grundlagen und mechanischen Veränderungen zu erklären unternähme, müßte es gelungen sein, wenigstens die Erscheinungen der Körperwelt mit dem vorausgesetzten Begriff der Materie in einen genügenden Zusammenhang zu bringen, und gerade in dieser Beziehung verwickelt der durch Descartes herrschend gewordene Begriff der Materie in eine zweite Reihe von Schwierigkeiten. Ist nämlich dieser Begriff wesentlich und ausschließend durch das Merkmal der räumlichen Ausdehnung bestimmt, so führt er wegen der unendlichen Theilbarkeit (Stetigkeit) des Raumes auf den Widerspruch der unendlichen Theilbarkeit eines endlichen Quantums Materie; umgekehrt aber, wenn man die letzten Bestandtheile der Körper als unräumlich, folglich als nicht ausgedehnt und untheilbar annimmt, entsteht die Frage, wie man sich die Entstehung des räumlich Ausgedehnten aus dem Raumlosen zu denken habe. Um diese Schwierigkeiten zu umgehen, haben sich die Naturwissenschaften, namentlich seit Newton, bei dem Grundgedanken des Atomismus (s. Atomen) beruhigt, daß die letzten Bestandtheile der Materie selbst wieder materiell, aber physisch untheilbar seien; sobald aber die Speculation zu der Einsicht gelangt ist, daß alle Raumbestimmungen unter den Begriff der Erscheinung fallen und nicht als ursprüngliche Prädicate Dessen, was in Wahrheit ist, betrachtet werden können, stellt sich auch das Bedürfniß ein, über obige Fragen zu einer bestimmten Entscheidung zu gelangen. Wie schwer diese zu erlangen sei, läßt schon der Ausspruch eines Leibnitz (s. d.), die Stetigkeit eröffne einen Abgrund für das Denken, sowie die weite Lücke ahnen, welche zwischen seinen Monaden und der materiellen Körperwelt liegt. Die Kant'sche Philosophie versuchte die Schwierigkeiten, die in dem Begriff der Stetigkeit liegen, mehr zu umgehen, als zu lösen; sie erklärte das Räumliche für eine Form blos der menschlichen sinnlichen Anschauung und benutzte die von Newton in die Naturwissenschaft eingeführte Annahme anziehender und abstoßender Kräfte (s. Anziehung), um wenigstens den Widerstand, den die Materie dem Versuche, sie zu trennen, entgegenstellt (ihre Cohäsion), zu erklären. Die Art und Weise, wie der Schelling'sche und Hegel'sche Idealismus die Körperlichkeit zu erklären suchten, liegt zu weit von der Richtung der Naturwissenschaften ab, als daß sie einen bedeutenden Einfluß auf die letztern hätte gewinnen können; auch der scharfsinnige Versuch Herbart's, den Begriff einer fingirten Theilbarkeit auf Das überzutragen, was keine Theile

hat, hat bis jetzt noch nicht zu Resultaten geführt, die sich den physikalischen und chemischen Thatsachen und Theorien genau anschließen, und so steht zunächst nur Das fest, daß die Materie nicht selbst ein Princip ist, aus welchem die Phänomene erklärt werden könnten, sondern ein Problem, dessen Lösung nur im Zusammenhange der philosophischen Naturwissenschaft versucht werden kann.

Mathematik ist nach der gewöhnlichen Erklärung diejenige Wissenschaft, welche die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen lehrt, genauer genommen aber die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, weshalb sie am passendsten Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet eine reine und eine angewandte Mathematik, je nachdem man die Größen an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden betrachtet. Die reine Mathematik kann als Theorie, die angewandte als Anwendung der Theorie auf wirklich vorhandene Gegenstände angesehen werden. Die reine Mathematik zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), wo die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), wo die Raumgrößen behandelt werden. Angewandte Mathematik nennt man die Wissenschaften, die zwar auf anderm Boden fußen, aber von den Grundsätzen der reinen Mathematik ihre Bestimmung und Sicherheit erlangen. So das Feldmessen (s. d.), Nivelliren (s. d.) und Markscheiden (s. d.); in den mechanischen Wissenschaften die Mechanik (s. d.), Dynamik (s. d.), Statik (s. d.), Hydraulik (s. d.), Hydrostatik, Aërometrie, Aërostatik u. s. w.; in den optischen Wissenschaften die Optik (s. d.), Dioptrik (s. d.), Katoptrik (s. d.), Perspective (s. d.); in den astronomischen Wissenschaften die Astronomie (s. d.), mit der die Chronologie (s. d.) und die Gnomonik (s. Gnomon) in genauer Verbindung stehen. Die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften bilden zusammen die physische angewandte Mathematik. Die Anwendung, welche die Mathematik beim Bauwesen, bei der Schiffahrt, in der Kriegskunst, Geographie, Physik, Technik u. s. w. findet, wird von Einigen ebenfalls zu den mathematischen Wissenschaften gezählt, kann aber passender als mathematischer Theil jener Wissenschaften und Künste bei ihnen abgehandelt werden.

Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Ägyptern zu suchen sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, namentlich Pythagoras, Plato und Eudoxos bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik. Euklides, Archimedes und Apollonius von Perga brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhepunkt. Außerdem sind unter den griech. Mathematikern noch Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proklus, Eutocius, Pappus u. A. zu nennen. Auffallend ist es, daß die Römer so wenig Sinn für die Mathematik hatten. Dagegen beschäftigten sich die Araber, die die Mathematik wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse von den Griechen entlehnten, sehr viel damit. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien und Deutschland gedeihlichen Boden. In spätern Jahrhunderten erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, Paccioło, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, Vieta, Ludolf van Ceulen, Nuñez, Just. Byrgius u. A. Durch die Erfindung der Logarithmen (s. d.) wurde dem Mathematiker ein Mittel in die Hände gegeben, rascher und sicherer auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibnitz brachen durch ihre Infinitesimalrechnung (s. d.) Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen vermochte. Von dieser Zeit an gewann die Mathematik eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere Wissenschaft, namentlich durch Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L'Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A.; sowie nachher durch Manfredi, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, den Erfinder der combinatorischen Analysis, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß u. A.

Mathematische Geographie, s. Geographie.

Mathews (Charl.), ein ausgezeichneter engl. Komiker, geb. am 28. Juni 1776 in

London, kam noch vor Ablauf der Schulzeit bei seinem Vater, welcher Buchhändler war, in die Lehre. Wider den Willen desselben betrat er 1793 die Bühne und zwar zuerst in Richmond. Hierauf spielte er in Canterbury, Dublin und York, bis er 1803 nach London zurückkehrte. Hier wie in Edinburg, Glasgow u. s. w. fand er namentlich als Multiple im „Scherwenzelkomödianten" großen Beifall. In Amerika, wohin er 1822 ging, fand er eine weniger günstige Aufnahme, dagegen benutzte er die Gelegenheit, die Amerikaner zu studiren, die er nach seiner Rückkehr auf der engl. Bühne höchst ergötzlich darstellte. Er blieb der Liebling des Publicums, bis 1833 Kränklichkeit ihn nöthigte, sich von der Bühne zurückzuziehen. Zwei Jahre später, an seinem Geburtstage, starb er zu Plymouth, wo er einen Freund hatte besuchen wollen. Nach seinem Tode ließ seine Frau die „Memoirs of Charl. M." (4 Bde., Lond. 1838) erscheinen.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Papst Gregor VII. (s. d.), war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius von Toscana und 1046 geboren. Sie vermählte sich zwar mit Gottfried dem Buckligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt in Italien. Im 30. Jahre verwitwet, trat sie nun ganz auf die Seite Gregor's VII. gegen den Kaiser Heinrich IV., ihren Vetter. Sie war die unzertrennliche Gesellschafterin des Papstes, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen, jede Gefahr, die sie nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm zu theilen und ihn zu ausdauerndem Muthe anzufeuern. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. Im J. 1077 oder 1079 schenkte sie alle ihre Güter und Besitzungen an die Kirche. Sie allein stand 1081 dem Papste gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach dem Tode desselben den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Sie starb in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone 1115. Ihr Tod gab zu neuen Fehden zwischen dem Kaiser und dem Papst Paschalis III. wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona und fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte, so auf Universitäten das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, meist jedoch nur der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte. Die deutsche Reichsmatrikel bestand in dem Verzeichniß aller Stände des Deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Die wormser Matrikel von 1521 enthielt das Verzeichniß der zu stellenden Contingente und der Kriegssteuern (Römermonate), eine andere das Verzeichniß der Kosten für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen). Beide waren indeß im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, ohne daß man sich über gesetzliche Berichtigung vereinigen konnte, daher behalf man sich nur mit Usualmatrikeln, d. i. den durch Reichsschlüsse und Observanzen modificirten ältern Matrikeln.

Matrize oder Mater nennt man in der Technik im Allgemeinen jede vertiefte Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in der ein solcher gefertigt werden soll, so z. B. in Maschinen eine festliegende Schraubenmutter, durch welche hin eine Schraube sich bewegen soll. In der Schriftgießerei versteht man unter Matrize das kupferne Plättchen, in welches mittels eines geschnittenen Stahlstempels ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird. Dieses Stäbchen kommt dann an seinen gehörigen Ort in das Gießinstrument und bildet die Form für das Auge der zu gießenden Letter. In der Galvanoplastik bezeichnet man mit Matrize den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei dem Copiren von gestochenen Kupferplatten, daß die Matrize eine erhabene Form bildet.

Matrosen nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffsführers oder Steuermanns ein Schiff bemasten, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöschen und auf der Reise alle Reparaturen an Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener Matrose muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein.

Matter (Jacq.), ausgezeichneter kirchenhistorischer und philosophischer Schriftsteller Frankreichs, geb. zu Alt-Eckendorf am 31. Mai 1791 von deutschen Eltern, besuchte seit seinem 15. Jahre das von Oberlin geleitete Gymnasium zu Strasburg, hörte dann an der protestantischen Akademie daselbst philologische und philosophische Vorlesungen und erhielt, nachdem er sich die akademischen Grade erworben hatte, am Gymnasium, dessen Zögling er gewesen war, eine Anstellung. Sein Wissensdrang veranlaßte ihn aber, zu seiner weitern Ausbildung noch einige deutsche Universitäten, z. B. Göttingen, zu besuchen. Der Erfolg seines „Essai historique sur l'école d'Alexandrie" (Par. 1820; 2. Aufl., 1844) fesselte ihn für immer an eine literarische Laufbahn. Im J. 1819 erhielt er die Professur der Geschichte zu Strasburg, welche er indeß noch nicht zwei volle Jahre verwaltete, indem ihm die Direction des Gymnasiums dieser Stadt übertragen wurde. In dieser Stellung verfaßte er seine „Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne, considérée principalement dans ses institutions et ses doctrines" (4 Bde.; 2. Aufl., Par. 1838) und seine „Histoire critique du gnosticisme" (3 Bde., Par. 1828; deutsch von Dörner, Heilbr. 1833). Der literarische Ruf, den er sich durch diese gediegenen Werke erwarb und der noch durch mehre akademische Preise, welche er davon trug, erhöht wurde, sicherte ihm den Posten eines Inspectors der Akademie, welchen er 1832 mit der höchst einflußreichen Stelle eines Generalinspectors der Universität zu Paris, d. h. des ganzen höhern Unterrichtswesens in Frankreich, vertauschte. In neuester Zeit wurde er zum Generalinspector der Bibliotheken in Frankreich ernannt. Außer den bereits erwähnten Werken verdienen besonders noch seine Preisschrift „De l'influence des moeurs sur les lois et de l'influence des lois sur les moeurs" (Par. 1832; deutsch von Buß, Freiburg 1833) und seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles" (3 Bde., Par. 1837) hervorgehoben zu werden. Außerdem war er in philologischer und pädagogischer Beziehung sehr thätig, wie er sich denn auch an vielen Sammelwerken und periodischen Schriften betheiligte. Seine Arbeiten haben für Frankreich außer ihrer allgemeinen Bedeutung den eigenthümlichen Werth, daß in ihnen die Forschungen deutscher Gelehrter auf das trefflichste benutzt sind, wobei ihm seine Kenntniß der deutschen Sprache, welche er auch durch Betheiligung an deutschen Zeitschriften bewiesen hat, sehr zu statten kam.

Matthäi (Friedr.), Historien- und Portraitmaler, geb. in Meißen am 4. März 1777, ein Sohn des Bildhauers und nachmaligen Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse in Dresden, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Er wurde 1796 Pensionair dieser Akademie und trat zuerst mit dem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde Professor honorarius der dortigen Akademie. In Folge mehrer gelungenen Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sendete und unter denen sich besonders die Ermordung des Ägisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael auszeichneten, erhielt er 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter Anderm ein Abendmahl für die Kirche zu Plauen im sächs. Voigtlande und den Tod des Kodrus im Auftrag der niederlaus. Stände für den Landsyndicus Freiherrn von Houwald. Später wurde er erster Inspector der königlichen Gemäldegalerie und erhielt dann den Titel eines Directors derselben. Er starb auf der Reise zu Wien im Oct. 1845, wurde aber in Dresden beerdigt. Unter seinen verdienstlichen Leistungen dürfte eine unbestrittene Stelle seine Wirksamkeit als Lehrer, namentlich auch außer der Akademie in frühern Zeiten, einnehmen. Steinla, der Kupferstecher, und der Maler Veit in Frankfurt am Main sind unter Andern Specialschüler von ihm. Insbesondere war seine Lehrthätigkeit höchst ersprießlich in Hinsicht auf

Richtigkeit der Zeichnung. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor Allem aber das Colorit, welches sich der alten florent. Schule nähert. Seine Portraits sind treffend und wahr.

Matthäus, einer der zwölf Apostel und wahrscheinlich mit dem im zweiten und dritten Evangelium erwähnten Levi eine Person, war vor seiner Berufung Untereinnehmer bei dem röm. Zoll am See Tiberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten von seinen übrigen Lebensumständen und seinen Reisen in Athiopien oder in verschiedenen asiat. Ländern sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um 60 n. Chr. für palästin. Christen hebräisch entwarf, und das dann ins Griechische übersetzt und aus der allgemeinen Überlieferung, wie es scheint, vervollständigt in den Kanon aufgenommen wurde.

Matthesius (Joh.), geb. zu Rochlitz 1504, studirte in Ingolstadt Theologie, mußte aber wegen Armuth seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's im J. 1520 erschienene Schrift „Von den guten Werken" für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg und 1532 Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar kehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakonus und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er nach Einführung der Reformation erster evangelischer Prediger war und bis zu seinem Tode im J. 1568 blieb. Neben mehren Kirchenliedern, z. B. dem alten Begräbnißlied „Nun laßt uns den Leib begraben", verfaßte er die geschichtlich nicht unwichtigen „Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben" (Nürnb. 1570, 4.; neue Aufl. von Ohler, Lpz. 1806), in 27 Predigten, und die „Sarepta oder Bergpostille" (Nürnb. 1564, Fol. und öft.).

Matthiä (Aug. Heinr.), ein ausgezeichneter Schulmann und Philolog der neuern Zeit, geb. am 25. Dec. 1769 zu Göttingen, wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet und widmete sich dann seit 1786 auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und des classischen Alterthums. Im J. 1789 ging er als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er im Umgange mit mehren der gelehrtesten Männer für seine philologischen und philosophischen Beschäftigungen vielfache Anregung fand und nebenbei vorzüglich neuere Sprachen und Literatur betrieb. Hierauf nahm er 1798 eine Lehrstelle an dem von Mounier zu Weimar gegründeten Institut an und erhielt 1801 das Directorat des Gymnasiums zu Altenburg, das er bis an seinen Tod, am 6. Jan. 1835, mit seltener Kraft und Würde behauptete, obwohl der Abend seines Lebens durch Intriguen und Parteiungen getrübt wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften, in denen er als scharfer und selbstdenkender Forscher über viele Zweige der Alterthumswissenschaft sich ebenso gründlich als geschmackvoll verbreitet und besonders eine tiefere Kenntniß der griech. Sprache gefördert hat, bezeichnen wir namentlich als wichtig die „Griech. Grammatik zum Schulgebrauch" (Lpz. 1808; 2. Aufl., 1824); die „Ausführliche griech. Grammatik" (Lpz. 1807; 2. Aufl., 2 Bde., 1825—27; 3. Aufl., 3 Bde., 1835); den „Grundriß der griech. und röm. Literatur" (Jena 1815; 3. Aufl., 1834); das „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (Lpz. 1823; 3. Aufl., 1833; 4. Aufl., 1844); den „Entwurf einer Theorie des lat. Stils" (Lpz. 1826); die „Encyklopädie und Methodologie der Philologie" (Lpz. 1835); ferner „Versuch über die Verschiedenheit der Nationalcharaktere" (Lpz. 1802); die Ausgabe der Homerischen „Hymnen und Batrachomyomachie" (Lpz. 1805), wozu schon früher die „Animadversiones in hymnos Homericos" (Lpz. 1800) erschienen waren; die treffliche Bearbeitung des Euripides (9 Bde., Lpz. 1813—29), zu der später ein Band „Indices" von Kampmann (Lpz. 1837) gekommen ist; sodann die Sammlung der Fragmente des Alcäus (Lpz. 1827) und die Handausgabe des Herodot (2 Bde., Lpz. 1825). Lediglich für den Schulzweck bestimmt, aber einsichtsvoll gewählt und erläutert, sind die „Carmina graeca selecta" (Altenb. 1802), „Ciceronis epistolae selectae" (Lpz. 1816; 3. Aufl., 1829), „Ciceronis orationes selectae" (Lpz. 1818; 3. Aufl., 1831), und das „Griech. Lesebuch für die mittlern Classen gelehrter Schulen" (Lpz. 1809). Eine Reihe gelehrter Untersuchungen machte er unter dem Titel „Miscellanea philologica" (2 Bde.,

Jena 1803—4) bekannt, und seine Programme und Schulreden nebst andern Abhandlungen und Aufsätzen erschienen als „Vermischte Schriften in lat. und deutscher Sprache" (Altenb. 1833). — Sein älterer Bruder, Friedr. Christian M., geb. 1763, welcher als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt am Main 1822 starb, hat sich durch Herausgabe des Aratus, Eratosthenes und Dionysius Periegetes ebenfalls verdient gemacht.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. am 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian's II. und erhielt, während sein Bruder, der nachmalige Kaiser Rudolf II., in Spanien am Hofe Philipp's II. erzogen wurde, unter den Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq (s. d.) seine sehr zweckmäßige Erziehung und Bildung. Von regem Thätigkeitstriebe erfüllt, aber durch seinen argwöhnischen Bruder von der Theilnahme an Regierungsgeschäften ausgeschlossen, ergriff er beim Beginn des Aufstandes der Niederlande mit Freuden die Gelegenheit, die sich seinem Ehrgeize bot, als eine Partei unter den niederländ. Großen, die dem zu weitgreifenden Ansehen des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht setzen wollte, ihn einlud, zur Rettung der katholischen Religion und der habsburgischen Herrschaft in jenen Provinzen sich an die Spitze zu stellen. Er ging 1577 heimlich in die Niederlande und empfing bei seiner Ankunft den Titel und die Huldigung als Souverain, legte aber, als er sein Bemühen, neben dem Prinzen von Oranien sich Einfluß zu verschaffen, für vergeblich erkannte, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom Könige Philipp II. und von seinem Bruder durch die Vermittelung seiner Mutter Verzeihung und lebte nun aufs neue in geschäftsloser Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf, den seine Neigung in Prag fesselte, die Statthalterschaft in Östreich an. Aber von seinem Aufenthalte in den Niederlanden her gegen den Protestantismus mit Groll erfüllt, und zugleich von dem wiener Cardinalbischof Klesel (s. d.) angereizt, erwies er sich in dieser Stellung den Protestanten äußerst ungünstig, rieth seinem Bruder, die von dem vorigen Kaiser ertheilten Religionsconcessionen in Östreich aufzuheben und hinderte wenigstens, da dieser darauf nicht einging, die weitere Ausdehnung derselben, welche die Stände beantragt hatten. Als er hierauf, in Folge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern, förmlich zum Hauptregenten und Schutzherrn ihres Hauses ernannt worden war, zog er zu Felde gegen die Ungarn, die in Folge der sorglosen und verkehrten Regierungsweise des Kaisers Rudolf unter dem Magnaten Stephan Botskai einen Aufstand erregt und die Türken zu Hülfe gerufen hatten, und schloß mit ihnen am 23. Juni zu Wien und mit den Türken am 11. Nov. 1606 Frieden, wodurch die innere und äußere Ruhe wiederhergestellt wurde. Bald darauf durch einzelne Maßnehmungen seines Bruders wegen der Erbfolge mistrauisch gemacht, nöthigte er denselben, ihm im Juni 1608 Mähren, Östreich ob und unter der Ens und Ungarn abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Für den Beistand aber, welchen ihm die Protestanten hierbei geleistet hatten, mußte er ihnen erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen, während zugleich der Kurfürst von Sachsen, der die Rolle eines Vermittlers zwischen den beiden Brüdern übernommen hatte, ihn dahin brachte, sich dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhm. Unterthanen in Händel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefes und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. (S. Calixtiner.) Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. dem Erzherzog Leopold den böhm. Thron zuzuwenden suchte, wendeten sich die Böhmen, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an M., der alsbald mit einem Heer erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz am 11. Apr. 1611 abzutreten. Nachdem M. alsdann am 4. Dec. 1611 sich mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt hatte, wurde er nach Rudolf's bald darauf erfolgtem Tode am 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt; doch mußte er in der Wahlcapitulation versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschiffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung aber war keineswegs glücklich. Die bisher im Reiche und den östr. Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegeneinander dauerte nicht nur fort, sondern

bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus und vergebens versuchte der Kaiser auf Klesel's Rath anfangs die Leitung der Liga von Baiern an Östreich zu bringen, und da dies nicht gelang, die Bündnisse zu vernichten. Als er durch einen Machtspruch am 3. Apr. 1617 dieselben aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Auch die türk. Macht, im Besitze des größten Theils von Ungarn und der Hauptstadt des Königreichs, drohte mit einem Angriffe. Die Umstände wären gerade jetzt günstig gewesen, die Türken zu vertreiben und Siebenbürgen wieder zu erobern; aber M. mußte, da ebenso die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer ihm die zur erfolgreichen Führung eines Kriegs erfoderlichen Mittel versagten, 1615 mit dem Feinde unter leidlichen Bedingungen auf 20 Jahre Frieden schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern, durch Gestattung der ungerechten Übergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker und allgemeiner wurde, als er zu kränkeln anfing, die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und endlich, auf Andringen der übrigen Glieder des östr. Hauses, den bigoten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen ließ. Nicht sobald hatte daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verletzungen des Majestätsbriefes schuldig gemacht, als hier, während der Abwesenheit M.'s zur Krönung Ferdinand's in Presburg, am 23. Mai 1618 eine offene Empörung ausbrach, welche weder des Kaisers milde Abmahnungsschreiben, noch auch, nach der von Ferdinand bewirkten Entfernung des zur Friedenspolitik geneigten Cardinalministers Klesel, die Ergreifung kriegerischer Maßregeln zu dämpfen im Stande war. Die Böhmen, um ihr Schicksal besorgt, griffen zu den Waffen, stellten den Grafen von Mansfeld an ihre Spitze und hatten schon mehre bedeutende Vortheile über das kaiserliche Heer erfochten, als der Kaiser am 20. März 1619 mitten in dieser Bedrängniß starb. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr guten Willen als Entschlossenheit und Kraft. Durch seine schwankende, unsichere Regierungsweise machte er sich sehr bald alle Parteien abgeneigt, verlor den Einfluß auf sie und verschuldete so das Unglück des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.), welches unter ihm über Deutschland hereinbrach.

Matthias Corvinus, der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn Joh. Hunyad's (s. d.), wurde 1443 geboren und bestieg 1458 als Matthias I. den Thron Ungarns, nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen war gefangen gehalten worden. Mehre ungar. Große widersetzten sich aber seiner Wahl und luden den Kaiser Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen; auch waren die Türken, diese Spaltungen benutzend, in Ungarn eingefallen und verheerten es. M. zwang nun zunächst den Kaiser, ihm die Krone des heil. Stephanus auszuliefern, ohne welche er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König gewesen wäre; dann eilte er gegen die Türken und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich, von dem Papst angetrieben, im Kriege gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, Schlesiens, Mährens und der Lausitz, 1468—78, besiegte die Polen und eroberte, nachdem der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen, einen Theil Östreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn freilich auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung große Liebe für die Wissenschaften. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in Ofen zusammengebracht hatte, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auch brachte er auf dem Reichstage zu Ofen im J. 1488 mehre Gesetze gegen den Zweikampf, die Chicanen in Processen und andere Misbräuche zu Stande. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der sich umsonst bemühte, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger wurde König Wladislaw VII. von Böhmen.

Matthisson (Friedr. von), einer der bekanntesten lyrischen Dichter Deutschlands, geb. am 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters,

welcher früher Feldprediger gewesen war, wurde bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen, und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen, wo „Werther's Leiden", „Sophiens Reisen" und „Siegwart" anregend auf ihn einwirkten. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen liefländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, bis er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon ging. Als nach vier Jahren Familienangelegenheiten ihn in die Heimat gerufen hatten, wurde er 1794 Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendanz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 noch einmal Italien. Nach dem Tode seiner Gattin im J. 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück und starb hier am 12. März 1831. M. war seit 1787, wo er mit einer vollständigern Sammlung seiner „Gedichte" (12. Aufl., Zür. 1824) auftrat, lange Zeit als lyrischer Dichter der Liebling des Publicums, das sich an seinen wehmüthig-sanften Darstellungen zarter Gefühle, insbesondere der Freundschaft und Liebe, an seinen malerisch lebendigen Naturschilderungen wie an dem Wohlklange und rhythmischen Flusse seiner Verse erfreute. Gleichwol ist es nicht zu verkennen, daß in seinen Gefühlsdarstellungen nicht selten eine gewisse Absichtlichkeit störend hervortritt, daß seine Naturschilderungen oft zur blosen Landschaftsmalerei herabsinken, und daß die auf die Form verwendete Sorgfalt seinen Gedichten nur zu oft eine marmorartige und darum erkältende Glätte verleiht. Seine poetische Thätigkeit beschränkte sich überhaupt nur auf einen kurzen Zeitraum seines Lebens. In einer Ausgabe letzter Hand erschienen seine „Schriften" in 8 Bänden (Zür. 1825—31). Einige in Stuttgart herausgegebene Fest- und Hofgedichte konnten seinen Ruhm nicht vermehren. Als Prosaiker trat er auf in seinen „Erinnerungen" (5 Bde., Zür. 1810—16), welche interessante Details über Orte und Gegenden und Nachrichten von berühmten Männern enthalten, aber in einer höchst manierirten Sprache geschrieben sind. Seinen „Literarischen Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde" gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832).

Maturitätsprüfung, Abgangs- oder Abiturientenprüfung nennt man diejenige Prüfung auf höhern Schulen, durch welche ermittelt werden soll, ob ein Schüler nach vollendetem Schulcursus diejenige Bildung erlangt hat, welche zum Übergange auf die Universität oder in einen praktischen Lebensberuf erfoderlich ist. Wie früher die höhere Bildung überhaupt freier gelassen war als später, so wurden auch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Anfoderungen an die von den Gymnasien auf die Universitäten abgehenden Schüler genauer bestimmt und besondere Maturitätsprüfungen angeordnet. Eins der ersten, wo nicht das erste Abiturientenreglement war das in Preußen vom 23. Dec. 1788, welches unter dem 12. Oct. 1812 durch ein neues verbessertes abgeschafft wurde. Zufolge des letztern wurde eine mehr gleichmäßige encyklopädische Bildung in den allgemeinen Schulwissenschaften nicht zur unumgänglichen Bedingung für die Maturität gemacht, sondern es genügte auch schon die Vertrautheit mit einer der Hauptrichtungen des Wissens, wodurch der natürlichen Anlage und der Neigung des Schülers freierer Spielraum blieb. Mehre der Bestimmungen dieses Reglements wurden durch besondere Verordnungen später modificirt, namentlich unterm 11. Dec. 1828 die Anfoderungen im Griechischen, bis endlich unter dem 4. Juni 1834 ein neues Maturitätsprüfungsreglement publicirt wurde, welches von dem frühern in wesentlichen Punkten abweicht. Als Zweck der Maturitätsprüfung wird aufgestellt, auszumitteln, ob der Abiturient den Grad der Schulbildung erlangt hat, welcher erfoderlich ist, um sich mit Nutzen und Erfolg dem Studium eines besondern wissenschaftlichen Faches widmen zu können. Die bisher gebräuchlichen drei Censurgrade wurden abgeschafft, indem nur einfach der Abiturient für reif oder nicht reif erklärt werden

sollte; indeß wurden diese Censurgrade dadurch gewissermaßen wiederhergestellt, daß bei der Reife drei Stufen unterschieden, mit A, B und C bezeichnet, und daß unter B auch Diejenigen, die im Deutschen und Lateinischen zwar den Anfoderungen genügen, und außerdem in den beiden alten Sprachen oder in der Mathematik bedeutend mehr als das Gefoderte leisten, wenn sie auch in den übrigen Fächern das Erfoderliche nicht leisten, unter C aber bei vorgerückterm Alter und bei vermuthlichem Vortheil für den Staatsdienst auch Diejenigen für reif erkannt werden sollen, welche im Deutschen, Lateinischen und in noch zwei andern Gegenständen das Erfoderliche leisten. Die Geschichte wurde aus der Reihe der Hauptfächer gestrichen. Die Anfoderungen im Deutschen wurden, wenigstens äußerlich, gesteigert, im Griechischen, Lateinischen und Französischen ermäßigt. Als neue Prüfungsgegenstände kamen hinzu philosophische Propädeutik und Religion. Die schriftlichen Arbeiten wurden leichter gemacht, die mündliche Prüfung durch ihren Umfang etwas schwieriger, durch Ermäßigung einiger wichtiger Anfoderungen im Ganzen aber auch leichter. Das neue Reglement foderte mehr eine formele, allgemeine, encyklopädische Bildung, sicherte der rein philologischen und mathematischen Bildung ein Übergewicht und hatte die allgemeine Gleichheit aller Gymnasien des Landes zur Folge. Wie überhaupt das Gymnasialschulwesen Deutschlands, besonders des nördlichen, schon seit dem J. 1817 sich mehr oder weniger nach dem Muster des preußischen umgestaltet hat, so wurden auch die Maturitätsprüfungen nach und nach bei allen deutschen Gymnasien eingeführt, z. B. 1820 (umgeändert 1828 und 1834) in Kurhessen, 1826 in Braunschweig, 1827 in Oldenburg, 1829 in Hannover und im Königreiche Sachsen (hier 1831 erneuert), 1832 im Großherzogthum Hessen, 1833 in Mecklenburg, 1834 in Würtemberg, und die Anfoderungen im Ganzen meist nach den preußischen bemessen.

Unter dem 8. März 1832 wurden auch bei den höhern Bürger- und Realschulen in Preußen durch eine vorläufige Instruction Maturitätsprüfungen angeordnet und der Zweck derselben dahin bestimmt, denjenigen Jünglingen, welche den Unterricht in einer vollständigen höhern Bürger- und Realschule genossen haben und mit genügenden Kenntnissen aus derselben entlassen werden können, die bisher an den Besuch der obern Classen der Gymnasien geknüpfte Berechtigung zum Eintritt in den einjährigen freiwilligen Militairdienst, in das Post-, Forst- und Baufach und in die Bureaux der Provinzialbehörden zuzusichern; den Altern und Vormündern eine zuverlässige Benachrichtigung über den Bildungsstand des zu entlassenden Zöglings zu gewähren, um darnach zu ermessen, ob er zum Eintritt in die für ihn bestimmte Laufbahn gehörig befähigt sei; endlich den Schulen eine Gelegenheit zu geben, sich über ihre Leistungen vor den ihnen vorgesetzten Behörden auszuweisen, durch den günstigen Erfolg sich in dem Vertrauen des Publicums zu befestigen und in den Lehrern wie in den Schülern den würdigen Eifer für die Erreichung eines bestimmten Ziels lebendig zu erhalten. Im J. 1841 erlitt diese Instruction durch zwei Ministerialverfügungen wesentliche Abänderungen. Nach der einen vom 2. Juni wurde die Berechtigung zum einjährigen Militairdienste nicht mehr von einem Maturitätszeugnisse, sondern von der Reife für die oberste Schulclasse abhängig gemacht, und in der vom 30. Oct. wurde bestimmt, daß bei Mangel hinreichender Befähigung in der lat. Sprache ein Zeugniß der Reife nicht ertheilt werden solle. Bei den Real- und höhern Bürgerschulen in andern deutschen Staaten, einzelne Anstalten vielleicht ausgenommen, sind bis jetzt ähnliche Maturitätsprüfungen nicht angeordnet worden, und es ist mindestens zweifelhaft, ob man dies zu bedauern hat; denn es liegen gegen Maturitätsprüfungen überhaupt, sowol an Gymnasien als an Realschulen, gewichtige Bedenken vor. Diese Prüfungen sind hervorgegangen aus der falschen Ansicht, daß gehäufte Controle und Examina das sicherste Mittel sind, den Bildungsstand eines Schülers kennen zu lernen. Sie dienen aber nur dazu, dem blos äußern Wissen ein unstatthaftes Übergewicht zu verschaffen, das Augenmerk von der tiefern, namentlich von der Charakterbildung, abzulenken und einem äußern Ehrgeize Nahrung zu geben, welcher nachtheiligen Einfluß auf die sittliche wie die körperliche Gesundheit der jungen Leute auszuüben geeignet ist. Maturitätsprüfungen sind überdies ein sehr unsicheres Mittel, den Stand der Schulbildung eines jungen Menschen zu ermitteln, weil sie doch nur Einzelnes aus dem Kreise des Schulwissens herausheben und nur eine kürzere Zeit in An-

spruch nehmen können. Den Angehörigen der Schüler kann auf geeignetere Weise Nachricht über den Bildungsstand des Schülers zugehen, und die Schule hat außerdem Gelegenheit genug, über ihre Leistungen vor den vorgesetzten Behörden und dem Publicum sich auszuweisen. Die Reife oder Nichtreife eines Schülers vermag das Lehrercollegium einer Anstalt auch ohne Maturitätsprüfung richtiger zu beurtheilen, und dieses Urtheil wird bei stattfindenden Maturitätsprüfungen immer als letzte Norm gelten; deshalb dürfte es besser sein, die Maturitätsprüfungen, wie sie jetzt bestehen, ganz fallen zu lassen und sie nur für die Fälle beizubehalten, wo das Lehrercollegium selbst über die Reife eines Schülers zweifelhaft oder sehr getheilter Ansicht ist. Die Zulassung zu diesen ausnahmsweisen Maturitätsprüfungen müßte billigerweise auch denjenigen Schülern gestattet werden, die zwar das Lehrercollegium für nicht reif hält, die aber den Cursus in der obersten Classe durchgemacht haben. Durch eine solche Einrichtung würde dem sehr bedenklichen Umstande entschieden entgegengewirkt, daß jetzt die Primaner der Gymnasien, zum Theil auch der Realschulen, fast nur für die Maturitätsprüfung arbeiten.

Matúta, die Göttin der Frühe, war ursprünglich eine altital. Gottheit, welche sowol mit der griech. Leukothea als mit der Albunea vermengt wurde. Die Sagen und der Cultus der Ino-Leukothea gingen auf sie über. Die Frauen führten auch in Rom eine Sklavin in den Tempel der Göttin, schlugen sie mit Ruthen und trieben sie dann fort. Ferner nahmen die das Fest der Göttin (Matralia) feiernden Mütter ihre Schwesterkinder auf den Arm und begingen Feierlichkeiten, die sich auf die Leiden der Ino um den Dionysos, den Sohn ihrer Schwester Semele, bezogen. Der König Servius Tullius weihte der M. einen Tempel, welchen Camillus wiederherstellte.

Maubeuge, eine Stadt im Departement des Nordens in Frankreich, an beiden Ufern der Sambre gelegen und als starke Festung bekannt, die in Form eines unregelmäßigen bastionirten Siebenecks unter Ludwig XIV. von Vauban gebaut wurde, hat etwa 6000 E., die sich mit Fabrikation von Tuch, Fayence, Eisenwaaren und Quincailleriesachen beschäftigen. Auch ist daselbst eine königliche Gewehrfabrik.

Mauerbohrer und Mauerbrecher, s. Kriegsmaschinen.

Mauguin (Franç.), einer der ausgezeichnetsten Parlamentsredner in Frankreich, geb. am 28. Febr. 1785 zu Dijon, wo sein Vater Procurator beim Parlamente war, studirte in Paris die Rechte und lebte dann mehre Jahre der wissenschaftlichen Muße, bis er 1813 als Advocat auftrat. Im J. 1815 übernahm er die Vertheidigung des Obersten Labédoyère (s. d.) und fand dabei Gelegenheit, sein großes Rednertalent zu zeigen. Fortan vertraute man ihm eine ganze Reihe wichtiger Processe an, in welchen es galt, den Liberalismus gegen die Bedrückungen des Hofes und der Regierung zu vertreten. Nach dem Processe des Oberst Fabvier (s. d.) mußte er jedoch 1819 in Rücksicht auf seine Gesundheit die Berufsgeschäfte aufgeben und Paris verlassen. Als er 1823 zurückkehrte, bewährte er sein Talent und seinen Freimuth vor den Gerichtsschranken wo möglich noch glänzender. Seit 1827 trat er als Abgeordneter des Wahlcollegiums zu Beaune in die Kammer, wo er als Vorkämpfer der Volksfreiheit seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit leidenschaftlichem Eifer unterstützte er kurz vor der Revolution von 1830 die Adresse der 221, sodaß ihm der Präsident Royer-Collard das Wort entziehen mußte. Während der Julitage wurde er in die am 29. errichtete Municipalcommission gewählt, die fünf Tage lang die höchste Gewalt in Frankreich vereinigte. Ohne an seine persönlichen Vortheile zu denken, trat er in die Reihen der parlamentarischen Opposition zurück und bekämpfte als einer der hitzigsten Bewegungsmänner die Justimilieupolitik der neuen Dynastie. Besonders warf er sich mit dem General Lamarque auf die auswärtige Politik, widersetzte sich der Rücksichtnahme auf die absoluten Mächte und wollte nicht selten ganz Europa den Krieg erklären. Er wurde hierbei weniger von Kenntnissen, als von der Biegsamkeit und dem Reichthume seines Rednertalents unterstützt und zog sich durch die Eitelkeit, welche er in diesen Declamationen an den Tag legte, selbst die Abneigung der Gleichgesinnten und Liberalen zu. Da er überhaupt gegen die Opposition eine gewisse Unabhängigkeit beobachtete und oft gegen die Maßnahmen seiner Partei auftrat, so gerieth er allmälig in eine Vereinzelung, die seine Wirksamkeit gänzlich schwächte. Staunen erregte es, als er, in seiner

Eigenschaft als Advocat der Colonien, in der Kammer die Negersklaverei vertheidigte, nachdem er zwei Jahre vorher Europa aus den Fesseln der Knechtschaft hatte befreien wollen. Obwol er später sein Amt als Sachwalter der Colonien aufgab, blieb doch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seines Liberalismus erschüttert, zumal da er nach einer Reise nach Rußland im J. 1810 mehrmals ernstlich eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich vorschlug. Diese sogenannte Politik der Interessen machte er auch in dem „Journal du commerce" geltend, dessen vornehmster Eigenthümer er seit mehren Jahren geworden war.

Mauke ist eine Fußkrankheit der Pferde und des Rindviehs, welche sich durch einen in der Kronengegend des Hufs stattfindenden Abfluß einer wässerigen Feuchtigkeit zu erkennen gibt. Veranlaßt wird die Krankheit theils durch innere Schärfe der Säfte, theils durch nachtheilig auf die Füße einwirkende örtliche Ursachen. Das Wesen derselben besteht in dem Anschwellen eines oder beider Hinterfüße, wenn das Thier im Stalle steht; doch vergeht die Geschwulst, wenn es in Gang kommt. Die Krankheit endet mit gänzlicher Abmagerung. Verschieden von dieser Krankheit ist die ausfallende oder brandige Mauke, die durch vieles Waten in Eis, Schneewasser und gefrornem Boden entsteht und bald in Schwärung und Brand übergeht. Im Anfange ist die Mauke meist leicht zu heilen durch Reinlichkeit, Abführmittel, vermindertes Futter, mäßige tägliche Leibesbewegung und laue Fußbäder.

Maulbeerbaum (Morus), ursprünglich im gemäßigten Asien heimisch, verträgt auch, wenigstens in einigen seiner Arten, das europ. Klima. Hauptsächlich unterscheidet man zwei Arten, den schwarzen Maulbeerbaum mit schwarzen und den weißen Maulbeerbaum mit weißen Beeren. Jener wurde wegen seiner eßbaren Früchte aus Persien, dieser aus China deshalb nach Europa verpflanzt, weil seine Blätter zur Nahrung für die Seidenwürmer dienen. Die Rinde des Maulbeerbaums ist sehr zähe und läßt sich zu Stricken verarbeiten; aus der des schwarzen Maulbeerbaums fertigt man in China und Japan Papier; das Holz des weißen Maulbeerbaums benutzt man in Italien und der Provence zu allerhand Gefäßen, da es im Wasser als sehr dauerhaft sich bewährt.

Maulthier heißt der Bastard von Esel und Pferdestute, der zwar dem Pferde ähnlich ist, aber hinsichtlich des Kopfes, der Ohren, des Kreuzes, Schwanzes und der Stimme nach dem Vater gerathet. Da die Maulthiere einen viel sicherern Gang und größere Ausdauer haben, auch genügsamer als Pferde sind, so zieht man sie in allen Gebirgsgegenden diesen vor. In Spanien und den span. Colonien sind sie besonders geschätzt und oft theurer als Pferde. Sie pflanzen sich untereinander nicht fort. Der Bastard vom Pferdehengst und der Eselin heißt Maulesel, sieht dem Esel ähnlicher als dem Pferde, ist kleiner als das Maulthier, graubraun, und wird gewöhnlich nur zum Lasttragen gebraucht.

Maultrommel, s. Mundharmonika.

Maulwurf, ein Säugthier, das zu den sogenannten Insektenfressern gehört, lebt fast beständig unter der Erde, wo es mit seinen breiten, starken Vorderpfoten und Krallen Gänge gräbt, aus denen es nur zur Begattung, oder wenn es durch Wasser vertrieben wird, herauskommt. Irrigerweise behauptete man sonst, daß der Maulwurf blind sei; doch sind seine Augen allerdings nicht größer als ein Stecknadelkopf, und in Italien findet sich eine Art, deren Augen sogar mit einem Fell überzogen sind. Die Nahrung des Maulwurfs besteht lediglich in Würmern, namentlich Regenwürmern, Insekten und ihren Larven; seine Gänge gräbt er nur seiner Nahrung wegen, deren er sehr viel bedarf. Ist er schon im Freien sehr geschwind, so ist er es noch viel mehr in seinen Gängen. Sehr interessante Beobachtungen über die Maulwürfe machte der berühmte Maulwurfsfänger Lecourt; veröffentlicht hat dieselben Cadet de Vaux in der Schrift „Vom Maulwurf" (deutsch von Leonhardi, Lpz. 1804).

Maupeau (René Charl. de), Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., war 1688 zu Paris geboren. Er bekleidete seit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, stieg 1743 durch Verbindung mit dem Hofe zum ersten Präsidenten auf und erlangte eine gewisse Berühmtheit durch einen langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. Der Hof verbannte demzufolge 1751 das Parlament nach Pontoise und den Bischof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergestellt wurde. Endlich mußte M. 1757 auf Betrieb seiner eigenen Collegen die Präsi-

dentschaft niederlegen. Der Hof erhob ihn indessen 1763 zum Vicekanzler, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen besonders die Pompadour haßte, vollends zu stürzen. Als endlich Lamoignon am 15. Sept. 1768 seine Entlassung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieselbe schon am folgenden Tage zu Gunsten seines Sohnes nieder. Er starb 1775. — Nicol. Charl. Augustin de M., des Vorigen Sohn, bekannt durch seinen Streit mit dem Parlamente, wurde 1714 zu Paris geboren. Er besaß nicht das vortheilhafte Äußere, aber mehr Kühnheit und Kenntnisse als sein Vater und erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters stieg er 1763 zum ersten Präsidenten, in welcher Eigenschaft er den Minister Choiseul (s. d.) zu gewinnen suchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er seinen Gönner und betrieb, schon um seinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. (S. Ludwig XV.) Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als früherer Gouverneur von Bretagne vom Parlament zu Rennes bei dem zu Paris wegen Überschreitung und Misbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem pariser Parlament in einem Lit de justice im Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlament kehrte sich daran nicht, sondern erklärte den Herzog am 2. Juli aller Pairsrechte verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des wüthenden Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlament im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königlichen Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlament stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarry (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem großen Rathe ein Interimsparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obschon die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, so fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet, die Steuerkammer (s. Malesherbes) auf und erklärte im Apr. 1771 das Interimsparlament für ein ständiges, das er mit seinen Creaturen besetzte. Ebenso erfolgte die Auflösung des Parlaments zu Rouen, und die Mitglieder der übrigen wurden wenigstens größtentheils erneuert. Weil das Volk die Despotie des Hofes noch mehr haßte und fürchtete, als den aristokratischen Druck und die Anmaßungen der Parlamente, so gestaltete sich die Aufregung und die Unordnung für Hof und Minister täglich drohender. Der Tod Ludwig's XV., am 10. Mai 1774, machte endlich dieser Spannung ein Ende. M. wurde sogleich verbannt, und das alte Parlament wiederhergestellt. Er ertrug seinen Fall und den Volkshaß mit Ruhe und starb vergessen zu Thuit am 29. Juli 1792. Vgl. „Journal historique de la révolution operée dans la constitution de la monarchie franç. par M." (2 Bde., Lond. 1775).

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), ein berühmter franz. Mathematiker, geb. zu St.-Malo 1697 von vornehmen Ältern, zeigte in seiner Jugend viele Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften und nahm 1718 Kriegsdienste, nach einigen Jahren aber seinen Abschied, um sich ruhiger jenen Studien widmen zu können. Er wurde 1723 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, ging später nach London und nachher nach Basel, wo er mit den Brüdern Bernoulli Freundschaft schloß. Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach Lappland schickte, um durch eine genaue Gradmessung in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit in Peru ausgeführten die Gestalt der Erde zu bestimmen, eine Unternehmung, die mit Überwindung unsaglicher Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde, und welche M. in seinem Werke „De la figure de la terre, déterminée par les observations de M., Clairaut, Camus etc." (Par. 1738, mit Kpf.) ebenso unterhaltend als belehrend beschrieben hat. Nach Frankreich zurückgekehrt, folgte er 1740 dem Rufe Friedrich's II. nach Berlin, um die Präsidentenstelle bei der Akademie zu übernehmen. Er begleitete den König ins Feld und wurde in der Schlacht von Molwitz gefan-

gen, in Wien jedoch vom Kaiser sehr ehrenvoll aufgenommen und ihm erlaubt, nach Berlin zurückzukehren. Als er nachher Frankreich wieder besuchte, hofften seine Freunde ihn daselbst fest zu halten; er ging aber wieder nach Preußen, was er später vielfach bereuete, da er bei allen Wohlthaten und Vertrauen, welches der König ihm schenkte, sich doch in Preußen nicht wohlbefinden konnte. Auch wurde er in mehre Streitigkeiten verwickelt, vornehmlich über einen Aufsatz in den „Memoiren" der berliner Akademie (1746), die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen König in Franeker angriff, indem er die Idee dazu Leibnitz beilegte. Mehre Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte, der anfangs mit M. in freundschaftlicher Verbindung gestanden und sich seinen Schüler genannt hatte, nun aber ihn, den er 1738 als ein erhabenes Genie, als einen zweiten Archimedes gepriesen hatte, als einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen verschrie. Eine Brustkrankheit bewog M., 1756 nochmals nach Frankreich zu reisen. Im J. 1758 begab er sich nach Basel, wo er am 27. Juli 1759 starb. M. war außerordentlich lebhaft im Verkehr, ungemein höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Doch eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, herrischer Charakter und das allzugroße Bestreben emporzukommen schadeten ihm. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, erschienen in vier Bänden (Lyon 1756).

Mauren, eines der die Berberei (s. d.) bewohnenden Völker, haben ihren Namen von den Mauren der alten Welt überkommen, ohne deren echte Nachkommen zu sein. Jene alten Mauren, welche als Urbewohner Mauritanien bewohnten, waren wahrscheinlich mit den Numidiern eines Stammes und haben ihre unverfälschten Nachkommen in den Amazirghen des jetzigen Marokkos. (S. Kabylen.) In den ebenern Küstengegenden des Landes waren sie wol schon in der vorhistorischen Zeit mit Einwanderern oriental. Stammes gemischt; noch mehr geschah dies, besonders in den Städten, mit den später angekommenen cultivirten Einwanderern, und am meisten zuletzt mit den arab. Eroberern des Landes. Während nun die echten Nachkommen der alten Mauren im Gebirge diesen Namen im Mittelalter verloren und wol schon damals den der Amazirghen annahmen, blieb er dem hauptsächlich aus arab. und altmaur. Blut entsprossenen Mischlingsgeschlecht in den Städten und der Küstenebene Mauritaniens, und ging von da aus auch auf die Städtebewohner der übrigen Berberei über, die ebenfalls aus einer Mischung der Ureinwohner mit den Arabern entsprungen waren. So versteht man denn gegenwärtig unter Mauren denjenigen Volksstamm der Berberei, welcher vorzugsweise die eingeborene Bevölkerung der Städte der Berberei bildet. Die Mauren sind ein schöner Menschenschlag, mit edlen, oriental. Gesichtszügen, die den Ausdruck von Milde und Melancholie tragen. Von Charakter sind sie zwar sanft und umgänglicher als die Berbern und Beduinen, aber auch phlegmatisch, kraftlos und geistig stumpf, und trotz ihres muselmännischen Fanatismus feige, dabei grausam, wollüstig und hinterlistig, geizig und habsüchtig wie alle Mohammedaner, und in den größern Städten sehr verdorben. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirthschaft; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. Da die Araber, welche Spanien eroberten, aus Mauritanien herüberkamen und auch wol viel mit Mauren gemischt waren, so werden auch sie Mauren genannt, und die Namen Mauren, Araber und Sarazenen in der Geschichte Spaniens synonym gebraucht. Von ihnen stammen die Moriscos, d. h. die Mauren, welche nach ihrer Besiegung durch Ferdinand den Katholischen gegen Ende des 15. Jahrh. scheinbar das Christenthum annahmen und daher nicht mit ihren dem Islam treu bleibenden Stammgenossen aus Spanien vertrieben wurden. Sie lebten als fleißige, ruhige Unterthanen bis auf Philipp II., welcher ihre gründliche Bekehrung oder ihren Untergang beschloß. Seine Bedrükkungen und Verfolgungen brachten sie 1571 zu einem bewaffneten Aufstand, nach dessen Dämpfung über 100000 derselben vertrieben wurden. Indeß blieben noch immer Viele zurück, die trotz aller Verfolgungen den Glauben ihrer Väter im Geheimen treu bewahrten. Erst den Verfolgungen unter Philipp III. gelang es, sie aus Spanien gänzlich zu vertrei-

ben. Fast eine Million Moriscos wanderte damals nach Nordafrika aus, wo sie sich aus Rache vorzüglich auf den Seeraub gegen die Christen legten.

Maurepas (Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von), Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 1701, wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen. Sein Vater, Jérôme, versah das Amt eines Ministers und Staatssecretairs, das vermöge der Amtskäuflichkeit schon 170 Jahre in der Familie vererbt worden war, mußte aber 1715 abdanken und die Stelle dem 14jährigen Sohne überlassen. Der Marquis de Lavrillière, der Schwager des jungen Ministers, erhielt den Auftrag, denselben zu vertreten und in die Geschäfte einzuführen. Lavrillière starb 1725, und M. übernahm nun im Alter von 24 Jahren selbst sein Amt, das sich auf Paris, den Hof und das Seewesen erstreckte. Die Formen, in welche Ludwig XIV. die Verwaltung geschlagen hatte, machten allerdings die Geschäfte leicht, sodaß weniger tüchtige Kenntnisse, als eine gewisse Routine erfoderlich waren. M. zeigte sogleich alle Talente eines höfischen Ministers; er entwickelte Liebenswürdigkeit, Leichtfertigkeit und seltene Biegsamkeit. Doch erwarb er sich auch einige wirkliche Verdienste, indem er Seeschulen anlegte, die Häfen in Person besuchte und Mathematiker in den Dienst zog. Überhaupt unterstützte er die Gelehrten und Dichter und wollte nach der Mode seiner Zeit selbst als Schöngeist gelten. Als die Pompadour an den Hof kam, ließ er sich gegen dieselbe in kleine Intriguen ein, weil ihm diese niedrig geborene Frau die Ehre einer königlichen Maitresse nicht zu verdienen schien. Unter Anderm dichtete er auf ein Rosenbouquet, welches die Pompadour dem Könige an dessen Namenstage schenkte, ein sehr beißendes Epigramm, das bei Hofe die Runde machte. Ludwig XV. hatte den Herzog von Richelieu im Verdacht, es verfaßt zu haben; allein dieser bewies durch die Originalschrift, daß M. der Verfasser gewesen. Der Minister wurde sogleich vom Hofe verwiesen und lebte seit 1749 erst zu Bourges, dann zu Pontchartrain 25 Jahre hindurch in Ungnade. Als endlich Ludwig XVI. den Thron bestieg, empfing M. ein Schreiben, das ihn zum ersten Minister ernannte. Nur von seiner Tante gewissermaßen gezwungen, hatte der junge König Zuflucht zu einem Manne genommen, der kein anderes Verdienst besaß, als daß er das Opfer der Pompadour geworden. M. brachte in die schwierige Stellung nur die Leichtfertigkeit seiner Jugend mit, wählte aber Turgot, Malesherbes und Necker zu seinen Collegen. Um sich und den König populair zu machen und das Volk zu beschwichtigen, stellte er das alte, von Maupeau (s. d.) aufgelöste Parlament her. Nicht nur die Parteigänger des königlichen Despotismus, sondern auch viele freisinnige Männer misbilligten diesen Schritt, weil der Regierung daraus ein neues Hinderniß erwuchs, den versinkenden Staat zu reformiren. In der That brachen sich alsbald die Bestrebungen der Minister an dem Widerstande des Parlaments, das sogleich seine frühere Politik wieder aufnahm. M., der sich außerdem ungern von dem Genie Turgot's überflügelt sah, war auch schwach genug, seine Genossen dem Parlamente zu opfern. Vielleicht noch verhängnißvoller sollte für die Zukunft die auswärtige Politik sein, welche er verfolgte. Mit der Absicht, die brit. Macht zu demüthigen, mußte der König auf sein Andringen die nordamerik. Colonien im Kriege gegen das Mutterland unterstützen. M. erlebte den Ausgang des Kampfes nicht; er starb, sechs Monate nach Necker's Rücktritt, am 21. Nov. 1781 und wurde weder vom Hofe noch vom Volke betrauert. Unter seinem Namen gab Soulavie „Mémoires" heraus, ein geistloses Machwerk, das wahrscheinlich untergeschoben ist.

Maurer (Georg Ludw., Ritter von), bair. Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath und ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, geb. am 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der bair. Rheinpfalz, wo sein Vater evangelischer Prediger war, kam in Folge dessen, daß seine Ältern wegen des Revolutionskrieges flüchten mußten, nach Heidelberg, wo er das Gymnasium besuchte, 1808—11 die Rechte studirte, dann von deren juristischer Facultät ohne vorhergegangenes Examen das Doctordiplom erhielt und einige Zeit prakticirte. Im J. 1812 ging er nach Paris, wo er für Recht, Sitten und Verfassung Germaniens gründliche Studien machte. Nach der Rückkehr im Juni 1814 wurde er wegen seiner genauen Kenntniß des franz. Rechts zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des Staatsprocurators verwendet; 1816 kam er als Substitut des Generalstaatsprocurators an das Appellations-

gericht in Zweibrücken, 1817 wurde er Appellations- und Revisions-Gerichtsrath und 1824 Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. In dieser Zeit erschien seine von der Akademie der Wissenschaften zu München, die ihn 1824 zum correspondirenden Mitgliede erwählte, mit dem ersten Preise gekrönte „Geschichte des altgerman. und namentlich altbair. mündlichen Gerichtsverfahrens" (Heidelb. 1824, 4.), welche die Veranlassung gab, daß er 1826 an die von Landshut nach München übersiedelte Universität für die Lehrfächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie des franz. Rechts berufen wurde. Nachdem er 1829 den Ruf an Eichhorn's Stelle nach Göttingen abgelehnt, erhielt er den Titel eines Geh. Hofraths. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, noch in demselben Jahre Staatsrath und zu Anfange des J. 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König neben dem Grafen Armansperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der Regentschaft in Griechenland. M. galt als politisch gleichgesinnter Freund des Regentschaftspräsidenten Armansperg, und wirkte, obschon er sich sehr bald in seinen Ansichten über diesen getäuscht sah, in der neuen Laufbahn in der uneigennützigsten, für Griechenland überaus wohlthätigen Weise. Das größte Verdienst erwarb er sich durch die Abfassung des Strafgesetzbuchs, des Gesetzbuchs für das Strafverfahren, der Gerichts- und Notariatsordnung und des Gesetzbuchs über das Civilverfahren. Als endlich die Regentschaft in offenen Zwiespalt gerathen, war es M., der in Übereinstimmung mit Heidegger und Abel (s. d.) dem Präsidenten am entschiedensten entgegentrat. Deshalb mit Abel am 31. Juli 1834 nach Baiern zurückberufen, hatte er sich doch gleich diesem sehr bald wieder der Gnade des Königs zu erfreuen. Zu seiner Rechtfertigung ließ er die heftige Parteischrift „Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde., Heidelb. 1836) erscheinen. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir den „Grundriß des deutschen Privatrechts" (Münch. 1828), „Über die bair. Städte und ihre Verfassung unter der röm. und fränk. Herrschaft" (Münch. 1829), „Über die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte" (Münch. 1830) und die Ausgabe des „Stadt- und Landrechts Ruprecht's von Freysing" (Stuttg. 1839), ein Beitrag zur Geschichte des Schwabenspiegels.

Maurerei, s. Freimaurerei.

Mauritius, eine der Mascarenhasinseln, unter 75° 30′ östl. Länge und 20° südl. Br. im Indischen Ocean, hat einen Flächenraum von 35 □M. mit einer Bevölkerung von mehr als 100000 Seelen, die bis auf ein Zehntheil Weiße, Mulatten und Schwarze sind, zu denen in neuerer Zeit auch eingeführte ostind. Arbeiter, sogenannte Hill-Kulis, kamen. Die Insel ist sehr gebirgig und durchaus vulkanischer Natur, jedoch von Korallenbänken umgeben. Ihr Inneres, das sich bis gegen 3000 F. erhebt, bildet den ungeheuern Krater eines erloschenen Vulkans. Das Klima ist zwar tropisch, aber sehr mild und gesund, und war dies früher, ehe noch die Wälder gelichtet wurden, in noch höherm Grade. Nur die furchtbaren Wirbelwinde, von denen die Insel zu Zeiten heimgesucht wird, bilden eine Plage derselben. Die Vegetation trägt ganz den tropischen Charakter, dagegen ist die Fauna, wie gewöhnlich auf rein vulkanischen Inseln, ziemlich arm. Die Hauptproducte sind die gewöhnlichen tropischen Colonialwaaren. Die Insel wurde nebst den übrigen Mascarenhasinseln 1505 durch den Portugiesen Pet. Mascarenhas entdeckt und gehörte bis 1598 den Portugiesen und von da an den Holländern, die sie Mauritius nannten. Nachdem diese sie 1703 verlassen hatten, wurde sie 1715 von den Franzosen besetzt und Isle de France (s. d.) genannt. Im J. 1810 eroberten sie die Engländer, die ihr den alten Namen wieder gaben und sie im pariser Frieden von 1814 behaupteten. Die Hauptstadt ist Port Louis, der Sitz des Generalgouverneurs für die brit. Besitzungen im Indischen Ocean und ein wichtiger Handels- und Stapelplatz zwischen Ostindien und Ostafrika, mit mehr als 20000 E. und einem Freihafen.

Maurokordatos, eine Fanariotenfamilie, stammt von Kaufleuten aus Chios ab, die ihren Ursprung vom genues. Geschlecht der Scarlati herleiten. — Alex. M., ursprünglich ein Arzt, bewies sich als Dragoman bei den karlowitzer Friedensverhandlungen im J. 1699 als einen ausgezeichneten Diplomaten. — Sein Sohn, Nik. M., wurde 1709

Hospodar der Moldau und 1711 der Walachei. — Konstantin M., seit 1735 Hospodar der Walachei, schaffte die Sklaverei ab und machte sich durch gute Gesetze und Einrichtungen, besonders durch die Einführung des Maisbaues, um das Land verdient. — Alex. M., ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, wurde beim Ausbruche der griech. Insurrection, obschon er keinen Theil daran genommen, verhaftet, seines Vermögens beraubt und nach Angora verwiesen; seine Gattin, eine geborene Morusi, und seine Töchter aber wurden der Roheit der Soldaten preisgegeben. — Sein Sohn, Fürst Alex. M., geb. 1787 zu Konstantinopel, folgte noch jung seinem Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei, begleitete ihn dann ins Ausland und lebte hierauf in der Schweiz und in Italien. Im J. 1821, nach dem Ausbruche des griech. Aufstandes, schiffte er sich in Marseille nach Griechenland ein, wo es ihm, nach Ätolien gesendet, gelang, die Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Auf dem Congresse zu Argos drang er auf eine feste Centralregierung und wurde mit Entwerfung der Unabhängigkeitserklärung und der einstweiligen Regierungsform beauftragt. Der Congreß zu Epidaurus wählte ihn zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt. Mit dem Oberbefehle bekleidet, unternahm er im Sommer 1822 den Feldzug in Epirus, der mit dem unglücklichen Treffen bei Peta endigte; doch rettete M. den Peloponnes durch die ebenso entschlossene als kluge Vertheidigung von Missolunghi (s. d.). Durch die Partei Kolokotronis' und Demetrius Ypsilanti's angefeindet, zog er sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Schiffsbefehlshaber, mit einer Flotte Missolunghi zu entsetzen, und übernahm dann aufs neue den Oberbefehl im westlichen Griechenland. Durch kluge Maßregeln vereitelte er 1824 die Plane des Omer Vrione auf Ätolien und Akarnanien. Als aber Kolokotronis (s. d.) gegen die Regierung in Nauplia die Waffen erhob, zog sich M. mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück, bis er endlich im Oct. 1829 seine Entlassung nahm. Während der Regentschaft Kapodistrias' stand er mit Miaulis und Konduriotis an der Spitze der Opposition gegen denselben. Unter der Regentschaft des Königs Otto wurde er Minister der Finanzen und im Oct. 1833 Präsident des Ministeriums. Bei der Veränderung im Ministerium im J. 1834 wurde er nacheinander Gesandter an den Höfen zu München, Berlin und London. Im J. 1841 trat er für kurze Zeit als Ministerrathspräsident an die Spitze der griech. Regierung. Darauf ging er als Gesandter nach Konstantinopel, von wo er in Folge der Septemberrevolution von 1843 nach Griechenland zurückkehrte, wo er anfangs als Minister ohne Portefeuille in das Cabinet Metaxas trat, dann aber nach dem Sturze desselben und der russischen Partei, am 11. Apr. 1844 ein neues Cabinet, dessen Präsident er wurde, zu Stande brachte. Doch die engl. Partei, als deren Haupt er von jeher in Griechenland galt und noch gilt, wurzelte zu wenig im griech. Volk, als daß sich ein derselben ergebenes Cabinet lange hätte halten können. Dasselbe fiel schon im Aug. 1844, und seitdem hat sich M. nur durch seine hartnäckige, häufig in die verwerflichsten Umtriebe und in die gefährlichste Parteisucht ausartende Opposition gegen das Ministerium Kolettis bemerklich gemacht.

Mauromichalis, eine Mainottenhäuptlingsfamilie, die jetzt gewöhnlich den fürstlichen beigezählt wird. Berühmt unter ihr sind: Georg M., der bei der Empörung der Mainotten 1770 der Hauptanführer derselben war. — Peter M., bekannt unter dem Namen Pietro-Bei, wurde 1816 Bei der Mainotten, schloß sich später der Hetairie an und erhob im Apr. 1821 in Morea nebst Kolokotronis die Fahne des Aufruhrs. Von nun an einer der thätigsten und einflußreichsten Beförderer des griech. Freiheitskampfes, bekleidete er während desselben die Ämter als Mitglied des moreotischen Senats (1821), als Präsident der Nationalversammlung zu Astros (1822) und als Chef der ausübenden Gewalt (1824). Im Anfange mit Kolokotronis vereint, wurde er doch bald, als dieser immer mehr als Haupt der russ. Partei und im selbstsüchtigen Streben befangen auftrat, ein Gegner desselben und eines der Häupter der nationalen Partei. So konnte es auch nicht fehlen, daß er in schneidenden Gegensatz zu dem ganz in russ. Interesse handelnden Kapodistrias kam, der seinerseits den mächtigen Mainottenhäuptling auf alle Weise zu unterdrücken und unschädlich zu machen suchte. Die Folge davon war ein Aufstand der Mainotten gegen Kapodistrias, der die Verhaftung Pietro-Beis in Nauplia herbeiführte. Dies steigerte die Leidenschaft der Mauromichalis, die, wie alle Mainottenfamilien, durch die

regste und empfindlichste Familienpietät sich auszeichnen, auf den höchsten Grad, sodaß der Sohn des gefangenen Pietro-Bei, Georg M., und der Bruder desselben, Konstantin M., am 9. Oct. 1831 den Grafen Kapodistrias (s. d.) ermordeten. Konstantin wurde gleich nach der That auf der Stelle von dem Gefolge Kapodistrias' niedergehauen, Georg aber später, in demselben Jahre, hingerichtet. Nach dem Sturz der Kapodistrias'schen Regierung wurde Pietro-Bei wieder freigelassen, der sich dann als einen der treuesten Anhänger des Königs Otto bewährte und als solcher bis auf die neueste Zeit bewährt. Mannichfaltige Auszeichnungen, die sowol ihm wie Gliedern seiner Familie zu Theil wurden, waren der Lohn dieser Treue; namentlich wurde er 1836 zu einem der Vicepräsidenten des Staatsraths ernannt.

Maurus (Hrabanus), s. Hrabanus Maurus.

Maurus (Congregation des Heiligen), s. Benedictiner.

Maury (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und politischen Redner Frankreichs, geb. am 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Avignon, war der Sohn eines armen Schuhmachers. Nachdem er seine Studien auf eine glänzende Weise beendet hatte, trat er in den geistlichen Stand und ging dann in seinem 19. Jahre nach Paris. Hier erhielt er anfangs in einem Privathause die Stelle eines Hofmeisters zeichnete sich aber dann durch sein „Eloge funèbre du Dauphin" (1766), „Eloge de Stanislas" und „Eloge de Charles V" so vortheilhaft aus, daß er einer der königlichen Cabinetsprediger, Prior von Lions und Abt von Frenada wurde. Sein „Panégyrique de St.-Vincent de Paule", der „Panégyrique de St.-Louis", „Panégyrique de St.-Augustin" (1775) und seine „Discours choisis sur divers sujets de religion et de littérature" eröffneten ihm 1785 die franz. Akademie. Zum Deputirten der Geistlichkeit von Peronne im J. 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als erklärten Widersacher Necker's und der neuen Staatstheorie. Mirabeau fand in ihm seinen gewichtigsten Gegner und der Klerus den tüchtigsten Vertreter. Gleich beim Beginn der Nationalversammlung widersetzte er sich aufs heftigste der Vereinigung der drei Stände und als diese dennoch bewirkt wurde, verließ er Versailles. In Peronne verhaftet, wurde er auf Befehl der Nationalversammlung freigelassen und erschien sehr bald wieder in derselben. Er war es, der am 13. und 30. Oct. sich am standhaftesten der Maßregel widersetzte, welche die Güter des Klerus zur Disposition der Nation stellte und dieser dagegen die Cultuskosten übertrug. Am 19. Juni sprach er gegen die Aufhebung der Adelsprivilegien und am 10. Juli lehnte er sich mit Ungestüm gegen die Einverleibung von Avignon auf. Der Verlauf der Revolution zwang ihn zur Auswanderung; er ging nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz's II. nach Frankfurt, ernannte ihn 1794 zum Bischof von Nicäa in partibus und am 21. Febr. 1798 zum Cardinal. Als die franz. Heere sich Rom näherten, flüchtete er zunächst nach Toscana, dann nach Venedig. Endlich begab er sich nach Rußland, kehrte aber bald in der Eigenschaft als Gesandter Ludwig's XVIII. zum Papste zurück. Das Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, erklärt seine plötzliche Annäherung an Napoleon, bei dessen Huldigung er dem Papste assistirte. Indessen erhielt er erst 1806 eine förmliche Autorisation, nach Frankreich zurückzukehren, worauf ihn Napoleon zum franz. Cardinal und Almosenier bei seinem Bruder Hieronymus ernannte. Im J. 1810 nahm er vom Kaiser, welcher sich mit Fesch überworfen hatte, die Ernennung zum Erzbischofe von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Promotion nicht genehmigt hatte, bei der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wendete sich nun wieder nach Rom, wo er ein halbes Jahr auf der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er für den Verlust seiner Würden durch eine Pension aus dem päpstlichen Schatze entschädigt. Er starb zu Rom in der Zurückgezogenheit in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1817. Unter seinen hervorstechendsten literarischen Leistungen gehört sein „Essai sur l'éloquence de la chaire" (2 Bde., Par. 1810 und öft.). Seine „Oeuvres choisies", worin auch seine Reden in der Nationalversammlung enthalten sind, erschienen in fünf Bänden (Par. 1827). Vgl. seines Neffen L. S. Maury „Vie du cardinal M." (Par. 1827).

Maury (Juan Maria), ein ausgezeichneter span. Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Nachdem er auch Italien besucht hatte, ließ er sich in Paris nieder. Sein episches Gedicht „La agresion británica" (Madr. 1806) zeichnete sich besonders durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus. Europäischen Ruf aber erwarb er sich durch seine „Espagne poétique", (2 Bde., Par. 1826—27), eine Sammlung der span. Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen franz. Übersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen, worin er sich als einen feinen Kenner seiner vaterländischen Poesie, geschmackvollen geistreichen Kritiker und so gewandten Übersetzer bewies, daß die Franzosen selbst seine correcten und eleganten Verse bewunderten. Erst nach langem Zwischenraume ließ er wieder ein eigenes größeres Gedicht, das romantische Rittergedicht „Esvero y Almedora" (Par. 1840) erscheinen, worin er Tasso und Ariost nachstrebte und sie wenigstens in technischer Meisterschaft, in Vollendung des Versbaues und Schönheit der Diction fast erreicht hat. Seine kleinern Gedichte und vermischten Aufsätze sammelte er in den „Poesías castellanas" (3 Bde., Valencia 1845). Er starb zu Paris am 2. Oct. 1845.

Maus, eine bekannte Gattung von Nagethieren, in einer großen Menge von Arten, deren mehre durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Dahin gehören außer der Hausmaus, die Hausratte, Wanderratte und Feldmaus. Die Hausmaus, meist dunkelgrau von Farbe, doch auch als Kakerlake, nämlich ganz weiß mit rothen Augen vorkommend, ist ursprünglich in Europa heimisch, findet sich aber gegenwärtig, durch Schiffe verbreitet, in allen Erdtheilen und wirft des Jahres vier bis sieben Junge. Größere Verwüstungen als sie richtet die Hausratte an, die 8 Z. lang ist und einen ebenso langen Schwanz hat, weil sie sich selbst durch die stärksten Mauern hindurcharbeitet, weil nur wenige Katzen, da sie sehr beißig ist, ihr nachstellen, und weil sie nicht leicht in irgend eine Falle oder an eine vergiftete Lockspeise geht. Die Hausratte sowol als die Hausmaus werden von der Wanderratte vertrieben, die bedeutend stärker ist, 10 Z. mißt und einen 8 Z. langen Schwanz hat. Sie ist ein äußerst böses, bissiges Thier, das sogar gegen den Menschen sich zur Wehre setzt, unter dem Federvieh großen Schaden anrichtet und öfters sogar Kindern in der Wiege gefährlich wird. Sie ist sehr schwer zu tilgen, da sie sehr vorsichtig ist und eine Katze sich durchaus nicht an sie wagt. Die Feldmaus, oben rothgrau, mit sehr langen Ohren, erscheint in manchen Jahren in so großer Menge, daß sie den Ertrag der Ernte bedeutend schmälert. Füchse und Eulen stellen ihr eifrigst nach, daher es nicht rathsam ist, dieselben unbedingt zu tödten.

Mäusethurm, bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Erzbischof von Mainz, Hatto II. (s. d.), knüpft, wurde erst zu Anfange des 13. Jahrh. als Zollthurm angelegt und 1635 durch die Schweden zerstört. Merkwürdig ist, daß sich in Polen eine ähnliche Sage findet. (S. Goplo).

Mausolēum hieß das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien seine Gemahlin Artemisia (s. d.) zu Halikarnaß errichten ließ. Es wurde erst nach ihrem Tode vollendet und gehörte seiner Pracht wegen unter die Wunderwerke der Welt. Dasselbe hatte eine Höhe von 104 F., 140 F. im Umfange und war von 36 korinth. Säulen rings umgeben. Auf dem viereckigen Unterbau erhob sich ein pyramidenförmiger Bau von 24 Stufen, und oben darauf stand eine Quadriga. Die Baumeister waren Satyros und Pytheus, die Bildhauer Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jak.), einer der bemerkenswerthesten Anhänger und Vertheidiger des Physiokratischen Systems (s. d.), auch als militairischer Schriftsteller und als Übersetzer bekannt, geb. zu Leipzig am 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der franz. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik, und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militairstand, weshalb er auch im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannov. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging nach seines Vaters Wunsche nach Leipzig, um

dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Ilefeld, dann Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel und Hauptmann. Im J. 1785 trat er als Major in braunschweig. Dienste und wurde später Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer an dem Carolinum angestellt. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's ging er lebhaft auf dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit ihm ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben, dem er alle seine Muße widmete und zu welchem ihm Mirabeau von Berlin aus reichlich mit Materialien versah. Mirabeau ließ das Werk in Paris unter seinem Namen erscheinen, worauf M. dasselbe in seiner „Schilderung des preuß. Staats unter Friedrich II." (4 Bde., Lpz. 1793—95) neu bearbeitete. Die franz. Revolution fand an ihm einen enthusiastischen Anhänger; da er sich aber zu lebhaft für Freiheit und Gleichheit aussprach, so verwickelte er sich dadurch in mancherlei Unannehmlichkeiten. In dem Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn" durch Kotzebue unanständig angegriffen, zog er sich neuen Verdruß dadurch zu, daß er Zimmermann öffentlich als den Verfasser der Schrift bezeichnete. Er starb zu Braunschweig am 11. Jan. 1794. Mit Übergehung seiner Übersetzungen gedenken wir noch seiner „Physiokratischen Briefe an Dohm" (Braunschw. 1780); der „Einleitung in die militairischen Wissenschaften" (Braunschw. 1783), und der „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig" (2 Bde., Braunschw. 1794).

Mävius, s. Bavius (Marcus).

Mavors, s. Mars.

Maxen, ein Rittergut und Dorf zwischen Pirna und Dippoldiswalde im Königreiche Sachsen mit Marmorbrüchen, deren Ausbeute jedoch fast nur zu sehr bedeutenden Kalkbrennereien benutzt wird, liegt auf einem Höhenplateau, welches an drei Seiten von tiefen, steil eingeschnittenen Thälern umschlossen ist, und führte durch diese seine Lage eines der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Kriegs herbei. Nachdem nämlich in dem Feldzuge des J. 1759 der Prinz Heinrich von Preußen mit seinen weit geringern Streitkräften dem östr. Feldmarschall Daun zwischen der Elbe und Mulde nicht allein Widerstand geleistet, sondern ihn zu Anfange des Nov. auch zum Rückzug nach seiner befestigten Stellung bei Plauen unweit Dresden genöthigt hatte, war während dieses Manoeuvres auch Friedrich der Große von Schlesien aus bei der Armee seines Bruders angekommen, und hatte, von der Idee befangen, daß Daun seinen Rückzug nach Böhmen fortsetzen werde, um dort die Winterquartiere zu nehmen, noch auf dem Marsche am 14. Nov. durch den General von Wunsch dem General von Fink, der die Avantgarde des Prinzen Heinrich commandirte, den Befehl ertheilt, Dippoldiswalde zu besetzen, und selbst bis M. vorzurücken, um von hier aus die von Dresden nach Böhmen führenden Straßen beobachten und dem Feinde versperren zu können. Fink (s. d.), der das Misliche dieses Auftrags sogleich übersah, versuchte gegen diesen Befehl Einwendungen zu machen, die jedoch der König unwillig zurückwies. Er nahm daher, nachdem er Dippoldiswalde besetzt, die Stellung von M., während der König selbst bis Wilsdruf vorrückte, und die Avantgarde unter Ziethen Kesselsdorf und den nördlichen Rücken des Plauischen Grundes besetzte. Die gefährliche Lage, in welcher sich jedoch das Fink'sche Corps befand, war so in die Augen fallend, daß sie selbst Daun nicht entging und diesen bestimmte, dasselbe mit bedeutender Übermacht anzugreifen. Während nun Fink am 18. und 19. Nov. in und um M. seine Dispositionen traf, um den ihm drohenden Unfällen möglichst vorzubeugen, entsendete Daun am 19. einen Theil seines Heers von Plauen aus auf der großen Straße nach Dippoldiswalde, vertrieb hier das kleine preuß. Detachement, das Fink f .bst gegen den Willen des Königs daselbst hatte stehen lassen, und ging von hier aus über Reinhardsgrimma und Hausdorf auf M. los. Obwol es am Morgen des 20. Nov. etwas gefroren hatte und namentlich die steilen Anhöhen mit Glatteis bedeckt waren, so wurden sie doch von den östr. Grenadieren erstiegen und erobert, und hierauf M. selbst angegriffen. Während hier nun aufs hartnäckigste gekämpft wurde, war ein anderes östr. Corps von Plauen über Tronitz und Witgendorf gegen M. vorgerückt, sodaß Fink bald zwischen zwei Feuer gebracht wurde. Zwar that Fink das Möglichste, um sich in M. zu halten, besonders da er hoffte, daß der König, der nur etwa drei Meilen von ihm entfernt stand, ihm zu Hülfe eilen würde, wenn er seinen Rapport erhalten und den Kanonendon-

ner vernehmen würde. Allein Letzteres hatte der abstehende Wind verhindert, und von allen Ordonnanzen war nur eine einzige bis zum König gelangt; dagegen wurden die Angriffe der Feinde immer heftiger, und da nun auch die Reichsarmee von Dohna aus heranmarschirte, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, so sah sich Fink endlich genöthigt, mit dem Überrest seines Corps sich auf Ploschwitz zurückzuziehen, um von hier aus vielleicht über Wesenstein, Liebstadt und Glashütte Freiberg wieder zu gewinnen, oder über Sürsen und Possendorf sich mit dem Könige wieder verbinden zu können. In der Hoffnung, den ersten Plan ausführen zu können, wurde er jedoch bald enttäuscht, da alle abgesandte Recognoscirungen die Gewißheit brachten, daß sämmtliche Durchgänge durch die tiefen Schluchten von den Kroaten bereits besetzt waren; den letztgenannten Weg versuchte jedoch der General von Wunsch mit der gesammten Cavalerie; in der verzweiflungsvollen Lage, in der sich Fink befand, da er von allen Seiten eingeschlossen, kaum noch 3000 M. kampffähige Mannschaft dem zehnmal stärkern Feind entgegenzusetzen hatte, entschloß er sich, eine ehrenvolle Capitulation nachzusuchen; allein Daun ließ ihm nur die Wahl, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, ja Fink mußte sogar den General von Wunsch zurückrufen, während man jedoch den preuß. Offizieren, die auf Ehre dort gefangen bleiben sollten, ihre Bagage belassen wollte. Fink war nicht in der Lage, Bedingungen vorschreiben zu können, und wenn er selbst diejenige einging, welche die Zurückberufung der Cavalerie unter Wunsch vorschrieb, so hoffte er allerdings, daß dieser seinem Befehle nicht mehr Folge leisten werde, wenn er eine Aussicht gefunden, sich durch die Feinde durchzuschleichen. Allein noch während die Capitulation verhandelt wurde, kehrte Wunsch zurück, da er nirgend einen Ausgang gefunden, und so mußte nun der ganze noch übriggebliebene Theil des anfangs gegen 10—12000 M. starken Corps, das aber jetzt bis fast auf 2000 Combattanten geschmolzen war, mit sieben Generalen und 550 Offizieren das Gewehr strecken und sich im freien Felde als Kriegsgefangene ergeben. Indeß war die Katastrophe von M. ohne irgend einen wesentlichen Einfluß auf den weitern Gang des Kriegs.

Maxentius, röm. Kaiser, der Sohn des Maximianus (s. d.), wurde im J. 306 von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom, die Galerius durch eine schwere Schatzung erbittert hatte, anerkannt. Severus, den Galerius gegen ihn und seinen Vater, der sich mit ihm verband, sendete, mußte sich dem Letztern ergeben, und auch der Versuch, den Galerius selbst im J. 307 gegen ihn machte, war vergebens. Bald nachher entzweite sich M. mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Üppigkeit, Trägheit und Grausamkeit in Rom. Das Glück, mit welchem eine Empörung der Afrikaner unter Alexander im J. 311 durch seinen Feldherrn schnell unterdrückt wurde, reizte ihn zur Kriegserklärung gegen Konstantin den Großen (s. d.), an dem er den Tod seines Vaters rächen zu wollen vorgab. Während nun Konstantin nach Italien drang und die Feldherren des M. bei Turin und Verona schlug, lag dieser mit einem gewaltigen Heere unthätig in Rom. Erst nachdem Konstantin die unbesetzten Pässe des Apennin überstiegen hatte, rückte er ihm unvorsichtig entgegen, wurde in der großen Schlacht am Pons Milvius am 27. Oct. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber.

Maxime ist ein Satz (eine Ansicht, Überzeugung u. s. w.), den ein Individuum zum Grundsatz seines Thuns und Lassens macht, wobei es unbestimmt bleibt, ob dieser Grundsatz blos eine subjective oder auch zugleich eine objectiv allgemeine Gültigkeit hat. In den Maximen, nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.) und deshalb ist die Untersuchung über die in den meisten Fällen unabsichtliche und unwillkürliche Entstehung und Befestigung solcher oder anderer Maximen von großer Wichtigkeit für die Pädagogik und Ethik, indem die sittliche Bildung darauf beruht, daß die subjectiven Maximen des Menschen mit den objectiven Sittengesetzen in Übereinstimmung kommen, oder daß die letztern für ihn zu Maximen werden.

Maximiānus (Marcus Aurelius Valerianus), genannt Herculius, röm. Kaiser, aus der Gegend von Sirmium gebürtig, hatte sich aus niederm Stande im Kriegsdienst emporgeschwungen und wurde von Diocletianus (s. d.) im J. 285 zum Cäsar und 286, nachdem er den Bund der Bagauda in Gallien (s. d.) unterworfen und die in dieses Land einfallenden deutschen Völker zurückgetrieben hatte, zum Augustus erhoben. Bei der Thei-

lung des Reichs, die er mit Diocletian, nachdem sie Galerius und Konstantius Chlorus zu Cäsaren ernannt hatten, im J. 292 vornahm, erhielt M. Afrika und Italien und nahm seinen Sitz zu Mailand. Durch Diocletian veranlaßt, legte er, wie dieser, 305 die Augustuswürde nieder, nahm sie aber 306, mit seinem Sohne Maxentius (s. d.) verbunden, wieder an. Severus, den Galerius gegen sie schickte, fiel in Ravenna in seine Hände; doch mußte M. bald darauf vor seinem eigenen Sohne aus Rom nach Gallien flüchten. Hier gewann er, nachdem er den Diocletian vergebens zur Wiederannahme der Kaiserwürde zu bewegen gesucht hatte, einen Theil des Heers seines Schwiegersohns, Konstantin's des Großen (s. d.), für sich, um diesen zu stürzen, wurde aber von ihm bei Massilia zur Ergebung und zur Niederlegung des Purpurs, den er zum dritten Male angenommen hatte, genöthigt, und im J. 310, als er einen Versuch gegen Konstantin's Leben machte, getödtet.

Maximilian I., einer der merkwürdigsten deutschen Kaiser, 1493—1519, Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich's III. (s. Friedrich IV.), geb. am 22. März 1459, nahm schon seit 1486, wo er zum röm. König erwählt wurde, Theil an den Regierungsgeschäften. Von ansehnlicher Statur, stark und schön gebaut, entwickelte er, nachdem er bis in sein zehntes Jahr wenig Geist gezeigt hatte, mit einem Male seine Fähigkeiten ebenso rasch als vielseitig und machte wie in Künsten und Wissenschaften, so in allen körperlichen Geschicklichkeiten und Übungen die ausgezeichnetsten Fortschritte. Im 19. Jahre vermählte er sich mit Karl's des Kühnen von Burgund Tochter und einzigen Erbin, Maria, und erwarb durch diese Heirath seinem Hause die weitläufigen burgund. Besitzungen. Da der König Ludwig XI. von Frankreich die Hülflosigkeit der Maria benutzt hatte, um eines Theiles von Burgund sich zu bemächtigen, so zog M. gegen ihn alsbald zu Felde und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Dagegen mußte er nach dem früh erfolgten Tode seiner Gemahlin am 26. März 1482, bei der durch Ludwig's Ränke gegen ihn aufgeregten, mistrauischen Stimmung der niederländ. Stände, es ruhig geschehen lassen, daß in Folge des Friedens zu Arras zwischen den niederländ. Ständen und Frankreich im J. 1482 seine vierjährige Tochter Margarethe dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., verlobt, nach Frankreich geführt und Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund ihr zur Mitgift gegeben wurden. Ungeachtet dieser erlittenen Kränkungen blieb M. in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen das ihm fortdauernd feindselig gesinnte Frankreich mit wechselndem Glücke fortsetzte und in unaufhörlichem Kampfe mit seinen aufrührerischen Unterthanen lebte, die weder Gewalt noch Milde ihm versöhnen konnten. Die von Frankreich fortdauernd angeschürte Aufregung ging endlich so weit, daß die Bürger von Brügge ihn 1488 sogar mit List in ihre Stadt lockten und mehre Monate lang gefangen setzten. Aus dieser Haft durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit, eilte er an die Donau, um mit dem Ungarnkönige Matthias, der einen großen Theil der östr. Länder erobert hatte, wegen deren Rückgabe zu unterhandeln, und nach Matthias' bald darauf erfolgtem Tode gelang es ihm 1490, die Ungarn aus dem Lande zu treiben. Seine Bemühungen um den ungar. Thron unterbrach der Einfall der Türken aus Bosnien nach Krain, Kärnten und Steiermark im J. 1492, die er mit einem schnell zusammengerafften Heere bei Villach schlug und nach Bosnien zurücktrieb. Schon wollte er auch gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine reiche Braut Anna von Bretagne abwendig gemacht, dagegen seine demselben verlobte Tochter zurückgesendet hatte, die Waffen ergreifen, als noch zu rechter Zeit durch des Kurfürsten Philipp von der Pfalz Vermittelung zwischen beiden Fürsten der Friede zu Senlis im J. 1493 zu Stande kam, in welchem M. wenigstens die bedeutende Mitgift seiner Tochter an Ländern zurückerhielt. Nachdem er Friedrich III. auf dem kaiserlichen Throne gefolgt, verheirathete er sich mit Blanca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm zwar 300000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, aber ihn auch in die italien. Händel ihres Hauses verwickelte. Dem unter seines Vaters langer und schlaffer Regierung im Reiche eingerissenen Zustand der Rechtslosigkeit und Willkür suchte er durch Errichtung des ewigen Landfriedens (s. d.) und die Einsetzung des Reichskammergerichts (s. d.) im J. 1495 und des Reichshofraths (s. d.) im J. 1501 zu steuern. Zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen theilte er Deutschland in sechs und im J. 1512 in

zehn Kreise, in deren jedem ein Hauptmann das Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer führte. Auch trat er den Misbräuchen der Femgerichte (s. d.) entgegen. Er gab gute Policeigesetze, errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte (s. d.), verbesserte das grobe Geschütz, ließ zur Erleichterung der Communication Posten anlegen, beförderte Wissenschaft und Künste, unterstützte Gelehrte und Künstler und sorgte namentlich für die Universitäten zu Wien und zu Ingolstadt. Eine größere Thätigkeit für das Reich nach innen und außen zu entwickeln hinderten ihn seine Feldzüge gegen die Schweiz und gegen die Franzosen in Italien. Hier war der junge Herzog Giov. Galeazzo Sforza von seinem Oheim Ludwig ermordet, dieser aber, nachdem er sich des Herzogthums bemächtigt, von dem mit Galeazzo verschwägerten König von Neapel mit Krieg überzogen worden. Ludwig hatte die Franzosen zu Hülfe gerufen, die sofort mit großer Heeresmacht in Italien erschienen, Neapel eroberten und selbst Mailand bedrohten. Sich weiterer Eroberungen derselben zu erwehren, traten 1495 der Papst, der Kaiser, Spanien, Neapel und Mailand zu einem Bunde zusammen und zwangen den König Karl VIII., ebenso schnell als er gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Als jedoch 1500 die Franzosen ihre Eroberungsabsichten auf Italien erneuerten und Ludwig XII. nächst dem größten Theil von Neapel auch Mailand in Besitz nahm, blieb M., dem es an Geld und Truppen fehlte, nichts übrig als im Vertrag von Blois den König von Frankreich gegen ein Geschenk von 200000 Francs und gegen das Versprechen einer Heirath seines Sohnes mit dessen Tochter Claudia mit dem Herzogthume seines Schwagers zu belehnen. Da Ludwig XII. dieses Versprechen nicht hielt und seine Tochter anderweit verheirathete, zog M. mit einer kleinen Armee über die Alpen, um Mailand wiederzunehmen. Doch die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm den Durchzug, schlugen ihn bei Cadore und eroberten später sogar Fiume und Triest. Mit lebhaftem Eifer ergriff daher M. die Auffodernng zur Theilnahme an dem Bündnisse, welches der Papst Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien zur Demüthigung der Republik Venedig unter dem Namen der Ligue von Cambrai schlossen, um auf diese Weise die erlittene Schmach zu rächen. Aber Venedig, geschreckt durch die heranziehenden Heere, die bereits einzelne Landschaften der Republik erobert hatten, eilte, sich mit dem Papst und Ferdinand zu vergleichen, und so sah M., für seinen Theil zu schwach, in allen weitern Unternehmungen sich gehemmt. Der Groll über den verfehlten Erfolg dieses Feldzuges, dessen Schuld er den Franzosen zuschrieb, bestimmte ihn, 1511 der sogenannten Heiligen Ligue zwischen dem Papst, Venedig, Ferdinand von Aragonien und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich heimlich beizutreten. Von der feindlichen Übermacht überwältigt, mußten die Franzosen in kurzer Zeit die Lombardei räumen und Mailand dem Maximilian Sforza überlassen, und als Heinrich VIII., mit M. verbündet, in ihr Land einfiel, wurden sie in der sogenannten Sporenschlacht bei Guinegate am 17. Aug. 1513 völlig geschlagen. Doch im J. 1515 erneuerte der König von Frankreich, Franz I., seines Vorgängers Eroberungsversuche in Italien, eroberte Mailand und zwang M. im Frieden zu Brüssel nicht nur Mailand an Frankreich, sondern auch Verona an die Venetianer gegen eine Abstandssumme von 200000 Dukaten zu übergeben. Nicht glücklicher als in Italien war er in dem Kampfe mit den Schweizern, die im Frieden zu Basel 1499 sich für immer vom Deutschen Reiche lossagten. Um so besser gelangen ihm die friedlichen Eroberungen für das Haus Habsburg; denn außer der Erheirathung der burgund. Erbschaft, bekam er durch den Tod seines Vetters, Erzherzog's Sigismund, dessen östr. Landesantheil Tirol; auch erwarb er Görz, Gradiska, das Pusterthal und nach dem landshuter Erbfolgestreite 1505 bedeutende Stücke von Baiern. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der span. Infantin Johanna und seiner Tochter Margaretha mit dem span. Infanten Johann legte er den Grund zur Erwerbung Spaniens, und durch die Wechselheirath seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit Anna und Ludwig, den Kindern Königs Wladislaw's von Ungarn und Böhmen, zur Erwerbung dieser beiden Länder an sein Haus. Er starb zu Wels in Oberöstreich am 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M. war ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig und gut unterrichtet. Durch und

durch voll echt ritterlicher Gesinnung zeichnete er sich mehr durch Hang zu Abenteuern, z. B. auf der steilen Martinswand in Tirol, und durch die persönliche Galanterie und Tapferkeit eines Ritters, wie er denn z. B. den Ritter Claudius de Barre aus Frankreich, der die ganze deutsche Ritterschaft herausfoderte, im Zweikampfe niederwarf, als durch consequente Staatsklugheit und großartigen Unternehmungsgeist aus. Übrigens war er nicht blos prosaischer Schriftsteller, sondern auch Dichter. Außer mehren Schriften über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd und Baukunst, hatte er eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. (S. Weißkunig.) Lange Zeit wurde er auch für den Verfasser des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Sein Nachfolger, nach einer kurzen Zwischenreihe, war sein Enkel, Karl V. (s. d.).

Maximilian II., deutscher Kaiser, 1564—76, der Sohn und Nachfolger Ferdinand's I. (s. d.), geb. am 1. Aug. 1527 zu Wien, gewann schon in der Jugend durch seinen Lehrer Wolfg. Severius eine günstige Meinung für den Protestantismus. Nachdem er aus Spanien zurückgekehrt, wo er drei Jahre Vicekönig gewesen, wirkte er wesentlich mit für das Zustandekommen des passauer Vertrags. Er wurde im Sept. 1562 König von Böhmen, zwei Monate darauf röm. König und im Sept. 1563 König von Ungarn. Letzteres war das einzige Land, welches er bei seinem Regierungsantritte als Kaiser mit den Türken im Kriege fand. Doch wurde der alte Sultan Soliman II. sehr bald dadurch beschwichtigt, daß er ihm alle Eroberungen in Ungarn überließ und einen jährlichen Tribut von 300000 Fl. versprach. Als später Soliman, um des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund's, Ansprüche auf dieses Königreich zu unterstützen, aufs neue seine Heere gegen M. marschiren ließ, endigte der Tod des Sultans vor Sigeth schon 1567 den Krieg, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Während Philipp II. von Spanien die Empörung der Niederländer zu bekämpfen hatte und Frankreich von Religions- und Bürgerkriegen zerrissen wurde, genoß Deutschland, da M. in keinen dieser Kriege sich einmischte, einer behaglichen Ruhe, die nur durch die Grumbach'schen Händel (s. Grumbach) und die Religionsstreitigkeiten auf dem Reichstage unterbrochen wurden. Dem östr. Ritterstande bewilligte er 1568 förmlich und den Städten unter der Hand freie Religionsübung; die Protestanten wurden in höhern und niedern Staatsämtern angestellt und die kirchlichen Angelegenheiten einer ständischen Religionsdeputation übertragen, ja man ließ sogar den evangelischen Theologen Chyträus aus Rostock zur Anordnung des evangelischen Gottesdienstes und zur Ausarbeitung einer Agende nach Östreich kommen. An dem bei seiner großen Neigung für die evangelische Lehre von den Protestanten erwarteten förmlichen Übertritte zur protestantischen Kirche hinderten ihn die politischen Rücksichten auf Spanien und auf die katholischen Reichsfürsten, besonders auf das verwandte Baiern; auch thaten dabei etwas die dringenden Ermahnungen und Bitten, mit denen der Papst erst durch den Nuntius Stanisl. Hosius, dann durch den nach Wien gesendeten Cardinal Commendone ihn unablässig bestürmte. Die Jesuiten hielt er in engen Schranken und verstattete ihnen keinen Einfluß auf sich; doch verbreiteten sie sich, da er nichts Ernstliches gegen sie unternahm, unter seiner Regierung immer mehr und mehr und wußten sich eine nachhaltige Einwirkung auf die Glieder seiner Familie, seine Gemahlin, seine Brüder und seinen Sohn zu sichern, die später verderbliche Früchte trug. Durch diese Halbheit der Maßregeln, die er auch in den ungenügenden Religionsconcessionen an seine Unterthanen bewies, brachte M. bei aller Toleranz, durch die er sich über seine Zeit erhob, unabsichtlich über seine Erbländer die Religionsverfolgungen und Leiden, die dieselben unter seinen Nachfolgern erfuhren. Er starb am 12. Oct. 1576. Von den sechs Söhnen, die ihm nebst zwei Töchtern seine Gemahlin Maria, eine Tochter Kaiser Karl's V., geboren hatte, folgte ihm in der Kaiserwürde und in den östr. Erblanden sein ältester Sohn, Kaiser Rudolf II. (s. d.), und diesem, der kinderlos starb, der vierte Sohn Matthias (s. d.).

Maximilian I., Kurfürst von Baiern, 1597—1651, der Sohn des Herzogs Wilhelm's V. von Baiern, geb. am 17. Apr. 1573 zu Landshut, erhielt eine sehr wissenschaftliche Bildung, erwarb sich namentlich eine große Fertigkeit in fremden Sprachen, studirte in Ingolstadt und machte seit 1591 mehre Reisen. Im J. 1597 übernahm er die Regierung

von Ober- und Niederbaiern, die sein Vater, der erst 1626 starb, niederlegte, um desto ungestörter frommen Übungen obzuliegen. Er hatte die redliche Absicht, sein Land auf die höchste Stufe der Macht und Blüte zu erheben; allein der Dreißigjährige Krieg brachte Baiern um einen guten Theil der Früchte, die es von M.'s weiser Regierung erwarten konnte. Im J. 1607 hatte er die vom Kaiser Rudolf II. über Donauwörth (s. d.) ausgesprochene Acht zu vollziehen, das er hierauf trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangelischen Stände im Besitz behielt. Als hierauf in Folge des Falls mit Donauwörth eine Union der evangelischen Stände sich bildete, stellte er sich an die Spitze der dieser gegenüber gebildeten katholischen Ligue. Im Bündnisse mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V. von der Pfalz brachte er Oberöstreich zum Gehorsam, siegte am Weißen Berge bei Prag und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Zum Lohne dafür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die 13 Mill. Fl. aufgewendeter Kriegskosten die Erblande Friedrich's von der Pfalz. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im westfäl. Frieden die Oberpfalz und die Grafschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Auch während des Kriegs war er für das Aufblühen seines Landes rastlos besorgt; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und das Josephsspital, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein, begründete die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig dem Baier in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb am 17. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79) aufgesetzte „Anleitung zur Regierungskunst", die lat. und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Pet. Phil. Wolf, „Geschichte M.'s I. und seiner Zeit", fortgesetzt von Breyer (4 Bde., Münch. 1807—11).

Maximilian (II.) Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern, 1679—1726, der Enkel des Vorigen und Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. am 11. Juli 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Baiern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen, zog er 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien zu Hülfe und focht dann mit großem Ruhme im Interesse Östreichs nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein. Im J. 1685 vermählte er sich mit des Kaisers Leopold's I. Tochter, Maria Antonia, und 1692 wurde er Gouverneur der Niederlande. Doch noch in demselben Jahre starb seine Gemahlin und mit dem Tode ihres einzigen hinterlassenen Sohnes im J. 1699 erloschen die Ansprüche seines Hauses auf die span. Erbfolge. Da überdies Östreich ihm viele Ursachen zur Misstimmung gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des span. Erbfolgekriegs (s. d.) mit Frankreich, räumte den Franzosen die span. Niederlande ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Doch nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Hochstädt (s. d.) im J. 1704 mußte er sein Land verlassen und wurde am 30. Apr. 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt. Der Fürstenrath, dessen Einwilligung nicht eingeholt worden war, protestirte zwar gegen die Acht; allein diese wurde erst im badener Frieden von 1714 aufgehoben und M. wieder in Besitz seiner sämmtlichen Länder gesetzt. Im J. 1717 schickte er dem Hause Östreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverwesung, die nun von Beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Zum zweiten Male hatte er sich 1694 mit einer Tochter König Johann's III. von Polen vermählt, mit der er zahlreiche Nachkommen zeugte. Er starb am 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Karl Albrecht, 1726—45, der als Karl VII. (s. d.) die deutsche Kaiserwürde erhielt.

Maximilian (III.) Joseph, Kurfürst von Baiern, 1745—77, der Sohn Kaiser Karl's VII., geb. am 28. März 1727, versuchte zwar nach dem plötzlichen Ableben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl's VI. Tode Ansprüche auf die östr. Staaten gemacht

hatte, noch einmal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen, entsagte aber, da der Erfolg kein günstiger war, in dem Frieden zu Füßen am 22. Apr. 1745 allen Ansprüchen auf Östreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, Einziehung eines Theils seiner Truppen und Überlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden geordnet und 1758 eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Den Fabriken wurde der nöthige Schutz gewährt und der Ackerbau durch zweckmäßige Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten für die katholische Kirche verminderte er doch die Klöster und gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Auch war er einer der ersten Fürsten, welche dem Aufhebungsbreve der Jesuiten nachkamen. Als man ihm einst eine Liste sogenannter Freigeister überreichte mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen, antwortete er: „Gerade die besten Köpfe", und warf das Papier ins Feuer. Vermählt war er mit einer Tochter des Königs August's III. von Polen. Er starb als Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern am 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an das pfalzgräfliche Haus Sulzbach, aus welchem ihm der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor (s. d.), 1777—99 in der Regierung folgte.

Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, wurde am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Prinz Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, östr. Feldmarschall, seine Mutter, Maria Franziska, die Tochter des Erbprinzen Jos. Karl Emanuel von Sulzbach. Im sechsten Jahre seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian's IV. von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als franz. Oberst zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, am 1. Apr. 1795 kinderlos starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor am 16. Febr. 1799 wurde er Kurfürst von Baiern und Herzog von Jülich und Berg. In der nächstfolgenden Zeit ließ er sich höchst angelegen sein, die Landwirthschaft und den Verkehr durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern. Das Criminalrecht wurde 1802 verbessert, den Protestanten und Reformirten 1803 freie Übung des Cultus im ganzen Lande gestattet und die Fonds und Gebäude der aufgehobenen Klöster und Stifter wurden zu Schulzwecken verwendet. Um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs zu ersparen, schloß er sich 1805 dem Rheinbunde an und nahm hierauf am 1. Jan. 1806 den Königstitel an, der ihm im Frieden zu Presburg am 26. Dec. 1805 zugesprochen worden war. Nur um so kräftiger griff er von jetzt an in den Gang der Regierung ein. Die ganze Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, wurde umgestaltet; die Verschiedenheit der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und alle Ausnahmen von den allgemeinen Pflichten wurden 1807 vernichtet und die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1810 gegen Misgriffe durch eine Dominial-, Fideicommiß- und Schuldenpragmatik, und der Staatsdienst durch eine Dienstpragmatik gesichert. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des Geh. Rathscollegiums durch das organische Edict von 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung von Generalkreiscommissariaten und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Außerdem wurden 1808 das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung der Kriegslasten angeordnet und 1811 die Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen. Fast noch größere Verdienste aber erwarb sich M. durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg wurden zweckmä-

ßig organisirt; die Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt und für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 neue errichtet. Ebenso wurde die Akademie der Wissenschaften in München vervollkommnet und ihr jährlicher Etat von 80000 Fl. festgesetzt, 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigene Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Obschon Napoleon den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und M. durch die Vermählung von dessen Tochter mit dem Vicekönig Eugen von Italien an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte M. doch im entscheidenden Augenblicke nicht das wahre Interesse Deutschlands und sein Übertritt zur allgemeinen Sache durch den Vertrag zu Ried vom 8. Oct. 1813 war von wichtigen Folgen für dasselbe. Um seinem Lande alle die wohlthätigen Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben am 26. Mai 1818 eine Constitution, nachdem er zuvor den bis dahin dirigirenden Minister Montgelas (s. d.), der der Einführung derselben nicht geneigt war, entlassen hatte. (S. Baiern.) Vermählt war er in erster Ehe seit 1785 mit Wilhelmine Auguste, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und in zweiter seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchslose Einfachheit der Sitten bezeichneten seinen Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg am 13. Oct. 1825, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Söltl, „Max Joseph, König von Baiern" (Stuttg. 1837).

Maximilian (Joseph), Herzog in Baiern, der einzige Sohn des am 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Baiern mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Aremberg, wurde am 4. Dec. 1808 in Bamberg geboren. Seine Erziehung leitete sein Großvater, der Herzog Wilhelm. Im J. 1817 wurde er der königlichen Erziehungsanstalt für Studirende zu München übergeben, wo er einen nachhaltigen Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Nachdem ihn 1824 sein Oheim, der König Maximilian Joseph von Baiern, zum Oberst und Inhaber eines Infanterieregiments ernannt hatte, wurde er auf der Maxburg, die ihm zur Wohnung angewiesen worden war, durch Privatunterricht weiter gebildet und besuchte sodann seit 1826 ein Jahr lang naturhistorische, geschichtliche und staatswirthschaftliche Vorträge auf der Universität zu München. Im J. 1827 trat er als volljährig in die Kammer der Reichsräthe und wohnte seitdem allen Ständeversammlungen bei. Im folgenden Jahre machte er eine Reise nach Frankreich, um daselbst die sehr bedeutenden Güter seiner verstorbenen Mutter in Augenschein zu nehmen, und sodann nach England. Wenige Tage nach seiner Rückkehr vermählte er sich am 9. Sept. 1828 zu Tegernsee mit der Prinzessin Ludovica, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph, die ihm am 22. Juni 1831 den Prinzen Ludwig gebar. Im J. 1830 verlieh der König Ludwig ihm das dritte Chevauxlegersregiment, das gegenwärtig seinen Namen führt. Nachdem er 1831 der Cholera wegen mit seiner Familie eine Reise nach der Schweiz und nach Italien gemacht hatte, bezog er bei seiner Rückkehr das neue Palais in der Ludwigsstraße. In Folge des Entschlusses seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, der den Rest seines Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit zu Bamberg verleben wollte, übernahm er 1834, noch bei Lebzeiten seines Vaters, als Haupt der Familie alle Güter. Da er inzwischen bereits seinen gesammten Grundbesitz in Frankreich verkauft hatte, erwarb er nun dafür in Oberbaiern die schön gelegenen Güter am Starembergersee und den Landsitz Possenhofen an den Ufern desselben, sowie in Franken die ehemalige fuldaische Domaine Holzkirchen und später Wittelsbach. Im J. 1837 wurde er zum Generalmajor befördert. Im Jan. des folgenden Jahres brachte er den längst gehegten Plan einer Wanderung nach dem Orient in Ausführung. Er besuchte Griechenland, Konstantinopel, Alexandrien, Kairo, Oberägypten, Nubien und drang bis zur zweiten Katarakte des Nils hinauf. In Kairo glücklich wieder angelangt, ging er sodann nach Palästina. Nach achtmonatlicher Abwesenheit traf er im Sept. 1838 in München wieder ein. Er beschrieb diese Reise in der „Wanderung nach

dem Orient im J. 1838, unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Baiern" (Münch. 1839; 2. Aufl., 1840). Im folgenden Jahre bereiste er Holland und Belgien. Übrigens ist es kein Geheimniß mehr, daß der Herzog der Verfasser mehrer unter dem Namen Phantasus erschienenen dramatischen und novellistischen Arbeiten ist, die, zum Theil aus dem Französischen entlehnt, eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Dahin gehören die „Novellen" (2 Bde., Münch. 1831), das „Skizzenbuch" (Münch. 1834) und die Novellen „Jakobina" (Münch. 1835) und „Der Stiefbruder" (Münch. 1838).

Maximilian Heinrich, Kurfürst zu Köln, war der Sohn des Herzogs Albrecht's VI. in Baiern und wurde am 6. Oct. 1621 geboren. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Vetters, erhielt er 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungsceremonie abwechselnd fungiren sollten. In ein langes und hartnäckiges Zerwürfniß kam er später mit der Stadt Köln, deren Privilegien er angetastet. Nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande erklärten sich für die Stadt und bedrohten ihn. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Strasburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofs, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Überfalle mit Truppen unterstützen wollte. Nachdem 1672 dieses Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande erneuert worden war, trat auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.) hinzu. Vergebens suchten die Generalstaaten den Kurfürsten zufrieden zu stellen, indem sie ihm die 1633 genommene Festung Rheinbergen, um die es sich angeblich handelte, anboten. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Gröningen. Als jedoch im Laufe des J. 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete sogleich Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam am 22. Apr. 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, am 11. Mai mit Kurköln zu Stande, in welchem die Niederländer Rheinfelden dem Kurfürsten abtraten. Im J. 1683 wurde er Bischof von Münster; weil jedoch die päpstliche Bestätigung ausblieb, so beschränkte sich seine Verwaltung nur auf die weltlichen Angelegenheiten. Er starb am 3. Juni 1688. Übrigens war er ein eifriger Alchymist.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Östreich, war der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz's I., geb. am 8. Dec. 1756. Nachdem er als Jüngling unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien durchreist hatte, machte er unter seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., den bair. Erbfolgekrieg mit. Für den geistlichen Stand bestimmt, war er schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich, als Coadjutor adjungirt worden und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, die Finanzen, Policei und das Justizwesen in seinem Staate zu ordnen und zu verbessern, gelang ihm in ausgezeichneter Weise, namentlich unter Mitwirkung seines Ministers von Waldenfels. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterstützte er Talent und Verdienst. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; Allen schenkte er gleiche Aufmerksamkeit und gegen Jedermann sprach er sich mit liebenswürdiger Offenheit aus. Seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehre Sprachen sehr fertig, war mit den besten Erzeugnissen der Literatur vertraut, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente.

Seinen Sinn für Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, beobachtete er mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes die strengste Neutralität und nahm keinen Theil an der Sache der Emigrirten; sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Frühjahre 1800 begab er sich nach Wien und starb am 27. Juli 1801 zu Hetzendorf. Vgl. Seida, „M. Franz, letzter Kurfürst von Köln" (Nürnb. 1803).

Maximilian (Alex. Phil.), Prinz von Wied, früher von Neuwied, der berühmte Reisende, geb. zu Neuwied am 23. Sept. 1782, der Onkel des jetzigen Fürsten Hermann von Wied, stand früher in preuß. Diensten, aus denen er nach hergestelltem Frieden als Generalmajor seine Entlassung nahm. In der Umgebung seines Stammsitzes hatte er früh die Natur in ihren wunderbaren Formen und Erzeugungen, die schon dort so groß sich zeigt, liebgewonnen und beschlossen, diejenigen Länder der Erde zu erforschen, die bisher nur durch Sagen gekannt waren. Unter Vorbereitungen zu einer solchen Reise verlebte er die Zeit bis 1815 meist an der Seite seiner Mutter, Luise, einer geborenen Gräfin von Witgenstein-Berleburg, die zu den gebildetsten Frauen Deutschlands gehörte und 1823 starb. Hierauf ging er im Mai 1815 über London nach Rio Janeiro und trat dann in Begleitung der Naturforscher Freireiß und Sellow die Reise an nach San-Salvador und dem Flusse Espirito santo. Die Feindseligkeiten der kriegerischen Botocuden, über welche er die ersten genauen Nachrichten gab, zwangen ihn, von Morro d'Arara im Sommer 1816 sich nach Villa-Viçoza zu begeben und in Folge neuer Anfälle der Wilden und wegen endemischer Krankheiten ging er dann nach Caravalles, Sta.-Cruz und Villa-Belmonte. Um weniger besuchte Gegenden zu besuchen, nahm er hierauf seinen Weg vom Flusse Belmonte nordwärts, quer durch die Waldungen, wo man erst mit der Axt sich Bahn brechen mußte, bis zu den Grenzen von Minas-Geraes. Doch eine durch das Klima bewirkte Unpäßlichkeit bestimmte ihn, die Rückreise nach Bahia anzutreten, die durch einen Überfall und eine dreitägige Gefangenschaft in Nazareth gestört und verzögert wurde. Dieser Unfall, verbunden mit mancherlei Verlusten, trug dazu bei, daß er sich zur Rückkehr in die Heimat entschloß und sich am 10. Mai 1817 nach Lissabon einschiffte. Ein Theil seiner reichen Sammlungen war vor ihm bereits in Europa eingetroffen. Seine wohlausgestattete „Reise nach Brasilien in den J. 1815—17" (2 Bde., Frankf. 1819—20, mit Atlas in Fol.) gibt ein Zeugniß des Muthes und der Umsicht, womit er das Land längs der Ostküste Brasiliens vom 13—23° südl. B. erforscht hat und seines Eifers für die Wissenschaft. Sehr schätzbar und trefflich ausgestattet sind auch seine „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (15 Lieferungen, Weim. 1823—31) und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens" (4 Bde., Weim. 1824—33). Eine neue Reise unternahm er 1833 in Begleitung von guten Malern und geübten Sammlern nach dem äußersten Westen der Vereinigten Staaten. Er gelangte bis in die Nähe der Felsengebirge und kehrte mit sehr bedeutenden Sammlungen und einem reichen Material an Zeichnungen und Beobachtungen zurück. Seine „Reise durch Nordamerika" (2 Bde., Kobl. 1838—43, 4., mit Atlas von 81 Kpfrtfln.) ist ein Prachtwerk, dem Ähnliches in Deutschland nicht vorausgegangen ist, und von größtem Werthe für die Ethnographie jener Gegenden, die durch eine Reihe meisterhafter Portraits die ersten authentischen Belegstücke erhielt. Als Zoolog nimmt er keine geringe Stelle ein; auch besitzt er eine ausgezeichnete zoologische Sammlung, die er Forschern mit Humanität öffnet.

Maximilianische Thürme, nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog von Östreich, Maximilian in Modena (kaiserlicher General-Feldzeugmeister und Großmeister des Deutschen Ordens in Östreich, geb. am 14. Juli 1782), benannt und zuerst bei der Befestigung von Linz angewendet, sind gemauerte, zur Vertheidigung eingerichtete, einzeln liegende Werke. Der Thurm besteht aus einem Erdgeschoß, auf welchem zwei Etagen und eine Platteform ruhen, die zusammen eine Höhe von 32 F. haben. Alle Decken sind bombenfest gewölbt. Die Platteform ist mit einer kreisrunden Brustwehr von 80—100 F. Durchmesser versehen und die daselbst aufgestellten schweren Geschütze sind so laffetirt, daß man zehn Stücke derselben gleichzeitig auf einen Punkt kann wirken lassen. Die beiden

Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen, die obern namentlich zu Wurfgeschützen, eingerichtet; die untere ist zur Aufnahme der Besatzung von 150 M. bestimmt. Im Erdgeschoß werden Pulver und Proviant aufbewahrt, auch befindet sich der Brunnen daselbst. Der Thurm ist mit einem Graben excentrisch umgeben, die obere Breite desselben beträgt nach vorn 50, in der Kehle 12 F. Die Brustwehr vor dem Graben reicht beinahe bis zur Höhe der Sohle der Platteform. Die Kosten des Baues eines Thurmes sollen 40000 Fl. nicht übersteigen. Die Thürme sind in solcher Entfernung voneinander angelegt, daß der Zwischenraum zur Hälfte von jedem Thurme bestrichen werden kann. Ob es bei dem so sehr verbesserten Gebrauche der Wurfgeschütze und bei der Anwendung schwerer Bombenkanonen nicht möglich sein wird, das Feuer der Platteform zum Schweigen zu bringen und selbst das Mauerwerk ungeachtet des vorliegenden Erdwalls zu treffen und zu erschüttern, und welchen Einfluß der Fall eines Thurmes auf die ganze Linie haben wird, kann erst dann mit Sicherheit beurtheilt werden, wenn sich die Einrichtung künftig im Kriege selbst bewährt. Vgl. „Essai sur la fortification moderne" (Par. 1845).

Maximinus ist der Name zweier röm. Kaiser. Der eine, Cajus Julius Verus M., nach seiner Abstammung der Thrazier genannt, eines Hirten Sohn, hatte sich schon unter Septimius Severus als Krieger durch ungeheure Stärke und Tapferkeit ausgezeichnet, war von Alexander Severus (s. d.) zum Oberbefehlshaber des Heers ernannt worden und wurde von diesem nach Alexander's Ermordung im J. 235 zum Kaiser ausgerufen. Während er als solcher seine kriegerischen Eigenschaften auf Zügen gegen die Deutschen bewährte, reizte er durch rohe Grausamkeit und durch die Härte, mit der auf seinen Befehl Geld eingetrieben wurde, die Bürger Roms und der Provinzen zur Empörung, die zuerst in Afrika ausbrach, dort aber durch die Besiegung der beiden Gordianus (s. d.) von M.'s Statthalter unterdrückt wurde. Der röm. Senat, der die Erhebung der Gordiane zur Kaiserwürde gebilligt hatte, ernannte den Pupienus und Balbinus zu Kaisern, den dritten Gordian zum Cäsar. M., gegen den sich nun alle Provinzen erhoben, drang im Anfange des J. 238 in Italien ein; der Widerstand, den ihm Aquileja bot, erbitterte ihn bei der Belagerung zu maßloser Strenge gegen die Soldaten, und so wurde er mit seinem Sohne im Aufstande von ihnen erschlagen. — Der andere, Cajus Galerius Valerius M., Daza genannt, ein Illyrier von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius im J. 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Willkür und Härte, besonders gegen die Christen, führte, und nahm 307 den Titel eines Augustus an. Als er die Vereinigung Konstantin's des Großen (s. d.) und des Licinius erfuhr, fürchtete er für sich und zog gegen den Letztern, wurde aber 313 von ihm bei Adrianopel geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

Maximum nennt man denjenigen Werth einer Größe, über welchen hinaus keine Vergrößerung stattfindet oder stattfinden soll. So wurde zur Zeit der franz. Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Doch zeigte sich diese Maßregel für Landwirthschaft und Handel so nachtheilig, daß man sie bald wieder abschaffte. — In der Mathematik, wo von dem Begriffe des Maximums und Minimums, d. h. des Größten und Kleinsten, eine fruchtbare Anwendung gemacht wird, versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehre Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über das Vorhandensein eines Maximums oder Minimums und die nähern Umstände desselben wird am gründlichsten und leichtesten mit Hülfe der Differentialrechnung und bei schwierigen Aufgaben mittels der Variationsrechnung geführt. Ausgebildet wurde diese Lehre, deren Spuren schon in des Apollonius Werken über die Kegelschnitte zu finden sind, durch die Gebrüder Bernoulli, Newton und Maclaurin; besonders lichtvoll stellten sie dar Euler und später Lagrange.

Maximus, aus Tyrus gebürtig, daher Tyrius genannt, ein Lehrer der Beredtsamkeit und Philosophie in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philosophisch-rhetorische Abhandlungen hinterlassen,

in denen er dem Platonismus huldigt, die aber blos ihres Stoffes wegen Beachtung verdienen und nach der ersten Bekanntmachung durch Stephanus (Par. 1557) von Heinsius (Leyd. 1607), Davis (Cambr. 1703), Ward (Lond. 1740, 4.) und am besten von Reiske (2 Bde., Lpz. 1774) herausgegeben worden sind.

Mayenne (lat. Meduana), ein Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Departement Orne, wird nach 24 M. langem Laufe bei Château Gontier schiffbar und fällt bei Pont de Cé in die Loire. Davon ist das Departement Mayenne benannt, ein Theil der alten Provinz Maine, von 95 □M. mit 362000 E., die vielen Acker-, Obst- und Weinbau, Bienenzucht, Bergbau, Lein- und Wollenweberei und ansehnlichen Handel mit ihren Landesproducten und Fabrikaten treiben. Den Titel Herzog von Mayenne führte Charl. von Lothringen, geb. 1554, gest. kinderlos 1601, der Sohn Franç. von Guise's und Bruder Henri's I. von Guise (s. d.).

Mayer (Joh. Tob.), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen am 17. Febr. 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen und bildete sich ganz allein durch Privatfleiß zum Mathematiker. Er war schon durch mehre schriftstellerische Versuche, z. B. „Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme" (Eßlingen 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam, in der er sich namentlich durch Verbesserung der Landkarten verdient machte. Nebenher versäumte er seine übrigen wissenschaftliche Bildung keineswegs und erwarb sich im lat. Stil eine Eleganz, die ihm, in seinem Verhältnisse, doppelt zur Ehre gereicht. Diese mehrfachen Verdienste bewirkten 1750 seine Berufung als Professor der Mathematik nach Göttingen. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle bisherigen Schwierigkeiten und machte seinen Namen unsterblich durch seine Mondstafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Er starb am 20. Febr. 1762 zu Göttingen und erst seine Erben erhielten, als einen Theil des von dem engl. Parlamente für Erfindung der Länge zur See ausgesetzten Preises, 3000 Pf. St. Anderweitige Verdienste um die Astronomie erwarb er sich durch Verbesserung der Winkelmeßinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine Hauptwerke sind die „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767, 4.) und die „Tabulae motuum solis et lunae" (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lichtenberg „Opera inedita" (Gött. 1774, Fol.) heraus. — Sein Sohn, Joh. Tob. M., geb. zu Göttingen am 5. Mai 1752, der seit 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen und seit 1790 in Göttingen war, wo er am 30. Nov. 1830 starb, folgte in des Vaters Fußtapfen und erwarb sich als Schriftsteller einen hochgeachteten Namen insbesondere durch den „Unterricht zur praktischen Geometrie" (Bd. 1—3, 4. Aufl., Gött. 1814—18; Bd. 4, 4. Aufl., Erl. 1828; Bd. 5, 2. Aufl., Gött. 1821), „Anfangsgründe der Naturlehre" (5. Aufl., Gött. 1823) und „Lehrbuch der höhern Analysis" (2 Bde., Gött. 1819).

Mayr (Simon), ein berühmter Componist seiner Zeit, geb. 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt in Oberbaiern, erhielt durch seinen Vater, welcher Organist daselbst war, den ersten musikalischen Unterricht, bezog dann nach des Vaters Willen die Universität, wurde aber durch Neigung sehr bald ganz der Musik zugeführt. In Bergamo fand er an dem Grafen Pesenti einen Gönner, der ihm die Mittel verschaffte, in Venedig unter Leitung des Kapellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen zu können. Nach dem Tode seines Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. Im J. 1802 wurde er Kapellmeister der Kirche Sta.-Maria Maggiore in Bergamo. In der nächstfolgenden Zeit als Operncomponist fast allein stehend und in hohem Ansehen, wurde er nur durch Rossini (s. d.) in den Hintergrund gedrängt, dem doch hauptsächlich er die Bahn geebnet hatte. Namentlich verdankt ihm die ital. Oper ein besseres Instrumentale. „Deutschland", sagt G. Weber, „beschenkte England mit einem Händel, Frankreich mit Gluck und Italien mit S. Mayr". Er starb am 2. Dec. 1845. Die Zahl seiner Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. ist sehr groß und am bekanntesten seine Oper „Lodoisca" (1807).

Mayseder (Joseph), Director der Hofkapelle und Solospieler bei dem Hofopern-

theater zu Wien, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler und Componisten für dieses Instrument, ist am 26. Oct. 1789 in Wien geboren, das er fast nie verlassen hat. Zum Lehrer hatte er den durch sein Quartettspiel besonders bekannten Schuppanzigh. Sein Spiel charakterisirt sich durch höchst saubere Fertigkeit und Eleganz. Namentlich sind sein kurzer Bogenstrich und sein zierliches Staccato bewunderungswürdig. Die reichsten Früchte seines Talents erntete er in den J. 1815 bis ungefähr 1820, wo er mit Hummel, später mit Moscheles Concerte gab, die nach dem Eintrittspreise den Namen der Ducatenconcerte erhielten, nichtsdestoweniger aber so besucht wurden, daß es große Mühe kostete, ein Billet zu erlangen. Von seinen zahlreichen, höchst dankbaren Compositionen für die Violine gelten besonders seine Concerte und Variationen für glänzende, zur öffentlichen Production geeignete Stücke, mit denen sich namentlich junge Spieler einzuführen pflegen. M. hat mehre ausgezeichnete Spieler gezogen, unter ihnen Panofka, und auch als Orchesterdirector der Hofkapelle sich große Verdienste um diese Anstalt erworben.

Mazarin (Jul.), Cardinal und Minister während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. in Frankreich, geb. am 14. Juli 1602 zu Rom, nach Andern zu Piscina in den Abbruzzen, war der Sohn eines sicil. Edelmanns. Er studirte in Rom, dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstliche Militairdienste und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Im mantuan. Successionsstreite begleitete er die päpstlichen Legaten an die Höfe von Savoyen und Frankreich. In dieser untergeordneten Stellung lernte ihn in Lyon 1630 Richelieu kennen, der in ihm große staatsmännische Talente erblickte und sich seiner fortan zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien bediente. Nachdem er 1632 in Rom den Militairstand mit dem Staatsdienst vertauscht hatte, schickte ihn der Papst 1634 als Vicelegaten nach Avignon und bald darauf als außerordentlichen Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof. Nachdem er 1636 nach Rom zurückgekehrt, wirkte er nun offen für die franz. Politik. Im J. 1639 trat er völlig in die Dienste Ludwig's XIII. und erhielt auf Verwenden Richelieu's, seines Meisters und Beschützers, am 16. Dec. 1641 den Cardinalshut. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige als den Mann, der allein sein politisches System fortsetzen könne. Ludwig XIII. ernannte hierauf M. zum Staatsrath und erhob ihn auch zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orleans (s. d.) das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. M. aber mußte nach dem Tode des Königs, am 13. Mai 1643, alle Biegsamkeit des Italieners aufbieten, um sich den Großen und Prinzen gegenüber zu erhalten; besonders war ihm die Königin-Mutter, Anna von Östreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Dieselbe verband sich mit dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen Ludwig II. Condé (s. d.) und ließ sich am 18. Mai 1643 vom Parlament zur einzigen Vormünderin und Regentin erklären. Indeß behielt M. als ein äußerst geschickter Politiker sein Amt als Staatsrath und Minister und bald gelang es ihm, sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen und, wenn auch sanfter, doch ebenso unumschränkt zu herrschen, wie früher Richelieu. Das Parlament, das unter der neuen Regierung auf Wiedererlangung seiner politischen Gewalt sann, benutzte bei der fortdauernden Unterdrückungspolitik des Hofs die Unzufriedenheit der Großen und das Elend des Staats und Volks und begann den Kampf gegen die Regierungsgewalt, indem es die Einregistrirung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich nach dem Siege der franz. Waffen bei Lens gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag zu führen, und ließ am Tage der Siegesfeier, am 26. Aug. 1648, die Häupter der Opposition verhaften. Schon am folgenden Tage erhob sich die Hauptstadt, womit die sogenannten Unruhen der Fronde (s. d.) ihren Anfang nahmen. Nachdem sich der Hof im Jan. 1649 nach Saint-Germain zurückgezogen hatte, wurde M. am 8. Jan. vom Parlament geächtet, blieb aber nach dem Vergleich zu Ruel am 11. März stillschweigend Minister. Der Kampf gegen ihn und den Hof entbrannte noch heftiger, als die Königin-Regentin auf seinen Rath im Jan. 1650 die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzog von Longueville (s. Dunois) verhaften ließ. Er begab sich nun selbst an der Spitze der Hoftruppen in die aufgestandenen Provinzen und zeigte sich nach dem Siege bei Retel am 15. Dec. so übermüthig, daß die

Großen und das Volk der Hauptstadt sich verbanden und nicht nur die Absetzung, sondern sogar den Tod des Ministers und Ausländers verlangten. M. entwich unter diesen Umständen im Febr. 1651 aus Paris und kündigte am 12. zu Havre de Grace den gefangenen Prinzen in Person die Freiheit an, wurde aber mit solcher Verachtung aufgenommen, daß er es für gerathen hielt, sich über die niederländ. Grenze zu retten. Während ihn das Parlament ächtete und die Presse mit zahllosen Schmäh- und Flugschriften (Mazarinades) verfolgte, ging er von Lüttich nach Köln, wo er seine Verbindung mit der Königin-Regentin herstellte. Die Empörung des Prinzen Condé gab ihm endlich den Muth, Frankreich wieder zu betreten. Er traf im Dec. 1651 mit einer Bedeckung von 2000 Reitern und vier Kanonen zu Poitiers ein und verband sich hier mit der Streitmacht des Hofs. Weil jedoch Paris seine Unterwerfung von der Entfernung des wiederholt geächteten Ministers abhängig machte, so entfernte er sich am 19. Aug. 1652 nach Sedan und von hier nach Rheims. Erst nachdem die Parteien den Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entwichen war, hielt er am 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, wobei ihn das Volk mit tiefem Schweigen empfing. In kurzer Zeit jedoch hatte M. sich die Volksgunst, sowie seine frühere politische Gewalt wieder erworben; das Parlament, die Großen und die Prinzen beugten sich vor ihm. Unter seiner Leitung stieg der Einfluß Frankreichs nach außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, auf dessen Grundlage sich bald die Monarchie Ludwig's XIV. erheben sollte. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen versanken in M.'s Händen in die tiefste Zerrüttung. Auch gab man ihm Schuld, daß er zur Verlängerung seiner Herrschaft die Erziehung des Königs mit Absicht vernachlässigt habe. Die Anstrengung, mit welcher M. die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens betrieb, zog endlich den gänzlichen Verfall seiner durch Gicht und Steinschmerzen geschwächten Natur nach sich. Er starb an der Wassersucht am 9. März 1661 zu Vincennes, wohin er sich einen Monat vorher hatte bringen lassen. Sein ungeheures Vermögen von 200 Mill. Livres, das ihm der König durch einen Schenkungsbrief kurz vor seinem Tode legitimiren mußte, erbte größtentheils der Marquis de la Meilleraie, der eine seiner berühmten Nichten, Hortensia Mancini, heirathete und den Titel eines Herzogs von Mazarin erhielt. M. war von Charakter äußerst sanft, übte seinen Einfluß mehr durch Feinheit und Geduld als durch Stärke und griff nur im äußersten Falle zur Gewalt. Von ihm erschienen „Lettres, où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées" (2 Bde., Par. 1745 und öft.). Vgl. Aubery, „Histoire du cardinal M." (4 Bde., Amst. 1751); Richard, „Parallèle du cardinal Richelieu et du cardinal M." (Amst. 1716) und Bazin, „Histoire de France sous le ministère du cardinal M." (2 Bde., Par. 1842).

Mazeppa (Johann), Hetman der Kosacken, geb. um 1645, stammte nach Einigen aus einer armen adeligen poln. Familie in Podolien, nach Andern aus Kleinrußland. Als Page bei dem poln. Könige Johann Kasimir erhielt er Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann, Falibowski, überraschte ihn nämlich bei seiner Frau. Wuthentbrannt ließ er ihn völlig entkleidet und rückwärtsliegend auf dessen eigenes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das wilde Pferd brachte seinen Herrn übel zugerichtet bis zu dessen entlegenem Gute, welcher darauf aus Scham Polen verließ und sich 1663 in die Ukraine begab. Daß das Pferd selbst bis in die Ukraine gelaufen sei, ist durch historische Zeugnisse widerlegt. M. machte sich unter den Kosacken durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen wurde er Secretair und Adjutant des Hetman Samoilowitsch und trat 1687 sogar an dessen Stelle. Auch gewann er das Vertrauen Peter's des Großen, der ihn mit Würden überhäufte. Kaum aber war er zum Fürsten der Ukraine erhoben, als er auf den Gedanken kam, aus der ihm lästigen, untergeordneten Stelle herauszutreten. Nach dem Frieden zu Altranstädt näherte er sich dem Könige Karl XII. von Schweden, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke wurden endlich Peter dem Großen durch den Kosackengeneral Kotschubey und den Obersten von Pultawa, Isra, entdeckt; doch der Zar maß diesen Beschuldi-

gungen keinen Glauben bei, schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, die sie in der That hinrichten ließ. Als aber endlich der Zar doch anderer Überzeugung wurde, ließ er viele Anhänger M.'s einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dessen verunglücktem Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Pultawa flüchtete er 1709 nach Bender, wo er noch in demselben Jahre starb. Lord Byron hat ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans gemacht, auch Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

Mazowien hießen während des selbständigen Bestehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichsel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warschau, Plock und Rawa. M. bildete in frühester Zeit einen Theil Polens und wurde erst in Folge der Landestheilungen der poln. Herzoge im J. 1207 ein besonderes Herzogthum unter Konrad I., der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Porussen zu schützen, die Deutschen Ritter (s. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piastische Linie mit den Herzogen Janusz und Sigismund in M. ausgestorben war, vereinigte der poln. König Sigismund I. (s. d.) das Herzogthum M. wieder mit Polen, dessen Loose es von nun an theilte. Die Einwohner heißen Mazuren, ihr Nationaltanz ist der Masur (s. d.).

Mazzini (Giuseppe), ein politischer Flüchtling, ist der Sohn eines angesehenen Arztes in Genua und widmete sich, nach sorgfältiger Erziehung im väterlichen Hause, den rechtswissenschaftlichen Studien und dem Berufe eines Advocaten, womit er zugleich umfassende literarische Studien verband. Nach 1830 betheiligte er sich an revolutionairen Versuchen zur Herstellung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens. Er mußte deshalb 1831 sein Vaterland verlassen und wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt. Mit Ausdauer und Hingebung, aber nicht durchweg mit richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse, arbeitete er nun im Auslande, zunächst in Südfrankreich, dann in der Schweiz, an der Verfolgung seiner demokratischen politisch-socialen Plane. Erst in Verbindung, dann in Opposition mit der Carbonaria (s. d.), war er es hauptsächlich, der die Gründung der Vereine des Jungen Italiens (s. d.) und Jungen Europas (s. d.) betrieb, und den bekannten Savoyerzug (s. d.) veranlaßte. Zu Anfange des J. 1837 mußte er die Schweiz verlassen und lebt seitdem in England, von wo er auch den neuesten revolutionairen Versuchen in Italien, zumal dem Unternehmen der unglücklichen Brüder Bandiera im J. 1844 nicht fremd geblieben ist. Unter diesen Umständen hielt sich das brit. Ministerium befugt, die Correspondenz M.'s auffangen zu lassen, was 1845 zu nicht unwichtigen parlamentarischen Verhandlungen führte. Bei dieser Gelegenheit tauchte gegen M. der durch gerichtliche Freisprechung beseitigte Vorwurf wieder auf, daß er während seines Aufenthalts in Frankreich im J. 1833 die Ermordung zweier der Spionerie verdächtigen Italiener veranlaßt habe, und auch jetzt versäumte der Beschuldigte nicht, diesen Vorwurf als Verleumdung energisch zurückzuweisen. M. setzte den Brüdern Bandiera und ihren Unglücksgefährten durch Herausgabe darauf bezüglicher Actenstücke ein literarisches Denkmal und ist Verfasser mehrer werthvoller geschichtlicher, politischer und belletristischer Aufsätze in verschiedenen engl. Zeitschriften, wie namentlich der auch in die „Revue britannique" (1839) übergegangenen interessanten „Briefe über Italiens Gegenwart und Zukunft". In neuester Zeit veranstaltete und bevorwortete er in London die erste vollständige und kritisch geordnete Ausgabe der Werke Ugo Foscolo's (s. d.), seines verstorbenen Landsmanns und politischen Meinungsgenossen.

Mazzola (Francesco), genannt Parmegiano oder Parmegianino, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, wurde zu Parma 1503 geboren. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta. Correggio's Anwesenheit in Parma, um 1521, machte ihn mit dem Stile dieses Meisters bekannt. In Rom, welches er 1523 besuchte, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn. Er bildete sich von nun an eine Manier, die Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte, weshalb man ihn auch den kleinen Rafael (Rafaellino) nannte. Bei der Einnahme Roms im J. 1527 erlitt er

bedeutende Verluste und ging hierauf nach Bologna. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er hier arbeitete, gehört der heil. Rochus für die Kirche des heil. Petronius, die in der dresdener Galerie befindliche Madonna della rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltete, und die heil. Margaretha. Später ging er nach Parma zurück, arbeitete den Cupido, welcher Bogen schnitzt, und begann dann die neu erbaute Kirche della Steccata mit Gemälden auszuschmücken. Doch bei seiner geschwächten Gesundheit wurde ihm das Arbeiten sehr schwer. Als die Aufseher des Baus seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn, da er bereits im voraus eine Summe erhalten hatte, ins Gefängniß setzen. Zwar gaben sie ihn auf die Versicherung, die Arbeit vollenden zu wollen, wieder frei; doch M., über diese Behandlung empört, entfloh nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, namentlich Staffelbilder von ihm, sind außerordentlich selten. Die Grazie aber, welche schon bei Correggio oft nicht ganz echt ist, erscheint in M.'s Werken meist gesucht und unwahr; die Beweglichkeit, der lebendige Affect, gehen bei ihm fast überall in eine unerträgliche Ziererei und in die nüchternste Coquetterie über. Auch werden die allzulangen Verhältnisse seiner Figuren getadelt. Was ihm zu seinem großen Ruhme verhalf, war wesentlich die Nachahmung des Helldunkels in den Werken Correggio's; auch sind seine Bildnisse, wobei die Üppigkeit seiner Compositionsweise natürlich wegfiel, vorzüglich. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Ätzkunst angesehen, die schon von A. Dürer geübt, in Italien jedoch zuerst von M. angewendet wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen.

Mazzolini (Lodovico), der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule Mantegna's (s. d.) zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten carrikirt, zeichnet sich aber aus durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland und das Museum von Berlin bewahrt sein Meisterwerk: Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt contrastirt in dieser Arbeit auf sehr interessante Weise mit den übrigen Figuren, welche alle Grade der Sophistik und Rabulisterei in sehr vergnüglicher Abstufung darstellen.

Méchain (Pierre Franç. André), franz. Astronom, geb. am 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. Er machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt und gehörte zu Denen, welche die ersten vorläufigen Berechnungen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Zur Vermehrung seines Rufs trug noch bei, daß er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann. Seitdem entdeckte er elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete, wie denn überhaupt keine wichtige Erscheinung am Himmel ihm entging. Seine Beobachtungen legte er in der „Connaissance des temps" nieder, die er seit 1788—94 herausgab. Als die constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Auftrag erhielten, den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona zu messen. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen, aus den damaligen politischen Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern ihn sogar eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb am 12. Sept. 1804 zu Valencia am Gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der „Connaissance des temps" und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen „Base du système métrique décimal" (3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik oder **Kraftlehre** heißt die Lehre von den Kräften, die von außen- oder

innenher auf die Körper wirken und bei ihnen eine Veränderung im Raume hervorbringen. Insofern hierbei Größenverhältnisse, namentlich die Stärke der bewegenden Kräfte und die Größe und Schnelligkeit der Bewegung selbst als meßbar oder berechenbar in Betracht kommen, ist die Mechanik ein Theil der angewandten Mathematik und zwar einer der vornehmsten. Je nachdem die Kräfte in verschiedenen Zuständen betrachtet werden, bilden sich zwei verschiedene Unterabtheilungen der Mechanik. Nimmt man nämlich auf die Wechselwirkung Rücksicht, in welcher die verschiedenen Kräfte auf einen Körper wirken, indem die einen bewegend, die andern widerstrebend sich äußern und so einen Stand der Ruhe oder des Gleichgewichts hervorbringen, so erhält man die Statik (s. d.); betrachtet man dagegen die Kraft, welche erfoderlich ist, um einem Körper eine gewisse Bewegung mitzutheilen und diese Bewegung selbst, so erhält man die Dynamik (s. d.). Eine zweite Eintheilung der Mechanik bezieht sich auf die Beschaffenheit der Körper, auf welche die Gesetze der Mechanik angewendet werden. In dieser Hinsicht spricht man von der Mechanik nur in Beziehung auf feste Körper. Sind die Körper gasförmige, so erhält man die Aërometrie und zwar die Aërostatik und Aërodynamik oder Pneumatik (s. Aër); sind sie aber tropfbarflüssig, so erhält man die Hydrodynamik und als ihre Unterabtheilungen die Hydrostatik und die Hydraulik (s. d.). Eine fernere Eintheilung der Mechanik ist die in höhere und niedere Mechanik. Letztere behandelt die Maschinen, welche man mit Hülfe der Lehren der Elementarmathematik zusammensetzen kann, und heißt daher auch gewöhnlich Maschinenlehre, während die höhere Mechanik zu ihren Betrachtungen über die Natur und die Eigenschaften der Bewegung die Lehren der höhern Mathematik anwendet. Es sind wenig Zweige der Intelligenz, welche, namentlich in den letzten Jahrhunderten, mit so vielem Scharfsinn verfolgt und ausgebildet worden sind, als die Mechanik. Praktisch war sie allerdings schon den frühesten Völkern bekannt, da ohne Anwendung der mechanischen Hülfsmittel jede Bewegung mühsam und zeitraubend ist; als Wissenschaft ist sie aber erst in ziemlich später Zeit ausgebildet worden. Die ersten Spuren finden wir in den Werken des Aristoteles in seinen Andeutungen über das Wechselverhältniß der Kräfte und der Geschwindigkeit. Als den Gründer der wissenschaftlichen oder theoretischen Mechanik ist Archimedes anzusehen, indem er die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Schraube, Keil, Flaschenzug u. s. w.) und die Lehre vom Schwerpunkte entwickelte und bei seinen Erfindungen von Kriegs- und andern Maschinen praktisch anwendete. Unter den alexandrin. Mathematikern erwarben sich Ktesibios, Anthemios und die beiden Heron Verdienste um die Mechanik. Dann ruhte die Wissenschaft, und erst um 1577 traten Guido Ubaldi, der Marchese del Monte, Benedetti, Tartalea u. A. auf. Simon Stevinus stellte ein System der Statik und Hydrostatik auf und Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkt aus; Galilei legte den Grund zur Lehre von der Pendelbewegung und von der Schwerkraft, welche letztere Torricelli im 17. Jahrh. ausbildete, während Huyghens die erstere vervollkommnete. Borelli, Roberval, Descartes, Mersenne, Wallis und Wren bilden Glanzpunkte in der Geschichte der Mechanik; auf ihren höchsten Standpunkt erhob sie aber Isaak Newton durch seine Mechanik des Himmels, wo er sie auf die Bewegung der Weltkörper anwendete. Leibnitz und Joh. und Dan. Bernoulli, Mariotte, L'Hôpital und Euler vervollkommneten die Wissenschaft durch Anwendung der Rechnung des Unendlichen; aus neuerer Zeit erwähnen wir d'Alembert, Lambert, d'Arcy und Lagrange, dessen „Mécanique analytique" vielleicht das beste Werk über diesen Gegenstand ist. Auch Kant gewann in seiner Metaphysik der Natur dieser Wissenschaft eine neue Seite ab. Vgl. die Schriften von Poisson, Bezout, Francoeur, Prony, Robison, Gregory, Playfair, Jamieson, Whewell, Karsten, Kästner, Eytelwein, von Bader und Langsdorff.

Mecheln (franz. Malines), in der belg. Provinz Antwerpen, an der Dyle, früher der Sitz des höchsten Gerichts der östr. Niederlande und noch gegenwärtig der Sitz eines Erzbischofs, der sonst den Titel eines Primas der Niederlande führte, eine schöne Stadt mit 24600 E., zeigt durchgehend das Bild gefallener Größe und ist um hundert Jahre hinter dem übrigen Belgien zurück. Sie hat ansehnliche öffentliche Plätze, breite und regelmäßige Gassen, große palastartige Gebäude, aber es fehlt an Leben. Das bedeutendste Gebäude ist die Kathedrale des heil. Romuald, aus dem 12.—15. Jahrh., mit ihrem 375 F.

hohen Thurme und mit herrlichen Gemälden im Innern, die Johanniskirche und die Liebfrauenkirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Beyard genannt, aus dem 15. Jahrh. und der erzbischöfliche Palast. Die Stadt hat ein erzbischöfliches Seminar und eine Malerakademie, wichtige Manufacturen in Spitzen, Hüten, Wollwaaren u. s. w. und bedeutende Bierbrauereien. Sie ist der Knotenpunkt des belg. Eisenbahnsystems und das Hauptlager der katholischen Hierarchie in Belgien. M., oder wie es im Mittelalter hieß Malinae kam von den fränk. Königen an Lothringen und im Anfange des 10. Jahrh. an die Bischöfe von Lüttich. Schon im 11. Jahrh. wurde es der Oberhoheit der Herzoge von Brabant untergeben und seit der Mitte des 14. Jahrh. gehörte es theils zu Flandern, theils zu Brabant und fiel dann an Burgund und Östreich, worauf es 1490 zu einer edeln und ewigen Grafschaft erhoben wurde. Nach dem Abfall der sieben Vereinigten Provinzen wurde es wieder zu Brabant gezogen.

Mecheln oder Meckenen (Israel von) ist der Name eines niederdeutschen Malers und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, und ein Grabstein vom J. 1503. Der Heimatort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Die dem Maler Israel beigelegten Gemälde gehören verschiedenen Meistern an; das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem trefflichen rheinischen Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten spätern Malern; ein beglaubigtes Gemälde Israel's existirt nicht, obschon wir aus einer Notiz des 16. Jahrh. wissen, daß es einen Maler dieses Namens gab. — Um so genauer kennen wir den Kupferstecher J. von M., von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in zwölf Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern, u. s. w. Im Ganzen erweist sich derselbe als dürrer, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; gleichwol haben die Blätter für Sammler einen bedeutenden Werth.

Mechitaristen, eine Congregation armenischer Christen auf der Insel San-Lazaro bei Venedig, wurde ursprünglich in Konstantinopel von dem Armenier Mekhitar (d. i. Tröster) da Petro, geb. 1676, 1701 zu dem Zwecke gestiftet, die armen. Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmen. Sprache zu verbreiten. In Konstantinopel dem armen. Patriarchen verdächtig geworden, ließ Mekhitar seine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venetian. Regierung, unter welcher Morea damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit trat er zu den mit der katholischen Kirche unirten Armeniern über, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. bestätigt wurde. Der Krieg zwischen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derselben 1715 nach Venedig zu flüchten, wo sie 1717, als ihr Kloster und ihre Kirche zu Modon durch die Türken zerstört worden waren, durch den Senat die Insel San-Lazaro geschenkt erhielten. Von allen Seiten floß ihnen Unterstützung zu, sodaß Kirche und Kloster sehr bald aufgeführt werden konnten. Mekhitar aber starb erst am 16. Apr. 1749. Ihr Hauptziel ist fortwährend, durch den Druck classischer Werke der armen. Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken und sie von den mohammedan. Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der Mechitaristen sind die correctesten und besten der armen. Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. Boné, „Le convent de St.-Lazare à Venise ou histoire succincte de l'ordre de Méchitaristes arméniens" (Par. 1837). — Auch in Wien ist seit 1811 ein Mechitaristencollegium, welches sich nächst literarischen Beschäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften besorgt, und ebenso in München. Vgl. Neumann, „Geschichte der armen. Literatur, nach den Werken der Mechitaristen bearbeitet" (Lpz. 1836).

Meckel (Joh. Friedr.), der Jüngere, ein ausgezeichneter deutscher Anatom, geb. zu Halle am 17. Oct. 1781, der Sohn des am 18. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst verstorbenen Phil. Friedr. Theod. M., besuchte die Domschule zu Magdeburg und studirte, nachdem er zuvor mit seinem Vater eine Reise nach Peters-

burg gemacht hatte, zu Halle und in Göttingen. Schon durch seine Inauguraldissertation „De conditionibus cordis abnormibus" (Halle 1802) Aufsehen erregend, ging er hierauf nach Würzburg und Wien, später nach Paris und endlich nach Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1806 erhielt er in Halle die Professur der Chirurgie, die er sehr bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, für welche er in Deutschland unstreitig das Meiste geleistet hat. Im J. 1810 vermählte er sich und fortan war seine Gattin ihm eine stete Begleiterin auf seinen vielfachen Reisen, die er namentlich zur Bereicherung seines vom Großvater überkommenen anatomischen Museums machte. In den höhern Lebensjahren zerfiel er in Folge von Kränklichkeit durch seine stete Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit mit allen seinen Umgebungen. Er starb zu Halle am 31. Oct. 1833. Unter seinen Schriften zeichnen wir aus die Übersetzung von Cuvier's „Vergleichender Anatomie" (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der seltensten Kenntnisse enthält, der dieselbe weit über das Original stellt; seine „Beiträge zur vergleichenden Anatomie" (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten, und das „System der vergleichenden Anatomie" (6 Bde., Halle 1821—33); ferner das „Handbuch der pathologischen Anatomie" (3 Bde., Lpz. 1812—18); „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde., Halle 1815—20); „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Hefte, Lpz. 1817—26, Fol.) und die „Descriptio monstrorum nonnullorum" (Lpz. 1826, 4., mit Kupf.). Alle seine Arbeiten zeigen von dem unermüdlichsten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Vergleichungen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens. Eine von ihm mit Glück empirisch nachgewiesene Idee war die, daß der menschliche Organismus bei seiner Bildung stufenweise sich entwickele, und daß diese Stufen bleibenden Bildungen der Thierclassen entsprechen, wie er auch in den sogenannten Misgeburten nur Hemmungsbildungen oder ein Stehenbleiben auf niedern Bildungsstufen erkannte. Sein ausgezeichnetes anatomisches Museum wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Universität angekauft. — Schon sein Großvater, Joh. Friedr. M., geb. zu Wetzlar 1714, gest. zu Berlin 1774, hatte sich, wie durch andere Schriften, so durch seine Dissertation „De quinto pare nervorum cerebri" (Gött. 1748) einen ausgezeichneten Namen als Anatom erworben.

Mecklenburg, Großherzogthum im ehemaligen Niedersächsischen Kreise, ostwärts von Pommern, südwärts von Brandenburg, westwärts von Lüneburg, Lauenburg und Lübeck und nordwärts von der Ostsee begrenzt, zerfällt gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin (s. d.) und Mecklenburg-Strelitz (s. d.), die zusammen (ohne Ratzeburg) einen Flächeninhalt von 273 □M. und 583000 E. haben. Vor der Völkerwanderung bewohnten das Land und überhaupt die Küsten der Ostsee Heruler und Vandalen, an deren Stelle, als sie dem Zuge der Völker nach Süden folgten, slawische Stämme von Osten her einwanderten. Die beiden mächtigsten unter ihnen waren die Obotriten und Wilzen. Erstere, die zur Zeit Karl's des Großen aus den eigentlichen Obotriten in dem westlichen Theile des heutigen M., den Polaben in Ratzeburg und Lauenburg und den Wagriern in Holstein bestanden, überwanden um 782 die Wilzen im östlichen Theile von M. und es übte nun der Obotritenfürst eine Art Oberhoheit über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Zirzipaner und Tollenser. Schon Karl der Große machte Versuche, die slawischen Bewohner sich tributpflichtig zu machen und sie zum Christenthume zu bekehren. Doch erst nach langwierigen und verheerenden Kriegen gelang es dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen, das Land vollständig zu unterwerfen, der es dergestalt verwüstete, daß es den wenigen übrigen Einwohnern wol verging, erneuete Versuche zur Behauptung der Religion ihrer Väter und der angestammten Freiheit zu machen. Später versöhnte sich Herzog Heinrich mit des im Kampfe erschlagenen slaw. Fürsten Niklot's Sohne Pribislaw, gab ihm 1167 seine Erbländer, mit Ausnahme von Wagrien, Stargard, Ratzeburg und Schwerin, zurück und vermählte mit dessen Sohne Burewin seine Tochter Mathilde. Den Namen Mecklenburg erhielt das Land von dem alten obotrit. Hauptorte Meklinborg, jetzt einem Dorfe zwischen Wismar und Brüel. Nach dem Tode Heinrich Burewin's II. entstanden durch seine Söhne vier Linien zu M., Güstrow oder Werle, Ro-

stock und Parchim, von denen jedoch die beiden jüngern bald wieder erloschen. Die ältere Linie wurde von Johannes Theologus gestiftet, den die Universität zu Paris zum Doctor der Theologie machte. Des Johannes Enkel, Heinrich II., 1302—29, brachte durch seine Gemahlin, des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als Heirathsgut an sein Haus. Heinrich's II. Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu M. und zu Stargard, und wurden 1349 vom Kaiser Karl IV. zu Herzogen erhoben. Nachdem sodann die güstrower Linie mit dem Herzoge Wilhelm 1436 und die stargarder mit dem Herzoge Ulrich II. 1471 im Mannsstamme erloschen waren, wurde Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, Herzog von ganz M. Kurbrandenburg bestritt ihm zwar die Erbfolge, doch im Vergleiche zu Wittstock kam man dahin überein, daß der Herzog die ganze Erbschaft behalten, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen des mecklenburg. Fürstenhauses das ganze Land erben solle. Herzog Joh. Albert I., 1547—76, führte die evangelische Lehre in seinem Lande ein. Seine Enkel, Wolf Friedrich I. und Joh. Albert II., stifteten die Linien M.-Schwerin und M.-Güstrow. Beide wurden 1627 durch Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark der herzoglichen Würden entsetzt, und Wallenstein (s. d.) zum Herzoge von ganz M. ernannt; allein schon 1632 führte Gustav Adolf die vertriebenen Fürsten wieder in ihre Erblande zurück. Im westfäl. Frieden mußten sie jedoch an Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloster abtreten; als Entschädigung erhielten sie die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter-Commenthureien Mirow und Nemerow. Auf Adolf Friedr. I., gest. 1658, folgte in der Hauptlinie Mecklenburg-Schwerin (s. d.) sein Sohn Christian Ludwig, der zur katholischen Kirche zurücktrat und 1692 kinderlos starb. Seine nachgeborenen Brüder stifteten die Nebenlinien M.-Mirow, die aber bald wieder ausstarb, M.-Grabow und Mecklenburg-Strelitz (s. d.). Vgl. Hempel, „Geographische Beschreibung von M.-Schw. und M.-Str." (Neustrelitz 1829); Rudloff, „Handbuch der mecklenb. Geschichte" (3 Bde., Rost. 1781—94; Bd. 3, 2. Aufl., 1821) und Lützow, „Pragmatische Geschichte von M." (3 Bde., Berl. 1827—35).

Mecklenburg-Schwerin, das Großherzogthum, liegt an der nördlichsten Grenze Deutschlands und umfaßt einen Flächenraum von 228 □M. größtentheils vortrefflichen Bodens. Fast nach allen Seiten von sehr guten natürlichen Grenzen umschlossen, bildet es einen ziemlich ganz in sich abgerundeten Staat. Gegen Norden wird es durch die Ostsee, gegen Osten von Pommern, gegen Süden von Brandenburg und Lüneburg, gegen Westen von Lauenburg und Ratzeburg begrenzt. Der Boden ist im Allgemeinen flach und eben, obschon er von mehren Hügelreihen durchschnitten wird. Besonders reich ist das Land an Waldungen, welche noch zu Anfange des 18. Jahrh. fast die Hälfte des ganzen Flächenraums bedeckten. Seitdem sind zwar die großen Waldungen sehr gelichtet, aber noch immer werden mehre Nachbarstaaten durch M. mit Holz versorgt. Der Boden ist fast durchgehend sowol für den Getreidebau als für die Viehzucht von der vorzüglichsten Beschaffenheit; insbesondere gibt es auch trefflichen Wiesenwuchs, wenngleich in einigen Gegenden von Sandebenen und Moorgründen unterbrochen. Ausnehmend reich ist das Land an Seen, deren es mehr als 60 von mindestens einer Viertelmeile Länge gibt. Der größte darunter ist der Müritzsee, 3¾ M. lang, 1¾ M. breit; sehr malerische Umgebungen hat der Malchinersee. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, jedoch durch die Waldungen, die Landseen und durch die Nähe der Ostsee feucht, theilweise rauh und veränderlich, im Ganzen aber gesund. Mehre Flüsse, wie die Warnow und die Elde, durchschneiden das Land, befördern so den innern Landesverkehr und sind wie die Landseen sehr fischreich. Für Wege und Landstraßen ist in neuester Zeit viel gethan worden und auch eine Eisenbahn projectirt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 488000. Sie bekennen sich zur protestantischen Kirche, mit Ausnahme von 3200 Juden und 580 Katholiken. Für den Charakter des Volks im Allgemeinen spricht sehr vortheilhaft der Umstand, daß grobe Verbrechen nur selten vorkommen. Ackerbau und Viehzucht sind der Hauptbetrieb des Landes und die Hauptquellen seines Wohlstandes. Schon seit früherer Zeit durch den vortheilhaften Betrieb der Ackerwirthschaft bekannt, hat sich dieser Theil der Landesindustrie ganz besonders seit der Mitte

des 18. Jahrh. in allen Zweigen ausgebildet und zu einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit erhoben. Hauptausfuhrartikel sind Weizen, Erbsen und Rapps. Die Viehzucht anlangend, so beschränkt sich die Rindviehzucht gegenwärtig hauptsächlich auf den Bedarf des Landes; dagegen werden Schweine gemästet, in bedeutender Anzahl ausgeführt und wegen der ausgezeichnet guten Race auswärts sehr gesucht. Die beiden Hauptzweige der Viehzucht sind aber Pferde und Schafe. Wenn auch die echt nationale Pferderace in neuern Zeiten fast ganz ausgegangen, so ist dagegen wieder durch die Einführung engl. Vollblutspferde und durch Vermischung derselben mit den einheimischen sehr viel zur Veredelung des Pferdestammes geschehen. Beiweitem die größte Vervollkommnung hat man in der neuern Zeit in der Schafzucht erzielt. Was die eigentliche Industrie und Gewerbthätigkeit betrifft, so will es damit ungeachtet aller gemachten Anstalten und wiederholt gegebener Unterstützungen keinen rechten Fortgang haben; nur einige Eisengießereien liefern vorzügliche Erzeugnisse und machen sehr gute Geschäfte. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich durch die Ausfuhr in Getreide, Wolle, Butter und Vieh und durch die Einfuhr von Colonialwaaren und fast allen Arten von Fabrikaten. Für das Schulwesen ist in neuerer Zeit sehr viel gethan worden; es gibt fünf gelehrte Gymnasien, 50 Bürgerschulen und über 1000 Landschulen, bei welchen nur im Seminarium zu Ludwigslust gebildete Lehrer angestellt werden dürfen. Auch die Landesuniversität zu Rostock (s. d.) bewährt ihren wohlerworbenen Ruf. Die ausübende Staatsgewalt steht allein dem Landesherrn zu, ist jedoch durch die aus frühern Zeiten, insbesondere vom landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 herstammende, mit Mecklenburg-Strelitz gemeinschaftliche ständische Verfassung in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden. Der Fürst übt die vollziehende Gewalt, theilt aber das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Ständen, mit Ausnahme der Gesetzgebung in Beziehung auf die Domainen, die keine Zuziehung der Stände erfodert. Die Stände bestehen, da durch die Säcularisirung der Klöster in Folge der Reformation der Prälatenstand aufgehoben wurde, gegenwärtig aus der Ritter- und aus der Landschaft. Zu dem Stande der Ritterschaft gehören alle Besitzer ritterschaftlicher Güter; den Stand der Landschaft bilden die landtagsfähigen Städte. Jährlich wird zur Verhandlung und Beschlußnahme über die vorher schriftlich mitgetheilten Propositionen ein Landtag abgehalten. Zur Besorgung aller in der Zwischenzeit vorkommender Landesangelegenheiten besteht permanent zu Rostock ein engerer Ausschuß der Ritter- und Landschaft, der in dringenden Fällen definitiv entscheiden kann. Gemeinschaftlich mit den Ständen haben beide Herzogthümer das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im engern Rathe des Deutschen Bundes hat M. zusammen mit Mecklenburg-Strelitz die 14. Stelle, im Plenum aber für sich allein zwei Stimmen. Zum zehnten Armeecorps des deutschen Bundesheers stellt es 3580 M. Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit acht Kanonen. Die Staatseinkünfte werden zu 1,350000 Thlr. angegeben; die Staatsschuld ist sehr bedeutend und zerfällt 1) in Schulden, für welche das ganze Land haftet, im Betrage von 1,600000 Thlr.; 2) Schulden, für welche die Domainen haften, ungefähr 5 Mill. Thlr., und 3) Landesschulden, etwa 440000 Thlr.

Dem Stifter der regierenden Familie in M.-Schw., Adolf Friedrich I., folgte 1658 sein ältester Sohn, Christian Ludwig, mit dem 1692 die ältere strelitzer Linie erlosch. Wegen der Nachfolge entstanden zwischen der Linie Grabow und der Linie Schwerin Streitigkeiten, die sich noch mehr verwickelten, als 1695 mit Gustav Adolf auch die Linie Güstrow im Mannsstamme erlosch. Endlich kam durch kaiserliche Commissionen zu Hamburg im J. 1701 ein Vergleich dahin zu Stande, daß Friedrich Wilhelm, aus der ältern Linie Grabow, Schwerin und Güstrow, der Herzog Adolf Friedrich II. zu Strelitz das Fürstenthum Ratzeburg und die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow erhielt. Gleichzeitig wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Friedrich Wilhelm hatte 1713 seinen Bruder Karl Leopold zum Nachfolger, der wegen Eingriffs in die Rechte der Stände 1728 durch eine kaiserliche Commission der Regierung entsetzt wurde. Die Administration des Landes erhielt sein Bruder Christian Ludwig. Zwar machte Karl Leopold einen Versuch, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der Regierung zu setzen, allein vergebens. Als er 1747 kinderlos starb, folgte ihm nun der Administra-

tor in der Regierung, der bei seinem Tode im J. 1756 seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger hatte. Da dieser 1785 kinderlos verstarb, so kam nun seines Bruders Ludwig Sohn, Friedrich Franz zur Regierung, der sehr wohlthätig für sein Land wirkte, 1803 die an Schweden im westfäl. Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar für 1,200000 Thlr. zurückkaufte, im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 sieben lübeckische Dörfer erhielt, 1807 dem Rheinbunde als Souverain beitrat, dem er 1813 wieder entsagte, 1815 den Titel als Großherzog annahm und 1837 starb. Ihm folgte in der Regierung, da sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig, vor ihm verstorben, sein Enkel, Paul Friedrich, geb. 1800, der schon am 7. März 1842 starb, worauf sein Sohn Friedrich Franz (s. d.) den großherzoglichen Thron bestieg.

Mecklenburg-Strelitz, das Großherzogthum, besteht aus zwei ganz voneinander abgesonderten, nicht blos durch die Lage, sondern auch durch die Verfassung getrennten Theilen. Die Herrschaft Stargard, 45½ □M., ist begrenzt gegen Norden von Pommern, gegen Osten und Süden von Brandenburg und gegen Westen von Mecklenburg-Schwerin; der andere Theil, das Fürstenthum Ratzeburg, 6¾ □M., hat im Norden den dossower Binnensee, gegen Osten Mecklenburg-Schwerin, gegen Süden Lauenburg und gegen Westen den Ratzeburgersee und das Gebiet der freien Stadt Lübeck zur Grenze. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 95000. Der Boden ist gleich dem in Mecklenburg-Schwerin, ebenso das Klima, doch ist es wegen weiterer Entfernung von der See etwas gemäßigter. An Producten erzeugt das Land vorzüglich Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine, viel Wildpret, Fische, Holz, Getreide aller Art und Obst. Die Industrie beschränkt sich auf Wollenweberei, Lederfabrikation, Taback, Glashütten, Branntweinbrennereien und Papiermühlen. Die Ausfuhr besteht daher größtentheils in rohen Naturproducten. Jedoch gibt der Handel und Absatz der rohen Naturproducte des Landes selbst gegen die bedeutende Einfuhr verarbeiteter Erzeugnisse für das Staatsvermögen keine ungünstige Bilanz. Die Staatseinkünfte betragen 3—400000 Thlr., die Staats- und Landesschulden, welche zum großen Theil aus den Zeiten der franz. Invasion herrühren, gegen 800000 Thlr. Der Großherzog hat sehr bedeutende Privateinkünfte; außer den sehr ansehnlichen, in vier Ämtern bestehenden Domainen besitzt er ein eigenes Cabinetsamt, das aus 15 nach und nach angekauften Gütern gebildet ist. In der deutschen Bundesversammlung nimmt es die 14. Stelle ein, in der weitern Versammlung hat es eine eigene, in der engern aber mit Mecklenburg-Schwerin eine gemeinschaftliche Stimme. Die herrschende Landesreligion ist die protestantische; neben ungefähr 80 Katholiken und wenigen Reformirten gibt es 700 Juden. Die Staatsverfassung ist, was die Herrschaft Stargard betrifft, dieselbe wie in Mecklenburg-Schwerin, da die Landstände beider Großherzogthümer von frühern Zeiten, wo beide unter Einem Fürstenstamme lebten, durch die Landesunion miteinander verbunden sind und das Bestehen dieser Union bei der Begründung von M.-Str. bedingt war. Das Fürstenthum Ratzeburg hat gar keine Landstände. Gemeinschaftlich mit Mecklenburg-Schwerin hat M.-Str. das Oberappellationsgericht zu Parchim. Für die innere Bildung und Volksaufklärung ist in neuern Zeiten Vieles geschehen. Es gibt vier Gymnasien und zu Mirow eine eigene Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer. Zum zehnten Armeecorps des Deutschen Bundes stellt es 588 M. Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit zwei Kanonen. Im Allgemeinen sind in der Staatsverwaltung Verschwendung und Luxus vermieden und ein System weiser Ökonomie vorherrschend.

Der Stifter der Linie M.-Str. wurde 1658 der jüngste Sohn des Herzogs Adolf Friedrich's I. von Mecklenburg-Schwerin, Adolf Friedrich II., geb. 1658, gest. 1708. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, Adolf Friedrich III., geb. 1686, gest. 1752, und diesem seines Bruders Söhne, Adolf Friedrich IV., geb. 1738, gest. 1794, und Karl Ludw. Friedrich, geb. 1741, gest. 1816, der 1807 dem Rheinbunde beitrat, 1813 nach der Schlacht bei Leipzig sich lossagte und auf dem Congreß zu Wien die großherzogliche Würde erhielt. Zum Nachfolger hatte er den Großherzog Georg (s. d.).

Medaille, s. Denkmünze.

Medea, die Tochter des kolchischen Königs Äetes und der Okeanide Idyia oder der Hekate, eine der berüchtigtsten Zauberinnen des Alterthums, verhalf dem Jason (s. d.)

zum Goldenen Vließ und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs, als sie ihr Vater Aetes verfolgte, tödtete und in Stücken zerschnitten ins Meer warf. Aetes hielt sich bei dem Sammeln derselben auf, und so entkamen Beide glücklich nach Iolkos, nachdem sie auf der Insel der Phäaken miteinander vermählt worden waren. In der Heimat angekommen, beschloß Jason an Pelias Rache zu nehmen für die Ermordung seiner Ältern und seines Bruders. Dies gelang durch der M. List, welche des Pelias Töchter überredete, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn zu verjüngen. Hierauf flüchteten sie sich nach Korinth, wo aber Jason nach zehnjähriger glücklicher Ehe die M. verstieß, um sich mit der Glauke oder Kreusa zu vermählen. M. rief die Götter um Rache an und schickte durch ihre Söhne der Stiefmutter ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Geschenke. Als diese die Geschenke anlegte, wurde sie nebst ihrem Vater, der ihr zur Hülfe kommen wollte, von dem Giftfeuer derselben verzehrt. Hierauf tödtete M. die Kinder, die sie vom Jason hatte, und entfloh auf einem von Helios erhaltenen Drachenwagen nach Athen zum Ageus, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier mußte sie fliehen, als man entdeckte, daß sie dem Theseus nachstellte, und ging in Begleitung ihres Sohnes Medos nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Zuletzt unsterblich, genoß sie göttliche Verehrung und wurde in den elysischen Gefilden Gemahlin des Achilleus. M. war sehr oft Gegenstand der tragischen wie der bildenden Kunst. Des Äschylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, ebenso des Sophokles „Kolchides"; nur des Euripides und Seneca Stücke dieses Namens sind noch vorhanden. In neuerer Zeit hat sie Grillparzer wieder auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen diesen Namen. Die plastische Kunst läßt die M. theils in einfachem griech. Costum, theils mit oriental. Gewändern, besonders in dem übergehängten Kandys erscheinen.

Mediante, Media oder Mittelton heißt in der Musik die Terzie des Dreiklangs.

Mediateur oder Vermittler nennt man im Völkerrechte die Macht, welche das gestörte Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders den Frieden zu unterhandeln oder zu stiften sucht. Wesentlich verschieden von der Mediation ist die schiedsrichterliche Entscheidung, bei der sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. (S. Austrägalgericht.) Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte wohl einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrer vermittelnden Mächte anzuhören, aber darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Mediation nachgesucht; oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei verbündeten Höfen der Fall sein; auch thut es wol ein neutraler Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden, und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts, vergrößern. In frühern Zeiten haben namentlich der Papst und Venedig öfters die Rolle des Mediateurs, besonders auf Congressen übernommen, wo dann der Mediateur den Vorsitz führt und die Verhandlungen in der Regel in der Form gepflogen werden, daß die Parteien ihre Noten und Eingaben an den Mediateur richten, der sie den Andern mittheilt. In den türk. Angelegenheiten trat früher besonders Frankreich, in den skandinav. Angelegenheiten traten die Seemächte, England und Holland als Vermittler auf. In neuerer Zeit hat die Mediation meist den Charakter der Intervention (s. d.) getragen und nicht blos vermittelt, sondern vorgeschrieben und erzwungen.

Mediatisirung. Als 1806 das Deutsche Reich auch dem Namen nach aufhörte und der Rheinbund (s. d.) sich bildete, konnte man unmöglich die ganze Masse kleiner Staaten, die nach der Säcularisation im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 in Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein reichsunmittelbar geblieben waren, als Souverainetäten fortbestehen lassen. Es war ein Werk der Nothwendigkeit und der Pflicht gegen die Unterthanen, die kleinern Länder mit größern zu vereinigen, und in der ältern Geschichte des Deutschen Reichs fehlte es nicht an Vorgängen, wie kleinere Stände aus unmittelbaren Angehörigen zu mittelbaren, d. h. landsässigen Gutsherren geworden waren. Es hieß

dies eximiren, d. i. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen, wobei man entweder den bisherigen Beitrag an dessen Stelle bezahlte (exemtio cum onere) oder nicht, weil er schon in dem eignen Matricularanschlage des Eximirenden enthalten war (exemtio sine onere). Namentlich waren in den östr. Erblanden sehr viele Reichsstände eximirt worden. Was indeß die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, z. B. die fürstenbergischen, leiningischen, hohenlohischen und schwarzenbergischen mediatisirt wurden, während viel kleinere zur Souverainetät gelangten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der Mediatisirten gegen ihre neuen Landesherren bestimmt wurden. Nach Napoleon's Sturze hofften die Mediatisirten durch den Congreß zu Wien wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt zu werden; allein es wurde nicht darauf eingegangen, vielmehr wurden sogar die Häuser Salm, Isenburg und von der Leyen mediatisirt. Doch wurde durch den 14. Art. der Deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Standesherren (s. d.), wie die Mediatisirten seit 1806 genannt wurden, gesorgt. Seit dem wiener Congreß hat keine Mediatisirung wieder stattgefunden, wol aber eine Demediatisirung, indem Hessen-Homburg aus einem abhängigen zu einem souverainen Staate erhoben wurde.

Medici, eine der berühmtesten und mächtigsten florent. Familien, wird zuerst zu Anfange des 13. Jahrh. erwähnt. Schon damals erscheint sie als reich und bedeutend, doch als unlängst erst durch Handel zum Wohlstande gelangt. Durch kluges Benehmen wußte sie es sehr bald dahin zu bringen, daß sie sich unter die Familien zählte, aus welchen die Bürgeroligarchie in Florenz bestand. Sie hauptsächlich trug zur Berufung Walther's von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung der herrschenden Geschlechter in Florenz bediente und unter Andern Giovanni dei M., weil er Lucca gegen die Pisaner nicht beharrlich genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die M. ließen sich deshalb mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, die zwar verrathen, aber vom Herzoge, welcher großmüthig erscheinen wollte, nicht untersucht wurde. Als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die M. unter den Hauptanführern desselben und fortan bei allen öffentlichen Angelegenheiten vorzugsweise betheiligt. Da aber nach der Vertreibung des Herzogs die Altadeligen, nachdem sie seit 50 Jahren von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, war es wieder Alamanno dei M., der Älteste seines Geschlechts, welcher das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehenden, wo Florenz durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt wurde, hielten es die M. mit der schwächern Partei der Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Salvestro dei M., der 1378 Gonfaloniere wurde, stürzte die Partei der Albizzi vollends und gewann, nachdem die Volkspartei die Oberhand gewonnen, das große Ansehen, das zu dem von nun an immer mehr steigenden Einflusse seines Hauses den Grund legte. Zwar wurden die M. in der nächsten Folgezeit und zuletzt im J. 1400 durch die argwöhnische Regierung bis auf wenige Glieder aus Florenz verbannt. Doch diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten sehr bald den Flor ihres Hauses von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei M. war seit 1402 wiederholt Mitglied der Signoria und wurde 1421 Gonfaloniere. Er starb am 20. Febr. 1429. Mit seinem ältesten Sohne Cosimo dei Medici I. (s. d.) beginnt die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; der zweite, Lorenzo dei Medici, wurde der Stammvater der Großherzoge von Toscana. Cosimo's Vetter, der kluge Bernardo dei M., der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so vieles Verdienst erworben hatte, und sein Sohn, Giovanni dei M., waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn, Pietro dei M., aber schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupte geeignet. Er verscherzte gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath des Diotisalvi Neroni, die Summen, die sein Vater an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Claricia Orsini beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren

Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die M. erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zur Veränderung der Regierung beschlossen sie den Pietro zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara der Herrschaft zu bemächtigen. Doch der Anschlag wurde entdeckt, wodurch sich aber Pitti nicht abhalten ließ, im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zu ziehen. Doch sehr bald söhnte er sich hier mit Pietro aus, und da das Volk durchaus nichts gegen die M. zu unternehmen geneigt war, so sahen sich die Häupter der unzufriedenen Partei genöthigt, aus Florenz zu flüchten. Von nun an wurden die M. immer mächtiger. Da indeß der stets kranke Pietro die Willkürlichkeiten aller Art, welche seine Freunde übten, zu hindern nicht im Stande war, ging er damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als der Tod ihn am 2. Dec. 1469 übereilte. Die geheimen Feinde der M. glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturze des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nächst den M., einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der am 2. Mai 1478 in der Kirche Sta.-Reparata ausgeführt werden sollte. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworene, da das Volk alsbald zu Gunsten der M. sich bewaffnete, mit dem Tode, und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo dei Medici (s. d.), das nunmehr alleinige Haupt seines Hauses, hinterließ drei Söhne, Pietro, geb. 1471, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, den nachherigen Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano, geb. 1478, gest. 1516. Pietro, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden mit Frankreich zu Sarzanella im J. 1494 sich den Florentinern verhaßt gemacht. Er wurde deshalb der Regierung entsetzt und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, kam er 1504 in der Schlacht am Garigliano, die er im franz. Heere mitmachte, in diesem Flusse um. Erst 1513 erlangte sein Bruder, Giovanni, in Folge eines Aufstandes, der in Florenz ausbrach, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er kurze Zeit nachher Papst wurde, erhob er seine Familie wieder zu dem alten Glanze. An die Spitze des Staats trat Pietro's Sohn, Lorenzo, geb. 1492, den der Papst zum Herzog von Urbino ernannt hatte. Noch behielt der Staat seine republikanische Form; noch mangelte dem Staatshaupte der fürstliche Titel. Als aber nach Lorenzo's Tode im J. 1519 unter Alessandro's, seines Bastards, Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Giuliano, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (nach Einigen Alessandro's Vater), unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, als 1533 Katharina, Lorenzo's Tochter, dem Könige Heinrich II. von Frankreich sich vermählte, da ließ sich das baldige Ende der Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner noch einen Versuch für ihre alte Freiheit machen zu wollen und verjagten 1527 den lasterhaften Alessandro; allein es war dieses das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes. Auf Clemens' VII. Veranlassung belagerte 1531 Kaiser Karl V. Florenz, setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Wegen seiner Leutseligkeit wurde er sogar bei der Nation noch beliebt, ergab sich aber zuletzt einer zügellosen Lebensweise. Er war der erste unabhängige Herzog von Florenz und der letzte Abkömmling des großen Cosimo.

Nachdem er von Lorenzo dei M., aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie, 1537 ermordet worden war, machten die Florentiner zwar noch einen letzten Versuch, die Republik herzustellen; doch sofort griff auch wieder Karl V. ein, und sein Machtwort beförderte Cosmus I. oder den Großen, aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie, zum Herzoge von Florenz. Cosmus I. besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor Allem angelegen sein, die Erbfeinde seines Hauses, die

Strozzi, 1554 gänzlich zu vertilgen. Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St.-Stephan. Er war ein eifriger Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Maler und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung im Garten Lorenzo's des Prächtigen. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentin. und der Zeichenakademie im J. 1562. Sein „Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi" gab mit neuen Erläuterungen Moreni (Flor. 1828) heraus. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier 1557 auch zum Herrn von Siena gemacht und durch mehre andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert hatte, ließ er sich 1569 vom Papst Pius V. den Titel als Großherzog von Toscana geben und starb 1574. Erst indeß sein Sohn und Nachfolger Franz erlangte 1575 vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung des großherzoglichen Titels. Franz's zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello (s. d.); seine Tochter Maria wurde die Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich. Dieser Zweig der M. hatte nicht, wie der ältere, den Handel aufgegeben. Selbst als Fürsten trieben ihn wie Cosmus I. und Franz so auch Ferdinand I., geb. 1549, der früher Cardinal, jenem als Bruder 1587 in der Regierung folgte, und sein Sohn Cosmus II., geb. 1590, Großherzog seit 1608. Unter ihnen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüte, und daran sowol als an der feinen Politik, besonders bei dem bedenklichen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber wurde es unter Ferdinand II., geb. 1610, Cosmus' II. Sohn, der 1621 in einem Alter von elf Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit hatte die Geistlichkeit und durch sie der päpstliche Hof einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung gewonnen und ihn dahin gebracht, die Politik seiner Väter zu verlassen und sich Spanien und Östreich anzuschließen, eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten Schatze des M. zu ziehen. Ferdinand II. regierte 49 Jahre und starb 1670; ihm folgte sein mönchisch erzogener, zur Regierung ganz unfähiger Sohn, Cosmus III., geb. 1642, der wieder 53 Jahre regierte und 1723 starb. Unter ihrer Regierung gerieth Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, geb. 1671, der Sohn Cosmus' III., der Letzte seines ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb am 9. Juli 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, zufolge der eventuellen Bestimmung des wiener Friedens von 1735, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Der Herzog Franz Stephan (s. d.) von Lothringen und Großherzog von Toscana, nachmals Kaiser Franz I., traf mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz, Maria Anna, gest. 1743, einen Vergleich, wodurch er sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch alle Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden Ahnen gesammelt, an sich brachte. — Von einem jüngern Zweige der M., der fürstlichen Familie Ottajano, der sich schon im 14. Jahrh. abtrennte, stammte der Staatsminister des Königs beider Sicilien, Don Luigi, gewöhnlich Ritter Medici genannt, geb. 1760, der sich schon als Acton's Nachfolger seit 1805 durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient machte, 1815 Policeiminister, überdies 1818 Finanzminister, später auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Obersthofmeister wurde, und am 25. Jan. 1830 in Madrid starb.

Medici (Cosimo dei), geb. 1389, der Sohn Giovanni dei M., wurde schon 1416 Mitglied der Signoria. So wenig er auch gegen die herrschende Partei der Albizzi etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum ihm gestattete, eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, diese zu schwächen. Obgleich dies nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, so mußte er doch vom Anfange an den Albizzi als ihr gefährlichster Feind erscheinen. Endlich im J. 1433 verhaftet, vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Pa-

dua zu verwandeln. Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher die Signoria ihn zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte, sodaß nun die Partei der M. die herrschende wurde. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur einige Verdächtige ließ er 1442 verbannen. Auch als der verdiente Neri Capponi sich seiner Politik widersetzte, wußte er denselben durch Gunstbezeigungen für sich zu gewinnen. Immer in anscheinender Gleichgültigkit und Unthätigkeit, liebte er, Andere zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so ließ er, immer im Hintergrunde bleibend, seit 1458 die Republik durch Luca Pitti regieren. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte. Namentlich genossen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum ein minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florent. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er Alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er am 17. Nov. 1464.

Medici (Lorenzo dei), mit dem Beinamen Magnifico, d. i. der Prächtige, geb. 1448, der Sohn des Pietro dei M., bekleidete nach des Vaters Tode im J. 1469 bis zu seines Bruders Giuliano Ermordung im J. 1478 gemeinschaftlich mit diesem die Würde eines Staatsoberhauptes von Florenz. Glücklich dem ihm ebenfalls zugedachten Tode entronnen, sah er sich, als nunmehr alleiniges Haupt seines Hauses, in dem Vorsteheramte der Republik durch die Liebe der Bürger um so mehr befestigt und führte dasselbe würdig seiner Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er den König von Neapel, der bisher der erbittertste Feind der Florentiner gewesen, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Überhaupt brachte er durch seine redliche und kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode Allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle nöthigten ihn, den Handel, welchen er noch immer fortgeführt hatte, aufzugeben und beim öffentlichen Schatze große Summen zu borgen; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um bedeutende Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit prächtigen Palästen, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. Während des langen Friedens, den seine Klugheit der Republik sicherte, ließ er in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Demetrius Chalkondylas (s. d.), Angelo Poliziano (s. d.), Cristoforo Landini (s. d.), Pico von Mirandola (s. d.) u. A., die sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und die seine Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Mediceische Bibliothek und eröffnete eine Schule der zeichnenden Künste in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude. Geehrt von allen Regenten Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er am 8. Apr. 1492. Vgl. Fabroni, „Vita Laurentii M." (2 Bde., Pisa 1784, 4.) und Roscoe, „The life of Lor. M." (deutsch von Sprengel, Berl. 1797). Die „Opere di Lorenzo di M., detto il Magnifico" (4 Bde., 4.), welche zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leopold's II. in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Sammlung der Gedichte dieses berühmten Fürsten.

Medicin würde der Etymologie nach die Kunst zu heilen bedeuten, jedoch ist dieser Begriff viel zu eng gefaßt, als daß er Das enthielte, was wir unter diesem Worte verstehen.

Ehe wir nämlich zu der Kunst zu heilen vorschreiten können, müssen wir durch die Wissenschaft, welche uns diese lehrt, dazu vorbereitet werden, ehe wir Krankheiten annehmen können, müssen wir die Gesundheit kennen, und ehe uns der Begriff der Gesundheit im Ganzen klar werden kann, müssen wir das Einzelne im regelmäßigen Zustande erforscht haben. Dieses Einzelne ist aber nicht nur der Mensch in allen seinen körperlichen und geistigen Theilen, sondern auch Alles, was auf den Menschen irgend einen Einfluß haben kann, also die ganze Natur und das Leben. Daher können wir die Medicin in drei Wissenschaften abtheilen, deren jede an und für sich schon einen bedeutenden Umfang hat, nämlich die Naturkunde überhaupt mit der genauen Kenntniß des menschlichen Körpers und Geistes im regelmäßigen Zustande; ferner die Kenntniß des unregelmäßigen krankhaften Zustands des thierischen und menschlichen Organismus, und endlich die Lehre, den unregelmäßigen Zustand durch die von der Natur gebotenen Mittel wieder zur Regelmäßigkeit zurückzuführen. Die philosophische Verbindung dieser drei in ihrem Wesen abgesonderten Theile zu einem harmonischen Ganzen bildet erst den vollkommenen Begriff der Medicin. Hieraus ergibt sich zugleich die Reihenfolge, in welcher die Medicin gelehrt und gelernt werden muß, indem nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen ein Fortschreiten von der Theorie zur Praxis sich als nöthig herausstellt. Noch ehe jedoch die einzelnen Disciplinen mit Vortheil in Angriff genommen werden können, ist eine nicht geringe Masse von Vorkenntnissen erfoderlich, ohne welche das Studium der Medicin unmöglich sein würde; dahin gehört die Kenntniß der alten und der gangbarsten neuen Sprachen, der Mathematik, der Philosophie und der allgemeinen Geschichte. Die erste Zeit des Studiums der Medicin wird sonach durch die Naturkunde in Anspruch genommen werden, und in diese gehören zuerst Physik (s. d.) im engern Sinne, Chemie (s. d.), Kosmologie (s. Kosmogenie), Geologie und Geogenie (s. Geognosie), Botanik (s. d.) und Zoologie (s. d.). Ist durch diese Wissenschaften eine Ansicht der Natur im Ganzen gewonnen worden, so folgen nun die den Menschen besonders betreffenden Disciplinen, die Anthropologie (s. d.), Psychologie (s. d.), Somatologie oder Anatomie (s. d.) und Physiologie (s. d.). Hierauf tritt als zweiter Hauptheil die Pathologie (s. d.) auf, welcher dann sich als dritter die Therapie (s. d.) anschließt. Sowie alle die genannten einzelnen Disciplinen wieder in Unterabtheilungen zerfallen, so umfassen namentlich die beiden letztern eine bedeutende Zahl derselben und zu der Therapie kommt noch die Lehre von den Arzneimitteln (s. Pharmakologie) und der Art ihrer Behandlung und Anwendung (s. Pharmacie) hinzu. In diese letzte Classe gehören eigentlich auch die früher noch mehr als jetzt mit Unrecht von der Medicin als völlig geschieden betrachtete Chirurgie (s. d.), welche nur eine besondere Classe Heilmittel kennen und anwenden lehrt, und die mit ihr verwandte Geburtshülfe (s. d.). Sowie die Medicin in dieser Reihenfolge ihrer einzelnen Unterabtheilungen nach und nach von dem großen Ganzen der Welt und Natur auf das einzelne Individuum übergeht, so breitet sie sich von diesem wieder auf eine größere Menge aus als Staatsarzneikunde (s. d.) und beschließt, wie sie mit allgemeinen Vorkenntnissen begann, mit ebenso allgemeinen Wissenschaften, nämlich der Literatur und Geschichte der Medicin, den ihr angehörigen Kreis. So verschieden voneinander auch alle diese Wissenschaften erscheinen mögen und in ihren Anfangsgründen gelehrt werden können, so stehen sie doch in inniger Verbindung, sodaß die eine stets durch die andere ergänzt wird, wie z. B. oft auf pathologische Veränderungen die Anatomie sich stützt und durch therapeutische Beobachtungen erst pathologische Entdeckungen gemacht werden.

Dieses ist auch der Grund, daß die Medicin kaum in ihrem ersten Theile als eine feststehende, keinem Zweifel Raum gebende Wissenschaft erscheint, und daß bei der Lehre von den Grundstoffen des menschlichen Körpers schon die Verschiedenheit der Ansichten beginnt. Je mehr sich dann die Wissenschaft von der positiven Anschauung aus dem Reiche der Voraussetzungen und Schlüsse nähert, und in diesem selbst vorschreitet, um so abweichender werden die aufgestellten Behauptungen. Diese Abweichungen der Ansichten und die verschiedenen Wege, welche man zur Erreichung des Hauptzwecks der Medicin eingeschlagen hat, lassen sich am besten unter drei Gesichtspunkte bringen, welche auch zugleich in geschichtlicher Hinsicht die Entstehung und Fortbildung der Medicin darstellen. Die erste und unterste

Stufe ist der Empirismus (s. d.). Die zufällige Entdeckung eines Mittels und seiner Heilkräfte gegen eine Krankheit hatte die Anwendung desselben in einem ähnlichen Falle zur Folge und somit war der Grund zur künftigen Medicin gelegt. Allein der Empirismus blieb dabei stehen, hielt sich lediglich an die Erscheinung und handelte nach ihr, unbekümmert um die jedesmaligen Ursachen dieser Erscheinung und um die verschiedenen Individualitäten, die sie boten. Dem Empirismus im schroffsten Gegensatze gegenüber stellte sich der Dogmatismus (s. d.), welcher eine hypothetische Behauptung, die das Wesen des Lebens erklären sollte, aufstellte, von dieser aus weiterschließend, Gesundheit und Krankheit definirte, und so zu einer festen Regel die Gesundheit zu erhalten und die Krankheit zu heilen gelangt zu sein glaubte. So entstanden die Systeme der Medicin, welche sämmtlich auf unerweisbaren Sätzen beruhen, und sonach in den darauf gebauten Consequenzen zwar geistreiche Auffassungen der Medicin, keineswegs aber sichere Anhaltepunkte für die Ausübung derselben darbieten. Auch sind nur selten die Urheber dieser Systeme in ihrem praktischen Wirken sich selbst treu geblieben. Zwischen beide trat vermittelnd der Rationalismus (s. d.) ein, welcher nicht in der einseitigen Auffassung der Krankheitssymptome oder den aus einem System herausgesponnenen Krankheitsursachen den Weg zur Erkenntniß des Leidens und des anzuwendenden Mittels suchte, sondern sich auf treue Naturbeobachtung stützend, dieselbe zu vorsichtigen Schlüssen benutzend und stets die besondere Art des ihm vorliegenden Falles im Auge behaltend, vor Allem die Ursachen der Krankheiten und somit in den meisten Fällen diese zugleich zu heben strebte. Freilich muß auch er in nicht seltenen Fällen sich dem Empirismus nähern, wenn die pathologische Kenntniß nicht bis zur Ursache des Leidens dringt, aber er wird in solchen Fällen lieber ein bewährtes Mittel anwenden, auch wenn ihm die Art, wie es heilen kann, nicht klar ist, als der Natur durch ein Verfahren Zwang anthun wollen, welches sich auf eine Hypothese gründet. Auch ist die Heilkraft der Natur selbst die mächtigste Bundesgenossin des Rationalismus. Da das erste Entstehen der Medicin rein auf Empirismus sich gründete, so war auch ein langer Zeitraum nöthig, um diese Wissenschaft bis zum Rationalismus hindurchzuführen, wobei wohl zu bemerken ist, daß sie eigentlich von ihrem Ende aus begann, mit der Therapie den Anfang machte und die ganzen Kenntnisse, auf welche diese sich stützen soll, noch nicht vorhanden waren. Um diese Kenntnisse zu ersetzen, trat der Dogmatismus mit seinen hypothetischen Grundlehren auf, welcher, da immer neue Annahmen auftauchten, erst nach und nach durch Fortschritte in der Naturkunde in seinem Ansehen geschwächt werden konnte und auch jetzt noch nicht ganz verdrängt ist, indem noch immer einzelne Lehren und Systeme erschaffen werden, welche trotz ihrer Einseitigkeit Anhänger unter Ärzten und Nichtärzten gewinnen, da hingegen der Rationalismus schon oft und vor langen Zeiten durch einzelne hochbegabte Geister geltend gemacht, aber fast ebenso oft von Andern, welche jene nicht verstanden, verdrängt, nur erst in der neuern Zeit zu einer Allgemeinheit gelangt ist, die er noch nie hatte und die er der außerordentlichen Vervollkommnung der Naturwissenschaften verdankt, welche der Fleiß der letzten Jahrzehende ihm als Stütze gab. So ist das Streben nach einem Universalmittel gegen alle Krankheiten, welches schon vom grauen Alterthume her viele Kräfte, die eines bessern Zieles würdig waren, aufzehrte, noch immer nicht ganz erloschen, und gibt uns in der neuesten Zeit, in der strengsten Art, der Wasserheilkunde (s. d.), einen vollgültigen Beweis seines fortdauernden Daseins.

Den Gang, den in dieser Hinsicht die Fortbildung der Medicin genommen hat, lernen wir aus der Geschichte kennen, welche zugleich den Bestrebungen des Einzelnen sowol wie ganzer wissenschaftlicher Verbindungen und der sogenannten Schulen durch die einfache Thatsache ihres Fortbestehens oder Untergehens das gerechteste Urtheil spricht. Sie zeigt uns eine Menge glänzender Erscheinungen im Reiche der Medicin, aber ihr Verlauf läßt uns zugleich erfahren, inwiefern das Ansehen, welches eine, die Geister ergreifende und zuweilen unterjochende Lehre erlangte, in der Persönlichkeit des Urhebers derselben oder in ihr selbst begründet war, und inwiefern die Männer, denen die Medicin sichtbare Fortschritte verdankt, von ihrem Zeitalter richtig verstanden oder falsch aufgefaßt wurden. Sie zeigt uns, wie Wahres und Falsches in derselben Zeit entstanden ist und dasselbe Ansehen genossen hat, wie aber die nachfolgende Zeit nach und nach das Wahre vom Falschen sonderte,

wie große und wichtige Entdeckungen erst von Vorurtheilen bezweifelt und bekämpft, ja zuweilen fast gänzlich wieder unterdrückt, doch am Ende, und geschah es auch erst nach Jahrhunderten, ihre siegende Kraft entfalteten und einem neuen Geschlechte auf der Bahn der Erkenntniß voranleuchteten. Im grauen Alterthume war die Medicin innig mit der Religionslehre verbunden; der Glaube an heilende Gottheiten, welche nicht nur den Menschen die Heilkunst lehrten, sondern auch selbst bei der Wirkung der Mittel auf eine unbegreifliche Art ihren Einfluß geltend machten, bildet die erste Periode der Geschichte der Heilkunde. Hier war noch, wie sich jede andere Art von Bildung in dem Priesterstande concentrirte, auch die Medicin in den Händen der unmittelbaren Diener der Gottheit, wobei die theoretische Kenntniß sich fast nur auf etwas Kräuterkunde beschränkte, und der Empirismus in seiner ganzen Macht herrschte. Besonders waren es die Askleyiaden (s. d.), denen die Pflege der damaligen Medicin anvertraut war. Durch die allgemeine Philosophie, welche in ihren Systemen den Ideen über Gottheit, Natur und Mensch eine bestimmtere Gestaltung gab, gezwungen, den Schleier des Tempelgeheimnisses abzuwerfen, fand die Medicin im großen unsterblichen Hippokrates (s. d.) einen Bildner, der das gesammelte Erfahrungsmaterial und die philosophische Weltanschauung zu einer Wissenschaft zusammenfügte, in deren Pflege und Weiterbildung er selbst als unübertroffenes Muster dasteht, indem Zusammenstellung der Erfahrungen und Ableitung von Schlüssen einen reinen, echten Rationalismus in ihm hervorbrachten. Jedoch der Mangel an positiver Naturerkenntniß und an Beobachtungsgeist, verbunden mit dem Streben, der jungen Wissenschaft eine Festigkeit zu geben, die sie ihrer damals freilich noch nicht erkannten Natur nach nie gewinnen konnte, ließ die Nachfolger des Vaters der Medicin in den Dogmatismus verfallen. Die Ausstellungen, die jeder nach Principien verfahrende Arzt an denen Anderer zu machen hatte, riefen eine Menge verschiedener Systeme ins Leben und durch die dogmatische, empirische, methodische, pneumatische und eklektische Schule wurden die Ansichten wie die Kräfte so zersplittert, daß ein Mann wie Galenus (s. d.) erfodert wurde, um diese Verwirrung wieder zu einer Harmonie zu vereinigen. Ausgestattet mit den Kenntnissen im Gebiete der Anatomie und Physiologie, welche namentlich unter und nach den Ptolemäern in Alexandria in dem vergangenen Zeitraume gewonnen worden waren, und eingeweiht in die Philosophie der Vor- und Mitwelt, führte er auf dem Grunde der erstern ein System der Medicin auf, welches nach ihm durch das ganze Mittelalter hindurch seine Festigkeit erhielt. Die politische Umgestaltung von ganz Europa mit ihren Stürmen hatte um diese Zeit die Medicin aus den von german. Stämmen besetzten Ländern gänzlich vertrieben und in die Hände der Araber gegeben, welche jedoch auch die Galenischen Lehren mit den Ländern, die sie eroberten, als Beute überkommen hatten und die Wissenschaft selbst fast neu erhielten, ohne sie weiter fortzubilden, denen aber das Verdienst nicht abzusprechen ist, durch Vervollkommnung einzelner Doctrinen zur spätern Vervollkommnung des Ganzen beigetragen zu haben. Der wahre wissenschaftliche Geist in seiner Allgemeinheit war in dem immer mehr und mehr sich verkleinernden griech. Kaiserreiche zurückgeblieben und flüchtete, als seine bisherige Heimat endlich ein Schauplatz der wildesten Verheerung wurde, in das nach langen Stürmen ruhende Abendland, wo er von dieser Zeit an eine bleibende Stätte fand.

Das erneuerte Studium der alten Schriften über Medicin, namentlich der des Hippokrates, erhob diesen Begründer der Wissenschaft endlich zu seinem verdienten, ihm vorher noch nicht gespendeten Ansehen und läuterte die auf irrigen Annahmen ruhenden Ansichten durch Zuziehung der unterdeß errungenen Kenntniß der Natur. Jedoch schon ehe die Hippokratische Medicin durch einzelne glänzende Beispiele sich wieder in ihrer Reinheit erhob, mußte das Galenische System den aus ihm selbst genommenen Widerlegungsgründen und einer neuern, der Cultur und den Fortschritten der Naturwissenschaften entsprungenen höhern Anschauung der Medicin weichen, einer Anschauung, die in ihren Lehren sich einem Mysticismus anschloß, der nicht wie früher in die Tempel sich verschloß, sondern offen hervortretend um Verbreitung kämpfte. Durch Paracelsus' (s. d.) Feuereifer stürzte des Galenus Gebäude zusammen. Vergebens suchte der Dogmatismus auf den Trümmern desselben sich von neuem eine Alleinherrschaft zu gründen; Paracelsus selbst, van Hel-

mont (s. d.), Sylvius (s. d.) unternahmen es, das iatrochemische System aufzuführen; nach Harvey's (s. d.) Entdeckung des Blutumlaufes traten die Jatromathematiker (s. d.) auf, und die verschiedenen Systeme von Friedr. Hoffmann (s. d.), Stahl (s. d.), Brown (s. d.), Hahnemann (s. d.), Broussais (s. d.) und Rasori folgten. Sowie von jeher die Gestaltung der Philosophie in einem jeden Zeitraume in der Auffassung der Medicin reflectirte, so konnte auch im 19. Jahrh. der Einfluß des naturphilosophischen Systems von Schelling (s. d.) nicht ausbleiben und erreichte auf der praktischen Seite in Kieser's (s. d.) System der Medicin und auf der theoretischen in K. N. Hoffmann's „Idealpathologie" (Stuttg. 1834) seine höchste Spitze. Aber alle die Genannten gewannen nur einen beschränkten Kreis von Anhängern und ihre Systeme konnten den ungleichen Kampf mit der ruhig ihren Gang fortschreitenden Wissenschaft nur eine Zeit lang fortführen. Diese gewann aber durch den einfachen Grundgedanken, daß alles ärztliche Wirken sich auf eine getreue, unbefangene Naturbeobachtung stützen müsse und durch den Fleiß, welchen dieser Gedanke hervorrief, fortwährend an Ausbildung in allen ihren einzelnen Zweigen, welches die ungeheuern Fortschritte der Physik seit Galilei (s. d.), der Kosmologie seit Kopernicus (s. d.), der Naturkunde im engern Sinne seit Buffon (s. d.) und Linné (s. d.), der Anatomie und Physiologie seit Harvey und Haller (s. d.) u. s. w. genugsam beurkunden. Durch alles Dieses wurden dem Rationalismus hinreichende Mittel gegeben, sich unabhängig vom Empirismus und Dogmatismus zu erhalten, und derselbe berechtigt, in den schon errungenen Triumphen sichere Bürgen für künftige zu erblicken. Wenn freilich der Gewinn, den die Therapie als höchsten Endzweck der Medicin aus allen diesen Entdeckungen gezogen hat, noch Vielen, namentlich den Uneingeweihten, nicht klar ist, oder sich nicht als genügend herausstellt, so muß zwar bemerkt werden, daß allerdings dieser Theil der Medicin mit den andern in der Vervollkommnung nicht gleichen Schritt gehalten zu haben scheint, daß aber die Therapie die leidende Menschheit als Object hat und der Experimentation dadurch eine feste, nur vorsichtig zu überschreitende Grenze gesetzt ist, indem die blose Überzeugung von der Heilkraft eines Mittels ohne gegründetere Beobachtungen den Arzt noch nicht berechtigt, es andern genauer bekannten vorzuziehen. Hat sich nun durch den Mangel an Fortschritten in der Therapie in der neuesten Zeit auf der einen Seite ein oft vom Zweifel in der Wissenschaft bis zur Verzweiflung an derselben steigender Skepticismus geltend gemacht, so hat man auf der andern angefangen, durch Untersuchung der organischen Veränderungen, welche eine Krankheit im Körper hervorbringt, diese selbst genauer kennen zu lernen, um nach Feststellung der Beschaffenheit einer Abnormität leichter das Mittel zu finden, letztere zu entfernen. Es ist die pathologische Anatomie und Physiologie, welche mit Messer, Retorte und Mikroskop ausgerüstet, die Krankheit bis in ihre kleinsten Details verfolgt, welche weder allein den Erscheinungen, die auf der äußern Oberfläche des Körpers den unbewaffneten Sinnen sich darbieten, noch dem Schlusse, der sich aus einer Hypothese über das Wesen des Lebens herleiten läßt, die Gründe für ihre Diagnose entnimmt, sondern sorgfältig die Erscheinungen vor dem Tode mit den Ergebnissen der anatomischen Untersuchung nach demselben vergleicht, die gewonnenen Aufklärungen auf ähnliche Fälle überträgt und so die Masse des Positiven vermehrend, der Medicin und namentlich der Therapie eine breitere, festere Basis unterzulegen verspricht. Bei dem Fleiße, der in der neuesten Zeit sich in Hinsicht auf diese Wissenschaft sowol als in allen andern zur Medicin gehörigen überall regt und einen unendlichen Schatz von Material aufgehäuft hat, ist es wohl zu erwarten, daß auch bald ein ordnender Geist prüfend und sichtend eingreifen und dem aufgefundenen Guten die Stelle anweisen werde, die es seiner Natur nach ausfüllt. Vgl. Kurt Sprengel, „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (5 Bde., 3. Aufl., Halle 1821—28); Choulant, „Tafeln zur Geschichte der Medicin" (Lpz. 1822, Fol.); Hecker, „Geschichte der Heilkunde" (2 Bde., Berl. 1822—29) und Friedländer, „Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde" (Lpz. 1838—39).

Medien hieß im Alterthume der größtentheils gebirgige nordwestliche Theil von Iran; es wurde im Norden durch das Kaspische Meer, im Osten durch Parthien, im Süden durch Persien, im Westen durch Assyrien begrenzt, und umfaßte die heutigen pers. Provinzen Aserbeidschan, Ghilan, Masenderan und Irak Adschemi. Die Meder waren

durch Sprache, Religion und Sitte mit den Sogdianern und Baktriern, am nächsten mit den eigentlichen Persern verbunden und bildeten mit ihnen den arischen Zweig des indogerman. Stammes. (S. Indogermanische Sprachen.) Nachdem sie, früher als die andern arischen Völker, sich von dem Joch der Assyrer befreit hatten, um 700 v. Chr., vereinigten sich, nach Herodot, die einzelnen Stämme und wählten den Dejoces zu ihrem Richter und Oberhaupt, dem sie Ekbatana (s. d.) als Hauptstadt erbauten. Sein Sohn Phraortes unterwarf die Perser, fiel aber gegen die Assyrer. Das Reich derselben, mit dem babylon. Nabopolassar verbunden, zerstörte um 600 v. Chr. des Phraortes Sohn Cyaxares (s. Assyrien), der auch die scythischen Horden, die Vorderasien und Syrien plündernd durchstreift hatten, als sie M. heimsuchten, überwand. Ein Krieg, den er mit Alyattes von Lydien (s. d.) führte, wurde durch die Verheirathung von dessen Tochter mit seinem Sohn Astyages beendet. Astyages selbst wurde 560 durch seinen Enkel Cyrus (s. d.) der Herrschaft beraubt. Damit hörte das medische Reich auf zu bestehen und an seine Stelle trat das der Perser, denen Cyrus durch seinen Vater angehörte. Die drei edelsten pers. Stämme erhielten durch ihn zwar den Vorrang vor den Medern, übrigens aber wurden diese den Persern völlig gleich behandelt, und die Priesterkaste der Magier bestand fortwährend nur aus Medern; Ekbatana aber wurde die Sommerresidenz der pers. Könige. Diese pers. Provinz M. eroberte Alexander der Große 330 v. Chr. und gab sie dem Parmenio zur Verwaltung; nach dessen Tode erhielt sie Python, der mit Antigonus gegen Eumenes kämpfte. Durch Seleukus I. Nikator wurde M. ein Theil des syr. Reichs der Seleuciden (s. d.) und einer derselben, Antiochus III. (s. d.), fügte nach 220 v. Chr. auch das Küstenland zwischen dem Albors und dem Kaspischen Meere, das nach einem Satrapen des Darius, Atropates, bei dessen Nachkommen es blieb, Atropatene oder im Gegensatz gegen das übrige M. Kleinmedien genannt wird und das Alexander auf seinem Zuge nicht berührt hatte, zu seiner Herrschaft, da dessen Fürst Artabazanus sich willig unterwarf. Durch den Arsaciden Mithridates I. wurde M. dem syr. Könige Demetrius Soter 152 v. Chr. entrissen und gehörte nun zu den Ländern der Parther (s. d.). Einen eignen König hatte es um 36 v. Chr. an Artavasdes, gegen den der Triumvir Antonius Krieg führte. Im J. 216 n. Chr. machte Caracalla auf seinem Zuge gegen die Parther einen Einfall in M.

Medigo (Joseph Salomo del), der Sohn Elia's Ben Elieser, aus einer ausgezeichneten, aus Deutschland stammenden jüd. Familie, geb. am 16. Juni 1591 in Candia, studirte in Padua, wo er Galilei hörte und sich in Philosophie, Astronomie und Heilkunde große Kenntnisse erwarb. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Heimat, die er 1616 wieder verließ, machte er Reisen nach Ägypten, der Türkei und Polen, wo er 1621—24 verweilte. Hierauf wurde er Hausarzt bei dem Fürsten Radziwil. Später wendete er sich nach Hamburg und Glückstadt, und ließ sich um 1628 in Amsterdam nieder, wo er gegen 20 Jahre gewohnt zu haben scheint. Zuletzt ging er nach Prag, wo er am 16. Oct. 1655 starb. Er strebte in allen Fächern nach klarer Erkenntniß, und behandelte jeden Gegenstand großartig. Namentlich war er auch ein großer Kenner der Literatur. Leider besitzen wir von ihm nur einzelne Versuche und Bruchstücke, die von seinen Zuhörern und Freunden herausgegeben wurden; dahin gehören „Elim und Majan Gannim" (Amst. 1629); eine Sammlung von Aufsätzen über Philosophie, Kabbala u. s. w. (Bas. 1629); Hippokrates' „Aphorismen" (hebr., Prag) und der Brief „Achus" über hebr. Literatur (Berl. 1840) in dem Werke „Melo Chosnajim" (von Geiger). — Elia Ben Moses Abba del M., aus derselben Familie, unter dem Namen Elia Cretensis bekannt, lehrte Philosophie in Padua, wo Pico sein Zuhörer war, schrieb Mehres in hebr. und lat. Sprache, und starb 1493.

Medina, arab. Medinat al Nabi, d. h. die Stadt des Propheten, zwischen dürren Bergen gelegen, in der arab. Provinz Hedschas, mit einer Bevölkerung, die sehr abweichend von 6—20000 E. angegeben wird, ist berühmt durch Mohammed's (s. d.) Flucht dahin und dessen Tod daselbst. Der angeblich noch unversehrte Leichnam des Propheten befindet sich in einem mit kostbaren Teppichen bedeckten Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Khalifen Abubekr und Omar in der prächtigen Moschee steht, die auf der Stelle des Hauses erbaut ist, in dem Mohammed starb. Die Wache dabei versehen

40 schwarze Verschnittene. Die aus den Geschenken frommer Pilger in der Moschee aufgehäuften bedeutenden Schätze wurden in neuester Zeit von den Wahabiten geraubt. Außerdem ist die von Mohammed selbst bei seiner ersten Ankunft in M. erbaute Moschee merkwürdig. Die Stadt hat 30 öffentliche Lehranstalten, treibt einigen Handel, insbesondere über die nahe Hafenstadt Jambo am Rothen Meere, nährt sich aber vorzüglich als heilige Stadt durch die Pilgrime und die dahin fließenden Geschenke und steht unter dem Großscherif von Mekka (s. d.).

Mednyánsky (Aloys, Freiherr von), bekannt als deutscher Schriftsteller, geb. aus einer alten ungar. Familie am 20. Apr. 1784 zu Priekopa in der thuroczer Gespanschaft, erhielt seine erste Bildung im Piaristencollegium zu Trencsin und in der Theresianischen Ritterakademie in Wien. Nach vollendeten Studien bei der ungar. Hofkammer angestellt, zeigte sich sein patriotischer Eifer besonders bei den Vorbereitungen zu dem Kampfe Österreichs im J. 1809. In Folge des unglücklichen Ausgangs desselben zog er sich auf seine Güter zurück. Durch seine Opposition auf dem Landtage von 1811 gegen das berufene Finanzpatent fiel er bei Hofe in Ungnade. Seitdem wirkte er mehr im stillen Privatkreise und im Vereine mit gleichgesinnten ungar. Patrioten, bis er 1825 von neuem in der Magnatenkammer als Vorkämpfer für die Freiheiten des Vaterlandes auftrat, und zwar in so würdiger Haltung, daß er zum Mitgliede des Ausschusses ernannt wurde, dem die Vorbereitung der Gesetzentwürfe für den nächsten Landtag oblag. Im folgenden Jahre trat er auch wieder als Statthaltereirath in den Staatsdienst und wurde 1831 Wirklicher Geh. Rath und 1839 Präses der neuerrichteten Studiencommission und der damit verbundenen Censurstelle für Ungarn. Auch bekleidete er die Obergespanschaft der Comitate Neutra und Trencsin und starb am 14. Juni 1844. Wie überhaupt jedes für Ungarn gemeinnützige Unternehmen sich seiner Mitwirkung zu erfreuen hatte, so war er auch ein eifriger Beförderer der literarischen Bestrebungen seines Vaterlandes, die er durch zahlreiche Arbeiten in Hammer's „Fundgrube", im „Hesperus" und in dem „Archiv" von Hormayr fördern half, mit dem er 1820—29 das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" herausgab. Von seinen selbstständigen Schriften sind zu erwähnen die „Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn" (Pesth 1826; 2. verb. Aufl., 1844) und „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit" (Pesth 1829).

Medoc, s. Bordeauxweine.

Medon, der Sohn des Kodrus (s. d.), machte, gleich seinem Bruder, nach dem Tode des Vaters Ansprüche auf den Königsthron, wurde aber statt dessen zum Archonten erwählt. — Medon, ein Sohn des Oileus und Bruder des Ajax, wanderte nach Phylake aus, weil er einen Verwandten seiner Stiefmutter Eriopis erschlagen hatte, und wurde vor Troja von Äneas erlegt.

Medüsa, s. Gorgo.

Medüsen, s. Akalephen.

Meer heißt im Allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und wahrscheinlich von Pol zu Pol reicht. Es bedeckt von den 9,280000 □M., welche die Oberfläche des Erdkörpers mißt, 6,856000 □M. und nimmt sonach mehr als zwei Drittheile der gesammten Erdoberfläche ein. Die beiweitem größte Wassermasse kommt auf die südliche Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes aber findet sich um den Nordpol. Um sich auf dieser großen Wasserfläche leichter orientiren und die wechselseitige Lage der Landmassen bequemer bestimmen zu können, haben die Geographen das Meer in gewisse Hauptabtheilungen zerlegt, deren sie fünf annehmen, die bald Oceane, bald Meere genannt werden. Diese Hauptabtheilungen sind das nördliche Eismeer und das südliche Eismeer (s. d.); das Atlantische Meer (s. d.); das Stille Meer oder der Große Ocean, der Australocean oder die Südsee (s. d.), und das Indische Meer. Von diesen Hauptmeeren unterscheiden sie wieder die sogenannten Nebenmeere, größere Meerarme, die von den Hauptmeeren aus in die Ländermassen hineinreichen, auch Binnenmeere genannt. Kleinere Einbiegungen des Meers in das Land heißen Meerbusen (s. d.) oder Golfe, Buchten, Baien (s. d.), Rheden (s. d.) und Häfen (s. d.); Meerarme, welche zwischen zwei Ländermassen hindurchgehen und größere Meere miteinander in Verbindung

setzen, Meerengen (s. d.), Straßen, Kanäle oder Sunde; die Ränder des Festlandes, welche das allgemeine Gewässer auf der Oberfläche berühren, Küsten. Sie werden hohe oder Steilküsten genannt, wenn hohe Gebirgsmassen am Wasser endigen, dagegen Gestade oder Strand, wenn große Ebenen gegen das Meer auslaufen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westl. schot. Inseln. Die Meerestiefe ist noch sehr unvollkommen erforscht, weil die Mittel, deren man sich zur Messung derselben bedient, ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprechen. In den tiefen Meeren vermag das Senkblei (s. d.) nicht mehr den Grund zu erreichen, weil, wie schwer man auch das Blei nehmen mag, dennoch die Leine endlich verhältnißmäßig so lang wird, daß sie das Blei schwimmend erhält. Daß aber die Tiefe an manchen Stellen sehr groß sein müsse, beweisen viele Erfahrungen; so fand in neuerer Zeit Ellis in der Hudsonsbai mit 891 Faden (zu 6 F.) und Capitain Roß in der Baffinsbai mit 1050 Faden erst Meeresgrund; und der jüngere Scoresby will in der Mitte zwischen Spitzbergen und Grönland das Bleiloth gar bis zu einer Tiefe von 1200 Faden hinabgelassen haben. Eine sehr schnelle Abwechselung der Meerestiefe findet namentlich in der Nähe der Küsten statt. Auch ist erwiesen, daß Binnenmeere in der Regel eine weit geringere Tiefe haben als der offene Ocean. Aus den verschiedenen Tiefen, welche das Meer an verschiedenen Orten hat, können wir nun schließen, daß auch der Meeresgrund, ähnlich der Oberfläche der Erde, wie mit Thälern und weiten Ebenen, so mit Anhöhen, einzelnen Bergen und ganzen Gebirgen ausgestattet sein werde. Die Spitzen und Rücken unterseeischer Berge zeigen sich vorragend als Inseln (s. d.) und sicherlich sind die unzähligen niedrigen Inseln, mit denen der Große Ocean übersäet ist, und die ihr Dasein der Thätigkeit der Korallenthiere verdanken, nichts Anderes als die höchsten Gipfel von weitgestreckten unterseeischen Hochflächen. Auch die Bänke im Meere sind solche Erhöhungen des Meeresbodens; sie heißen Sandbänke, wenn sie aus Sand bestehen, Korallenbänke, wenn sie mit Korallengewächsen bedeckt sind und Austerbänke, wenn sie diesen Schaalthieren zum Aufenthalte dienen. Riffe heißen die an der Küste sich hinziehenden Reihen von Felsen und Klippen. In der Ostsee führen die einen Theil der schwed. Küste einfassenden Klippen den Namen Scheeren. Das Meer nimmt die meisten das Land durchschneidenden Flüsse in sich auf, ohne selbst einen Abfluß zu haben; es würde daher unaufhörlich zunehmen und steigen müssen, wenn nicht durch die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindende Wasserverdunstung ebenso viel Wasser, als in dasselbe zufließt, von der Atmosphäre aufgenommen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben würde und als Nebel und Regen auf dieselbe wieder herabfiele.

Dem allgemeinen Gesetze des Wassers, daß es stets strebt, an seiner Oberfläche einen horizontalen Stand einzunehmen, folgt auch das Meer, und da alle Meere untereinander in Verbindung stehen, so ergibt sich hieraus, daß die Oberfläche des Meeres auch überall dieselbe Höhe haben muß. Deshalb wird auch der Meeresspiegel als die einzig wahre Grundlage der Messungen, nach der wir die Höhe des Festlandes bestimmen, allgemein angenommen. So richtig dieser Grundsatz im Allgemeinen ist, so machen doch hiervon die Binnenmeere meist eine Ausnahme, indem diese in der Regel einen höhern Wasserstand haben, als der offene Ocean. Die Ursache davon liegt in der verhältnißmäßig größern, von den Küsten aus ihnen zuströmenden Wassermenge, deren sie, vom Festlande nach den meisten Seiten hin eingeschlossen und mit der übrigen Wassermasse nur durch enge Kanäle verbunden, nicht so schnell sich entledigen können. Daß das Meer, wie Einige behauptet haben, in einer fortwährenden Abnahme begriffen sei, läßt sich, trotz der dafür angeführten scheinbaren Thatsachen, ebenso wenig erweisen, wie die entgegengesetzte Behauptung, daß eine allmälige Erhebung desselben stattfinde. Nächst den Höhenverschiedenheiten einzelner Theile des Meeres bilden einen noch interessantern Wechsel des Niveaus die Erscheinungen der Gezeiten oder der Ebbe und Flut (s. d.). Von den Gewässern des Festlandes unterscheidet sich das Meerwasser ganz besonders durch seinen eigenthümlichen Geschmack, der außer seiner salzigen Beschaffenheit noch einen Zusatz von widerlicher Bitterkeit hat, übrigens in den verschiedenen Meeren verschieden und bei größerer Entfernung vom Lande am salzigsten ist. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß das Seewasser, selbst wenn es in Ruhe steht, und Alles im Seewasser

viel leichter fault, als in reinem Wasser. Dagegen gibt der Salzgehalt dem Meerwasser einen Zusatz von specifischer Schwere, der es geschickt macht, größere Lasten zu tragen und das Schwimmen erleichtert. Die Meeresfarbe im Allgemeinen ist schwach grünlich (meergrün); aber in dieser Grundfarbe treten vielfache Änderungen ein, die bald in dem Leuchten der Sonne, bald in der Farbe des Himmels, bald in der Nähe und Farbe des Grundes, bald in andern Einwirkungen ihre Ursachen haben mögen. Wenn die Sonne in schräger Richtung das Meer bescheint, so sieht man häufig auf der Lichtseite einen herrlich smaragdgrünen Schein, auf der Schattenseite zeigt sich dagegen ein ebenso herrliches Purpurroth. Bei Stürmen pflegt das Meer grün, und in Gegenden, wo das Senkblei bald den Grund erreicht, oft milchfarbig zu erscheinen; Klippen verursachen einen bräunlichen oder schwärzlichen, Schlammgrund einen graulichen Ton; Kalkküsten geben dem Wasser eine auffallend helle Farbe, und vom Ufer aus erscheint das Meer zuweilen ganz dunkelblau. Eine merkwürdige Erscheinung ist auch das oft beobachtete Leuchten des Meers, welches einen herrlichen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser, bei der schnellen Bewegung, erregten Elektricität herleitet; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstille, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist; endlich scheint zuweilen das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersäet zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie genaue Untersuchungen dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrührt. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Meers ist auch noch seine außerordentliche Durchsichtigkeit, die im Allgemeinen weit größer als in dem mit fremden Theilchen reich geschwängerten Wasser der Flüsse und in den kalten Klimaten auffallender als in den heißen ist. Das Licht dringt, nach den Aussagen der Taucher, 50—60 F. und noch tiefer unter die Oberfläche des Meers ein und man hat häufig bei 200 F. Tiefe noch den Meeresgrund deutlich gesehen, ja Capitain Wood lothete bei seinem Versuche, die nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, 1676 in der Nähe von Nowaja Semlja eine Tiefe von 480 F., wo nicht allein der Boden, sondern auch die auf dem Grunde liegenden Muscheln deutlich zu erkennen waren. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des Meers ebenso wie die der Luft vom Pole gegen den Äquator hin zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Dagegen verhält es sich mit der Temperatur des Meers in größern Tiefen gerade umgekehrt als mit der Temperatur des Festlandes. Diese nimmt zu, die Wärme des Meers dagegen scheint fortwährend geringer zu werden, je tiefer man eingedrungen ist, und sinkt in den ansehnlichsten Tiefen selbst unter den Gefrierpunkt herab.

Da in Ruhe stehendes Meerwasser sehr bald in Fäulniß übergeht, so muß man als eine der weisen Einrichtungen der Natur, um die Reinheit desselben zu erhalten, die Bewegungen ansehen, die das Meer fortdauernd erfährt. Diese Bewegungen sind theils regelmäßig, theils unregelmäßig. Zu den regelmäßigen gehört, außer der Ebbe und Flut, vor Allem das großartige Phänomen der Meeresströmungen, unter denen die erste Stelle ohne Zweifel die sogenannte Äquatorialströmung oder der Oststrom, von Einigen auch Rotation des Meeres genannt, einnimmt. Diese Strömung erscheint im Atlantischen Ocean unter dem Äquator und hat ihren Grund in den unter den Wendekreisen beständig herrschenden Ostwinden und in der täglich zwei Mal wechselnden Flut, sowie in dem Einflusse, welcher durch den Umschwung der Erde um ihre Achse auf die Wassermasse hervorgebracht wird. Sie nimmt ihren Anfang den Inseln Sanct-Thomas und Annobon im Guineischen Meerbusen gegenüber, hat bis zum Eintritt in die Caraibische See eine Länge von mindestens 4000 M., fließt gerade auf Westindien los, spaltet sich aber, sowie sie sich der amerikan. Küste nähert, in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, welcher letztere beim Cap Saint-Roque wieder in eine südwestliche und westnordwestliche Abtheilung zerfällt. Jene ist die brasil. Küstenströmung, die jedoch das Gestade nicht selbst zu erreichen, sondern

sich in einer gewissen Entfernung von demselben zu halten scheint, diese dagegen bildet den Hauptarm der Aquatorialströmung, dessen Richtung sich nach den nördlichen Küsten Brasiliens bestimmt und der ebenso durch seine bedeutende Breite wie durch seine große Geschwindigkeit sich auszeichnet. Außerdem gibt es noch eine Anzahl besonderer Meeresströme. Zu den wichtigsten gehört der Golfstrom. Derselbe entsteht dadurch, daß die große Wassermenge des Atlantischen Meeres in ihrer westlichen Richtung durch die entgegenstehenden Küsten von Amerika gehemmt, sich nach Norden herumwendet und bei der Nordküste von Mittelamerika und der Südküste der Vereinigten Staaten vorbei um die Südspitze von Florida herum längs der Ostküste der Vereinigten Staaten hinläuft, sich dann nach Neufundland und von hier östlich nach Europa zurückwendet. Die Geschwindigkeit seines Laufs auf dem mehr als 420 M. langen Wege beträgt in der Stunde eine Meile und in der Straße von Florida steigt dieselbe bis auf 2—4 M. in der Stunde. Strömungen ähnlicher Art gibt es von St.-Katharina nach Brasilien und dann zum Vorgebirge der guten Hoffnung, ferner in der Sundastraße bei Sumatra, zwischen Malakka und Cochin, die vom Apr. bis Aug. ostwärts, dann aber mit solcher Heftigkeit nach Westen fließt, daß das Meer braust. Auch gibt es sogenannte Doppelströmungen des Meeres, die sich kreuzen, d. h. übereinander in direct entgegengesetzter Richtung sich ergießen. So hat man durch unwiderlegliche Erfahrungen nachgewiesen, daß unterhalb des sichtbaren, vom Atlantischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießenden Stromes ein anderer, entgegengesetzter durch dieselbe Meerenge vom Mittelmeer in das Atlantische gehe, und ähnliche Doppelströmungen kommen im Bosporus bei Konstantinopel, im Bab el Mandeb, am Eingange des Rothen Meeres und im Sunde vor. Eine andere Art der Bewegung des Meeres, wodurch die Ruhe und das Gleichgewicht seiner Oberfläche gestört wird, ist auch die mittels der Stürme bewirkte Wellenbewegung. Verliert nämlich die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, und es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodaß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Diesen Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller als der Sturm selbst. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Malstrom (s. d.). Im Alterthum waren die Skylla (s. d.) und Charybdis (s. d.) gefürchtet.

Meer (Jan van der), ein berühmter niederländ. Maler, geb. 1650 zu Utrecht, lieferte namentlich vortreffliche Landschaften und Genrestücke. Er starb im J. 1606.

Meerbusen oder Golf (sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meeres, der sich tief in das feste Land hinein erstreckt. Von Buchten und Baien (s. d.) unterscheidet sich der Meerbusen blos dadurch, daß er größer als diese ist.

Meereicheln, s. Balanen.

Meerenge (Bosporus) oder Sund, auch Straße oder Kanal, nennt man den schmalen Durchgang des Meeres zwischen Ländern oder Inseln u. s. w.

Meergeusen, s. Geusen.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen, die Alles belebte, nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, individuell ausbildete, waren insgesammt dem Poseidon oder Neptun untergeordnet. Die wichtigsten sind Okeanos (s. d.), der Beherrscher des äußern Meers, und dessen weibliche Nachkommen (die Okeani-

den), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen (s. d.) bekannt sind, sowie Tethys (s. d.), des Okeanos Gattin; ferner Nereus (s. d.), der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin, die Okeanide Doris (s. d.) nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea (s. d.) und Thetis, die Mutter des Achilles, hervorragen, und hauptsächlich Amphitrite (s. d.), des Poseidon Gemahlin; sodann der Sohn Poseidon's, Triton (s. d.), und die Tritonen, und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus (s. d.), Glaukos (s. d.), Leukothea (s. Ino) und Melikertes (s. d.) oder Palämon, bei den Römern Portumnus genannt, die Skylla (s. d.), die täuschenden Sirenen (s. d.) und die Stromgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos, namentlich Achelous (s. d.). In der Kunst gehen die Dämonen des Meers von der erhabenen Gewalt des Poseidon, der Schönheit der Amphitrite und Thetis, durch mancherlei Mittelstufen in die phantastisch geformten Ungeheuer der See über. Namentlich bilden einen schönen Contrast die fischgeschwänzten, oft mit Seepflanzen überwachsenen und auf Seemuscheln blasenden Tritonen, und die meist menschlich gebildeten Nereiden, welche in der frühern Kunst als leicht bekleidete, dann gewöhnlich als unbekleidete, sehr anmuthige Mädchengestalten dargestellt werden.

Meerkatzen sind eine besondere Abtheilung schlafffschwänziger Affen der alten Welt. Der ursprüngliche Volksname mag wol daher gekommen sein, daß man diese Thiere nur über das Meer, aus Afrika, brachte. Der Arten sind ziemlich viele; die gemeinste ist der in allen Menagerien anzutreffende Macaco, dessen eigentliches Vaterland man sonderbar genug nicht kennt. Eine andere seit den ältesten Zeiten bekannte Art ist der von den Capverdischen Inseln stammende sogenannte grüne Affe oder Callitricha, von 2 F. Höhe, grünlichgelber Färbung, mit schwarzem Gesicht und gelbem Backenbart.

Meerman (Johann, Reichsfreiherr von), als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet, geb. im Haag am 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, war der einzige Sohn des als Herausgeber des „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" rühmlich bekannten Gerhard M., geb. in Leyden 1722, der in den deutschen Reichsfreiherrnstand erhoben wurde und als Rathspensionair in Rotterdam 1771 starb. Der Sohn erhielt seine erste Bildung im Haag und in Rotterdam. Kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Molière's „Mariage forcé" und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leyden, Leipzig und zu Göttingen, wo er sich Heyne's dauernde Freundschaft erwarb, bereiste England, Italien, Frankreich und den größten Theil Deutschlands und erwarb sich 1774 zu Leyden die juristische Doctorwürde. Im J. 1787 machte er eine neue Reise nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nord. Reichen. Unter der franz. Herrschaft wurde er 1811 franz. Senator. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb am 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts. Neben seinen Reiseberichten und zahlreichen historischen und staatsrechtlichen Schriften erwarb er sich auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der „Jaarboeken van Wetenschappen en kunsten in het koningrijk Holland over de jaren 1806—7" (1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausgabe von Jean Vandenesse's „Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort", die er mit Anmerkungen begleitete. Auch übersetzte er Klopstock's „Messias" ins Holländische (4 Bde., Haag 1803—15, 4.). Seine Witwe, eine geschätzte Dichterin, beschrieb sein Leben. Seine auserlesene Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag verauctionirt und gewährte einen Ertrag von 171000 holländ. Fl.

Meernesseln, s. Aktinien und Akalephen.

Meerrettig (Cochlearia armoracia), eine im wärmern Europa und in Deutschland einheimische sehr artenreiche Pflanze mit großer, starker, ästiger, kriechender Wurzel, zeichnet sich durch ein flüchtig scharfes Princip eigenthümlicher Natur in ihrer Wurzel aus, das auch im Samen des Senfs, in den Blättern und Stengeln der Brunnen- und Gartenkresse, des Löffelkrauts und in der Wurzel des Rettigs vorhanden ist. Diese Schärfe verhindert und heilt die unter dem Namen Skorbut (s. d.) bekannte Krankheit. Insbesondere findet sie sich im Meerrettig und Senfsamen so concentrirt, daß man beide medicinisch gleich den

Senfteigen benutzt, denen sie frisch gerieben im Herbste und Winter sogar vorzuziehen ist, weil sie die Haut weit schneller als diese röthet.

Meerschaum, ein in Griechenland bei Theben, in Kleinasien, in Spanien und in Frankreich am Montmartre vorkommendes, aber ziemlich seltenes Mineral, besteht aus kieselsaurer Talkerde und bricht in weißen, dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, jedoch immer noch schneidbaren, weißen Massen. Der Meerschaum wird theils im Orient, theils an verschiedenen Orten Deutschlands durch Einpressen in Formen zu Pfeifenköpfen verarbeitet, welche besonders in Deutschland, wo für die oriental. Waare Triest und Wien die Hauptdepots bilden, großen Absatz haben und theils völlig roh, theils gefärbt, theils in Öl oder Wachs gesotten, in den Handel kommen. Eine schlechtere Art Meerschaumköpfe macht man aus Meerschaumabgängen; leicht zu erkennende Verfälschungen endlich aus Gyps und andern Massen.

Meerschwein, s. Delphin.

Meerschweinchen (cavia), ein kleines Nagethier von gelber, schwarzer und weißer Färbung, stammt ursprünglich aus Südamerika, hat sich aber in Europa sehr heimisch gemacht und wird hier und da wegen seines hübschen Aussehens als Hausthier gepflegt.

Meerzwiebel oder Squille (Scilla maritima), eine an den Küsten des Mittelmeers häufig wachsende Pflanze, hat eine sehr große, eiförmige Zwiebelwurzel, welche aus breiten fleischigen Schuppen gebildet, außen mit dünnen, dunkelbraunen Häuten bedeckt ist und oft mehre Pfund schwer wird. Die bei gelinder Wärme getrockneten Zwiebelschuppen werden medicinisch bei Stockungen im Unterleibe, Wassersucht u. s. w. angewendet.

Megalopolis, eine im Alterthume blühende und bedeutende Stadt in Arkadien, mit dem größten Theater Griechenlands, wurde bald nach der Schlacht bei Leuktra, 371 v. Chr., auf Anrathen des Epaminondas (s. d.) zum Schutze gegen die um sich greifenden Spartaner gegründet, von Kleomenes III. (s. d.) aber 222 v. Chr. erobert und großentheils zerstört. Daselbst wurden der große und edle Feldherr Philopömen (s. d.) und der Geschichtschreiber Polybius (s. d.) geboren. Eine genaue Beschreibung der Gegend und der alten Überreste der Stadt, die sich bei dem heutigen Orte Sinánu finden, ist in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 1, Par. 1831) enthalten.

Megapenthes, der Sohn des Prötos und Vater des Anaxagoras und der Iphianeira, war Herrscher von Tiryns, welches er später an Perseus gegen Argos vertauschte. Er tödtete den Perseus, um des Vaters Tod zu rächen — Megapenthes, der Sohn des Menelaos und der Sklavin Pieris oder Teridaë, vertrieb nach einer rhodischen Sage mit seinem Bruder Nikostratos die Helena nach des Menelaos Tode aus Sparta nach Rhodos.

Megăra, die Tochter des Königs Kreon von Theben, war die Gemahlin des Herakles, mit dem sie den Therimachos, Deïkoon, Kreontiades und Deïon zeugte, die dieser in seiner Raserei umbrachte. Auch traf nach Einigen die M. dasselbe Schicksal; nach Andern aber verheirathete sie Herakles an den Iolaos.

Megăra, die Hauptstadt von Megaris (s. d.), gegenwärtig der Sitz eines Bischofs, auf dem Isthmus gelegen, war im Alterthume berühmt durch den sogenannten Muschelmarmor und eine Art von weißem Thon, aus dem man Gefäße verfertigte. Stark befestigt, und während des pers. und peloponnes. Kriegs groß und mächtig, sank es später in Folge der unerhörten Sittenlosigkeit und Verderbtheit seiner Bewohner ganz herab, sodaß zur Zeit der türk. Herrschaft seine Stätte nur noch ein elendes Dorf einnahm, welches im letzten Freiheitskampfe vollends zerstört wurde, bis man in neuester Zeit das Ganze wieder in eine neue Stadt umzuschaffen begonnen hat. Nach ihr sind die Megarische Schule (s. d.) und deren Anhänger die Megariker benannt.

Megăra, eine der Furien, s. Eumeniden.

Megăreus, der Sohn des Hippomenes oder des Poseidon und der Önope und Bruder der Abrote, der Gemahlin des Nisos, zog mit einem böotischen Heere dem Nisos, Könige von Megara, als dieses von Minos II. belagert wurde, zu Hülfe, fiel aber im Kampfe und wurde in Megara (s. d.), das von ihm den Namen erhielt, begraben.

Megăris, eine kleine gebirgige Landschaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, grenzte an Attika, Korinth und das Meer und bildet in dem jetzigen Königreiche die

Provinz gleiches Namens in dem Departement Attika. Die Hauptstadt war Megara (s.d.). Die Megarenser standen schon frühzeitig in dem Rufe der Verstellung und Falschheit, daher Megarensische Thränen, zumal da man dort auch viele Zwiebeln erbaute, von den Alten sprüchwörtlich für erheuchelte gebraucht wurden. Vgl. Reinganum, „Das alte M." (Berl. 1825, mit zwei Karten).

Megarische Schule heißt die von dem zu Megara (s.d.) geborenen Philosophen Euklides (s.d.) um 400 v. Chr. gestiftete Schule. Die vorzüglichsten Anhänger derselben, Megariker genannt, waren Eubulides, Diodorus Kronos, Philo und Stilpo aus Megara. Namentlich den beiden Erstern schreibt man die Erfindung verschiedener Trug- und Fangschlüsse zu, über deren Zusammenhang mit dem Ganzen ihrer Lehre kein ganz sicheres Urtheil möglich ist, während Stilpo mehr die ethische Seite ihrer Lehre ausbildete. Vgl. Spalding, „Vindiciae philosophorum megaricorum" (Berl. 1793); Ritter, „Über die Philosophie der Megarischen Schule" im „Rheinischen Museum für Philologie u.s.w." (Jahrg. 2, Hft. 3) und Deycks, „De Megaricorum doctrina" (Bonn 1827).

Megaspilĕon, das größte Kloster im Königreich Griechenland, in der Provinz Achaja im Gebirge oberhalb Vostitza romantisch hoch an einer Felswand gelegen, in die es zum Theil gehauen, ist berühmt durch seine Höhlengänge und durch ein wunderthätiges Marienbild, das dem Evangelisten Lucas zugeschrieben wird und zahlreiche Pilgrime dahinzieht. Die Gründung des Klosters, das an der Stelle eines Orakels des Hercules stehen soll, fällt in das fünfte Jahrh. Die Mönche, sonst gegen 200 an der Zahl, treiben einen ansehnlichen Handel mit Reliquien.

Megerle (Ulrich), s. Abraham a Sancta-Clara.

Mehemed Ali, Vicekönig von Ägypten, geb. 1769 zu Kavala, einer kleinen Stadt in Macedonien, verlor zeitig seinen Vater, der Aga der Straßenwächter war, und wurde dann vom türk. Befehlshaber von Kavala, dem der Knabe seiner geistigen und körperlichen Gewandtheit wegen gefiel, in sein Haus aufgenommen. Die Erziehung, die er hier erhielt, war elend genug, denn erst später als Pascha lernte er lesen und schreiben. Auch ein in Kavala ansässiger franz. Handelsmann Namens Lion nahm sich seiner vielfach an und legte so den Grund zu M.'s Vorliebe für die Franzosen. Schon in seinem 14. Lebensjahre gab M. einen auffallenden Beweis seiner Geschicklichkeit und Energie, indem er einen in Kavala ausgebrochenen Aufstand durch sein entschiedenes Eingreifen stillte. Eine Anstellung im Militairdienste war die Belohnung dafür, und 1787 verhalf ihm sein türk. Beschützer zu einer vortheilhaften Heirath. Eine Zeit lang gab er sich nun ausschließend mit Handelsspeculationen in Taback ab; doch die franz. Expedition nach Ägypten machte dieser Beschäftigung ein Ende, indem M. im J. 1800 an der Spitze des Truppencontingents seiner Vaterstadt dahin gesendet wurde. Die glänzenden Beweise von Tapferkeit, die er auf diesem neuen Schauplatze seiner Thätigkeit bei Gelegenheit des Gefechts von Nahmanieh entwickelte, verhalfen ihm zu einer höhern Befehlshaberstelle; stufenweis stieg er nun immer höher bis zum Befehlshaber des Albanesencorps in Ägypten. In dem Streite, der sich nach der Vertreibung der Franzosen aus Ägypten zwischen den Mamluken und den türk. Herrschern erhob, begründete er, mit seinen Albanesen eine eigene ziemlich zweideutige Stellung einnehmend und bald mit den Mamluken sich verbindend, bald sie bekämpfend, immer mehr seinen militairischen Ruf, zugleich aber legte er dabei den Grund zu der tödtlichen Feindschaft zwischen ihm und Khosrew Pascha, dem damaligen Pascha von Ägypten, indem er ihn entsetzen half. Durch seine Klugheit, Mäßigung und Mannszucht bei den durch Türken und Mamluken gleich hart bedrängten Eingeborenen, insbesondere bei den Einwohnern von Kairo, die in ihm einen Erretter von der Tyrannei der Mamluken sahen, machte er sich indeß so beliebt, daß diese ihn 1804 zum Pascha ausrufen ließen. Zwar nahm M., dem es zunächst nur auf die Gründung einer eigenen Partei ankam, diesen Titel nicht an, sondern ließ ihn dem neuernannten Pascha Khurschid; als aber die Erpressungen desselben das ganze Land aufbrachten, erklärte er sich offen gegen ihn, und brachte es mit Hülfe des franz. Consuls Drovetti dahin, daß er von der Pforte 1806 als Pascha von Ägypten bestätigt und zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt wurde. Vor Allem hatte er es nun ebenfalls mit den Mamluken zu thun, die ihre alten Ansprüche

auf die Herrschaft des Landes nicht aufgeben wollten und von den Engländern unterstützt wurden. Letztere hatten sich 1807 Alexandrias bemächtigt, allein M. schlug sie mehrmals, zwang sie, sich wieder einzuschiffen, und nöthigte einen Mamlukenbei nach dem andern, theils mit gütlichen, theils mit gewaltsamen Mitteln zur Unterwerfung. Kaum hatte er diesen Feind bezwungen, als in den Reihen seiner eigenen Leute der Aufruhr ausbrach. Die Albanesen und Dehlis (kurdische Reiter) griffen M.'s eigenen Palast an und plünderten ihn; nur durch Geldaustheilung vermochte er den Aufruht zu stillen. Da die damals herrschende Unordnung in den Finanzen Ägyptens, die es unmöglich machte, den Sold der Truppen ordentlich zu entrichten, die Ursache zu diesen Aufständen war, so suchte M. nun seine Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen. Er that dies durch Vertreibung einer Menge Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum und Einziehung der liegenden Gründe aller frommen Stiftungen und begann damit das von ihm später immer mehr ausgebildete Erpressungssystem. (S. Ägypten.) Die scheinbare Unterwerfung der Mamluken dauerte indeß nicht lange, bald fingen sie ihr altes Treiben wieder an, das zwischen ihnen und M. einen Kampf herbeiführte, der nach echt oriental. Weise ebenso durch offene Gewaltthaten, wie durch Ränke aller Art und gegenseitigen Verrath geführt wurde, und dem sein Ausgang die Krone aufsetzte. Als nämlich M. sah, daß er auf die zeitherige Weise mit den Mamluken nicht fertig werden könne, beschloß er sie auf eine andere Weise zu vernichten. Zu dem Ende lud er alle in Kairo befindliche Mamlukenbeis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes Tussun auf der Citadelle ein, und ließ sie, nachdem sie bewirthet worden, beim Fortgehen in einem engen Gange durch seine Albanesen niederschießen, die Gefangenen aber auf der Stelle enthaupten. Gegen 470 Mamluken, darunter die angesehensten Beis, kamen bei dieser Gelegenheit um; ihre Häuser wurden geplündert, ihre Weiber geschändet; ebenso wurde in andern ägypt. Orten gegen die Mamluken verfahren, und man berechnet, daß über 1000 ermordet wurden. Der noch übrige Rest derselben warf sich nach Oberägypten, wurde aber 1812 auch hier von den Truppen M.'s geschlagen und vertrieben. Sie flüchteten nach Nubien, allein die Expedition, welche M. 1820 dahin sendete, zerstreute sie vollends. Erst jetzt nach der Vernichtung der Mamluken konnte M. zur ungehinderten Ausführung seiner Pläne schreiten. Mit starker Hand ergriff er die Zügel, und nach vielen Jahrhunderten wilder Unordnung erfreute sich Ägypten endlich einmal einer geordneten Regierung und innerer Ruhe. Doch bald schien die wachsende Macht M.'s der osman. Pforte gefährlich; um sie zu brechen, trug sie ihm die Bekämpfung der immer mehr in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.) auf. Der erste Versuch unter Tussun Pascha, M.'s zweiten Sohne, im J. 1811, mislang; desto glücklicher war M.'s ältester Sohn, Ibrahim Pascha (s. d.), der die Wahabiten in den J. 1816—18 mit Glück bekämpfte und ihre Macht brach. So dehnte M. seine Herrschaft auch über einen großen Theil Arabiens aus, gleichwie er durch die Expedition gegen die Mamluken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Kordofan sich unterwarf und dadurch den Handel mit schwarzen Sklaven in seine Gewalt bekam, den er von nun an auf die empörendste Art betrieb, indem er sich der Schwarzen auf förmlichen Jagden bemächtigte. Diese Expedition, die von 1820—22 dauerte, ist berüchtigt durch die furchtbaren Greuel, welche sich die Truppen M.'s in Folge der Ermordung ihres Anführers Ismael Pascha, des jüngsten Sohnes M.'s, durch einen eingeborenen Fürsten des Sennaar, an den Einwohnern dieses Landes erlaubten. Durch diese Kriege waren aber die albanes. Soldtruppen, die bisherigen Werkzeuge zu M.'s Erhebung, zusammengeschmolzen; es galt jetzt, da sie sich durch ihre Unbotmäßigkeit immer untauglicher zu M.'s Zwecken zeigten, sie durch einheimische Truppen zu ersetzen. So begann denn M. die Bildung einer eigenen ägypt. Kriegsmacht. Rekruten wurden aus den Fellahs ausgehoben und nach europ. Art eingeübt und organisirt; auch das Seewesen wurde auf europ. Art eingerichtet, Festungen, Werfte, Zeughäuser wurden erbaut und Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf und Maschinen errichtet. Um das Geld zur Durchführung dieser Unternehmungen zu gewinnen, bedurfte es aller der Maßregeln zur Hebung der materiellen Cultur des Landes, sowie zur Policirung und Organisirung desselben, die ihn als Regenerator des Landes erscheinen lassen; doch nur dem Scheine nach, da sie alle ihm nur Mittel zur Befriedigung seiner Herrschsucht waren, wie der greuliche Despotismus, das schrecklichste

Aussaugungssystem und die entsetzlichste Menschenschinderei beweisen, die parallel mit jenen Verbesserungen gingen und das Land mehr herunterbrachten als jene je es zu heben vermochten. Dazu wurden jene Verbesserungen auf die äußerlichste und oberflächlichste Art betrieben, und M.'s Eitelkeit und Unwissenheit bewirkte, daß eine Menge Abenteurer und Projectenmacher sich um ihn sammelten, die das Land ausbeuteten und durch verkehrte Unternehmungen ruinirten. Franzosen, insbesondere Offiziere, waren die treuen Helfer und Lehrer M.'s in allen diesen Bestrebungen, ein Umstand, der mit seiner frühern Vorliebe für diese Nation, viel dazu beitrug, ihn hinsichtlich seiner Politik immer enger mit Frankreich zu verbinden und sich auf dieses zu stützen.

Die erste große Unternehmung, die M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragte. Die Zerstörung der ägypt. Flotte bei Navarin trieb ihn zu verdoppelten Anstrengungen, den Verlust zu ersetzen, und damit zu vermehrten Erpressungen. Das Heer, von dessen Unfähigkeit, europ. Truppen gegenüber, er sich überzeugt hatte, wurde neu organisirt und eine ansehnliche Flotte in kurzer Zeit mit unsaglichem Aufwand wieder hergestellt. Der Zweck dieser eiligen Rüstungen war die Eroberung Syriens. Schon lange hatte M. auf dieses Bollwerk Ägyptens sein Auge geworfen; deshalb verlangte er für seinen Sohn Ibrahim Pascha das Paschalik von Damaskus. Als er dieses nicht erhielt, suchte er einen Vorwand, mit Gewalt seine Pläne durchzuführen. Die Händel mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre gaben dazu eine erwünschte Gelegenheit. So vollendete er denn vom Ende Oct. 1831 an im Laufe eines Jahres durch seinen Sohn Ibrahim Pascha die Eroberung Syriens, trotz der gegen diesen und ihn ausgesprochenen Amtsentsetzung und Achtung. Nach dem Siege bei Konieh in Kleinasien am 20. Dec. 1832 hätte er der Herrschaft des Sultans ein Ende machen können, wenn nicht die Landung der Russen im Bosporus dem Vordringen Ibrahim's ein Ende gemacht hätte. (S. Osmanisches Reich.) Unter diesen Umständen konnte M. dem Andringen der europ. Großmächte nicht widerstehen, und willigte in den Frieden, der unter der Vermittelung der letztern am 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam, und durch welchen M. unter Aufhebung des Achtungsfermans in seinen zeitherigen Besitzungen bestätigt wurde und dazu die Statthalterschaft von ganz Syrien und den Bezirk von Adana als Pachtung für seinen Sohn Ibrahim erhielt, nachdem er schon früher nach dem griech. Zuge das Paschalik von Kreta erhalten hatte. Doch M. war hiermit nicht befriedigt, denn was er vor Allem erstrebte, Unabhängigkeit und Erblichkeit seiner Dynastie, hatte er nicht erreicht; ebenso war die Erbitterung des Sultans Mahmud's II. durch die widerfahrene Demüthigung und den Verlust zweier Provinzen nicht verlöscht, sondern nur um so mehr entflammt worden. Der Friede war nur ein zeitweiliger Waffenstillstand, den beide Theile dazu benutzten, sich von neuem zu rüsten, um, wenn die passende Gelegenheit gekommen, den Kampf wieder zu beginnen. Unterdeß hatte M. viel mit der Beruhigung des unbotmäßigen Syriens zu thun; ebenso mit dem Aufstand der Städte des Hedschas in Arabien, welche unterworfen wurden. Als er seine Herrschaft bis über die arab. Provinz Jemen ausdehnte, machte er dadurch die Engländer immer argwöhnischer gegen sich. Andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte M. seinen jährlichen Tribut von 16 Mill. türk. Piastern an die Pforte nur höchst unordentlich; auch leistete er ihren Befehlen, besonders in Betreff der vielen Reclamationen der durch seine Monopole beeinträchtigten Seemächte, trotz aller scheinbaren äußern Ehrfurcht gegen den Sultan unter allerhand Ausflüchten keine Folge, und widersetzte sich vorzüglich der Ausführung des am 3. Juli 1838 von der Pforte mit Östreich und England abgeschlossenen Handelsvertrags. Länger vermochte Sultan Mahmud nun nicht an sich zu halten; im J. 1839 erklärte er, kurz vor seinem Tode, M. den Krieg, der so unglücklich mit der Schlacht von Nisib am 24. Juni endigte. Der Verrath des Kapudan Pascha, der mit der türk. Flotte am 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s vollenden zu wollen, der jetzt nichts weniger als die erbliche Herrschaft über Ägypten sammt seinen Dependenzien, über Syrien mit Adana, und über Kreta, sowie die Absetzung seines alten Todfeindes Khosrew Pascha, den der junge Sultan Abdulmedschid zu seinem Großvezier erwählt hatte, verlangte. Noch glaubte M.'s

einziger Verbündeter, Frankreich, den Streit in Güte vermitteln zu können, und suchte deshalb, nachdem es schon nach der Schlacht von Nisib ein weiteres Vorrücken Ibrahim Pascha's gehindert hatte, ihn von seinen hohen Foderungen abzubringen. Allein alle diese Anstrengungen waren vergebens, denn bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Östreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden. Die Ereignisse des J. 1840 in Syrien waren die Folge desselben. Als M. sich endlich sogar in Alexandria mit einer Blockade durch die engl.-östr. Flotte bedroht sah, schloß er am 27. Nov. 1840 den provisorischen Vertrag mit dem engl. Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osman. Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Ägypten lassen wolle. Hierauf erfolgte am 12. Jan. 1841 der großherrliche Hattischerif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthalterschaft über Ägypten beliehen wurde. Da der Hattischerif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittelung der vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem Besitz Ägyptens und Nubiens, der erblich auf seine männliche Nachkommenschaft übergehen sollte, bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, als Vasall der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osman. Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren, und alle obern Offiziere, vom Oberst an, durch diesen bestätigen zu lassen. Später wurde M. noch zum Sadrazan oder Ehrengroßvezier der Pforte ernannt.

So hatte denn M. als Ergebniß der ehrgeizigen Bestrebungen seines ganzen Lebens und all der unermeßlichen dafür verschwendeten Mittel nichts als die unsichere Erblichkeit seiner Dynastie errungen; Adana, Syrien und Kreta waren verloren, ebenso waren die mit unendlichem Aufwand an Geld und Menschen erkauften Eroberungen in Arabien während dieses Kampfes mit der Pforte fast sämmtlich wieder draufgegangen; von einem Heer von 130000 M. war nicht die Hälfte übrig, und die Flotte, aus 11 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten und mehrern kleinern Schiffen bestehend, mußte er abtakeln und im Hafen von Alexandria ungenutzt verfaulen lassen, denn der Schatz war leer und das Land zu ausgesaugt und durch die unmenschlichen Rekrutirungen zu sehr entvölkert, als daß es eine so ungeheure Kriegsmacht hätte erhalten können. M. erklärte nun künftig nur mit den innern Angelegenheiten des Landes sich beschäftigen und der Verbesserung desselben leben zu wollen. Das erstere Versprechen hat er bis jetzt gehalten und seinen frühern unruhigen, eroberungssüchtigen Geist gebändigt; vom andern hat man aber keine Erfolge gesehen. In der letzten Zeit ist, was sehr zu beklagen, mit dem Abnehmen der geistigen Kräfte M.'s ein Zustand desselben eingetreten, der häufig zwischen launenhafter Aufregung und apathischer Erschlaffung schwankt und, nahe an zeitweiligen Wahnsinn grenzend, zu den thörichtsten Beschlüssen führt, wie im Juli 1844, wo er, auf einmal über die Folgen seines zeitherigen despotischen Systems, welches das Land an den Abgrund des Verderbens geführt, erschreckt, mit seiner ganzen Umgebung und Familie, denen er die Verheimlichung dieses Zustandes kundgab, zerfiel und deshalb abdanken und nach Mekka reisen wollte, ein Beschluß, den er jedoch bald wieder aufgab, um in der alten Weise fortzuregieren.

Mehl nennt man den zu Pulver zermalmten und von den Bestandtheilen der Samenhüllen (Kleien) durch das Beuteln (ein Durchsieben durch Gewebe von verschiedener Feinheit der Maschen) getrennten, sowie auch durch denselben Proceß in Sorten verschiedener Feinheit getrennten Inhalt der Getreidekörner und Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten Mehl, als es Arten solcher Körner gibt. Die mechanischen Anstalten zu Gewinnung des Mehls nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des Mehls hängt nicht blos von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von Einrichtung der Mühlen ab. Da das Mehl ein kleineres Volumen hat, als das Getreide, aus dem es erzeugt wurde, und doch für die technischen Verwendungen zu Gebäcken und Speisen das Getreide stets erst gemahlen werden muß, so vermahlt man Getreide häufig in großen Quantitäten zur Versendung. Soll sich das Mehl zu langer Aufbewahrung, die stets an trocknen, nicht zu warmen und von Ungeziefer freien Orten geschehen muß, besonders aber zu überseeischem Transport eignen, so muß es auf Mühlen gemahlen sein, welche das Getreide trocken mahlen, ohne es doch durch die Reibung sehr zu erhitzen. Nordamerika, Nordrußland, die

Küstenstädte Englands und Frankreichs und seit der neuern Zeit auch viele Orte Deutschlands liefern vorzügliches Mehl für die Versendung. Das Mehl besteht außer dem Kraftmehl oder Stärkmehl (s. d.) aus einem Gemenge verschiedener stickstoffhaltiger Samenbestandtheile, dem sogenannten Kleber (s. d.), und seine Eigenschaften lassen sich aus denen dieser beiden Stoffe ableiten.

Mehlthau nennt man den anfangs klebrigen, später weißen, pulverigen Anflug, der sich an den Blättern und Stengeln sowol angepflanzter als auch wilder Gewächse im Hochsommer, indessen nicht in allen Jahren gleich stark, einfindet, und diese Pflanzentheile zum Verwelken bringt. Im gemeinen Leben als ein Thau oder giftiger Niederschlag aus der Atmosphäre angesehen, besteht dieser Anflug in der That nur aus mikroskopischen Pilzen, die parasitisch auf dem Blatte leben und je nach ihrer Entwickelungsstufe einen mehr schleimigen oder trockenen Überzug darstellen. Nach Andern sind diese Blattpilze freilich nur krankhafte Gebilde, Pusteln oder Schorfe einer Hautkrankheit der Pflanzen. Nicht zu verwechseln ist damit der Honigthau (s. d.).

Méhul (Etienne Henri), ein bekannter franz. Componist, geb. 1763 zu Givet in den Ardennen, wurde schon in seinem zehnten Jahre Organist und dann Adjunct in der Abtei Valledieu, wo er bei einem geschickten deutschen Contrapunktisten, Hanser, die Composition studirte. Im 16. Jahre ging er nach Paris, wo er nun auch in das Clavierspiel eingeweiht wurde. Zwei Jahre später verschaffte ihm der Zufall die Freundschaft Gluck's, der ihn besonders in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst einweihte. Nachdem er seit 1791 durch mehre Opern und andere Compositionen sich großen Beifall erworben, wurde er 1795 Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Professor am Conservatorium. Er starb zu Paris 1817. Von seinen Opern, deren geschraubt declamatorischer, den dramatischen Ausdruck überbietender Stil nur in dem bizarren Volksgeschmack zur Revolutionszeit einige Rechtfertigung findet, haben besonders „Une folie" („Die beiden Füchse, oder Je toller je besser"); „Les aveugles de Tolède" und „Josephe en Égypte" auch in Deutschland Glück gemacht. Indeß hat nur die letztere, in welcher er zu einer kaum minder übertriebenen Einfachheit übersprang, bis auf die Gegenwart sich erhalten. Zugethan den Grundsätzen der Revolution, componirte er mehre Volksgesänge, unter denen der „Chant du départ", „Chant de victoire" und „Chant de retour" mit Enthusiasmus aufgenommen wurden und seinen Ruf begründen halfen. Im J. 1835 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet.

Meibom (Heinr.), der Ältere, geb. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt, machte sich durch mehre Schriften um die deutsche Geschichte verdient. — Sein Sohn, Joh. Heinr. M., ein gelehrter Arzt, geb. am 27. Aug. 1590 in Helmstedt, gest. als Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen in Lübeck am 16. Mai 1655, gab außer mehren medicinischen Schriften eine „Vita Maecenatis" (Leyd. 1653, 4.) heraus. — Größere Berühmtheit, als Beide, erlangte des Letztern Sohn, Heinr. M., geb. in Lübeck 1638. Er studirte in Helmstedt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, wurde 1661 in Helmstedt Professor der Medicin, 1678 der Geschichte und Dichtkunst und starb daselbst 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten Meibom'schen Drüsen, Schleimdrüsen der Augenlider, welche die sogenannte Augenbutter absondern; ferner durch seine vortrefflichen Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränenganges, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (Meibom'sches Loch) und der benachbarten Warzen. Geschätzter noch, als seine medicinischen Schriften sind die historischen, welche meist Deutschland betreffen, namentlich seine Ausgabe „Rerum german. scriptores" (3 Bde., Helmst. 1688, Fol.). — Markus M., ein Verwandter des Vorigen, geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich als Philolog hauptsächlich mit der Musik der Alten und gab namentlich die „Antiquae musicae scriptores septem graec. et lat." (2 Bde., Amst. 1652, 4.), sowie den Vitruv und Diogenes von Laërte heraus. In Folge der Widmung seiner Ausgabe der erwähnten alten Schriftsteller über die Musik wurde er von der Königin Christine von Schweden an deren Hof berufen, und diese schenkte seinen Beschreibungen der alten Musik so viel Beifall, daß sie, um einen

recht anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen fertigen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Professor Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Doch kaum hatte M. zu singen begonnen, als die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausbrach. M. wüthend darüber, sprang auf und gab Bourdelot, dem Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen und zum königlichen Rath und Professor am Gymnasium zu Soröe ernannt wurde. Später kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Allein seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn in so viele Zwistigkeiten, daß er auch diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte an der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich indeß wieder mit dem Bürgermeister, wurde entlassen, reiste nun nach Frankreich und England und kehrte endlich nach Amsterdam zurück, wo er 1711 starb.

Meier (Mor. Herm. Eduard), einer der gründlichsten Alterthumskenner der neuesten Zeit, geb. am 1. Jan. 1796 zu Glogau, wurde seit 1808 theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, theils auf dem zum Grauen Kloster in Berlin vorbereitet, und widmete sich seit 1813 zuerst ein Jahr lang in Breslau, später in Berlin den philologischen Studien, wo der Unterricht Böckh's und der freundschaftliche Umgang mit Gerhard und Otfr. Müller auf seine wissenschaftliche Richtung einen wesentlichen Einfluß hatten. Kaum war er 1820 als Privatdocent in Halle aufgetreten, als ihm eine außerordentliche Professur zu Greifswald übertragen wurde mit der Bestimmung, daselbst eine philologische Gesellschaft zu gründen. Im J. 1825 kehrte er indeß als ordentlicher Professor der Philologie wieder nach Halle zurück, wo er noch gegenwärtig mit Auszeichnung wirkt. Unter seinen Schriften, in denen er das griech. Alterthum nach verschiedenen Seiten hin, besonders die Rechtsverfassung desselben, zu erläutern suchte, zeichnen sich die „Historia juris attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum" (Berl. 1819) aus; ferner „Der attische Proceß" (Halle 1824), den er in Verbindung mit Schömann bearbeitete, die noch unvollendete Ausgabe von Demosthenes „Oratio in Midiam" (Halle 1832), und unter den vielen trefflichen Abhandlungen, die ihm seine amtliche Stellung zu schreiben gebot, die „De Andocidis oratione contra Alcibiadem" (6 Abtheil., Halle 1836 fg.) und „Fragmentum lexici rhetorici" (Halle 1844). Im J. 1828 übernahm er die Mitredaction der „Allgemeinen Literaturzeitung", die ihm mehre gediegene Aufsätze, besonders in dem zwischen Böckh und Hermann über Behandlung der griech. Inschriften geführten Streite, zu danken hat; auch redigirt er die dritte Section der Ersch- und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie".

Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.), ein vielseitig gebildeter Schulmann und Pädagog in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., geb. am 22. Aug. 1742 zu Stargard, wurde, nachdem er zu Frankfurt an der Oder seine Studien vollendet hatte, 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb am 24. Sept. 1800. Er war es namentlich, der neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den tödtenden Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Unter letztern erwähnen wir mit Übergehung der vielen in einem eleganten Latein geschriebenen Programme besonders seine „Lat. Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern" (2 Bde., Berl. 1785); die treffliche Schrift „Über Sitten und Lebensart der Römer" (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttmann vermehrt, 1814); ferner die „Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit" (Berl. 1794) und „Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta" (Berl. 1783). Über die Erdrevolutionen stellte er geistreiche Vermuthungen auf in den „Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder" (Berl. 1790); auch sein in mehre neuere Sprachen übersetztes „Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner" (Berl. 1790) fand vielen Beifall. Vgl. Brunn, „Versuch einer Lebensbeschreibung von M." (Berl. 1802).

Meil (Joh. Wilh.), Zeichner und Kupferstecher, geb. am 23. Oct. 1733 zu Altenburg, wo sein Vater Hofbildhauer war, widmete sich in Baireuth und in Leipzig den Wis-

senschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbständig auszubilden suchte. So schuf er sich eine eigne Manier im Radiren, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit einer bis dahin nicht gekannten Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Die Zahl seiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beläuft sich über 500. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engel's „Mimik" und „Seebaldus Nothanker", und zu „Gellert's Fabeln". Er starb als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin am 2. Febr. 1805.

Meile, ein Längenmaß für weitere Entfernungen, hat seinen Ursprung von dem lat. mille, d. h. tausend, weil die röm. Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 röm. Fußen, ausmachte. Die Länge der Meile ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Die geographische Meile wird zu zwei Stunden oder 23650 rhein. Fuß gerechnet, und 15 geogr. M. gehen auf einen Äquatorgrad. Die deutsche Meile ist zwar etwas größer als die geographische, beide Ausdrücke aber werden gewöhnlich gleichbedeutend genommen. Die engl. Meile zählt 5135 rhein. Fuß, und eine geograph. Meile $4^{3}/_{5}$ engl. Meilen. Die Seemeilen sind ebenfalls nach den Ländern verschieden, und es gehen z. B. $17^{1}/_{2}$ span. und 20 franz., engl. und niederländ. auf 15 deutsche Meilen; in der Regel aber rechnen die Schiffer der nordischen Gewässer nach Seemeilen, deren 60 einem Äquatorgrade gleich sind und theilen darnach ihre Logleine. (S. Log.)

Meiler, s. Verkohlung.

Meinau, eine zum bad. Seekreise gehörige liebliche Insel im Überlingersee, einem nordwestlichen Arme des Bodensees, mit einem Schlosse, das früher dem Deutschen Orden gehörte, hängt durch eine 650 F. lange Brücke mit dem Festlande zusammen, hat $^{3}/_{4}$ Stunden im Umfange und ist mit Weinbergen, Feldern, Baumpflanzungen und Gärten bedeckt.

Meinberg, ein Badeort in dem Fürstenthum Lippe-Detmold, besitzt sechs Mineralquellen, welche theils zu den kohlensäurehaltigen Eisenwassern, theils zu den kochsalzhaltigen Schwefelwassern, theils zu den Kochsalzquellen gehören. Sie haben sämmtlich nur geringe Temperatur und werden sowol zum Getränk als zum Baden benutzt, vorzüglich von solchen Kranken, welche die stärkern Eisenquellen nicht vertragen oder eine mehr auflösende Methode fodern. Außerdem sind hier noch ganz vorzügliche Anstalten zu Mineralschlamm-, Dampf-, Gas- und verschiedenen andern Arten von Bädern getroffen. Vgl. Gellhaus, „Über die Mineralquellen zu M." (Lemgo 1820).

Meineid (abgeleitet von Mein soviel als Betrug) heißt die eidliche Versicherung einer dem Schwörenden als unwahr bekannten Thatsache, also ein falscher assertorischer Eid (s. d.), wogegen Verletzung des provisorischen Eids Eidbruch ist. Das ältere gemeine Recht in Deutschland strafte den sogenannten gelehrten, d. h. mit allen Feierlichkeiten geschworenen Meineid, mit Infamie und Abhauung der beiden vordersten Finger der rechten Hand. Die spätere Praxis nahm dafür Freiheitsstrafen, welche durch die neuern Gesetzgebungen in verschiedenen Abstufungen festgesetzt wurden, je nachdem es sich um falschen Eid in Civilsachen, oder um falsches Zeugniß und dessen Einfluß auf Bestrafung Unschuldiger in Criminalsachen handelt. Mehre Gesetzgebungen gehen bis zur Todesstrafe, wenn ein Unschuldiger auf ein falsches, wol auch von Mehren verabredetes Zeugniß hin mit dem Tode bestraft wurde. Daneben ist auch zumeist der leichtsinnige oder culpose, falsche Eid, d. h. die unüberlegte eidliche Versicherung einer unwahren Thatsache, mit Strafe bedroht.

Meineke (Joh. Alb. Friedr. Aug.), einer der scharfsinnigsten Philologen und Kritiker der neuesten Zeit, ebenso geachtet als Schulmann, geb. 1791 zu Soest, erhielt seine Bildung seit 1805 zu Schulpforta und später auf der Universität zu Leipzig, wo er namentlich durch Hermann's Vorlesungen und Umgang für die classischen Studien begeistert wurde. Hierauf folgte er einem Ruf an das damalige Konradinum zu Jenkau und bald nachher an das Athenäum zu Danzig, dessen oberste Leitung er 1821 übernahm. Im J. 1826 vertauschte er diese Stelle mit dem Directorate des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, wo er, wie früher in Danzig, langjährige Übelstände zu beseitigen, einen regen wis-

senschaftlichen Sinn zu wecken und die gesunkene Disciplin wiederherzustellen wußte. Als Schriftsteller hat M. für die Kritik und Erklärung der alten, meist nur noch in Bruchstücken vorhandenen, Komiker und einiger alexandrinischer Dichter, sowie der griech. Anthologie, Außerordentliches geleistet und wir erwähnen in dieser Beziehung seine „Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata" (Berl. 1815); „Commentationes miscellaneae" (Danz. 1822); „Quaestiones scenicae" (3 Abth., Berl. 1826—30); „Philologicae exercitationes in Athenaeum" (Berl. 1843); die Schrift „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis" (Danz. 1823); die treffliche Ausgabe von „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berl. 1823); vor allen aber die Bearbeitung der „Fragmenta poetarum comicorum graec." (5 Bde., Berl. 1839 fg.), die einen reichen Schatz des gediegensten Wissens enthalten, und die „Analecta alexandrina" (Berl. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Ätolus gesammelt und erläutert sind. Außerdem verdanken wir ihm eine gute Textrecension der Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836) und des Horaz (Berl. 1834); auch enthält die „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft" eine große Anzahl gründlicher Aufsätze und Mittheilungen von ihm.

Meiners (Christoph), ein um die Geschichte der Philosophie mehr noch, als um die Philosophie selbst, sowie als Historiker und Antiquar verdienter Schriftsteller, geb. zu Otterndorf im Lande Hadeln, brachte fast sein ganzes Leben in Göttingen zu, wo er studirte, 1772 außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor der Philosophie wurde und 1810 starb. Seiner nicht vollendeten „Revision der Philosophie" (Gött. und Gotha 1772) ließ er eine lange Reihe Schriften folgen, von denen wir nur folgende erwähnen: „Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Ägypter" (Gött. 1775); „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom" (2 Bde., Lemgo 1781—82), verbunden mit der „Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer" (Lpz. 1782) und der „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer" (Wien und Lpz. 1791); „Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen" (2 Bde., Hannov. 1806—7); „Geschichte der Ethik" (2 Bde., Hannov. 1800—1); „Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen" (4 Bde., Gött. 1802—5); „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (4 Bde., Hannov. 1798—1800); „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften" (3 Bde., Zür. 1795—97); „Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten" (2 Bde., Gött. 1801—2); und „Historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh." (3 Bde., Hannov. 1793—94).

Meiningen, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (s. d.) und der Sitz der Landescollegien, liegt im sogenannten Unterlande, in einem Thale an der Werra, ist freundlich gebaut und hat 6000 E. In dem Schlosse, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und seiner Gemahlin zu Ehren Elisabethenburg genannt wurde, befinden sich die Bibliothek mit 24000 Bänden, verschiedene Kunstsammlungen und in einem besondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen gemeinschaftliche hennebergische Gesammtarchiv. Der englische Garten des Herzogs ist einer der schönsten in Deutschland. Die Hofhaltung bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner; doch beschäftigt man sich auch mit Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei. Übrigens hat die Stadt ein Gymnasium (Bernhardinum), ein Schullehrerseminar, eine Industrieschule und ein neues Theater. Vgl. „M. und seine Umgebungen" (Mein. 1842).

Meiosis oder Miōsis (griech.), eigentlich Verminderung, heißt eine mit der Litotes (s. d.) verwandte rhetorische Figur, nach welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um denselben dadurch hervorzuheben.

Meisenheim, Grafschaft, s. Hessen-Homburg.

Meißen, im Königreiche Sachsen, ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von M., und noch gegenwärtig eines Domcapitels, liegt zwischen dem Flüßchen Meiße, von dem es den Namen hat, und dem Triebischbache, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke führt, in herrlicher Gegend und hat

gegen 8100 E. Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme, der in eine 60 F. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmalen aus sehr früher Zeit. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrh. brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte das Werk bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrh. vollendet wurden, aber schon 1413, vom Blitze entzündet, abbrannten und seitdem nicht wiederhergestellt, wol aber, um die Gewölbe zu schützen, durch den sogenannten Schafstall ersetzt wurden, der erst in neuester Zeit einer gefälligen Plattform gewichen ist. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute und die unter Anderm das eherne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus, „Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler" (Dresd. 1782, 4.); Ebert, „Der Dom zu M.", herausgegeben von Klemm (Meiß. 1835), und Schwechten, „Der Dom zu M. bildlich dargestellt" (Berl. 1826, Fol., mit 22 Abbild.). Das an die Domkirche grenzende Schloß war in frühester Zeit zugleich markgräfliche, burggräfliche und bischöfliche Residenz, wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrh. restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufactur eingeräumt. Vgl. Puttrich, „Das Schloß und der Dom zu M." (Lpz. 1845, Fol., mit Abbild.). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- und Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrh. vorkommt, und die Kirche des ehemaligen St.-Afraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrh. Vgl. Ursinus, „Ursprung der Kirche und des Klosters St.-Afra in M." (Lpz. 1780) und Ortel, „Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in M." (Lpz. 1843). Das Domcapitel, im Besitz bedeutender Grundstücke in der Stadt und zahlreicher Dörfer, besteht aus acht Capitularen, nämlich einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor, Custos und drei Domherren, worunter die beiden ersten Professoren der Theologie an der Universität zu Leipzig. Wiederholt schon hat man an die Aufhebung desselben und eine zeitgemäßere Verwendung der Fonds gedacht; es mag aber Solches wol seine besondern Schwierigkeiten haben. Vgl. Stieglitz, „Das Recht des Hochstifts M. auf ungehindertes Fortbestehen u. s. w." (Lpz. 1834). Die Fürstenschule zu St.-Afra entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule, nach der Aufhebung derselben durch den Kurfürsten Moritz, im J. 1543 und liegt auf einem bedeutenden Hügel, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet; den Unterricht besorgen sieben Professoren und andere Lehrer und die Zahl der Alumnen ist 120; außerdem finden gegen besonderes Honorar auch Extraner und Pensionairs Aufnahme. Sie hat bedeutend zur Förderung namentlich der classischen Bildung beigetragen und steht in dieser Beziehung, sowie überhaupt in wissenschaftlicher Hinsicht, fortwährend in verdientem Rufe. Ihr erster Rector war Georg Fabricius (s. d.). Nächstdem hat M. eine Stadtschule, die ursprünglich eine Franciscanerschule, 1540 in eine Stadtschule und 1800 in eine Bürgerschule verwandelt wurde. Die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg wurde als die erste in Europa (s. Porzellan) von Böttger (s. d.) 1710 begründet und beschäftigt gegenwärtig mehr als 500 Arbeiter. Was die fernerweite Industrie der Stadt anlangt, so besteht dieselbe in ansehnlichem Wein- und Obstbau, Bierbrauerei, Zuckersiederei und Schiffahrt. Durch die Anlegung der Leipzig-dresdner Eisenbahn, die ½ Stunde nordöstlich an der Stadt vorüberführt, hat dieselbe, als eine ehemalige Hauptstation der Dresden-leipziger Chaussee, bedeutend verloren. Eine Weinbaugesellschaft wurde daselbst im J. 1799 gestiftet. In der Nähe von M. sind zu nennen eine 1835 errichtete Eisengießerei, eine Sicherheitszünderfabrik und das Buschbad, ein Vergnügungsort, mit einer Kaltwasserheilanstalt. Vgl. Lindau, „Beschreibung der Stadt M." (Meiß. 1817).

M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. 928 als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen in hiesiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befestigungen sind nur noch wenige Spuren vorhanden.

Zu ihrem schnellen Aufblühen, obschon sie wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, trug am wesentlichsten bei, daß sie von ihrer Begründung an nicht nur der Sitz der Markgrafen von M. war, bis diese im 13. Jahrh. ihre Residenz in Dresden nahmen, sondern auch der Burggrafen und der Bischöfe bis zur Zeit der Reformation. Indeß hatte sie bei den Fehden der Markgrafen und Bischöfe auch wieder Manches zu leiden. Durch die Hussiten erlitt sie große Bedrängniß. Die Reformation wurde, abgesehen von dem Domcapitel, 1539 eingeführt. Vgl. Rüling, „Geschichte der Reformation zu M. u. s. w." (Meiß. 1839). Wie schon 1547, so wurde die Stadt auch im Dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die sie nicht nur ausplünderten, sondern auch zum Theil niederbrannten. Im J. 1745 fiel sie den Preußen in die Hände und am 13. März 1813 ließ der franz. General Davoust, um die Communication zu unterbrechen, die dasige Elbbrücke abbrennen. Vgl. Reinhard, „Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w." (Meiß. 1829).

Das Markgrafthum M. wurde 928 vom Könige Heinrich I. begründet und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzsch, Nossen, Leisnig, Mügeln, Kolditz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neuerworbenen Eroberungen der Deutschen zu schützen gegen die slaw. Nachbarn. Als der erste Markgraf wird Riddag um 983 genannt; ihm folgte 985 sein Neffe, Ekkard I. Des Letztern Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egbert's II. Ermordung im J. 1090 die Markgrafschaft an das Haus Wettin kam, in welchem sie seit 1127 mit Konrad dem Großen (s. d.) erblich wurde. (S. Sachsen.) Vgl. Ritter, „Älteste meiß. Geschichte", herausgegeben von Schröckh (Lpz. 1780). Das Bisthum M. verdankt seine Begründung dem Kaiser Otto I. im J. 965 und war, wie die gleichzeitig gestifteten Bisthümer zu Merseburg und Zeitz, in geistlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erste Bischof war des Kaisers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift, und mehr und mehr sich erweiternd reichte nachmals der bischöfliche Sprengel bis an die böhm. Grenze und in die Nähe von Berlin. Unter allen Bischöfen wurde Benno (s. d.) der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm in Folge Vertrags 1559 auch das Stift die protestantische Kirchenverfassung an; der Bischof aber wählte Wurzen (s. d.) zu seiner Residenz. Endlich trat 1587 der Bischof Johann von Haugwitz selbst zur protestantischen Kirche über und legte sein bischöfliches Amt nieder, worauf zunächst ein Vertrag zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Domcapitel dahin zu Stande kam, daß der Administrator desselben stets aus dem Kurhause Sachsen gewählt werden solle. Kurfürst Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweiten Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domcapitels, das nun völlig dem kursächs. Lande einverleibt wurde. Vgl. Calles, „Series misnens. episcoporum" (Regensb. 1752, 4.). Das Burggrafthum M. gehört zu den wenigen Burggrafenthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserlichen Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräflichen Würde im 12. Jahrh. überlebten. Der erste, 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten nach und nach die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weit zerstreuter Besitzungen. Der Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zuletzt waren die Grafen Reuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräflichen Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was im J. 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker, „Das Burggrafthum M." (Lpz. 1842).

Meißner (Aug. Gottlieb), ein sehr fruchtbarer deutscher Schriftsteller, dessen Werke eine Zeit lang zu den gelesensten in Deutschland gehörten, war zu Bautzen in der Oberlausitz am 3. Nov. 1753 geboren und studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzellist beim Geh. Consil, spä-

ter Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der östr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Ästhetik und classischen Literatur nach Prag. Im J. 1805 folgte er dem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda, wo er am 20. Febr. 1807 starb. Die Bekanntschaft mit Engel veranlaßte ihn, sich zuerst in Lustspielen und Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbständigen Arbeiten für die Bühne ist sein „Johann von Schwaben" (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Canzler war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", und 1793—95 gab er die Monatsschrift „Apollo" heraus. Seine bekannteste Arbeit sind die „Skizzen" (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96) mit prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; seine historischen Romane, wie „Alcibiades" (4 Bde., Lpz. 1781—88), „Bianca Capello" (2 Bde., Lpz. 1785) und „Epaminondas" (2 Bde., Prag 1798—1801), geben wegen vielfacher moderner Beimischungen kein treues Bild der geschilderten Zeiten. Auch schrieb er das „Leben des Julius Cäsar" (2 Bde., Berl. 1799—1800; fortgesetzt und vollendet von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12) und „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (2 Bde., Prag 1803—8). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1813—14). Sie empfehlen sich im Allgemeinen durch eine blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstriche von Galanterie, obgleich man ihnen auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik zum Vorwurfe machen muß.

Meister und Meisterstück, s. Handwerk.

Meister werden in der Kunstgeschichte insbesondere diejenigen den Namen nach unbekannten ersten Formenschneider und Kupferstecher genannt, welche blos durch Monogramme oder einzelne wiederkehrende Zeichen kenntlich sind; so z. B. der Meister vom J. 1423 (der erste Formenschneider, welcher eine Jahrzahl anbrachte); der Meister **E. H.** (vielleicht Erhard Schön, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher des 15. Jahrh., höchst wahrscheinlich der kolmarer Malerschule angehörend); der Meister **F. V. B.** (vielleicht Franz von Bocholt, ein Kupferstecher vom Ende des 15. Jahrh.); der Meister mit dem Anker, mit den Bandrollen, mit dem Antoniuszeichen (T), mit dem Krebs u. s. w. Von manchen früher auf diese Weise bezeichneten Künstlern ist indeß durch neuere Forschungen der Name ausgemittelt worden. — Kleine Meister nennt man die Kupferstecher, welche als die Nachfolger Dürer's ihre meist kleinen Kupferstiche bis in die kleinsten Details herab mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit ausführten. (S. Kupferstechkunst.)

Meister (Leonhard), ein schweizer. Schriftsteller, dessen poetische und historische Schriften der Vergessenheit anheimgefallen sind, während seine Arbeiten über die deutsche Sprache und Literatur noch immer Beachtung verdienen, war zu Nefftenbach bei Zürich am 12. Nov. 1741 geboren und kam nach seines Vaters Tode, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich, wo Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer seine Lehrer wurden, und nächst der classischen Literatur besonders Geschichte und schöne Wissenschaft ihn anzogen. Er wurde 1773 Professor der Geschichte an der Kunstschule zu Zürich, 1791 aber Pfarrer an der dasigen St.-Jakobskirche. Durch die politischen Ereignisse des J. 1799 in die Archive des helvet. Vollziehungsdirectoriums geführt, sehnte er sich sehr bald nach der gewohnten Ruhe und wurde im J. 1800 wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis. Einige Jahre später legte er jedoch auch dieses Amt nieder und lebte ausschließend den Wissenschaften und dem Unterrichte der ihm anvertrauten Jünglinge, bis neues Bedürfniß ihn nochmals zur Kanzel führte. Er wurde Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er am 18. Oct. 1811 starb. Er arbeitete mit einer Leichtigkeit, die, verbunden mit dem Beifall, den seine Schriften eine Reihe von Jahren fanden, wol oft der Gründlichkeit Eintrag that. Doch sind in allen eigenes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Am bedeutendsten sind seine „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (2 Bde., Heidelb. 1780), seine „Geschichte der deutschen Sprache und

Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh." (2 Bde., Bern 1796) und „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (Bern 1777).

Meister (Simon), einer der bessern neuern Maler, geb. zu Koblenz 1803, studirte in Paris unter Horace Vernet, wo sich seine Vorliebe für Pferde- und Schlachtenmalerei zur Virtuosität ausbildete. Später lebte er in Köln, wo er 1844 starb. Seine namhaftesten Bilder sind eine Löwenjagd, eine große Darstellung des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm's IV.) von Preußen zu Pferde, umgeben von seinem Stab, mehre Scenen aus dem griech. Freiheitskampfe, die Schlacht bei Ligny u. s. w. Feuer der Darstellung und lebendiges Colorit zeichnen seine Werke aus, und lassen die Nachlässigkeit in manchem Einzelnen vergessen. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Nikolaus M. unternahm er 1840 die Verfertigung eines kolossalen Panorama, den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellend, welches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und durch Lebendigkeit der Staffage sich auszeichnete.

Meistersänger pflegt man die vorzüglich dem bürgerlichen Stande angehörigen deutschen Dichter zu nennen, die, in Singschulen verbunden, seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Gesang in künstlichen Formen, aber ohne sonderlichen poetischen Gehalt übten, und ihnen die Minnesänger (s. d.), als die ältern, vorzüglich dem ritterlichen Stande angehörigen deutschen lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrh., entgegenzusetzen, deren Lieder von dem Geiste der Poesie beseelt sind. Man kann diese Namen gelten lassen, um zwei verschiedene Stadien des Entwickelungsgangs der lyrischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters, ihre Blüte und ihren Verfall, zu bezeichnen, obschon die Begrenzung beider gegeneinander ihre Schwierigkeiten hat, und die Zeit des Übergangs von dem einen zu dem andern dabei übersehen wird; aber man darf sich nicht zu dem Glauben verleiten lassen, als habe man in diesen Namen historisch begründete Benennungen zweier Erscheinungen, die ohne innere Gemeinschaft einander dem Wesen wie der Zeit nach fremd, ja entgegengesetzt gewesen wären. Daß diese eine Zeit lang übliche Ansicht irrig und unbegründet sei, daß im Gegentheil die besten Minnesänger der schwäb. Zeit, wie man nach Bodmer's Vorgang sich ausdrückte, mit den spätesten handwerksmäßigen sogenannten Meistersängern geschichtlich und durch ein innerliches Band zusammenhängen, hat Jak. Grimm in seiner Schrift „Über den deutschen Meistergesang" (Gött. 1811) zuerst nachgewiesen und gezeigt, wie Dasjenige, was den Meistergesang als solchen charakterisirt, in einer bestimmten Grundform des Strophenbaus liege, die mit dem ersten Entstehen lyrischer Kunstpoesie im deutschen Mittelalter zugleich, im 12. Jahrh., sich bildete, sich als ihr Gesetz die Zeit ihrer Blüte hindurch erhielt, und die auch, als diese Blüte nach der Mitte des 13. Jahrh. allmälig verwelkte und endlich im 14. Jahrh. schwand, noch lange als die Form einer bestimmten Gesangsübung fortdauerte. Es beruht aber jene Grundform auf der Dreitheiligkeit der Strophe; jede Strophe, wofür die ältern Dichter das Wort Lied, die spätern das Wort Gesätz brauchen, besteht aus drei Gliedern, von denen zwei (später Stollen genannt, auch unter dem Namen Aufgesang zusammengefaßt) symmetrisch gemessen und gereimt sind, während das dritte Glied, der später sogenannte Abgesang, gewöhnlich seine eigne Messung und Reimstellung hat. Am häufigsten steht der Abgesang am Ende der Strophe, nicht selten aber wird er auch von den beiden Stollen in die Mitte genommen. Die Gleichheit der Stollen zeigt sich in der Zahl der Silben (und für die lyrische Poesie gilt die Regel des ununterbrochenen Wechsels der Hebungen und Senkungen) und Zeilen, sowie in der Stellung der Reime; doch wird der Eindruck der Gleichheit durch den zuweilen vorkommenden Fall nicht verletzt, daß die Reime in dem zweiten Stollen eine andere, namentlich umgekehrte Folge erhalten, wo dann die Silbenzahl sich entweder nach der Zahl oder nach dem Reim der Zeile richtet. Die eigentlichen lyrischen Lieder bestehen gewöhnlich aus mehren Strophen; die sogenannten Sprüche, reflectirenden besonders und didaktischen Inhalts, aus einer einzigen; findet das Erstere statt, so sind der ersten Strophe in Stellung und Art der Reime die folgenden in der Regel, im Maß der sich entsprechenden Zeilen stets gleich, und diese Gleichheit unterscheidet die Form des Liedes von der des Leiches (s. d.), die, von der mittelhochdeutschen lyrischen Kunstpoesie aufgenommen, die einzige wirkliche Ausnahme von jener ihrer Grundform bildet. Die Mannichfaltigkeit der Strophenarten oder Töne, wie sie die lyrische Poe-

sie ihrer Natur nach nicht nur erlaubt, sondern verlangt, wurde durch das gemeinsame Gesetz nicht ausgeschlossen; sie entwickelte sich aus der Freiheit, welche der Dichter in der Anwendung verschiedener Versarten, in der Bestimmung der Zeilenzahl von Stollen und Abgesang, in der Anordnung der Endreime, in der Anwendung von Mittelreimen und reimlosen Zeilen (Waisen) u. s. w. hatte, und namentlich in den Gedichten der ältern Zeit tritt uns, da gewöhnlich der Dichter ein neues Gedicht auch in einem neuen Ton schuf, ein unendlicher Reichthum von Tönen entgegen, während in einer spätern Zeit die Nachahmung früherer Töne häufiger wurde. Während aber den ältern Dichtern meist einfachere und kürzere Töne genügten, suchten die spätern, obwol sie, auch was die Form anlangt, an erfinderischer Kraft jenen weit nachstehen, sie durch Künsteleien und Reimüberladungen in immer längern Tönen zu überbieten; und dies läßt sich schon einzeln in den Liedern der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. wahrnehmen, steigert sich aber später noch weit mehr. Die Lieder, sowie die Leiche und die ihnen gleichförmigen Reien, neben denen auch Tanzlieder vorkommen, wahrscheinlich auch, wenigstens in der besten Zeit, die Sprüche, waren für den Gesang bestimmt, und es war Sache des Dichters, die Melodie oder Weise zu erfinden, unter welcher letztern Benennung bisweilen auch das Maß oder der Ton mitbegriffen wird, während beiden der Text seinem Wortinhalt nach als Wort entgegengestellt wird. Daß nun die Technik, welche bei Abfassung der Lieder und ihrer Weisen, wie beim Vortrag in Ausübung kam, schon in der frühesten Zeit durch mündliche Belehrung von dem erfahrenen Dichter dem Jünger, der sich ihm anschloß, überliefert wurde, darf mit Gewißheit angenommen werden und wird durch Äußerungen, wie Walther's von der Vogelweide, der Östreich als das Land nennt, wo er „singen und sagen" lernte, bestätigt. Aber an eine förmliche Stiftung des Meistergesangs ist nicht zu denken, wie spätere Meistersänger eine solche erdichteten, die sie schon unter Otto dem Großen durch zwölf berühmte Meister geschehen lassen. Frühzeitig mögen auch schon einzelne Sänger zu freien Genossenschaften, an die dann jüngere sich der Belehrung wegen anschlossen, sich vereinigt und in ihnen Wettkämpfe angestellt haben, worauf das Gedicht vom Wartburgkrieg hinweist. Aus solchen Vereinen gingen endlich die eigentlichen Sing- und Meisterschulen hervor mit schulmäßiger auf bestimmten Satzungen und Gebräuchen beruhender Einrichtung, die zuerst im Anfange des 14. Jahrh. unter der Genossenschaft, die sich in Mainz um Frauenlob (s. d.) versammelte, erscheint und die in der Folge, da sich vornehmlich Handwerker des Meistergesangs befleißigten, eine recht eigentlich zunftmäßige Gestalt annahm. In den Schulen wurde dann auch der Name Meister zur Benennung für Die, welche den höchsten Grad nach den Satzungen ihrer Singschule erlangt hatten, während er früher theils zur Anerkennung vorzüglicher Kunst, theils vom Schüler gegen den Lehrer, theils zur Bezeichnung des bürgerlichen Laienstandes, dem der Dichter angehörte, im Gegensatz gegen die Benennung „Herr", die den Ritter und Geistlichen auszeichnete, gebraucht wurde.

Was nun die Geschichte der lyrischen Kunstpoesie anlangt, die wir unter dem Namen des deutschen Meistergesangs begreifen, so steht sie im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters überhaupt, deren Glied sie bildet, und unter dem Einfluß derselben Zeitverhältnisse und Bedingungen. (S. Deutsche Poesie.) Was den Meistergesang insbesondere betrifft, der namentlich das südliche Deutschland zu seinem Sitz hatte und behielt, so entwickelte sich derselbe bald nach der Mitte des 12. Jahrh. sowol der Form als dem innern Gehalt nach aus dem Volksgesang. Der Provençalen Troubadourpoesie hat weder auf seine Entstehung noch auf seine Ausbildung irgend wesentlich eingewirkt und nur von einem der vielen Dichter, Rudolf von Neuenburg, läßt sich nachweisen, daß er einen Troubadour, den Folquet von Marseille, nachgeahmt habe. Dem Tone des Volksgesangs gehören noch die ältesten Stücke lyrischen Gesangs an, die namenlos aus der Mitte des 12. Jahrh., ebenso die, welche unter dem Namen des von Kürnberg um 1170 und des Spervogel auf uns gekommen sind. Bald nachher leitete Dietmar von Eist zu der künstlichern ausgebildeten Form über, als deren eigentliche Begründer Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, die Beide noch vor 1190 dichteten, zu betrachten sind, und in den nächsten Jahrzehnden entfaltete sich reich und schön die Blüte des lyrischen Gesangs durch viele Dichter, die zumeist, doch nicht alle, dem ritterlichen Stande,

überhaupt dem Pfleger der Poesie in jener Zeit, angehörten und ihre Kunst insbesondere an den Höfen milder, d. h. freigebiger Fürsten, wie des Landgrafen Hermann (s. d.) von Thüringen, übten (daher hofelicher Sang), welche dieselbe belohnten und nicht selten mittrieben. Im Zusammenhange mit der eigenthümlichen Entwickelung des Frauendienstes, die in jener Zeit unter dem Einfluß des Ritterthums stattfand, steht es, daß die Minne (s. d.) den Hauptinhalt für jene Lyrik gewährte, und insofern wird der Name Minnesänger für die ältern Meistersänger nicht unpassend erscheinen. Nur darf man nicht glauben, daß die Minne und etwa, damit verbunden, die Lust an der Natur, namentlich am Erwachen des Lenzes und den Freuden, die er bringt, die einzige Triebfeder des Gesangs gewesen sei; eine nicht geringe Anzahl von Liedern und Sprüchen der ältern Zeit gibt es, in denen das religiöse Gefühl, die Theilnahme an den Weltbegebenheiten, die Verehrung milder, der Tadel karger Fürsten, die Feier echt ritterlicher Zucht und Sitte, häufiger noch die Klage über ihr Verschwinden, Rüge und Warnung ob der einbrechenden Verderbniß, Scherz und Spott über Thorheit und Verkehrtheit sich aussprechen. Allerdings aber sind die größere Masse Minnelieder; viele Dichter, besonders ritterliche, haben nur dergleichen gedichtet, und keiner ist an reicher Mannichfaltigkeit mit Walther von der Vogelweide (s. d.) zu vergleichen, der in dieser wie in jeder andern Hinsicht unter allen lyrischen Dichtern seiner Zeit, deren viele von einer gewissen Eintönigkeit nicht freizusprechen sind, hervorragt. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. fing die lyrische Poesie an zu sinken, und Künsteleien und Übertreibungen in der Form begannen Das zu ersetzen, was an dichterischer Kraft und frischer Lebendigkeit gebrach; dies nahm gegen das Ende des 13. Jahrh. und noch mehr im Anfang des 14. Jahrh. zu, wo die Zahl der ritterlichen Sänger sich mindert, die der bürgerlichen steigt, zumal da einer eignen Lust an grübelnden Betrachtungen, einer Neigung zu geheimnißvollen Forschungen und zur Gelehrsamkeit auch begabtere Dichter der letztern Zeit, wie der Frauenlob, in ihren Gedichten, deren Form sie immer künstlicher zu machen strebten, sich ergaben; doch finden sich auch in der spätern Zeit des beginnenden Verfalls noch immer einzelne Gedichte, in denen Verworrenheit und Überkünstelung glücklich vermieden sind.

Von den vielen Dichtern, die vom 12. bis ins 14. Jahrh. den Meistergesang übten und deren die sogenannte Manessische Sammlung allein 130 aufführt, nennen wir namentlich aus der ältern Zeit, außer den bereits genannten, Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue (s. d.), Reinmar den Alten, Wolfram von Eschenbach (s. d.), der die Tage- oder Wächterlieder in die deutsche Lyrik einführte, Neidhart (s. d.), den Erfinder der „höfischen Dorfpoesie", Gottfried von Strasburg (s. d.), Graf Otto von Botenlaube (herausgeg. von Bechstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, den Tanhäuser; um die Mitte des 13. Jahrh. Christian von Hameln, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein (s. d.), Schenk Ulrich von Winterstetten, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg (s. d.), den Marner, den Meißner; aus dem Ende des 13. und aus dem Anfang des 14. Jahrh. Konrad Schenk von Landeck, Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Raumsland, Meister Joh. Hadlaub (herausgeg. von Ettmüller, Zür. 1840), Heinrich von Meißen genannt Frauenlob (s. d.), den Schmied Regenbogen. Unter den Handschriften, durch welche uns die Lieder dieser Zeit erhalten worden sind, nimmt den ersten Platz wegen ihres Reichthums die pariser sogenannte Manessische Sammlung (s. d.) ein; andere berühmte Handschriften sind die weingartener, jetzt in Stuttgart befindliche, von welcher Fr. Pfeiffer einen genauen Abdruck (Stuttg. 1843) besorgt hat, die jenaer und mehre pfälzer oder heidelberger Handschriften. Aus der pariser Handschrift machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäb. Poesie" (Zür. 1748), dann den größten Theil der in ihr befindlichen Strophen unter dem Titel „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte" (2 Bde., Zür. 1758—59) bekannt; wichtige Ergänzungen gab besonders Benecke in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (2 Bde., Gött. 1810—32); die vollständigste Sammlung zugleich mit den Lebensbeschreibungen der einzelnen Dichter und vielen Erörterungen besitzen wir in von der Hagen's „Minnesinger" (4 Bde., Lpz. 1838); unter den Erneuerungen sind, außer Simrock's Übertragung von Walther's Gedichten, besonders L. Tieck's „Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter" (Berl. 1803) zu erwähnen.

Nach der Mitte des 14. Jahrh. zieht sich der Meistergesang ganz in die Städte, besonders die Reichsstädte, des südlichen Deutschlands zurück; namentlich Handwerker sind es, die ihn hier in ihren sich immer mehrenden, vor der Berührung mit nicht zunftmäßigen Dichtern sich allmälig ganz abschließenden Singschulen, denen Karl IV. 1387 Freibrief und Wappenrecht bewilligte, zum ehrsamen Zeitvertreib, mit großem Eifer als den vorzugsweise von ihnen als kunstmäßig betrachteten Gesang üben. Von der Behandlung spitzfindiger scholastisch-theologischer Fragen wendete man sich nach und nach ab; auch die Liebe hörte auf, Gegenstand des Meistergesangs zu sein, und in dem 16. Jahrh. waren es in den protestantischen Städten, wo er, wie in Nürnberg, am meisten blühte, namentlich die Bibel, der Katechismus, Geschichten aus dem Alterthum, welche den Meistersängern den Stoff für ihre Bar, wie jetzt die Lieder genannt wurden, darboten, so wenig für denselben die lyrische Form sich eignete. Diese blieb zwar in ihrer Dreitheiligkeit die alte, aber das Streben nach Schwierigkeiten, das Wohlgefallen an sonderbarer und geschmackloser Künstelei in den neuen Tönen, die man neben den alten zu erfinden bedacht war, die handwerksmäßige Weise, wie man dabei verfuhr, ertödteten in ihr alle Geschmeidigkeit und Lebendigkeit, und so sehr man über Reinheit der Sprache und des Versbaues zu wachen meinte, drang doch die allgemeine Verwilderung und Roheit in beiden auch hier ein. Poetischer Geist zeigt sich noch hier und da bei Meistern aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrh., wie bei Heinrich von Mügeln und Muscatblüt, in der Zeit also, wo das Volkslied in neuer Frische und Kraft erwachte, und Dichter wie der letztgenannte sowie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein einen Übergang vom Meistergesang zum Volkslied bilden. Später entwich er ganz und selbst ein wahrer Dichter wie Hans Sachs (s. d.) vermochte die reiche poetische Natur, die er in andern Werken so tüchtig bethätigte, in den 4275 Bar deutschen Meistergesangs nicht zu entwickeln, die er „die Schule zu zieren und zu erhalten" nicht für die Öffentlichkeit gedichtet, und sich in ihnen nicht über die Trockenheit und Armuth seiner meistersängerischen Zunftgenossen zu erheben. Die Regeln für die Abfassung und Vortragsweise der Meisterlieder und die ganze zunftmäßige Ordnung der Singschulen, ihrer Einrichtungen und Gebräuche wurden in Schriften verzeichnet, Tabulaturen genannt, die jedoch nicht über das Ende des 15. Jahrh. hinaufgehen. Jede Singschule bildete einen geschlossenen Verein, dessen Mitglieder nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit abgestuft und benannt waren. Zur feierlichen Aufnahme war bestandene Lehrzeit bei einem anerkannten Meister und Prüfung nöthig. Zur Erlangung der Meisterschaft wurde in der Regel die Erfindung eines neuen Tones gefodert; die Töne selbst benannte man mit dem Namen des Erfinders und mit allerlei zum Theil sonderbaren Benennungen, die entweder auf ihre Beschaffenheit, namentlich ihre Länge, oder zufällige Veranlassungen sich bezogen; so Benedict's von Watt Riesenweis von 94, desselben überlanger Ton von 122, Puschmann's Adlerweis von 100 Zeilen, so die Beerweis, die spitzige Pfeilweis, die gelbe Lilienweis, die engl. Zinnweis, die blutglänzende Drahtweis u. dgl. m. Außer den gewöhnlichen Zusammenkünften, welche die Meistersänger wie andere Zünfte auf ihrer Herberge oder Zeche hielten, fanden auch große angesagte Zusammenkünfte statt, bei denen jedes Mitglied der Schule erscheinen mußte, und die z. B. in Nürnberg in der Katharinenkirche an Sonn- und Feiertagen Nachmittags öffentlich gehalten wurden. Hier wurde der Anfang mit dem Freisingen gemacht, wo in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen war, bei dem aber weder Beurtheilung durch die Merker, d. h. auserwählte Richter aus der Zahl der Meister, noch Vertheilung von Preisen und Strafen stattfand. Beides erfolgte bei dem danach beginnenden Hauptsingen, für das nur aus der heiligen Schrift der Gegenstand gewählt werden durfte. Die Merker, die auf einem verdeckten Platze saßen, hatten ebenso auf die Richtigkeit des Inhalts, als der Prosodie, der Reime und der Melodie (denn noch wurden alle Meisterlieder gesungen) zu achten. Nach Verschiedenheit der in den Tabulaturen als solche bezeichneten Fehler wurden die Strafen, die ebenfalls darin bestimmt waren, auferlegt. Der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen hatte, erhielt als Preis das Gehänge, eine Schnur oder Kette mit daranhängenden Münzen; der zweite Preis bestand aus einem Kranze künstlicher Blumen. Die Zünfte der Meistersänger, oder wie sie sich aus Bescheidenheit gern nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs bestan-

den bis in das 17., nur wenige, wie die Nürnberger, erhielten sich länger, bis in das 18. Jahrh. In Ulm haben sie sich bis in das 19. Jahrh. erhalten; noch im J. 1830 gab es daselbst zwölf Meistersänger, meist alte Männer; im J. 1839, wo nur noch vier übrig waren, übergaben diese, unter der Benennung das geehrte Gemerke der letzten deutschen, ulmschen Meistersänger, ihr Eigenthum, bestehend in der Schultafel, Fahne und dazu gehörigen alten Kleinodien, der Lade, den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern, dem Liederkranze zu Ulm mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen neben der des Liederkranzes tragen zu lassen. Über den spätern Meistergesang, aus dessen Liederbüchern nur Weniges hie und da in Druck bekannt gemacht worden ist, handeln namentlich Ad. Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs, im „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs" (2. Ausg., Bresl. 1584) und Wagenseil, „Von der Meistersänger holdseliger Kunst", hinter seinem Buche „De civitate noribergensi" (Altdorf 1697).

Mekka, die heilige Stadt der Mohammedaner, bei den Arabern Om el Kora, d. h. Mutter der Städte, die Wiege der mohammedan. Tradition und der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, liegt in der arab. Provinz Hedschas, sechs Stunden vom Arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren von Bergen umgebenen Ebene. Sie hat ziemlich regelmäßige Hauptstraßen, und die Häuser, sämmtlich von Stein, nähern sich dem ind. und pers. Stile. Zu ihrem Schutze dienen drei Castelle. Sonst hatte sie über 100000, jetzt kaum 40000 E. Früher brachten zahlreiche Karavanen aus allen Theilen des mohammedanischen Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt; doch haben diese frommen Spenden mit der Verminderung der Pilger fast ganz aufgehört, obschon noch immer jährlich die gewöhnlichen Pilgerkaravanen daselbst ankommen. Auch hat der Handel in M. sehr abgenommen, das sonst durch das Zusammenströmen so vieler Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa war. Als Hafen von M. kann das benachbarte Dschidda am Rothen Meer gelten. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die aber insgesammt sehr im Verfall sind. Von einem Gewerbfleiße der Einwohner, die lediglich von den Pilgern leben, kann fast gar nicht die Rede sein; nur die Fabrikation von Rosenkränzen ist von Bedeutung. Unter den vielen Moscheen ist die große mit der Kaaba (s. d.) die wichtigste. Wie in die Nähe von Medina, so dürfen auch in die von M. weder Juden noch Christen kommen. Die Geschichte der Stadt beginnt mit Mohammed, zu dessen Zeit sie im Besitz der Koreischiten war, und nach dessen Tode sie nebst ihrem Gebiet das Erbtheil der Nachkommen Mohammed's wurde. Das Haupt derselben regierte unter dem Titel eines Großscherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Später nahmen die osman. Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Städte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherifen, jedoch war ihr Einfluß immer nur sehr beschränkt. Im J. 1803 wurde M. von den Wahabiten (s. d.) eingenommen und geplündert. Doch dauerte ihre Herrschaft nur kurze Zeit. Später mußte sie sich dem Pascha von Ägypten Mehemed Ali, der den Großscherif nach Kairo als Gefangenen führen ließ, unterwerfen. Doch 1840 benutzten die Scherife die schlimme Lage des Vicekönigs von Ägypten und entzogen sich wieder seiner Herrschaft, und so wird auch M. gegenwärtig von einem Großscherif, Ibn al Aun, regiert.

Mela (Pomponius), ein röm. Geograph, den Einige für einen Sohn des Rhetors Seneca, Andere für den Enkel des Philosophen Seneca halten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium „De situ orbis", nach des Eratosthenes System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Nach der ersten Ausgabe (Mail. 1471, 4.) erwähnen wir als die vorzüglichsten die von Is. Voß (Haag 1658, 4.), Jak. Gronov (Leyd. 1685 und 1696), Abr. Gronov (Leyd. 1722 und 1748), Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807) und die guten Handausgaben von Titze (Linz 1804) und Weichert (Lpz. 1816), und unter den deutschen Übersetzungen die ältere von Dietze (Gieß. 1774).

Melampus, der Sohn des Amythaon und der Idomene oder Aglaia oder Rhodope, der Bruder des Bias, und Gemahl der Iphianassa oder Iphianeira, war als Seher und

Arzt außerordentlich berühmt und angeblicher Gründer des Dionysosdienstes in Griechenland. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, sollen sich ihm einst, während er schlief, genähert, seine Ohren geleckt und dadurch bewirkt haben, daß er die Sprache der Thiere verstand und mit ihrer Hülfe weissagen konnte. Als sein Bruder Bias die Pero, die Tochter des Neleus, Königs von Pylos, nur unter der Bedingung zur Gattin bekommen sollte, daß er die Rinderheerde des Iphiklos als Brautgabe bringe, so versuchte M. dieselbe zu rauben, obschon er wußte, daß ihm dieses nicht gelingen werde. Als Räuber ins Gefängniß geworfen, vernahm er von den Holzwürmern, daß dieses bald einstürzen werde, und bat, daß man ihn herausbringe. Kaum war er heraus, so stürzte es zusammen. Als Iphiklos hierbei die Sehergabe des M. kennen gelernt und auf sein Befragen, wie er zu Nachkommenschaft gelangen könne, eine Antwort erhielt, die sich bewährte, bekam M. die Rinderheerde und gewann so für seinen Bruder die Tochter des Neleus. Hierauf heirathete er die Tochter des Prötos, Königs von Argos, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Zu Agosthena, einem Flecken in Meguris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war und ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Melancholie nennt man nicht nur die niedergedrückte Gemüthsstimmung, welche durch einen traurigen Vorfall herbeigeführt wird, sondern auch eine Seelenkrankheit, die in dem Verharren in einer derartigen Stimmung mit dem Verluste der Geistesfreiheit besteht. Der Melancholische lebt allein in dem Gedanken an das ihm widerfahrene Unglück, welches auch ein fingirtes sein kann, und nimmt keinen Zuspruch und Trost an; er kann sich in allen übrigen Geistesverrichtungen als gesund zeigen, aber Nichts ist vermögend, den traurigen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen. Dieser niedergedrückte Zustand, der gleich anfangs jeder freiern Geistesthätigkeit hemmend entgegentritt, übt nach und nach einen lähmenden Einfluß auf den Geist aus, sodaß alle andern Seelenvermögen stumpfer werden und an der Krankheit Theil nehmen. So können sich im Gefolge der Melancholie alle übrigen Geisteskrankheiten einstellen. Die Ursachen dieser Seelenstörung sind entweder wirkliches Unglück, welches zu ertragen der Geist keine hinreichende Kraft hat, oder eingebildetes, welches als noch bevorstehend erwartet oder als schon geschehen angenommen wird. Die häufigsten Ursachen sind unglückliche Liebe, irrige Vorstellungen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. Auch körperliche Zustände, besonders Unordnungen in der Verdauung und dadurch bewirkten fehlerhaften Blutbereitung können Melancholie herbeiführen. Der Verlauf der Krankheit ist verschieden; sie kann von selbst verschwinden, oder durch ärztliche Mittel geheilt werden, oft aber verbindet sie sich mit andern Seelenkrankheiten, oder wird die Ursache von tödtlichen Körperkrankheiten, wie Brustwassersucht, Lungensucht, Gehirnwassersucht, Schlagfluß u. s. w. Ebenso verschieden ist die Behandlung; namentlich kann man, da Körperbeschaffenheit und vorherrschende Geistesrichtung oft schon früh die Anlage zur Melancholie anzeigen, durch eine zweckmäßige Lebensart der Ausbildung dieser Anlage vorbeugen.

Melanchthon (Philipp), eigentlich Melanthon, wie er selbst sich gewöhnlich schrieb, Luther's Mitarbeiter am Reformationswerke, wurde am 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren und hieß ursprünglich Schwarzerd, wovon Melanchthon die griech. Übersetzung ist. Sein Vater, George Schwarzerd, war Rüstmeister, d. i. Waffenschmied, des Pfalzgrafen und starb 1507, seine Mutter, Barbara, war eine Verwandtin des Humanisten Reuchlin. Er besuchte die Schule zu Pforzheim und bezog bereits 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er 1512 Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger junger Grafen wurde. Doch noch in demselben Jahre ging er nach Tübingen, widmete sich neben seinen bisherigen Studien besonders der Theologie und hielt 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über die Aristotelische Philosophie und über die Classiker. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik bewies, und sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarben ihm bald allgemeine Achtung und selbst die Bewunderung eines Erasmus. Auf Reuchlin's Empfehlung im J. 1518 als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, entschied er sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch classische Bildung ge-

reiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Dialektiker und Exeget, die ungemeine Klarheit, mit der er Alles behandelte, seine Besonnenheit und Mäßigung auch gegen Feinde haben unstreitig ebensoviel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Schon 1519 in den Schriftenwechsel, der in Folge der Leipziger Disputation entstand, war er für die Sache Luther's aufgetreten, zwei Jahre später schrieb er seine „Loci communes rerum theologicarum" (Wittenb. 1521, 4.; neueste Ausg. von Detzer, Erl. 1828), ein Werk, das zu einer wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's „Versuch einer Literargeschichte von M.'s Loci theologici" (Altd. und Nürnb. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten Johann des Beständigen abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die dem Volke vorzutragende Lehre und das Wichtigste aus der Kirchen- und Schulordnung an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation zu Speier, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Überzeugung, die er neben einer, jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk, und die bald darauf entworfene gelehrte „Apologie der Augsburgischen Confession" trugen seinen Ruhm durch ganz Europa und bewirkten, daß er 1535 von König Franz I. zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berufen wurde, und bald darauf auch eine Einladung nach England erhielt. Er folgte indeß aus politischen Gründen keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm nacheilte, rettete ihn. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte er wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten den von ihm ersehnten Frieden nicht herbeiführen, und mußte von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm bewiesene Nachgiebigkeit hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die katholischen Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther noch sonst einer seiner Freunde an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal noch im Grabe ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm den Wiederhersteller der Universität nach dem Schmalkaldischen Kriege, in welchem er bald hierhin bald dahin hatte flüchten müssen. Auch der Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch gerade daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der protestantischen Kirche verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn hochzuachten, konnten ihm einige Theologen nicht vergeben und machten deshalb seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte M. schon auf dem Convente zu Schmalkalden und bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm Manches, und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstlichen Ansehens nicht so gefährlich schien als seinem Freunde Luther; ebenso war die allmälige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die Calvin's Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der Augsburg. Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden gerügt, von Freunden nicht unbedenklich gefunden worden; auch erklärte er in den spätern Ausgaben seiner „Loci theologici" wie in andern öffentlichen Schriften in der Lehre von

der Rechtfertigung die menschliche Selbstthätigkeit für nicht ganz ausgeschlossen. Unstreitig hatte sein tieferes Durchdringen der Sache einen noch größern Antheil an dieser Veränderung als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden. Denn daß er aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Die Einführung des augsburger Interims (s. d.) in Sachsen, welche er nach langer Berathung 1549 unter Bedingungen zugab, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn offen anzufechten. Die ärgerliche Fehde über die Adiaphora (s. d.), worein Flacius (s. d.) ihn alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander (s. d.) 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob, und endlich die synergistischen Streitigkeiten über die Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung (s. Synergismus) häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch wurde seine Rechtgläubigkeit auf dem Theologenconvente zu Naumburg im J. 1554 anerkannt; doch mußte er die bleibende Gegenwirkung seiner Feinde in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs erkennen, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er am 19. Apr. 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebten von seiner Familie ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche, erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth der letztern hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgend lieber als unter den Seinigen. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten Male sah, hätte in der kleinen Gestalt den großen Reformator gesucht; doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den lebhaften Geist an, den diese Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lukas Kranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen Jedermann, erwarb er sich die Liebe Aller, insbesondere auch die seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der wissenschaftliche Geist, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. „De dialectica"; „De anima"; „Epitome philosophiae moralis" u. s. w., die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel Praeceptor Germaniae mit Recht verdient. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, so wird er doch immer in den Augen der gerechten Nachwelt der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste Mann bleiben. Sein Leben beschrieb sein Freund Joach. Camerarius; ein „Verzeichniß der Schriften M.'s" lieferte Rotermund (Brem. 1814). Seine „Opera" (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämmtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe seiner „Opera" (4 Bde., Wittenb. 1562—64, Fol.). Von der neuesten und vollständigsten Ausgabe der Schriften M.'s, die Bretschneider in dem „Corpus reformatorum" besorgt, sind bis jetzt 12 Bände (Halle 1834—45, Fol.) erschienen. Vgl. Galle, „Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen" (Halle 1840) und Matthes, „Phil. M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt" (Altenb. 1841).

Melanippe, die Tochter des Cheiron, floh von Äolus geschwängert in das Gebirge des Pelion. Hier bat sie die Götter, um in ihrem Zustande vom Cheiron, der sie suchte, nicht erkannt zu werden, um Verwandlung in ein Pferd. Artemis erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere Melanippe, Tochter

Äolus' II. oder Desmontes', gebar vom Poseidon zwei Söhne, den Böotos und Äolus III. Deshalb blendete sie Desmontes und sperrte sie in einen Thurm; die Kinder aber ließ er aussetzen. Doch eine Kuh säugte sie und Hirten zogen sie auf. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, schob sie als die ihrigen unter. Später aber gebar Theano selbst zwei Söhne, und stellte diese an, jene zu ermorden. Allein die Söhne des Poseidon siegten, und Theano entleibte sich selbst. Hierauf gab sich ihnen Poseidon als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Hierauf tödteten sie den Desmontes, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, und brachten sie zum Metapontos, der sich mit ihr vermählte. — Eine dritte Melanippe, die Königin der Amazonen, eine Schwester der Hippolyte, wurde von Herakles im Kampfe mit den Amazonen gegen das Wehrgehänge freigelassen.

Melanippus, der Sohn des Astakos, erlegte bei der Vertheidigung Thebens den Tydeus und Mekisteus, wurde aber selbst durch Amphiaraos (s. d.) getödtet. Sein Grab zeigte man bei Theben am Wege nach Chalkis. — Melanippus hieß ferner der Sohn des Theseus und der Perigune, der Tochter des Sinis, und Vater des Jorus, sowie der Sohn des Ares und der Tritäa, der Erbauer der Stadt Tritäa in Achaja.

Melas ist der Name mehrer Flüsse im Alterthume, unter denen wir den Melas in Böotien erwähnen, jetzt Mauro Nero, der bald nach seinem Ursprunge schiffbar wird und dann theils in den Kephisos (s. d.), theils in den See Kopais (s. d.) sich ergießt.

Melas (Baron von), östr. Feldmarschall, geboren in Mähren, begann seine militairische Laufbahn im Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Feldmarschalls Daun. Er wurde 1793 Generalmajor und stand 1794 als Feldmarschalllieutenant an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien. Als Commandirender des östr. Corps in Italien focht er 1799 gemeinschaftlich mit Suwarow und siegte bei Cassano, an der Trebia, bei Novi und Genola. Als er im J. 1800 während der Einschließung von Genua bis an den Varo gedrungen, wurde seine Verbindung mit Östreich durch Bonaparte's unerwartetes Übersteigen der Alpen unterbrochen. Er verlor am 14. Juni die schon gewonnene Schlacht bei Marengo und mußte in Folge einer deshalb abgeschlossenen Convention sich bis hinter den Mincio zurückziehen, nachdem er die von den Östreichern in der Lombardei besetzten Festungen an den Sieger übergeben. Bald nachher wurde er commandirender General in Böhmen und 1806 Präsident des Hofkriegsraths, starb aber bereits 1807 zu Prag.

Melbourne (Will. Lamb, Viscount), brit. Staatsmann und Minister, geb. am 15. März 1779, ist der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb. Sein Vater wurde 1770 zum irischen Lord Melbourne, 1815 zum brit. Peer erhoben und starb 1828. Der junge Lamb erhielt seine Bildung zu Eton und studirte zu Oxford. Als er später ins Parlament trat, hielt er sich sogleich zur Whigpartei und zeichnete sich durch gewandte Beredtsamkeit aus. Seine Ernennung zum Staatssecretair von Irland verschaffte ihm zwei Jahre hindurch Gelegenheit, sich Geschäftskenntnisse zu erwerben. Bei der Bildung des Ministeriums Grey (s. d.) im J. 1830 übertrug man ihm als Wortführer der Whigs im Oberhause die Verwaltung des Innern. Er fand das Land in großer Aufregung, die öffentliche Ruhe durch Verbindungen und Verbrechen gestört und vermochte nur mit Anstrengung die Ordnung einigermaßen herzustellen. Besonders gelang es ihm, die Arbeiterassociationen unschädlich zu machen. Als Grey nach der Durchsetzung der Reformbill im Juli 1834 die Entlassung nahm, bildete M. die neue Verwaltung und trat als erster Lord des Schatzes an die Spitze des Cabinets. Schon am 17. Juli nahm er die irische Zwangsbill zurück. Nachdem er dieselbe in anderer Form eingebracht, wurde sie am 26. Juli von dem Hause der Gemeinen und am 30. von den Lords angenommen. Dagegen verwarf das Oberhaus am 1. Aug. die Bill rücksichtlich der Zulassung der Dissenters zu den akademischen Graden und am 11. auch die irische Zehntbill, sodaß sich die Regierung zur Prorogation des Parlaments entschloß. Die Whigs legten M. Mangel an Energie, und zwar mit Recht zur Last, die Tories aber suchten dem Volke die Verbindung der Minister mit O'Connell als gefährlich vorzustellen und brachten es in der That dahin, daß der König am 14. Nov. 1834 das Cabinet und am 30. Dec. das Parlament auflöste. Wellington und Peel übernahmen nun mit ihrer Partei das Staatsruder, sahen sich jedoch zufolge der

Appropriationsclausel (s. d.), die Russel im Unterhause durchbrachte, genöthigt, ihre Ämter am 8. Apr. 1835 wieder niederzulegen. M. erhielt nun zum zweiten Male den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden und wählte zu seinen Collegen die Lords Lansdowne, Auckland, Russel, Palmerston, Spring-Rice, Howick u. s. w. Erst die Vereinigung dieser großen Talente verschaffte dem Cabinet Muth und Festigkeit. Wiewol von einer nur geringen Majorität unterstützt, begann dasselbe nach innen und außen eine große glänzende Thätigkeit. (S. Großbritannien.) Durch die Thronbesteigung der Königin Victoria, die M. in den Geschäften unterwiesen, trat er zu dem Hofe in die freundlichste Beziehung. Um so mehr aber verlor seine Verwaltung, die sich bald nur auf die jüngern Whigs stützte, die Anerkennung der Parteien. Schon in der Sitzung von 1837 entzogen ihm sichtlich die Radicalen ihre Stimme, und dieser Abfall trat noch entschiedener hervor, als die Agitationen der Chartisten und die Discussion der Korngesetze begannen. Als die Minister in der Sitzung von 1839 auf die Dispensation der Verfassung von Jamaica antrugen, erhielten sie nur die Majorität von fünf Stimmen. M. legte deshalb am 7. Mai mit seinen Collegen die Verwaltung nieder. Weil jedoch die Königin den Tories gegenüber die Whigs nicht aus den Hofämtern entfernen wollte, traten dieselben wieder zurück und M. ergriff mit den Seinigen nochmals die Zügel der Regierung. Doch die vereinzelte Stellung, in welche er sich versetzt sah, machte ihn im Parlamente völlig ohnmächtig. Dafür zeigte das Ministerium die größte Thätigkeit in den auswärtigen Verhältnissen und verwickelte sich in den Krieg mit den Afghanen und Chinesen. Bei den Verhandlungen über die Kornbill trug endlich Peel in der Sitzung von 1841 beim Unterhause an, dasselbe möge erklären, daß die Minister das Vertrauen des Hauses verloren. M. siegte nur durch die Majorität einer Stimme, löste das Parlament auf und berief zum 19. Aug. ein neues. Allein die Radicalen entzogen abermals der Regierung ihre Unterstützung, sodaß M. endlich mit seiner Partei am 28. Aug. dem Ministerium Peel (s. d.) Platz machen mußte. Er ist ein gewandter, talentvoller und gebildeter Charakter. Er schrieb das Lustspiel „The fashionable friends" („die Freunde nach der Mode"). Die Neigung zur Literatur führte ihn auch 1805 zur Vermählung mit der als Romanschriftstellerin bekannten Tochter des Grafen Besborough, Caroline Lamb (s. d.), die 1828 starb. — Der ältere Bruder M.'s, Frederik James Lamb, geb. am 17. Apr. 1782, war erst Gesandter in Frankfurt, dann in Madrid, endlich am Hofe zu Wien. — Ein jüngerer, George Lamb, geb. am 11. Juli 1784, trat in das Unterhaus und später als Unterstaatssecretair in das Ministerium des Innern und starb am 2. Jan. 1833.

Melchisedek, d. h. König der Gerechtigkeit, Herrscher von Salem (Jerusalem), das er begründet haben soll, und zugleich Priester, galt schon den Juden als Typus des Messias und wird daher im „Briefe an die Hebräer" als Vorbild Jesu, des wahren Hohenpriesters, benutzt. Hierax, ein Anhänger des Origenes im 3. Jahrh., deutete den M. allegorisch vom heiligen Geiste. — Die Melchisedekiten, eine angeblich von einem gewissen Theodotus im 3. Jahrh. gestiftete Sekte, sollen Christum unter M. gestellt haben, weil jener nur für die Menschen, dieser aber für die Engel gewirkt habe. Vielleicht waren sie in Folge ihrer typologischen Auslegung zu deistischen Ansichten gekommen.

Melchthal (Arnold von), einer der Gründer der schweizer. Freiheit, hieß eigentlich von der Halden; Melchthal nannte er sich nach seinem Wohnorte im Canton Unterwalden. Als der östr. Landvogt von Landenberg dem Vater Arnold's, einem reichen Gutsbesitzer, um geringer Ursache willen ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ, und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: „Die Bauern mögen den Pflug selber ziehen, wenn sie Brot haben wollen", konnte der Sohn sich nicht halten und schlug den Knecht. Um der Rache des Landvogts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser ließ dem Vater die Augen ausstechen. Sofort verband sich nun M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle Drei, nebst dreißig Männern, die sie mitgebracht, beschworen in der Nacht auf die Mittwoch vor Martini des J. 1307 auf dem Rütli am Waldstädtersee den Bund zur Rettung des Vaterlandes. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volkes zu vertheidigen und dasselbe mit Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber wurde ausdrücklich verabredet, den Grafen von

Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom Deutschen Reiche zu trennen, und den Abten und Edeln nicht zu verweigern, was ihnen gebühre. Auch sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern. Der Tag der Freiheit erschien mit dem 1. Jan. 1308.

Meleäger, der Sohn des Öneus, Königs von Kalydon und der Althäa (s. d.) und Gemahl der Kleopatra, nahm in seiner ersten Jugend am Argonautenzuge Theil und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung jenes kalydonischen Ebers. (S. Kalydon.) Öneus nämlich hatte einstmals der Artemis Opfer darzubringen vergessen, während die übrigen Götter sämmtlich deren in reichlichem Maße erhalten hatten. Hierüber erzürnt, sendete die Göttin einen gewaltigen Eber in die kalydonischen Gefilde, der Alles verwüstete. M. erlegte ihn. Nun erregte die Artemis Streit über den Kopf und die Haut des Ebers zwischen den Ätolern, den Inhabern von Kalydon, und den Kureten. So lange M. mit gegen die Kureten auszog, war der Sieg stets auf Seiten der Ätoler; als er aber dieses in Folge der Verwünschungen seiner Mutter unterließ, deren Bruder er im Kampfe erschlagen, wurde Kalydon von den Kureten hart bedrängt. Umsonst baten ihn lange Zeit die Ältesten der Stadt und die Seinigen, wieder am Kampfe Theil zu nehmen. Endlich ließ er sich von seiner Gattin bewegen und vertrieb die Kureten. Weiter erfährt man aus Homer nichts. Spätere bildeten diese Sage mannichfach aus. Nach einem Orakel war dem M. von dem Schicksal so lange zu leben verstattet, als ein während seiner Geburt auf dem Herde liegendes Scheit von dem Feuer nicht verzehrt würde. Als Althäa dieses gehört, nahm sie das brennende Scheit vom Herde, löschte es aus und verbarg es in einer Kiste. Nachdem er aber ihren Bruder getödtet, warf sie jenes in die Flamme, und M. starb. Althäa und Kleopatra erhängten sich. Die spätere Sage flicht in die kalydonische Jagd auch die Atalante (s. d.) mit ein. Von den Künstlern wird M. dargestellt als ein schlanker, kräftiger Jüngling mit breiter Brust, gelocktem Haare und einer zurückgeschlagenen und nach Art der Jäger und Ätoler um den linken Arm gewickelten Chlamys; sein Attribut ist der Eberkopf, auf den er sich stützt.

Meleäger, ein griech. Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern und machte sich dadurch namentlich verdient, daß er aus den epigrammatischen und ähnlichen Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel „Stephanos", d. i. Kranz, eine reichhaltige Sammlung veranstaltete, welche die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern umfaßte, leider aber untergegangen ist. (S. Anthologie.) Vgl. Passow, „De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia graeca" (Bresl. 1827). Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind besonders von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

Melendez Valdes (Don Juan), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, geb. am 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badagoz, machte seine philosophischen Studien in Madrid und studirte nachher mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca die Rechte. Hier hielt sich damals der Dichter Cadalso (s. d.) auf und bald war M. der ausgezeichnetste in dem um jenen versammelten Kreise gleichgesinnter junger Leute. Von ihm datirt sich das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, das Abwerfen der franz. Fesseln und die Rückkehr zu den heimischen classischen Mustern. Er besang in dieser seiner Jugendperiode die Freuden des Studenten- und Landlebens mit reizender Anmuth und einfacher Natürlichkeit in den alten Nationalformen. Selbst die Akademie krönte 1780 seine berühmte Ekloge „Batilo". Im folgenden Jahre lernte er in Madrid Jovellanos (s. d.) persönlich kennen, durch dessen Einfluß er Professor an der Universität zu Salamanca wurde. Im J. 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid, wo er nun auch Gelegenheit fand, sich als öffentlicher Redner im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er hatte Hoffnung, zumal unter dem Einflusse des Justizministers Jovellanos, zu den höchsten richterlichen Würden emporzusteigen; doch schon im folgenden Jahre sah er sich in den durch den Friedensfürsten herbei-

geführten Sturz des Jovellanos verwickelt und wurde zunächst nach Medina del Campo und im J. 1800 nach Zamora verwiesen. Erst 1802 gelang es seinen Freunden, ihm die Rückkehr auszuwirken, worauf er Salamanca zu seinem Aufenthalte wählte. Nach dem Sturze des Friedensfürsten kehrte er nach Madrid zurück, aber nicht in die Studirstube, wie er sich gewünscht hatte, sondern sehr verwickelt in das Treiben der Parteien. Daß er sich durch Murat bewegen ließ, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen, brachte ihm in Oviedo dem Tode so nahe, daß er von dem gegen ihn als Vaterlandsverräther empörten Volke bereits hinausgeführt wurde, um erschossen zu werden. Fast durch ein Wunder gerettet, kehrte er nach Madrid zurück, wo er anstatt der Patriotenpartei sich anzuschließen, durch Napoleon's persönliche Auffoderung geschmeichelt, sich bewegen ließ, Fiscal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts zu werden. Die Folge davon war, daß er bei dem Siege der nationalen Sache mit den Franzosen flüchten mußte und als Vaterlandsverräther proscribirt wurde. In Frankreich kaum vor Mangel geschützt, starb er zu Montpellier am 24. Mai 1817 und wurde zu Montferrier begraben, wo ihm der Herzog von Frias später ein Denkmal errichtete. Seine gesammelten Gedichte, die 1785 zuerst in einem Bande erschienen, dann in der zweiten Auflage drei Bände füllen (Valladolid 1797), von denen aber die neu hinzugekommenen sich durchaus nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, erschienen nach seinem Tode in der von ihm selbst vorbereiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neueste Aufl., Barcelona 1838). Eine Auswahl derselben findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (Par. 1837). Neben den Gedichten sind von M. noch seine „Discursos forenses" (Madr. 1820) zu erwähnen. Aber nicht allein durch seine eigenen Werke, sondern auch durch seinen noch dauernden Einfluß auf die Entwickelung der span. Poesie, sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer hat er sich den Namen eines Restaurador del parnaso erworben.

Meletiäner heißen in der Kirchengeschichte die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykopolis in Ägypten, der 306 wegen Wiederaufnahme der Lapsi (s. d.) und wegen willkürlich verrichteter Ordination mit dem Bischof Peter von Alexandria in Zwiespalt gerieth, dessen Metropolitanrechte über Ägypten nicht anerkannte und sich hierauf an die Spitze Gleichgesinnter stellte, die er die Kirche der Märtyrer nannte. Obschon das Concilium zu Nicäa ihm die Verwaltung des bischöflichen Amts untersagte, und er selbst 326 starb, so dauerte doch die Spaltung unter der ägypt. Geistlichkeit bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. — Meletianer heißen auch diejenigen Anhänger des Nicäischen Concils, welche den 360 zum Bischof von Antiochien durch die Arianer erwählten, aber wegen seiner bald sich kundgebenden Orthodoxie wieder abgesetzten Meletius als rechtmäßig anerkannten, während die Eustathianer an seiner Arianischen Einsetzung Anstoß nahmen. Zwar erlosch gleich nach dem Tode des M. im J. 381 der Sektenname, allein die Spaltung dauerte noch lange fort.

Melia hieß die Tochter des Okeanos, die durch Inachos (s. d.) Mutter des Phoroneus und Ägialeus wurde. Auch wird noch eine andere Tochter des Okeanos gleiches Namens erwähnt, welche von Apollon geraubt wurde und Mutter des Ismenios und des Sehers Teneros war. In der Mehrzahl heißt ein Nymphengeschlecht so, welches die Erde, von den Blutstropfen bei der Entmannung des Kronos geschwängert, geboren haben soll.

Melikertes, der Sohn des Athamas (s. d.) und der Ino (s. d.), ist am bekanntesten als Meergottheit unter dem Namen Palämon. Als nämlich seine Mutter, von der Here verfolgt, von dem Molurischen Felsen in das Meer sprang, wurden Beide in hülfreiche Meergottheiten verwandelt, sie unter dem Namen der Leukothea, er unter dem des Palämon. Seinen Leichnam trugen die Wellen oder ein Delphin an die korinthische Landenge. Hier fand ihn Sisyphos, ließ ihn nach Korinth bringen und setzte zu Ehren des in eine Meergottheit Verwandelten, auf Geheiß der Nereiden, die isthmischen Spiele ein. Auf dem Isthmus stand auch ein Tempel des Palämon, das Palämonion, mit den Standbildern des Poseidon, Palämon und der Leukothea. Von den Römern wurde er mit ihrem Hafengott Portunus oder Portumnus identificirt. Die Kunst stellt ihn als einen von Meergöttern oder Delphinen getragenen Knaben dar.

Melilotenklee oder Steinklee heißt eine in feuchten Gebüschen, an Ufern und Wegen häufig wachsende zweijährige Pflanze, welche von Linné zum Klee gerechnet wird. Kraut und Blüten nehmen beim Trocknen einen starken eigenthümlichen Geruch an, weshalb man beides zur Abwehrung von Insekten in Pelzwerk und Kleidungsstücke legt. Außerdem liefert die Blüte den Saft, womit in der Schweiz der Käse grün gefärbt wird. In der Landwirthschaft verdient diese Kleeart keine besondere Berücksichtigung, indem sie sich weder als Mähe- noch als Weidepflanze empfiehlt. In der Medicin wird sie als erweichendes und schmerzstillendes Mittel in Breiumschlägen und Pflastern angewendet.

Melioration nennt man die Verbesserung eines Grundstücks oder einer ganzen Wirthschaft. Das Gegentheil heißt Deterioration. Um sich bei der Melioration vor Misgriffen möglichst zu schützen, hat man vorher den zur Ausführung nöthigen Aufwand zu berechnen und sich durch Versuche im Kleinen von dem wahren Nutzen der Melioration zu überzeugen. Erweist sich dabei die Verbesserung als nutzbringend, so ist die Ausgabe dafür zu machen, selbst wenn die nöthigen Fonds dazu geliehen werden müßten, weil durch solche Verbesserungen ein bleibender Gewinn, nämlich eine hohe Verzinsung des aufgewandten Capitals, erzielt wird. — Rechtlich kommen die Meliorationen vorzüglich zur Sprache, wenn Jemand ein Grundstück, Landgut, Haus oder Lehen wieder herausgeben muß, welches er als vermeintlicher Eigenthümer, als Nutznießer, Vasall, Pachter u. s. w. bisher innehatte. Dabei werden nothwendige, nützliche und zum blosen Vergnügen gereichende (impensae necessariae, utiles und voluptuariae) unterschieden. Die nothwendigen, zur Erhaltung der Sache gereichenden Meliorationen müssen einem Jeden vergütet werden, wenn er auch wußte, daß er kein Recht an der Sache hatte (possessor malae fidei); auch die nützlichen müssen Dem, welcher die Sache redlich besaß (possessor bonae fidei), in der Regel ersetzt werden, dagegen Der, welcher wußte, daß er mit Unrecht besitze, nur die gemachten Verbesserungen wieder wegnehmen kann; ebenso können zum Vergnügen gemachte Meliorationen weggenommen werden, aber nur, so weit dieses ohne Schaden der Substanz möglich ist.

Melis, s. Zucker.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher auf eine Silbe des Textes mehre Töne gesungen werden, entgegengesetzt dem syllabischen Gesange, bei welchem jede Silbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Der syllabische Gesang wird im Recitativ ganz und im Choral meist unvermischt gebraucht; der melismatische hingegen erscheint immer mit dem syllabischen untermischt. Das Melisma ist eine auf eine einzige Silbe zu singende oder eine geschlossene rhythmische Figur bildende Notengruppe; auch versteht man unter Melismen überhaupt Verzierungen, und unter melismatischem Gesang in diesem Sinne jeden verzierten Gesang.

Melisse ist eine in Süddeutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien wildwachsende, stark aromatisch riechende, ausdauernde Pflanze, welche auch besonders angebaut wird. Die getrockneten Blätter dienen als Arzneimittel; die grünen geben einen guten Thee. Verschieden davon ist die türk. Melisse, welche in der Moldau einheimisch ist. Die Blätter dieser Pflanze, welche häufig in Gärten angebaut wird, werden zum Würzen mancher Speisen und die Blüten zu Thee benutzt; auch gewähren letztere den Bienen reichen Stoff zu Honig.

Melisseus, ein König von Kreta, war von der Amalthea (s. d.) Vater der Nymphen Adrastea und Ida, denen die Rhea den kleinen Zeus zur Erziehung übergab.

Melissus, aus Samos, ein griech. Philosoph, vielleicht Derselbe, der als Staatsmann und Feldherr erwähnt wird, blühte um 440 v. Chr. und war ein Anhänger der eleatischen Philosophie. (S. Eleatische Schule.) Von Parmenides wich er hauptsächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit Dessen, was ist, ableitete. Übrigens suchte er den Grundgedanken der eleatischen Philosophie vornehmlich auf indirecte Weise zu vertheidigen, indem er nachwies, daß die Erscheinungswelt mit ihren Veränderungen dem Begriffe des Seins nicht entspreche und man daher zu der entgegengesetzten Annahme eines einigen und unveränderlichen Seins genöthigt sei.

Melk oder Mölk, eine reiche Benedictinerabtei im östr. Kreise ob dem Wienerwalde,

bei dem Marktflecken gleiches Namens, liegt auf einem hohen Felsen an der Donau, ist prächtig gebaut, von bedeutendem Umfange und enthält ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botanischen Garten nebst Naturaliensammlung und vor Allem eine große Bibliothek, die wegen ihrer Handschriften merkwürdig ist. Ursprünglich stand hier ein von den Römern gebautes Castell, welches den Avaren mit Erfolg widerstand; später wurde dieser Ort unter dem Namen Medelikhe, d. i. Eisenburg, einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold 984 denselben abnahm, zu seiner Residenz wählte und hier ein mit Benedictinern aus Subiaco besetztes Kloster gründete. Leopold IV. vermehrte die Güter dieses Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes gestellt wurde. Als später Unordnung eingerissen war, sendete Papst Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutscher Klöster schloß sich an diese Reform unter dem Namen der Congregation von M. an, auch wurde dieselbe 1623 unter den rein östr. Klöstern noch inniger befestigt. Ein Beweis für die natürliche Festigkeit des Orts ist es, daß derselbe 1612 sogar eine Belagerung aushielt.

Melo (Don Francisco Manuel de), eigentlich Mello, einer der classischen Geschichtschreiber in span. Sprache, geb. den 23. Nov. 1611 zu Lissabon, stammte aus einer altadeligen Familie, die mit dem Hause Braganza stets eng verbunden war. Da er früh bedeutende Anlagen zeigte, so wurde er dem gelehrten Stande bestimmt. Als er aber mit 17 Jahren seinen Vater verlor, trat er, um schneller weiter zu kommen, in Militairdienste; auch wurde er später zu diplomatischen Sendungen verwendet. Aus Flandern, wo er als Oberster an der Spitze seines Regiments stand, als die Insurrection in Catalonien gegen Philipp IV. ausbrach, wurde er dahin entsendet und erhielt auch den Auftrag, die Geschichte dieses Kriegs aufzuzeichnen. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, wurde er, als ein treuer Anhänger des nun auf den Thron seines Vaterlands erhobenen Hauses Braganza, dem span. Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er sich gerechtfertigt, verließ er auf immer die span. Dienste und begab sich nach Lissabon, um sich ganz seinem Vaterlande zu weihen. Auch diesem diente er in diplomatischen Verhandlungen, vorzüglich mit England und Holland, und durch seine militairischen Kenntnisse. Endlich aber wurde er von seinen Feinden fälschlich des Meuchelmords des Francisco Cardoso angeklagt, eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt. Doch erwirkten Ludwig XIII. und der Cardinal Mazarin 1648 seine Zurückberufung, und von nun an beschäftigte er sich fast ausschließend mit der Vollendung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke, da an hundert Bände historischen, politischen, moralischen und poetischen Inhalts von ihm in Lissabon, Madrid, Rom, London, Lyon u. s. w. im Druck erschienen. Er starb zu Lissabon den 13. Oct. 1666. Von diesen vielen Werken ist sein berühmtestes, durch das er auf die Nachwelt gekommen, seine „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.", die er zuerst unter dem Namen Clemente Libertino zu Lissabon 1645 herausgab, und wovon mehre Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Ochoa's „Tesoro de historiadores esp." (Par. 1840) und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres" (Barcelona 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von Seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen seine Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind („Las tres Musas de Melodino", Lissab. 1649 und Lyon 1665).

Melodie heißt im Allgemeinen die geregelte Tonfolge im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung (dem Zusammenklang), im Besondern eine Tonreihe, welche sich durch den Wechsel der Verhältnisse nach Höhe und Tiefe, sowie nach dem Zeitwerth dem Ohre als ein abgerundetes Ganze oder als Glied eines Ganzen von bestimmtem Gepräge oder Gefühlsausdruck darstellt. Dann heißt auch oft die vorherrschende oder Hauptstimme eines Stückes Melodie. Obwol in gewisser Beziehung ein rein melodisches Element (das Höheverhältniß oder der Intervallwechsel) dem rhythmischen (Zeitverhältnisse) gegenübergesetzt werden kann, so ist doch eine klare rhythmische Gestaltung wesentliche Le-

bensbedingung aller Melodie. Auch beim Choral erscheint der Rhythmus zwar auf die einfachsten Grundlagen, meist auf das Verhältniß von 1 : 2 zurückgeführt, aber unentbehrlich, und die schnellern Durchgangsnoten, die Verlängerung der vorletzten Noten bei gewissen Strophenschlüssen, und selbst das scheinbar Unregelmäßige der Ruhepunkte in diesen Strophenschlüssen beweisen die Unabweislichkeit einer Gliederung und Abwägung nach bestimmten Gesetzen. Die Lehre von der regelrechten Gestaltung der Melodie heißt Melodik. Wenn die Rhythmik, die Harmonik und die Formenlehre einen schon vorhandenen Stoff zur Grundlage haben, also mehr materieller und positiver Natur sind, so kann die Melodik nur die äußere Ausbildung der Melodie und die Vermeidung von Fehlern lehren, also nur formell und negativ verfahren. Sie kann aber das eigentliche Erfinden einer Melodie so wenig wie die Logik das Denken selbst lehren. Dasselbe ist vielmehr einzig Ergebniß einer glücklichen Naturgabe und kann nicht gelehrt, sondern nur geregelt werden.

Melodräma nennt man ein kleines halbmusikalisches Drama oder diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner gesprochener Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird. Es heißt Monodrama, wenn nur eine Person thätig ist, Duodrama, wenn deren zwei oder mehre vorkommen. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen „Pygmalion" veranlaßt, Brandes 1775 die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne" und nachher Gotter die „Medea" bearbeitete, welche beide Benda mit Musik begleitete. Beide Stücke fanden zur Zeit ihrer Erscheinung großen Beifall und es könnte befremden, daß diese Gattung später so wenig Nachahmer und Freunde gefunden hat. Unstreitig aber trägt sie selbst die Schuld. Eine einzige Person ist außer Stande, eine dramatische Handlung zu beginnen, eine Verwickelung, an die sich ein dramatisches Interesse knüpfen könnte, durchzuführen und endlich harmonisch zu beenden. Um diesem Übelstande zu begegnen, suchte man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben; allein hieraus entstand wieder der Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unserer anschaulichen Kenntniß gelangen. Etwas besser verhält es sich zwar mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die äußern Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Man glaubte diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um den Componisten hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber die Handlung bei dem Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt bleiben muß, so ist auch damit nicht viel gewonnen worden. Was die Verbindung selbst, welche im Melodram zwischen Poesie und Musik stattfindet, betrifft, so soll dieselbe den Ausdruck des Sprechenden verstärken. Warum aber geht diese Verstärkung nicht unmittelbar von Demjenigen aus, welcher die Empfindungen äußert, oder mit andern Worten, warum wird die Rede nicht überhaupt Gesang? Die begleitende Instrumentalmusik kann hier nur der Reflex der Empfindungen des Sprechenden sein; wie kann aber dieser Reflex stärker werden als die Empfindung selbst? Nur ein Fall möchte denkbar sein, in welchem Musik mit gesprochener Rede sich verbinden kann, nämlich der, wo die Instrumentalmusik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden darstellt. Allein die Musik hat in der Schilderung der Naturgegenstände ein sehr beschränktes Gebiet, und da der Mensch an sich über den Naturerscheinungen steht, so würde das Melodramatische nur da vollkommen gerechtfertigt sein, wo die Natur als ein Übermächtiges, zauberisch Überwältigendes erscheint, oder Geistererscheinungen in die poetische Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfsschlucht im „Freischütz" der Fall ist. Endlich wird auch durch das Abwechseln zwischen Instrumentalmusik und Declamation die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck fortwährend verhindert. Der Melodramendichter glaubt meist, dem Componisten nicht genug Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich untereinander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen Gründen geht hervor, daß

das sogenannte Melodrama eine Gattung dramatischer Erzeugnisse ist, die immer nur eine untergeordnete Wirkung hervorbringen wird, und die episodisch eingeflochtenen melodramatischen Partien in größern dramatischen Kunstwerken, wie z. B. in Goethe's „Egmont", erscheinen leicht als störend und fremdartig. Die spätern, von den Boulevards in Paris ausgegangenen Melodramen, z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave" u. s. w., waren rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern.

Melōne (Cucumis Melo), nach der griech. Insel Melos benannt, eine kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, süßgewürzhaftem Geschmack, ist ursprünglich in Asien heimisch, wächst aber gegenwärtig in allen Ländern des südlichen Europa und kommt in heißen, trockenen Sommern auch in Deutschland im Freien zur Reife. Sehr große, wohlschmeckende Melonen erbaut man in der Gegend um Astrachan. In den deutschen Gärten werden besonders zwei Arten gezogen, die Kantalupen mit plattrunden, warzigen, unförmlichen Früchten von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reift als jene. Außerdem rechnet man hierher eine Kürbisart, die Wassermelone (Cucurbita citrullus), welche in vielen im Sommer regenlosen Ländern, z. B. in Persien, Südrußland, Ungarn, Südspanien, Chile und Neuholland, sehr wohl gedeiht und von allen Volksclassen in Menge genossen und als kühlende Frucht sehr geschätzt wird. Vgl. Jacquin, „Monographie complète du melon" (Par. 1833).

Melöplast ist eine in Frankreich erfundene Methode des Unterrichts in der Musik, welche Galin und dessen Nachfolger Ph. de Geslin in dem „Cours analytique de musique" (Par. 1824) beschrieben haben.

Melos, jetzt Milo, eine der Cykladen im Königreich Griechenland, zählt auf 3 □M. gegen 3000 E., die sich theils zur griech., theils zur katholischen Kirche bekennen. Der vulkanische Boden, reich an mineralischen heißen Quellen und andern vulkanischen Producten, wirkt äußerst günstig auf die Vegetation und gibt den Weinen, Feigen und Melonen einen vorzüglichen Geschmack, ist aber nachtheilig für die Gesundheit der Menschen. Sonst kommt die Insel, der es auch an gutem Wasser fehlt, hinsichtlich ihres Klimas und ihrer Producte mit den übrigen Cykladen überein. Ausgeführt werden Alaun, Schwefel, Seesalz, Wolle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen und Wein. Die Hauptstadt Milo, der Sitz eines griech. und eines katholischen Bischofs, hat den geräumigsten Hafen im Archipel. In der Nähe derselben finden sich die prächtigen Überreste eines marmornen Amphitheaters. Nicht weit davon fand 1820 ein griech. Landmann die berühmte, nach der Insel benannte und jetzt im Louvre zu Paris befindliche Venusstatue nebst drei Hermen. Seit der letzten Pest, welche in der Stadt herrschte, hat sich der größte Theil der Einwohner in dem benachbarten Kastro niedergelassen, welches jetzt den bedeutendsten Ort der Insel bildet.

Melpomĕne, eigentlich die singende, heißt eine der neun Musen (s. d.), welche besonders als Vorsteherin des Trauerspiels angesehen wird.

Melusīne, eine der Feen (s. d.), die ursprünglich dem keltischen Volksglauben angehören. Die Sage machte sie zur Gattin des Raimondin, eines Sohnes des Grafen von Forêt und Guy Lusignan, dem nachmaligen König von Cypern und Jerusalem, zu ihrem Sohn. Mit Schönheit reich begabt, mußte sie, wie die Sage erzählt, an gewissen Tagen zur Hälfte Fischgestalt annehmen. So überraschte sie einst ihr Gemahl; da stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft aber dem Königreich oder ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, ein großes Unglück bevorstehe, wollte man sie drei Tage vorher auf dem Thurm des Schlosses von Lusignan in Poitou, das von ihrem Gemahl erbaut und ihr zu Ehren benannt worden sei (Lusineem, Anagramm von Melusine), in Trauer gesehen und ein schmerzliches Wehgeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verschwand sie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie sie im Hause Lusignan selbst heimisch waren, bildete Jean d'Arras gegen 1390 ein Gedicht, das später in prosaischer Auflösung zum Volksbuch wurde. Zum deutschen Volksbuch wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte; gedruckt zuerst in

Augsburg 1474, auch in das von Feierabend, Frankfurt 1587, herausgegebene „Buch der Liebe" aufgenommen.

Melville (Henry Dundas, Viscount), brit. Staatsmann und Pair von England, geb. am 28. Apr. 1739 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofes war, widmete sich mit Erfolg dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Attorneygeneral von Schottland; bald darauf aber wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas eröffnete seine politische Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredtsamkeit auszeichnete, suchte ihn jedoch das Ministerium North zu gewinnen, dessen unselige Politik rücksichtlich der Colonien er fortan mit großer Geschicklichkeit gegen Männer wie Fox, Burke und Sheridan vertheidigte. Auf seine Zukunft bedacht, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache, namentlich in den ostind. Angelegenheiten. Nach North's Tode berief ihn der Hof 1782 in den Geheimrath, und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs Heftigste gegen dessen Indiabill das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar und in allen Fällen unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der ind. Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern suchte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretair für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat des Kriegs vertauschte. In dieser Stellung theilte er die feindlichen Gesinnungen seines Collegen gegen das revolutionaire Frankreich und legte auch zugleich mit Pitt 1801 sein Ministerium nieder, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens bevorstand. Er wurde hierauf 1802 zum Baron Dundas und Viscount M. erhoben; mit dem Wiederbeginn des Kriegs aber trat er 1803 als Lord der Admiralität in die Verwaltung. Die Rückkehr Pitt's ans Staatsruder hatte 1804 zur Folge, daß er das Ministerium des Seewesens erhielt. Schon längst beschuldigte man ihn der Bevorzugung seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen. Jetzt klagte ihn das Unterhaus der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken an, sodaß er seine Ämter niederlegen mußte. Trotz der Bemühungen Pitt's eröffnete das Oberhaus seinen Proceß im Apr. 1806; schon am 12. Juni erfolgte jedoch die Freisprechung. M. beschränkte sich hinfort auf die Wirksamkeit im Oberhause und war im J. 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatze zurück. Er starb am 29. Mai 1811. — Sein einziger Sohn, Lord Rob. Saunders Dundas, Viscount von M., geb. am 14. März 1771, trat nach dem Tode des Vaters 1812 in die Verwaltung, wurde erster Lord der Admiralität, Lord des Handels und der Colonien, Conservator der brit. Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und endlich Kanzler der Universität Edinburg. Im J. 1816 heirathete er die Nichte und Erbin des Admirals Saunders. Als nach dem Rücktritte Liverpool's, im Apr. 1807, Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. seine Ämter nieder und gesellte sich zur torystischen Oppositionspartei.

Membran, eigentlich so viel wie Haut (s. d.), dann eine Handschrift auf Pergament. (S. Manuscripte.)

Memel, im Regierungsbezirk Königsberg, die nördlichste Stadt in Preußen, an der Mündung der Dange in das Kurische Haff, nicht weit von der russ. Grenze, hat gegen 8000 E., mehre Bernstein-, Seifen-, Branntweinfabriken u. s. w., Schiffbau und bedeutenden Handel, besonders mit England. Die Stadt ist der Sitz einer Hafenpoliceibehörde und einer Navigationsschule. Vortreffliche Arbeiten liefern die dasige Eisengießerei und Kettenschmiedewerkstätte. Der Hafen ist gut, sicher und hat bei der Einfahrt 13—15 F. Tiefe. Vor demselben steht auf einem Hügel ein Leuchtthurm, der 73 F. hoch ist. Außer Getreide, Hanf und Häuten werden besonders guter Leinsamen und Holz aus Lithauen von da ausgeführt. — Memel ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memleben, ein Dorf in Thüringen, an der Unstrut, in der jetzigen preuß. Provinz

Sachsen, ist für die Geschichte der Baukunst noch gegenwärtig von hohem Interesse wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrh. angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet, die unter des Kaisers unmittelbarem Schutze stand, bis er sie wegen der Zügellosigkeit der Mönche an das Stift Hersfeld überließ. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Übergangsperiode des byzant. in den goth. Baustil; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preuß. Regierung theilweise restaurirt, welche letztere auch sonst dem weitern Verfalle des Ganzen möglichst zu begegnen gesucht hat. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause, und sowol Heinrich I. wie sein Sohn Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm, „Geschichte des Klosters M." (Abth. 1, Naumb. 1827, 4.) und Puttrich, „Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben" (Lpz. 1837, Fol.).

Memling oder Hemling (Hans), einer der vorzüglichsten Maler der altflandr. Schule, war an poetischer Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Die Niederländer schreiben ihn Memling, die Italiener Memelino, Andere Hemling, da die Aufschriften seiner Bilder nichts entscheiden, indem man den Anfangsbuchstaben seines Namens ebenso gut für ein H wie für ein M lesen kann. Daß seine Familie aus Konstanz hergestammt, beruht auf Vermuthung. Wahrscheinlich war er Schüler Rogier's von Brügge, der zwischen Joh. van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten haben und von hier verwundet in das Johannishospital nach Brügge gebracht worden sein, wo er nun wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, wenigstens haben mehre Gemälde in der Karthause von Miraflores und im Dom zu Palencia aus den J. 1496—1509 große Ähnlichkeit mit M.'s Arbeiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Ölgemälde sind meist klein und miniaturartig. Die schönsten Ölgemälde von ihm sind, im Johannisspital zu Brügge, der Reliquienkasten der heil. Ursula, die Vermählung der heil. Katharina, die Anbetung der heil. drei Könige und eine heil. Jungfrau; in der Akademie daselbst die Taufe Christi und der heil. Christoph; in der Pinakothek zu München ein Christuskopf, die sieben Frauen der Maria und die Anbetung der Könige mit dem heil. Christoph und Johannes. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St.-Marcusbibliothek zu Venedig merkwürdig. Auch hat er mehre Manuscripte mit Miniaturen in Wasserfarben verziert.

Memnon, der Sage nach ein König von Äthiopien, der Sohn des Tithonus und der Eos oder Aurora, wurde zur Zeit des trojan. Kriegs vom Könige Priamus (s. d.), als Hektor durch Achilles gefallen war, von der bedrängten Stadt Troja zu Hülfe gerufen und kam auch mit einem ansehnlichen Heere dort an, nachdem er alle Völker, deren Gebiet er betrat, besiegt hatte. Allein hier verließ ihn Glück und Ruhm, denn obgleich er den Antilochus (s. d.) erlegte und andere Beweise von Tapferkeit gab, so unterlag er doch im Kampfe mit dem Achilles. Ein hohes Grabmal, an den Ufern des Äsopus errichtet, erhielt den Namen dieses heldenmüthigen äthiop. Jünglings auf der Nordküste von Vorderasien. Bei der Verbrennung seines Leichnams gingen Vögel aus der Asche hervor, die sogenannten Memnonsvögel, die dann jährlich zu seiner Grabstätte zurückkehrten und hier miteinander kämpfend gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Doch nicht hier allein wurden die Asche und der Ruhm dieses Helden bewahrt; die Mythe und Dichtung erwähnen nicht nur an andern Punkten Asiens, namentlich zu Susa, dem alten Sitze der Perserkönige, ferner bei Paltos in Syrien, Memnonien, d. h. Städte und Denkmäler, die man zu seiner Verherrlichung errichtete, sondern je näher wir seinem Vaterlande kommen, desto glänzender wird sein Name, und besonders berühmt waren die beiden Memno-

nien zu Abydos (s. d.) und Theben (s. d.) in Oberägypten. Das letztere vor allen war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der noch in ihren Ruinen wunderbaren Stadt und in der Nähe derselben stehen die gegenwärtig unter den Namen Chama und Tama bekannten beiden seltsamen Kolosse mit den Memnonsstatuen, die ihrer außerordentlichen Höhe wegen schon aus der Ferne in die Augen fallen und durch die Länge der Zeit theilweise sehr verstümmelt, später aber, wahrscheinlich durch Probus zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., wieder ausgebessert worden sind. Die Steinmasse selbst besteht nach Plinius aus Basalt, nach Neuern aus Granit, der von der Sonnenglut schwärzlich gefärbt ist. Ihre Stellung ist parallel mit dem Laufe des Nils. Erst als sich der Verkehr der Römer mit Ägypten vermehrte, etwa im Zeitalter des Augustus, verband man mit dem nördlichen dieser Kolosse die Erzählung von einem geheimnißvollen, dem Schwirren einer Saite ähnlichen Klange, den derselbe von sich gebe, und zwar beim Aufgang der Sonne in fröhlicher, beim Untergang in mehr klagender Weise; ja man setzte sogar hinzu, daß er Thränen vergossen und Orakelsprüche in Versen ertheilt habe. Diesen seltsamen Klang nun, den schon im Alterthume Pausanias und Strabo, in neuerer und neuester Zeit mehre reisende Engländer und Franzosen deutlich vernahmen, während er Andern, wie dem Deutschen Minutoli bei seinem dortigen Aufenthalte, versagt wurde, entsteht nach den zuverlässigsten Beobachtungen durch die schnelle Erhitzung des Steins von der Sonne und das sich wiederherstellende Gleichgewicht der Temperatur. Andere aber, wie Letronne, bezweifeln überhaupt das Wiederkehren dieses Tons in neuer Zeit und halten die ganze Erscheinung im Alterthume für einen blosen Priesterbetrug, indem ein Priester, um den Aberglauben des Volks zu benutzen, im Innern des Kolosses sich verborgen und so die geheimnißvollen Töne hervorgebracht habe. Alle diese Muthmaßungen fallen zusammen, wenn die Ansicht Otfr. Müller's im „Handbuche der Archäologie der Kunst" begründet ist, wonach wir in dem sogenannten Memnonskoloß die Statue des ägypt. Königs Amenophis II., sowie in dem danebenstehenden Koloß das Bild Ramses' des Großen erblicken. Schon in frühester Zeit haben Reisende das Wunder des vorher erwähnten Klanges bald in griech., bald in lat. Sprache durch Inschriften bezeugt, die an dem Piedestal und an den Füßen der nördlichen Memnonssäule eingegraben sind und zuerst durch den Engländer Rich. Pococke (s. d.), der 1738 dort verweilte, wol nicht mit gehöriger Sorgfalt abgeschrieben und nachher bekannt gemacht wurden. Die Erzählungen von M. selbst und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über die beiden Kolosse, nebst Mittheilung und Erklärung der Inschriften, finden sich am besten zusammengestellt in Jacob's trefflicher Abhandlung „Über die Gräber des M." in seinen „Vermischten Schriften" (Bd. 4 und 8). Eine zweite gründliche Untersuchung über diesen Gegenstand lieferte Letronne in der Schrift „La statue de M. considerée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce" (Par. 1833).

Memoiren oder Denkwürdigkeiten stehen zur eigentlichen Geschichtschreibung in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Chroniken, nur daß diese letztern die Thatsachen einfach und oft mit einer gewissen Dürftigkeit hinstellen, während das Wesen jener in einer Ausmalung des Details und in einer Darlegung der verstecktesten Motive besteht. Der Memoirenschreiber umfaßt gewöhnlich nur die Erscheinungen, an denen er selbst Theil genommen hat, oder deren Zeitgenosse er wenigstens gewesen ist. Er führt uns in die verborgenen Machinationen der handelnden Personen und zeigt uns das Treiben hinter den Coulissen. So müssen die Productionen dieses Genres, die seit dem Mittelalter eine höchst ergiebige Fundgrube für den Geschichtsforscher bilden, ihrer ganzen Anlage nach insgesammt ein mehr oder weniger individuelles Gepräge an sich tragen. Das classische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche als Muster dieser Gattung genannt werden können; dies sind Xenophon und Cäsar. Unter allen modernen Völkern sind die Engländer und besonders die Franzosen beiweitem am reichsten an historischen Denkwürdigkeiten.

In England gewinnen dieselben besonders seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth an Bedeutung, und es sind in Bezug auf diese Zeit vorzüglich die Memoiren von James Melvill zu nennen, welche sich bis auf König Jakob erstrecken. Auch sind für die Geschichte der Königin Elisabeth die von Th. Birch nicht unerheblich, während die

von Dav. Crawford of Drumsey besonders für schot. Verhältnisse eine reiche Ausbeute gewähren. Unter Denen, welche ihre Erinnerungen aus den religiös-politischen Bewegungen des 17. Jahrh. aufgezeichnet haben, erwähnen wir Rushwort, dessen Werk von 1618—42 geht, Ludlow, Nalson (1639—49), Clarendon (1621—60), Whitelock (bis Karl I.) und Will. Temple (1672—79). Die bedeutendsten dieser Erscheinungen sind zusammengestellt in Guizot's „Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre" (33 Bde., Par. 1823). Peck gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine lebendige Charakteristik Cromwell's, und John Dalrymple sowie Pepys behandeln den Verfall der Stuarts. An sie schließen sich Burnet und Marborough an, dessen Memoiren zum Theil wenigstens aus authentischen Papieren zusammengesetzt sind. Die Denkwürdigkeiten von Bolingbroke, Walpole und John Ker of Kersland erstrecken sich auf die Regierungszeit von Georg I. Je mehr man sich der Gegenwart nähert, desto üppiger wuchert auch in England die immer mehr sich verflachende Memoirenliteratur. Von den zahllosen Denkwürdigkeiten, welche sich auf die lange Regierung Georg's III. beziehen, heben wir nur die von Dav. Ramsay (1755—63) hervor, die vom militairischen Standpunkte aus besonders wichtig sind.

Eine beiweitem bedeutendere Rolle spielen die Memoiren in Frankreich. Wenn überhaupt schon die historische Literatur eine der glänzendsten Seiten der franz. Literatur bildet, so muß man gestehen, daß der Geist der Franzosen für diese leichtere Art der Geschichtschreibung, wo es besonders auf Schärfe der Beobachtung ankommt, ganz vorzüglich geschaffen ist. Hier sind besonders in derjenigen Gattung der Memoiren, deren wesentlicher Inhalt die historisch-psychologische Analyse von Hofintriguen und Cabalen ist, unübertreffliche Meisterwerke zu erwähnen. Die ersten Erzeugnisse dieses Genres finden sich im 13. Jahrh., zu einer Zeit, wo man allmälig anfing, sich zur Abfassung der anspruchslosen Chroniken der Vulgärsprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin steht mit seinem naiven Geschichtswerke über das lat. Kaiserthum auf der Grenze der beiden Gattungen, während Joinville's Geschichtserzählung von Ludwig IX. mit Recht lange Zeit als das Muster der historischen Memoiren betrachtet worden ist. Froissart, der franz. Herodot, der ihm vielleicht die Palme streitig machen könnte, hat seinem Geschichtswerke, welches die Jahre von 1322—1400 behandelt, mehr den Charakter der Chronik gegeben, obwol seine lebensfrische Darstellung nicht selten memoirenartig auseinanderfällt. Christine de Pisan, gest. 1415, welche Memoiren über Karl's V. Regierung, und Olivier de la Marche, der nach 1460 unter Ludwig XI. schrieb, nehmen einen viel zu untergeordneten Rang ein, als daß sie mit beiden Historikern verglichen werden könnten, an die sich nur Philippe de Comines als dritter Stern erster Größe anschließt. Seine Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. sind mit Recht zu den Meisterwerken der praktischen Politik gezählt. An diese Schrift schließen sich, aber in bescheidener Stellung, die Memoiren von Claude de Seyssel an, welche der Geschichte Ludwig's XII. gewidmet sind. Martin du Bellay's durch kraftvolle Darstellung und Nationalsinn merkwürdige Memoiren gehen von 1513—47. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit sind die Werke dieser Art aus dem 16. Jahrh., weil man aus ihnen die religiösen Spaltungen, sowie die endlosen politischen Conflicte dieser Zeit in viel lebendigern Zügen kennen lernt, als aus den Schilderungen der officiellen Geschichte. Vor Allem zeichnen sich hier aus Blaise de Montuc, dessen ungekünstelte „Commentaires" (von 1521—72) Heinrich IV. die Soldatenbibel nannte, Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—73), welcher einen philosophischern Anstrich hat, und Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erste Gemahlin, aus. Die Denkwürdigkeiten der Letztern beziehen sich ausschließend auf das Hofleben, welches uns mit allen seinen großen Nichtigkeiten auch von Pierre de l'Etoile vorgeführt wird. Wichtig sind noch die „Memoriae nostrae libri VI" von Guillaume Paradin und das später fallende gleichfalls lat. geschriebene Geschichtswerk von Thou oder Thuanus, welches den Zeitraum zwischen den J. 1544—1607 behandelt. Durch Kraft der Darstellung und Gediegenheit der Gesinnung ragt Michel de Castelnau hervor, dessen „Mémoires" von 1559—70 reichen. Außerdem erwähnen wir noch von protestantischen Schriftstellern jener Zeit Lanoue, welcher der Catinat des 16. Jahrh. genannt worden ist, Duplessis-Mornay (1572—1623) und Jean Mergey, der sich über die Verfolgungen der Protestanten mit großer Mäßigung äußert, obgleich er selbst dem Blut-

bade der Bartholomäusnacht nur mit Mühe entging. Der schriftliche Nachlaß von de Laforce ist erst neuerdings veröffentlicht worden. Endlich verdienen Villeroi (1567—1604), der Herzog von Nevers (1574—1610), der Herzog von Bouillon (1560—86) und Ludwig von Condé (1559—66; überarbeitet von Secousse) einige Beachtung. Brantome's Denkwürdigkeiten sind mit einer Frivolität abgefaßt, welche oft ans Obscöne streift, während die „Economies royales" von Sully, eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte Heinrich's IV., ein schönes Bild vom reinen Charakter ihres Verfassers gewähren. Einen gleichen Gegenstand mit diesem Werke behandeln Bellièvre, Sillery und der Erzbischof Péréfixe von Paris. Für die Regierungszeit Ludwig's XIII. liefern Graf von Pontchartrain (1610—20), der Herzog von Orleans, der Herzog von Rohan (1610—29), Vauciennes, der Marquis von Beauveau, Estrées (1610—17), Bassompierre, Montresor, Aubery, Montglat und Richelieu in seinen wol etwas überarbeiteten Memoiren wichtige Beiträge, wie man zum Verständniß des sogenannten großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. die Schriften von Larochefoucauld, vom Cardinal Retz, von Joly, vom Grafen Jacq. Saulx-Tavannes, Puysegur, Brienne, Motteville, Rabutin, Talon, Estrades, Grammont, Dangeau, Saint-Simon, de Lafare, Luxembourg, Catinat, Noailles und viele andere weniger werthvolle Memoiren nicht ganz entbehren kann. Duclos behandelte das Ende von Ludwig's XIV. übertünchter Regierung und die Zeit Ludwig's XV. mit achtungswerthem Freimuthe. Neben ihm müssen die Memoiren des Abbé Montyon (1725—31), des Herzogs von Choiseul und Chalotais benutzt werden. Eine durchaus verschiedene Richtung haben die „Confessions" von Rousseau und die Memoiren der Madame Epinay, Suard's, Marmontel's und Morellet's. Der berühmte Verfasser des „Contrat social" entwirft uns ein ergreifend treues Bild seiner eigenen Seelenzustände, während wir in den Schriften der Letztern mehr einen Einblick in die literarischen Verhältnisse und das Coteriewesen jener Zeit erhalten. Mit dem Beginn der Revolution schwoll die Memoirenliteratur in so ungeheuerm Maße, daß wir uns mit der Angabe solcher Namen begnügen müssen, welche für wirklich stimmgebende Autoritäten gelten können. Es dürften dies etwa folgende sein: Necker, Besenval, Bouillé, Ferrière, Al. Lameth, Lafayette, Montlosier, Madame de Staël, Campan, Barbaroux, Billaud-Varennes, Dumouriez, Madame Roland, Thibaudeau, Mirabeau, Mounier, Barère, Camille-Desmoulins und Grégoire. Vieles von Dem, was unter berühmten Namen in Umlauf gesetzt ist, kann keinen Anspruch auf Authenticität machen; wie denn überhaupt in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf wahrhaft großartigem Fuße organisirt ist. Einer der bedeutendsten Unternehmer in dieser Beziehung war Soulavie, dessen Sammlungen jetzt durch die „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution franç." (30 Bde., Par. 1822—28) und einige ähnliche Publicationen unbrauchbar geworden sind. Alle erwähnten Schriftsteller behandeln mehr die allgemeinen Ereignisse ihrer Zeit; unter den Denkwürdigkeiten, welche enger begrenzten Episoden gewidmet sind, heben wir nur die unvergleichliche Darstellung der Vendéeunruhen aus der Feder der Marquise Laroche-Jacquelin hervor. Noch mehr müssen wir uns in Bezug auf die Memoiren über Napoleon beschränken, indem fast alle seine bedeutendern Generale, sowie unzählige nichtssagende Personen, welche mit diesem außerordentlichen Manne in Berührung kamen, sich für berechtigt hielten, ihre Beobachtungen und unverdauten Reflexionen der Nachwelt zu überliefern. Zu den wichtigsten Erscheinungen dieser Art gehören die Schriften von Bignon, Las Cases, O'Méara, Constant, Lavalette, Savary, Fain und von der etwas allzu geschwätzigen Herzogin von Abrantes. Außer den Memoiren mit vorherrschender politischer Färbung gibt es nun auch Werke dieser Gattung, welche sich eine andere Aufgabe als Besprechung der eigentlichen Weltereignisse stellen. Unter Denen, welche mehr ein literarisches oder artistisches Interesse verfolgen, sind die Memoiren von Rivarol, Grétry, Talma und Charl. Nodier besonders bedeutend. Madame Genlis, die Fürstin Salm, der Fürst von Ligne und viele Andere beschränkten sich mehr auf eine Beleuchtung der höhern socialen Beziehungen. Es ist unmöglich, mit wenigen Zügen einen einigermaßen genügenden Überblick über das ganze Gebiet der Memoirenliteratur zu gewähren. Jede Persönlichkeit, jedes Ereigniß, welches der gesinnungslosen Feder der Ta-

geschriftstellec einige Ausbeute verspricht, wird in diesen Kreis herabgezogen. Die schamlose Fabrikation, die Betrügerei frecher Speculanten machte es immer schwieriger, das Glaubhafte von der leichtsinnigen Lüge des Tages zu unterscheiden. Das hungrige Publicum verschlingt die Denkwürdigkeiten eines Vidocq und Gisquet, die anspruchsvollen Herzensergießungen anerkannter Missethäter, wie Lacenaire und Madame Lafarge, mit gleicher Gier. Unter den wahrhaft gehaltreichen Memoiren, welche in Aussicht gestellt sind, werden die „Mémoire d'outre-tombe" von Chateaubriand und die unverfälschten Denkwürdigkeiten von Carnot besonderes Interesse erregen.

In Deutschland ist die Gattung der politischen Memoiren noch eine zarte Pflanze, welcher erst, wenn ihr mehr Licht und die freie Luft einer größern Öffentlichkeit gewährt wird, ein kräftigeres Gedeihen versprochen werden kann. Zwar nahm man zu den Zeiten der Reformation einen kräftigen Anlauf, und einige lat. Folianten jener Tage können sich, wenn auch nicht in Bezug auf Reiz und Anmuth der Form, doch wenigstens ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach, mit ähnlichen Erscheinungen des Auslandes messen; aber bald wurden diese ersten Triebe durch die immer mehr überhandnehmende Schwerfälligkeit und Geheimnißthuerei, welche in den damaligen Verhältnissen begründet waren, wieder niedergedrückt. Nur in der Sphäre der literarischen Denkwürdigkeiten besitzen wir an Goethe's „Wahrheit und Dichtung" und einigen ähnlichen Werken Productionen, deren Werth auch spätere Zeiten nicht antasten werden. Was die Beleuchtung politischer Ereignisse anbetrifft, so haben wir von ältern Erscheinungen dieser Art außer Dohm's freilich etwas formlosen „Denkwürdigkeiten" wenig von nachhaltiger Wirkung aufzuweisen. Unter den Männern, welche sich mit Talent und würdigem Ernste der Pflege dieses jetzt zum Theil noch dornigen Gebiets zugewendet haben, verdienen Varnhagen von Ense, von Gagern, Arndt, Ritter von Lang und Hormayr genannt zu werden.

Memphis, nach der die gleichnamige Stadt Ägyptens benannt sein soll, war die Tochter des Neilos, Gattin des Epaphos und Mutter der Libya; nach Diodor aber eine Tochter des Uchoreus und von dem Neilos Mutter des Ägyptos.

Memphis, eine altägypt. Stadt in Mittelägypten am linken Nilufer, eine Meile oberhalb des heutigen Kairo gelegen, wurde der Sage nach von Menes erbaut, und reicht, obschon sie jünger als Theben in Oberägypten und wahrscheinlich eine Colonie desselben ist, in ihren Anfängen weit in die mythische Zeit der Geschichte des alten Ägyptens hinein. In der historischen Zeit finden wir sie als Residenz der Pharaonen an Thebens Stelle, dessen Glanz sie noch überstrahlte. Diodor gibt ihren Umfang auf 150 Stadien an; sie umschloß eine Menge der prachtvollsten Bauten. Die berühmtesten davon waren der kolossale Tempel des Phtha mit den prächtigen Säulengängen; ihm gegenüber der prächtige Palast des Apis; der Tempel des Serapis, zu dem eine Allee von Sphingen führte, die man noch im Sande der Wüste begraben sieht; und der ungeheure Palast der Pharaonen. Durch ein Kanalsystem stand M. mit den Seen Möris und Mareotis in Verbindung und wurde dadurch der Mittelpunkt des Handels und des Reichthums Ägyptens. Die Eroberung dieses Landes durch Kambyses, der M. 524 v. Chr. theilweise zerstörte, brach die Blüte der Stadt; durch das Emporblühen Alexandrias sank sie immer mehr, bis ihr endlich durch die Sarazenen im 7. Jahrh. vollends ein Ende gemacht wurde. Doch standen noch im 12. Jahrh. bedeutende Gebäude. Jetzt bietet M. nur noch ein weites Ruinenfeld, zwischen dem die Dörfer Memf, Mit-Rahineh und Bedreschin liegen.

Mena (Juan de), der span. Ennius genannt, wurde 1411 zu Cordova geboren. Mit 23 Jahren begab er sich auf die Universität Salamanca und später nach Rom, um sich insbesondere mit der altclassischen Literatur noch vertrauter zu machen. Hier lernte er auch Dante und Petrarca kennen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er an dem kunstliebenden Hofe Johann's II. von Castilien bald Gelegenheit, seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen und den sogenannten classischen Geschmack einzuführen. Ihn unterstützten hierbei der König und der Marques de Santillana (s. d.), die Beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lat. Secretair und Historiographen und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. Bis zu M.'s Zeiten trat die Dichtkunst auch

in Spanien vorzugsweise als Volks- und Hofpoesie auf; M. machte die ersten größern Versuche, nach lat. und ital. Mustern castilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht „El laberinto", das in formeller Hinsicht zu offenbar eine Nachahmung Dante's und Petrarca's, zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf einen bedeutenden, absoluten poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch gibt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Neben der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Sevilla 1496) und der mit einem Commentar von Hernan Nuñez (Sevilla 1499) erwähnen wir von den folgenden Ausgaben nur die mit dem Commentar des Franc. Sanchez (Salamanca 1582). Außerdem schrieb M. ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht „Contra los siete pecados mortales" (Salamanca 1500), das er aber unvollendet ließ, und mehre kleinere Minnelieder, Räthselspiele und Anderes im höfischen Tone, die im „Cancionero general" stehen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengedruckt (Sevilla 1528; Anvers 1552; Madr. 1804 und Madr. 1840, Fol.) Er ist jedenfalls als epochemachend in der Geschichte der span. Poesie und als der Vorläufer von Boscan und Garcilaso anzusehen.

Menächmus, ein berühmter griech. Bildner oder Toreut aus Naupaktos, um 480 v. Chr., erwarb sich besonders durch Verfertigung von Götterbildern, die mit Gold und Elfenbein überzogen oder ausgelegt waren, großen Ruhm und legte die Regeln seiner Kunst in einem leider verloren gegangenen Werke nieder.

Menage (Ägid oder Gilles), der Varro des 17. Jahrh. genannt, geb. zu Angers 1613, wurde nach Vollendung seiner Studien königlicher Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Er trat nun in den geistlichen Stand, bekam einige Pfründen und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine gelehrte Gesellschaft, Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlung, stiftete, die gegen 40 Jahre bestand. M. besaß viele Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Seine Gedichte in ital. Sprache verschafften ihm die Mitgliedschaft der Akademie della Crusca. Auch würde er in der franz. Akademie eine Stelle erhalten haben wenn er nicht in seinem „Requête des dictionnaires", einer satirischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter, das Dictionnaire der Akademie spöttisch angegriffen hätte. Überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und sein Leben war ein beständiger Krieg. Er starb 1692. Sein „Dictionnaire étymologique de la langue franç." (Par. 1650, 4.; beste Ausg. von Jault, 2 Bde., Par. 1750, Fol.) und seine „Origini della lingua ital." (Genf 1669 und 1685, Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital. franz. und griech. Poesien sind ziemlich werthlos. Dagegen begleitete er seine Ausgabe des Diogenes von Laërte (Lond. 1664, Fol.) mit brauchbaren Bemerkungen. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana" (Par. 1693; 3. Aufl., 1715), eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der vorzüglichste unter den griech. Dichtern der sogenannten neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr., soll sich aus Verdruß über den größern Beifall, den einst sein Nebenbuhler Philemon (s. d.) erntete, ersäuft haben. Er verfaßte über hundert Lustspiele, deren Trefflichkeit ihm Ansehen und Ruhm bei den Griechen erwarb. Zwar sind wir nur noch im Besitz von einzelnen Bruchstücken, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Überarbeitung von demselben in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berl. 1839 fg.) zusammengestellt und erläutert, auch von W. Dindorf der Gesammtausgabe des Aristophanes (Par. 1838) beigegeben worden sind; doch können uns, da die röm. Komödie eine Nachahmung jener griechischen ist, die offenbaren Nachbildungen bei Terentius (s. d.) einen Maßstab zur Beurtheilung der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels geben. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ebenfalls bekannter griech. Rhetor Menander, aus Laodicea, welcher im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. lebte und außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung „De encomiis" oder

„De genere demonstrativo" schrieb, besonders herausgegeben von Heeren (Gött. 1785), dann von Walz in den „Rhetores graeci" (Bd. 9, Stuttg. 1836).

Mencius, s. Meng-tsü.

Mencke ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. — Otto M., geb. am 22. März 1664 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig am 29. Jan. 1707, wurde durch die Herausgabe der Acta eruditorum (s. d.), seit 1682, der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschrift. — Sein Sohn, Joh. Burkhard M., geb. am 8. Apr. 1674 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher dem Studium der Rechte zu und promovirte in Halle als Doctor. Im J. 1708 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zu seinem Historiographen und später zum Hofrath. Er starb in Leipzig am 1. Apr. 1732. M. war ein sehr vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der „Scriptores rerum germ., praecipue saxon." (3 Bde., Lpz. 1728—30, Fol.). Das größte Aufsehen in seiner Zeit machte er durch seine satirischen „Orationes duo de charlataneria eruditorum" (Lpz. 1715 und öft.), die sowol ins Deutsche wie in mehre andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die „Acta eruditorum" fort; auch begründete er 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen". Zugleich war er unter dem Namen Philander von der Linde ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist historischen und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den „Orationes academicae" (Lpz. 1734), „Dissertationes literariae" (Lpz. 1734) und „Dissertationum academicarum decas" (Lpz. 1734). — Sein Sohn, Friedr. Otto M., geb. am 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr am 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter Anderm eine „Historia vitae Ang. Politiani" (Lpz. 1736, 4.). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., Lüder M., geb. zu Oldenburg am 24. Dec. 1658, gest. als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig am 29. Juni 1726, schrieb mehre gelehrte juristische Werke.

Mendelssohn (Moses) wurde am 10. Sept. 1729 (nach jüd. Zeitrechnung am 12. Elul 5489) zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel, welcher daselbst eine Elementarschule hielt, gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung, unterrichtete ihn in der hebr. Sprache und den Anfangsgründen der jüd. Gelehrsamkeit und ließ ihn auch im Talmud unterrichten. Übrigens bildete er sich geistig aus durch fleißiges Lesen des Alten Testaments und durch eignes Nachdenken. Das Werk des Maimonides „More Nebochim" regte ihn zuerst zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Doch durch zu anhaltendes Studiren verfiel er in eine Nervenkrankheit, welche eine Rückgratskrümmung zur Folge hatte und seine Gesundheit für immer schwächte. Da sein Vater ihn nicht ferner unterstützen konnte, so wanderte er 1745 nach Berlin, wo er mehre Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien, zusammen, der ein tiefsinniger Denker und großer Mathematiker war, wegen seiner Freimüthigkeit aber allenthalben verfolgt, recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Durch ihn wurde in M. der Trieb zur Mathematik geweckt, deren genaueres Studium seinen Verstand ungemein schärfte und ausbildete. Ein junger jüd. Arzt, Namens Kisch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateinischen, und durch den Dr. Aaron Salomon Gumperz bekam er seit 1748 Gelegenheit, mit der neuesten Literatur, insbesondere mit Leibnitz's und Wolf's damals herrschender Philosophie sich bekannt zu machen. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgend eine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte, und ohne einen bestimmten Lebensunterhalt, bis ein reicher jüd. Seidenfabrikant zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, später zum Aufseher, seit 1750 zum Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Unter seinen Glaubensgenossen wie unter den Christen gewannen ihm seine Lebensweisheit

und sein edler Charakter eine ausgebreitete Achtung. Als ein vortrefflicher Schachspieler wurde er 1754 mit Lessing bekannt, was auf seine Bildung und vorzüglich auf seine Darstellung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Beide haben die Schrift „Pope, ein Metaphysiker" (Danzig 1755) gemeinschaftlich gearbeitet. Seit dieser Zeit wurde die Philosophie M.'s Hauptbeschäftigung. Zunächst ließ er die „Briefe über die Empfindungen" (Berl. 1745) erscheinen, die durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung sich auszeichnen. Ihnen folgte die Übersetzung von Rousseau's Abhandlung „Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen". Hierauf trat er mit Abbt und Sulzer, seit 1761 auch mit Nicolai in genauere Verbindung, und die Abbt'sche Correspondenz ist ein schönes Denkmal der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. Er nahm thätigen Antheil an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", und erhielt den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" gesetzten Preis. Dessenungeachtet strich Friedrich der Große M.'s Namen aus der Liste der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche ihn die Akademie einstimmig gesetzt hatte. „Nur dann würde es mich schmerzen", bemerkte M., „wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen". Sein „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berl. 1767 und öft.) machte ihn in noch größern Kreisen bekannt, ja für die damalige Zeit berühmt, und ohne Originalphilosoph zu sein, gehörte er auch wirklich zu den ausgezeichnetsten Denkern seiner Zeit. Die Auffoderungen und dringenden Vorstellungen Lavater's, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, wußte er mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehen, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In seinem „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783) legte er der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie tief eingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. zeigte sich stets als freidenkenden Mann, der mittels einer liberalen Auffassung der Urkunden des Alten Testaments in diesem die Grundsätze der natürlichen Religion, in die Gestalt der ehrwürdigsten Vorzeit gekleidet, zu finden glaubte, und deshalb auch äußerlich dem Ceremonialgesetze seiner Stammesgenossen anhing, ohne eine andere Religion zu verachten. Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, gab er in den „Morgenstunden" (Berl. 1785), deren Fortsetzung sein baldiges Ende verhinderte. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's „Über die Lehre des Spinoza" erhielt, glaubte er seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's" zu vertilgen. Er befand sich aber in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben am 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Deutschland hat M. um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben Plato und Xenophon nachbildete. Insbesondere hat er vortheilhaft auf die Bildung seiner Glaubensgenossen gewirkt. Außer seinen bereits genannten Schriften führen wir noch an seine „Philosophischen Schriften" (2 Bde., Berl. 1761—71); „Über die Rettung der Juden" (Berl. 1782) und seine Übersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen. Jacobi machte M.'s Briefe über den von ihm angeregten Gegenstand bekannt. Eine „Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn" gab Heinemann (Lpz. 1831) heraus; die vollständigste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" besorgte G. B. Mendelssohn (7 Bde., Lpz. 1843—45).

Mendelssohn-Bartholdy (Felix), unter den jüngern Tonkünstlern der Gegenwart einer der ausgezeichnetsten, geb. am 3. Febr. 1809 in Berlin, ist der Enkel des Vorigen und der Sohn eines der angesehensten Bankiers, der auch als Stadtrath in Berlin sich

in den letzten Jahren durch rüstige Theilnahme sehr verdient machte und im Nov. 1835 starb. Im Schoose des Glücks war es M. gegönnt, das wunderbar früh sich zeigende Talent unter der trefflichsten Pflege und Ausbildung entwickeln zu können. Zelter, durch dessen Vermittelung später auch ein näheres Verhältniß zu Goethe sich gestaltete, wurde sein Lehrer in der Composition, der treffliche Ludw. Berger im Pianofortespiel. Im neunten Jahre spielte er zuerst öffentlich in Berlin, dann im folgenden Jahre in Paris, wohin er mit seinen Ältern gereist war. Compositionen aller Art, selbst in schwierigen Formen, hatte er schon damals in großer Anzahl geschrieben; im J. 1824 erschien die erste derselben, drei Quartette für Pianoforte mit Begleitung der Streichinstrumente, im Druck. Im J. 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil sein Vater den Rath der dortigen Musiker, insbesondere Cherubini's, zuvor noch zu hören wünschte, ehe er es dem Sohne gestattete, sich ausschließend der Musik zu widmen. Er spielte dort mit Baillot sein Quartett aus Hmoll, und die Frage über seinen Beruf als Musiker war unbedingt mit Ja entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, brachte er 1827 seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung. Zum Jüngling allmälig herangereift, trat er nun zum ersten Male selbständig in die Welt, und begann eine dreijährige Reise durch England, Frankreich und Italien. In Paris gelang es ihm, im Conservatorium seine Ouverture zu Shakespeare's „Sommernachtstraum", die er schon in Berlin in seinem 17. Jahre geschrieben hatte, zur Aufführung zu bringen und einen glänzenden Erfolg zu erringen. Auch als Virtuos durch den Vortrag classischer Werke erwarb er sich große Anerkennung. Jetzt kehrte er in seine Heimat zurück und veranstaltete Concerte zu wohlthätigen Zwecken, worin er sich theils als Componist, theils als Spieler nach den mannichfachsten Richtungen hin mit größtem Erfolg bewährte. Da er indeß hier wol Anerkennung, aber keinen Wirkungskreis fand, so ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann (s. d.) gemeinschaftlich die Aufgabe unternahm, ein Theater, rein auf Kunstgrundsätze gestützt, ins Leben zu rufen, ein Unternehmen, welches jedoch bald zerfiel, da Differenzen unter den Dirigenten nicht ausblieben. Hatte dasselbe unter solchen Umständen nicht so bedeutende Folgen, als man erwarten konnte, so war doch der für M. daraus hervorgehende Gewinn insofern ein großer, als er hier ein unbedingtes musikalisches Ansehen erwarb und sich von diesem Zeitpunkte an die großen Erfolge desselben in England, wohin er, wie gleichzeitig in Deutschland, zur Leitung großer Musikfeste berufen wurde, datiren. Nachdem er die Düsseldorfer Verhältnisse gelöst hatte, wurde er 1835 als Musikdirector nach Leipzig berufen, um die Abonnementsconcerte im Gewandhause zu leiten. Hier, im Mittelpunkte deutschen Musiklebens, gehoben durch enthusiastische Anerkennung seiner Leistungen von Seiten des Publicums, gelang es ihm, die vorhandenen Kräfte in einer Weise zu steigern, daß die Leistungen des leipziger Orchesters zu den vollendetsten in Deutschland gerechnet werden konnten, und war daher sein Ruf schon vorher ein weitverbreiteter gewesen, so stieg er jetzt zur glänzendsten Höhe. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Wirksamkeit schied M. von Leipzig, einem Rufe nach Berlin als Generalmusikdirector folgend. Bald jedoch gab er diese neue Stellung wieder auf und kehrte, nachdem er ein Jahr in Frankfurt am Main privatisirt hatte, im Sommer des J. 1845 nach Leipzig in seine frühere Stellung zurück, um aufs neue thätigen Antheil an einer bei seinem frühern Aufenthalt von ihm ins Leben gerufenen Schöpfung, an der Leitung des Conservatoriums der Musik, zu nehmen. Was nun die künstlerische Eigenthümlichkeit M.'s anlangt, so bemerken wir vor Allem bei ihm im Gegensatz zu so vielen Künstlern der Gegenwart, welche dem Augenblick und dessen Bedürfnissen dienen, das bewußte Streben nach dem Höchsten in der Kunst als das Charakteristische, und zugleich eine wahrhaft ausgezeichnete und nur wenigen Tonkünstlern in diesem Grade eigene, sowol musikalische, als allgemeine Bildung. Früh schon versuchte er sich in den edelsten und schwierigsten Formen und Gattungen; unverrückt und mit Energie arbeitete er auf Erreichung eines hohen Ideals hin, und diesem Streben ist er treu geblieben bis auf die Gegenwart. Früh schon zeichnete er sich aus durch feinsten Geschmack und klares, bewußtes Erkennen der Aufgaben, welche der Künstler der Gegenwart zu lösen hat. Ist die Kritik trotz dieser Vortrefflichkeit des Strebens und dem Vorhandensein aller Bedingungen, deren Erreichung von dem Fleiße und Studium des Künstlers abhängen, genöthigt, M. das Prädicat eines Meisters ersten

Ranges zu versagen, so liegt der Grund in seinem Mangel an Ursprünglichkeit und Fülle der Phantasie, in dem Mangel an Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens, in dem Übergewicht der Reflexion, eine Eigenthümlichkeit, welche er mit seiner Vaterstadt gemein hat, und welche deshalb in dieser Beziehung jedenfalls nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen ist. Alles, was die edelste und reichste Bildung zu gewähren vermag, Alles, was der Künstler durch eigene Thätigkeit erlangen kann, sehen wir in M. verwirklicht, aber das natürliche Fundament, die andere Seite im künstlerischen Geiste, welche in gleicher Kraft vorhanden sein muß, wenn harmonische Schöpfungen hervorgehen sollen, entspricht jenem Erworbenen nicht ausreichend, und so tritt bei ihm die Thätigkeit des Verstandes auf Kosten der Phantasie hervor; die Abstraction und Kälte des Nordens ist vorherrschend, nicht das warme, sinnliche und phantasiereiche Leben des Südens. Wäre die Musik eine Wissenschaft, M. würde der größte Tonkünstler sein; in der Kunst aber ist die Naturkraft des Geistes das Primitive, und die Thätigkeit des Verstandes das Secundaire. Was die in seinen Werken ausgeprägte Weltanschauung betrifft, so müssen wir bemerken, daß die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, ihn fern gehalten haben von den Abgründen des Schmerzes, fern gehalten von den Bewegungen des Tages und dem Schmerz und Kampfe desselben; ungetrübte Heiterkeit, Lächeln des Glücks, Versöhnung, wie sie den Künstlern vor dem J. 1830 eigen war, sind daher die Grundzüge seines Wesens; zugleich richtete die ihm früh zu Theil gewordene umfassende Bildung seine Blicke vorzugsweise auf die Vergangenheit. Allgemein bekannt wurde er zuerst durch seine Ouverture zum „Sommernachtstraum", der dann die zum Märchen „Die schöne Melusine", „Meeresstille und glückliche Fahrt" und die „Hebriden", letztere die vorzüglichste unter den spätern Werken dieser Gattung, folgten; allgemeine Anerkennung als Meister errang er durch sein Oratorium „Paulus", welches er in Düsseldorf schrieb. M. ist zugleich ausgezeichneter Pianofortecomponist; er schuf das „Lied ohne Worte", und diese Compositionen waren es, welche ihm schon früh Eingang im größern Publicum verschafften. Viele andere Werke von größerm oder geringerm Umfange, Symphonien, Concerte für Pianoforte, Trios, Sonaten u. s. w. haben sodann seinen Namen immer mehr verbreitet und der musikalischen Welt reiche Genüsse geboten. Unter seinen zahlreichen Compositionen für Gesang sind einige allgemein verbreitet und beliebt. Charakteristisch ist, daß er seit seinem Eintritt in die Epoche gereifter Kunstthätigkeit sich nicht entschließen konnte, sein Talent der Oper zu widmen. Dagegen umkleidete er den „Sommernachtstraum" und des Sophokles „Antigone" und „König Ödipus" mit Musik, ein Unternehmen, welches wir, was Sophokles betrifft, so trefflich auch die Leistungen in musikalischer Hinsicht sind, und so sehr wir das Verdienst, dem Publicum auf diese Weise wieder Geschmack am Einfachen beigebracht zu haben, ehren, von dem Standpunkte nationaler Kunstentwickelung aus als ein wenig förderndes bezeichnen müssen.

Mendes, eine der angesehensten Gottheiten der alten Ägypter, ist eigentlich nichts anders als der vergötterte Ziegenbock, dem man dann eine astronomische Bedeutung als Bild im Thierkreise verlieh und mit dem man die Idee der Zeugung, des wollüstigen Naturtriebs verband, sodaß er das pantheistische Symbol des befruchtenden Princips in der Natur wurde. Daher kommt es auch, daß ihn die Griechen mit ihrem Pan identificirten. Der Ziegenbock war das ihm geheiligte Thier. Sein Cultus, der mit den scheußlichsten orgiastischen Greueln verbunden war, blühte vorzüglich zu Mendes in Mittel- und zu Chemmis in Oberägypten.

Mendicanten, s. Bettelmönche.

Mendizabal (Don Juan Alvarez y), ehemaliger span. Finanzminister und Conseilpräsident, soll um 1790 in Cadiz geboren sein, wo sein Vater, der den Namen Mendez führte, noch vor wenigen Jahren als jüd. Handelsmann lebte. Ob der Sohn zum Christenthum übergetreten oder ob er dem Bekenntnisse seiner Väter treu geblieben sei, ist in Zweifel; gewiß dagegen ist, daß sich schon früh in ihm der speculative Geist, welcher seinem Vater eigen war, entwickelte. Er wurde ebenfalls Handelsmann und nach der Invasion der Franzosen im J. 1808 bei der Proviantverwaltung angestellt. Nach dem Kriege kam er auf das Comptoir des reichen Banquiers Don Vicente Beltran de Lis in Madrid, mit dem er sich indeß bald überwarf. In Cadiz im J. 1819 durch Galiano und Isturiz in die Ver-

schwörung eingeweiht, welche die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zum Zwecke hatte, wußte er sich dann wieder bei der revolutionairen Armee durch die Beitreibung der nöthigen Gelder auf summarischem Wege sehr verdient zu machen. Nach der Wiederherstellung der Constitution leistete er dem Finanzminister Canga-Arguelles bei Ausführung seiner Pläne von Anleihen, Aufhebung der Klöster und Veräußerung der Nationalgüter bereitwillige und hülfreiche Hand. Als die constitutionelle Sache unterlag, flüchtete er nach England, wo er durch engl. Capitalisten, die mittels seiner Dazwischenkunft der constitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen hatten und nunmehr sich an seine Person hielten, in Schuldarrest gebracht, aber sehr bald wieder freigelassen wurde. In London fing er, nachdem ihm ein alter Bekannter einen Vorschuß gemacht hatte, einen Detailhandel an, der bald sehr einträglich wurde. Seine geschäftlichen Reisen nach Lissabon brachten ihn 1827 mit einem Agenten des Kaisers Dom Pedro in Bekanntschaft, der für Letztern eine Anleihe suchte. M. erbot sich zu dem Geschäft, brachte die Anleihe wirklich zu Stande und wurde nun dadurch ein bekannter Name auf der londoner Börse. Das bereits erworbene sehr ansehnliche Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Comp. immer weiter auszudehnen. Jetzt wurde der General Alava, der damals span. Gesandter in London war, auf M. aufmerksam und schloß 1833 mehre Lieferungsgeschäfte für die Bedürfnisse der Truppen der Königin von Spanien mit ihm ab. Durch Alava wurde M. auch in Madrid als ein sehr fähiger Mann empfohlen. Als einen Vertrauten der engl. Regierung und einen Mann, auf dessen erprobte Geschicklichkeit in Auftreibung von Geldmitteln man rechnen konnte, ernannte ihn der Graf Toreño am 13. Juni 1835 zum Finanzminister. M. zögerte nicht, diese Stelle anzunehmen, bat aber, noch einige Zeit in England verweilen zu dürfen, sowol um seine eigenen Handelsgeschäfte zu ordnen, als auch um die ihm übertragene Ausrüstung der Hülfslegion zu beschleunigen. Schon am 4. Aug. 1835 schloß er in London mit dem Hause Ricardo (Ardoin) einen Vertrag ab über eine Anleihe von 1,150000 Pf. St. Darauf ging er über Paris nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein Mit Jubel wurde er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Binnen einem Monat verhieß er die Auflösung der Junten und die Beendigung des Bürgerkriegs, und so wurde er der Mann des Volks. Toreño mußte ihm weichen und nach einiger Ziererei ließ er es sich gefallen, im Sept. interimistischer Conseilpräsident zu werden. Er berief die Cortes, um das Estatuto real zu revidiren und verpflichtete sich in prahlerischer Weise, den Bürgerkrieg binnen sechs Monaten zu Ende zu bringen. Indeß glaubte die Nation sich in einen solchen Zustand versunken, daß sie sich einbildete, nur ein Wunderthäter könne sie daraus retten; man entsagte dem gesunden Verstande, und jeder laute Zweifel an der Unfehlbarkeit M.'s war damals lebensgefährlich. Nie hat in Spanien ein König die Gewalt besessen, welche M. bei seinem ersten Auftreten ausüben konnte. Die Cortes gestatteten ihm die Aushebung von 100000 M. und bewilligten ihm fast einstimmig am 16. Jan. 1836 das von ihm verlangte Vertrauensvotum, durch das er ermächtigt wurde, sich alle Hülfsmittel zu verschaffen, welche er für nöthig fände, um den Krieg zu Ende zu bringen, jedoch ohne neue Anleihen abzuschließen und ohne die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen. Er verfügte nun die Aufhebung aller noch vorhandenen Mönchsklöster, zog das Eigenthum der Nonnen ein, verschleuderte die Staatspapiere durch seine Finanzoperationen mit Ardoin, vermehrte die Lasten des Staats auf eine unerträgliche Weise und löste endlich am 27. Jan. 1836 die Cortes auf. Aus Übermuth über die vertrauliche Weise, auf welche der engl. Gesandte mit ihm umging, beleidigte er den franz. Botschafter, Grafen Rayneval, der nun zunächst an M.'s Sturze zu arbeiten anfing. Auch war die Zeit abgelaufen, wo er dem Lande den Frieden hatte bringen wollen; durchaus nichts war geschehen, und allmälig fingen auch seine frühern Freunde und Rathgeber an, sich von ihm zurückzuziehen. Auch von den neuen Cortes auf das heftigste angegriffen, sah er sich endlich nothgedrungen, seine Entlassung zu nehmen, die ihm auch am 15. Mai 1836 bewilligt wurde. Bis zur Insurrection von Lagranja verhielt er sich in anscheinender Zurückgezogenheit und wurde so vergessen, daß die neuen Gewalthaber sich nicht gleich seiner erinnerten. Erst als Calatrava keinen Finanzminister finden konnte,

dachte man wieder an M. und übertrug ihm, nachdem der Widerstand der Königin-Regentin besiegt war, am 11. Sept. 1836 abermals das Finanzministerium. Allein seine politische Bedeutung war dahin und sein neues Auftreten diente nur dazu, ihn immer mehr zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung und des Hohns zu machen. Mit dem Ministerium Calatrava mußte er zum zweiten Male das Finanzministerium am 10. Aug. 1837 abgeben. In den drei folgenden Jahren war er Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als solcher gehörte er stets zu der heftigsten Opposition. Unter dem Regenten Espartero übernahm er 1841 nochmals das Finanzministerium, bis er als ein treuer Anhänger bei dessen Sturze sich genöthigt sah, nach Portugal zu flüchten, von wo er nach England und später nach Frankreich ging, wo er im Besitze eines großen Vermögens noch gegenwärtig sich aufhält.

Mendōza (Don Diego Hurtado de), ein span. Classiker, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., geb. zu Granada um 1503, hatte kaum die Universität zu Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte. Später ging er als kaiserlicher Bevollmächtigter auf die tridentin. Kirchenversammlung und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof. Als Generalcapitain und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik und gab sie Cosimo I. Medici unter span. Oberhoheit zu Lehn. Verhaßt bei Allen, die noch Sinn für Volksrecht und Freiheit hatten, verabscheut vom Papste Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmisbrauch als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war indessen M. in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sendete Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karl's V. Abdankung lebte er an Philipp's II. Hofe, bis ein Streit wegen eines Liebeshandels mit einem Nebenbuhler ihn 1568 ins Gefängniß brachte, worauf er nach Granada verwiesen wurde, wo er Gelegenheit fand, den Gang des Aufstandes der Mauren genau zu beobachten. Er starb zu Valladolid 1575. Seine Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escorials. In seinen poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für dieses Fach. Seinen Sonetten fehlen bei edlem Ausdruck Anmuth und Wohllaut, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Seinen Satiren wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker machte er Epoche durch seinen komischen Roman „Vida de Lazarillo de Tormes" (Burgos 1554; beste Ausg., Par. 1827; Tarragona 1536, 12.; fortgesetzt von de Luna, Par. 1620; deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und sein ausgezeichnetes Geschichtswerk „Guerra de Granada etc.", welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776, 4.) erschien. Seine poetischen Werke erschienen nur einmal zusammengedruckt (Madr. 1610, 4.). — Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Vicekönig von Neuspanien und ließ das naturhistorische Werk „De las cosas naturales y maravillosas de nueva España" erscheinen. — Ein anderer Don Antonio Hurtado de M. lebte unter Philipp IV. und war dessen Geh. Secretair und Rath der Inquisition. Man hat von ihm mehre Komödien und einen Band lyr. Gedichte (Lissab. 1690, 4.; 2. verb. Aufl., Madr. 1728, 4.). Auch schrieb er über die Cortes von Castilien (Madr. 1632, 4.).

Mendoza (Iñigo Lopez de), s. Santillana (Marques de).

Menedēmus, aus Eretria auf Euböa, ein griech. Philosoph, der ungefähr um das J. 300 v. Chr. lebte, ist der Stifter der sogenannten Eretrischen Schule, die nur ein unbedeutender Nebenzweig der Megarischen Schule (s. d.) war. Das Wenige, was die Alten von M. sagen, zeigt nur sein Anschließen an die Megariker.

Menelāus, König von Lakedämon, einer der Atriden, ein jüngerer Bruder des Agamemnon (s. d.), Gemahl der Helena (s. d.), und Vater der Hermione und des Megapenthes, ist einer der schönsten Charaktere bei Homer und bekannt durch die Entführung seiner Gattin durch Paris. Er selbst führte 60 Schiffe gegen Troja, war daselbst unter

dem Schutz der Here und Athene einer der tapfersten Streiter und befand sich auch mit den andern Helden in jenem hölzernen Pferde. Nach Trojas Fall segelte er sogleich mit der Helena ab und war auf seiner Rückkehr schon in die Gegend von Maleia gelangt, als Zeus einen Sturm sendete, der seine Flotte zerstreute und ihn acht Jahre lang an den Küsten von Kypros, Phönizien, Athiopien, Agypten und Libyen umherzuirren nöthigte. Auf der Insel Pharos endlich, wo er zwanzig Tage verweilte, gab ihm Eidothea den Rath, ihren Vater, Proteus, durch List zu fangen und dann zu zwingen, Das zu verkünden, was er thun müsse, um glücklich nach Hause zurückzukehren. Dieses geschah, und M. kam glücklich mit der Helena in seiner Heimat wieder an, gerade an dem Tage, an welchem Orestes die Klytämnestra und den Agisthos bestattete. Als ihn hier Telemachos besuchte, vermählte er gerade die Hermione (s. d.) an Neoptolemos und den Megapenthes (s. d.) an die Tochter des Alektor. Als des Zeus Eidam nahm ihn endlich, wie ihm schon von Proteus prophezeiht worden war, Elysium auf. Zu Therapne in Lakonien zeigte man sein und der Helena Grab; auch hatte er hier einen Tempel.

Meneläus, ein griech. Mathematiker aus Alexandria, lebte zu den Zeiten Trajan's und schrieb drei Bücher „Sphaerica", die sich aber nur noch in einer lat. Übersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558, Fol.) und Halley und Costard (Orf. 1758), erhalten haben.

Menenius Agrippa hieß der Gesandte, welchen die röm. Patrizier bei der ersten Secession der Plebejer auf den heiligen Berg, im J. 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

Menestheus, der Sohn des Peteos, Führer der Athener im trojan. Kriege, soll mit Hülfe der Tyndariden den Theseus vom Throne verdrängt haben, der jedoch wieder an des Theseus Kinder kam, als M. vor Troja gefallen war.

Menestrels, Menetriers, s. Provenzalen und Troubadour.

Mengs (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen am 12. März 1728, wurde von Jugend auf von seinem Vater, Israel M., einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborener Däne, Hofmaler in Dresden war, höchst tyrannisch behandelt. Zum Künstler bestimmt und vom Vater in die ersten Regeln der Kunst eingeweiht, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen, wo er unter dessen fortwährend sehr strenger Leitung von den Meisterwerken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo und Rafael überging. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde vom König August III. zum Hofmaler ernannt, doch erhielt er zugleich die Erlaubniß, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er nun mit eigenen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders trefflich gelang ihm eine heilige Familie, die er dort aufstellte und die noch insbesondere deshalb merkwürdig wurde, weil er sich in das schöne Bauermädchen, welches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur katholischen Kirche übertrat und sie heirathete. Nachdem er 1749 abermals nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler und als 1751 die katholische Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er den Auftrag zur Fertigung des Gemäldes für den Hochaltar und zugleich die Erlaubniß, dasselbe in Rom arbeiten zu dürfen. Hier übernahm er 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol. Im J. 1757 malte er für die Cölestinermönche die Decke in San-Eusebio, später für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde und dann verschiedene Ölgemälde, z. B. eine Kleopatra, eine heilige Familie und eine Magdalene. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in den „Untersuchungen über die Schönheit" (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe König Karl's III. nach Spanien, wo er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar in Dresden vollendete und unter Anderm eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme malte. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um nach Italien zu gehen, wo er in der vaticanischen Bibliothek ein großes allegorisches Deckengemälde ausführte.

Erst nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Schon 1776 begab er sich indeß wieder nach Rom, wo er am 29. Juni 1779 starb. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn sieben. Sein Wohlthätigkeitssinn, die Unterstützung junger Künstler, die sorgfältige Erziehung seiner Kinder, seine Liebe für die Kunst, die ihn bewog, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse, von denen er eine Sammlung der königlichen Akademie in Madrid schenkte, eine andere in Dresden sich befindet, Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, endlich auch seine vornehme Lebensart hatten, als er starb, die großen Summen, die er verdiente, aufgezehrt; doch seiner Familie nahmen sich seine Freunde und Verehrer an. Seine Composition und Gruppirung ist einfach, edel und studirt, vielleicht auch zuweilen gesucht; seine Zeichnung immer richtig und gewählt. Sein großes Vorbild, Rafael und die Antike, bewahrte ihn vor aller Manier und seine Bilder sind Werke des vollendeten Geschmacks. Gleichwol lassen sie den Beschauer kalt, weil sie eine gewisse Absichtlichkeit und Mangel an eigener Inspiration verrathen. Das Colorit, worin Tizian sein Muster war, ist kräftig und schön; überhaupt sind seine meisten Werke mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies. In Deutschland sind besonders seine drei Altarblätter in der katholischen Kirche zu Dresden bekannt, wovon das größte schon erwähnt wurde. Höchst belehrend sind auch seine Schriften, die ital. von Azara (2 Bde., Parma 1780, 4.) und deutsch von Prange (3 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden und bei deren Ausarbeitung ihn sein Freund Winckelmann sehr unterstützte.

Meng-tsü, von den Jesuiten Mencius genannt, ein berühmter chines. Sittenlehrer und Schriftsteller, lebte, etwas später als Kon-fu-tse, im 4. Jahrh. v. Chr. und wurde mit großer Sorgfalt durch seine Mutter erzogen. Er studirte früh die heiligen Bücher der Chinesen und wurde unter die Schüler des Tsü-sse aufgenommen, welcher des Kon-fu-tse Enkel war. China bestand damals aus mehren kleinen, voneinander unabhängigen Staaten, deren Herrscher im steten Kriege miteinander lebten. Vergebens suchte er bei mehren derselben Aufnahme, um sie für seine bessern Ansichten über Staat und Volkswohlfahrt zu gewinnen. Daher kehrte er in seine Heimat zurück, wo er einen kleinen Kreis von Schülern um sich sammelte und ein moralisch-politisches Werk schrieb, und starb hochbetagt ungefähr 314 v. Chr. Sein erwähntes Werk steht in hohem Ansehen bei den Chinesen, und wird zu den Sse-schu, d. i. vier Büchern, gerechnet, welche nächst den heiligen Büchern den ersten Rang behaupten. Es enthält theils Aussprüche, theils Unterredungen des M. mit andern Personen über moralische und politische Gegenstände, rügt mit der größten Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit die verderblichen Richtungen des Zeitalters auch an den vornehmsten Ständen, und deckt an ihren verkehrten Grundsätzen deren Verächtlichkeit und Lächerlichkeit auf. Den Originaltext mit lat. Übersetzung gab Julien (2 Bde., Par. 1824) heraus; andere Übersetzungen finden sich an mehren Übersetzungen der Werke des Kon-fu-tse.

Meninski (Franz), eigentlich Menin, der vorzüglichste Förderer des Studiums der türk. Sprache unter den übrigen europ. Völkern, war in Lothringen 1623 geboren, studirte in Rom und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den poln. Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der türk. Sprache, daß er zum ersten Dolmetscher bei der Gesandtschaft und später zum Gesandten ernannt wurde. Nachdem er das poln. Indigenat erhalten, verwandelte er seinen Familiennamen Menin in Meninski. Indeß schon 1661 trat er in die Dienste des deutschen Kaisers und wurde erster Dolmetscher der orient. Sprachen in Wien. Im J. 1669 besuchte er Jerusalem. Er starb 1698. An seinen „Thesaurus linguarum orient. sive Lexicon arab.-pers.- turc." (3 Bde., Wien 1680—87, Fol.) schließen sich seine „Linguarum orient., turc., arab., pers. institutiones sive grammatica turc." und das „Complementum thesauri linguarum orient. sive Onomasticum lat.-turc.-arab.-pers." als vierter und fünfter Band (Wien 1680, Fol.) an. Einen Wiederabdruck der Grammatik besorgte

Kollar (Wien 1756, 4.) und eine neue Ausgabe des Lexikons Jenisch (4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.).

Menippe, die Tochter des Orion, und ihre Schwester Metioche wurden von Athene in die Kunst zu weben eingeweiht und von Aphrodite mit Schönheit begabt. Als bei einer Pest in Aonien das Orakel des Apollon Gortynios zwei Jungfrauen zur Sühne verlangte, weihten sich Beide freiwillig dem Tode. Persephone und Hades verwandelten sie dafür in Kometen, und die Aonen errichteten ihnen zu Orchomenos einen Tempel.

Menippus, einer der berüchtigtsten Cyniker und Schüler des Diogenes, aus Gadara in Syrien gebürtig, hatte sich durch schändlichen Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, büßte dasselbe aber wieder ein und soll sich aus Gram über diesen Verlust erdrosselt haben. Mit beißendem Spotte verfolgte er die Verkehrtheiten der Menschen und namentlich der Philosophen, daher der Römer Varro (s. d.) unter dem Namen satira Menippea oder cynica eine besondere Art von Satiren verfaßte, die sich in einzelnen Bruchstücken noch erhalten haben. Über das Leben des M. und das Wesen der nach ihm benannten Menippeischen Satire handelt Oehler in „M. T. Varronis saturarum Menippearum reliquiae" (Quedlinb. und Lpz. 1844).

Mennige nennt man das ziegelrothe Oxyd des Bleis, welches entsteht, wenn man gewöhnliche Bleiglätte längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen steigenden Temperatur an der Luft erhitzt. Die Mennige findet als Malerfarbe und als Töpferglasur Anwendung; auch bedient man sich ihrer zur Bereitung eines Pflasters. Sie wird mit Ziegelmehl nicht selten verfälscht, dient ihrerseits wieder als Verfälschungsmittel des Zinnobers und unterliegt in der Anwendung denselben Vorsichtsregeln, wie andere Bleiverbindungen, deren giftige Eigenschaften sie theilt.

Menno (Simons), Stifter der Mennoniten (s. Taufgesinnte), wurde zu Witmarsum in Friesland 1496 geboren. Nach sorgfältiger Vorbildung trat er 1524 in den geistlichen Stand und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte selbst. Da aber das leere Formelwesen der katholischen Kirche ihn nicht befriedigte, so sagte er sich 1536 gänzlich von der Kirche los. Von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden unter dem Namen der Wiedertäufer sich als eine eigne Religionspartei constituirten, und wurde zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Sein eigentlicher Aufenthalt blieb Friesland; doch durchwanderte er verschiedene Theile von Holland und Norddeutschland, und kam selbst bis nach Liefland und Gothland. Der Verfolgungen wegen in seinem Vaterlande flüchtete er nach Wismar, wo er das „Colloquium wismariense" hielt, welches Joh. Wigand in seinem Werke „De anabaptismo" (Lpz. 1582, 4.) uns aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldeslohe im Holsteinischen nieder, wo er nicht nur Freiheit und Schutz fand, sondern auch die Vergünstigung erhielt, eine Druckerei zur Verbreitung seiner Schriften zu errichten. Nachdem er noch eine Reise nach Köln unternommen hatte, wo er vergebens sich bemühte, die Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann beizulegen, starb er 1561. Sein freimüthiges Auftreten für die Wahrheit bekundete einen unabhängigen Geist; sein Wirken athmete einen regen Eifer für ein geläutertes praktisches Christenthum und in den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, neigte er sich stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hin. Seine zahlreichen Schriften wurden später von seinen Anhängern gesammelt (Amst. 1600 und 1646, 4.; am vollständigsten, Amst. 1681, Fol.). Ihr Inhalt ist meist polemisch und ascetisch; sie ermangeln jeder stilistischen Zierde, zeichnen sich aber aus durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede.

Menoikeus, ein Thebaner, der Enkel des Pentheus, war Vater des Kreon, der Jokaste und Hipponome. Sein Enkel, der Sohn des Kreon, weihte sich selbst dem Tode, entweder einer Weissagung des Teiresias oder einem Ausspruche des delphischen Orakels zufolge. Als nämlich Theben von den sieben argivischen Fürsten hart bedrängt wurde, sollte es nicht anders befreit werden können, als wenn sich M. selbst opfere. Er that es,

und Ares, derden Thebanern wegen des von Kadmos erschlagenen Drachen zürnte, wurde durch das Opfer versöhnt.

Menologium ist in der griech. Kirche gleichbedeutend mit dem röm.-katholischen Martyrologium. (S. Märtyrer.)

Menou (Jacq. Franç., Baron de), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, stammte aus einem alten Geschlechte und trat sehr jung in die Armee. Beim Ausbruche der Revolution war er bereits Maréchal-de-Camp. Im J. 1789 vom Adel seiner Provinz zum Abgeordneten der Generalstaaten erwählt, vereinigte er sich ohne Zögern mit dem dritten Stande und gab seine Privilegien auf. Als Mitglied des Kriegscomité beschäftigte er sich eifrig mit Bildung des neuen Heers und unterstützte dann die Bewaffnung der Nationalgarden. Nach der verunglückten Flucht des Königs half er zur Erhaltung des Thrones den Club der Feuillants (s. d.) stiften. Wiewol mit parlamentarischen Arbeiten überhäuft, blieb er stets im activen Dienst und befehligte die Truppen in der Nähe der Hauptstadt. Im J. 1793 kämpfte er in der Vendée, wurde von Laroche-Jacquelin entscheidend geschlagen und mußte sich auf Robespierre's Anklage vor dem Convente vertheidigen. Barère übernahm in dieser gefährlichen Lage seine Partei und rettete ihm das Leben. Als sich nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Vorstadt St.-Antoine am 2. Prairial (Mai 1795) gegen den Convent erhob, bezwang er die Empörer an der Spitze der Linientruppen, widersetzte sich aber dem Willen der Conventsabgeordneten, die Vorstadt anzuzünden. Der Convent verehrte ihm dafür eine volle Rüstung. Bei dem Aufstande der Section Lepelletier, am 13. Vendémiaire (Oct. 1795), bewies er als Befehlshaber weniger Energie; er weigerte sich, mit der Linie die Nationalgarde anzugreifen. Während ihm der junge Bonaparte im Commando folgte, wurde er verhaftet, aber auf dessen Verwenden vom Kriegsgerichte freigesprochen. Seitdem lebte M. zurückgezogen, bis ihn Bonaparte bei der Expedition nach Ägypten als Divisionsgeneral anstellte. Ohne sich auszuzeichnen, kämpfte er während des Feldzuges nicht ohne Tapferkeit. In Rosette heirathete er die Tochter eines reichen Mohammedaners, trat selbst zum Islam über und nahm den Namen Abdallah Jakob Menou an. Nach Kleber's Ermordung erhielt er als der älteste Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Heerestrümmer. Er machte sich in dieser Stellung durch Anhänglichkeit an den Islam lächerlich und verächtlich, zeigte sich auch schwach und nachlässig in der Landesverwaltung und erregte die Erbitterung seiner Vaterlandsgenossen und Kameraden. Bei der Landung der Engländer unter Abercromby machte er am 21. Mai 1801 einen ohnmächtigen Versuch, dem Feinde entgegenzutreten. Er wurde nach Alexandria zurückgeworfen und mußte capituliren. Als er am 8. Mai 1802 zu Paris anlangte, vertheidigte ihn der erste Consul gegen die Ankläger, besonders gegen seinen heftigsten Gegner, den General Regnier. Acht Tage darauf trat M. ins Tribunat; später schickte ihn Bonaparte als Gouverneur nach Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge wurde er Gouverneur von Venedig und starb daselbst am 13. Aug. 1810.

Mensch (homo) nennen wir das vollendetste Geschöpf der Erde, welches sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten läßt, besonders aber als einzelnes Wesen oder Individuum und als Gesammtheit aller dieser Wesen als Menschengeschlecht zu den interessantesten Nachforschungen hinreichendes Material liefert. Als einzelnes Wesen unterscheidet sich der Mensch in Hinsicht auf seinen Körperbau offenbar von allen andern auf der Erde lebenden Geschöpfen und namentlich von dem ihm am nächsten stehenden Geschlecht der Thiere, unter denen er seiner körperlichen Gestaltung nach die erste Gattung der Säugethiere, die der Zweihänder, für sich allein bildet, zunächst durch den aufrechten Gang und den dazu eingerichteten Bau seiner Beine, durch die Einrichtung seiner Arme und Hände (s. Hand), die Form seines Kopfes (s. d.), durch seine bedeutend langsamere Entwickelung (s. d.) zur vollen Reife und mehre weniger auffallende Merkmale. Unter allen lebenden Geschöpfen ist der Mensch fast das einzige, welches nicht auf einen gewissen Erdstrich, auf ein gewisses Klima beschränkt ist, und selbst da, wo alles übrige Leben erstirbt, bietet er allein am längsten den Elementen Trotz, ehe er ihnen weicht. Nur wenige Landstriche sind bis jetzt für ihn nicht bewohnbar, sonst ist die ganze Erdoberfläche ihm zum

Wohnplatz angewiesen und unter der drückenden Hitze des Äquators, wie auf den Eisfeldern der Polgegenden ist er im Stande, sein Leben fortzuführen. Jedoch scheinen allerdings die gemäßigtern Klimate einen wohlthuendern Einfluß auf seine Veredelung und Ausbildung zu haben als die kalten und das heiße. Ebensowenig ist dem Menschen eine besondere Nahrung angewiesen, Alles, was nur irgend genießbar ist, findet auch unter den Nahrungsmitteln (s. d.) des Menschen seine Stelle. Die bezeichnendsten aller Unterschiede sind jedoch die Vernunft und die aus geistigen und körperlichen Elementen zusammengesetzte articulirte Sprache. Die äußere Gestalt des Menschen ist vollkommen nach den Regeln der Symmetrie gebaut; anders verhält es sich mit seiner innern Einrichtung, welche nur im Innern des Kopfes symmetrisch ist; die Verhältnisse der einzelnen Glieder untereinander berechnet man nach der Länge des Gesichts eines jeden Individuums und zwar so, daß der Rumpf vom Kinn bis an sein unteres Ende 4, die untern Extremitäten von der Hüfte bis zur Spitze der großen Zehe 7⅓ und die obern vom Achselgelenk bis zur Spitze des Mittelfingers 4½ Gesichtslängen enthalten. Außerdem beträgt auch gewöhnlich die Entfernung der Spitze des einen Mittelfingers von der des andern bei horizontal ausgestreckten Armen ebensoviel als die Entfernung des Scheitels von der Ferse, während das Gewicht eines gesunden Menschen von mittlern Dimensionen sich auf 150 Pf. beläuft.

Die Gesammtheit aller menschlichen Individuen, deren Anzahl auf der Erde ungefähr 1000 Mill. beträgt, bildet das Menschengeschlecht oder die Menschheit (s. d.). Diese Gattung hat keine Unterabtheilungen und zerfällt nur in zwei große Hälften, die beiden Geschlechter (s. Geschlecht), welche, an Körperbau und Geisteseigenthümlichkeit verschieden durch vereinigtes Wirken die Fortpflanzung der Menschheit vermitteln. Wol aber finden sich zwischen den Bewohnern einzelner Landstriche in Hinsicht auf äußeres Ansehen und selbst auf den Bau einzelner Körpertheile, namentlich des Schädels, Verschiedenheiten, welche hinreichenden Grund zur Annahme besonderer sogenannter Menschenracen geben konnten, ohne daß man die Ursache, welche diese Verschiedenheiten erzeugte, zu erklären im Stande war, da Klima und Erblichkeit, welche als Hauptursachen angesprochen wurden, bei aufmerksamerer Beobachtung gar oft die erwarteten Resultate nicht lieferten. Diese Verschiedenheiten sind jedoch nur in ihren Extremen so auffallend, daß sie von Jedem bemerkt werden, während sie durch fast unmerkliche Abstufungen ineinander übergehen und keine genauen Grenzen gestatten. Daher sind auch die Ansichten über die Menschenracen so sehr voneinander abweichend, daß manche Naturforscher nur drei, andere deren bis zu 16 annehmen. Die meiste Verbreitung hat die Eintheilung von Blumenbach (s. d.) gewonnen, welcher fünf verschiedene Racen annimmt, wobei er sich vorzüglich auf die Schädelform stützt. Diese sind 1) die kaukasische Race. Hierher rechnet man alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseits des Obi, des Kaspischen Sees, des Ganges, und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll sein eine weißere Hautfarbe, mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, ein wohlgebildeter Schädel nebst einer schönen Gesichtsform nach europ. Begriffen und die Abwesenheit der Kennzeichen anderer Racen. 2) Die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien, die finnischen Völker in Europa, die Eskimos im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sehen meist weizengelb aus, haben weniges, straffes schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, eng geschlitzte Augenlider und seitwärts hervorragende Backenknochen. 3) Die äthiopische Race mit hervorragenden Kiefern. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger. 4) Die amerikanische Race, welche den Übergang von der kaukasischen zur mongolischen machen soll. Zu ihr gehören, die Eskimos ausgenommen, alle ursprüngliche Bewohner des übrigen Amerika. Hauptunterscheidungszeichen derselben sind die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes schwarzes Haar und ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen. Den Übergang von der kaukasischen zur äthiopischen macht 5) die malaiische Race. Sie umfaßt die Bewohner der meisten ostind. Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten, schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. Unter andern Gründen, welche die Verschiedenheit dieser Racen erklären sollten, ist auch der angeführt worden, daß jede derselben von einem beson-

dern Menschenpaare abstamme, und diese Behauptung führt zu der Frage nach der Abstammung, und der frühesten Gestaltung des ganzen Menschengeschlechts. Aus dem Umstande, daß, obwol sich so viele Überreste längst erloschener vorweltlicher Thiergeschlechter finden, man noch nirgend Knochen von Menschen oder Kennzeichen der Gegenwart menschlicher Wesen angetroffen hat, außer wohin sie auch durch spätere Zufälle gelangen konnten, läßt sich wol mit Recht schließen, daß der Mensch erst nach vollkommen vollendeter Schöpfung der übrigen organischen Welt und Gestaltung der Erde erschaffen worden sei. Wie aber diese Erschaffung des Menschen selbst vor sich gegangen sei, darüber lassen sich nur Hypothesen ohne vollkommen haltbare Gründe aufstellen. Nach einer Ansicht, welche wenigstens in der übrigen Natur ihre Analogien findet, ist das Menschengeschlecht durch eine Entwickelung, eine Fortbildung des Unvollkommenen zum Vollkommenen entstanden; durch welche Gestaltungen aber diese Entwickelung den entstehenden Menschen geführt habe, läßt sie ungewiß. Diese Ansicht schließt die Möglichkeit keineswegs aus, daß die Entstehung des Menschen an mehren Orten stattgefunden haben könne, und überhaupt ist in neuerer Zeit die aus dem hohen Alterthume stammende Sage, daß das ganze Menschengeschlecht nur von einem Menschenpaare abstamme, vielfältig bezweifelt worden. Allerdings kann schon der Umstand, daß diese Sage fast bei allen Völkern gefunden wird auf die Idee leiten, daß mehre Menschenpaare gewesen seien, von denen dann die ganze Bevölkerung der Erde abstamme, was auch noch dadurch bestätigt zu werden scheint, daß fast überall, wo der Europäer hinkam, Menschen sich schon vorfanden. Da nun diese von demselben Paare abstammenden Menschen vermöge des Klimas und der Erblichkeit sich untereinander mehr gleichen als denen, welche einen andern Ursprung hatten, so mußte eine besondere Race entstehen, welche jedoch durch Vermischung mit Individuen einer andern Race wieder andere Arten hervorbrachte. Die edlern der erwähnten Race sind also wahrscheinlich erst durch Vervollkommnung der unedlern, wozu die geistige Cultur nicht wenig beigetragen haben mag, entstanden. Diese Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, welche nicht nur dem einzelnen Menschen inwohnt, sondern dem ganzen Geschlechte eigen ist, macht aber den Menschen erst zum Herrscher über die ganze Schöpfung und stellt ihn in einem unendlichen Abstande über die Masse der andern lebenden Wesen. Nur durch seinen Körper an den Boden gefesselt, auf welchem er wandelt, strebt er stets mit seinem Geiste nach einem höhern Dasein. Mit der moralischen Freiheit ausgerüstet, die ihn jeden Trieb, den das Thier auch hat, fühlen, aber auch denselben nach seinem Willen unterdrücken läßt, gehorcht er nicht allein der Sinnlichkeit, sondern das ihm eingepflanzte Streben, von den Fesseln derselben sich frei zu machen, unterwirft ihn dem innern Richter, dem Gewissen, dem Sittengesetz, welches zu verdrängen noch Keinem gelungen ist. Herr der Welt, aber auch seiner selbst, fühlt er es deutlich, wenn er seine eigene Würde gegen sich selbst nicht behaupten konnte, und verabscheut sehr oft Das, was er im Augenblicke vorher that, ja sogar jeden Augenblick wieder zu thun bereit ist. Durch dieses in jedem Einzelnen waltende Sittengesetz werden auch die menschlichen geselligen Verbindungen zusammengehalten, von denen als die einfachste die Ehe, als die zusammengesetzteste der Staat zu betrachten ist. In diesen Verbindungen durch gegenseitige Kraft gestützt und gehoben ersteigt das ganze Menschengeschlecht eine Stufe nach der andern in der Vervollkommnung und je inniger, je geordneter diese Verbindungen sind, um so schneller eilen sie in ihrer Bildung vorwärts, wie die Weltgeschichte im Ganzen, sowie an vielen einzelnen Beispielen lehrt. Endlich im Gefühle der innern Unabhängigkeit, aber der äußern Fesseln erkennt der Mensch nicht die Erde, die er unter sich sieht, sondern ein höheres Wesen über sich als seinen Herrn an, ordnet sich dem höhern Willen, gleichviel welches Bild er sich davon macht, unter und findet so seine hier möglich höchste Vollendung in der Religion, welche ihn auch durch die Idee eines nach dem Tode anzutretenden höhern Daseins über das irdische erhebt. Vgl. Seiler, „Naturlehre des Menschen mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie" (Dresd. 1826, mit Kupf., Fol.); Prichard, „Researches into the physical history of mankind" (2 Bde., Lond. 1826); Choulant, „Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menschen" (Dresd. 1828) und Lacepède's „Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine" (2 Bde., Par. 1830) und „Histoire naturelle de l'homme" (Par. 1827).

Menschenkenntniß heißt bald die Kenntniß des Menschen, d. h. der allgemeinen Menschennatur und ihrer Gesetzmäßigkeit, bald Kenntniß der einzelnen Individuen, mit denen uns Umgang, Verkehr und Geschäfte zusammenführen. In der erstern Bedeutung ist die Quelle der Menschenkenntniß die Anthropologie. (s. d.) in ihrem Zusammenhange mit der Physiologie, Psychologie und Geschichte; die Menschenkenntniß in der zweiten Bedeutung stützt sich in der Regel nicht auf wissenschaftliche Untersuchung, sondern auf Erfahrung und Beobachtung einzelner Fälle, die als Grundlage für inductive Schlüsse dienen. Eine vollkommene Menschenkenntniß würde da vorhanden sein, wo die bestimmten Eigenthümlichkeiten des einzelnen Individuums als Ausdruck und Modification einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkannt würden. In der Wirklichkeit kommt es nur sehr selten vor, daß Beides miteinander vereint ist; die größten Kenner der menschlichen Natur sind oft bedeutenden Fehlgriffen in der Beurtheilung einzelner Individuen ausgesetzt, und praktische Köpfe, die Diejenigen, mit welchen sie zu thun haben, leicht durchschauen und sehr richtig behandeln, würden oft nur wenig Geschick zu allgemeinen Untersuchungen haben. Daß das Studium und die Beobachtung des Menschen interessant, wichtig, nützlich, ja unvermeidlich ist, bedarf kaum einer Bemerkung; denn abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches es darbietet, ist schon im gemeinen Leben Das, was wir zu erwarten, zu fürchten und zu hoffen haben, meist an unsere Verhältnisse zu andern Menschen geknüpft, und wer mit Menschen verkehren, sie beherrschen, leiten, bilden und erziehen, sich vor ihnen schützen oder sie benutzen will, muß vor Allem kennen, was der Wahrscheinlichkeit nach von ihnen zu erwarten steht oder nicht, um sein eigenes Handeln darnach einzurichten. Daher nennt man gewöhnlich Den einen Menschenkenner, der in seinem Urtheil sich über das Temperament, die Gesinnungen, Neigungen und sonstigen psychischen Eigenschaften Anderer nicht täuscht und danach mit mehr oder weniger Sicherheit Schlüsse auf ihr zukünftiges Handeln macht, um sein eigenes Verhalten danach zu regeln.

Menschenraub (plagium) kann in der eigentlichen, dem röm. Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sklaverei gibt, indem dieses Verbrechen darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sklaven zu machen, was nach röm. Rechte mit dem Tode bestraft wurde. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter Menschenraub begreift, sind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen vis); hauptsächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch Jemand mit Beraubung seiner Freiheit in den Zustand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Gewalt versetzt oder in entfernte Weltgegenden geschleppt wird, also das Verkaufen in fremden Kriegs- oder Schiffsdienst, die sogenannte Seelenverkäuferei u. dgl.; ferner den Kinderdiebstahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. s. w., wiewol hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt.

Menschenrechte heißen überhaupt die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Ein Sklave, ein Leibeigener, ein Höriger, selbst ein Bürger, der seiner nichtadeligen Geburt wegen auf gewisse Rechte verzichten muß, kann nicht persönlich frei genannt werden. Die franz. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrh. erwarb sich das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Princip aufzustellen. Mitten in den lastenden, schimpflichen Zuständen des öffentlichen Lebens, in dem Zerwürfnisse der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus ergriff das franz. Volk diese Grundidee und bildete dieselbe zu seiner Weltanschauung aus. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Foderungen geltend, welche jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Indessen erhielten diese praktischen Foderungen ihre erste positive Anwendung schon in Nordamerika, wo der Congreß der Vereinigten Staaten im J. 1776 die Menschenrechte als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette soll nach diesem Vorgange der franz. Nationalver-

sammlung zuerst den Vorschlag gemacht haben, der zu entwerfenden Constitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Sièyes, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Constitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue, sehr demagogische Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Misfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Convent der Constitutionsacte vom 5. Fructidor des J. III (22. Aug. 1795) eine gereinigte und beiweitem geordnetere Erklärung der Menschenrechte bei. Die Cardinalrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. Die Freiheit gibt dem Menschen das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte Anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß Jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung Aller zur Aufrechterhaltung der Rechte des Einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann Jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen Aller, der von der Majorität der Bürger oder deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetz nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet und beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verdingen; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die Abgaben, welche im allgemeinen Interesse zu erheben sind, müssen auf alle Bürger, und zwar mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse, vertheilt werden. Die Souverainetät beruht wesentlich in der Gesammtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung Einzelner kann die Souverainetät in Anspruch nehmen. Nur Der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar Theil zu nehmen. Die öffentlichen Ämter können nie das Eigenthum Derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten, sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Der Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur Das, von dem du wünschest, daß dir es auch Andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze offen verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Ökonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat Jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Autorität, das Insurrectionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. am 4. Juni 1814 verliehene Charte die allge-

meinen Menschenrechte als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Die Revolution von 1830 hat diesen Grundsätzen in der reformirten Charte eine neue Sanction verliehen. Dem Beispiele Frankreichs folgten auch die jungen südamerikan. Staaten und stellten ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voran. Der Parteigeist hat die Erklärung der Menschenrechte auf das heftigste angefeindet und herabgesetzt; immer bleibt diese Erklärung der erste denkwürdige und folgenreiche Versuch, die Idee der freien Persönlichkeit, das tiefe Princip, welches seitdem in den politischen Gestaltungen der Gegenwart arbeitet, in die Wirklichkeit zu versetzen.

Fast in allen Ländern haben politische Clubs und Vereine die Erklärung der Menschenrechte versucht, oder die Erklärungen der franz. Revolution zum Glaubensbekenntniß und zum Symbol ihrer politischen Bestrebungen gemacht. Unter diesen Vereinen nimmt die sogenannte Gesellschaft der Menschenrechte (Société des droits de l'homme), die sich nach der Revolution von 1830 in Frankreich bildete, rücksichtlich ihrer Ausbreitung und Mittel die erste Stelle ein. Dieselbe trat zu Paris nach den Unruhen vom 5. Juni 1832, bei dem Begräbnisse Lamarque's, aus den Trümmern des republikanisirten Vereins Aide-toi (s. d.) und der von Cavaignac, Raspail und Bastide geleiteten Amis du peuple zusammen. Um das Gesetz, das alle periodischen Versammlungen von mehr als 20 Personen verbot, zu umgehen, theilte sich die Gesellschaft in Sectionen von 10—20 Mitgliedern, die sich zu Quartieren und diese wieder zu Arrondissements vereinigten. Diese Einrichtung wurde in den Departements und großen Städten, über welche sich die Verbindung rasch verbreitete, ebenfalls festgehalten. Dem Ganzen stand ein erst von Cavaignac, dann von d'Argenson geleiteter Ausschuß vor, der seine Befehle an die Vorsteher der Abtheilungen erließ. Die Erklärung der Menschenrechte vom J. 1793 war das politische Glaubensbekenntniß und die Verbreitung politischer Belehrung durch Zusammenkünfte wie durch die Presse der ostensible, der Umsturz des Thrones und die Errichtung der Republik aber der verschwiegene Zweck der Gesellschaft. Hiernach unterstützten die Vereine durch ihre reichlichen Geldmittel die Zeitblätter, welche in diese Ansichten eingingen. Als ihr Hauptblatt galt die „Tribune" und später, als dasselbe zu erscheinen aufhören mußte, der „Réformateur". Da die Gesellschaft schon ihrer Organisation nach zu keiner Zeit eine wirklich geheime war, so wurde es der Regierung leicht, ihre Agenten einzuschieben, die nicht selten in den Sectionen die Rolle der Häupter spielten. Aus diesem Grunde, auch weil es mehren Häuptern mit der Aufregung nicht rasch genug ging, nahm man im Nov. 1833 eine Organisation der Gesellschaft vor. Kersausie bildete in der Gesellschaft eine zweite geheime Verbindung, die Association d'action, deren Mitglieder als die allezeit Schlagfertigen militairischen Gehorsam geloben mußten. Namentlich zu Lyon machte die Gesellschaft zu Ende des J. 1833 reißende Fortschritte. Hier trat die Masse der erregbaren, nicht nur auf politische, sondern auch auf sociale Umwälzungen sinnenden Fabrikbevölkerung hinzu, wodurch dem Ganzen ein noch gefährlicherer Charakter aufgedrückt wurde. Für die Dauphiné und Burgund hatte sich sogar ein eigener Centralausschuß gebildet, der über größere Mittel als der in der Hauptstadt gebot. Die Regierung begann darum schon zu Anfange des J. 1834 ihre Gegenmaßregeln zu ergreifen. Sie brachte ein Gesetz gegen die öffentlichen Ausrufer von Flugschriften zu Stande und leitete ein anderes zur Beschränkung der Associationen ein. Die Gesellschaft dagegen, als sie sich bedroht sah, nahm eine revolutionaire Haltung an und bereitete sich, nachdem sie zuvor am 30. März 1834 mit der 2000 M. starken communistischen Verbindung der Mutuellisten zu Lyon sich vereinigt hatte, ziemlich offen zum Kampfe vor. Ein Proceß gegen einen Mutuellistenchef gab am 9. Apr. zu Lyon das Zeichen zum Beginn der Revolution. Zugleich brachen Unruhen zu Saint-Etienne, Marseille, Grenoble, Chalons-sur-Marne, Perpignan und vielen andern Städten aus; endlich erhob auch die Gesellschaft ihre Waffen am 13. Apr. zu Paris. (S. Frankreich.) Die Aufstände endeten mit der vollständigsten Niederlage der republikanischen Partei. Die Häupter wurden schon vor dem Ausbruche des Aufstandes verhaftet, oder mußten ins Ausland fliehen. Der riesenhafte Proceß, der gegen die Verschwörer im Apr. 1835 vor der Pairskammer geführt wurde, vollendete die Zerstörung des Vereins, der zuletzt 60—70000 Mitglieder gezählt haben soll. Dessenungeachtet bildeten sich schon im

Laufe des J. 1835 aus den Trümmern der Gesellschaft wieder mehre Associationen, von denen die Association des familles die bedeutendere war. Dieselbe verwandelte sich 1837 in die Société des quatre saisons, an deren Spitze Blanqui und Barbès standen. Die Mitglieder dieses kaum 2000 M. starken Vereins waren meist arme, niedrige Leute, die mehr communistische Umwälzungen, als republikanische Institutionen im Sinne hatten. Ungefähr 500 der am meisten fanatisirten Mitglieder begannen am 12. Mai 1839 einen Aufstand in den Straßen von Paris und erst am zweiten Tage gelang es der Regierung, die mit kalter Verzweiflung kämpfende Schar völlig zu überwältigen.

Menschheit bezeichnet das menschliche Geschlecht, die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, namentlich wie sie im Unterschiede von andern Thiergattungen durch die ihr specifisch eigenthümlichen Merkmale charakterisirt ist. Diese Merkmale liegen weniger in dem leiblichen, als in dem geistigen Leben, indem allein die menschliche Gattung einer von Generation zu Generation fortschreitenden Ausbildung und Vervollkommnung ihres innern geistigen und dadurch auch ihres äußern, namentlich gesellschaftlichen, politischen und religiösen Lebens fähig ist. Die Menschheit allein hat deshalb eine Geschichte (s. d.); zugleich aber liegt in der Mannichfaltigkeit der Gestaltungen und Äußerungen der Menschennatur, daß die Geschichte der Menschheit nur als das Resultat aus eben den Ursachen und Verhältnissen aufgefaßt werden kann, die auf den Gang der menschlichen Entwickelung im Einzelnen wie im Ganzen Einfluß haben. Jeder einseitige Standpunkt, sei es der Culturgeschichte oder der politischen Geschichte, ist daher der Geschichte der Menschheit unangemessen; vielmehr setzt sie die reifste Ausbildung aller Richtungen des historischen Studiums voraus. Insofern sie aber nicht blos Gemälde, Schilderung und Darstellung, sondern zugleich Untersuchung der Ursachen, Nachweisung der Zusammenhänge, Hinweisung auf die Ziel- und Endpunkte Dessen sein will, was der Menschheit begegnet und was sie aus sich selbst macht, streift sie nothwendig an die Aufgaben der Philosophie der Geschichte, welche noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, als die Philosophie der Natur, schon deshalb, weil es die Untersuchung hier mit einem Stoffe zu thun hat, der auf Überlieferung beruht, während die Natur dem Forscher immer gleich gegenwärtig ist. Unter Denen, welche die Aufgabe einer philosophischen Geschichte der Menschheit zuerst ins Auge gefaßt haben, wird immer Herder (s. d.) mit Achtung genannt werden müssen; daß die spätern Systeme sowol diese Aufgabe selbst als die Methode ihrer Lösung je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Principien verschieden bestimmt haben, liegt in der Natur der Sache; häufig hat man dabei, namentlich in der Hegel'schen Schule, vergessen, daß alle Menschengeschichte nur ein Fragment und noch nicht am Ende ist, und daß im Schoose der Zukunft noch ganze Reihen verschiedener Entwickelungen ruhen können, von denen wir nichts ahnen und auf welche wir höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen können.

Menstruation oder Monatliche Reinigung, auch die Regeln (menses oder catamenia), nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Thieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Geschlechtsorgane, welche mit der Entwickelung der Mannbarkeit eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie beurkundet am zuverlässigsten die eingetretene Empfänglichkeit des Weibes für die Einwirkung der Zeugungskraft des Mannes, verräth gewissermaßen körperlich das Bedürfniß des Weibes nach Schwängerung und ist übrigens so innig mit der ganzen Natur des Weibes verwebt, daß ihr nicht nur die Frauen aller Menschenracen, Länder und Stände unterworfen sind, sondern überhaupt auch die Gesundheit des mannbaren Weibes bei Unregelmäßigkeiten derselben nicht lange ungestört bleibt. Durch sie entledigt sich der Körper seines überschüssigen Nahrungsstoffes, so lange dieser nicht seiner Bestimmung gemäß zur Ausbildung der Frucht verwendet wird. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden ist, naturgemäß aber ohne alle krankhafte Zufälle stattfindet, fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13.—20. Lebensjahr; in den heißern um einige Jahre früher und in den kältern später. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menstruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweise ausfließen-

den Blutes richtet sich hauptsächlich nach der körperlichen Constitution, Lebensweise u. s. w. Städterinnen, zumal wenn sie vielleicht eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein mehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die Menstruation mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande und sind außerdem einer Menge Beschwerden ausgesetzt, welche letztere nicht kennen. Insbesondere gesellen sich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. s. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerschaft verschwindet die Menstruation entweder sogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall ist, oder sie kehrt während der ersten Monate nach stattgefundener Empfängniß noch einige Male, aber schwächer, zurück, hört dann ganz auf und stellt sich nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgesehen von solchen Unterbrechungen, die auch in Folge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang so lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verschwindet naturgemäß erst mit dieser für immer. Dies geschieht am gewöhnlichsten in den vierziger Lebensjahren. Wie aber Klima, körperliche Constitution, Lebensweise u. s. w. ihren Einfluß auf früheres oder späteres Erscheinen der Menstruation ausüben, so bedingen sie auch zum Theil das naturgemäße Aufhören derselben. Die Menstruation bietet eine Menge Abweichungen dar, welche stets mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken, und kann so die Quelle sehr verschiedenartiger Krankheiten werden. Überhaupt ist bei Beförderung der stockenden oder spärlichen sowol als bei Beschränkung der übermäßigen Menstruation die größte Vorsicht zu beobachten.

Mensur gebraucht man in der Musik vorzugsweise von dem mathematischen Verhältniß der Töne. Die Instrumentmacher verstehen unter Mensur sowol die mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, wie diese Verhältnisse selbst. Beim Orgelbau bezeichnet man mit Mensur das Verhältniß der Weite der Pfeifen zu ihrer Länge. Zwei Stimmen unterscheiden sich demnach durch engere und weitere Mensur, wenn die Pfeifen bei gleicher Länge von verschiedener Weite sind. Bei dem Clavier, der Geige u. s. w. redet man von einer guten oder schlechten, einer langen oder kurzen Mensur. Die kleine Mensur der Instrumente hängt mit der erhöhten Stimmung des Orchesters zusammen. In der Bildhauerkunst nennt man Mensur das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang oder Mensuralmusik nannte man in den ältern Zeiten diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, zum Unterschiede von der Choralmusik (s. Canto fermo), die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Übrigens pflegt man alten und neuen Mensuralgesang zu unterscheiden. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde und sich bis in das 13. Jahrh. erhielt, hat nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, sodaß jede lange Silbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Silbe. Der neue Mensuralgesang, dessen Erfinder man nicht kennt und der besonders seit Franco von Köln (s. d.) vervollkommnet wurde, welcher die Zeichen für das Zeitmaß genauer bestimmte und anwendete, ist nichts Anderes als der gegenwärtige Figuralgesang (s. d.), in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten mit Unterabtheilungen verändert werden kann.

Mentor, der Sohn des Alkimos, war der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemachos, den er zur Tugend und Weisheit anleitete. Sein Name wurde später zum Appellativum, welches einen Lehrer und Führer von Jünglingen bezeichnet.

Mentschikow (Alex., Fürst), gewöhnlich Menzikow, Herzog von Ingermanland, russ. Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. 1670, war der Sohn eines Bauern aus dem moskauischen Gouvernement. Nach der gewöhnlichen Annahme entdeckte er als Bäckerbursche in Moskau dem Zar Peter dem Großen eine Verschwörung der Strelitzen und eröffnete sich dadurch die Bahn, die ihn zu den höchsten Ehrenstellen führte. Nach Le-

fort's (s. d.) Tode räumte ihm Peter der Große die Stelle dieses Günstlings ein, und beehrte ihn mit einem solchen Vertrauen, daß er nichts ohne seinen Rath unternahm. M. war aber auch unbestreitbar eines der größten Genies seiner Zeit, gleichgroß als Feldherr und Diplomat, wie als Bildner des Volks und als Förderer der Künste und Wissenschaften, des Handels, Bergbaus, der Schiffahrt und aller Gewerbe überhaupt. Ihm verdankt Rußland zumeist sein Ansehen im Auslande, und die Pläne Peter's des Großen gingen zum Theil von ihm aus, der in seiner Jugend weder zu lesen noch zu schreiben verstanden hatte. Selbst der Fürst Dolgoruky läßt in seiner „Notice sur les principales familles de la Russie" (Brüss. 1843) dem hohen Geiste M.'s alle Gerechtigkeit widerfahren, was um so erfreulicher ist, da die Ränke der in ihrem Ehrgeiz gekränkten Dolgoruky'schen Familie es hauptsächlich waren, die M. den Untergang bereiteten. M.'s Eigennutz und Habsucht, die ihn mehrfach zu Veruntreuungen führten, hatten allerdings schon Peter den Großen oft wider ihn aufgebracht und ihm selbst persönliche Züchtigungen von Seiten desselben zugezogen. Dennoch hatte sich M. unter ihm stets zu behaupten gewußt. Eine noch gewaltigere Rolle spielte er während der Herrschaft Katharina I., welche allein durch seinen Willen und seinen Einfluß regierte. Mit kühner und sicherer Hand ergriff er auch nach ihrem Tode unter Peter II. die Zügel der Regierung, übte die unumschränkteste Gewalt, und stand bereits auf dem Punkte, durch Vermählung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, als er, von dem stets wachsenden Einfluß der Dolgoruky's verdrängt, plötzlich nach Sibirien zu ewiger Gefangenschaft verbannt wurde, während sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit mehr denn 100000 Seelen, aus 3 Mill. Rubeln an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, der Krone verfiel. Im Sept. 1727 reiste der Mann, den Kaiser Leopold I. 1702 zum Grafen, 1705 zum deutschen Reichsfürsten erhoben, dem Peter der Große 1707 die Würde eines russ. Fürsten und auf dem Schlachtfelde von Pultawa den Feldmarschallstab verliehen, der die höchsten Ehren, wie Keiner vor ihm, bekleidet hatte, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab, wo er in die tiefste Schwermuth versank, nichts sprach, nur Brot und Wasser genoß, und sein kummervolles Leben im Nov. 1729 beschloß. — Sein Sohn, Fürst Alex. M., wurde ein Jahr nach dem Tode des Vaters aus der Verbannung zurückberufen, und ein Großenkel des berühmten M., Fürst Alex. M., ist der gegenwärtige Minister der russ. Marine, einer der trefflichsten und thätigsten Männer, dem Rußland hauptsächlich das Wiederaufblühen seiner unter der Regierung Kaiser Alexander's I. in Verfall gerathenen Seemacht und den gegenwärtigen Flor derselben verdankt.

Menu, eigentlich Manu, in der ind. Sage Stammvater des Menschengeschlechts, soll das älteste Gesetzbuch der Inder verfaßt haben, eine Sammlung von Rechtssprüchen in Sanskrit-Versen, in 12 Bücher vertheilt. Die Zeit der Abfassung läßt sich nicht genau bestimmen; die Zusammenstellung aber fällt vielleicht schon mehre Jahrh. v. Chr. Eine engl. Übersetzung gab Jones (Lond. 1796; deutsch von Hüttner, Weim. 1797) heraus; der Originaltext von dem ind. Commentar des Kulluka Bhatta erschien zu Kalkutta (4 Bde., 1813, u. 2 Bde., 1830); den blosen Text mit Jones' engl. Übersetzung lieferte Haughton (Lond. 1825) und denselben mit franz. Übersetzung Delongchamps (Par. 1830).

Menuet nennt man ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im langsamen Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten besteht. Öfters kommt noch ein Trio, auch Menuetto secondo genannt, hinzu, ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung der Menuet wiederholt wird. Der musikalische Charakter des Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfachheit verbunden, daher abgemessene, langsamere Bewegung und Vermeiden aller harten Ausweichungen. Der den Menuet begleitende Tanz, ein franz. Nationaltanz, soll aus der Provinz Poitou stammen und ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben. Der Componist Lully (s. d.) soll der Erfinder desselben sein, und Ludwig XIV. 1660 die erste Menuet zu Versailles getanzt haben. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie an Ludwig's Hofe erst den graziösen Charakter annahm. In den Symphonien und Quartetten erschien früher der Menuet gewöhnlich als dritter Satz; gegenwärtig hat ihn das Scherzo (s. d.) verdrängt.

Menzel (Friedr. Wilh.), Geh. Secretair und Kanzlist in dem königlichen Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Kasse anzugreifen verführt hatten. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Östreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofes festgenommen und nach Brünn, und nach Abschluß des hubertusburger Friedens nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 Jahre lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft. Er starb im Mai 1796.

Menzel (Karl Adolf), Consistorial- und Schulrath in Breslau, geb. am 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Elisabethanum zu Breslau und auf der Universität zu Halle und hatte sich anfangs für die Theologie bestimmt, wendete aber sehr bald, da ihn der in dieser Wissenschaft damals herrschende Geist dieses Studium verleidete, seine Neigung auf Philosophie, Philologie und besonders Geschichte. Nach beendigten Universitätsstudien wurde er, nachdem er seit 1804 als Privatlehrer auf der schles. Herrschaft Wartenberg, in Breslau und in Liegnitz gelebt hatte, 1809 als außerordentlicher Professor und zweiter College am Elisabethanum zu Breslau, bald nachher erster College und 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, welches Amt er auch beibehielt, als 1824 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrath erfolgte. Zwar hörte 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium auf in Folge der neubestimmten Verhältnisse der Behörden, dagegen erhielt er im Provinzialschulcollegium neben der Aufsicht über die evangelischen Gymnasien und Seminare auch noch die über das Bürger- und Elementar-Schulwesen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., Bresl. 1805—7); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., Bresl. 1807—10); „Die Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste in lebendiger, schöner Darstellung geschriebene deutsche Geschichte, übrigens auf gutes Quellenstudium gestützt und mit patriotischem Geiste aufgefaßt, und die Fortsetzung zu Becker's „Weltgeschichte" „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II." (2 Bde., Berl. 1824—25). In letzterm Werke sprach er eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution und eine ebenso entschiedene Anhänglichkeit an das monarchische Element aus, ohne jedoch zu verkennen, daß die Monarchie selbst durch ihre Verdorbenheit und Entsittlichung die Revolution gewissermaßen hervorgerufen habe, daß es einen neuen, nicht verwerflichen Weltgeist gebe, mit dem die Monarchie sich in Harmonie setzen müsse und daß diese Vereinbarung beider Elemente, was wenigstens angedeutet wird, noch nicht gefunden sei, sondern die Aufgabe der Zukunft bilde. Das größte und bedeutendste seiner Werke ist die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (Bd. 1—11, Bresl. 1826—44). Aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangen, ist dasselbe nicht sowol eine politische Geschichte, sondern vielmehr ein Versuch, in das Innere der bürgerlich-politischen Zustände, in das Provinzielle des Volkslebens tiefer, als dies bisher geschehen, einzudringen. Dieses provinzielle Leben stellt sich aber im 16. und 17. Jahrh. hauptsächlich als theologische Streitigkeit, als Wortgezänk heraus, namentlich als die erste begeisternde Glut der Reformation vorüber war. Diesen Geist jener Jahrhunderte verfolgt nun M. bis in das Speciellste, jedoch so, daß er im Ganzen eine feindliche Stellung gegen die Reformation einnimmt. Man kann nicht glauben, daß seine in dieser Beziehung ausgesprochenen Ansichten aus einer wahren innerlichen Feindschaft gegen die Glaubensverbesserung hervorgingen; es ist falsche Unparteilichkeit, die er erstrebt, und die ihn bisher gehindert hat, den tiefen, innern Grund, welcher

Katholicismus und Protestantismus trennt, zu fassen, weshalb er auch nicht im Stande ist ihn darzustellen.

Menzel (Wolfgang) in Stuttgart, geb. am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, verlor frühzeitig seinen Vater, welcher praktischer Arzt war, und folgte dann seiner Mutter auf ihr Gut, wo er indeß in der hinterlassenen Bibliothek seines Vaters reiche Nahrung fand. Erst 1814 kam er auf das Elisabethanum nach Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Nach der Rückkehr, ein leidenschaftlicher Turner, folgte er, als das Turnen untersagt wurde, Jahn nach Berlin. Im J. 1818 bezog er die Universität zu Jena, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und als nach Kotzebue's Ermordung allen Studirenden aus Preußen untersagt wurde, fremde Universitäten zu beziehen, wendete er sich nach Bonn. Im J. 1820 ging er nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre nachher seine Stelle freiwillig nieder und privatisirte daselbst, bis er 1824 sich nach Heidelberg begab, um die Bibliothek zu benutzen, worauf er im nächsten Jahre seinen Aufenthalt in Stuttgart nahm und mit Cotta in Verbindung trat. Im J. 1830 als Deputirter des Oberamts Bahlingen in die Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer an, mit denen er sich, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt hatte, von der politischen Thätigkeit zurückzog. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch die „Streckverse" (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten „Europ. Blätter" (Zür. 1824—25), in welchen er zuerst den Vernichtungskampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein kriegerisches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., Zür. 1824—25; 2. Aufl., in einem Bande, Stuttg. 1834; 4. Aufl., 1843), bestimmt für das größere Publicum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift „Voß und die Symbolik" (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Voß's und seiner Anhänger zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks „Die deutsche Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatts", das er seit 1825, anfangs ohne sich zu nennen, redigirte, einen Waffenplatz für seine Ansicht, von welchem aus er sich nicht nur vertheidigte, sondern auch angriff. Ein entschiedener Liberaler trat er nach der Julirevolution immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodaß Börne endlich die Schrift „Menzel der Franzosenfresser" (Par. 1837) wider ihn ausgehen ließ. Als Dichter ist M. hauptsächlich in den zwei geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rübezahl" (Stuttg. 1829) und „Narcissus" (Stuttg. 1830) aufgetreten. Seine „Reise nach Östreich" (Stuttg. 1831) schildert wahrhaft und treffend den Nationalcharakter der Östreicher und namentlich der Wiener sowie die dortigen literarischen Verhältnisse. Interessant und verdienstlich ist auch sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (5 Bde., Stuttg. 1829—35; „Neue Folge", Abth. 1, Stuttg. u. Augsb. 1837, 12.). Von seinen neuern Arbeiten sind noch zu erwähnen „Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835" (Stuttg. 1835); die kleine Schrift „Geist der Geschichte" (Stuttg. 1835); „Europa im J. 1840" (Stuttg. 1839) und „Mythologische Forschungen und Sammlungen" (Bdchn. 1, Stuttg. 1842). M. gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten unter den lebenden Kritikern, doch wird seine Consequenz nicht selten zur Einseitigkeit, und der Eifer, mit dem er Alles verfolgt, was ihm die Schranken der Zucht und Mäßigung zu überschreiten scheint, verführt ihn nicht selten zu unbillig harten Urtheilen und hat ihn in manche unangenehme Streitigkeiten verwickelt.

Menzikow (Alex.), s. Mentschikow.

Mephistopheles, s. Teufel und Faust (Doctor Johann).

Mephitisch heißt jede Luftart, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Be-

nennung kommt von dem lat. Mephitis, d. h. Schwefelgeruch, her, unter welchem Namen zu Rom auch eine Göttin als die Schützerin wider schädliche Ausdünstungen verehrt wurde.

Meran, eine Stadt an der Mündung des Passeyerthals in das Etschthal, in der Grafschaft Tirol, mit 2300 E., einem Gymnasium und Fräuleinstift, war im Mittelalter der Sitz der mächtigen Grafen von Andechs (s. d.), deren Besitzungen, welche an der Etsch und am Inn in Tirol lagen, durch Kaiser Friedrich I., 1180, zum deutschen Herzogthum Meran erhoben wurden. Die Herzoge von M. erweiterten sehr bald die Grenzen desselben, starben jedoch schon 1248 aus, worauf ihre Besitzungen zumeist an den Grafen Albert I. von Tirol kamen. In der Nähe von M. wächst ein guter Wein, Hochschütter genannt. Auch liegt unfern der Stadt das alte Schloß Tirol, gegenwärtig im Besitz des Kaisers, der es im wohnlichen Zustande erhalten läßt.

Mercadante (Saverio), Capellmeister am Dom in Novara, ein in Italien sehr bekannter Operncomponist, geb. 1798 in Neapel, studirte die Musik in dem Collegium von San-Sebastian daselbst. Früher für die Violine bestimmt, widmete er sich erst später der Composition. Nachdem er mannichfache Versuche darin gemacht hatte, rieth ihm der Director der Anstalt, Zingarelli, sich der Vocalmusik zu widmen. M. folgte dieser Weisung, entzog sich jedoch der Leitung des Meisters früher, als dieser billigen konnte, sodaß derselbe später erklären mußte, daß er selbst ihn noch nicht entlassen habe. M. erhielt hierauf eine Anstellung als Componist am großen Theater San-Carlo in Neapel, woselbst seine erste Oper 1819 mit vielem Beifall gegeben wurde. Von jetzt an war er ununterbrochen thätig im Fache der Operncomposition und eine sehr große Anzahl seiner Werke wurde in Italien auf verschiedenen Theatern bald mit großem Beifall, bald mit dem entgegengesetzten Erfolg aufgeführt. Im J. 1830 war er beim Hoftheater in Madrid angestellt. Bald indeß kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er 1833 die Capellmeisterstelle in Novara erhielt. M. gehört zu den bessern Tonsetzern des gegenwärtigen Italiens. Neben vielfach Entlehntem, geradezu Abgeschriebenem in seinen Werken und vielen andern Mängeln finden sich hin und wieder doch auch originelle Gedanken. Jedenfalls war es der Verbreitung seines Rufs nachtheilig, daß seine Thätigkeit in die Epoche Rossini's fiel, während neuere Tonsetzer diesen Rival nicht zu fürchten hatten, und darum, ohne M. im hohen Grade überlegen zu sein, allgemeinern Eingang auch in Deutschland finden konnten. Als die beste seiner Opern bezeichnet man „Elisa e Claudio"; sie ist charakteristischer als die übrigen, in denen er allein der Mode des Tages gehuldigt hat.

Mercantilsystem ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft. Es lehrte, der beste Weg zum Reichthum für ein Volk sei das Verhindern der Einfuhr solcher fremder Waaren, welche daheim erzeugt werden könnten, und daß man am sichersten über die Zu- oder Abnahme des Reichthums eines Volks durch den Handel mit dem Auslande urtheilen könne, wenn man untersuche, ob das Inland von ihm Geld empfange oder ihm sende. Denn wenn man mehr Waaren abschicke als erhalte, so sei es offenbar, daß dem Inlande die Ausgleichung in Gold oder Silber gewährt werde; wenn man aber mehr ein- als ausführe, so sei es ebenso sicher, daß die dadurch eingegangene Schuld durch Gold- oder Silber getilgt werden müsse. Ein Volk könne durch Handel und Wandel sehr reich werden, aber auch arm, wenn ihm nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet werde. Wenn Länder den Waaren eines andern Landes den Eingang gewährten, und doch ihre rohen Erzeugnisse dahin ausführten, so werde diesem jährlich ein großer Theil des Reichthums entzogen. Es sei daher die Einfuhr nicht nur solcher fremder Waaren zum einheimischen Verbrauch zu hemmen, die im Lande selbst erzeugt und verfertigt werden könnten, sondern fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel eine nachtheilige Handelsbilanz herbeizuführen drohe. Es müsse stets darauf gesehen werden, daß mehr aus- als eingeführt werde, also die Handelsbilanz günstig bleibe, und der active Handel vor dem passiven, der directe vor dem indirecten, und der Eigenhandel vor dem Speditionsverkehr begünstigt werde. Dieses System wurde endlich durch die franz. Nationalökonomie erschüttert, durch Adam Smith bündig widerlegt, und vom wissenschaftlichen Publicum ganz Europas aufgegeben. Turgot und Pitt gehörten zu den ersten Staatsmännern, welche das Irrthüm-

liche dieser Theorie anerkannten und sich bemühten, sie außer Wirkung zu setzen. Der äußere Handel ist nämlich für das Gedeihen eines Landes von großer Wichtigkeit. Durch ihn erhält ein Land von außen die Waaren, welche der Boden, das Klima, Capital und die Industrie anderer Länder billiger liefern als es das Land vermag, wogegen es diejenigen ausführt, zu deren Erzeugung seine specielle Lage es geeigneter macht. Die Befreiung von allen Fesseln muß dem äußern Handel die größte Ausdehnung geben und dem Capital und der Industrie den besten Weg zeigen. Der Grundsatz, den Jedermann in seinen Privatangelegenheiten befolgt, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten ist, und zu verkaufen, wo der Preis am höchsten steht, muß auch bei dem Handel der Nation angewendet werden. Eine auf diese Grundsätze basirte Politik wird aus dem Welthandel einen Austausch gegenseitiger Vortheile machen, und unter die Bewohner jedes Landes mehr Reichthum und Wohlbefinden verbreiten. Ist ein Zweig der Industrie nicht im Stande, die auswärtige Mitbewerbung auszuhalten, so wird das Bedürfniß auszuführen, diejenigen Industrien aufmuntern, worin es geschickter ist, und auf diese Art dem Capital und der Arbeit eine wenigstens gleiche, wahrscheinlich aber beträchtlichere und sicher vortheilhaftere Anlegung gesichert werden. Die Kriege während und nach der franz. Revolution verhinderten gänzlich die Fortschritte der Handelsgesetzgebung, und in Frankreich ist auch nach dem Frieden hierin nichts geschehen. Östreich hat allerdings Einiges gethan, was auf ein späteres Verlassen dieses Systems hindeutet. In Rußland dagegen steht es noch in voller Blüte. In Großbritannien aber wurde das Mercantil- oder, wie man es später nannte, das Verbotssystem, selbst unter den Classen unpopulair, von welchen man glaubte, daß sie dadurch gewönnen; Huskisson, Robinson, Canning, Gray und in neuester Zeit Peel haben es bekämpft und bis auf die Kornbill (s. d.) beseitigt. In Preußen ist es durch Friedrich den Großen eingeführt, im J. 1818 aber verlassen worden.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremonde in Flandern am 5. März 1512, studirte zu Löwen, trat dann als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, und starb zu Duisburg am 2. Dec. 1594. Seine Verdienste um die Geographie haben ihm ein bleibendes Andenken geschaffen; insbesondere verbesserte er die Seekarten, weshalb man auch die Manier, in welcher er sie entwarf, Mercator's Projection genannt hat. (S. Projection.) Auch stach er selbst einen von ihm entworfenen großen Atlas in Kupfer und fertigte mehre Globen, unter denen besonders einer, für Kaiser Karl V., von vorzüglicher Schönheit war.

Mercia, das Land der Mercier (Merce), eines Stammes der Angeln, hieß das von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrh., durch Creoda, einen Abkömmling Wodan's, gestiftete Reich, das sich von dem Meere, wo um Lincoln (Lindum) der verbundene Stamm der Lindisvaren wohnte, auf beiden Seiten des Trent bis an die Gebirge von Wales erstreckte, im Norden an Northumbrien, im Süden an Ostangeln und die sächs. Staaten an der Themse grenzte. Ein König von M., Penda, ein gefürchteter Kriegsheld, den endlich Oswiu, der Bretwalda von Bernicien (s. Angelsachsen), 654 fällte, war der letzte mächtige Anhänger des Heidenthums unter den Angelsachsen. Im J. 823 suchten die Ostangeln gegen die übermächtigen Mercier, die mit ihren Nachbarn in häufigen Kriegen lebten, Hülfe bei Egbert, dem König der Westsachsen; der Sieg bei Ellendoune, den dieser erfocht, und die bald darauf im J. 825 folgende Unterwerfung Wiglaf's, des mercischen Königs, war der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächs. Reiche unter Egbert's Herrschaft.

Mercier (Louis Sebastien), einer der geistreichsten Genremaler der franz. Literatur, geb. zu Paris am 7. Juni 1740, war vor der Revolution Advocat in Rheims und beim pariser Parlament. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Heroiden auf, welche aber einen so unbefriedigenden Erfolg hatten, daß er sich später ausschließend der Prosa zuwendete, indem er die anstößige Behauptung aufstellte: „Les prosateurs sont nos vrais poètes". Mehre seiner Dramen, z. B. „Le déserteur", „L'habitant de la Guadeloupe", „L'indigent", welche unter dem Titel „Théâtre" (4 Bde., Amst. 1778—84) gesammelt erschienen, wurden eine Zeit lang mit Beifall aufgeführt. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit Interesse hinneigend, wurde er in den Convent, wo er gegen den Tod

Ludwig's XVI. stimmte, und in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zur republikanischen Partei gezählt wurde. Nachdem er eine Zeit lang den Posten eines Lotterieeinnehmers bekleidet hatte, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule und Mitglied des Nationalinstituts. Er starb zu Paris am 25. Apr. 1814. Seine eigentliche literarische Bedeutung hat M. als Zeichner frischer, kräftiger Skizzen, in denen sich das Volksleben in allen seinen Richtungen abspiegelt. Es ist dies ein Genre, in welchem der scharf beobachtende Geist der Franzosen vorzüglich glänzt. Der erste Versuch M.'s in demselben war sein „L'an 2440" (Par. 1770), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Größeres Interesse gewährte sein „Tableau de Paris" (12 Bde., Amst. 1782—88), welches das Muster zahlloser Schilderungen des pariser Volkslebens geworden ist. Die Fortsetzung „Le nouveau Paris" (5 Bde., Par. 1797), welche die Sitten der Pariser während der Revolutionszeit schildert, steht ungeachtet schöner Einzelnheiten an Gehalt tiefer. Mit Interesse werden auch noch jetzt sein „Bonnet de nuit" (4 Bde., Amst. 1778—84) und „Bonnet de matin" (2 Bde., Par. 1786) gelesen. Als Kritiker war er sehr absprechend, wie unter Andern sein „Essai sur l'art dramatique" und seine „Satire contre Racine et Boileau" (1808) beweisen. Deshalb wurde er auch in vielfache literarische Fehden verwickelt. Namentlich machte man ihm seine ungehemmten stilistischen Freiheiten und sein Abweichen vom sanctionirten Sprachgebrauche zum Vorwurfe. Er suchte die Berechtigungen seiner Neuerungen auf theoretischem Wege durch seine „Néologie ou Vocabulaire de mots nouveaux à renouveler, ou pris dans des acceptations nouvelles" (2 Bde., Par. 1801) darzuthun. Man kann M. als einen Vorläufer der stilistischen Emancipation von den Fesseln der akademischen Bestimmungen, die freilich unter den Händen der Romantiker zum Theil in literarischen Sansculotismus ausgeartet ist, ansehen.

Mercoeur (Elise), eine junge franz. Dichterin, war 1809 zu Nantes geboren, wo sie als Kind schon durch ihr poetisches Talent eine gewisse Berühmtheit erlangte. Nachdem ihr Ruf immer mehr in der Provinz sich verbreitet hatte, wurde sie durch die aufmunternden Urtheile eines Chateaubriand, eines Victor Hugo und Lamartine, von denen der Letztere mit Bezugnahme auf ihre 1827 erschienenen „Poésies" (neue Aufl., 1829) an einen Freund schrieb: „Dieses kleine Mädchen wird uns Alle überflügeln", veranlaßt, sich nach der Hauptstadt von Frankreich überzusiedeln. Auf Verwendung des Ministers Martignac erhielt sie von Karl X. eine Pension aus seiner Privatkasse, durch welche ihr und ihrer Mutter ein dürftiger Unterhalt gesichert wurde. Die Julirevolution raubte ihr die Pension; die wenigen Privatstunden, die sie mühsam erlangte, wurden schlecht bezahlt; sie kam immer tiefer ins Elend, aus dem sie 1835 der Tod erlöste. Unter ihren Gedichten finden sich einige reine lyrische Klänge, und es ist wol anzunehmen, daß sie, wenn ihr ein längeres und weniger gedrücktes Leben vergönnt gewesen wäre, bei ihrem heiligen Enthusiasmus und ihrem feinen Gefühl für Formschönheit Bedeutendes geleistet haben würde.

Mercuriales nannte man vor der Revolution in Frankreich die bei verschlossenen Thüren gehaltenen Versammlungen des Parlaments, in welchen sich der Generalprocurator im Namen des Königs über die disciplinarische Haltung des richterlichen Corps aussprach und Lob und Tadel vertheilte. Weil diese Versammlungen am Mittwoch (dies Mercurii) gehalten wurden, erhielten sie den Namen Mercuriales. Eine Ordonnanz von 1498 führte die Abhaltung solcher Sitzungen von zwei zu zwei Wochen, eine andere von 1539 von Monat zu Monat ein. Heinrich III. bestimmte endlich, daß dieselben jährlich zweimal, zu Ostern und zu Martini, abgehalten würden, wobei es auch blieb. Im Munde des Volks heißt Mercuriale noch gegenwärtig so viel als eine Strafpredigt. Unter Napoleon erschien ein Decret vom 6. Juli 1810, welches eine der alten nicht unähnliche Anordnung traf. Nach demselben mußte der Generalprocurator jährlich den Gerichtshof zu einer feierlichen Versammlung berufen und den Mitgliedern in einer Rede ihre Pflichten einschärfen und begangene Fehler rügen.

Mercuriālis (Hieronymus), ein vorzüglicher ital. Arzt und Humanist, geb. am 30. Sept. 1530 zu Forli, gest. daselbst am 9. Nov. 1596, erwarb sich ein nicht geringes Verdienst um die weitere Verbreitung der Schriften des Hippokrates. Seine „Censura et

dispositio operum Hippocratis" (Frankf. 1585) enthält allerdings manches Willkürliche; insbesondere machte er sich durch das noch jetzt geschätzte Werk „De arte gymnastica libri VI" (Ven. 1601, 4. und öft.) bekannt, worin alles auf die Gymnastik der Alten Bezügliche mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit zusammengestellt ist, sowie durch seine „Variae lectiones" (Ven. 1571, 4.), welche sich auf die Kritik und Erklärung der alten Classiker beziehen.

Mercurialmittel und **Mercurialsalze**, s. Quecksilbermittel und Quecksilber.

Mercurius, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, geboren in einer Höhle des Berges Kyllene in Arkadien, schlüpfte gleich in den ersten Stunden nach seiner Geburt aus der Wiege, ging nach Pierien und stahl dem Apollon Rinder, die er nach Pylos trieb. Um sich hierbei nicht auf die Spur kommen zu lassen, zwang er die Rinder rückwärts zu gehen, indem er auch selbst so ging, und band ihnen Baumzweige an die Schwänze, um die Fußtapfen zu verwischen. Hierauf begab er sich schnell an seinen Geburtsort zurück, fand daselbst eine Schildkröte, tödtete dieselbe, spannte Saiten über die Schale und erfand so die Lyra (s. d.). Apollon aber entdeckte durch seine Wahrsagergabe den Dieb seiner Rinder, der indeß die Sache leugnete, und brachte ihn vor Zeus. Endlich führte M. den Apollon nach Pylos, wo er die Rinder verborgen hatte; doch überließ sie ihm Apollon gegen Abtretung der Lyra. Nun weidete M. die Rinder und erfand die Syrinx (s. d.), die er ebenfalls an Apollon abtrat, der ihm dafür den goldenen Stab Caduceus (s. d.) gab. Später lehrte ihn Apollon aus Loosen die Kunst der Weissagung; Zeus aber machte ihn zum Götterherold, und in dieser Eigenschaft erscheint er bereits bei Homer. Ursprünglich gehörte M., als ein pelasgischer Naturgott, in den Kreis der chthonischen Gottheiten, welche aus der Tiefe Früchte und Segen spenden, und als solchen setzte ihn das alte Griechenland auf alle Straßen und Wege in der Form eines mit einem bärtigen Kopfe und einem Phallus versehenen Pfahles. Spuren dieses seines ursprünglichen Wesens finden sich auch noch bei Homer. Allmälig aber wurde dieser Segensgott zu einem ökonomischen und mercantilischen Gotte des Gewinns und Verkehrs; vornehmlich verehrten ihn nun die in der Vorwelt den Verkehr vermittelnden Herolde. In der Gestalt derselben erscheint er schon in der ältern Poesie. Auch die ältern Kunstwerke zeigen ihn in dieser Eigenschaft als einen kräftigen Mann mit spitzem Bart, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys, mit einem Reisehute, Fußflügeln und dem Caduceus in der Hand. Hier ist er noch nicht jener schlanke, gymnastisch ausgebildete Jüngling. Diese höhere Ausbildung ging von den Gymnasien aus, denen er seit alten Zeiten als Spender leiblichen Wohlgedeihens in phallischen Pfeilerbüsten vorgestanden hatte. Zur Bekleidung hat er auch hier die Chlamys, welche gewöhnlich sehr zusammengezogen ist, und nicht selten den Petasus als Bedeckung des Kopfes, dessen Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt ist. Die Züge des Gesichts zeigen einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen an. Verehrt wurde M. schon früh durch ganz Griechenland; der älteste Sitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa. Auch in Rom hatte er mehre Tempel, und sein Fest fiel auf den 15. Mai. An diesem brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer dar, damit er ihnen im Handel Glück bringen möchte. Der german. und gallische M., welche von Cäsar und Tacitus erwähnt werden, sind einheimische Gottheiten jener Völker, welche nur wegen irgend einer Ähnlichkeit mit dem M. von den Römern so genannt wurden. Unter den Kunstwerken tritt eine Classe besonders hervor, in der das Hermes-Ideal sich am höchsten steigert. Der Gott erscheint als Vorsteher gymnischer Übungen in reifer Jünglingsgestalt voll gediegener Kraft, in fester, ruhiger Stellung und mit der Chlamys, welche zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt ist. Hieran schließen sich ähnliche Statuen, bei denen indeß der erhobene rechte Arm zeigt, daß er hier als Hermes Logios, als Gott der Redegewandtheit, zu fassen sei. Als Bote des Zeus findet er sich abgebildet halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davon zu eilen, aber auch in ruhender Stellung, wobei er den Arm auf einen Pfeiler stützt. Ein Hauptattribut des Gottes war in der spätern Zeit der Beutel. Als Opferanrichter, Beschützer des Viehes, besonders

der Schafherden, Erfinder der Leier, dem als solchem die Schildkröte heilig ist, und als Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man ihn meist nur in geringern Kunstwerken.

Mercy (Franz, Freiherr von), ein ausgezeichneter General im Dreißigjährigen Kriege, stammte aus einem alten lothring. Geschlechte und wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Noch sehr jung nahm er in der kaiserlichen Armee Dienste; im J. 1631 war er unter dem damaligen Oberst Piccolomini Oberstwachtmeister und 1633 Befehlshaber eines Regiments. Als solcher hielt er 1634 Rheinfeld im Oberelsaß besetzt, das er dem Rheingrafen Johann Philipp kurz vor der Schlacht bei Nördlingen ausliefern mußte. Im J. 1635 trat er als Generalwachtmeister in bair. Dienste. Er eilte dem Herzoge von Lothringen in der Belagerung von Kolmar zu Hülfe und wohnte dann der Entsetzung von Dole bei, wurde aber 1637 mit dem Herzoge von Lothringen wiederholt geschlagen. Nachdem er 1638 zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen, focht er 1640 gegen den Herzog von Longueville in der Unterpfalz und widersetzte sich dem schwed. General Baner bei Regensburg. Den General Schlangen aber umzingelte er bei Waldneuburg und nahm denselben mit vier Regimentern gefangen. Im Feldzuge von 1643 überfiel und schlug er den franz. General Ranzau bei Duttlingen in Schwaben, wofür ihn der Kurfürst von Baiern zum Generallieutenant, der Kaiser zum Feldmarschall erhob. Im folgenden Jahre nahm er Überlingen und Rottweil und eroberte Freiburg, zog sich aber endlich unter heftigen Gefechten mit dem Herzog von Enghien auf Villingen zurück. Im J. 1645 gelang es ihm, Germersheim und Mergentheim zu nehmen, in welchem letztern Treffen am 5. Mai er Turenne besiegte. Am 3. Aug. 1645 lieferte er Enghien bei Allersheim ein heftiges Treffen, wobei er seinen Tod fand. — Sein Bruder Kasper von M., ebenfalls ein ausgezeichneter Krieger und bair. Generalwachtmeister, fiel bei Freiburg. — Claudius Florimund, Graf von M., des Vorigen Enkel, geb. in Lothringen 1666, zeichnete sich in kaiserlichen Diensten zuerst im Kriege gegen die Türken aus. Als Oberstlieutenant kämpfte er 1701 in Italien, wo er bei Borgoforte mit 300 Reitern eine Batterie wegnahm und ein ganzes Cavalerieregiment in die Flucht schlug. Im Feldzuge von 1702 befehligte er die kaiserliche Reiterei vor Cremona, wurde aber gefangen. In den nächsten Jahren zeigte er sich als kühner Reitergeneral am Rhein. Er stürmte 1705 die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen zum Rückzuge unter die Mauern von Strasburg. Im J. 1706 deckte er durch geschickte Märsche Landau, welches er verproviantirte, und am 24. Sept. 1707 schlug er den franz. General Vivans bei Offenburg. Als er jedoch im Feldzuge von 1709 zu tief im Elsaß eindrang, wurde er bei Rumersheim von dem General Dubourg am 26. Aug. gänzlich geschlagen. Gegen Ende des Krieges zum Feldmarschall ernannt, befehligte er hierauf 1716 in der Armee gegen die Türken und betheiligte sich an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. Im J. 1719 führte er mit Auszeichnung das Commando der kaiserlichen Armee in Sicilien. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1720 das Gouvernement von Temeswar und machte sich um die Cultur des Bannats sehr verdient. Als Generalfeldmarschall übernahm er 1733 den Oberbefehl in Italien, wurde aber während des Feldzuges vom Schlage gerührt. Im folgenden Jahre besetzte er Parma; gegen den Rath seiner Generale unternahm er am 29. Juni 1734 in Person den Angriff auf das feste Schloß Croisetta, wobei ihn eine Kugel durchbohrte. Man bestattete seine Leiche zu Reggio. Da er keine Kinder hinterließ, erbte das Lehn Mercy mit dem Grafentitel einer seiner Verwandten, Ant. von Argenteau, der gleichfalls in kaiserliche Dienste trat, sich in Ungarn, Baiern, besonders in den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Essek starb.

Mergel nennt man jedes Mineral, welches aus 10—20 Proc. kohlensauern Kalk, 30—50 Proc. Thon und 30—50 Proc. Sand besteht. Nach den verschiedenen Mengungsverhältnissen wird der Mergel in Thon-, Kalk- und Sandmergel eingetheilt. Im Allgemeinen zeichnen sich die Mergelbodenarten durch eine große natürliche Fruchtbarkeit aus, weil sie bei jeder Witterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend zerfällt der Mergel leicht. Derselbe wird mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechanisches Verbesserungsmittel des Bodens angewendet. Er wirkt theils durch seinen Kalk-, theils durch seinen Thongehalt und gibt deshalb den zu lockern

Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit. Außerdem wirkt er mittels des Kalkgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und tilgt die schädlichen Säuren im Boden. Daher wirkt er auch um so besser, je düngkräftiger der Boden ist, oder je mehr unzersetzten Humus derselbe enthält. Doch darf man einen und denselben Acker nicht zu oft mergeln, weil er sonst unfruchtbar wird. (S. Dünger.)

Mergentheim oder Mergenthal, ursprünglich Marienthal genannt, ein Städtchen in Schwaben, im jetzigen würtemberg. Jartkreise, an der Tauber, mit 2500 E., einem Gymnasium, Kloster und Schlosse, war sonst mit seinen Umgebungen (10 □M. mit 32000 E.) die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens und seit 1527 der Sitz der Hochmeister, die sich für gewöhnlich in dem nahe dabei gelegenen Schlosse Neuhaus, in welchem sich gegenwärtig ein Oberamt befindet, aufhielten. (S. Deutsche Ritter.) In der Nähe von M. wurden am 5. Mai 1645 die Franzosen unter Turenne von den Östreichern unter Mercy geschlagen.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — Matthäus M. der Ältere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietr. Meyer in Zürich und bei Theod. de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, und lebte längere Zeit in Paris. Später ließ er sich in Frankfurt am Main nieder, wo er einen starken Kunsthandel trieb, und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Am berühmtesten wurde er durch seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibung unter dem Titel „Topographien" erscheinen ließ und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden (30 Bde., Frankf. 1640—88, Fol., nebst Register, 1726). Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, namentlich die perspectivischen, sind in der That meisterhaft, ebenso seine frühesten Landschaften; da aber seine Unternehmungen allmälig eine ungeheure Ausdehnung gewannen, so wurde das Meiste von Gehülfen zum Theil nachlässig und schlecht ausgeführt. Nichtsdestoweniger ist seine Topographie ein historisch wichtiges Werk und noch gegenwärtig geschätzt. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien u. s. w., womit er eine Anzahl von Büchern illustrirte, so z. B. die Bibel, das „Theatrum europaeum", Gottfried's „Chronik" u. s. w.; Stich und Composition ist dabei insgemein etwas fabrikmäßig und nur Dasjenige antiquarisch wichtig, was sich auf die Zeitgeschichte, nämlich auf den Dreißigjährigen Krieg, bezieht. — Sein Sohn, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, ein guter Portraitmaler, war ein Schüler von Joach. von Sandrard und Ant. van Dyk, hielt sich um 1644 in Rom auf und bereiste nachher England, die Niederlande und Frankreich. — Ein zweiter Sohn, Kaspar M., übte die Ätzkunst, jedoch nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters. — Des jüngern Matth. M. Sohn, Joh. Matth. M., war ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler und starb zu Frankfurt 1716. — Des ältern Matth. M. Tochter, Maria Sibylla M., verehelichte Graff, geb. zu Frankfurt am Main 1647, gest. zu Amsterdam 1717, machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon und erlangte einen großen Ruf durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken und Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament, malte. Aus Liebe für dieses Fach ging sie von Holland aus, wohin sie sich aus Religionseifer begeben hatte, nach Surinam, um die Verwandlungen der einheimischen Insekten zu beobachten. Sie verweilte daselbst zwei Jahre und zeichnete eine Menge Gewürme, Pflanzen und Früchte auf Pergament, die in der That nichts zu wünschen übrig lassen. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, zu denen sie die Kupfer selbst gestochen hat, bemerken wir „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung" (2 Bde., Nürnb. 1679—83) und „Metamorphosis insectorum surinamensium" (lat. und holländ., Amst., Fol.).

Meridian oder Mittagskreis heißt der Kreis der Himmelskugel, welchen man durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Orts der Erde zieht. Er durchschneidet demnach senkrecht den Äquator und den Horizont. Es ist für einen Ort und gleichzeitig für alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben Meridiane liegen, Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Alle Orte,

welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge, und derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. (S. Länge.) Jeder Meridian wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Der Meridian hat ferner die Eigenschaft, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben. Dieses zu benutzen, stellen die Astronomen Meridiankreise auf, künstliche Kreise, deren Flächen genau in die Fläche des Meridians ihrer Sternwarte fallen. Mit diesem Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das sich in der Richtung des Kreises auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Gestirn den Meridian passirt, weshalb es Mittagsrohr oder Passageinstrument genannt wird. Als Erfinder derselben kann der dän. Astronom Römer betrachtet werden.

Meridianmessung. Die Größe der Erde genau zu kennen, ist nicht nur für die Astronomie und Geographie von großer Wichtigkeit, sondern überhaupt von hohem Interesse. Mit dem Maßstabe und der Meßkette läßt sie sich aber augenscheinlich nicht bestimmen, und man muß daher zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Glücklicherweise erleichtert die beinahe genau kugelförmige Gestalt der Erde dieses schwierige Geschäft. Um nämlich die Größe einer Kugel zu finden, braucht man nur den Umfang eines größten Kreises derselben zu kennen und auch hierzu ist es nicht nöthig, den ganzen Umfang desselben unmittelbar zu messen, da man durch die Messung eines bestimmten Theils desselben, von welchem man auf das Ganze schließt, zum Ziele gelangt. Angenommen, man hätte gefunden, daß 10 Grade von dem Umfange eines Kreises (gerade der 36. Theil desselben) 38 F. lang sind, so geht daraus hervor, daß der ganze Umfang 36 Mal so viel oder 1368 F. beträgt. Um also die Größe der Erde zu bestimmen, muß man die Länge eines bestimmten Theils von einem größten Kreise der Erdkugel messen. Ganz vorzüglich hierzu sich eignende größte Kreise sind die Meridiane, weshalb man eine solche Messung eine Meridianmessung, auch eine Gradmessung oder Breitengradmessung nennt. Die Meridianmessung zerfällt in einen geodätischen und einen astronomischen Theil. Nachdem der Astronom die Richtung des Meridians, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens nach Graden, Minuten, Secunden, und die Endpunkte desselben auf der Erde auf das genaueste bestimmt hat, muß der Geodät, nachdem er auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar ausgemessen hat, die von dem Astronomen bezeichnete Richtung durch Verbindung von geeigneten Dreiecken (s. Triangulirung) so verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Eine solche Messung dient übrigens nicht blos zur Bestimmung der Größe der Erde, sondern auch zur Bestimmung ihrer Gestalt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Erde keine vollkommene, sondern eine an ihren Polen abgeplattete Kugel (s. Abplattung) oder, was noch richtiger, ein elliptisches Sphäroid sei. Ist aber dieses der Fall, so wird die Länge der Meridiangrade zunehmen müssen, je mehr man sich den Polen nähert, und genaue Messungen einiger Meridiangrade im hohen Norden und in der Gegend des Äquators werden auch das Verhältniß des Äquatorialhalbmessers zum Polarhalbmesser oder die Abplattung der Erde kennen lehren. (S. Gradmessungen.)

Mérilhou (Joseph), Pair von Frankreich, ein Vorkämpfer der Julirevolution, wurde am 15. Oct. 1788 zu Montignac im alten Guyenne geboren und studirte die Rechte. Bereits 1812 trat er als Auditeur beim kaiserlichen Gerichtshofe ein, welche Stelle er auch während der ersten Restauration behielt. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wurde er Substitut des Generalprocurators, weshalb er mit der zweiten Restauration den Staatsdienst verlassen mußte. Er widmete sich nun der Sachwalterschaft und wurde bald durch sein Auftreten in politischen Processen, die sich zu förmlichen Parteikämpfen gestalteten, eine Hauptstütze der Volkspartei und des Liberalismus. Unter Anderm wählte ihn der General Berton (s. d.) zum Vertheidiger. Der Minister Peyronnet versagte ihm aber die Erlaubniß, sich nach Poitiers zu begeben, wo die Assisen gehalten wurden; auch durfte er den Angeklagten, wie es herkömmlich ist, nicht als Freund vertheidigen. Ebenso wenig vermochte er die Cassation des Verfahrens, bei welchem er Fälschung nachwies, durchzu-

setzen. Im J. 1828 kam er als Abgeordneter in die Volkskammer. Wiewol er neben den vielen ausgezeichneten Rednern der Opposition nicht ganz den Erwartungen seiner Freunde entsprach, galt er doch immer als einer der bedeutendern Wortführer; besonders betheiligte er sich am Kampfe gegen das Ministerium Polignac und unterschrieb die Adresse der 221. Außer der Kammer hatte er längst schon in den öffentlichen und geheimen Gesellschaften gewirkt. Er gehörte zu den vornehmsten Begründern des Vereins der Freunde der freien Presse, sowie der sogenannten Nationalsubscription. Diese letztere politische Verbindung hatte den ausgesprochenen Zweck, milde Beiträge zur Unterstützung Derer zu sammeln, die durch die Eingriffe des Hofes in die persönliche Freiheit in unverdiente Noth gerathen waren; insgeheim verfolgte jedoch dieser Bund auch weitere Zwecke. Nach der Julirevolution nahm M. an der Begründung der neuen Ordnung wesentlichen Antheil. Als Laffitte am 2. Nov. 1830 an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und nach Dupont's de l'Eure Ausscheiden das ihm angemessenere Justizministerium. Ein persönlicher Streit mit seinem frühern Freunde, dem Procurator Comte, und dem Generalprocurator Persil, in welchem sich das Cabinet für Letztern erklärte, bestimmten ihn indeß sehr bald, wieder seine Entlassung zu nehmen. Er trat zwar in die Reihen der Opposition zurück, zeigte aber fortan gegen die Regierung und den Hof so entschiedene Mäßigung, daß man ihn zur Belohnung zum Rath am Cassationshofe und 1837 zum Pair ernannte. Als solcher war er Berichterstatter im Processe gegen die Theilnehmer an den Maiunruhen. Unter Anderm schrieb er die Biographie Mirabeau's, die dessen Werken (Par. 1825) vorangestellt ist.

Mérimée (Prosper), franz. Dichter, geb. 1800 in Paris, wo er auch seine Erziehung und Bildung erhielt, ließ sich nach beendigtem Studium der Rechte als Advocat aufnehmen, ohne jedoch zu plaidiren, indem er es vorzog, sich der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Kunst zuzuwenden. Nach der Julirevolution, als Graf d'Argout wieder in das Ministerium trat, wurde er zunächst dessen Cabinetssecretair, dann Secretair im Handelsministerium und etwas später Bureauchef im Ministerium des Seewesens. Als Vitet die von Guizot geschaffene Generalinspection der historischen Denkmäler im J. 1835 abgab, übernahm M. diese Stelle, gab sie aber 1837 an Vatout ab und übernahm nun wieder die Stelle eines Bureauchefs in einem der Ministerien. Im J. 1844 wurde er an Nodier's Stelle Mitglied der franz. Akademie. Das erste Werk, mit dem er selbständig auftrat, war sein pseudonymes „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" (Par. 1825; neue Aufl., 1840), welches als blose Übersetzung geboten wurde, um die classische Kritik zu verwirren. Auch „La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie etc." (Par. 1827) war eine ganz glückliche Mystification, die von Goethe, der um das Geheimniß wußte, zuerst in Deutschland verrathen wurde. „La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la famille Carvajal" (Par. 1828) und „1572, Chronique du règne de Charles IX" (Par. 1829), ein historischer Roman, bieten zwar wegen ihres fleißigen Materials und der durchgebildeten Darstellung manches Interesse; aber es fehlt ihnen doch das eigentliche poetische Element. Überhaupt geht ihm dieses bei einem zu großen Anschmiegen an die Wirklichkeit in seinen Romanen, die insgesammt durch hervorragende stilistische Vorzüge glänzen, nicht selten verloren. Zu den bedeutendern darunter gehören das treffliche Sittenbild „La double méprise" (Par. 1833) und „Colomba" (1840). Eine Sammlung seiner kleinern Romane und Novellen enthält das Buch „Mosaïque" (Par. 1833). Von besonderm Werthe sind seine Aufzeichnungen über die Resultate seiner zahlreichen Wanderungen, welche meist archäologischen Forschungen gewidmet waren. Dahin gehören seine „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France" (Par. 1837). Ähnliche Berichte hat er über die Provence, über Corsica und andere Theile Frankreichs geliefert.

Merino, ein glattes, verschiedenfarbiges Wollenzeuch, wozu gewöhnlich die feinste Wolle von Merinos (s. d.) genommen wird, ist erst in neuerer Zeit zu einem der bedeutendsten Handelsartikel geworden. Während anfangs die engl. Fabriken, namentlich in Manchester, den Merino in bester Qualität lieferten, sind ihnen hierin gegenwärtig die franz. und sächs. beiweitem voraus und selbst Schlesien und Böhmen fangen an, ihnen den Rang streitig zu machen.

Merino (Don Geronimo), bekannt unter dem Namen des Pfarrers Merino, ein berüchtigter span. Parteigänger, geb. um 1770 in Villaobiado, einem Dorfe Altcastiliens, von armen Eltern, bereitete sich in dem Collegium zu Lerma für den geistlichen Stand vor, wurde aber nach vier Jahren von den Eltern zurückberufen, um ihnen bei der Bewirthschaftung ihres Gütchens behülflich zu sein. Dessenungeachtet erhielt er nachher die Pfarrstelle in seinem Geburtsorte. Beim Ausbruche des Kampfes gegen die Franzosen erschien er schon im Mai 1808, einer der ersten der unter dem Namen Guerrilleros so berühmt gewordenen Parteigänger, an der Spitze eines bewaffneten und berittenen Haufens, mit dem er den Franzosen großen Abbruch that. Durch die Grausamkeiten, die er an den Gefangenen beging, wurde sein bloser Name sehr bald ein Schreckbild, vor welchem ganze Haufen der Feinde die Flucht ergriffen. Die Wälder von Burgos und Soria gaben ihm eine sichere Zufluchtsstätte. Nie suchte er sich zu bereichern; der gemachte Raub wurde stets das Eigenthum seiner Mannschaft. Unterstützt durch eine eisenfeste Gesundheit, setzte er sich den größten Beschwerden und Entbehrungen aus. Er besaß persönliche Tapferkeit und außerordentliches Glück, sodaß es dem Feinde niemals möglich war, seiner habhaft zu werden. Allmälig entwickelte sich während des Unabhängigkeitskriegs die Grausamkeit seines Charakters auf eine furchtbare Weise. Im Mai 1811 nahmen die Franzosen vier Mitglieder der Provinzialjunta von Burgos gefangen und ließen dieselben erschießen. Um sie zu rächen, ließ M. 110 franz. Gefangene, 20 für Einen, und die übrigen in Kauf, niedermachen. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich in seine Heimat zurück, gefürchtet und gemieden selbst von seiner eigenen Familie. Nach der Wiederherstellung der Constitution im J. 1820 erklärte er sich sogleich als Feind derselben und kehrte zu dem alten Handwerke der Guerrillero zurück. Vertheidigung des absoluten Königs und des Altars, Ausrottung der Liberalen wurden sein Wahlspruch und der Deckmantel, unter welchem er die unerhörtesten Grausamkeiten beging. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Gewalt belohnte der König die Dienste M.'s, indem er ihn zum Brigadier ernannte und ihm nachher eine Pension von 36000 Realen anwies. Abermals zog M. sich in seine Heimat zurück, und lange Zeit vernahm man nichts von ihm, bis er am 20. Jan. 1833 in voller Uniform in Madrid erschien, um der Königin Maria Christina auf das feierlichste zu versichern, daß er stets die von Ferdinand VII. bestimmte Thronfolge, als die allein rechtmäßige, aus allen Kräften vertheidigen werde. Gleichzeitig aber arbeitete er bereits im Stillen an einem Aufstande zu Gunsten des Don Carlos. In Burgos, wo er sich gewöhnlich aufhielt, hatte sich insgeheim unter dem Vorsitze des Don Gregorio Alvarez Perez eine Junta gebildet, welche sich zum Zwecke stellte, nach dem Tode Ferdinand's VII. Don Carlos als König auszurufen. Mit den einzelnen Mitgliedern der Junta nicht im besten Vernehmen, verzögerte er nach Ferdinand's VII. Tode den Aufstand, bis er für seine eigene Person zu fürchten begann. Am 14. Oct. 1833 entwich er heimlich von Burgos und fast das ganze Bataillon der königlichen Freiwilligen folgte ihm. Er ging zunächst nach San Pedro de Cardeña, dann nach Sepulveda, versetzte die ganze Gegend zwischen Burgos und Aranda in Aufruhr und stand im Nov. bereits an der Spitze von 20000 meist bewaffneten königlichen Freiwilligen. Als hierauf in Folge des Einrückens des Generals Quesada mit einem Armeecorps in Altcastilien die Freiwilligen die Waffen niederlegen mußten, flüchtete sich M. in die Wälder von Soria. Sehr bald aber fing er den kleinen Krieg wieder an, den er nun mit mehr oder weniger Erfolg fortführte, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er eine Zuflucht in den Nordprovinzen suchen mußte und nicht wieder auf dem Kriegsschauplatze zum Vorscheine kam. Mit dem Prätendenten flüchtete er nach Frankreich, wo er im Innern des Landes einen Aufenthaltsort angewiesen erhielt.

Merinos ist der span. Name einer aus der Berberei stammenden, seit dem 14. Jahrh. in Spanien eingeführten und daselbst heimisch gewordenen Schafrace, die sich vor andern Schafen durch gedrungenen, kleinern Körperbau und vorzüglich durch Feinheit und Weichheit der Wolle auszeichnet. (S. Schafzucht.) Die Merinos weiden auf den Gebirgen fast ganz Spaniens, waren ursprünglich ein ausschließendes Eigenthum der Krone, gingen aber später durch Verkauf in Privathände über. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

wurden sie nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Östreich und in neuerer Zeit von Sachsen aus nach Rußland verpflanzt.

Merinthus und Merinthianer, s. Cerinthus.

Merkel (Garlieb), eine Zeit lang durch seine Verbindung mit Kotzebue und als Gegner der Schlegel'schen Schule bekannter Literat, geb. 1776 in Liefland, widmete sich philosophischen und geschichtlichen Studien und war eine Zeit lang Privatdocent in Frankfurt an der Oder. Im J. 1803 übernahm er, nachdem er sich schon durch verschiedene Schriften bekannt gemacht, gemeinsam mit Kotzebue die Redaction des „Freimüthigen" in Berlin. Wegen mancher politischer Äußerungen hielt er es aber 1806 bei Annäherung der Franzosen für gerathen, in seine Heimat zurückzugehen. Erst 1816 kehrte er nach Berlin zurück, wo er es vergebens versuchte, den „Freimüthigen" in der alten Weise neu zu beleben, weshalb er sich bald wieder auf sein Landgut bei Riga zurückzog, wo er seitdem der Landwirthschaft obliegt. Unter seinen selbständigen Schriften haben die auf die Geschichte seines Vaterlandes sich beziehenden, z. B. „Die Vorzeit Lieflands" (2 Bde., Berl. 1798), wirklichen Werth; doch sind sie jetzt ebenso vergessen als seine tiefer stehenden erzählenden Schriften. Am bekanntesten machte er sich seiner Zeit durch die heftigen Angriffe, die er zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Häupter der romantischen Schule richtete, und die ihm reichlich vergolten wurden. M. zeigte in diesen Kämpfen große Eitelkeit und Anmaßung bei sehr mangelhafter Sachkenntniß, weshalb sein Auftreten auch nur ein rasch vorübergehendes Aufsehen machte. In der spätern Zeit schrieb er „Über Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand" (2 Bde., Riga 1818). Ein neuerer Versuch, durch „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" (2 Bde., Riga 1839) sein Andenken zu erneuern, ist nicht gelungen.

Merlin, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den Sagen von Artus (s. d.), die, wie es scheint, durch die Verschmelzung zweier Personen entstand. Die eine ist der Barde Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verlust der Schlacht beim Walde Celidon in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht „Afallenau", das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in „The Myvyrian archaiology of Wales" (Bd. 1, Lond. 1801) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist, deren Echtheit Turner in den „Vindications of the genuineness of the ancient british poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin" (Lond. 1803) vertheidigt hat. Die andere Person ist der wunderbare Knabe Ambrosius, von dem Nennius in seiner wol dem 9. Jahrh. angehörigen „Historia Britonum" erzählt, daß er vor dem König Vortigern gebracht wurde, als das Kind ohne Vater, welches seine Zauberer ihn suchen heißen, damit auf dem mit seinem Blute besprengten Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Er entdeckte ihm, was die Zauberer nicht vermochten, die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg, und als deren letztes bei der Nachgrabung sich ein rother und ein weißer Drache zeigten, von denen jener, nachdem er fast unterlegen, den andern doch zuletzt im Kampfe vertrieb, was der Knabe auf den nach langer Unterdrückung doch endlich erfolgenden Sieg der Briten über die Sachsen deutete. Während aber bei Nennius der Knabe als seinen Vater, den selbst seine Mutter nicht kannte, einen röm. Consul angibt, ist bei Gottfried von Monmouth (1130—50) in seiner brit. Chronik und in seiner poetischen „Vita Merlini", Merlin, wie hier der streitbare Barde des Artus heißt, auf den nun die geheimnißvolle Geburt, die Weissagungsgabe des Ambrosius und deren erste Kundgebung beim Burgbau übertragen worden, aus der Vermischung eines Dämon mit einem irdischen Weibe entstanden, und der Merlin der franz., dem bretonisch-normand. Sagenkreis angehörigen Romane aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. wird von einem Teufel mit einer Jungfrau erzeugt, um durch seine Hülfe Das wieder zu gewinnen, was der Erlöser der Hölle entrissen. Das Abenteuer des Ambrosius beim Burgbau ist auch in diesen Romanen auf M. übertragen, außerdem die wälsche Sage von der Versetzung eines großen Felsenbaues von Irland nach Salesbury. Er verhilft, wie auch Gottfried erzählt, dem Uterpendragon zum heimlichen Umgang mit der schönen Iguerne, aus dem Artus entsproß; dann aber sind die Sagen von Graal (s. d.), von Joseph von

Arimathia und der Tafelrunde (s. d.) hereingezogen, und obwol M. den Artus begleitet und ihm durch seine Zauberei meist zum Siege verhilft, so scheint doch hier die Gestalt des alten Barden verwischt. Endlich wird M. von der schönen Viviane, für die er in Liebe entbrennt und die ihm seine Kunst ablernt, im bretagnischen Walde von Breceliande in einen unsichtbaren Kerker verschlossen. Die nationale Erinnerung an M. erhielt sich durch geheimnißvolle Dichtungen, die schon Gottfried als „Prophetiae Merlini" seiner Chronik einfügte, und in denen man noch lange nachher Voraussagungen über die Geschichte Englands finden wollte. Vgl. „M.'s life, his prophecies and predictions" (Lond. 1813); Friedr. von Schlegel, „Geschichte des Zauberers M." (Lpz. 1804) und San-Marte, „Die Arthursage" (Quedlinb. und Lpz. 1842).

Merlin de Thionville (Ant. Christophe), ein merkwürdiger Charakter der franz. Revolution, wurde 1762 zu Thionville geboren, wo er beim Ausbruche der Revolution das Amt eines Huissier versah. Er wendete sich mit Enthusiasmus der politischen Bewegung zu, trat 1791 als Abgeordneter des Moseldepartements in die Nationalversammlung und gesellte sich sogleich den leidenschaftlichsten Gegnern des Hofes bei. Als eines der Häupter im Club der Jakobiner ging er eines Abends zu den Feuillants, wurde aber von denselben wegen Schimpfreden hinausgeworfen. Am folgenden Tage denuncirte er die Feuillants in der Nationalversammlung, was die Schließung des Clubs zur Folge hatte. Im Verein mit Chabot (s. d.) und Bazire verfolgte er mit besonderer Heftigkeit die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten, und schlug deren Deportation in Masse nach Amerika vor. Bei den Unruhen vom 20. Juni 1792 erhielt er als Deputirter den Auftrag, die Volksmasse aus den Tuilerien zu entfernen. Der Anblick der mishandelten Königsfamilie rührte ihn so, daß er Thränen vergoß. „Sie weinen", wendete sich die Königin an ihn, „bei solcher Behandlung eines Fürsten, der sein Volk nur glücklich machen wollte". „Es ist wahr, Madame", erwiderte M., „ich weine beim Anblick einer schönen unglücklichen Frau und Mutter; aber ich hasse die Könige und Königinnen". Während des Aufstandes am 10. Aug. erschien er vollständig bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs. Sein Anblick hauptsächlich soll den Procureur Roederer veranlaßt haben, Ludwig XVI. zur Flucht in die Nationalversammlung zu drängen. Von der Hauptstadt in den Convent gewählt, nahm er seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Berges. Auch ließ er sich in die Legion der Tyrannenmörder aufnehmen und erklärte auf öffentlicher Straße, daß er Den, welcher die Dictatur oder die Herstellung des Thrones zu fodern wagen würde, erdolchen müsse. Im Processe des Königs nannte er denselben infam und wollte ihm den Vertheidiger entziehen; da er sich bei der Abstimmung auf einer Sendung in Mainz befand, so stimmte er schriftlich für den Tod des Königs, doch wurde seine Stimme nicht mitgezählt. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte er mit seinem Collegen Rewbell eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere der Besatzung nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Der Reichthum, den er seit seiner Rückkehr von Mainz blicken ließ, zog ihm die Anklage zu, daß er dort die kurfürstlichen Schätze geplündert habe. Doch wurde er mit Hülfe seiner Freunde freigesprochen und ging hierauf als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale Canclaux und Westermann an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze Robespierre's neigte er sich gemäßigtern Ansichten und Gesinnungen zu, und am 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe gegen dessen Partei. Am Abend dieses Tages bemächtigte sich Henriot (s. d.) seiner; allein er rief mehre Bürger zu Hülfe und verhaftete den Rebellen. Als einer der zehn Conventscommissarien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug durch seine Entschlossenheit sehr viel zur Vervollständigung des Sieges bei. Die Anerkennung, welche er im Convente für sein Betragen erntete, machte ihn bald zu einem entschiedenen Thermidoristen und Beförderer der politischen Reaction. Wie er früher die Royalisten verfolgt, so verfolgte er jetzt die Jakobiner, deren Club er eine Höhle von Räubern nannte. Zu Ende des J. 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er sich äußerst mild gegen die gefangenen Emigranten benahm und Hunderten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III trat er in den Rath der

Fünfhundert. Auch hier setzte er seine Mäßigung fort und arbeitete der republikanischen Reaction vom 18. Fructidor entgegen. Nachdem er 1798 sein Amt als Abgeordneter niedergelegt, ging er als Commissar der Regierung zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr aber wurde er zu Paris bei der Postverwaltung angestellt. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er auch diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück, das er in der Picardie gekauft hatte. Als die Verbündeten zum zweiten Mal Frankreich überzogen, wirkte er sich ein Patent als Oberst aus und errichtete ein Freicorps, das jedoch nicht zum Kampfe gelangte. Seitdem lebte er in der größten Abgeschiedenheit von dem öffentlichen Leben. Er starb zu Paris am 14. Sept. 1833.

Merlin de Douai (Phil. Ant., Graf), Director der franz. Republik und Rechtsgelehrter, wurde von wohlhabenden Landleuten am 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu Douai. Nach vollendeten Studien ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und erwarb sich bald eine große Praxis. In dieser Zeit gründete er seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem „Répertoire universel de jurisprudence" (64 Bde., 1775—1786), sowie in den berühmten Processen Beaumarchais' und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution wurde er als Deputirter in die Nationalversammlung gesendet. Wiewol seine Thätigkeit durch den Umstand gelähmt war, daß er durchaus nicht aus dem Stegreife sprechen konnte, erlangte er bald entscheidenden Einfluß in den legislativen Arbeiten. Unter Anderm erstattete er am 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm die Aufgabe, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Decreten den neuen Strafcodex vom 3. Brumaire des J. IV zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und ersetzte nach der Revolution vom 18. Fructidor Barthélemy im Directorium. Diese Stellung war jedoch weder seinem Charakter noch seinen Erfahrungen angemessen; er unterstützte die streng republikanische Partei und mußte zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire gab man ihm das Amt des Generalprocureur beim Cassationshofe. In dieser Eigenschaft erwarb er sich bei der Lückenhaftigkeit der Gesetzgebung außerordentliche Verdienste, indem ihm die umfassendste Gesetzkenntniß aller Länder und Zeiten und eine scharfe Logik zu Gebote standen. Napoleon, der ihn nicht liebte, ernannte ihn zwar zum Staatsrathe, hütete sich aber, den alten Republikaner bei der Abfassung seiner Gesetzbücher zu verwenden. Mit der Restauration verlor M. seine Ämter und mußte, weil er dieselben während der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier von der franz. Regierung verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch noch an der europ. Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Hierauf erlaubte man ihm, zu Haarlem zu wohnen, wo er sich ganz juristischen Arbeiten widmete. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris am 26. Dec. 1838. Von seinen gelehrten Werken erwähnen wir noch den „Recueil des questions de droit, qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux" (8 Bde., Par. 1804—10 und öft.). — Sein Sohn, Ant. Franç. Eugène, Graf M., geb. zu Douai am 27. Dec. 1778, zeichnete sich in den Feldzügen des Kaiserreichs aus und war beim Eintritt der Restauration Brigadegeneral. Er verließ mit seinem Vater Frankreich, kehrte aber 1818 zurück und lebte bis zur Julirevolution in der Zurückgezogenheit. Im J. 1832 wurde er zum Generallieutenant erhoben, 1835 in die Deputirtenkammer gewählt und am 7. Nov. 1839 mit der Pairswürde bekleidet.

Meröde (Grafen von), eine der ältesten, angesehensten, populairsten und reichsten belg. Adelsfamilien, die bei den vielen Streitigkeiten zwischen Volk und Regierung in Belgien fast immer auf der Seite des erstern stand und insbesondere in der Revolution von 1830 auf der Seite der hierarchisch-revolutionairen Partei eine große Rolle spielte. Das Haupt derselben ist Heinr. Maria Ghislain, Reichsgraf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré, Grande von Spanien erster Classe und Senator des Königreichs Belgien, geb. am 15. Aug. 1782. In der Revolution von 1830 machten sich besonders die Grafen Friedrich und Felix von M. berühmt. — Ludw. Friedr. Ghis-

lain, Graf von M., war am 9. Juni 1792 geboren und hielt sich 1830 in Paris auf. Sofort nach dem Ausbruche der Unruhen in Brüssel eilte er nach dieser Stadt, um in den Reihen des aufgestandenen Volks gegen die Holländer zu kämpfen, und trat hier unter das Corps der Chasteler'schen freiwilligen Jäger, in welchem er an allen Gefechten gegen die weichenden Holländer Theil nahm, bis er am 25. Oct. 1830 im Gefecht auf dem Kirchhofe von Berchem vor Antwerpen so schwer verwundet wurde, daß er am 4. Nov. zu Mecheln starb. Hierdurch einer der gefeiertsten Helden Belgiens, wurde ihm in der Kathedrale zu Brüssel ein großartiges Monument, von Geefs, errichtet. — Phil. Felix Balth. Otto Ghislain, Graf von M., ist am 13. Apr. 1791 geboren. Auch er nahm am brüsseler Septemberaufstande sogleich den thätigsten Antheil und machte dabei vorzüglich seinen Einfluß auf die Geistlichkeit und die mittlern und untern Volksclassen geltend. Gleich von vorn herein, als Mitglied der provisorischen Regierung, stellte er sich, den katholisch-hierarchischen Interessen ergeben, der republikanischen Partei entgegen und betrieb besonders die Gründung einer constitutionellen Monarchie. Nach Ernennung Surlet de Chokier's zum Regenten Belgiens blieb er Mitglied des Congresses, und wirkte in dieser Stellung für die Annahme des Systems friedlicher Unterhandlungen, sowie später für die Wahl des Königs Leopold, als dessen treuen Anhänger er sich seitdem fortwährend gezeigt hat. An der Regierung des Landes nahm er nur kurze Zeit activen Theil, nämlich vom 15. März bis 20. Mai 1832 als interimistischer Kriegsminister, nachdem er schon am 12. Nov. 1831 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt worden war. Seit dieser Zeit beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten nur als Mitglied der Deputirtenkammer, der er seit ihrem ersten Zusammentritt im J. 1831 angehört, und in der er sich stets als entschiedenen Anhänger der katholischen Partei bewiesen hat. Doch zeichnete er sich fortwährend durch eine gemäßigte Haltung aus, die ihn nur 1838 bei den Verhandlungen über den definitiven Friedensvertrag mit den Mächten der londoner Conferenz und mit Holland verließ, indem er entschieden für die Nichtannahme der vorgeschlagenen Bedingungen war, und deshalb die thörichtsten kriegerischen Maßregeln in Vorschlag brachte. Da jedoch eine Sendung, mit der man ihn zu Anfang des J. 1839 an den König Ludwig Philipp nach Paris beauftragte, ihn von der Unausführbarkeit seiner Vorschläge überzeugte, gab er seine Stellung als Staatsminister ohne Portefeuille auf, um sich seitdem immer mehr von der politischen Bühne zurückzuziehen.

Merŏe, ein Priesterstaat im nordöstlichen Afrika, der den fruchtbaren Theil der vom Nil und Astaboras (jetzt Tacazze und Atbara) gebildeten und von äthiop. Negern bewohnten Halbinsel, der gegenwärtigen Landschaft Schendy in Nubien, umfaßte, stand schon im frühesten Alterthume in Beziehung auf Verfassung, Regierung, Gesetze und Religion auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Die Regierung war in den Händen einer wahrscheinlich als Eroberer aus Indien eingedrungenen Priesterkaste, die aus ihrer Mitte den König wählte, der durchaus nach der bestimmten Vorschrift der Gesetze leben und handeln, und, wenn es die Priester befahlen, sich sogar den Tod geben mußte. M. war berühmt durch sein Orakel des Ammon (s. d.) und Priestercolonien gingen von hier aus nach Ägypten, wie denn z. B. Theben eine solche Colonie war. Nach und nach wurden die Könige von M. so mächtig, daß sie sogar eine Zeit lang Ägypten beherrschten. Erst dem Könige Ergamenes, um 300 v. Chr., gelang es, sich von der drückenden Priesterherrschaft durch Ermordung der damaligen Priester am goldenen Tempel freizumachen. M. war frühzeitig der Hauptsitz des großen Karavanenhandels zwischen Äthiopien, Ägypten, Arabien, dem nördlichen Afrika und Indien und blieb es nebst Axum (s. d.) in Abyssinien bis auf die Zeiten der Araber. Die Hauptstadt des Landes, das alte Meroe, lag etwas unterhalb des jetzigen Schendy, in dessen ganzer weiter Umgebung sich noch Trümmer alter Bauwerke befinden. Die Hauptgruppen liegen bei den jetzigen Orten Assur, Naga und Mesaurat und bestehen hauptsächlich aus Tempeln und Pyramiden.

Merŏpe, die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, ihrer Kinder beraubt. Nur ihren jüngsten Sohn Äpytos hatte sie bei einem Gastfreunde in Ätolien verborgen; seiner habhaft zu werden war schließlich ein Hauptbestreben des Polyphontes.

Er setzte Preise für den Tod desselben aus, welche Äpytos, als er glücklich das Jünglingsalter erreicht hatte, selbst zu erwerben beschloß, indem er sich zugleich mit der Absicht, die Seinen zu rächen, bei Polyphontes als den Mörder des Äpytos darstellte. Als die Mutter, welche, besorgt wegen dieses Wagnisses, Boten entsendet hatte, um über den Ausgang schnelle Mittheilungen zu erhalten, die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn verschwunden sei, entschloß sie sich, in der Überzeugung, daß er von Polyphontes ermordet sei, diesen im Schlafe zu ermorden. Schon war sie im Begriffe, ihren Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn wiederfand, mit dem sie sich nun zu des Polyphontes Untergang verband. Zum Schein bot sie dem Polyphontes Versöhnung an und versprach ihm, seine Liebe zu erwiedern. Sogleich ordnete Polyphontes Dankopfer an, doch am Altare ermordete ihn Äpytos, der sich hierdurch die väterliche Herrschaft wiedererwarb. Euripides hatte diese Mythe zu einem Trauerspiele „Kresphontes" benutzt; unter den Neuern haben sie Voltaire, Maffei u. A. bearbeitet.

Merops, König der Insel Kos, war der Vater des Eumelos und Gemahl der Nymphe Ethemea, welche von der Artemis getödtet und von der Persephone in die Unterwelt geführt wurde. M. wollte sich aus Sehnsucht nach seiner Gattin ebenfalls tödten, wurde aber von der Here in einen Adler verwandelt und unter die Gestirne versetzt. — Merops, König von Rhyndakos, aus Perkote, der Vater der Kleite, Arisbe, des Adrastos und Amphios, war ein berühmter Seher, der deswegen auch seinen Söhnen nicht gestattete, in den Krieg zu ziehen. Sie achteten aber darauf nicht und fanden den Tod.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (van der), Anführer der brabantischen Patrioten im J. 1789, geb. zu Meenen oder Menin in Westflandern, stand zuerst in franz., dann in östr. Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er ruhig, bis die mit Kaiser Joseph's Verwaltung misvergnügten Belgier 1789 sich in Breda versammelten. M. schloß sich sogleich den sogenannten Patrioten an und übernahm das Commando eines zusammengerafften Haufens, mit dem er schnell nach Brabant vorrückte und die Östreicher bei Hoogstraaten unweit Antwerpen besiegte. Von noch größerer Wichtigkeit war das Treffen in und um Turnhout, wo den Patrioten die Artillerie und Bagage der Östreicher unter General Schröder in die Hände fielen. Nachdem M. auch Gent und Brüssel genommen, wurde er zum General en chef der sämmtlichen belg. Truppen ernannt. Doch als van der Noot und van Eupen Einfluß erlangten und man anfing, die öffentlichen Gelder zu vergeuden, hatten die Vorstellungen, welche M. bei der Regierung dagegen machte, sehr bald die Folge, daß man ihn verdächtigte. Um ihn im Commando wenigstens zu beschränken, stellte man zunächst den General Schönfeld an die Spitze eines zweiten Corps und als man es wagen zu können sich getraute, wurde M. verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo man ihn festhielt, bis die Östreicher das Land wieder besetzten. Er starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Gute bei Meenen.

Merseburg, die Hauptstadt im gleichnamigen Regierungsbezirke (188¾ □M. mit 715000 E.) der preuß. Provinz Sachsen, mit Magdeburg abwechselnd der Versammlungsort der Provinzialstände des preuß. Herzogthums Sachsen, Sitz der Regierung und eines evangelischen Domcapitels, liegt an der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und zählt mit den drei Vorstädten Altenburg, Neumark und Venenien (eigentlich Klein-Venedig) 10400 E. Sie hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallne Grabmal Rudolf's von Schwaben; auch bewahrte man sonst daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. Vgl. Puttrich, „Die Kirche zu M." (Lpz. 1836, Fol.). Ein zweites interessantes Gebäude ist das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt. Dasselbe dient gegenwärtig zum Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitz ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen das Stiftre-

gierungsgebäude, das Capitelhaus und die Kirche in der Altenburg. Die Stadt hat eine Domschule, ein Hebammeninstitut, mehre wohlthätige Anstalten, eine königliche Stuterei, eine große Obstbaumschule und Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Färbereien, Essigsiedereien und Weberei. Weit und breit wurde sonst das Merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands, doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und dann die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und seines Sohnes Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche, dieser erhob sie zur kaiserlichen Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden unter Letzterm und seinen Nachfolgern in M. gehalten. Wie sie durch größere Brände in den J. 1323, 1387, 1444, 1479 und 1662 heimgesucht wurde, so hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Krieg viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen, wie von Schweden gebrandschatzt und geplündert wurde. Seit 1656—1738 war sie wieder Residenz der herzoglichen Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. Apr. 1813 wurde sie nach hartem Kampfe von den Franzosen, am 18. Sept. aber von Thielemann wieder genommen.

Die Grafschaft M., welche schon im 9. Jahrh. vorkommt, umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch die Städte Memleben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig u. s. w. Unter die berühmtesten Grafen von M. zählt Erwin, zu Anfange des 10. Jahrh., dessen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Esiko, der 1007 zu Leipzig starb. Das Bisthum M. wurde 968 vom Kaiser Otto I. gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet, von dem Bischof Giseler, nachdem derselbe Erzbischof von Magdeburg geworden, 982 wieder aufgehoben und in eine Abtei verwandelt, durch Kaiser Heinrich II. aber 1004 wiederhergestellt. Die Schutzgerechtigkeit stand dem Kaiser zu, der in den ersten Zeiten auch die Bischöfe ernannte. Später wurden dieselben vom Capitel erwählt, bis dasselbe mit den Markgrafen von Meißen den Vertrag machte, die Bischöfe stets aus deren Hause zu nehmen, womit die Reichsunmittelbarkeit des Bisthums verloren ging. Der erste Bischof war Boso, der sich um die Bekehrung der Slawen in seinem Sprengel große Verdienste erwarb. Am wichtigsten aber wurde Bischof Dietmar (s. d.). Nächstdem sind als Erbauer und Verschönerer des Schlosses und der Kirche zu erwähnen die Bischöfe Heinrich von Warin im 13. Jahrh. und Thilo von Trotta, gest. 1514, Letzterer, ein eitler Mann, der überall sein Wappen mit dem Raben anbrachte und von dem auch noch die Stiftung herrührt, daß fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird, an den sich die Sage knüpft, daß der Bischof Trotta seinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neste eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Bischof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach seinem Tode wählte 1544 das Capitel den Prinzen August von Sachsen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moritz, zum Administrator des Stifts, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch einmal einem katholischen Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte, nach welches Letztern Tode aber die Administration des Stifts wieder an Kursachsen kam, dem sie im westfälischen Frieden mit Einwilligung des Capitels auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Zufolge des Testaments des Kurfürsten Johann Georg's I. wurde dessen dritter Sohn Christian 1656 der Stifter der herzoglichen Linie Sachsen-Merseburg, die aber 1738 wieder erlosch. (S. Sachsen.) Schon im J. 1731 hatte das Domcapitel mit Kursachsen den Vergleich abgeschlossen, künftig stets den Kurfürsten von Sachsen selbst als Administrator zu postuliren und dieser dagegen versprochen, das Capitel im Besitze seiner Rechte zu belassen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien im J. 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer besondern Stiftsregierung stand und die Ämter Merseburg, Schkeuditz, Lützen und Lauchstädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domcapitel besteht noch gegenwärtig und zwar aus einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor und 12 Domherren. Die Gegend von M. ist historisch merkwürdig durch die Schlacht an der Elster bei Mölsen, am 15. Oct. 1080, wo Heinrich IV. seines Gegners, Rudolf's von Schwaben, sich entledigte, und durch die große Hunnenschlacht bei Keuschberg (s. d.) im J. 933, die auch oft die Schlacht bei

M. genannt wird. Chroniken von M. lieferten Brotuff (Lpz. 1557, Fol.) und Vulpius (Quedlinb. 1700, 4.).

Meseritz, eine Kreisstadt im Großherzogthum Posen an der Obra, mit 6000 E., worunter viele Juden, hat eine katholische und eine evangelische Kirche mit einem herrlichen Altargemälde und eine Realschule.

Mesmer (Franz, nach Andern Friedr. Ant.), der Begründer der Lehre vom thierischen Magnetismus (s. d.), geb. am 23. Mai 1733 zu Itzmang am untern Bodensee (nach Andern 1734 zu Meersburg in Schwaben oder in einem kleinen schweiz. Orte am Bodensee), besuchte die Schulen zu Dillingen und zu Ingolstadt und begab sich dann nach Wien, wo er studirte und 1766 die medicinische Doctorwürde erlangte. Seit 1772 begann er mit dem Pater Hell die Heilkräfte des Mineralmagnets zu untersuchen und kam dadurch auf den Gedanken an eine der des Magnets ähnliche Kraft, welche diesen gänzlich entbehrlich mache. Er nannte sie thierischen Magnetismus und machte, nachdem er sie medicinisch angewendet, die neue Entdeckung in seinem „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur" (Wien 1775) bekannt. Er wurde vom Kurfürsten von Baiern als Mitglied der Akademie nach München gerufen, kehrte aber nachher nach Wien zurück und legte daselbst ein Hospital zur weitern Verbreitung und Vervollkommnung seiner Entdeckungen an. Endlich ging er 1778 nach Paris und gewann hier nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Ärzten Anhänger und ein solches Ansehen, daß er das Anerbieten der Regierung, ihm für sein Geheimniß 20000 Livr. jährliche Rente zu bewilligen, nicht annahm, wol aber gegen eine Subscription, die sein Anhänger Bergasse veranstaltete und die ihm über 340000 Livr. einbrachte, den Subscribenten seine Heilmethode mitzutheilen versprach, was jedoch niemals geschehen ist. Das Aufsehen, welches diese Begebenheit machte und das Geheimnißvolle des magnetischen Verfahrens veranlaßten die Regierung, eine Untersuchung desselben zu veranstalten, wobei sich beide niedergesetzte Commissionen, denen die vorzüglichsten Ärzte und Naturforscher Frankreichs beigegeben waren, nicht zu Gunsten M.'s aussprachen. Auf diese Weise verlor er auch in Paris sein Ansehen, ging nun nach England und von da nach einiger Zeit nach Deutschland zurück, wo er in ziemlicher Vergessenheit am 5. März 1815 zu Meersburg starb.

Mesonero y Romanos (Ramon de), einer der geistreichsten Sittenschilderer, geb. am 19. Juli 1803 zu Madrid, sah sich durch den frühen Tod seines Vaters im J. 1820, trotz seiner Vorliebe für literarische Beschäftigungen, genöthigt, dessen Handelsgeschäft zu übernehmen. Dabei benutzte er jede Mußestunde, um die Geschichte seiner Vaterstadt in den Quellen zu studiren. Ein Ergebniß dieser Studien war der „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa" (Madr. 1831; 3. Aufl., 1844), der nicht nur in historischer, topographischer und statistischer Beziehung volle Befriedigung gewährte, sondern auch durch beigegebene geistreiche und lebendige Sittenschilderungen sich auszeichnete und in der neuesten Auflage in jeder Hinsicht das beste Buch über diese Residenz ist. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern in Zeitschriften unter dem Namen „El curioso parlante", worin er sich die Engländer Addison und Sterne und die Franzosen Mercier und Jouy zu Mustern nahm, und die bald auch durch Lebendigkeit, Treue, Witz und Anmuth des Stils so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß er 1835 die erste Reihe als selbständiges Werk unter dem Titel „Panorama matritense" (2 Bde.) herausgab, der 1837—42 die zweite Reihe folgte, die beide in der dritten Auflage unter dem Titel „Escenas matritenses" (4 Bde., 1842) erschienen; auch gab er 1842 „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica" heraus und schloß seine 1836 begonnene Zeitschrift „Semanario pintoresco español" (Madr., 7 Bde., Fol., mit vielen Illustrationen). Bereits seit 1838 hat er sich von den Geschäften zurückgezogen, auch jede Anstellung abgelehnt; dagegen benutzt er seine unabhängige Stellung, um an allen das Gemeinwohl fördernden Anstalten den regsten Antheil zu nehmen. Er ist Mitglied der span. Akademie. Proben aus seinen Sittenschilderungen in Prosa und Versen finden sich in Ochoa's „Apuntes para una biblioteca de escritores esp. contemp." (Par. 1840).

Mesopotamien heißt in weiterer Bedeutung das ganze Land zwischen dem Euphrat und Tigris, das im Norden von den südlichen Randgebirgen Armeniens begrenzt wird und

einen Flächenraum von ungefähr 5000 □M. begreift; in engerer Bedeutung der größere nördliche, von den Arabern al Dschesirah, d. h. die Insel, genannte Theil dieser Landschaft, während der südliche unter dem Namen Babylonien, jetzt Irak Arabi (s. d.), bekannt ist. Nur der nördlichste Theil M.s mit den südlichen Ausläufern der Gebirge Armeniens ist gebirgig, das Übrige ist eine, selten von felsigen Erhöhungen unterbrochene, nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau bei ihrem nördlichen Anfang auf 1500 F. sich erhebt. Der Charakter dieser Ebene ist größtentheils der einer steinigen und mitunter sandigen Wüste, oder einer dürren, blos in der nassen Jahreszeit grünenden Steppe; nur da, wo die Natur oder die Kunst für hinreichende Bewässerung sorgt, zeigt sich noch eine glänzende Vegetation. Das Klima ist im Sommer im höchsten Grade heiß, während der Winter für diese Breite ganz ungewöhnliche Kältegrade zeigt. Die Hauptproducte des Landes sind die gewöhnlichen der Ebenen und Wüsten Vorderasiens. Die Einwohner bestehen aus wenigen Türken, ferner aus Kurden, Turkomanen und wilden Yezids, sowie aus christlichen Syrern (Nestorianern), Armeniern im nördlichen gebirgigern Theil, und aus Syrern und Arabern im Flachlande. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in der Viehzucht; Handel und Gewerbfleiß sind gegen ihre frühere Blüte sehr zurückgekommen, wie überhaupt das ganze Land nicht mehr einen Schatten der Cultur bietet, die im Alterthum und noch im Mittelalter in demselben herrschte. Gegenwärtig steht es unter türk. Herrschaft und bildet die Ejalets Diarbekr, Mossul, Rakka, Bagdad und Bassora (letztere beide im Irak Arabi). Die bedeutendsten Städte in M. im engern Sinne sind Diarbekr, das Amida der Alten, am Tigris, mit 60000 E.; Mardin mit 20000 E.; Edessa (s. d.); Nisib, das alte Nisibis, berühmt durch den jüngsten Sieg Ibrahim Paschas; das verfallene Haran oder Karrä, der Hauptsitz der Sabäer; Mossul am Tigris, mit mehr als 60000 E., der Mittelpunkt des noch übrigen Handels und Gewerbfleißes M.'s; Rakka am Euphrat. M. enthält viele Ruinen und Denkmäler sowol aus dem Alterthume als aus dem Mittelalter; die merkwürdigsten sind die in der neuesten Zeit entdeckten von Ninive (s. d.). Von den Uranfängen der Menschheit an bis auf das Mittelalter herab spielte M. eine wichtige Rolle in der Geschichte. Eine der Wiegen der menschlichen Cultur, zeigten sich in M., dessen Ureinwohner, zu denen später die Chaldäer (s. d.) kamen, semitischen Stammes waren, die ältesten Staatenbildungen in Vorderasien. Hier war der Sitz von Nimrod's Reich; später um 2000 v. Chr. herrschte hier der gewaltige König Kusan Rischataim; am bedeutendsten und blühendsten aber war es unter der assyr. und babylon. Herrschaft. (S. Babylonien.) Auch nach dem Sturze der letztern unter pers., griech., röm. und sassanid. Herrschaft war es fortwährend von höchster Bedeutung und durch ein künstliches Bewässerungssystem auf einem hohen Grade der Cultur. Unter der Herrschaft der mit dem Islam erobernd eingefallenen Araber wurde es der Sitz der Khalifen (s. d.) und erhob sich zu einer zweiten hohen Blüte. Erst mit den Einfällen der Völker Mittelasiens seit dem 11. Jahrh., der Seldschucken, Tataren und Türken begann das Sinken dieser Landschaft, das fort und fort, besonders unter der barbarischen Herrschaft der Türken, fortgedauert, und unter den unaufhörlichen Kriegen und Raubzügen das Land dahin gebracht hat, daß es zum größten Theile eine entvölkerte Wüste geworden ist.

Messa di voce, im Gesange das allmälige Anschwellen und Abnehmen der Töne, findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Cadenz, darf aber nicht zu häufig vorkommen. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzeren Tönen findet geringere Gradation statt.

Messäla oder Messalla (Valerius Corvinus), ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter röm. Redner und Geschichtschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 70 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich mit jugendlicher Kraft und Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi Theil, trat aber später zuerst zu Antonius, und dann zu Octavianus über. Im J. 30 v. Chr. zum Consul erwählt, erkämpfte er sich ein Jahr nachher einen Triumph in Gallien und übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien. Zuletzt lebte er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften allein den Wissen-

schaften. Er starb um 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch eine würdevolle und imponirende Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in „Oratorum rom. fragmenta" (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat; seine historischen Schriften, wie die „Über den Bürgerkrieg", welche Plutarch als Quelle benutzte, und die „De rom. familiis", kennen wir nur dem Namen nach; das früher ihm beigelegte Buch „De progenie Augusti", welches von Tzschucke (Lpz. 1793), Mecenate (Rom 1820) und Egger in „Latini sermonis vetustioris reliquiae" (Par. 1843) herausgegeben und von Dubois ins Französische übersetzt wurde (Par. 1844), ist offenbar ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Wiese, „De Val. Messalae Corvini vita et studiis" (Berl. 1829) und Egger, „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste" (Par. 1844).

Messalianer oder Eucheten, d. h. Betbrüder, auch Enthusiasten oder Pneumatiker, hießen die Glieder einer mystischen Sekte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. sich nach Syrien verbreitete. Sie waren Verächter des herrschenden Kirchenthums und hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Übung, weil nur dieses, nicht die Taufe und das Abendmahl, von der Herrschaft der Dämonen befreie. Merkwürdig ist, daß Epiphanius gleichzeitig heidnische Eucheten erwähnt. Ungeachtet der Gegenwirkung der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten sich Messalianer, obwol nicht zahlreich, unter den oriental. Christen bis in das 6. Jahrh. Fälschlich trug man ihren Namen später auf die Bogomilen (s. d.) über.

Messalina (Valeria), die Tochter des M. Valerius Messala Barbatus und erste Gemahlin des röm. Kaisers Claudius, ist berüchtigt wegen ihrer schamlosen Wollust und Üppigkeit. Dieser und einer unersättlichen Habgier opferte sie, die blödsinnige Schwäche des Kaisers benutzend, das Leben vieler Menschen, wie des Appius Silanus, des zweiten Gatten ihrer Mutter, der ihre blutschänderischen Anträge zurückgewiesen hatte, und des edeln Valerius Asiaticus, der hingerichtet wurde, damit sie die Gärten des Lucullus, die er besaß, erhielte. Endlich ging sie so weit in ihrer Frechheit, daß sie nicht blos wie die öffentlichen Dirnen ihre Reize feilbot, sondern während einer Abwesenheit ihres Gemahls sich mit ihrem damaligen Liebling Cajus Silius öffentlich vermählte. Dieses Beginnen stellten Pallas und Narcissus, die Freigelassenen des Kaisers, die ihn mit M. beherrschten, jetzt aber ihre Übermacht fürchteten, dem Claudius als auf seinen Sturz und Tod abzielend dar und erlangten von ihm den Befehl zu ihrer Hinrichtung, den sie sogleich ausführen ließen, 48 v. Chr. — Statilia M. hieß die dritte Gemahlin des Kaisers Nero, die er, nachdem er ihren Gatten Atticus Vestinus hatte tödten lassen, heirathete.

Messe (lat. missa) hieß in der alten Kirche jeder Theil des öffentlichen Gottesdienstes; vornehmlich aber unterschied man die mehr belehrende Messe der Katechumenen und die in der Communionfeier, an der Jene nicht Theil nehmen durften, bestehende Messe der Gläubigen oder Getauften. Am Schlusse beider rief ein Kirchendiener: Ite, missa est (nämlich concio), d. h. Gehet, die Versammlung ist entlassen. Dieses Wort missa trug man nun auf die Theile des Gottesdienstes selbst über und nannte sie Messe. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-katholischen Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck „Messe lesen"), und vor Allem das sogenannte Meßopfer, d. h. die priesterliche Handlung, versteht, durch welche Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Papst Gregor der Große bildete die Meßgebräuche aus und bereits im 8. Jahrh. kamen die Privatmessen auf, bei denen der Priester allein das Abendmahl feierte. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Wiederholung des Opfertodes Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie in der röm.-katholischen Kirche stattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium (s. d.); 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit der Messe verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der

dabei ministrirenden Personen wird sie eingetheilt in hohe oder große und niedrige Messe, zu welcher auch die stille, wo die Gebete still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Die hohe Messe wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons gehalten. Sie wird feierlicher dadurch, daß der Bischof sie hält; die feierlichste Messe aber ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie stattfinden, z. B. die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen für die Errettung der Seelen der Gestorbenen aus dem Fegefeuer und die Linderung ihrer Qualen. Sie werden theils von den Sterbenden, theils von ihren Verwandten bestellt und gaben früher eine Hauptveranlassung zu Vermächtnissen an Kirchen und Geistliche. Die Todtenmesse (missa pro defunctis) hat ihre besondern Feierlichkeiten. (S. Exequien und Requiem.) Die sogenannte trockene Messe wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die griech. Kirche weicht in mehren Meßgebräuchen von der röm. ab, die evangelische aber verwirft die Messe und vor Allem die Idee des Meßopfers auf das entschiedenste. — Die Musik während des Hochamts in der katholischen Kirche, gewöhnlich ebenfalls Messe oder Misse benannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes 1) aus dem Kyrie eleison oder Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch das Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine Deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc. und Cum sancto spiritu kommen; ferner 3) aus dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus Dei. Da die Messe einen wesentlichen Theil des katholischen Gottesdienstes bildet, so haben von jeher die größten Tonkünstler ihre Kraft an der Composition dieser zum Theil hochpoetischen Werke versucht, weshalb wir hier die bedeutendsten Werke der Kirchenmusik zu suchen haben. Das Herrlichste in der Messe haben Italien und Deutschland geleistet. Palestrina's „Missa papae Marcelli" erlangte einen Weltruf und Seb. Bach's „Hohe Messe" aus H moll ist als ein unsterbliches und als das größte Werk dieses Meisters zu bezeichnen. Aus neuerer Zeit sind als Componisten von Messen zu nennen Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Cherubini, Naumann, Seyfried, Eybler, Tomaschek u. A. — Meßbücher oder Missalen heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienst der katholischen Kirche enthalten. (S. auch Missalen.) — Meßgewand nennt man die Kleidung des katholischen Priesters beim Messelesen. Dasselbe hat je nach der Zeit fünferlei Farben. Es ist weiß vom Christabend bis mit Octava epiphaniae, wie auch in den Messen de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate; roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; grün von der Octava epiphaniae bis zu Septnagesimae; violet vom ersten Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit, und schwarz am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen. — Meßgewand nannte man auch die Kleidung der früher in der protestantischen Kirche beim Abendmahle ministrirenden Chorknaben.

Messen oder Handelsmessen. Wenn selbst gegenwärtig der gewöhnliche Handelsverkehr viele Bedürfnisse gar nicht oder doch nur in geringer Menge befriedigt, so war dies in frühern Zeiten in noch viel höherm Grade der Fall. Man wählte daher schon früh vortheilhaft gelegene Orte aus, wo man zu bestimmten Zeiten die verschiedensten Handelsgegenstände und zum Theil in großen Massen zum Verkauf brachte, und fand dazu die nächste Umgebung der damals noch spärlich vorhandenen Kirchen am geeignetsten, wo nach Beendigung des Gottesdienstes, also nach Lesung der Messe, der Verkehr begann, den man nun ebenfalls Messe nannte. Ort und Zeit trugen dazu bei, der einen Messe den Vorrang vor der andern zu verschaffen und nur den größern Handelsversammlungen verblieb der Name Messe, während die kleinern Märkte oder Jahrmärkte genannt wurden. Erstere erhielten nach und nach eine Menge besonderer Freiheiten, um immer mehr Ein- und Ver-

käufer, besonders aus der Ferne, herbeizuziehen. Durch die Messen wurden zuerst entlegene Länder in Berührung gebracht und Handelsverbindungen mit dem Auslande wesentlich gefördert. In neuerer und neuester Zeit, wo der gewöhnliche Handelsverkehr in Folge der größern Sicherheit und durch die so sehr vervollkommneten Fortschaffungsmittel und das Musterreisen (s. d.) die Bedürfnisse beiweitem vollständiger zu befriedigen vermochte, sind die Messen von manchen Seiten für überflüssig erachtet worden. Allein es ist dies eine sehr irrige Ansicht; denn während in frühern Zeiten wegen noch nicht vorhandener Maschinen die Erzeugung dem Verbrauche näher stand und die Mode weniger wechselte, häufen sich gegenwärtig Massen auf Massen und dem Neuen folgt schnell wieder etwas Neues. Hat man demnach früher, wo eine Mode vier und fünf Messen überdauerte, den Meßverkehr für nöthig gefunden, so ist er gegenwärtig bei den Massen von Waaren und der unendlichen Menge von Artikeln und neuen Moden nur um so dringender nothwendig. Abgesehen davon, daß persönliche Bekanntschaften, welche die Messen vermitteln, sehr fördernd auf den Verkehr wirken, können wir der Messen auch gegenwärtig nicht entbehren, weil Probesendungen für alle gemusterten und Modeartikel nicht ausreichen, von denen man erst durch Anschauung des Ganzen eine richtige Ansicht erhält; weil bei den zahlreichen und durch so verschiedenartigen Handelsgegenständen ein Austausch der Ideen nöthiger ist als sonst; weil noch immer sehr viele Gegenstände auf die Messen kommen, die durch Reisende und Probesendungen nicht angeboten werden können, sowie von Fremden, welche oft von der ganzen auf die Messe kommenden Kundschaft für ihre Artikel nicht die geringste Kenntniß haben. Auf den Messen finden Gegenstände ihren Käufer, die außerdem noch lange auf ihn würden haben warten müssen, während auf der andern Seite Käufer unerwartet auf Gegenstände stoßen, die ihnen wenigstens die Reisespesen und den Zeitverlust ersetzen. Die Messen werden endlich auch dadurch gehalten, weil das Publicum bei dem raschen Wechsel der Moden sich zu der Meinung hinneigt, daß, wer die Messen nicht besucht, auch keine Neuigkeiten zu verkaufen haben könne und weil die Orientalen viele Bedürfnisse immer noch nicht daheim zu befriedigen im Stande sind. Auch viele Rohstoffe erfodern persönlichen Verkehr, wie dies namentlich in Leipzig, besonders in Hinsicht der Rauchwaaren, der Fall ist, von denen daselbst der Osten bis von Sibirien und der Westen bis von der amerikan. Nordwestküste ihren Überfluß austauschen und oft in einer Messe einen Verkehr von 2—3 Mill. Thlr. bewirken, der ohne persönliches Zusammenkommen gar nicht zu bewerkstelligen sein würde. Hauptsächlich die Lage eines Orts, welche entfernte Fremde herbeizieht, bedingt die Blüte der Messen. In Deutschland ist dies mit Leipzig der Fall, in Frankreich mit Beaucaire, in Italien mit Sinigaglia, in Rußland mit Nischnei-Nowgorod. Andere bedeutende Messen in Deutschland sind die zu Frankfurt an der Oder, zu Braunschweig und zu Frankfurt am Main. Der Hauptmeßplatz für den deutschen Buchhandel (s. d.) ist Leipzig. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt am Main der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe einen Meßkatalog, d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Auch seine Söhne, Elias und Georg Willer, druckten solche Kataloge noch bis 1610. Sehr bald fanden andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, z. B. Pet. Port, J. G. Portenbach, Thom. Luz u. A., sich bewogen, neben jenem von Willer ebenfalls dergleichen Verzeichnisse zu liefern. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen von 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (3 Bde., Frankf. 1592, 4.) und ein ähnliches über die Zeit von 1593—1600 erschien zu Leipzig (1600, 4.). Von 1600—16 erschien der Meßkatalog, obgleich der frankfurter noch bis 1616 unter kaiserlichem Privilegium herauskam, mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig; hierauf kam er in den Verlag des dasigen Buchhändlers Henning Große, dann an dessen Nachkommen und endlich an die Weidmann'sche Buchhandlung, die ihn noch gegenwärtig fortsetzt. Die frü-

here systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt. In Hinsicht der bessern Einrichtung desselben ist zwar Vieles erinnert worden, namentlich schon 1797 von Fr. Roch im „Allgemeinen literarischen Anzeiger" (1797), der hier eine neue Bearbeitung des Ostermeßkatalogs dieses Jahres als Muster lieferte; auch ist Einiges geschehen; allein noch entspricht sie keineswegs den Anfoderungen, welche der Literator und Bibliograph und selbst der einsichtsvollere Buchhändler an ein solches Verzeichniß zu machen berechtigt ist. Dem Meßkataloge ähnliche Bücherverzeichnisse erscheinen halbjährig seit 1821 in der Hinrichs'schen und seit 1843 in der Klinkhardt'schen Buchhandlung in Leipzig.

Messenien, eine überaus fruchtbare und namentlich durch seine Weizenernten bei den Alten berühmte Landschaft im Südwesten des Peloponnes, östlich von Lakonien, nördlich von Arkadien und Elis, südlich und westlich vom Jonischen Meere begrenzt, erhielt bald nach der dorischen Einwanderung Selbständigkeit und eigene Herrscher, gründete mehre wichtige Städte, besonders Messene mit der Bergfestung Ithome (s. d.), Methone und Pylos (s. d.), und gelangte schnell zu Wohlstand und Macht. Doch wurde es schon frühzeitig, der Sage nach wegen des Raubes spartan. Jungfrauen, wahrscheinlich aber in Folge von Grenzstreitigkeiten, mit Sparta in blutige Kämpfe verwickelt. In dem ersten dieser Kriege, von 743—724 v. Chr., siegten anfangs die Messenier, von den Achäern, Arkadiern und Sicyoniern unterstützt, unter ihrem Könige Aristodemus; doch, nachdem sich Letzterer auf dem Grabe seiner Tochter getödtet, wurden sie unterworfen und zinspflichtig. Über die harte und unwürdige Behandlung, die sie von jetzt an zu erfahren hatten, erbittert, ergriffen sie nach fast 40 Jahren die Waffen und vertheidigten sich, von 685—668 v. Chr., unter Anführung des jugendlichen und heldenmüthigen Aristomenes und mit Hülfe ihrer frühern Bundesgenossen voll Verzweiflung gegen die Spartaner unter Tyrtäus (s. d.), unterlagen jedoch abermals und wanderten zum großen Theile nach Sicilien aus, wo sie Zankle einnahmen, welches von nun an Messana (das jetzige Messina) hieß, während die Zurückgebliebenen in schimpfliche Sklaverei verfielen. Der flüchtige Aristomenes ging nach Sardes, wo er starb. Nach beinahe 200jähriger Knechtschaft benutzten sie in Gemeinschaft mit den spartan. Heloten (s. d.) die allgemeine Verwirrung, die in Sparta 465 v. Chr. bei einem furchtbaren Erdbeben entstand, und machten den letzten Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, wurden aber nach zehnjähriger tapferer Gegenwehr, von 465—455 v. Chr., unterjocht und aus dem Peloponnes nach Naupaktos (s. d.) und an andere Orte verwiesen. Später von dem edeln Epaminondas aus politischen Gründen wieder zurückberufen, bauten sie Messene 369 v. Chr. wieder auf und behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis 146 v. Chr. der Peloponnes mit Hellas zur röm. Provinz vereinigt wurde. Ihr Schicksal hat Delavigne (s. d.) in schönen Elegien besungen. Jene Kämpfe, in der Geschichte unter dem Namen der messenischen Kriege bekannt, von denen die beiden ersten mit epischer Ausschmückung durch die Alten überliefert worden sind, kosteten den Spartanern theils wegen ihrer langen Dauer, theils wegen des heldenmüthigen Widerstandes der Messenier unglaubliche Anstrengungen und Opfer. Eine genaue Beschreibung des alten M. und seiner Alterthümer nebst einer Karte findet sich in Leake's „Travels in the Morea" (Bd. 1, Lond. 1830) und in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 1, Par. 1831).

Messias, ein hebr. Wort, bedeutet der Gesalbte, entsprechend dem griech. Christos. Über den Messias nach jüd. und christlichen Vorstellungen s. Christus, Christologie und Chiliasmus.

Messina, eine sehr alte Stadt auf Sicilien, dem Range nach die zweite des Landes, im Val Demona, die Hauptstadt der gleichnamigen Intendanz und der Sitz eines Erzbischofs, hat eine reizende Lage an der Meerenge von Messina, einen vortrefflichen Hafen, der 1000 Schiffe aufnehmen kann, mit zwei Leuchtthürmen und wird durch eine starke Citadelle und sechs Forts vertheidigt. Der Corso theilt sie in die See- und Hügelstadt; längs des Meeresufers führt die eine Meile lange Straße Marina. Sie hat mehre schöne Plätze, mit Lava gepflasterte Straßen, einen alterthümlichen Dom, viele andere, auch griech. Kirchen und Paläste, unter welchen letztern sich der königliche, der des Senats und der der

Udienza auszeichnen, mehre Bibliotheken und das große Hospital Loggia. Von dem Kloster San-Gregorio hat man die schönste Aussicht auf die Meerenge. Die Zahl der Einwohner wird bald zu 25000, bald zu 30000 angegeben. Der Handel hat gegen früher sehr abgenommen; jährlich findet im Aug. eine Messe statt; die Industrie, namentlich die Seidenweberei, ist noch immer sehr bedeutend. M. hieß im frühesten Alterthume Zankle und wurde im 7. Jahrh. v. Chr. durch die nach dem zweiten messenischen Kriege auswandernden Messenier genommen und nun Messana genannt. In neuerer Zeit erfuhr die Stadt 1743 durch die Pest eine große Abminderung ihrer Bewohnerzahl; 1783 wurde ein großer Theil derselben durch ein Erdbeben zerstört, und 1823 wieder durch eine Überschwemmung furchtbar verwüstet.

Messing, ist eine Legirung aus Kupfer und Zink, welche gegenwärtig in den Messinghütten meist unmittelbar gemacht wird, früher aber, wie auch noch jetzt, an vielen Orten durch Zusammenschmelzen aus Kupfer und Galmei (kieselsaurem oder kohlensaurem Zink) erzeugt wurde. Das Messing enthält gewöhnlich 70 Theile Kupfer und 30 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verschiedene Anwendung des Messings vielfach geändert. Das Messing ist hochgelb und desto heller, je mehr Zink es enthält; es nimmt eine schöne Politur an und ist hart, wird aber durch wiederholtes Glühen und Hämmern sehr dehnbar und elastisch. Seine Verwendung ist vielfach und es gibt fast keinen Zweig der Technik und des Haushaltes, in welchem es nicht unter irgend einer seiner Gestalten erschiene. Seine rohe Erzeugung geschieht auf den Messinghütten, und man bedient sich dazu entweder des reinen Rosettekupfers oder alten Bruchkupfers, dem man den gehörigen Zuschlag gibt. Das geschmolzene reine und brauchbare Metall wird schließlich zu Platten von 100 Pfd. Schwere und ¼—½ Z. Dicke geformt. Das Bruchkupfer, welches meist unrein, verzinnt oder mit Eisen versetzt ist, und nach der ersten Schmelzung in eine Grube gegossen wird, heißt dann Arcot oder Stückmetall, und muß mit einem Zusatze von neuem Kupfer umgeschmolzen werden. Zu Uhren, Flittergold und Leonischem Draht wird das Kupfer nur cämentirt, d. h. den Galmeidämpfen ausgesetzt ohne zu schmelzen. Aus der Hütte kommen die Platten unter den Latunhammer, wo sie zu Blechen gewalzt oder zu Kesseln u. s. w. ausgetrieben werden. Die verschiedenen Arten des in den Handel kommenden Messings sind das Rollenblech, die dünnste Art, das Klempnerblech in 17 Nummern, das Schlosserblech, zu Beschlägen, das Trommelblech von verschiedenen Nummern, das Drahtband, für den Drahtzug in schmale Zaine geschnitten und das Tafelblech in schwarzen dicken Tafeln von 1/10—½ Z. Dicke. Flittergold ist das dünnste Rollenblech. Deutschland hat am Harze, in Baiern, am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, Tirol und Steiermark vortreffliche Messingwerke, England in Birmingham, Schweden in Bjufors und auch Norwegen und Frankreich haben viele Messinghütten.

Messis oder Metsys (Quentin), genannt der Hufschmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederländ. Schule, geb. zu Antwerpen um 1450, trieb bis in sein 20. Jahr daselbst das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eisernen Zierathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem dasigen Dome zur Bedachung dienen. Zur zeichnenden Kunst trieb ihn zuerst die Noth, indem er während einer Krankheit mit Fertigung von Holzschnitten für Kinder sich zu beschäftigen anfing, dann die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß in Basrelief an der Façade des Domes: Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem. Daß er ohne Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt, mag im Wesentlichen wahr sein; wenigstens ist er von seinen Vorgängern völlig unabhängig. Er hat nicht nur zuerst unter allen nord. Künstlern eine bis ins Einzelnste gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, sondern auch den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft zuerst vollständig dargestellt. Sein Colorit ist nicht glänzend, und dabei von einem sanften Licht durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe aber beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Marterthum des Evangelisten Johannes und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das

Leben der heil. Anna, in der Kathedrale von Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Die lebensgroßen Genrebilder, welche M. wahrscheinlich nur um seines Unterhaltes willen malte, behandeln meist zwei Wucherer, einen Geldwechsler mit seiner Frau und dergleichen mehr; von den beiden Wucherern befindet sich das beste Exemplar in Windsor. Echte Bilder von M. sind nicht häufig. Er starb in seiner Vaterstadt 1529. Sein Sohn Joh. M. war ein unbedeutender Nachahmer seines Stils.

Messungen, um die Ausdehnung von Raumgrößen auszumitteln, machen einen sehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die praktische Geometrie oder die Geodäsie zu nennen pflegt. Das Vermessungsgeschäft erfodert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, sowie Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinstrumente, und in Anwendung der mathematischen Formeln und Sätze. Das Feldmessen oder das Ausmessen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfang ist einfach und geschieht nach geometrischen Sätzen mit Hülfe einer Meßkette oder der Meßstäbe, auf denen eine gewisse Anzahl in Fuße abgetheilter Ruthen bezeichnet ist. Hat das zu vermessende Stück mehr als drei Seiten, so lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, diese auszumessen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man sich beim Feldmessen gewöhnlich der Boussole (s. d.), um die Winkel zu bestimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, sondern nur auf ungefähre Bestimmung der Größe und Gestalt abgesehen ist, schreitet man die Linien aus und schätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei einiger Übung oft ziemlich genaue Resultate gibt. Allein das beim Feldmessen übliche Verfahren würde bei größern Fluren oder Districten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch so richtig ausfällt. Hier muß in der zu vermessenden Gegend eine möglichst lange, gerade Linie, die Standlinie, äußerst genau gemessen und als Basis für ein System von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenstände, wie Thurmspitzen, Schornsteine, Bäume u. s. w., und in deren Ermangelung besonders aufgerichtete Signalstangen oder Jalons abgeben, und deren Lagen sodann entweder durch Winkelmeßinstrumente und trigonometrische Berechnungen bestimmt oder durch Operationen auf dem Meßtisch gefunden werden. Alle diese Dreiecke bilden gewissermaßen ein Netz, und es ist das durch Construction erhaltene dem in der Natur vorhandenen im mathematischen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke sind in der Construction und in der Gegend einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen in einem bestimmten Verhältniß und zwar in demjenigen, welches der angenommene verjüngte Maßstab bestimmt. Durch dieses Verfahren erhält man nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß, sondern es läßt sich auch der Flächeninhalt derselben auf das genaueste berechnen, und man nennt dieses Geschäft gewöhnlich das Aufnehmen einer Gegend. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird das Dreiecksystem oder das Netz, und man bezeichnet dann die ganze Operation mit dem Namen Trianguliren. Bei Landesvermessungen, wo schon die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht kommt, werden astronomische Vorarbeiten nöthig, auch genauere Winkelmeßinstrumente, z. B. Astrolabien, Theodolite, Spiegelsextanten und Theilungskreise, der Reflector u. s. w., sowie mancherlei Anstalten, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen mehre Orte, wenigstens 20—30 M. voneinander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt und ihre Mittagslinien auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden das Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowol durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder durch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich, in Einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird dann ein System von kleinern Dreiecken gelegt und das Ganze in Quadratsectionen getheilt, sodaß in jede etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalt- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung dient der Meßtisch (s. d.). Zu Messungen ganz kleiner oder ihrer Entfernung wegen nur als klein erscheinender Gegenstände bedient man sich des Mikrometers (s. d.).

Die astronomischen Messungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper lehrt die praktische Astronomie; zur Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde dienen die geographischen Gradmessungen (s. d.) und zur genauen Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche die Höhenmessungen (s. d.).

Mestizen (span. Mestizos), wahrscheinlich von dem lat. mixtus, d. i. gemischt, nennt man in Südamerika und Westindien Diejenigen, welche von einem europ. Vater und einer amerikan. oder hinduischen Mutter, oder auch umgekehrt abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer und wenig Barthaare, wurden früher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die dritte Classe der Bewohner des span. Amerika aus. — In der Landwirthschaft nennt man diejenigen Schafe Mestizen, die aus einer Paarung zwar noch nicht constanter Racen hervorgegangen oder das Product von Ältern sind, von denen nur der eine Theil Racethier ist.

Meßtisch oder Mensel heißt das sehr einfache, für den Feldmesser unentbehrliche Instrument, welches der Professor Joh. Prätorius zu Altdorf, gest. 1616, erfunden haben soll, von welchem es lateinisch mensula Prätoriana genannt wurde. Dasselbe besteht aus einem kleinen mit drei beweglichen Füßen versehenen Tischchen, dessen quadratförmige Platte, die zugleich als Zeichenbret dient und deshalb mit Papier überzogen wird, mittels dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um von dem Nutzen und Gebrauch desselben eine Idee zu geben, nehmen wir an, es sei ein Feld, das die Form eines Dreiecks hat, zu vermessen. Dieses zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecken des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den Meßtisch stellt er horizontal ungefähr in der Mitte des Feldes, steckt in das Reiß- oder Zeichenbret eine Nadel ein und bezeichnet überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Ist dieses geschehen, so legt er an die Nadel sein Diopterlineal (s. d.) an, und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes. Hierauf zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Diopterlineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Kette messen und trägt sie mit Hülfe eines Cirkels, nach einem verjüngten Maßstabe, auf die Linie auf. Ebenso verfährt er mit den andern Ecken des Feldes, und verbindet dann, wenn sie alle aufgetragen sind, die verzeichneten Endpunkte durch gerade Linien, wodurch er eine Zeichnung erhält, die dem Felde vollkommen ähnlich und zu jeder Berechnung desselben geschickt ist.

Metabäsis (griech.), eigentlich das Übergehen, bezeichnet als rhetorische Figur theils die Wiederaufnahme des Gegenstandes, über den man spricht, nachdem man unvermuthet davon abgekommen ist, theils den schnellen und effectvollen Übergang auf eine Person oder Sache in der Rede, die man dann gleichsam als gegenwärtig anredet, wie wenn Jemand in der Schilderung eines unglücklichen Menschen an das Schicksal selbst fragend sich wendet. In der philosophischen Sprache versteht man darunter die Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung des Unwesentlichen und Fremdartigen im Begriffe.

Metaböle (griech.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung, nennt man in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, wie sie in einigen Wörtern des Wohlklanges, bisweilen wol auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird, in der Rhetorik aber das Zusammenstellen von Gegensätzen in umgekehrter Ordnung. (S. Metathesis.)

Metachronismus heißt im Gegensatze zum Anachronismus (s. d.) der Fehler in einer geschichtlichen Angabe, wenn man Etwas in eine spätere Zeit versetzt, wo es nicht stattfinden konnte.

Metalepsis (griech.), eigentlich Vertauschung oder Verwechslung, heißt eine zur Metonymie (s. d.) gehörige rhetorische Figur, nach welcher man das Folgende für das Vorhergehende setzt, z. B. „Ähren" statt „Sommer", oder „Grab" statt „Tod".

Metalle nennt man alle chemisch einfache, undurchsichtige, den sogenannten Metallglanz besitzende, oder unter dem Polirstahl annehmende, die Elektricität und Wärme, wenigstens in zusammenhängenden Massen, gut leitende, an und für sich in Wasser unlösliche Körper. Sonst fügte man noch eine gewisse specifische Schwere und andere Eigenschaften hinzu; seit Entdeckung der in den Alkalien und Erden enthaltenen Metalle durch Davy ist

jedoch der Begriff des Metalls mehr ein chemischer, als ein physikalischer geworden, und man kennt jetzt Metalle, an denen auch die oben angeführten Eigenschaften nur sehr wenig hervortreten, während es nichtmetallische Körper gibt, die unter gewissen Umständen großen Glanz annehmen und selbst die Elektricität leiten, z. B. die Kohle. Alle Metalle sind übrigens bei gewöhnlicher Temperatur nicht gasförmig und verbinden sich ohne Ausnahme mit Sauerstoff zu Oxyden von theils basischen, theils sauern Eigenschaften, sowie mit Chlor, Brom, Jod und Schwefel. Man unterscheidet leichte Metalle, nach John Metalloide, und schwere Metalle. Zu den leichten Metallen gehören alle Metalle von einem specifischen Gewicht nicht über 5,0, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Oxyden verbinden, die sämmtlich basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich a) die Metalle der Alkalien, leichter als Wasser, dasselbe unter Feuererscheinung zersetzend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium und Lithium); b) die Metalle der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zersetzend, die Oxyde ebenfalls mit alkalischer Reaction in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Baryum, Strontium und Calcium), und c) die Metalle der Erden, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zersetzend, die Oxyde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Aluminium, Zirkonium, Beryllium oder Glycium, Magnesium, Cerium, Yttrium und die noch wenig bekannten Thorium, Lanthan, Erbium, Trobium und Didym). Die schweren Metalle, die eigentlichen Metalle der ältern, von einem specifischen Gewicht über 5,0, und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten und deren Oxyde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind a) strengflüssige, welche Masse im Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letzten) zersetzen, an der Luft sich ganz von selbst allmälig oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste saure Eigenschaften haben, während die niedrigern kräftige Basen sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); b) leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zersetzen, zwei basische Oxyde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); c) leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zersetzen und nur ein basisches Oxyd bilden (Wismuth, Blei, Zink und Cadmium); d) sogenannte edle Metalle, welche Wasser bei keiner Temperatur zersetzen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren und deren Oxyde schon durch blose Erhitzung zersetzbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium Rhodium und Iridium). Endlich gibt es noch einige Körper, die sich im Äußern wie Metalle verhalten, deren Stellung unter den Metallen aber zweifelhaft ist (die Metalloide Liebig's und einiger Anderer). Sie bilden sämmtlich saure Oxyde mit Sauerstoff und verbinden sich zum Theil mit Metallen auf ähnliche Art wie der Schwefel; dahin gehören Titan und Tantal, das neuentdeckte Niobium, Antimon, Arsenik und Osmium. Manche rechnen selbst Selen, Tellur und Silicium noch zu den Metallen.

An den eigentlichen Metallen sind technisch bemerkenswerthe Eigenschaften: a) die Fähigkeit, eine hohe Politur anzunehmen, welche aber nur bei den edlen Metallen an der Luft beständig ist, daher sich nur diese zu Metallspiegeln eignen, und nächst ihnen Kupfer und seine Legirungen (Bronze und Messing), wenn sie gehörig rein gehalten werden; b) die Schmelzbarkeit, wovon die Möglichkeit abhängt, Metalle durch den Guß zu formen, in welcher Beziehung die Metalle so folgen: Zinn, Wismuth, Blei, Zink, Kupfer, Silber, Gold, Eisen und Platin (letzteres selbst vor der Esse nicht, sondern nur im Knallgasgebläse schmelzbar); c) die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, welche nur dem Eisen und dem Platin zukommt. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink und Cadmium. Die Farbe der Metalle ist sehr verschieden, und die Eigenschaft derselben, Legirungen zu geben, d. h. sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen zusammenschmelzen zu lassen (s. Legiren), gestattet eine große Mannichfaltigkeit, wie die verschiedenen Farben des mit Kupfer und Silber legirten verarbeiteten Goldes, das Messing und die andern Legirungen aus Kupfer und Zink (Tombak, Semilor, Chrysokall u. s. w.), die Bronzen (aus Kupfer, Zinn und Zink) und das Argentan oder Neusilber (Kupfer, Zink und

Nickel) beweisen. Manche Metalle nehmen beim Erkalten eine krystallinische Structur an, wovon z. B. das Metallmohr (s. d.) der verzinnten Blechwaaren abhängt. Hart sind die Metalle, mit Ausnahme der kohlehaltigen Verbindungen des Eisens (des Stahls), nur in geringem Grade; damit hängt zum Theil ihre Elasticität und Biegsamkeit zusammen, sowie die Fähigkeit, zu klingen. Auch hierin lassen sich durch Legirungen besonders technisch anwendbare Zwischenstufen erzeugen. Die meisten technisch nicht anwendbaren Metalle sind spröde; hämmerbar sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink und Eisen, letzteres besonders in der Hitze, was jedoch nach dem Grade der Reinheit manche Abänderung erleidet. Zu Drähten und Blechen dehnbar sind dieselben Metalle, doch in etwas anderer Ordnung, nämlich Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei.

Metallguß oder Erzguß. Schon die alte Welt kannte und übte die plastische Darstellung in Metall, meist in Erz, in größter Ausdehnung. Abgesehen von der künstlerischen Veredlung des gewöhnlichsten metallenen Hausgeräths, besonders der Waffen, Leuchter, Wagen u. s. w., worin die Griechen, ja zum Theil auch Halbbarbaren, wie die Kelten, so geschickt waren, galt auch in südlichen Himmelsstrichen das Metall als das einzige Material für Monumente, welche im Freien stehend, Jahrhunderte überdauern sollten. Die Statuen der Sieger im Hain zu Olympia waren von Erz; ja es gab Sculptoren, welche nur in Erz arbeiteten, wie z. B. Lysippus (s. d.) zur Zeit Alexander's. Die antiken Güsse sind technisch meist von größter Vollkommenheit, sodaß man der Meinung sich zugeneigt hat, die damalige Zeit habe Kunstgriffe in diesem Fache besessen, welche man gegenwärtig nicht mehr kennt. Die röm. Güsse sind zum Theil schon roher, und mit der Völkerwanderung werden die Erzgüsse vollends selten und unvollkommen. Damals beschränkte sich besonders die konstantinopolitanische Sculptur fast ganz auf edle Metalle, was die natürliche Folge gehabt hat, daß fast nichts von ihren Werken auf unsere Zeit gekommen ist. Erst mit dem 9. Jahrh. lebte der Erzguß wieder auf, hauptsächlich wol deshalb, weil für das gesteigerte Bedürfniß nach Bildwerken im Abendlande die edeln Metalle nicht ausreichten. Sehr schön sind die um 800 gegossenen ehernen Geländer und Thüren des Doms zu Aachen; aus den folgenden Jahrhunderten besitzt namentlich Deutschland eine ausgezeichnete Reihe von Gußarbeiten; so die Figuren am sogenannten Krodoaltar in Goslar aus dem 10. Jahrh., den Leuchter der Abtei Essen, gefertigt um 1000; die eine Thür des Doms zu Augsburg, die Grabplatte König Rudolf's zu Merseburg und die Thür des Doms zu Hildesheim aus dem 11. Jahrh.; das Taufbecken in Hildesheim aus dem 12. Jahrh. In der Folge wurden besonders Grabdenkmäler, Lesepulte, Kirchthüren, Glocken, Taufbecken, später sogar Kanonen u. s. w. mit reichen Zierathen in Erz gegossen, und bis ans Ende des Mittelalters dauerten wenigstens theilweise reine und schöne Güsse fort. (S. Deutsche Kunst, Italienische Kunst, Ghiberti, P. Vischer und B. Cellini.) Allerdings wurde noch sehr Vieles gelöthet, und manche Ungleichheiten des Gusses sind unleugbar nachzuweisen; allein im Ganzen ist derselbe sauber, ohne bedeutendes Nachfeilen und von schöner Legirung. An große freistehende Erzstatuen wagte sich zuerst wieder das 16. Jahrh.; wir nennen nur die Statuen am Grabe Kaiser Maximilian's zu Innsbruck, die Brunnenfiguren in Augsburg, meist aus dem Ende des 16. Jahrh., Ammanati's figurenreicher Brunnen auf dem Signorenplatze zu Florenz, die zahlreichen Werke des Giov. da Bologna u. s. w. Fürstliche Prachtliebe wies damals den Erzguß auf das Massenhafte hin, worunter das rein künstlerische Element leiden mußte. Doch hatten die zum Theil äußerst prachtvollen Erzmonumente des 17. Jahrh. das Verdienst, die Technik weiter zu fördern. Dies gilt besonders von den Reiterstatuen, welche man seit dieser Zeit für einen unentbehrlichen Schmuck großer Residenzstädte betrachtete. Vielleicht die vorzüglichste derselben ist A. Schlüter's Statue des großen Churfürsten in Berlin (1700), welche außer ihrer technischen Vollendung auch als Kunstwerk von außerordentlicher Wirkung ist. Auch die beiden Reiterstatuen Ludwig's XIV., nach Girardon's Modell von J. B. Keller aus Zürich im J. 1692 gegossen, und zwar in einem Guß vollendet, erregten die höchste Bewunderung der Zeitgenossen. Das Geheimniß solcher Kolossalgüsse aus einem Stücke ging jedoch wieder verloren und mußte beim Gusse der Reiterstatue Ludwig's XV., von Gor nach Bou-

chardon, neu entdeckt werden; eine umständliche Beschreibung stellte damals zuerst das technische Verfahren nach allen Seiten fest. Zunächst folgten Falconet's (s. d.) berühmte Statue Peter's des Großen (1775) und die Friedrich's V. von Dänemark (von Saly gegossen 1772), sowie auch die des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz in Düsseldorf. Das Verfahren, wie es sich im Laufe des 18. Jahrh. gestaltete, bestand darin: man bossirte die Statue über einem feuerfesten Kern aus Wachs, legte darüber eine Form von Thon und ließ dann das Wachs wieder ausschmelzen, um dem hineinzugießenden flüssigen Erze Platz zu machen; oder man machte die thönerne Form unmittelbar über das Modell, garnirte sie mit Wachs, goß den Kern in den leer gebliebenen Mittelraum, schmolz dann das Wachs wieder heraus und goß das Erz hinein, wie dies schon bei der Statue Ludwig's XV. geschah; oder, und dies ist die jüngste Methode, die Entleerung der Form geschieht ohne das Herausschmelzen des Wachses, mittels eines weichen Thones, der aus der zerlegbaren Form wieder herausgenommen werden kann. Von neuern Kolossalwerken sind besonders Schadow's Quadriga auf dem Brandenburger Thore in Berlin (zum Theil in getriebenem Kupfer) und das gewaltigste Bronzewerk dieses Jahrhunderts, die Vendômesäule in Paris zu nennen; ebenfalls riesig ist der Siegeswagen und die reitenden Friedensgöttinnen auf dem Arco della pace in Mailand von Manfredini. Unter den neuern Reiterstatuen sind zu erwähnen: Heinrich IV., von Lemot, auf dem Pont neuf in Paris; Philibert von Savoyen, in Turin, und der Herzog von Orleans, im Hofe des Louvre, beide von Marochetti, gegossen von Soyer und Inge; Joseph II. von Zauner in Wien; Maximilian von Baiern, auf dem Wittelsbacher Platz in München, von Stiglmaier gegossen; Georg III., von Wyatt; Georg IV., von Chantrey; Karl III. und Ferdinand von Neapel, von Righetti nach Canova. In neuerer Zeit hat der Erzguß eine ganz plötzliche Ausdehnung gewonnen durch die gegenwärtig auf ihrem Gipfelpunkt stehende Liebe zu Monumenten berühmter Männer. Thorwaldsen, Schwanthaler, David von Angers haben bereits wol über hundert Denkstatuen für den Guß modellirt. Die hauptsächlichsten Gießstätten sind gegenwärtig folgende. In Paris: Crozatier, Soyer und Inge, Carbonneaux, Richard, Cortos, Dumoulin, St.-Denis, Quesnel, Trigueti, Denière u. A.; überhaupt wird vielleicht in Paris am meisten gegossen, weil von da aus der Ton angegeben wird für die zahllosen Modegeräthschaften aus Bronze, welche nach allen Gegenden der Erde versendet werden; ja es wohnen in Paris über 500 Gießer, die allerdings auch viel in Blei und Zink arbeiten. In Berlin: Fischer, Léquine, Hopfgarten, Kalick, Krebs u. A.; für kleinere Geräthe Werner und Steffen; für den Eisenguß die königliche Eisengießerei unter der Leitung von Grüttner, Müller, Vollgold u. A., deren Werk z. B. das kolossale Monument auf dem Kreuzberge ist; für den in größter Ausdehnung auch für architektonische Ornamente angewendeten Zinkguß M. Geiß. In München: die königliche Erzgießerei, jetzt die thätigste aller Erzgießereien, bisher unter Leitung des großen Technikers J. B. Stiglmaier (s. d.), in der namentlich das Denkmal Max Joseph's, der eherne Obelisk, die Schillerstatue, das große Reiterbild des Kurfürsten Maximilian, die Wittelsbachischen Fürsten (für den Thronsaal), die Goethestatue in Frankfurt am Main und endlich die bis jetzt vollendeten Stücke der riesigen Bavaria gegossen wurden. In Dresden: Schröttel; in Nürnberg: Burgschmiet, der die Statuen Dürer's und Beethoven's goß; in London besonders Wyatt, Westmacott, Dean u. A. In Mailand: Manfredini; in Neapel: Righetti u. s. w. Für das Ausland arbeitet unstreitig die königliche Erzgießerei in München das Meiste. Seit den Zeiten des Alterthums hat im Allgemeinen kein Jahrzehend eine solche Masse von Gußproductionen hervorgebracht als das gegenwärtige.

Metalliques oder Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, wurden in Frankreich die von dem Directorium 1797 ausgegebenen und die Mandate (s. d.) ersetzenden Staatspapiere genannt. Später erhielten diesen Namen die östr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinset wurden, im Gegensatz der in Papiergeld verzinsten und realisirten, und ebenso die russ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinset werden, im Gegensatz der Papiere, die auf Banco-Assignationen gestellt sind und in solchen verzinset werden.

Metallmohr kommt in zweierlei Bedeutungen vor. In der Pharmaceutik bezeichnet es, gleichbedeutend mit Athiops, mehre schwarze pulverartige Präparate, in denen allen,

mit Ausnahme des Eisenmohrs, des Platinamohrs und des vegetabilischen Mohrs, mehr oder weniger das Quecksilber als Agens mit eintritt. — Dann aber ist Metallmohr die deutsche Übersetzung für Moiré métallique, eine in Holland erfundene und von Allard in Paris 1818 verbesserte Methode, das verzinnte Eisenblech zu verzieren. Aus dem Metallmohr werden allerlei Gegenstände verfertigt; doch sind diese Arbeiten jetzt aus der Mode.

Metalloide nannte man sonst die Metalle der Alkalien und Erden. Berzelius braucht den Namen für alle nichtmetallischen Elemente; Liebig u. A. nur für Phosphor, Arsenik, Antimon, Bor, Silicium, Titan und Tantal.

Metalloxyde, s. Calciniren.

Metallurgie ist die Lehre von der Verarbeitung der Metalle; sie umfaßt demnach die Darstellung der Metalle aus ihren Erzen oder die Hüttenkunde (s. d.) und deren weitere mechanische Verarbeitung zu rohen Formen, die Gießerei, Blechfabrikation, Drahtzieherei u. s. w.

Metamorphöse (griech.) heißt eigentlich jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung; doch bezeichnet man mit Metamorphosen vorzugsweise in der Mythologie der alten Welt die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandlungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w., deren Ursprung und Deutung sich meist nicht mehr sicher nachweisen läßt. Viele derselben mögen in der frühesten Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen der Natur, andere in den symbolischen und allegorischen Darstellungen auf Kunstwerken oder in der Bildersprache der Dichter, die man eigentlich auslegte, die meisten aber wol in dem Aberglauben und dem Streben, eine einfache Begebenheit ins Übernatürliche und Abenteuerliche zu ziehen, ihren Grund haben, während in der spätern Zeit mehre solcher Erzählungen zum Zwecke moralischer Belehrung erfunden wurden. Die kühne und lebhafte Einbildungskraft der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen; ihnen zunächst stehen die Griechen und Römer, von denen die Erzählungen dieser Art in gebundener und ungebundener Sprache mit Vorliebe zusammengestellt und bearbeitet wurden. Unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des alexandrin. Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonus, Nikander, Parthenius u. A., aus deren Werken uns Antoninus Liberalis (s. d.) in seinen „Metamorphoses" noch Bruchstücke erhalten hat; unter den Römern vor Allen von Ovidius (s. d.) in dem unter demselben Titel bekannten Gedichte. Ebenso geben in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandlungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland, und noch mehr Herder in seinen „Paramythien" bewiesen. Vgl. Mellmann, „De causis et auctoribus narrationum de mutatis formis" (Lpz. 1786).

Metapher oder Metaphora (griech.) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen oder übertragenen, ohne daß dadurch die grammatische Stellung und Geltung verändert wird. Sie gehört zu den gangbarsten Tropen (s. d.) und dient, da sie die abstracte Vorstellung durch ein versinnlichendes Bild bezeichnet, namentlich zur Veranschaulichung und Belebung des Gedankens und der Rede überhaupt. In diesem Sinne gebraucht man „Hafen" statt „Zuflucht", „Wunde" statt „Kränkung" oder „Verlust", „kalt" für „gefühllos". Mehre schöne Metaphern enthält der Anfang der Elegie Matthisson's, „Schweigend in der Abenddämmrung Schleier ruht die Flur; das Lied der Haine stirbt". Obgleich aber die Metapher einen weit freieren Gebrauch zuläßt als die Allegorie (s. d.) und das Gleichniß (s. d.), so hat man dennoch einen zu schnellen Übergang aus dem uneigentlichen Ausdruck in den eigentlichen ebenso sehr zu vermeiden als die Vermengung zweier Metaphern unter sich, wie in folgenden Beispielen: „Diese Säule des Staats ist ihrem Tode nahe", und „Du hast jeden Keim des Stolzes in mir ausgelöscht". (S. Katachrese.) Überhaupt muß die Metapher, wenn sie zur Verschönerung des Ausdrucks dienen soll, stets dem Wesen, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechen und daher weder unanständig und gemein, noch dunkel und zu weit hergeholt oder gelehrt sein, wie letzteres in den Schriften von Jean

Paul häufig der Fall ist. Auffallende Metaphern pflegt man dann wenigstens durch einen mildernden Zusatz, wie „so zu sagen" oder „gleichsam", einzuleiten.

Metaphräse oder Metaphrasis (griech.) nennt man die Umschreibung oder wortgetreue Übersetzung einer Schrift in eine andere Sprache, wie wir unter diesem Titel aus späterer Zeit griech. Übersetzungen lat. Schriftsteller, z. B. des Eutrop von einem gewissen Päanius und des Julius Cäsar von Planudes, besitzen. Besonders aber bezeichnet man damit die Übertragung eines Gedichtes in die Prosa, dergleichen in späterer Zeit von den Fabeln des Äsop und Phädrus mehre geliefert worden sind. (S. Paraphrase.)

Metaphysik kann ganz kurz als die Wissenschaft von den Realprincipien der Erscheinungen bezeichnet werden. Der Name soll zufällig entstanden sein, indem der Theil der Schriften des Aristoteles, der die Untersuchungen über die höchsten theoretischen Begriffe enthält, als der auf die physischen Bücher folgende bezeichnet wurde. Bei den Alten ist dieser Name nicht gewöhnlich gewesen; bei ihnen bezeichnet der Ausdruck Physik nicht wie in der neuern Zeit nur die empirische Auffassung der Naturerscheinungen und die mathematische Bestimmung ihrer Gesetze, sondern Das, was die Neuern Metaphysik oder theoretische Speculation nennen. Die Sache ist daher älter als der Name, und das Bedürfniß der Metaphysik hat sich, bewußt oder unbewußt, von jeher darauf gegründet, daß die Begriffe, durch welche die gegebene Erscheinungswelt factisch aufgefaßt worden, sich als unzureichend oder mangelhaft erweisen und daher eine Berichtigung, Umbildung und Erweiterung verlangen, die nur durch ein die Erfahrung überschreitendes Denken zu erreichen ist. Gerade deshalb, weil es die Metaphysik mit Begriffen zu thun hat, die gleichsam das Knochengerüste aller theoretischen Erkenntniß bilden und von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, mit den Begriffen des Seins und des Werdens, der Kraft und des Stoffs, des Raums und der Zeit u. s. w., sind die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen, auf welchem sich die Gegensätze der philosophischen Systeme vorzugsweise begegnen mußten, und die Geschichte der Metaphysik ist geradezu die Geschichte der theoretischen Speculation selbst. Schon in der Zeit vor Sokrates hatten sich die verschiedenen Grundansichten über die Realgründe der Erscheinungswelt beinahe vollständig geltend gemacht, und auf die Fragen, ob das Reale, was den Erscheinungen zu Grunde liege, eines oder vieles; ob es als körperlich oder als unkörperlich zu denken sei; ob Dem, was ist, die Veränderung an sich selbst zukomme, oder ob alle Veränderung nur ein äußerer, das Sciende selbst nicht berührender Schein; ob die vorliegende Naturordnung ein Product des Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sei? diese und ähnliche Fragen hatten die Denker ebenso beschäftigt, wie voneinander getrennt. Die Platonische und Aristotelische Philosophie sind als die umfassendsten und großartigsten Vermittelungsversuche dieser speculativen Gegensätze zu betrachten und namentlich die Art, wie Aristoteles die Grundbegriffe der Metaphysik bestimmt hatte, ist lange Jahrhunderte hindurch maßgebend gewesen und läßt sich das ganze Mittelalter hindurch bis herab auf Leibnitz und Wolf verfolgen. Im Laufe der Zeit wurden die metaphysischen Fragen theils durch die Rücksicht auf religiöse Voraussetzungen und die Glaubenslehren des Christenthums, theils durch die Erweiterung der empirischen Naturkenntniß, theils durch die unvermeidliche Verwickelung der Metaphysik mit der Psychologie immer verwickelter; die einfachen und ursprünglichen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, traten in den Hintergrund und in dem Streite über überlieferte Lehrmeinungen gerieth die Philosophie oft in Gefahr, den natürlichen Gang der Speculation zu verkennen. Die Schwierigkeit und die Unsicherheit der metaphysischen Erkenntniß gab überdies dem Skepticismus Nahrung und es ist für das Verhältniß der neuern Philosophie seit Cartesius zu der alten hellenischen charakteristisch, daß jene sich vorzugsweise der Erforschung der Quellen der menschlichen Erkenntniß zuwandte, während diese über den Inhalt dieser Erkenntniß ins Reine zu kommen suchte. Daher sollte an die Stelle der Metaphysik die sogenannte Transcendentalphilosophie oder Wissenschaftslehre treten, d. h. an die Stelle der Untersuchung über die Natur der Dinge die über die Art und Weise, wie das denkende Subject zur Erkenntniß derselben gelangt. Diese Richtung, welche Locke vorbereitet hatte, trat am bestimmtesten bei Kant und Fichte hervor, und der früher vorherrschende Realismus (s. d.) machte bei Kant (s. d.)

erst einer Verzichtleistung auf die Erkenntniß der letzten Gründe der Erscheinungen, dann bei den Spätern einem entschiedenen Idealismus (s. d.) und der Behauptung einer Identität zwischen dem Sein und dem Denken Platz. In der neuesten Zeit macht sich die Einsicht wieder geltend, daß die Beantwortung der psychologischen oder erkenntnißtheoretischen Frage, wie unsere Begriffe entstehen, ob sie ursprünglich im Geiste liegen oder nicht, keinerlei Entscheidung über die Frage enthält, welche Begriffe wahr oder falsch sind, der Natur der Dinge entsprechen oder nicht; und daß daher, welches auch der Ursprung, die natürliche Genesis unserer Begriffe sei, dadurch der Versuch einer Kritik und nöthigenfalls einer Berichtigung und Erweiterung unsers Gedankenkreises, ja selbst einer Erzeugung neuer Begriffe nicht überflüssig gemacht wird, ein Versuch, dessen systematische Begründung und Durchführung eben die Metaphysik sein würde. Dabei haben die beiden entgegengesetzten Pole der nachkantischen Philosophie, die Herbart'sche und Hegel'sche, zu der Anerkennung geführt, daß das Bedürfniß der Metaphysik auf den in den gegebenen Erfahrungsbegriffen unerkannt liegenden Widersprüchen beruht; beide Systeme trennen sich aber auf das entschiedenste durch die Art, wie sie diese Widersprüche behandeln. Daß übrigens die Metaphysik als die theoretische Grundwissenschaft, welche die Aufgabe hat, über die Gültigkeit aller der Begriffe, welche die übrigen Wissenschaften stillschweigend voraussetzen, in letzter Instanz zu entscheiden, mit der Religionsphilosophie, der Naturphilosophie, der Psychologie, der Mathematik in der engsten Verbindung steht, bedarf kaum einer Erwähnung. Weil sich hier alle Schwierigkeiten und Zweifel concentriren, nennt man im gewöhnlichen Leben metaphysisch oft allgemein das schwer zu Durchdringende, Dunkele, Tiefsinnige, die gemeine Ansicht Überschreitende, worüber der gemeine Verstand sich eines Urtheils enthalten soll.

Metaplasmus (griech.), d. i. Umbildung, heißt in der Grammatik eine solche Casusform, die neben der regelmäßigen Form von einem nur vorauszusetzenden, nicht wirklich vorhandenen Nominativ gebildet wird, wie der Pluralis „Lorbeeren". Metaplasta heißen daher alle Wörter, die einer solchen Umbildung unterworfen sind.

Metaschematismus (griech.) bezeichnet die Verwandlung einer Krankheit in eine neue Form, z. B. den Übergang eines Wechselfiebers in ein anhaltendes Fieber. Von der Metastasis (s. d.) unterscheidet er sich dadurch, daß man damit keinen so bestimmten Begriff materieller Übertragung oder Wanderung des Krankheitsstoffs, wie mit dieser, verbindet.

Metastase oder Metastasis (griech.) nennt man die Versetzung oder Übertragung einer Krankheit auf einen bisher noch nicht bemerkbar afficirten Theil des Körpers, worauf das frühere Leiden entweder ganz verschwindet oder wenigstens verringert wird. Geschieht dieser Übertritt von einem wichtigern Organ auf ein minder wichtiges, so nennt man ihn eine gute, im Gegentheil eine böse Metastase. Indem die gute Metastase sehr häufig als eine Krisis gelten kann und dieser gleich geachtet wird, nennt man sie auch eine kritische. Beispiele von Metastasen sind namentlich Abscesse (s. d.) in bösartigen Fiebern, nach deren Entstehung das Fieber weicht, überhaupt mehre Hautausschläge, nach deren Erscheinen sich die gefährlichen Symptome mindern, sowie umgekehrt die Gefahr steigt, wenn nach dem plötzlichen Verschwinden eines Ausschlags Fieber, Gehirnaffectionen, Brustkrankheiten u. s. w. eintreten. Die ganze Ableitende Methode (s. d.) bei der Behandlung von Krankheiten, namentlich aber die Anwendung von Cauterien, Fontanellen, Blasenpflastern u. s. w., ist eigentlich nur eine Nachahmung der Natur, durch welche ein Leiden von einem gefährlichen Orte an einen minder gefährlichen versetzt werden soll.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), ein classischer ital. Dichter, der Schöpfer des neuern ital. Singspiels, geb. zu Assisi 1698, hieß eigentlich Trapassi, und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; doch mußte er letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Zufällig lernte ihn der berühmte Rechtsgelehrte Gravina kennen, der nun, nachdem er ihm den Namen Metastasio beigelegt hatte, nicht nur für seine sorgfältige Erziehung und Bildung sorgte, sondern ihn auch bei seinem Tode im J. 1717 zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. So konnte sich M. ganz seiner

Neigung für die Poesie überlassen. Er betrat die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter mit dem Singspiel „Didone abbandonata", das von Sarti in Musik gesetzt, 1724 in Neapel aufgeführt wurde und worin er sein Verhältniß zu der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Bulgarelli, geschildert haben soll. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Fl. bewilligte. Seitdem fand am kaiserlichen Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Zu dem Glücke, das er in ganz Europa und besonders an den Höfen machte, trug hauptsächlich bei, daß er nicht blos vermöge seines Amtes, sondern auch durch seine Manieren Hofdichter war. Er starb am 12. Apr. 1782. Am berühmtesten machte er sich durch seine Opern und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren; doch haben sich wenige der von ihm gedichteten Opern auf der Bühne erhalten. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20).

Metathĕsis (griech.) nennt man in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, die man häufig bei Verpflanzung von Wörtern in eine andere Sprache wahrnimmt, z. B. bei den aus der griech. Sprache in die lateinische übergegangenen Eigennamen „Heraklés" und „Hercules", „Karchedon" und „Karthago". (S. Metabole.)

Metelĭno, s. Lesbos.

Metellus ist der Name einer Familie des plebej. Geschlechts der Cäcilier, die zu den Angesehensten der röm. Nobilität gehörten, seitdem Lucius Cäcilius M., der im ersten pun. Kriege zweimal (250 und 247 v. Chr.) Consul war und 243 als Pontifex Maximus das Palladium aus dem Tempel der Vesta bei einem Brande rettete, die Größe seines Hauses begründet hatte. Am bekanntesten sind Quintus Cäcilius M., Macedonicus benannt, weil er als Prätor im J. 148 v. Chr. den Andriscus besiegte, der sich unter dem Namen Philippus zum König von Macedonien aufgeworfen hatte. Nach seinem Consulat im J. 143 kämpfte er 142 gegen Viriathus (s. d.) und im J. 131 bekleidete er mit Quintus Pompejus die Censur. Von den Alten wurde sein Glück gepriesen, das sich theils in seiner Abkunft, seinen körperlichen und geistigen Kräften, dem Ruhm und den Ehrenstellen, die er erlangt, und in dem Besitz einer tugendhaften und fruchtbaren Gattin, theils darin bewährt habe, daß, als er 115 starb, schon der dritte seiner Söhne Consul war, einer von ihnen, Quintus, der von der Unterwerfung der Balearischen Inseln im J. 123 und 122 den Beinamen Balearicus erhielt, triumphirt hatte, und der vierte sich um das Consulat bewarb. — Sein Neffe Quintus Cäcilius M. Numidicus wurde 109 v. Chr. Consul, kämpfte siegreich gegen Jugurtha in Numidien, bis ihm 107 der Oberbefehl durch Marius (s. d.) entzogen wurde. Im J. 102 bekleidete er die Censur, wurde im J. 100 wegen seiner Weigerung, das Ackergesetz des Volkstribun Saturninus (s. d.) als Senator zu beschwören, verbannt und starb bald, nachdem er im J. 99 aus Asien zurückberufen worden. Er war einer der reinsten und festesten Männer seiner Zeit. — Sein Sohn Quintus Cäcilius M. erhielt wegen des zärtlichen Eifers, den er bei dem Volke für die Rückrufung seines Vaters bittend dargelegt hatte, den Beinamen Pius. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im Bundesgenossenkriege und entfloh nach des Marius Rückkehr im J. 87 nach Afrika. Im J. 83 schloß er sich an Sulla, da dieser nach Italien zurückkehrte, an und siegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Mit Sulla, den er in den Proscriptionen zu mäßigen gestrebt hatte, bekleidete er im J. 80 das Consulat; dann erhielt er im J. 79 das jenseitige Spanien zur Provinz und gegen Sertorius (s. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit Cnejus Pompejus theilte. Er starb 64 als Pontifex Maximus. — Quintus Cäcilius M. Creticus erhielt diesen Beinamen von seinen Kriegen in Kreta, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit Hortensius Consul gewesen, im J. 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem Cnejus Pompejus, der ihm den Ruhm dieser Unternehmung hatte entziehen wollen und seinen Triumph bis zum J. 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — Quintus Cäcilius M. Celer focht 66 v. Chr. unter Pompejus in Asien und besetzte im J. 63 gegen die Catilinarier als Prätor die Pässe, die über den Apennin nach dem cisalpinischen Gallien füh-

ren, das er 62 unter dem Titel Proconsul verwaltete. Im J. 60 trat er als Consul gegen die Anmaßungen des Pompejus, im J. 59 gegen Cäsar's Ackergesetz auf und starb, vielleicht durch seine Gattin Clodia (s. d.) vergiftet. — Sein jüngerer Bruder, Quintus Cäcilius M. Nepos, hatte unter Pompejus im Seeräuberkrieg und in Asien gefochten. Als Volkstribun trat er im J. 63 v. Chr. gegen Cicero beim Schluß von dessen Consulat und 62 für Pompejus auf; sein Vorschlag, daß dieser mit dem Heere zur Herstellung der Ruhe nach Rom berufen werde, scheiterte an dem Widerstande des Senats und namentlich des Cato Uticensis (s. d.). Er floh zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde im J. 60 Prätor und 57 Consul. — Quintus Cäcilius Mt. Pius Scipio, bald Quintus Scipio, bald Scipio Metellus genannt, der Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica und der Licinia, wurde vom oben erwähnten Metellus Pius im Testament adoptirt und durch seine Tochter Cornelia im J. 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im Aug. desselben Jahres von Pompejus zu seinem Collegen im Consulat ernannt, war er für ihn bis zu Anfange des J. 49 gegen Cäsar im Senat einer der Thätigsten. Namentlich betrieb er den Beschluß, durch den dieser für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs ging er nach Syrien, stieß im J. 48 zu Pompejus, unter dem er in der Schlacht bei Pharsalus befehligte, und floh dann nach Afrika zu Juba, wo er, obschon verhaßt wegen seiner Üppigkeit und Grausamkeit, durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Nach dem Verlust der Schlacht bei Thapsus im J. 46 tödtete er sich selbst auf der Flucht nach Spanien, nachdem seine Schiffe durch das Geschwader des Cäsarianers Publius Sittius überwältigt waren.

Metempsychose und **Metensomatosis**, s. Seelenwanderung.

Meteöre oder Lufterscheinungen heißen im weitern und wissenschaftlichen Sinne alle Erscheinungen, welche vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, Schnee, Regen, Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond, Sternschnuppen und Feuerkugeln; im engern Sinne aber blos die seltenern Erscheinungen letzterer Art. Man unterscheidet gewöhnlich vier Classen von Meteoren: 1) luftige, wohin die Winde gehören; 2) wässerige oder Hydrometeore, z. B. Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen und Hagel; 3) feurige, z. B. Blitz, Wetterleuchten, Nordlicht und Sternschnuppen, und 4) glänzende und optische, wie die Regenbogen, Höfe, Nebensonnen und Nebenmonde.

Meteorologie heißt derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Meteoren (s. d.) beschäftigt. Da aber die Reihenfolge, in welcher sich die meisten der Meteore an einem Orte zeigen, die Witterung bestimmt, so wird dieser Ausdruck auch gleichbedeutend mit Witterungskunde genommen. Unstreitig war dieser Theil der Physik derjenige, auf welchen die Menschen zuerst ihren Scharfsinn wendeten, da die hierhergehörigen Erscheinungen viel zu auffallend und einflußreich sind, als daß sie hätten lange unbeachtet bleiben sollen. Die ältesten Völker schrieben dieselben mächtigen Gottheiten zu. Schon die Griechen und Römer bemühten sich, die Meteorologie wissenschaftlich zu bearbeiten; sie machten manche scharfsinnige Bemerkungen und wichtige Beobachtungen, allein ein bedeutendes Resultat ihrer Forschungen vermochten sie nicht zu erzielen, weil es ihnen an gehörigen Instrumenten, und vorzüglich an den nöthigen Vorkenntnissen der Physik mangelte. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde auch an der Meteorologie von neuem gearbeitet, jedoch mit keinem günstigen Erfolge, da die verkehrte Richtung und Sucht der meisten Gelehrten aus ihr eine Lehre der Voraussagung des Wetters machte. Eine neue Epoche erblühte der Geschichte dieser Wissenschaft in Folge der Erfindung des Barometers (s. d.) und Thermometers (s. d.), welche noch immer die vorzüglichsten Instrumente der Meteorologen ausmachen. Noch immer aber herrschte jener Vorhersagungstrieb, es fehlte noch an über die ganze Erde sich erstreckenden und guten Beobachtungen in hinreichender Zahl, und hauptsächlich an Männern, die Scharfsinn genug besaßen, um sich in der Combination so mannichfacher Erscheinungen zu versuchen. Endlich erklärte Franklin (s. d.) die elektrische Natur des Blitzes (s. d.), Saussure (s. d.) und Deluc (s. d.) erfanden neue Instrumente, verfolgten die wechselnden Erscheinungen in den Alpen, und der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz entschloß sich zur Stiftung einer meteorologischen Societät in

Manheim. Instrumente wurden von letzterer nach allen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland und Italien versendet, die Beobachtungen genau verzeichnet und gedruckt, und noch lange werden die „Ephemeriden" dieser Societät wahre Fundgruben für die Meteorologie bleiben. Doch alle oder wenigstens die meisten der damals gemachten meteorologischen Forschungen bezogen sich nur auf die westliche Halbkugel, von dem Witterungsverhalten der übrigen Weltgegenden, namentlich der Äquinoctialgegenden, war wenig bekannt. Alex. von Humboldt (s. d.) war der Erste, der innig vertraut mit den Phänomenen des Westens wie des Ostens mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropen entwarf; er zeigte die Verschiedenheit in dem Witterungsverhalten in niedern und höhern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge parador scheinender Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Demnächst entwarf Leop. Buch (s. d.), welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südlichen Europas und der Canarischen Inseln sorgfältig beobachtet hatte, eine meisterhafte Übersicht der wichtigsten Erscheinungen, welche das Barometer zeigt. Er wies nach, daß das Steigen und Fallen des Barometers hauptsächlich von der Temperaturänderung benachbarter Gegenden verursacht wird, und nur insofern als Witterungsprophet dienen kann, als jene Änderung Störungen der Atmosphäre nach sich zieht. Hieraus ging aber hervor, daß das Vorhersagen der Witterung zur Zeit noch etwas Unmögliches sei, und daß man nur dann über den allgemeinen Charakter ganzer Jahreszeiten und Landstrecken etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen könnte, wenn man gleichzeitig die Beschaffenheit der ganzen Atmosphäre zu überblicken im Stande wäre. Insbesondere verdankt die Meteorologie den beiden zuletzt genannten Gelehrten vortreffliche Aufklärungen über die Entstehung und Richtung der Winde, die auf Klima und Witterung so großen Einfluß haben. Vgl. Kämtz, „Lehrbuch der Meteorologie" (2 Bde., Halle 1831—32).

Meteorsteine, auch Mondsteine, Meteorolithen, Aërolithen oder Uranolithen nennt man vom Himmel herabgefallene steinartige Massen, die beim Zerplatzen von Feuerkugeln auf die Erde geschleudert werden. Die letztern, auch Boliden genannt, erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich in der Regel mit reißender Geschwindigkeit, die zuweilen der der Erde in ihrer Bahn gleichkommt, und zerplatzen nach kurzer Sichtbarkeit mit heftigem Knalle meist in großer Höhe in mehre Stücke, welche noch heiß und mit einer dünnen schwarzen Rinde überzogen, mit solcher Gewalt herabfallen, daß sie oft mehre Fuß in die Erde eindringen. Diese Steinfälle und somit auch die von den alten Schriftstellern oft erwähnten Steinregen sind erst in neuern Zeiten seit Chladni durch zahlreiche Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Die Bestandtheile der Meteorsteine sind in der Hauptsache immer dieselben, vorzüglich Eisen, Kieselerde, Nickel, in geringer Menge Chrom- und Manganoxyd, Schwefel, Kalk, Talkerde, Thon, zuweilen auch Natron, Kali, Wasser, Kohle, Salzsäure, Kupfer und Zinn. Die Größe und Menge der herabgefallenen Steine ist sehr verschieden. Bei Aigle fielen im J. 1803 gegen 2000 Stück von 2 Quentch. bis 17½ Pf.; die Steine von Ensisheim und Verona wogen 2—300 Pf. Außer den eigentlichen Meteorsteinen fallen zuweilen große Massen gediegenes Eisen, sogenanntes Meteoreisen, herab, deren Herabfallen aber in der Regel nur auf Vermuthung beruht und aus ihrer isolirten Lage, Zusammensetzung u. s. w. geschlossen wird. Oft sind diese Massen von ungeheurer Größe; das bei Hradschina in Kroatien 1751 vor Augenzeugen gefallene Meteorstück wiegt aber nur 71 Pf. Über den Ursprung der Meteorsteine hat man nur Hypothesen aufgestellt, nach denen sie tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur sind. Einige Physiker, namentlich die Gebrüder Deluc, hielten sie für Auswürflinge von Erdvulkanen, was theils ihrer großen Verschiedenheit von vulkanischen Producten, theils der zum Emporschleudern solcher Massen in solche Weiten ungenügenden Wurfkraft der Vulkane wegen unstatthaft ist. Mayer, Diruf, Freygang, Wrede u. A., in der neuesten Zeit namentlich Egen, hielten sie für Gebilde, die sich in der Atmosphäre, durch unbekannte chemische Processe, aus den von der Erde aufgestiegenen mineralischen Dämpfen erzeugen. Dagegen spricht aber namentlich die große Höhe, in der wir die Feuerkugeln erblicken und den Ursprung der Meteorsteine suchen müssen. Olbers sprach 1795 die Idee aus, daß Auswürflinge von Mondvulkanen auf die Erde gelangen könnten, und wies die Möglich-

keit, wiewol nur unter der Bedingung nach, daß beide Körper sich in Ruhe befänden. Ihm stimmte Laplace im J. 1802 bei und mehre andere Geometer zeigten gleichfalls durch Rechnung die Möglichkeit jenes Ereignisses. Die Rechnung wies nach, daß eine vom Monde mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von etwa 8000 F. nach der Erde zu geschleuderte schwere Masse nicht wieder zum Monde zurückkehren, sondern in Folge der starken Anziehung der Erde möglicherweise in einem Zeitraume von 60—70 Stunden auf dieselbe gelangen könne und mit einer Geschwindigkeit von etwa 1½ M. in der Secunde ankommen werde. Hierauf gestützt nehmen Vauquelin, Prechtl, Fourcroy, Benzenberg und Berzelius den lunarischen Ursprung der Meteorsteine an, Letzterer besonders deshalb, weil dieselben metallisches Eisen enthalten, das sich als solches nicht an einem Orte erhalten könnte, wo es Wasser gibt, und daher sehr wahrscheinlich aus dem Monde komme, wo es keins gibt. Indeß ist die lunarische Hypothese schon darum unhaltbar, weil nur durch das ohne Zweifel höchst seltene Zusammentreffen günstiger Bedingungen ein vom Monde ausgeworfener Körper in den Bereich der Anziehung der Erde gelangen und dieselbe nicht nur umkreisen, sondern erreichen könnte, was mit der verhältnißmäßigen Häufigkeit der Meteorsteinfälle unvereinbar ist, abgesehen davon, daß man den Mondvulkanen, deren Dasein ohnehin gar nicht erwiesen ist, wegen der Größe vieler Meteorsteinmassen und der reißenden Geschwindigkeit vieler Feuerkugeln ganz ungeheure Wurfkräfte zutrauen müßte. Demnach bleibt als wahrscheinlich nur die zuerst 1819 von Chladni ausgesprochene, neuerdings außer vielen Andern auch von von Humboldt vertheidigte Annahme übrig, nach welcher die Meteorsteine kosmischen Ursprungs sind, nämlich Massen, die sich, sei es nun als Bruchstücke eines größern Weltkörpers oder als selbständige kleine planetarische Körper, im Weltraume bewegen und auf die Erde fallen, wenn sie der Erde zu nahe kommen und von dieser angezogen werden. Das Hauptwerk über Meteorsteine ist noch immer das von Chladni, „Über Sonnenmeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819). Des Verfassers große Sammlung von Meteorsteinen befindet sich jetzt in Berlin, eine andere vorzüglich reichhaltige im Mineraliencabinet zu Wien.

Meth oder Meht ein weinartiges hauptsächlich in Polen und Rußland beliebtes Getränk, wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung gewonnen und zwar in desto besserer Qualität, je besser der Honig ist. Auch gibt man dem Meth durch Zusatz von allerhand Obst, z. B. von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren u. s. w., durch Gewürz und Kräuter größere Annehmlichkeit. Füllt man ihn mit gutem alten Franzwein auf, nachdem er seine Weinfarbe erhalten hat, so wird er dem Weine täuschend ähnlich. Die passendste Zeit zur Bereitung des Meth sind die Hundstage. Je älter er wird, desto mehr gewinnt er an Stärke und Lieblichkeit. Als Handelsartikel ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methfeßel (Albert), Hofkapellmeister zu Braunschweig, wurde 1786 zu Stadtilm im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater Cantor und Musikdirector war. Sein älterer Bruder, Friedr. M., geb. 1771, der gleichfalls als Sänger und Liedercomponist sich einen Namen erwarb, starb bereits 1807. Bei seinem Vater lernte M. Pianoforte, Violine und Guitarre; zugleich besaß er eine wohlklingende Tenorstimme, deren fleißige Ausbildung er früh sich angelegen sein ließ. Später lebte er in Rudolstadt, bis die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt zu seiner weitern Ausbildung als Musiker und Sänger ihn nach Leipzig und Dresden sendete. Nach dreijähriger Abwesenheit erhielt er 1810 ein Engagement als Kammersänger in Rudolstadt. Im J. 1824 ging er nach Hamburg, wo er als Gesanglehrer und durch Stiftung einer Liedertafel nach Zelter'schem Vorbilde sich verdient machte. Im J. 1831 folgte er dem Rufe nach Braunschweig. Er stand eine Zeit lang als Liedercomponist in bedeutendem Rufe, wußte dankbar für den Gesang zu schreiben und war nicht ohne gefälligen melodischen Reiz. Doch Mangel an Tiefe ließ ihn nicht zu einer nachhaltigen Wirksamkeit kommen, sodaß seine Geltung nur eine ephemere genannt werden kann. Ganz vortrefflich ist das von ihm herausgegebene „Commersbuch", eine Sammlung beliebter Gesänge, worin sich auch viele von ihm selbst finden. Gelungene Lieder für Männerstimmen schrieb er vorzugsweise zur Zeit seines Aufenthalts in Hamburg.

Method, s. Cyrill.

Methode bezeichnet im Allgemeinen die Regelmäßigkeit eines Verfahrens, welches

angewendet wird, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Der Begriff der Methode ist daher keineswegs auf die Erziehung oder die Wissenschaft beschränkt, sondern er gilt ebenso gut für die gewöhnlichen Geschäfte und Arbeiten des täglichen Lebens, für das Verfahren der Agricultur, der Gewerbe u. s. w. Entgegengesetzt ist dem methodischen Verfahren das fragmentarische, tumultuarische, rhapsodisch abspringende, planlose und blos von subjectiven Einfällen und Launen abhängige. Die Angemessenheit der Methoden hängt überall von der Natur des Gegenstandes, mit dem man zu thun hat, von den ihn beherrschenden Gesetzen, und dem dadurch bedingten Verhältniß zwischen Mittel und Zweck ab, und es wird deshalb für die verschiedenen Gebiete, in welchen ein methodisches Verfahren möglich ist, eine unbestimmbare Mannichfaltigkeit von Methoden geben. Eine besondere Wichtigkeit hat der Begriff der Methode theils für die Zwecke der Erziehung, theils zur Bestimmung des wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt. In der ersten Beziehung unterscheidet man je nach der Form des Vortrags die akroamatische Methode, d. h. die Lehrart, wo der Lehrer ununterbrochen allein spricht und dem Lernenden die Auffassung des Gesprochenen überläßt, von der erotematischen oder dialogischen, d. h. der abfragenden, welche auf einem gegenseitigen Gedankenaustausch des Lehrenden und Lernenden beruht, daher die Selbstthätigkeit des Letztern unmittelbar in Anspruch nimmt und dem Lehrer ebenso Gelegenheit gibt, die Art, wie der Lehrstoff aufgefaßt wird, zu controliren, als auch der eigenen Gedankenentwickelung des Lernenden zu Hülfe zu kommen. Dadurch geht die erotematische Methode in die katechetische über, welche man häufig auch die sokratische nennt, weil Sokrates vorzüglich die Kunst geübt hat, den Lehrstoff im Gespräche mit den Schülern durch geschickt aneinander gereihte Fragen entstehen zu lassen; eine Kunst, die er als geistige Mäeutik (Hebammenkunst) bezeichnete. Einen ähnlichen äußern Unterschied bietet die Methode des gewöhnlichen einseitigen und des gegenseitigen Unterrichts dar. (S. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem.) Wichtiger als diese Unterschiede ist es geltend zu machen, daß jede rechte pädagogische Methode auf das Ziel hinarbeiten muß, Das, was gelernt werden soll, auf die leichteste, sicherste und natürlichste Weise zum geistigen Eigenthume des Lernenden zu machen. Die Factoren, von welchen die Bestimmungen der pädagogischen Methoden abhängen, sind daher die Natur des Unterrichtsgegenstandes selbst, die allgemeinen psychologischen Bedingungen seiner Aneignung, der Standpunkt, auf welchem der Unterricht den Schüler findet, endlich die Individualität des letztern. Je nachdem diese Factoren in dem einzelnen Falle so oder anders zusammentreffen, werden sich die pädagogischen Methoden höchst mannichfaltig modificiren. Da jedoch aller Unterricht den Zweck hat, entweder den schon vorhandenen Gedankenkreis des Schülers demselben zum vollen Bewußtsein zu bringen, oder ihn zu berichtigen, zu erweitern und zu bereichern, so werden sich die verschiedenen Unterrichtsmethoden unter die Begriffe des blos darstellenden, des analytischen und des synthetischen Unterrichts subsumiren lassen. Zu dem analytischen Unterricht gehört der allergrößte Theil Dessen, was seit Pestalozzi (s. d.) als Anschauungsübung (s. d.) so vielfach angewendet worden ist und so wohlthätig gewirkt hat. In der Praxis sind diese Arten des Unterrichts nicht voneinander zu trennen, sondern die pädagogische Kunst beruht auf der zweckmäßigen Verknüpfung derselben, für welche jedoch die verschiedenen Unterrichtsgegenstände nicht durchaus die gleichen Bedingungen darbieten; daher die zweckmäßigste Art des Unterrichts in den Sprachen, in der Geschichte, der Mathematik, der Religion u. s. w. immer noch ein besonderer Gegenstand des pädagogischen Nachdenkens bleibt. Unabhängig von solchen pädagogischen Rücksichten sind die eigentlich wissenschaftlichen Methoden, welche ausschließend durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und den innern Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt sind. Für solche Wissenschaften, die sich damit begnügen können, aus einer Vielheit beobachteter Fälle allgemeine Gesetze abzuleiten, sind vorzüglich die Methoden der Induction (s. d.) wichtig; wo es sich um einen innern Zusammenhang der Begriffe handelt, wird sich die Methode zu einer speculativen auszubilden suchen. Insofern in diesem letztern Falle das wissenschaftliche Erkennen durch einen Fortschritt von den Gründen (Principien) zu den Folgen, oder durch einen Rückgang von den Folgen zu den Gründen erzeugt wird, unterscheidet man progressive und regressive Methoden,

die man bisweilen auch als synthetische und analytische bezeichnet. In nahem Zusammenhange damit steht ein anderer Unterschied des methodischen Verfahrens, indem man entweder ein Ganzes der Erkenntniß schon als gefunden betrachtet und unabhängig von der Art seiner Entstehung darstellt, oder in der Art der Entstehung selbst die Gründe der einzelnen Sätze darlegt. Die letztere Methode ist die eigentlich heuristische oder genetische, deren Anwendbarkeit sich nach der Beschaffenheit des Erkenntnißgegenstandes modificirt. Mit dem größten Erfolge ist sie in neuerer Zeit, namentlich von Steiner, auf die Geometrie angewendet worden. Für die methodischen Hülfsmittel, deren jede Wissenschaft je nach der Beschaffenheit der Probleme mannichfaltige bedarf, bietet die Logik mit ihrer Lehre von den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen nur die allgemeinste Grundlage dar und es war eine zu enge Ansicht, wenn man die sogenannte mathematische oder Euklidische Methode, die eben von Erklärungen und Axiomen zu Lehrsätzen fortschreitet, für den alleinigen Ausdruck einer strengen wissenschaftlichen Methode hielt und, wie Spinoza und Wolf thaten, in dieser äußerlich erkennbaren Sonderung von Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien, Scholien, Lehnsätzen u. s. w. das Wesen der mathematischen Methode suchte. In der Philosophie würde die Methode den willkürlosen Gang eines nothwendig fortschreitenden Denkens bezeichnen. (S. Dialektik.) Das Verfahren der Philosophie rücksichtlich der Wahl ihrer Methoden ist zum größten Theil sehr unsicher. Zu der Zeit, als man das philosophische Wissen, statt auf Begriffe, auf intellectuelle Anschauungen gründen zu können meinte, wurden alle Methoden, die auf der Reflexion beruhten, sehr geringgeschätzt. Die Behauptung, daß es für die ganze Philosophie nur eine einzige Methode gebe, hat Hegel (s. d.) am entschiedensten ausgesprochen. Hegel's dialektische Methode trat mit dem Anspruch auf, in der Entwickelung der Gedanken und Begriffe zugleich die Natur der Dinge vor Augen zu legen; sie machte Anspruch, die wahrhaft genetische, das Wesen der Sache selbst evolvirende Methode zu sein; gerade über diesen Punkt jedoch, ob sie nur einen Proceß des Denkens oder zugleich den objectiven Proceß des Geschehens bezeichne, sind die Ansichten der Schüler Hegel's getheilt. Andere Denker, wie namentlich Herbart (s. d.), gestatten nicht nur, sondern fodern für die Auflösung der verschiedenen philosophischen Probleme verschiedene Methoden, weil jede Methode ihrem Gegenstand immanent sei und die Verschiedenheit der Gegenstände auch verschiedene Methoden verlange.

Methodik oder Methodologie heißt die Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Behandlung irgend einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wissenschaft, zur Ausführung eines Geschäfts u. s. w. So spricht man von einer Methodologie des akademischen Studiums, der Medicin u. s. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wissenschaftliche Methodologie ist noch eine ungelöste Aufgabe, die nur durch ein sehr specielles Eingehen in den Geist der einzelnen Wissenschaften würde gelöst werden können, man müßte denn die logische Lehre von der Methode so nennen, die aber deshalb sehr dürftig ist, weil sie nur diejenigen methodischen Gesetze berührt, die allen Wissenschaften gemein sind. In der Kant'schen Schule nannte man denjenigen Theil einer Untersuchung Methodenlehre im Gegensatze zu der Elementarlehre, der sich mit der Anwendung der Elementarbegriffe auf das durch sie beherrschte Erkenntnißgebiet beschäftigte.

Methodiker nannten sich die Anhänger einer von Themison aus Laodicea im letzten Jahrh. v. Chr. gestifteten medicinischen Schule, welche auf dem Mittelwege zwischen Dogmatismus (s. d.) und Empirismus (s. d.) eine feste Regel für die Therapie zu geben versuchte. Das sehr einfache System leitete alle Krankheiten aus einer mit Trockenheit verbundenen Zusammenziehung, oder einer durch vermehrte Aussonderungen sich aussprechenden Erschlaffung der die Säfte enthaltenden Kanäle oder endlich von einem aus diesen beiden gemischten Zustande her. Die Zusammenziehung wurde nun mit erschlaffenden, die Erschlaffung mit zusammenziehenden, der gemischte Zustand aber mit solchen Mitteln behandelt, welche dem in ihm vorherrschenden Krankheitsprincip nach derselben Regel entsprachen. Ein besonderes sogenanntes prophylaktisches Verfahren jedoch machten die Vergiftungen nöthig. Allerdings war dieses System aus Empirie und Dogmatismus zusammengesetzt, hielt aber keineswegs die richtige Mitte zwischen beiden, indem es höchst einseitig nur von jedem dieser beiden Extreme einen Theil seiner Lehre entlehnte und so weniger

die Vorzüge als die Fehler derselben in sich vereinigte. Das Hauptverdienst der Methodiker ist die erste Anregung des Gedankens an allgemeine Indicationen (s. Heilanzeige) und somit an eine allgemeine Therapie (s. d.). Der Leichtigkeit wegen, welche dieses System in seiner praktischen Anwendung bot, fand es viele Anhänger, von denen aber die bedeutendsten fast sämmtlich Veränderungen damit vornahmen; die ausgezeichnetsten unter ihnen sind Soranus aus Ephesus, welcher unter Trajan und Hadrian lebte und von dessen Werken noch einige in der lat. Bearbeitung von Lälius Aurelianus übrig sind, Letzterer selbst und Moschion. Vgl. Clarus, „De methodicae scholae principibus" (Lpz. 1799, 4.).

Methodisten heißen die Mitglieder einer Religionsgesellschaft, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schoose der engl. Kirche entstand. Einige junge Theologen zu Oxford hatten sich um 1720 zu frommen Übungen und strengern Sitten vereinigt, namentlich beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des N. T., als damals in der engl. Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe. Andersgesinnte nannten sie wegen ihrer methodischen Frömmigkeit Methodisten, ein Name, der später von ihnen selbst angenommen wurde. In dem Bunde zeichneten sich John Wesley (s. d.), der eigentliche Stifter desselben, sein Bruder Karl Wesley und der 1732 beigetretene Georg Whitefield (s. d.) durch Talent, Eifer und Ansehen aus. John Wesley ging 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre arbeitete. Durch seine Verbindung mit den dortigen Herrnhutern angeregt, beschloß er, den frühern Bund bei seiner Rückkehr nach England nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Durch Whitefield's Predigten unterstützt, sammelte er zu London sehr bald eine kleine Gemeinde. Als die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern die Kanzel verbot, predigten sie im Freien. Der eigne Charakter dieser Feldpredigten vermehrte sehr bald den Anhang der Methodisten; auch trug hierzu bei, daß man wichtige, aber durch Lauigkeit und Skepticismus der brit. Geistlichkeit von den Kanzeln verdrängte Glaubenssätze in den methodistischen Versammlungen behandelte und das natürliche Verderben des Menschen, die Versöhnung durch den Tod Christi, die Buße und Wiedergeburt wieder zur Sprache brachte. Sie bauten sich nun eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nannten, und da die Regierung ihr Unternehmen nicht hinderte, schritten sie zur Errichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch zum Theil nach dem Muster der Brüdergemeinde zu Stande kam. Innerer Streit über die Gnadenwahl verursachte 1741 eine Trennung der Whitefieldianer, die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen, von den Wesleyanern, die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen. Die Zahl der 39 Artikel der bischöflichen Kirche haben sie auf 25 herabgesetzt. Ihre Liturgie ist das Rituale der bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach 6 Uhr zum Gottesdienste; die Sonntagsfeier beobachten sie sehr genau. Monatlich ein Mal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen von 10—20 Mitgliedern, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften oder Bands getheilt, deren jede unter ihrem eigenen mit der Seelsorge und einer strengen Sittencensur beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Laienpredigern, die oft niedern Ständen angehören, und ungeachtet der Besoldung, die sie erhalten, ihr Gewerbe fortsetzen dürfen, auch keine besondere geistliche Tracht haben. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde sieben Älteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten zur Seite; außerdem die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher. Die Conferenz, aus einer gewissen Anzahl Prediger bestehend, die sich jährlich versammeln, berathet die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft. Die Gemeinden haben eigene Schullehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt für methodistische Predi-

ger. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem allein von den Predigern durch das Loos gewählt. Als aber nach Wesley's Tode im J. 1791 unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eigenen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete und jetzt zahlreicher ist als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Die Methodisten sind in Großbritannien sehr zahlreich und wirken theils durch Missionen unter den Sklaven in Westindien und unter den Wilden auf den Südseeinseln, theils dadurch heilsam, daß sie die niedern Volksclassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnen.

Die Methodisten in Nordamerika sind zwar Wesleyaner, unterscheiden sich aber von den brit. Gemeinden auf mehrfache Weise. Schon 1766 gründeten methodistische Prediger aus Irland eine Gemeinde in Neuyork, für die zwei Jahre später ein Bethaus angelegt wurde. Die erste Conferenz der amerikan. Methodisten wurde 1773 zu Philadelphia unter dem Vorsitze Thom. Rankin's gehalten, dem Wesley die Oberaufsicht über die Gemeinden in den Colonien übergeben hatte. Nach der Revolution sendete Wesley 1784 einen seiner Jünger nach Amerika, welcher in einer Versammlung zu Baltimore einen Oberaufseher oder Bischof der amerikan. Gemeinde einsetzte und zugleich zwölf Prediger zu Ältesten ernannte. Seitdem ist die bischöfliche Verfassung in Amerika eingeführt, und die Methodisten heißen die methodistische Episkopalkirche. Sie besteht aus Diakonen, Ältesten und Bischöfen. Jeder, der sich vom heiligen Geiste ergriffen glaubt, wendet sich an seinen Prediger und erhält von ihm, wenn er für befähigt gehalten wird, die Erlaubniß, zu ermahnen. Hat er seine Befähigung auf diese Weise einige Zeit bewährt, so ertheilt ihm die örtliche Predigerconferenz die Erlaubniß, in einer Gemeinde aufzutreten, oder es ernennt ihn die jährliche Conferenz zum reisenden Prediger. Wenn er zwei Jahre lang gereist ist, wird er Diakon und zwei Jahre später Ältester. Die Prediger in den Gemeinden sind, wie in England, Laien, die nur Sonntags predigen. Die jährliche Conferenz besteht aus allen reisenden Predigern; die Generalconferenz bilden die Abgeordneten der jährlichen Conferenzen; sie wird von vier zu vier Jahren gehalten und hat alle Anordnungen für die Gemeinden zu machen. Die Bands bestehen aus drei bis vier Mitgliedern, entweder Männern oder Frauen, Verheiratheten oder Unverheiratheten, die besonderes Vertrauen zueinander zieht. Im J. 1842 zählte man 3 Mill. Methodisten in Amerika in 3506 Gemeinden; ein methodistisches Seminar wurde 1831 zu Middletown in Connecticut eröffnet. Vgl. Southey, „J. Wesley's Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus" (nach dem Englischen von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828) und „The life of G. Whitefield" (nach dem Englischen von Tholuck, Lpz. 1834).

Methuenvertrag heißt der von dem brit. Gesandten Methuen in Lissabon 1703 mit der portug. Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, welcher festsetzte, daß wollene Tuche und andere Wollenwaaren brit. Ursprungs, die seit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder zu dem frühern Eingangszolle von 23 Procent vom Werthe in Portugal zugelassen werden sollten, wogegen Großbritannien sich verpflichtete, die portug. Weine bei der Einfuhr stets um ein Drittel niedriger als die französischen zu besteuern. Dieser Vertrag galt lange Zeit als ein höchst vortheilhafter für Großbritannien, wie ihn denn die Schule des nationalen Systems der politischen Ökonomie auch noch gegenwärtig für sich als einen solchen erkennt. Allein ein nur geringes Nachdenken lehrt, daß Großbritannien wol selten einen ihm gleich nachtheiligen Vertrag abgeschlossen haben möge. Denn da der Vertrag sich nur auf Portugal, nicht auf dessen Colonien bezieht, so wird durch ihn den portug. Weinen ein zehnmal größerer Verbrauch der Seelenzahl nach in Großbritannien, als den brit. Wollenwaaren in Portugal zugewiesen; sodann hat Großbritannien doch sicher ein größeres Bedürfniß und Vermögen für portug. Weine, als Portugal für brit. Tuche, und endlich verringerte Großbritannien noch dadurch seinen Verkehr mit

Frankreich, daß es einen der Hauptausfuhrartikel desselben, den Wein, von seinem Markte ausschloß und Frankreich zu Vergeltungsmaßregeln veranlaßte.

Methymna, jetzt Molivo, eine ehemals bedeutende Stadt auf der Ostküste von Lesbos (s. d.), berühmt durch seinen Weinbau und als Geburtsort des Avion (s. d.), blieb im peloponnes. Kriege allein den Athenern treu, als alle übrigen Städte der Insel die Bundesgenossenschaft mit denselben aufgegeben hatten. (S. Mitylene.)

Metis, die Klugheit, eine Tochter des Okeanos und der Tethys, war die erste Gemahlin des Zeus, welche auf Bitten desselben dem Kronos ein Brechmittel eingab, wonach er seine verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Als dem Zeus Gäa und Uranos verkündeten, daß sie zuerst ein Mädchen, dann einen Knaben gebären werde, der einst die Herrschaft erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst. (S. Minerva.)

Metonymie (griech.) nennt man in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit solchen, die nothwendig oder zufällig mit ihm verbunden sind, um dadurch beim Leser oder Hörer eine bestimmtere und anschaulichere Vorstellung zu erwecken. Dahin gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, wie „kalt" statt „todt"; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, wie bei Herder: „Nimm den Kern des Heers und zieh tapfer wider die Kroaten" statt „kämpfe"; 3) des Stoffes und des daraus Gebildeten, wie bei Schiller: „Jenem Gotte, den sein Marmor preist", oder „Kränze pflücken" statt „Blumen"; 4) der Eigenschaft und ihres Subjects oder des Abstractum und Concretum, wie „Tugend" statt „Tugendhafte", „Laster" statt „Lasterhafte"; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauche desselben, wie bei Engel: „Die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu Dem, was er werden sollte"; 6) des Orts und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, wie „Markt" statt „Menschen", „Griechenland" statt „die Griechen", „Gegenwart" statt „die Zeitgenossen"; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B. „sie treten unter die Fahnen". (S. Tropen.)

Metopen oder Zwischenfelder nennt man in der Baukunst diejenigen Theile des dorischen Frieses, welche sich zwischen den mit den Triglyphen versehenen Balkenköpfen befinden. Sie bilden den Übergang der Holzconstruction in die Steinconstruction, indem die letztere noch die Formen der erstern darstellt, welche die spätere Baukunst immer mehr und mehr verwischte. Über die Säulen hin ist der Länge nach ein Tragebalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die Querbalken, die die Decke bilden, ruhen. Ihre Enden, die Balkenköpfe, sind zum bessern Wasserabschuß mit kleinen Kanälen, den Triglyphen, versehen, und die Felder zwischen den Balken, die Metopen, sind offen. Diese Verbindung bildet den Fries. Später wurden die Metopen ebenfalls geschlossen, standen aber immer etwas hinter den Balkenköpfen zurück; nachmals brachte man auch Sculpturen, z. B. am Tempel des Theseus u. s. w., in den Metopen an. Da dieselben fast quadratisch waren, machte ihre Eintheilung später, als man größere Säulenweiten annahm, Schwierigkeiten; sie erschienen zu lastend, und die ionische, schon weiter ausgebildetere Säulenordnung zeigt nur noch den glatten Fries. Auch sie hat eine Art Metopen, aber an einer andern Stelle, nämlich am Kranzgesims.

Metre, s. Maß und Gewicht.

Metrik (griech.) ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunst darunter versteht. Sie erhielt bei den Griechen, die sich schon frühzeitig durch Gesang und Tanz an eine feste Wahrnehmung der rhythmischen Ordnung gewöhnt hatten und deren Dichter zugleich Tonkünstler und Gesetzgeber der Musik waren, durch vielseitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten die vollendetste Ausbildung, während die Römer sich einen weit beschränktern und mehr praktischen Kreis derselben schufen und sich auch hierin meist sklavisch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wissenschaft aber wurde sie von den alten griech. Musikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von Aristoxenus (s. d.), Hephästion (s. d.) u. A. sehr mangelhaft behandelt, ebenso von den lat. Grammatikern, wie

von Priscian (s. d.) und Terentianus Maurus (s. d.), da man lediglich die praktische Nothdurft berücksichtigte und mit einer oberflächlichen Silbenzählung oder mit bloßen Schematismen sich begnügte. So lag das Studium der Metrik fast ganz in Vergessenheit, mit Ausnahme der nothwendigsten Regeln für das heroische Versmaß, bis Rich. Bentley (s. d.) mit Hintansetzung der Theorie der Grammatiker und der rein mechanischen Messung der Verse das Wesen der Metrik in dem rhythmischen Elemente erfaßte und so eine neue Bahn zeigte. Doch blieb seine Reform nur eine partielle und ohne tiefern Einfluß, da sich seine feinen Beobachtungen ausschließend auf die röm. Komiker beschränken. Die Verdienste Bentley's hat Hermann in der Schrift „De Bentleio eiusque editione Terentii" (Lpz. 1819, 4.; auch im 2. Bde. der „Opuscula") trefflich gewürdigt. Zwar stellten auch nach Bentley mehre Gelehrte, besonders Brunck (s. d.) und Reiz (s. d.), recht gute und zum Theil scharfsinnige Bemerkungen über die antike Metrik auf; ein eigentlich und streng wissenschaftliches System derselben aber begründete zuerst Gottfr. Hermann (s. d.), der auf dem Wege, welchen ihm die kritische Philosophie vorzeichnete, zunächst nach den Kant'schen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die neue Wissenschaft entwickelte und die vorher ungeordneten Massen unter allgemeine und besondere Gesetze reihte. Diese gänzliche Umgestaltung blieb nicht ohne Widerspruch und Tadel, indem Einige, besonders Apel in seiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16), den Mangel aller musikalischen Grundlage rügten, Andere, wie Böckh (s. d.), nur in der Theorie der alten Grammatiker als der einzig sichern historischen Basis das Wahre zu finden meinten. Vgl. Freese, „De Hermanni metrica ratione" (Halle 1829). Nach Hermann's Grundsätzen unterwarfen Friedemann, Spitzner und Seidler einzelne Versarten mit glücklichem Erfolge einer genauern Untersuchung, Andere dagegen, wie Lange, hatten dessen Ansicht nicht einmal richtig verstanden, und so bietet gerade diese Wissenschaft bis jetzt noch die meisten Widersprüche und Verkehrtheiten dar. Theils jene schwankenden Principien selbst, theils der immer mehr überhandnehmende Wahn, daß die Kenntniß der antiken Metrik zu abstract und ungenießbar sei und zu wenig praktischen Gewinn verheiße, haben dieser Wissenschaft selbst auf Schulen und Universitäten nur geringen Eingang verschafft, obschon die neueste Zeit mehre brauchbare Handbücher darbietet, unter denen wir das von Munk „Die Metrik der Griechen und Römer" (Glogau 1834) und von Freese „Griech.-röm. Metrik" (Dresd. 1842) hervorheben. Die Metrik der deutschen Sprache hat J. H. Voß in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache" (2. Aufl., Königsb. 1831) zuerst begründet.

Metrometer oder Metronom, s. Taktmesser.

Metropolis, eigentlich Mutterstadt, im Gegensatze der Colonialstädte, hieß in Griechenland die Hauptstadt einer Provinz und in Asien überhaupt jede größere Stadt. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in großen Städten ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit oder Metropolitan, und die erzbischöfliche Haupt- oder Mutterkirche den Namen Metropolitankirche.

Metrum (griech.), eigentlich Maß überhaupt, wird vorzugsweise in der Dichtkunst das Silben- oder Versmaß genannt, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet. (S. Rhythmus.) Über das Wesen und den Werth des Metrums, worüber schon Aristoteles seine Ansichten mittheilte, hat in neuerer Zeit namentlich Klopstock in seinen „Grammatischen Gesprächen" und in der Schrift „Über Sprache und Dichtkunst" sich verbreitet.

Mette, vom lat. matutina, heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der katholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. die Christmette. Andere leiten den Ursprung des Worts daher, daß Karl der Große zu Metz die erste fränk. Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis (Mette) genannt wurde. Übrigens sind auch in der protestantischen Kirche noch hier und da dergleichen Metten üblich.

Metternich ist ein sehr altes rheinländ., ursprünglich jülichsches Dynastengeschlecht, welches schon im Freiherrnstande, noch vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage übte. Von den einstmaligen zwölf Linien der

Familie ist nur noch eine einzige vorhanden, die 1679 die reichsgräfliche, 1803 die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Senior und durch Kaiser Franz I. 1813 die fürstliche Würde für alle Nachkommen erhielt. Als nach dem Erlöschen der Linien Winneburg und Beilstein deren Besitzungen, die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein, die zwischen der Mosel und dem Hundsrück lagen, dem Kurfürstenthum Trier anheimfielen, belehnte mit ihnen der Kurfürst und Erzbischof Lothar von M., 1599—1623, seine Vettern, Karl Heinr. von M., der 1679 Kurfürst von Mainz wurde, und Phil. Emmerich von M., der durch Kaiser Leopold I. die Reichsgrafenwürde erhielt. Als die erwähnten und andere unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften und Güter jenseit des Rhein 1801 an Frankreich kamen, erhielt die Familie M. 1803 die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben zur Entschädigung, die dann als Landesherrschaft den Namen Fürstenthum Winneburg erhielt, 1806 mediatisirt und an Würtemberg abgetreten und 1825 vom Könige von Würtemberg angekauft wurde, zu dessen unmittelbaren Domainen sie seitdem gehört. Den fürstlichen Titel erhielt zuerst Franz Karl Georg von M., geb. zu Koblenz 1746, der seit 1773 kaiserlicher außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am Westfälischen Kreise, 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopold's II., 1791—94 dirigirender Minister in den Niederlanden war, bei dem rastädter Congresse als östr. Principalcommissarius fungirte, 1810 in Abwesenheit seines Sohnes provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete und am 11. Aug. 1818 starb. Gegenwärtig besitzt die Familie M. die Herrschaften Königswart (s. d.) und Plaß in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren und die übrigen Kaunitz'schen Allodialgüter; am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardsstein; am Bodensee das Gut Hersberg und endlich das Schloß und Gut Johannisberg (s. d.) unter nassauischer Landeshoheit. Die jährlichen Einkünfte betragen 2—300000 Fl. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Clemens Wenzel Nepomuk Lothar von Metternich (s. d.).

Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von), Herzog von Portella, östr. Haus-, Hof- und Staatskanzler, geb. am 15. Mai 1773 zu Koblenz, bezog 1788 die Universität zu Strasburg und versah bei der Krönung des Kaisers Leopold's II. 1790 das Amt eines Ceremonienmeisters. Nachdem er hierauf noch bis 1794 die Rechte zu Mainz studirt und sodann eine Reise nach England gemacht hatte, wurde er kaiserlicher Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, der Enkelin und Allodialerbin des berühmten Ministers Kaunitz. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er bei dem rastädter Friedenscongresse als Gesandter des westfäl. Grafencollegiums. Er wurde 1801 östr. Gesandter in Dresden, war im Winter 1803—4 in Berlin, wo er, als der dritte Coalitionskrieg ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Östreich, Preußen und Rußland zu Stande brachte, und ging 1806 als Botschafter nach Paris. Als solcher schloß er 1807 zu Fontainebleau die für Östreich vortheilhafte Übereinkunft, durch welche Braunau zurückgegeben und der Isonzo als Grenze gegen das Königreich Italien bestimmt wurde. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen Östreich und Frankreich im J. 1809 wurden ihm die Pässe verweigert, die er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram erhielt. Als Graf von Stadion am 9. Juli seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, erhielt M. erst provisorisch, dann am 8. Oct. definitiv die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er brachte die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny zu Ende und begleitete dann die Kaiserin Marie Luise nach Paris. Seine Bemühungen, als er Napoleon 1812 in Dresden sah, den Ausbruch eines neuen Kriegs im Norden zu verhindern, scheiterten an dessen stolzen Entwürfen. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, sowie der Rücksichten, welche die Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht dazustehen, wo Europa Östreichs Hülfe erwartete. In Prag führte er nun das Geschäft der bewaffneten Vermittelung Östreichs, welche nach einer Zusammenkunft M.'s mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der böhm.-schles. Grenze im Juni 1813 von Rußland und Preußen, und zufolge des mit Napoleon zu Dresden am 30. Juni unterzeichneten Vertrags auch von Frankreich anerkannt wurde. Als aber mit dem peremtori-

schen Termine, am 10. Aug., das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, verfaßte M. in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. die Kriegserklärung Östreichs gegen Frankreich, und schon am Morgen des 11. überschritten die russ.-preuß. Heere die böhm.-schles. Grenze. Hierauf brachte M. in Reichenbach und in Teplitz, wo er am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz unterzeichnete, jene feste Verbindung mit den Alliirten zu Stande; auch schloß er am 8. Oct. zu Ried den Vertrag mit Baiern. Am Abend der Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die östr. Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen. Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont waren sodann Zeugen der diplomatischen Thätigkeit M.'s. Während des Congresses zu Chatillon leitete er die Verhandlungen im Hauptquartiere des Kaisers und von Dijon aus die mit dem Grafen von Artois, der in Nancy eingetroffen war. Dann begab er sich nach Paris, unterzeichnete die mit Napoleon bereits geschlossene Übereinkunft von Fontainebleau, sowie den Frieden vom 30. Mai und ging dann nach England, um den neuen Quadrupelallianztractat abzuschließen, bei welcher Gelegenheit ihm die Universität zu Oxford die Doctorwürde verlieh. Bei Eröffnung des Congresses in Wien übertrugen ihm die versammelten Minister einstimmig den Vorsitz. Er unterhandelte nebst Talleyrand und Wellington mit dem Könige von Sachsen in Presburg den Frieden zwischen Sachsen und Preußen und schloß als östr. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815 und im folgenden Jahre zu Mailand den Vertrag mit Baiern. Im J. 1817 verhandelte er mit dem röm. Stuhle; er war 1818 östr. Bevollmächtigter auf dem Congresse zu Aachen, führte 1819 den Vorsitz bei dem Congresse zu Karlsbad, leitete zu Wien 1820 die Ministerialverhandlungen zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte und hierauf die zu Troppau und Laibach. Im J. 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt, war er sodann mit der Leitung der Verhandlungen zu Wien und auf dem Congresse zu Verona vom Oct. bis Dec. 1822 beauftragt und erhielt nach dem Tode des Staats- und Conferenzministers, Grafen Karl Zichy, im Oct. 1826 das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten. Nach Kaiser Franz's I. Tode im J. 1835 blieb er im Besitze aller seiner Ämter und seines vollen Einflusses; er begleitete den Kaiser Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, war fortdauernd für Aufrechthaltung des Friedens, namentlich bei Gelegenheit des Conflictes über die oriental. Frage 1840 und 1841, thätig, zog Frankreich durch den Tractat vom 13. Juli 1841 wieder in den Bund der Großmächte und wußte bei den mehrmals hervorbrechenden Unruhen in Italien und in der Schweiz stets den Principien seiner conservativen Politik Geltung zu verschaffen. So glänzt M.'s Name in allen Staatsverhandlungen, welche die neue Gestaltung Europas und die Herstellung der alten Ordnung betrafen, und M.'s Ministerium ist die Epoche der glänzendsten Machtbegründung Östreichs. Auch nahm er an den innern Angelegenheiten des Landes den wirksamsten Antheil. Er stand umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vor und beförderte vaterländische Wissenschaft und Kunst. Wie Kaunitz der Stifter, so war er der Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien. Im Anerkenntnisse seiner ungemeinen Verdienste um den östr. Staat beschenkte ihn, sowie den Fürsten Karl von Schwarzenberg, der Kaiser Franz I. im Mai 1814 in Paris mit dem Rechte, das östr. und lothring. Wappenzeichen in das erste Feld seines Familienwappens aufzunehmen. Der König beider Sicilien, Ferdinand IV., erhob ihn im Febr. 1816 zum Herzog, mit einer Dotation von 60000 neapolit. Ducati und gab ihm am 1. Aug. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Auch erhielt er am 1. Aug. 1816 von dem Kaiser Franz I. das Erbeigenthum des Schlosses und Gutes Johannisberg mit Vorbehalt des Rückfalls an Östreich im Falle des Aussterbens der Familie. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandezza erster Classe mit dem Herzogstitel, und mit Ausnahme des engl. Kniebandordens ist er Ritter aller ersten europ. Orden. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, gest. 1819, vermählte er sich 1827 mit der schönen Freiin von Leykam, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde und 1829 starb, und 1831 zum dritten Male mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, geb. 1805. Neben drei Töchtern hat er einen Sohn, Richard, geb. 1829, aus der zweiten, und zwei andere aus der dritten Ehe, nämlich Paul, geb. 1834, und Lothar, geb. 1837.

Metz, eine sehr starke Festung mit Citadelle und mehren Forts, die Hauptstadt des franz. Moseldepartements, am Einflusse der Seille in die hier schiffbare Mosel, hat im Ganzen ein altmodisches Ansehen, doch fehlt es nicht an graden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehren öffentlichen Plätzen. Sehenswerth sind der schöne Dom, das Zeughaus, eines der wichtigsten in Frankreich, die Ruinen einer röm. Wasserleitung und die Ruinen des Grabmals Kaiser Ludwig's des Frommen. Sie ist der Sitz eines Bischofs und hat ein Lyceum, eine vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Außer wichtigen Wollen- und Baumwollenfabriken findet man daselbst viele Gerbereien und Färbereien. Auch treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. M. ist das Divodurum der Gallier und das Mediamatrica der Römer. Unter der Herrschaft der Franken erlangte es große Wichtigkeit und wurde die Hauptstadt Austrasiens. In der Theilung der karolingischen Länder kam es an das Deutsche Reich, dem es als freie Reichsstadt unmittelbar unterworfen blieb, bis 1552 die Franzosen sich seiner bemächtigten, denen es erst im westfälischen Frieden förmlich abgetreten wurde.

Metzu oder Metsu (Gabr.), einer der vorzüglichsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meist zu Amsterdam und starb daselbst, von übermäßiger Arbeit erschöpft, im J. 1658. Seine Gemälde gehören meist dem feinern, gemüthlichern Genre an; seine Auffassung ist ungezwungen und einfach, die Ausführung höchst vollendet, sodaß er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er sich bildete, in eine Linie gestellt werden kann. Sein „Laboratorium", seine „Frau mit Früchten", vor Allem die mehrfach vorhandene „Kranke mit dem Arzt" gehören zu den Geistreichsten, was das niederländ. Genre geschaffen. Seines langsamen Arbeitens und seines frühen Todes wegen sind verhältnißmäßig nicht viele Werke seiner Hand vorhanden, weshalb dieselben außer allem Preise stehen. Er genoß schon bei Lebzeiten hohe Achtung, und sein Umgang war sehr gesucht. Seine besten Schüler waren J. van Geel und van der Meer von Delft.

Meudon, ein sehr altes königl. Lustschloß im gleichnamigen Flecken in der Nähe von Paris, unfern der Seine, gehörte im 16. Jahrh. der Geliebten König Franz's, Anna de Pisseleu, der nachherigen Herzogin von Etampes, und im 17. Jahrh. dem Minister Louvois, der den Park erweiterte und das Schloß der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tode kaufte es Ludwig XIV. und schenkte es dem Dauphin (Ludwig XV.), welcher neben dem alten von Philibert Delorme erbauten Gebäude einen neuen Palast aufführen und durch Lenotre (s. d.) den Garten verschönern ließ. Nachdem es unter Ludwig XVI. der Marie Antoinette und dem jungen Herzog von der Normandie, nachherigem Dauphin (Ludwig XVII.), zum Wohnorte gedient hatte, erhielt es während der Revolution durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 20. Oct. 1793 die Bestimmung, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher, besonders militairischer Erfindungen zu dienen. So fertigte man daselbst unter Anderm die in der Schlacht von Fleurus 1794 angewendeten Luftballons und später wurde es der Sitz einer aëronautischen Schule. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde das Schloß prächtig wieder erneuert, und hierauf dem König von Rom, so lange er noch die Brust erhielt, und während des russ. Feldzugs auch Napoleon's Gemahlin als Aufenthaltsort angewiesen. Den Bewohnern des Fleckens M. gibt der Weinbau und die Arbeit in den Kreidebrüchen vollkommen Arbeit. Bekannt ist im Handel die Kreide unter dem Namen blanc de Meudon.

Meulen (Ant. Franz. van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Eltern, hatte den dasigen Hofmaler Pet. Snayers zum Lehrer. Einige seiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerksam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufactur berufen wurde. Durch sein Talent als Schlachtenmaler setzte er sich bei Ludwig XIV. in Gunst, der ihn auf seinen Feldzügen stets in seinem Gefolge hatte, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand M. Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler. Auch zeichnete er sich in der Genre- und Landschaftsmalerei aus. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten ge-

hören der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Maastricht; ferner ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königlichen Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Seine große Gewandtheit in der Pferdemalerei bewog seinen Freund Lebrun, dessen Nichte er heirathete, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Er wurde 1673 Mitglied der Akademie und starb 1690. Unter seinen Schülern ist Jean van Hugtenburgh (s. d.) der berühmteste.

Meursius (Johannes), der Ältere, eigentlich de Meurs, einer der thätigsten Philologen und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Loosduinen beim Haag, studirte zu Leyden Philologie und bereiste nach Vollendung seiner akademischen Studien einen großen Theil Europas. Bei seiner Rückkehr im J. 1610 erhielt er die Professur der Geschichte und ein Jahr darauf die der griech. Sprache in Leyden. Später nahm er, als in den Generalstaaten die politischen Parteiungen überhand nahmen und auch ihn, den zurückgezogenen und friedliebenden Gelehrten, unangenehm berührten, eine vom Könige von Dänemark ihm angetragene Lehrerstelle an der Akademie Soroe an, die er auch bis an seinen im J. 1639 erfolgten Tod bekleidete. Außer den Ausgaben von mehren griech. Schriftstellern der spätern Zeit, insbesondere des Lykophron (Leyd. 1597), der „Wundergeschichten" des Antigonus Karystius (Leyd. 1619, 4.), des Apollonius Dyskolos (Leyd. 1620, 4.) und Phlegon Trallianus (Leyd. 1620, 4.), und des „Glossarium graeco-barbarum" (Leyd. 1614, 4.), sowie der Schrift „Athenae batavae" (Leyd. 1625, 4.), bearbeitete er namentlich in einer großen Anzahl von Monographien einen fast encyklopädischen Kreis der griech. Alterthümer, die in dem „Thesaurus antiquitatum graec." von Jak. Gronov (13 Bde., Leyd. 1697—1702, Fol.) und in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke des M. (12 Bde., Flor. 1741—63, Fol.) enthalten sind, freilich aber ganz im Geiste jener Zeit mehr Sammelfleiß und Belesenheit als Kritik und Geschmack verrathen. — Sein Sohn Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leyden, welcher seinem Vater nach Dänemark gefolgt war und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber schon 1653 starb, hat die Alterthumswissenschaft ebenfalls durch einige gründliche Abhandlungen bereichert, während er an den unter seinem Namen erschienenen schmuzigen „Elegantiae linguae lat." (beste Ausg., Leyd. 1757), die den Franzosen Chorier aus Grenoble zum Verfasser haben, auch nicht den entferntesten Antheil hatte.

Meurthe, ein in dem ehemaligen Lothringen gelegenes Departement des nordöstlichen Frankreichs, das seinen Namen von der auf den Vogesen entspringenden Meurthe, einem Nebenflusse der Mosel, hat, mit 444000 E. auf 118 □M., ist nach den Vogesen hin sehr gebirgig und waldig, reich an Flüssen und ergiebig an Feld- und Gartenfrüchten, Eisen, Salzquellen, Fischen, Bienen und Wild. Die meist katholischen, arbeitsamen Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Verfertigung von Glas, irdenen Waaren und mit Weberei. Die Hauptstadt des Departements ist Nancy (s. d.).

Meusel (Joh. Georg), ein äußerst fleißiger Kunst- und Literarhistoriker, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, wo sein Vater Cantor war, erhielt seine akademische Vorbildung in Koburg und studirte 1764—66 zu Göttingen. Hierauf wendete er sich nach Halle, wo er sich habilitirte, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1780 in Erlangen, wo er am 19. Sept. 1820 starb. Die Menge seiner Schriften ist ein Beweis des ernsten Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Sein „Gelehrtes Deutschland" (fortgesetzt von Ersch und von Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller" (15 Bde., Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struve's „Bibliotheca historica" (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit und Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Partien derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein

„Deutsches Künstlerlexikon" (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde., 1808—9); „Miscellaneen artistischen Inhalts" (30 Hefte, Erf. 1779—87); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber" (18 Stück, Manh. 1787—92); „Neues Museum u. s. w." (4 St., Lpz. 1794—95); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts" (14 St., Lpz. 1795—1803) und „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber" (4 St., Dresd. 1803—8). Um die Statistik endlich, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, machte er sich durch die „Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie" (5. Aufl., Lpz. 1816), die „Literatur der Statistik" (2 Bde., Lpz. 1806—7) und das „Lehrbuch der Statistik" (4. Aufl., Lpz. 1817) verdient, und ebenso um die allgemeine Geschichte durch mehre Journale und Sammlungen. Weniger glücklich war er mit seiner „Geschichte von Frankreich", die den 36.—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie" bildet, und mit seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (3 Abth., Lpz. 1799), indem besonders in dem letzten Werke der große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffes werden lassen.

Meuterei heißt das meist geheime Aufregen Anderer zu einer Empörung, indem man seine Unzufriedenheit gegen sie ausspricht und sie verleitet, sich gegen die bestehende Ordnung und ihre Obrigkeit aufzulehnen. (S. Aufruhr.) Das Verbrechen der Meuterei ist vor dem Gesetze stets strafbar und wird an den Meuterern im Kriege und auf der See jedesmal auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Mexico oder Mejico, eine Republik Nordamerikas, wird im Norden vom Oregongebiet und den Vereinigten Staaten, im Osten von den letztern und dem Mexikanischen Meerbusen, im Süden von den Staaten Mittelamerikas und dem Stillen Ocean und im Westen von diesem Meer allein begrenzt und hat einen Flächenraum von 44000 □M. Die Bodengestaltung M.s wird von den das Land durchziehenden Cordilleren bestimmt, die hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem sie durchaus als ein Plateau auftreten, dessen südlicher Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac, bildet, auf dessen Scheitelfläche sich nur eine Reihe isolirter vulkanischer Schneegipfel erhebt, während im nördlichen Theil wieder Kettengebirge sich erheben, die das Plateau von Neumexico, sowie die Hochflächen von Durango und Sonora und das Tafelland von Neucalifornien bilden. (S. Cordilleras.) Das Tafelland von Anahuac oder dem eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreise; doch besitzen in Folge der Höhe dieses Plateaus (7000 F.) nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten desselben ein tropisches Klima, das von der furchtbarsten Hitze am Küstensaume durch alle Nuancen des Klimas hindurch bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der riesigen Vulkane sich abstuft. So unterscheidet man denn hauptsächlich drei klimatische Abstufungen, die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Die nördlichen Plateaulandschaften M.s außerhalb der Wendekreise haben natürlich ein um so weniger heißes Klima als das Plateau von Anahuac, je mehr sie nach Norden liegen. Eine Landplage sind die Erdbeben und die Orkane an den Küsten. Sämmtliche Plateaus M.s, besonders die nördlichern, leiden an großer Trockenheit, da die Tropenregen nur im südlichen M. während der Monate Juni—Sept. herrschen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüsse aufzuweisen hat; die bedeutendsten sind der Rio del Norte, der im Hochlande von Neumexico entspringt und in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und der Colorado de Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entspringt und in den Meerbusen von Californien mündet. In Folge seiner klimatischen und der Bodenbeschaffenheit ist M. im Ganzen nicht überall gleich fruchtbar. Das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac gehört wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit zu den gesegnetsten Gegenden der Erde; doch finden sich schon hier neben der üppigsten Tropenvegetation dürre, sandige Striche, und auf dem Plateau neben den herrlichsten Hochthälern viele wasserlose, öde Gegenden; noch mehr ist dies in den nördlichern Gegenden der Fall, in denen des eigentlich anbaufähigen Bodens verhältnißmäßig nicht viel ist, indem der größere Theil von Savannen, die in der heißen Jahreszeit fast ganz verbrannt und nur in der nassen mit schönem Graswuchs bedeckt sind, oder von völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen eingenommen wird. Die terrassenförmige Gestaltung des Landes verleiht ihm in Folge der damit verbundenen klimatischen Abstufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächse des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Co-

cospalme und der Cacaobaum; aber ebenso Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Üppigkeit, sowie Gerste und Kartoffeln. Der Landbau ist daher die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle M.s. Er wurde, wie schon vorher von den Eingeborenen, so zur Zeit der span. Herrschaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit großem Fleiß und Eifer betrieben; doch die unaufhörlichen innern Unruhen haben demselben Hände und Capitalien entzogen, die Felder verwüstet, die Dörfer verödet, die künstlichen Bewässerungsanstalten, die in einem so trockenen Lande wie M. die erste Bedingung eines gedeihlichen Anbaus sind, verdorben, und bei der Unsicherheit der Existenz den Anbau auf das Nöthigste beschränkt. Auch die Viehzucht ist allgemein und erstreckt sich auf alle europ. Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem gegenwärtigen traurigen politischen Zustande des Landes. Hinsichtlich des Mineralreichthums steht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern auf erster Linie; denn wenn es auch nicht mehr die ungeheuern Massen Gold und Silber wie zur Zeit der span. Herrschaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens vor Allem schützte und förderte, liefert, und die innern Kriege auch diesen Gewerbszweig in Verfall gebracht haben, so schlägt man die jährliche Ausbeute doch noch immer auf 4000 Mk. Gold und 1,956000 Mk. Silber an. Neuerdings hat sich der Bergbau in Folge der Bemühungen und Capitalien auswärtiger, besonders engl. Bergwerksgesellschaften wieder mehr gehoben; doch werden unedle Metalle, obschon sie ebenfalls in großer Menge vorhanden sind, verhältnißmäßig nur wenig zu Tage gefördert. Noch nachtheiliger als auf die Erzeugung der Naturproducte haben die gegenwärtige politische Zerrüttung des Landes auf die Gewerbe, die sich übrigens auch unter der span. Herrschaft in fortwährender Kindheit befanden, und auf den Handel eingewirkt, der außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der östlichen Küste, sowie durch die Widrigkeit der im Mexicanischen Meerbusen herrschenden Winde und Strömungen so benachtheiligt wird, daß die reichen Naturproducte des Landes, seine kostbaren Mahagony- und Campeche- und andere Hölzer, seine Baumwolle und Colonialwaaren, sein Taback, Cacao und Getreide, seine Vanille, Cochenille u. s. w. aus Mangel an Vertrieb keinen Absatz finden. So kommt es denn, daß von den 21 Mill. Thlr., welche die Ausfuhr M.s beträgt, 19 Mill. in edlen Metallen bestehen, während die Einfuhr fast nur aus Gewerbserzeugnissen besteht und auf 22 Mill. Thlr. sich beläuft.

Die Einwohnerzahl M.s beläuft sich auf mehr als 7 Mill., deren größerer Theil auf dem Plateau von Anahuac concentrirt ist, während die nördlichern Provinzen schwächer und Neumexico und Californien am schwächsten bevölkert sind. Die gesammte Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach, seitdem alle geborene Spanier, in M. Chapetones genannt, im J. 1829 aus dem Gebiet der Republik verbannt worden sind, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße span. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. schätzt, und deren Sprache, die spanische, da sie bis auf die neueste Zeit die Herrschenden waren, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist, ohne jedoch die verschiedenen Sprachen derselben verdrängt zu haben; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa 4 Mill., am zahlreichsten die aztekischen Völker auf dem Plateau von Anahuac, wogegen die neumexican., californ. und nichtaztekischen Indianerstämme meist nur schwache und größtentheils herumschweifende Jägerhorden sind; 3) Neger, deren Zahl jedoch kaum 60000 beträgt und in Folge der Aufhebung der Sklaverei täglich mehr abnimmt; 4) die aus der Vermischung der drei vorgenannten Racen entstandene Bastardbevölkerung, Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos u. s. w. in ihren verschiedenen Abstufungen (Tercerones, Quarterones u. s. w.) und Übergängen, die auf 2 Mill. Seelen sich beläuft und seit der Freierklärung aller Racen in dem Volks- und Staatsleben M.s ein höchst bedeutsames Element bildet. Dabei ist zu bemerken, daß die farbigen Racen an Zahl gewinnen, während die Creolen, theils durch die immerwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils in Folge des Mangels an Einwanderung aus Europa, fortwährend sich mindern. Mit Ausnahme von ungefähr 200000 wilden Indianern, die im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. christlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördlichen Provinzen herumschweifen, bekennt sich die ganze eigentliche Bevölkerung zur röm.-katholischen Kirche; denn die

wenigen Protestanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen sich angesiedelt haben, sowie die Abenteurer, die seit der Revolution nach M. eingewandert, sind mehr als Ausländer denn als mexican. Staatsangehörige zu betrachten. Die katholische Kirche, die durch einen Erzbischof und acht Bischöfe, abgesehen von dem zu Yucatan, verwaltet wird, hat durch kluges Nachgeben und thätiges Eingreifen bei der Lossagung von Spanien, noch den größten Theil ihres alten Ansehens, ihren Pomp und ihre Einkünfte, ihre Klöster und einen zahlreichen Klerus gerettet, welcher letztere jedoch keineswegs auf der sittlichen und intellectuellen Höhe steht, um einen wahrhaft heilsamen und bildenden Einfluß auf die meist sehr rohe, ohne allen Unterricht aufwachsende Menge ausüben zu können. Daher kommt es auch, daß der Gottesdienst in M. lediglich in äußern Ceremonien, in Bilderdienst, Processionen und Schaustellungen besteht und um so weniger die alten heidnischen Traditionen und götzendienerischen Gebräuche bei einem großen Theil der Urbevölkerung auszurotten gewußt hat, als er einestheils selbst noch den Charakter halben Heidenthums trägt, anderntheils aber unter dem gebildeten oder halbgebildeten Theile der Bevölkerung eine religiöse Gleichgültigkeit erzeugt hat, die täglich weiter um sich greift.

Das gegenwärtige M. begreift das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien, das in das eigentliche M. oder Altmexico, den mittlern und südlichen, in Neumexico, den nordöstlichen, und in Californien, den nordwestlichen Theil des Landes umfassend, zerfiel. Unter den Namen der Vereinigten mexican. Staaten (Estados unidos mexicanos) bildet M. eine Republik, die auf der Verfassung vom 4. Oct. 1824 beruht, welche, größtentheils der der Vereinigten Staaten nachgebildet, wie diese eine föderative, demokratische und repräsentative ist. Die Souverainetät steht dem Volke zu, die gesetzgebende Gewalt aber wird von dem aus einer Abgeordnetenkammer und einem Senat bestehenden Congreß ausgeübt. Jede Provinz wählt zwei Senatoren, und auf je 40000 E. einen Deputirten. Ein Präsident und ein Vicepräsident, auf vier Jahre gewählt, stehen an der Spitze der ausführenden Gewalt. Die Freiheit der Presse ist garantirt, dagegen ist der katholische Cultus die Staatsreligion und keine andere darf neben ihr bestehen. Alle Mexicaner ohne Unterschied genießen gleiche Rechte und sind mit 18 Jahren vollkommen selbständig. Die Richter sind unabhängig; Güterconfiscationen, Tortur und Einkerkerungen auf blose Verdachtsgründe sind aufgehoben. Neben dem Congreß bestehen in jeder Provinz noch Provinzialversammlungen, um die Verwaltung derselben zu leiten. Doch hiervon ist zur Zeit wenig in der Wirklichkeit ins Leben getreten. Alle Theile der Verwaltung liegen danieder; die Gerechtigkeitspflege verdient diesen Namen nicht; die Finanzen sind in der größten Unordnung, die Ausgaben übersteigen bedeutend die Einnahmen, die man auf 30 Mill. Thlr. berechnet, und die Staatsschulden belaufen sich auf 44 (nach einer andern Angabe auf 80) Mill. Thlr.; das Heer besteht aus einer ebenso feigen, als zuchtlosen Soldatesca, welche jedem Abenteurer feil ist und seit 20 Jahren nach Art der Prätorianer durch Militairrevolutionen das Land regiert; die Marine zählt nur wenige kleine Schiffe, die sich nie vor einem Feinde zu zeigen wagen und im Hafen von Vera-Cruz verfaulen; an Straßen-, Wohlfahrts- und Sicherheitspolicei fehlt es so gut wie ganz und das Unterrichtswesen ist im höchsten Grad vernachlässigt. Die Verfassung ist durch die vielen Revolutionen fortwährend verändert worden, bald im Sinne des föderalistischen oder demokratischen Princips, bald im Sinne des centralistischen oder aristokratisch-hierarchischen, je nachdem das eine oder das andere siegte. Im Ganzen war in den letzten Jahren das centralistische vorherrschend, dem gemäß die Föderativrepublik der souverainen Staaten in eine einzige untheilbare Republik, welcher allein die Souverainetät zukommt, verwandelt wurde. Die ganze Republik besteht, wenn man Yucatan (s. d.), das jedoch factisch unabhängig ist, dazu rechnet, aus 20 Departements und fünf Gebieten, worunter die beiden Californien (s. d.). Die wichtigsten Städte sind Mexico (s. d.), Guadalajara (s. d.), Guanajuato (s. d.), Valladolid, San Luis Potosi, Puebla de los Angelos oder Tlascala, Queretaro, Guaxaco, Vera-Cruz (s. d.), Tampico und Acapulco (s. d.).

Die Geschichte M.s vor der Ankunft der Spanier liegt in großem Dunkel; doch geht mit Gewißheit hervor, daß das Plateau von Anahuac in den ältesten Zeiten schon von verschiedenen Völkerschaften, von denen einige einen gewissen Grad von Civilisation sich er-

worben hatten, bewohnt wurde. Um die Mitte des 7. Jahrh. n. Chr. wanderten die Tolteken ein, ein gebildeter Volksstamm, dem die meisten Trümmer von Städten, Befestigungen, Tempeln und Palästen, die man noch in M. findet, zugeschrieben werden, die in Gold und Silber arbeiteten, Mais und Baumwolle bauten, Hieroglyphenschrift besaßen und ein Sonnenjahr hatten. Sie kamen von Norden her, weshalb die Hypothese sich geltend gemacht hat, daß sie aus Ostasien stammen und die Nachkommen eines von den Hiognu im 4. Jahrh. n. Chr. vertriebenen civilisirten ostasiat. Volks seien, das über die Aleutischen Inseln nach Nordamerika gewandert und dann daselbst immer mehr nach Süden vorgerückt, bis es die Völker auf dem Plateau von Anahuac erreicht, sie unterworfen und ein Reich gegründet habe, das durch einen hohen Grad von Civilisation, sowie ihre Religion durch Milde und sittlichen Charakter sich auszeichnete. Spätere Einwanderer, die sich mit den Tolteken vereinigten und ihre Gesittung annahmen, waren die Chechemeken und die Acolhuer, von welchen letztern das von den Tolteken gegründete Reich den Namen Acolhuacan erhielt. Doch dieses Reich wurde im 15. Jahrh. von den Azteken oder eigentlichen Mexicanern gestürzt, wilden Stämmen, die im 12. Jahrh. ebenfalls von Norden eingewandert waren, sich anfangs in gedrückten Verhältnissen niedergelassen hatten, aber nach und nach immer mehr auf Kosten der Acolhuer um sich griffen, kleine Reiche bildeten, bis endlich das von Tenochtitlan oder Mexico die Suprematie erlangte und die meisten toltekischen und übrigen aztekischen Staaten unterwarf. Es ist dies das Reich, welches die Spanier vorfanden und stürzten. Der sociale und sittliche Zustand, in dem sich dasselbe um diese Zeit befand, läßt sich folgendermaßen charakterisiren. Der aztekische Staat von Tenochtitlan bildete ein Feudalreich, das von einem Könige regiert wurde, dem eine doppelte Aristokratie von Adeligen und Priestern zur Seite stand. Zahlreiche seßhafte Völkerschaften, die in einem vollständig geordneten gesellschaftlichen Zustande sich befanden, trieben eifrig den Ackerbau, waren geschickte Weber und Färber, wußten die härtesten Steine kunstvoll zu bearbeiten, Gold und Silber zu gießen und zu formen und besaßen Werkzeuge von Bronze. Sie lebten in großen wohlgebauten Städten mit gigantischen Tempeln, weiten Palästen und prächtigen Gärten, und waren in der Astronomie so weit, daß sie ein vollkommeneres Sonnenjahr als die Griechen und Römer hatten. Sie besaßen in Hieroglyphen abgefaßte Jahrbücher und der König hatte seine Policei, seine Diplomaten u. s. w. Die aztekischen Häuptlinge bildeten eine compacte Aristokratie. Das Schicksal der untern Classen und der überwundenen Völker war höchst elend. Der Götterdienst bestand hauptsächlich in Menschenopfern, die in unzählbarer Menge und auf die scheußlichste und furchtbarste Weise dargebracht wurden, denn die Priesteraristokratie glaubte nur durch den blutigen Schrecken, welchen sie verbreitete, herrschen und das Volk in Unterwürfigkeit halten zu können.

Im J. 1508 entdeckten die span. Seefahrer Solis und Pinzon zuerst Yucatan; doch erst 1518 wurde die Ostküste von Anahuac von Grijalva aufgefunden. Das Jahr darauf landete Cortez (s. d.) daselbst und eroberte das ganze Reich von M., das nun unter dem Namen eines Königreichs Neuspanien unter span. Herrschaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die aller fünf Jahre wechselten. Zwar versuchten die Eingeborenen häufig durch Aufstände das Joch der Spanier abzuschütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Land vegetirte wie die übrigen span. Colonien, bis die Vertreibung der bourbon. Dynastie aus Spanien auch hier einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Schon im J. 1809 hatte in Folge davon, da die Mexicaner sich nicht unter das Joch Napoleon's beugen wollten, in M. eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. sich gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien sich erklärte, da sie die Abschaffung der alten Misbräuche und Beschränkungen, wie sie auf den span. Colonien lasteten, verlangte, welche die letztere nicht gewähren wollte. Denn bereits damals hatten sich zwei Parteien gebildet, die altspan. und die der Creolen, welche letztere, die reichsten und einflußreichsten Grundbesitzer des Landes in ihrer Mitte zählend, nach größerer Unabhängigkeit und Betheiligung an der Regierung des Landes strebten. Der Vicekönig Venegas suchte M. im Gehorsam gegen die Regentschaft und die Cortes in Cadiz zu halten, reizte aber durch seine Verfolgungen der Freisinnigen nur um so mehr zur Revolution, die denn auch mit dem Aufstande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den India

nern unterstützt, marschirte er mit 80000 M. vor die Hauptstadt, wurde aber, da er mit seinen undisciplinirten Banden dieselbe nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehren Gefechten geschlagen, von den Seinen dann verrathen und den Spaniern ausgeliefert, die ihn am 27. Juli 1811 hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar noch fort; aber die Ausschweifungen der Insurgentenbanden waren den Creolen ebenso lästig wie den Spaniern. Die Revolution würde nach und nach aus Mangel an Unterstützung von Seiten der mächtigsten Volksclasse erloschen sein, wenn nicht die Grausamkeiten des neuen Vicekönigs Colleja von neuem den Aufstand angefacht hätten. Zwar suchte der Nachfolger desselben, Admiral Apodaca, durch Güte den Aufruhr zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Weder die Unterwerfung mehrer Insurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nicholas Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erschießung des aus Europa zur Verfechtung der Sache der Freiheit gekommenen Xaver Mina (s. d.) vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger und bewußter entwickelte sich das Streben nach Unabhängigkeit; aus den Provinzialmilizen wurden Provinzialjunten, aus diesen Provinzialregierungen und Congresse und 1826 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Losung. Die Hauptstütze des Aufstandes um diese Zeit war Guerrero, der sich allein fortwährend aufrecht gegen die Spanier erhielt. Mit ihm vereinigte sich Iturbide (s. d.), um als Kaiser von M. eine kurze Rolle zu spielen. Doch erst nach des Letztern Sturz vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche am 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde vom Congreß der General Fernandez Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congreß seine Sitzung für geschlossen. Von diesem Tage an erst datirt eigentlich das Bestehen der Republik M., die zuerst von den Vereinigten Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt wurde. Erst später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit M. und ernannte Handelscommissarien. Auch der Papst Leo XII. hatte am 29. Juni 1825 ein Schreiben an den Präsidenten Vittoria, worin er die kirchlichen Angelegenheiten des neuen Bundesstaats unter seine Obhut nahm, erlassen. Spanien widerstand den Vorstellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Endlich verlor es den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste San-Juan de Ulloa, die am 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Alles schien in Eintracht und Ruhe, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo, das die Mexicaner ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escosesos, wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von M. zu sehen; an die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung vorzogen. Erstere gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein im Jan. 1828 siegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichsten der Altspanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten am 1. Sept. fiel auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Aristokraten galt. Erbittert griffen sie zu den Waffen, und Santana (s. d.) trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein; am 4. blieb der Sieg den Yorkinos und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escosesos und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder und begab sich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl seines Nachfolgers fiel auf Guerrero; Bustamente wurde Vicepräsident, General Santana Kriegsminister und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsstellen. Der Congreß bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte am 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Gegen 22000 Spanier sollen damals M. verlassen und ihr Vermögen mitgenommen haben. Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.s in Havana ausgerüstet und dem General Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr

34000 M., landeten am 24.—27. Juli bei Punta de Xeres, vier Meilen von Tampico, und bemächtigten sich dieser Stadt am 7. Aug., wurden aber von Santana eingeschlossen, sodaß Barradas sich genöthigt sah, am 11. Sept. 1829 zu capituliren, Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe auszuliefern, Tampico zu räumen und sich nach Havana wieder einzuschiffen. Kaum zwei Monate später brach gegen den unwissenden und als Mestize verhaßten Präsidenten Guerrero eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero dankte ab und am 1. Jan. 1830 wurde nun Bustamente zum Präsidenten gewählt. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen; allein mehrmals geschlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er nach kriegsgerichtlichem Urtheil am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen. Bustamente stellte die Ordnung wieder her; allein auch er beleidigte die Patrioten durch aristokratisches Regiment und hauptsächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher stellte sich im Jan. 1832 Santana an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als den rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehren Gefechten entschied Santana's Sieg über Bustamente bei Puebla am 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santana eine Übereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. Apr. 1833 Präsident bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santana's Heer in M. ein, und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März 1833 wurde nun Santana zum Präsidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten gewählt. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe obgesiegt zu haben; allein die Geistlichkeit und die wenigen in M. trotz der beiden Verbannungsdecrete noch ansäßigen Spanier setzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß beschlossene Reform des geistlichen und Militairstandes rückgängig zu machen, die besonders in der Einziehung der geistlichen Güter und Beschränkung des die Einkünfte des Staats verzehrenden Militairbudgets bestehen sollte. Santana erschien dabei in einem zweideutigen Lichte; er begünstigte im Geheimen die Ansprüche des Klerus und des Militairs. Auf Anregung des Generals Bravo und des aus der Verbannung zurückgekehrten Bischofs von Puebla entstanden in mehren Provinzen zu Anfange des J. 1834 neue aufrührerische Bewegungen; doch General Bravo wurde vom General Vittoria geschlagen. Santana trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung; allein am 2. Febr. 1835 reichte er dem versammelten Congresse seine Resignation ein, worauf der General Don Miguel Baragan zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Doch die Umtriebe der Geistlichkeit, welche die Indianer und die niedern Classen fanatisirte, erzeugte eine neue Militairrevolution, an deren Spitze sich Santana stellte, der, plötzlich die Maske abnehmend, nun auf einmal aus einem Föderalisten zum entschiedenen Centralisten geworden war. Er löste vor Allem den Congreß auf, rief einen neuen zusammen und erstickte durch blutige Maßregeln jeden Widerstand. Nachdem er so einen Gegenaufstand unterdrückt, erließ er das Edict vom 23. Oct. 1835, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob und überhaupt die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centralistischen machte. Diese Ereignisse beschleunigten den Aufstand und den Abfall von Texas (s. d.), das am 2. März 1836 sich für unabhängig erklärte, nachdem Santana von den Texanern in einem Treffen geschlagen und gefangen worden war. Gegen Ende des J. 1836 erfolgte nach langen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik M. auch von Seiten Spaniens. Durch die Gefangenschaft Santana's ging die Präsidentschaft an Bustamente über, der die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Um diese Zeit begannen in Folge der Beeinträchtigung, welche franz. Bürger in ihren Rechten in M. erfuhren, die Zwistigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Kriege mit diesem Staat führten, der mit der Beschießung und Capitulation des Forts von San-Juan de Ulloa am 27. Nov. 1838 und der Einnahme von Vera-Cruz durch die Franzosen am 5. Dec. 1838 endigte und zuletzt zum Abschluß eines Friedens am 9. März 1839 führte, in welchem M. Genugthuung und eine Entschädigung von 600000 Dollars an Frankreich leisten mußte. Santana war während dessen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, und in Folge davon begannen gleich nach dem Friedensschlusse von neuem wieder die innern Kämpfe zwischen Centralisten und Föderalisten, welche letztere in dem Kriege mit Frankreich durch die Ge-

walt der Umstände für eine kurze Zeit die Oberhand erhalten hatten, jedoch schon im Sept. 1841 wieder völlig den Gegenbestrebungen Santana's erlagen, der ganz als Dictator schaltete und nach Bustamente's Abgange die Präsidentenstelle übernahm. Dieser Kampf zwischen beiden Parteien hatte die Ablösung und Unabhängigkeitserklärung von Yucatan, wo die Föderalisten die Oberhand behielten, zur Folge. Von nun an bis zum J. 1845 herrschte Santana so gut wie unbeschränkt, mit dem nur zu sichtlichen Bestreben, förmlich sich zum Dictator zu machen, und mit einer Anmaßung gegen die auswärtigen Mächte, die zu einer Menge Differenzen mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, sodaß es Santana, trotz seiner Willkürherrschaft, nichts weniger als möglich war, seine Herrschaft zu consolidiren. So lag es denn ganz in der Natur der Dinge, daß durch seine willkürliche Veränderung der Verfassung im Dec. 1842 und seine übrigen Gewaltmaßregeln die Opposition gegen ihn so zunahm, daß sie ihn im Anfange des J. 1845 völlig zu stürzen und aus dem Lande zu verbannen vermochte. Er floh nach Havana, und Herrera wurde an seiner Stelle Präsident. Die Versuche, welche M., besonders unter Santana, zur Unterwerfung Yucatans und Texas gemacht, sind bis jetzt völlig erfolglos gewesen und haben nur dazu gedient, eine neue Seite des Verfalls zu enthüllen, nämlich die Gefahren, welche ihm von außen durch das immer weitere Umsichgreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika drohen, die im Laufe des J. 1845 nicht nur ganz Texas incorporirt haben, sondern auch noch mit der Besetzung Californiens und in der Ferne mit der Unterwerfung ganz M.s unter die angloamerikan. Macht drohen.

Mexico, die Hauptstadt der Republik gleiches Namens, der Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofs, die prächtigste Stadt Amerikas, die mit ihrem Gebiet, gleich Washington in den Vereinigten Staaten, einen eigenen District bildet, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt. Sie liegt 7100 F. hoch an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreise und schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet wie durch Überschwemmungen, und keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 170000. Daselbst bestehen eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten und andere Anstalten, freilich gegenwärtig im höchsten Verfalle. Unter den vielen Kirchen, die sich sämmtlich durch Überladung mit Schmuck aller Art, besonders an edeln Metallen, auszeichnen, ist die große Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Tempels. Unter span. Regierung war die Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und der Sitz einer Bildung, durch die sie sich im ganzen span. Amerika auszeichnete; allein in beider Rücksicht ist sie seit der Unabhängigkeitserklärung in Folge der innern Kriege unendlich zurückgekommen, und nur Überreste des alten Reichthums und der alten Civilisation und Bildung sind noch zu finden. Die alte Geschichte M.s haben Antonio de Solis (s. d.) und Ant. Herrera (s. d.) geschrieben. Vgl. ferner „Antiquities of M.", gemessen und beschrieben von Dupaix und erklärt von Aglio (4 Bde., Lond. 1829 fg., Fol.); Humboldt's verschiedene Werke, besonders sein „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne" (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1827), und von neuern Werken die von Mühlenpfordt, Stephens, Löwenstern, von Koppe, Latrobe, Mora, Ward, Dumartray und Rouhaud, Montgomery, Chevalier, Thompson, Haefken, Beltrami, Nebel, Catherwood und Duflot de Mofras.

Mexicanischer Meerbusen wird der Theil des Atlantischen Oceans genannt, der, im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika liegend, im Norden von den südlichen Provinzen dieser Republik, im Westen und Süden von Mexico, im Osten aber von den Halbinseln Florida und Yucatan eingeschlossen wird, zwischen deren äußersten Spitzen er in einer Breite von mehr als 100 M. dem Ocean offen steht, vor welchem Eingange die Insel Cuba (s. d.) liegt. Im Meerbusen selbst finden sich nur wenige kleine Inseln; doch hat er keine bedeutende Tiefe. Seine seichten Ufer bestehen sämmtlich aus angeschwemm-

tem Land und bieten nur wenige unbedeutende Häfen. Außer den kleinern Flüssen des mexican. Plateaus und des nordamerikan. Tieflandes münden blos zwei größere Flüsse in denselben, der Mississippi und der Rio del Norte.

Meyendorff (Georg, Freiherr von), aus einer altadeligen liefländischen Familie, ist besonders durch seine Reise von Orenburg nach Buchara wichtig, die er im J. 1820 ausführte, wobei er seinen Weg mitten durch jene öde, unwirthliche und vor ihm nur selten von einem Europäer betretene Steppe nahm, die sich westwärts vom Aralsee bis zu den Ufern des Kaspischen Meeres hin ausbreitet. Ihn begleiteten auf dieser Reise die Naturforscher E. Eversmann und Pander, und alle drei um Rußland so hochverdiente Gelehrte haben ihre wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen in jenem Steppenlande, wo sie eine große Strecke entlang (von Kungrad bis Khiwa) dem Laufe des Amiu Darja folgten, der Mitwelt durch gelehrte Schriften mitgetheilt. Vgl. „Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820 etc.; rédigé par le Baron Georg de M. et revu par A. Jaubert" (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) und E. Eversmann's „Reise von Orenburg nach Buchara u. s. w." (Berl. 1823.). — Sein jüngerer Bruder, Alex., Freiherr von M., seit 1839 russ. wirklicher Staatsrath und gegenwärtiger Handelspräsident in Moskau, war früher viel auf Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland und im Innern Rußlands, und ist Besitzer des schönen liefländischen Guts Roop, das an der großen Heerstraße von Tauroggen nach Petersburg liegt. Durch seine Bemühungen, den Handel und Gewerbfleiß Rußlands zu heben, hat er sich große Verdienste um sein Vaterland erworben. Er war es auch, der die erste Anregung zu den großen russ. Fabrikschulen gab, deren jetzt allein schon in Moskau mehr als 20 bestehen, und der überhaupt auf alle Weise für die Ausbildung des Volks, dessen gesunden Sinn und Bildungsfähigkeit er wohl zu schätzen weiß, Bedacht nimmt. In neuester Zeit hat er sich durch die Anfertigung einer mit Paul Sinowjew gemeinsam unternommenen industriellen Karte des russ. Reichs, welche 1842 zu Petersburg in russ. Sprache, und 1844 zu Berlin auch in einer deutschen Übersetzung erschien, eine ehrende Anerkennung auch von Seiten der deutschen Gelehrten erworben.

Meyer (Friedr. Joh. Lorenz), Präses des ehemaligen Domcapitels zu Hamburg, der Freund Klopstock's, geb. zu Hamburg am 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen und machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das franz. Directorium, sowie der, die 1801 an den ersten Consul gesendet wurde. Außerdem machte er sich ganz besonders verdient um seine Vaterstadt als Mitglied der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Er starb am 21. Oct. 1844. Als Schriftsteller erwarb er sich einen geachteten Namen hauptsächlich im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Seine „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (6 Hfte., Hamb. 1800—4), die „Darstellungen aus Italien" (Berl. 1792) und die „Fragmente aus Paris" (2 Bde., Hamb. 1798) stehen noch immer in gutem Andenken. Seine „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (2 Bde., Tüb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte aus Bonaparte's ersten Regentenjahren. Wie in ihnen, so hat er sich auch in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland" (Hamb. 1816), den „Brieffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (Hamb. 1822) und den „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend" (Hamb. 1829) als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt.

Meyer (Joh. Friedr. von), Schöff, Syndicus und Gerichtsschultheiß der freien Stadt Frankfurt am Main und deren Gesandter am Bundestage, bekannt auch als Verfasser mehrer religiöser Schriften, geb. zu Frankfurt am 12. Sept. 1772, ist der Sohn eines dasigen Großhändlers, dessen Familie Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhob. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1790 in Göttingen und Leipzig die Rechte, Philologie und Geschichte und ging 1794 nach Wetzlar, um hier mit dem Reichsproceß sich vertraut zu machen. Im folgenden Jahre wurde er fürstlich salm-kyrburgischer Kammerdirector, in Folge der Territorialveränderungen in Deutschland kehrte er aber 1802 nach Frankfurt zurück, wo er anfangs in diplomatischen und andern Geschäften verwendet, 1807 unter dem Fürsten Primas als Rath und Beisitzer in das Stadtgericht kam. Im

J. 1816 wurde er Senator und zum evangelisch-lutherischen Consistorium deputirt, und nachdem er 1821 auf die Schöffenbank vorgerückt, Syndicus und 1837 Gerichtsschultheiß. Er war seit 1824 wiederholt Präsident des Gesetzgebenden Körpers und bekleidete 1825, 1839 und 1843 die Würde eines ersten Bürgermeisters. Als Theilnehmer und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft wirkte er eifrig mit zur Beförderung des geoffenbarten christlichen Glaubens. Mit gleicher Tendenz hat er seit 1810 bis auf die neueste Zeit herab eine Menge religiöser Schriften herausgegeben. Sein Hauptwerk ist „Die heilige Schrift in berichtigter Übersetzung, mit kurzen Anmerkungen" (3 Bde., Hamb. 1819; 3. Aufl., 1842). Auch sind zu erwähnen sein episches Gedicht „Tobias" (2. Aufl., Kempten 1831, mit Zeichnungen von J. Schnorr), seine „Blätter für höhere Wahrheit" (11 Samml., Frankf. 1820—32), „Die Wahrnehmungen einer Seherin" (Frankf. 1827), „Das Buch Jezira" (hebr. und deutsch, Lpz. 1830), „Kritische Kränze" (Berl. 1830) und „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre" (Kempten 1832). Neben dem Titel eines Doctors der Rechte, den er sich früher erworben, erhielt er 1821 von Erlangen aus auch den eines Doctors der Theologie.

Meyer (Joh. Heinr.), ein verdienter Alterthumsforscher und Kenner der Kunst, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Züricherſee am 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Goethe, dem bald auch Tischbein angehörte, und in Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichenakademie eine Professur erhielt. Im J. 1795 reiste er wieder nach Italien, doch der Einmarsch der Franzosen nöthigte ihn 1797 zur Rückkehr nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammentraf, mit dem er damals den Plan zu den „Propyläen" entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte sich hier mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Der Umstand, daß ihm in den Kriegsunruhen im J. 1806 seine Mappe, in welcher er seine vorzüglichsten Studien bewahrt hatte, entwendet wurde, gab seinen Studien eine ganz andere Richtung und ununterbrochen beschäftigte ihn nun die Geschichte der alten Kunst. Im J. 1807 wurde er Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu seinem Tode am 14. Oct. 1832 vorstand. In seinem Testamente bestimmte er 33000 Thlr. für eine Armenstiftung in Weimar, die zu seinem und seiner am 21. Apr. 1825 verstorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winckelmann's „Werken", die er nach dessen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Resultate eigener Forschung enthält seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen", fortgesetzt von Riemer (3 Bde., Dresd. 1824—36). Auch ein großer Theil der kritischen Beurtheilungen in den „Propyläen", „Horen" und in Goethe's Journal „Kunst und Alterthum" rühren von ihm her.

Meyer (Jonas David), einer der berühmtesten niederländ. Rechtsgelehrten mosaischen Glaubens, geb. zu Arnheim in Geldern am 15. Sept. 1780, studirte in Amsterdam und Leyden und prakticirte dann als Advocat am Gerichtshofe erster Instanz zu Amsterdam. Seit 1811 bekleidete er mehre wichtige Stellen in der Rechtspflege und bei der neuen Staatseinrichtung. Er war 1813 Mitglied der provisorischen Regierung, nahm aber 1817 seine Entlassung und lebte wieder als Advocat in Amsterdam, wo er die Sache des Exkönigs Ludwig Napoleon gegen den König der Niederlande führte. Später wurde er Präsident der zweiten Classe des niederländ. Instituts und Mitglied des israelit. Consistoriums. Er starb am 5. Dec. 1834. In der Literatur erwarb er sich eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch mehre gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts und durch sein schätzbares Werk „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc." (6 Bde., Haag 1819—23).

Meyer von Knonau (Ludw.), ein Enkel des gleichnamigen von Klopstock und Wieland hochgeschätzten Fabeldichters, geb. zu Zürich am 12. Sept. 1769, widmete sich in Halle, wo er ein eifriger Schüler Wolf's war, philologischen und historischen sowie juristischen Studien, bereiste mehre Länder Europas, und erwarb sich nach der Rückkehr in die Heimat mannichfache Verdienste in diplomatischen Geschäften, in richterlichen und admini-

strativen Ämtern, sowie im höhern Lehrfache. Im J. 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach der Staatsveränderung von 1830 an die Spitze der züricher Tagsatzungsgesandtschaft, lehnte aber 1832 die von vielen Mitgliedern des Großraths ihm zugedachte Bürgermeisterstelle ab. Bei der Berufung des Dr. Strauß (s. d.) stimmte er mit der Mehrheit des Erziehungsraths. Nach der Umwälzung vom 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Stellen zurück und starb am 21. Sept. 1841. Unter seinen Schriften ist hauptsächlich sein „Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde., Zür. 1826—29) zu erwähnen. — Sein Sohn, Gerold M. von Knonau, Staatsarchivar im Canton Zürich, geb. am 2. März 1804, setzte auf der Hochschule zu Berlin, wo ihm unter seinen Lehrern der berühmte Geograph Ritter am nächsten stand, seine kameralistischen und historischen Studien fort, nachdem er schon in seinem 19. Jahre einen sehr verbreiteten „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz" (Zür. 1824; 2. Aufl., 1831) herausgegeben hatte. Er lernte einen großen Theil Europas auf Reisen kennen und arbeitete nach seiner Rückkehr im J. 1827 mehre Jahre im Finanzfache. Seine wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten sind die unter seiner Leitung erschienenen und zum Theil von ihm bearbeiteten „Historisch-statistischen Gemälde der Schweiz", sowie die „Erdkunde der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde.; 2. Aufl., Zür. 1838—39).

Meyerbeer, s. Beer (Meyer).

Meyern (Wilh. Friedr.), der Verfasser des Romans „Dya-na-Sore", wurde 1762 in oder bei Ansbach geboren. Nachdem er eine eigenthümliche Erziehung bei einem Landgeistlichen genossen, der er außer vielem Andern seine innige Liebe zur Natur, aber auch manche später hervortretende Eigenheit verdankte, studirte er in Altdorf die Rechte, jedoch so, daß er Mathematik, Geschichte, Sprachen und Naturkunde mit in seinen Kreis zog. Eine gewaltige Reiselust zog ihn dann nach England, wo er vergebens Seedienste zu nehmen wünschte. Nachdem er sodann kurze Zeit als östr. Artillerielieutenant gedient hatte, unternahm er mit zwei jungen Adeligen eine Reise durch Italien, Griechenland und Kleinasien; später durchreiste er große Theile von Europa. Auf seinen Reisen verband er in seltener Weise das Studium der Natur mit Erkenntniß der Menschen und Staaten. Um 1807 hielt er sich lange mit der östr. Gesandtschaft in Sicilien auf und entwarf hier großartige Colonisationspläne, die aber nicht verwirklicht wurden. Im J. 1809 trat er wieder als Hauptmann in die östr. Artillerie, war bei Organisirung der Landesbewaffnung thätig und arbeitete eine große Anzahl der wichtigsten Vorschläge aus, deren Werth aber meist zu spät erkannt wurde. Er wurde 1813 zum Generalstab versetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der ital. Kunstwerke. Nachher lebte er bei den östr. Gesandtschaften in Rom und Madrid, wurde dann der Militaircommission bei dem Bundestage in Frankfurt am Main beigegeben und starb daselbst am 13. Mai 1829. M. war durch Geist und Kenntnisse in seltenem Grade zum Staatsmann befähigt, aber die Abgeschlossenheit seines edeln, im höchsten Grade anspruchslosen Charakters und die Unfähigkeit, auf Äußerlichkeiten des Lebens einen Werth zu legen, verhinderten ihn, eine entsprechende Lebensstellung einzunehmen. Als Schriftsteller trat er anonym zuerst auf mit dem geistvollen, aber in wunderliche Form gehüllten, politischen Roman „Dya-na-Sore oder die Wanderer" (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl., 1840—41), der seiner Zeit einen seltenen Beifall fand. Von seinen übrigen zahlreichen Arbeiten, die er selbst zu gering achtete, scheint Vieles verloren gegangen zu sein; das Erhaltene gab E. von Feuchtersleben heraus unter dem Titel „M.'s hinterlassene kleine Schriften" (3 Bde., Wien 1842).

Mézeray (Franç. Eudes de), franz. Historiker, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie, entlehnte den Namen de Mézeray von einem bei Ry gelegenen Dorfe, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber auf Anrathen des damals sehr einflußreichen Yvetaux mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Später erhielt er die Stelle eines Nichtoffiziers bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und im Collége Sainte-Barbe in Paris mit solchem Eifer den Studien oblag, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Cardinal Richelieu, welcher auf ihn aufmerksam geworden war, verschaffte ihm, nachdem der erste Theil seiner

„Histoire de France" (3 Bde., Par. 1643—51) erschienen war, den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Er wurde 1648 Mitglied der Akademie und 1675 deren beständiger Secretair, in welcher Eigenschaft er an der Redaction des „Dictionnaire de l'académie" Theil nahm. Der Auszug aus seinem großen Geschichtswerke „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Par. 1668; beste Ausg., 14 Bde., 1775) ist viel besser als das Hauptwerk. Colbert, der über einige Bemerkungen M.'s in Bezug auf die Entstehung der Abgaben erzürnt war, entzog ihm, da die versprochenen Veränderungen nicht für genügend befunden wurden, seine Pension. Überhaupt tragen M.'s Werke das Gepräge eines derben, freisinnigen Charakters. Außer mehren andern unbedeutenden literarischen Productionen gab er einen „Traité de l'origine des Français" (Amst. 1688) heraus, in den, wie in seine übrigen Schriften, sich manche Ungenauigkeit eingeschlichen hat. Er starb am 10. Juli 1683 zu Paris. — Sein älterer Bruder Jean war Stifter der Congrégation des Eudites.

Mézières, franz. Festung zweiten Ranges und Hauptstadt des Departements der Ardennen, auf einer Einbiegung der Maas, mit einer Citadelle auf der Ostseite der Stadt und von dem gegenüberliegenden Charleville, einer Stadt von 8500 E., nur durch den Fluß getrennt, galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrscht noch gegenwärtig die Maas. Sie hat gegen 4400 E., eine Militairschule, Ackerbaugesellschaft und mehre Leinwand- und Gewehrfabriken. Durch den Ritter Bayard (s. d.) wurde die Stadt auf das tapferste gegen Kaiser Karl V. vertheidigt.

Mezza voce, abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist bei dem Gesange die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzofanti (Giuseppe), röm. Cardinalpriester, einer der berühmtesten Gelehrten Italiens, wurde zu Bologna am 19. Sept. 1771 geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Wahrhaft eminent ist sein Talent, sich fremde Sprachen anzueignen; er spricht über 30 lebende Sprachen und zwar nicht nur die des röm. Sprachstammes, sondern auch Walachisch und die Sprache der Zigeuner; insbesondere spricht er auch Deutsch mit so vieler Gewandtheit, daß ein geübtes Ohr dazu gehört, den Ausländer in ihm zu erkennen. Merkwürdig ist es übrigens, daß er sich seine Sprachkenntnisse zum großen Theil nur gelegentlich in seiner Vaterstadt durch die fremden Besatzungen erwarb. Die Italiener betrachten ihn wegen seiner Sprachkenntniß geradezu als ein Wunder; allein es ist dabei wohl zu bedenken, daß er blos große Sprachfertigkeit besitzt, aber kein gründlicher Sprachkenner ist. Früher als Bibliothekar zu Bologna angestellt, wurde er 1831 in die Bewegungen verwickelt, welche die Besetzung Anconas durch die Franzosen herbeiführten. Er gehörte damals zu der Deputation, die sich nach Rom begab, bei dem Papste Vorstellungen zu thun. In Rom wurde er zum Monsignore befördert und 1833 an Ang. Mai's Stelle erster Custos der vaticanischen Bibliothek. Seine Ernennung zum Cardinalpriester erfolgte am 13. Febr. 1838. Obschon er als Bibliothekar nicht wegen Liberalität gepriesen werden konnte, so ist er doch ein äußerst bescheidener und freundlicher Mann.

Mezzotinto nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Übergange zweier Farben ineinander entstehen und die man auch bisweilen halbe Farben oder gebrochene Farben im Gegensatz zu denen, aus welchen sie gemischt sind, oder überhaupt Tinten nennt. In der Kupferstechkunst ist die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche Schwarzkunst genannt wird. (S. Kupferstechkunst.)

Miako, die heilige Stadt der Japaner, die Residenz des Dairi oder geistlichen Oberhauptes, auf der Insel Nipon, hat lange, gerade, aber sehr enge Straßen, viele schöne und großartige Gebäude, namentlich in den zahlreichen Palästen des weltlichen Oberhauptes und der Vasallenfürsten, und ist der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, Künste und Gewerbe in Japan. Daselbst werden auch alle japan. Münzen geprägt und die meisten Bücher gedruckt. Die Zahl der Bewohner soll sich auf 500000 belaufen. Der Palast des Dairi bildet einen eignen Stadttheil, der 2½ M. im Umfange hat und mit Mauern und Gräben umgeben ist; neben demselben erhebt sich ein ungeheurer Thurm. Unter den Buddhatempeln zeichnet sich der Fokozitempel aus mit der kolossalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holz;

33333 Idolen und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

Miasma (griech.), eigentlich Verunreinigung und in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht, wird jetzt fast allgemein dem Contagium (s. d.) entgegengesetzt und zur Bezeichnung eines aus faulenden organischen Körpern sich erzeugenden, die atmosphärische Luft verunreinigenden und so auf den Gesundheitszustand Vieler nachtheilig einwirkenden Krankheitsgiftes gebraucht. Miasmen entstehen um so leichter, wenn der Zustand der Atmosphäre die Fäulniß befördert, also bei Wärme und Feuchtigkeit. Was aber eigentlich aus dieser Fäulniß sich entwickelt und das Miasma bildet, ist unbekannt, da unsere Sinne, von denen nur der Geruch zuweilen ein Miasma wahrnimmt, darüber keine Auskunft geben, und die Chemie noch nicht so weit ausgebildet ist, um ein Miasma aus der Luft abzuscheiden und seiner Natur nach kennen zu lehren. Fast ebenso ungewiß und unerklärt ist die Art der Einwirkung, durch welche Miasmen Krankheiten hervorbringen, da nur einige derselben, deren Entstehung genauere Untersuchung leidet, auch erfahrungsgemäß fast immer dieselben, wiewol auch meist an sich räthselhafte und schwer zu ergründende Krankheitsformen entstehen lassen. Letzteres gilt namentlich von der Sumpfluft, dem Sumpfmiasma, welches man auch häufig mit dem ital. Namen Malaria und Aria cattiva (s. d.) bezeichnet. Andere Miasmen werden durch Kloaken, durch Orte, wo viel Fleisch fault, Begräbnißplätze u. s. w. erzeugt, wenn man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln verabsäumt, ebenso an eingeschlossenen Orten, wo viel gesunde oder kranke Menschen zusammengedrängt sind. Werden von einer miasmatischen Krankheit viele Menschen auf einmal ergriffen, so verändert sich dann häufig die Natur derselben und sie geht in eine contagiöse über, sodaß dem in der Luft befindlichen sich auch noch ein materiellerer, durch Berührung sich fortpflanzender Krankheitsstoff beigesellt. Da die Luft der alleinige Träger der Miasmen ist, so sind auch die Winde in dieser Beziehung theils schädlich, indem sie die Miasmen verbreiten, theils nützlich, indem sie dieselben durch Verdünnung unschädlich machen. Die fast durchgängige Unmöglichkeit, ein einmal erzeugtes Miasma zu zerstören, legt der medicinischen Policei die Verpflichtung auf, die Entstehung eines solchen so viel möglich zu verhindern und bei Anlegung von Begräbnißplätzen, anatomischen Theatern, großen Versammlungshäusern, Scharfrichtereien, Schlachthäusern, gewissen Fabriken u. s. w. die gehörige Rücksicht darauf zu nehmen, und Gegenden, in denen sich Miasmen aus dem Boden erzeugen, für die Bewohner unschädlicher zu machen, was, je nach dem besondern Falle, ebensowol durch Trockenlegung wie durch Bewässerung, durch Ausrodung wie Anpflanzung von Wäldern geschehen kann.

Miaulis (Andreas Vokas), Admiral der griech. Flotte während des Freiheitskampfes, geb. zu Negroponte 1772 von Ältern niedern Standes, begann seine Laufbahn als gemeiner Schiffer und erhielt den Namen Miaulis von dem türk. Miaul, was eine Felucke bezeichnet. Allmälig hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, das er jedoch dadurch verlor, daß er sich dem Geschwader des Lambros Kanzonis anschloß, welches seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. den Kampf für die Unabhängigkeit allein fortsetzte, endlich aber der türk. Übermacht unterlag. In der franz. Revolution machte er, ungeachtet der engl. Blockade, von Odessa aus in franz. und span. Häfen mit Getreideladungen bedeutende Geschäfte. Später ließ er sich auf Hydra nieder und erbaute ein größeres Fahrzeug, das er im Schiffbruch an der portugies. Küste verlor. Nichtsdestoweniger erholte er sich auch von diesem Schlage, wurde unter die Primaten von Hydra aufgenommen und erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Insel. Obschon er beim Aufstande im J. 1821 zögerte, sich anzuschließen, so that er dies doch mit um so mehr Enthusiasmus, sobald er über Zweck und Art des Aufstandes im Klaren war. Er schloß sich der schnell ausgerüsteten hydriotischen Flotte an, erhielt 1822 den Oberbefehl über dieselbe und errang den Sieg bei Patras über die feindliche Flotte. Im J. 1823 wurde er zum Befehlshaber der gesammten Flotte erwählt. Er vollbrachte 1825 die kühne That, die türk. Flotte im Hafen von Modon zu verbrennen und bewies sich überaus thätig, bis die Mißstimmung zwischen ihm und dem Lord Cochrane ihn 1827 veranlaßte, das Commando der

Flotte niederzulegen. Hierauf lebte er theils zu Poros, theils zu Hydra ohne weitere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, bis er nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias von neuem den Oberbefehl über die Flotte übernahm. Um ihn für die Regierung zu gewinnen, ernannte ihn Kapodistrias gegen Ende des J. 1829 zum Chef und Oberaufseher des Kriegshafens von Poros. Dessenungeachtet trat er auf die Seite der Opposition, in der er ebenso große Redlichkeit als Charakterstärke zeigte. Er war Mitglied der Commission, welche die Regierung der Insel Hydra übernahm, und 1831 auch bei der Deputation, welche mit dem Präsidenten einen versöhnenden Vergleich versuchte. Als dieser nicht zu Stande kam, verbrannte er am 13. Aug. die im Hafen von Poros liegenden griech. Kriegsschiffe. Noch war der Proceß deshalb gegen ihn nicht eingeleitet, als die Ermordung des Präsidenten den Dingen eine unerwartete Wendung gab. Hydra erklärte sich zu jeder Ausgleichung bereit und M. wurde 1832 zum Oberadmiral ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland und der Flucht Augustin Kapodistrias' gehörte er mit zu den Abgeordneten, die dem neuen Könige die Huldigung der Nation überbrachten. Mit der Leitung der Seemacht beauftragt, gehörte er nun zu den kräftigsten Stützen des neuerrichteten Königsthrons und wurde 1835 zum Viceadmiral ernannt, starb aber noch in demselben Jahre in Athen, wo er neben dem Denkmal des Themistokles begraben wurde, während sein Herz in silberner Urne in Hydra beigesetzt ist.

Micāli (Giuseppe), ital. Archäolog, geb. zu Livorno, und einer begüterten Familie aus dem Handelsstande angehörend, machte schon früh größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland, und widmete sich, nach der Heimat zurückgekehrt, gänzlich den archäologischen Studien. Als eine Frucht derselben erschien zunächst sein großes, bereits in einer zweiten Auflage herausgegebenes und von Raoul Rochette ins Französische übersetztes Werk „L'Italia avanti il dominio dei Romani" (4 Bde., Flor. 1810), dem nach sehr langem Zwischenraume die „Storia degli antichi popoli italiani" (3 Bde., Flor. 1832), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks und die Frucht Jahre langer Arbeiten und Reisen folgte und zu dem die Kupfersammlung der „Monumenti antichi" auf 120 Foliotafeln eine höchst schätzbare Beilage bilden. So wenig man veranlaßt sein mag, viele von des Verfassers Ansichten anzunehmen oder überhaupt im Allgemeinen sein System hinsichtlich der Abstammung ital. Völkerschaften, wie in der Erklärung der Kunstwerke gutzuheißen, so bleibt seinem Werke immer das Verdienst, beim ersten Erscheinen das Studium dieses Zweiges der Alterthumswissenschaften in Italien mächtig angeregt und in der zweiten Bearbeitung eine Menge Monumente vereint zu haben, die man nirgend anders zusammengetragen findet.

Micha, einer der zwölf kleinen Propheten des Alten Testaments, war gebürtig aus der Stadt Morescheth Gath im Stamme Juda und weissagte in den J. 740—720 unter den Königen Ahas und Hiskias. Sein im Kanon vorhandenes Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer schönen Sprache wider die Abgötterei und Sittenlosigkeit eifert und die später eintretenden Katastrophen androht, aber auch auf eine glücklichere Zukunft hinweist. Eine poetische Übersetzung des M. gab. F. Rückert. — Micha hieß auch der Israelit zur Zeit der Richter, der Veranlassung wurde, daß die Einwohner zu Dan einen separaten Jehovacultus einrichteten.

Michael ist der Name eines der drei im Alten Testamente erwähnten Erzengel. Er galt als Schutzengel des jüd. Volks und sollte unter Anderm über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Da er später bei den Christen als Beschützer der Kirche angesehen wurde, so widmete man ihm, zugleich aber allen übrigen Engeln, im 9. Jahrh. das Fest, welches noch gegenwärtig am 29. Sept. von der katholischen Kirche gefeiert wird.

Michael, König von Polen, geb. 1638, war der Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woywoden von Neußen Jeremias Wisniowiecki und mütterlicher Seits ein Urenkel Johann Zamojski's (s. d.). Sein Vater hatte seine großen Besitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwischen Polen und Rußland an den russ. Zar verloren, daher befand sich M. in den ärmlichsten Verhältnissen, als er

1669 nach der Thronentsagung Johann Kasimir's (s. d.) von dem niedern Adel, der den Magnaten gegenüber hier seine Allgewalt zeigen wollte, plötzlich zum Könige von Polen ausgerufen wurde. Bei der Nachricht von seiner Wahl rief er unter Thränen aus: „Es gehe dieser Kelch an mir vorüber!" Er entfloh vom Wahlfelde, wurde aber eingeholt, mußte sich dem Willen der Nation fügen und vermählte sich darauf mit Eleonore, der Schwester des Kaisers Leopold. Seine kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weise den Verhältnissen gewachsen war. Er wußte weder dem gegen ihn eingenommenen Adel, noch den auswärtigen Feinden zu widerstehen. Sultan Mahomed IV. zwang ihn durch einen Einfall in Polen Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut zu zahlen. Johann Sobieski (s. d.), sein Gegner und Nachfolger, hatte den großen Sieg über die Türken bei Choczim davongetragen, als M., fast allgemein verachtet, am 10. Nov. 1673 zu Lemberg starb.

Michaelis (Joh. Benj.), ein früh verstorbener deutscher Dichter, war am 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Ein Lehrer am dasigen Gymnasium regte in ihm zuerst das poetische Talent an, welches sich schon früh in deutschen, dann in lat. Gedichten aussprach. Im J. 1764 ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren; doch trotz einiger Unterstützung, die er von Gottsched erhielt, gerieth er bald in die größte Noth, die ihn um so mehr drückte, je weniger Geschmack er an dem erwählten Studium fand. Eine kleine Gedichtsammlung und häufige Gelegenheitsgedichte gewährten nur augenblickliche Hülfe; ebensowenig Bestand hatte seit 1770 sein Antheil an der Redaction des „Hamburger Correspondenten". Endlich nahmen sich Gleim und G. Jacobi seiner an, und in enger Verbindung mit dem Erstern lebte er in Halberstadt bis an seinen Tod am 30. Sept. 1772. Seine Hauptarbeiten sind Fabeln, Lieder und Satiren, darunter die letztern die bedeutendsten; doch tritt überall weder entschiedene Eigenthümlichkeit noch vollständige Durchbildung hervor. Vieles noch Ungedruckte findet sich in Gleim's Nachlasse zu Halberstadt. Gesammelt wurden seine „Poetischen Werke" von Schmidt (2 Bde., Gieß. 1780); seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in Wien (4 Bde., 1791).

Michaelis (Joh. Dav.), einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen des 18. Jahrh., wurde am 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, Christian Benedict M., der sich ebenfalls als Theolog und Orientalist einen Namen erwarb, Professor war. Er bildete sich auf der Schule des Waisenhauses und auf der Universität zu Halle und machte dann Reisen in England und Holland. Nach der Rückkehr setzte er seine Studien eifrig fort und verfaßte unter Anderm einen wissenschaftlich geordneten Katalog der Universitätsbibliothek zu Halle. Im J. 1745 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er 1751 mit Haller die Grundgesetze der damals errichteten Societät der Wissenschaften ausarbeitete, deren Secretair und nachheriger Director er eine Zeit lang war, bis er wegen Mishelligkeiten mit einem seiner Collegen aus der Gesellschaft trat. Von 1753—70 versah er die Direction und Mitredaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen", sowie auch von 1761—63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität. Zugleich leitete er von 1761 an ohne Vergütung das philologische Seminarium. Während des Siebenjährigen Kriegs beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde. In der letzten Zeit seines Lebens sah man ihn fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb am 22. Aug. 1791 und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und sachliche Exegese war bedeutend; seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes" (2 Bde., Gött. 1750, 4.; neue Aufl., 1787—88); das „Mosaische Recht" (6 Bde., Frankf. 1770—75; 2. Aufl., 5 Bde., 1776—80) und seine „Moral", herausgegeben von Stäudlin (3 Bde., Gött. 1792—1823) sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Er war Mitglied der Akademien von London und Paris, kaiserlicher Rath und hannov. Geh. Rath. Vgl. seine „Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt" (Rinteln und Lpz. 1793). — Sein Sohn, Christian Friedr. M., starb als Professor der Medicin zu Marburg 1814.

Michaud (Jos.), franz. Historiker und Publicist mit royalistischen Grundsätzen, geb. in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen im J. 1769, erhielt seine Bildung in Bourg-en-Bresse und kam 1791 nach Paris, wo er sich durch eine vielseitige literarische Thätigkeit bald bekannt machte. Sein erstes selbständiges Werk war die „Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc". Durch seine einschneidenden Journalartikel machte er sich den republikanischen Machthabern so unbequem, daß auf Befehl des Conventsmitgliedes Bourdon de l'Oise über ihn das Todesurtheil gesprochen wurde. Zwar wirkten seine Freunde die Cassation dieses Urtheils aus; aber nichtsdestoweniger war er auch noch für die Folge wegen seiner politischen Ansichten vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Dessenungeachtet behauptete er sich in Paris in seiner Stellung als Journalist. Im J. 1797, wo er Redacteur der royalistischen „Quotidienne" war, wurde er mit mehren andern Journalisten wie Fontanes, Bertin, Fiévée, Lacretelle zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Es gelang ihm, sich nach dem Jura zu flüchten, wo er sein berühmtes descriptives Gedicht „Le printemps d'un proscrit" (Par. 1804, vermehrt 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit historischen Forschungen und nur nebenbei mit Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind seine „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib" (2 Bde., Par. 1801); „Histoire des croisades" (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32), welche, ungeachtet vieler Mängel und Unrichtigkeiten, vorzüglich wegen der plastischen Darstellung zu den bedeutendern historischen Erscheinungen der neuern Zeit gehört; und die mit letzterer in Verbindung stehende „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge gibt. Im J. 1802 erschien aus M.'s Feder eine „Biographie moderne" (4 Bde.), welche von der Policei mit Beschlag belegt wurde. Um diese Zeit hatte M. mit seinem Bruder Louis Gabr. M., geb. um 1772, und Giguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft angelegt. Zu ihren vorzüglichsten Unternehmungen gehört die „Biographie universelle" (Bd. 1—73, Par. 1811 fg.), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er selbst blieb stets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wol dem Kaiser und dem Könige von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er seinem Hasse gegen Napoleon freien Lauf in seiner „Histoire des 15 semaines ou le dernier règne de Bonaparte" (Par. 1816), ein Pamphlet, welches hintereinander 27 Auflagen erlebte. Er war im J. 1813 Mitglied der franz. Akademie geworden; 1815 wurde er Deputirter in der Chambre introuvable. Seiner Stellen als Censor und Vorleser des Königs, welche ihm kurz nach der Rückkehr der Bourbons ertheilt waren, ging er wegen seiner Sympathie für eine freiere Regung der Presse verlustig. Während der J. 1820—24 betheiligte er sich vorzüglich an der Redaction der vielgelesenen „Lettres champenoises". Die „Correspondance d'Orient" (7 Bde., Par. 1830—38), ein Ergebniß seiner Reise nach Afrika und Kleinasien, und die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII siècle" (20 Bde.) hat er in Verbindung mit seinem jüngern Freunde Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Besorgung vieler bedeutender Werke, z. B. einer neuen Ausgabe des „Abrégé chronologique de l'histoire de France" von Hénault, die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der wichtigen „Correspondance littéraire de Grimm" u. s. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sich nach Passy zurückzuziehen, wo er am 30. Sept. 1839 starb.

Michaux (André), ein berühmter franz. Reisender und Naturforscher, geb. am 7. März 1746 auf dem Pachthofe Sartory bei Versailles, widmete sich gleich seinem Vater der Landwirthschaft, bis der frühe Tod seiner jungen Gattin ihn veranlaßte, nach Paris sich zu wenden, wo er sehr bald ein eifriger Botaniker wurde und B. de Jussieu hörte. Mit Lamarck und Thouin machte er 1780 eine wissenschaftliche Reise durch die Auvergne, in die Pyrenäen und nach Spanien und auf Lemonnier's Verwendung erhielt er 1782 die Erlaubniß, den an den pers. Hof gesendeten Consul Rousseau zu begleiten. Mit schätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen kehrte er nach drei Jahren nach Frankreich zurück, und erhielt hier den Auftrag, in Nordamerika in der Nähe von Neuyork eine Art von Entrepot zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Nan-

bouillet verpflanzt werden sollten. Er ging im Herbste 1785 nach Nordamerika ab, untersuchte Neujersey, Pennsylvanien, Maryland u. s. w. und gründete wie in Neuyork so in Charlestown Anlagen zu dem angegebenen Zwecke; auch durchforschte er die Floridas und die Ufer des St.-Georg- und St.-Jamesflusses. Als die Revolution in seinem Vaterlande ihn aller Unterstützung beraubte, negocirte er bei amerikan. Handelshäusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis an die Gestade der Hudsonsbai ausdehnen zu können; doch in Folge der Widerspenstigkeit seiner Führer in jenen rauhen Gegenden sah er sich nothgedrungen, unsern des Zieles umzukehren. Später erhielt er wieder von seiner Regierung den Auftrag, Luisiana zu untersuchen, und er besuchte nun die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und später auch Virginien, die Gestade des Mississippi und das Land Illinois. Bei der Rückkehr im J. 1796 verlor er an der holländ. Küste durch Schiffbruch einen großen Theil seiner Sammlungen. Die Zerstörungswuth der Revolution hatte seine aus Amerika nach Frankreich verpflanzten Baumstämme vernichtet und in Rambouillet waren von 60000 Stämmen nur noch wenige übrig. Sein rückständiger Gehalt wurde ihm nicht ausgezahlt und sein eignes Vermögen war fast ganz verloren gegangen. Dennoch fuhr er fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die zerstörten Anlagen von Rambouillet möglichst wiederherzustellen. Als 1800 die Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüstet wurde, erhielt er den Auftrag, sich ihr anzuschließen und untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France. Von Baudin sich trennend, ging er nach Madagaskar, wo er, dem Einflusse des Klima unterliegend, im Nov. 1802 starb. Seine „Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale" (Par. 1801, Fol.) und seine „Flora borealis-americana" (2 Bde., Par. 1803; neue Aufl., 1820) sind Werke von ausgezeichnetem Werthe. — Sein Sohn, Franç. André M., geb. um 1770, der den Vater auf mehren seiner Reisen begleitete und ganz in dessen Fußtapfen trat, ist besonders durch seine „Voyage à l'ouest des monts Alleghanys, dans les états de l'Ohio etc." (Par. 1804) und die „Description des arbres forestiers des États-Unis" (4 Bde., Par. 1817—18) bekannt.

Michel, das abgekürzte Michael, bedeutet im Altdeutschen ein starken Mann. Dem deutschen Michel hat man eine reiche Dosis Schwerfälligkeit und gutmüthiger Unklugheit beigelegt, um in ihm die Thorheiten und Verkehrtheiten der deutschen Nation in ähnlicher Weise zu personificiren, wie dies die Engländer in ihrem John Bull (s. d.), die Nordamerikaner in ihrem Jonathan u. s. w. thun. Da seit 1813 nicht alle Hoffnungen, die sich das deutsche Volk gemacht hatte, und nicht alle Verheißungen, die ihm gemacht wurden, in Erfüllung gegangen sind, so ist zumal seit den sogenannten Befreiungskriegen der deutsche Michel in der humoristisch-politischen Literatur, in Caricaturen und dgl. eine fast nothwendige Person geworden.

Michel Angelo, s. Buonarotti.

Michelet (Jules), franz. Historiker, geb. am 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich von Jugend an ernsten historischen Studien und trat frühzeitig als öffentlicher Lehrer auf. Vom J. 1821 an behandelte er an verschiedenen Unterrichtsanstalten, besonders am Collége Rollin, abwechselnd die historischen, philologischen und philosophischen Disciplinen. Im J. 1830 wurde er Guizot's Suppleant, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Collége de France sowie an der Normalschule. Außerdem wurde ihm die Leitung der historischen Section im Reichsarchiv übertragen. Als Geschichtschreiber strebt er einen philosophischen Standpunkt an. Seine Ansichten gründen sich auf die Philosophie der Geschichte, wie sie sich in Deutschland gebildet hat, mehr aber noch auf die Lehre Vico's, der er in dessen „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1835) eine besondere Berücksichtigung zuwendet. Sein „Tableau chronologique de l'histoire moderne" (Par. 1825); die „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne" (Par. 1826, 4.) und sein „Précis de l'histoire moderne" (Par. 1828; 6. Aufl., 1840) sind geistreiche Skizzen, während die „Introduction à l'histoire universelle, suivie du discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres" (Par. 1831; 2. Aufl., 1834) für das erste Manifest seiner geschichtsphilosophischen Ansichten gelten kann. Seine „Origines du droit franç." (Par. 1837) sind zum größten Theil aus Grimm's „Deutschen Rechtsalterthümern" geschöpft. Zwei

Werke sind es vorzüglich, welche M. als die Aufgabe seines Lebens ansieht, die „Histoire rom." (Par. 1831; 2. Aufl., 1833), von der bis jetzt nur zwei Bände, und die „Histoire de France" (Par. 1833), von der acht Bände erschienen sind. Beide Werke bieten bei höchst auffallenden Mängeln ganz vorzügliche Schönheiten; besonders ist ihre ganze künstlerische Gestaltung ausgezeichnet. Sehr werthvoll ist der Abriß der franz. Geschichte, welchen er in dem „Précis de l'histoire de France jusqu' à la révolution" (Par. 1833 und öft.) geliefert hat. In seinen „Mémoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre" (2 Bde., Par. 1835) travestirte er zum Theil das Wesen der Reformation. Es erklärt sich dies aus seiner Vorliebe für die formelle Einheit des Katholicismus. Da ihm derselbe aber mehr von seiner künstlerischen Seite zugänglich ist, war es auch um so leichter möglich, daß er mit den ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus in Widerspruch treten konnte. Dies that er aber neuerdings offen und unverholen in seinen Vorträgen, von denen er einen Theil in der mit Quinet gemeinschaftlich herausgegebenen Schrift „Les Jésuites" veröffentlichte, sowie in besondern Werken, z. B. in seinem „Du prêtre, de la femme, de la famille" (Par. 1845).

Michigan, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, begreift die Halbinsel, welche im Süden von den Staaten Indiana und Ohio, im Osten von dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, im Norden von den aus dem Obern See in den Huronsee fallenden St.-Maryflusse und im Westen von dem Michigansee begrenzt wird. Das Land hat ein Areal von 3660 □M. und ist von einem breiten Bergrücken durchschnitten, der aber durch eine große Anzahl Flüsse und Bäche unterbrochen wird. Auch gibt es große Sandstrecken, doch ist des guten Bodens so viel vorhanden, daß man das Land ein sehr fruchtbares und für europ. Cultur geeignetes nennen kann. Mehr als zwei Drittheile sind mit Waldungen von Eichen, Eschen, Linden, Zuckerahorn, Ulmen, Pappeln, Fichten u. s. w. bedeckt. Von Mineralien hat man Kalk und Kohlen, ebenso reiche Salzquellen entdeckt. Wild, Wassergeflügel und Fische sind in Menge vorhanden. Die Zahl der weißen Bevölkerung belief sich im J. 1810 auf 4762 Seelen, 1830 war sie auf 31696 gestiegen und 1840 auf 249000; freie Schwarze gab es etwa 7000, Indianer 5700. Während bis 1834 vorzugsweise nur die südöstlichen Gegenden angebaut waren und nur der äußere Norden noch einige Niederlassungen hatte, ist man seitdem dem Laufe der Flüsse nachgegangen und hat die fruchtbare Westküste erreicht. Die Thäler haben sich mit fleißigen Bewohnern gefüllt, die Wälder sind zum Theil gelichtet und das Klima zeigt sich durchgängig viel milder, als unter gleichen Breitegraden in den atlantischen Staaten der Union. Die katholische Kirche organisirt sich schneller als die protestantische. Eine Staatsuniversität wurde 1837 begründet, auch seit jener Zeit sehr viel für Errichtung von Schulen gethan. Die Justiz, bisher sehr autonomisch, ist seit 1837 im Fortschreiten begriffen und ein humaner Sinn der Verwaltung zu bemerken. Die militairische Verfassung ist fast in keinem Staate der Union besser bestellt als in M. Für Communication durch Straßen und Eisenbahnen hat die Regierung die größten Anstrengungen gemacht. Handel und Industrie steigen in jedem Jahre, besonders hat ersterer schon einen bedeutenden Umfang gewonnen. Die Hauptstadt Detroit, am Flusse gleiches Namens, ist gut gelegen, schön gebaut und hat 2500 E. An der Nordspitze der Halbinsel liegt die Insel Michilimakinak, d. h. die große Schildkröte, mit einem Fort, kleinem Hafen und bedeutendem Pelzhandel. Ursprünglich war das Land der Wohnsitz der Huronen, die von dem Bunde der sechs Nationen daraus verdrängt wurden. Die Franzosen predigten hier den Erstern schon 1648 mit Erfolg das Christenthum, behaupteten aber nach Vertreibung der Huronen und ihrer Priester nur einige Forts zur Beschützung des Pelzhandels, die sie dann mit Canada den Engländern überlassen mußten. Hier und an den benachbarten Küsten und Seen kämpfte bereits um 1771 der größte bekannte indianische Häuptling gegen die Engländer mit solchem Erfolge, daß ihre Herrschaft in Nordamerika in Gefahr kam, und zu seinem Andenken wurde die Stadt Pontiac in M. gebaut. Im Frieden von 1783 kam die ganze Halbinsel an die Union, doch wurde das Fort Detroit erst 1796 ausgeliefert. Der Congreß errichtete hier ein Gouvernement, das anfangs den Namen Waine führte, 1805 aber nach dem See den Namen Michigan erhielt. Die sehr freie Verfassung des Staats, die im Entwurfe dem Congreß vorgelegt wurde, machte

dessen Aufnahme in die Union zweifelhaft, die erst nach sehr langen Debatten im Juni 1836 durchging. Die Verfassung gibt nämlich in M. jedem Weißen nach zurückgelegtem 21. Jahre bei allen Wahlen Stimmrecht. Nichtnaturalisirte Einwanderer, welche erweisen können, daß sie zwei Jahre in der Union und ein Jahr in M. ansässig waren, oder dort sich so lange aufgehalten haben, werden zum Stimmen bei allen Wahlen, selbst zu der des Unionspräsidenten gelassen.

Mickiewicz (Adam), einer der vorzüglichsten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 1798 in Lithauen von armen adeligen Eltern, erhielt seine erste Bildung zu Nowogrodek und auf dem Gymnasium zu Minsk. Er studirte seit 1815 in Wilna und erhielt einige Jahre nachher eine Lehrerstelle an der Schule zu Kowno. Bei glänzenden Talenten und angestrengtem Fleiße hatte er sich einen schönen Schatz von Kenntnissen erworben; der Keim des schlummernden poetischen Talents aber war in ihm durch die Liebe zu der Schwester eines seiner Freunde in Wilna erweckt worden. Als diese, da ungleiche Verhältnisse die Liebenden trennten, einem Andern ihre Hand reichte, schilderte M. seine unglückliche Liebe in dem Gedichte „Dziady" (die Todtenfeier). Die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte gab er in Wilna 1822 heraus. In Folge der 1823 über die Universität Wilna verhangenen Proscriptionsmaßregeln wurde auch M. längere Zeit festgehalten, und als man keine Beweise einer Verschwörung auffinden konnte, auf den blosen Verdacht in das Innere Rußlands verwiesen. In der Verbannung machte er eine Reise nach der Krim. Am Ufer des Schwarzen Meeres dichtete er die trefflichen Sonette, durch die er sich die Gunst des Militairgouverneurs von Moskau, Fürsten Galizin, erwarb, der ihn 1826 in sein Gefolge nahm und unter dessen Patronat M.'s Sonette gedruckt wurden (deutsch von Schwab im „Deutschen Musenalmanach" 1833). In Petersburg ließ er 1828 sein episches Gedicht „Konrad Wallenrod" (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834) erscheinen, das ungemein kräftig zur Weckung des Nationalgefühls unter der poln. Jugend gewirkt hat. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte die Theilnahme an seinen Gesängen. Endlich gelang es seinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erlangen. Er durchreiste nun Deutschland und Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Damals wurde seine „Ode an die Jugend" dadurch berühmt, daß die letzten Worte derselben am 30. Nov. 1830 an das Rathhaus zu Warschau geschrieben und als ein glückliches Vorzeichen von der begeisterten Volksmasse tausendstimmig wiederholt wurden. Im J. 1831 lebte er in Dresden und im Sommer 1832 ging er nach Paris, wo er der hier erschienenen Sammlung seiner Dichtungen (3 Bde., 1828) einen vierten Theil hinzufügte (1832), der seine neuesten Dichtungen enthält. Das Schicksal seines Vaterlands veranlaßte ihn zu der Schrift „Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego" (Par. 1832), welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert (deutsch unter dem Titel „Die Bücher des poln. Volks und der poln. Pilgerschaft", Par. 1833). Sein episches Gedicht „Pan Tadensz" (2 Bde., Par. 1834, deutsch von Spazier, Lpz. 1836), ein durchaus nationales Werk, enthält die treueste Darstellung poln. Volkslebens. Nachdem er 1839 Professor der lat. Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die franz. Regierung den am Collége de France neucreirten Lehrstuhl der slaw. Literatur und hier trug M. 1840—43 in einem vierjährigen Cursus seine „Vorlesungen über slaw. Literatur" (deutsch, 3 Bde., Lpz. 1843—44) vor, die freilich mehr auf einer für katholische Interessen gänzlich eingenommenen Phantasie, als auf gründlichem Studium der Quellen beruhen, daher wol Interesse erwecken, aber keine wahre Belehrung gewähren können, auch unter seinen Landsleuten nur sehr getheilten Beifall gefunden haben. Die Theilnahme M.'s an dem mystischen Treiben Towianski's (s. d.) nöthigte endlich die franz. Regierung, M. auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Paris in acht Bänden 1838.

Micyllus (Jak.), eigentlich Moltzer, einer der ersten Beförderer der alten Literatur in Deutschland, geb. 1503 zu Strasburg, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt einen guten Grund zu den humanistischen Studien gelegt hatte, Rector in Frankfurt am Main, und hierauf Professor zu Heidelberg, wo er am 28. Jan. 1558 starb. Außer mehren griech.

und lat. Gedichten und Übersetzungen alter Classiker besitzen wir von ihm Ausgaben der Werke des Ovid (2 Bde., Bas. 1549, Fol.) und anderer Schriftsteller.

Midas ist der Name der meisten ältern phrygischen Könige; besonders aber bekannt ist Midas, der Sohn des Gordios und der Kybele, ein Schüler des Orpheus. Ihm wurde der Sage nach von Dionysos der Wunsch gewährt, Alles, was er berühre, in Gold zu verwandeln. Von dieser lästigen Wohlthat konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich auf Befehl des Gottes im Paktolus badete, der seitdem Gold führte. Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreite des Pan und Apollon, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zu, wofür er vom Apollo Eselsohren bekam. Obgleich M. dieselben unter seiner phrygischen Mütze zu verbergen wußte, entdeckte sie doch sein Diener. Diesen drückte das Geheimniß so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch welches die Sache verrathen wurde. Alle Fabeln über M. haben ihren Ursprung den satirischen Dramen der Athener zu danken.

Middelburg, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs der niederländ. Provinz Zeeland, mitten auf der Insel Walcheren, steht durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt ist einigermaßen befestigt, im Ganzen gut gebaut und hat gegen 16000 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das prachtvolle, von Karl dem Kühnen von Burgund 1468 erbaute Rathhaus im goth. Stile, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Zeeland, die Peterskirche mit den Grabmälern Cornelius und Jan Evertsen und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland und seines Bruders Florenz. Die Stadt besitzt eine Börse, ein Gymnasium, Museum und Gesellschaften für Wissenschaft, Kunst und Naturforschung. Handel und Industrie sind unbedeutend.

Middlesex, eine der zwölf mittlern Grafschaften Englands mit der Hauptstadt London (s. d.), die aber auch zum Theil zur Grafschaft Surrey gehört, wird von der Themse und mehren Kanälen, namentlich dem Grand Junction durchschnitten und bildet, mit Ausnahme des Hügels Hanger Hill eine fast ganz ebene, meist sandige Landschaft von 13½ □M. Das Klima ist feucht und außerordentlich veränderlich; im Winter liegen zuweilen mehre Tage lang dicke Nebel auf der Gegend und im Frühjahre und Herbste gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Einwohner außer London finden ihren Unterhalt hauptsächlich in Viehwirthschaft und Gartencultur, deren Producte sie der Hauptstadt zuführen, an welche sie sich übrigens auch in Bezug auf Fabriken und Manufacturindustrie anschließen. Die vorzüglichsten Orte nächst London sind Chelsea (s. d.), Fulham mit dem Palaste des Bischofs von London, Hamptoncourt (s. d.), Kensington (s. d.) und Cheswick mit dem Schlosse des Herzogs von Devonshire. Mit der Grafschaft Essex (s. d.) bildete es das angelsächs. Königreich Essex. (S. Angelsachsen.)

Middleton (Conyers), ein freisinniger engl. Theolog und geistreicher Geschichtschreiber, geb. am 12. Dec. 1683 zu Richmond in der Grafschaft York, erhielt seine gelehrte Bildung zu Cambridge, wo er 1717 Professor und erster Universitätsbibliothekar wurde. Er war sehr wohlhabend, doch der Aufwand, den er auf einer Reise nach Italien im J. 1724 in Rom machte, zerrüttete seine Vermögensumstände gänzlich. Er starb zu Cambridge am 28. Juli 1760. Sein Eifer verwickelte ihn in ein Netz von literarischen Fehden, namentlich auch mit Rich. Bentley (s. d.), der ihn wegen seiner Vorliebe zur Musik spottweise den Fiedler nannte, aber dennoch in Folge der „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Rich. Bentley etc." (Lond. 1721) sich veranlaßt fand, seine projectirte kritische Ausgabe des Neuen Testaments wieder aufzugeben. Das meiste Aufsehen erregte sein noch jetzt geschätztes Werk „The history of the life of Cicero" (2 Bde., Lond. 1741, 4; 4 Bde., Bas. 1790; 3 Bde., Lond. 1801; deutsch von Seidel, 4 Bde., Danz. 1791—93). Allein auch diese Schrift, die uns ein lebhaftes, obwol zuweilen zu vortheilhaftes Bild von Cicero's Charakter und dessen Zeitalter gibt, wurde wegen mancher schiefen Urtheile und historischen Ungenauigkeiten bald nach ihrem Erscheinen von Tunstall, Markland, Warburton und andern Gegnern heftig angegriffen.

Außerdem sind seine „Antiquitates Middletonianae" (Lond. 1754) und „Miscellaneous works" (4 Bde., Lond. 1752—57, 4.), welche Gegenstände aus der Theologie und Alterthumskunde behandeln, noch immer nicht ohne Werth.

Midianiter, ein arab. Volksstamm, hatten Midian, einen Sohn Abrahams von der Ketura, zum Stammvater und bewohnten der Mehrzahl nach den Landstrich zwischen der Nordseite des Arabischen Meerbusens und dem glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derselben in der Arabischen Wüste nomadisirte. Sie trieben Handel, insbesondere nach Ägypten, und belästigten die Israeliten durch wiederholte Einfälle, bis Gideon (s. d.) sie demüthigte. Ihr Nationalgott hieß Baal Peor.

Midshipmen, d. i. Mitschiffmänner, heißen bei der engl. Marine die Cadetten der Kriegsschiffe, meist junge Leute von Bildung, die, nachdem sie den praktischen Seedienst erlernt, Schiffslieutenants werden. Auf einem Linienschiffe ersten Ranges oder von 120 Kanonen gibt es 24 Midshipmen.

Mieczyslaw ist der Name dreier poln. Herzoge und Könige. — M. I., der von 962—992 regierte, nahm, nachdem er sich mit Dombrowka oder Dubrawka, einer Tochter des Herzogs Boleslaw's I. von Böhmen, verheirathet hatte, 965 das Christenthum an. Er führte dasselbe auch in Polen ein, ließ die Gründung des ersten poln. Bisthums in Posen zu und begann die Ausrottung des Heidenthums. Mit den Deutschen und Böhmen hatte er mehre Kämpfe zu bestehen. Im J. 973 wohnte er dem Hoftage zu Quedlinburg bei als Mitglied des Deutschen Reichs und Herr der Länder zwischen der Oder und Warthe. Seine Bildsäule, von Rauch gefertigt, steht neben der seines Sohnes, Boleslaw Chrobry, des Besiegers der Russen, im Dome zu Posen. — M. II. oder der Träge, von 1025—34, der Sohn Boleslaw Chrobry's, verlor fast alle von seinem Vater gemachten Eroberungen, Rothreußen an den Herzog Jaroslaw von Kiew, die Slowakei und Mähren an Ungarn, die slawisch-deutschen Landschaften an den deutschen Kaiser, dessen Oberhoheit er auf dem Hoftage zu Merseburg im J. 1032 von neuem persönlich anerkannte. Sein Sohn war Kasimir I. (s. d.). — M. III. oder der Alte erhielt bei der Theilung des poln. Reichs durch seinen Vater Boleslaw III. 1139 Großpolen und gelangte nach mehren Zwistigkeiten mit seinen Brüdern zur Oberherrschaft über Polen und in den Besitz von Krakau. Seine Bedrückungen veranlaßten aber 1177 seine Vertreibung nach Schlesien, worauf Kasimir II. (s. d.) ihm folgte. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die Oberherrschaft über Polen von neuem zu erlangen, erreichte er dieses Ziel erst gegen das Ende seines Lebens auf kurze Zeit. Er starb 1202.

Miene nennt man die individuelle Gestaltung des menschlichen Antlitzes, wie sie sich nicht blos unbewegt, sondern namentlich wie sie sich bewegt zeigt und insofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszustände sich darstellt. Das Mienenspiel ist daher ein Spiegel der Seele, und wenn auch die Physiognomik (s. d.) zu viel behauptete, wenn sie aus der Bildung und den feststehenden Zügen des Antlitzes sichere Schlüsse auf Charakter und Gemüthseigenschaften machen zu können glaubte, so gibt es doch eine Sprache der Mienen, die um so deutlicher ist, je weniger die Civilisation den Menschen dahin gebracht hat, sein Gesicht zu beherrschen oder zu verstellen. Vorzugsweise bezeichnend sind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen sich Zorn, Schmerz, Liebe, Spott, Nachdenken, Schreck u. s. w. in deutlich erkennbaren Zügen darstellen. Insofern jedoch der noch unerforschte Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben und den äußern Veränderungen des Körpers sich noch weiter erstreckt als auf das Antlitz, verknüpft sich mit dem Mienenspiel die Geberde, erkennbar theils in der Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils namentlich in den Bewegungen der Arme. Das Mienen- und Geberdenspiel ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches; wird es absichtlich benutzt, so wird es oft ein Hülfsmittel der Heuchelei und Verstellung; als natürliches Symbol innerer Zustände ist es aber auch einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung und Benutzung fähig. (S. Attitude, Mimik und Pantomime.)

Mierevelt (Mich. Janson), ein berühmter Portraitmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte Ant. von Montfort, genannt Blocklandt, zum Lehrer. Seine Arbeiten ließ er sich sehr theuer bezahlen. Er war Mennonit, von sehr liebenswür-

digem Charakter, und starb zu Delft 1641. Die vorzüglichsten ältern holländ. Stecher haben Blätter nach ihm geliefert. — Auch sein Sohn, Pieter M., geb. 1596, gest. 1632, ist als Portraitmaler geschätzt.

Mieris (Frans van), der Ältere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie und einer der ausgezeichnetsten Genremaler, geb. zu Delft 1635, wurde schon früh Schüler Gerard Dow's, dessen Richtung er sich in jeder Beziehung aneignete. Es war dies das feinere gemüthliche Genre, durchgängig in kleinem Maßstabe und mit der höchsten Sorgfalt im Einzelnen ausgeführt; Farbe und Helldunkel sind von derselben Wahrheit und Schönheit wie bei Dow selbst, nur ist M. etwas bewußter und absichtlicher als sein Lehrer. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers zu sehr hohen Preisen bezahlt, und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. Das Beste besitzen nächst den holländ. Sammlungen die Galerien in München, Dresden und Florenz. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Ducaten, kannte aber nur wenig den Werth des Geldes, verschwendete es mit seinem Freunde, dem berühmten Jan van Steen, in Trinkgelagen und war wie dieser stets arm und in Schulden. Dabei war er äußerst gutmüthig. In Folge eines Falles bei dunkler Nacht in der Trunkenheit in eine Grube starb er zu Leyden 1681. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. — Sein Sohn und Schüler, Wilh. van M., geb. zu Leyden 1662, war weniger erfinderisch als der Vater und malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Wie mehre gleichzeitige holländ. Meister lieferte er auch Darstellungen aus der heil. Geschichte. Er starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Ein zweiter Sohn von Frans van M., Jan van M., geb. zu Leyden 1660, ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler, ging nach Florenz, wo er schon 1690 starb. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — Frans van M., der Jüngere, geb. 1689, ein Sohn von Wilh. van M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters; mehr aber ist er als Historiker durch seine „Historie der nederlandsche vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35, Fol.) und das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56, Fol.), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden, bekannt. Auch radirte er einige kleine Blätter. Er starb 1763. Seiner unvollendeten Geschichte von Leyden fügte Dan. van Alphen einen zweiten Band hinzu.

Miethvertrag heißt im Allgemeinen jeder Vertrag, durch welchen man Jemandem den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Lohns verspricht, und es schließt der Miethvertrag im erstern Falle (locatio conductio rerum) auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, kann aber auch, wenn keine besondere Übereinkunft es hindert, deren Gebrauch Andern in Aftermiethe (sublocatio) überlassen. Der Vermiether oder Verpachter darf vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache nicht entziehen. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) auch dann verpflichtet, wenn er durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Der Lohnvertrag oder Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werks, einer Arbeit Jemandem verbindlich macht, und Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art, z. B. häusliche Dienste, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Miethende oder Dingende kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gemiethete aber auch den Lohn, selbst wenn der Dingende seiner Dienste nicht mehr bedarf.

Mignard (Pierre), ein bekannter franz. Historien- und Bildnißmaler, geb. 1610 zu Troyes, war anfangs für die Medicin bestimmt, ging aber schon frühzeitig zur Malerei über und lernte dieselbe zuerst bei Jean Boucher in Bourges, dann bei Simon Vouet, wo Lesueur und Lebrun seine Mitschüler waren. Wegen seines längern Aufenthalts in Rom

erhielt er den Beinamen Mignard le Romain; dort und in Venedig malte er viele Portraits; auch studirte er die großen Italiener, besonders Tizian, so genau, daß er Einzelne derselben bis zur Täuschung nachahmte und z. B. selbst seinen frühern Freund und nunmehrigen Feind Lebrun mit einer in Guido's Geschmack gemalten Magdalena zu täuschen vermochte. Im J. 1658 durch Colbert in die Dienste Ludwig's XIV. berufen, wurde er das Haupt der Akademie San-Luca und nach dem Tode Lebrun's an dessen Stelle erster königlicher Hofmaler. Er führte eine der größten Frescoarbeiten, welche Frankreich besitzt, aus, nämlich die Kuppel von Val de Grace; schmückte den großen Saal zu St.-Cloud mit Vorstellungen aus der Mythologie, malte Mehres in Versailles und lieferte eine große Anzahl Portraits, besonders des Königs und der übrigen Glieder des königlichen Hauses. Auch war ihm die Direction der königlichen Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins übertragen. Er starb 1695. M. theilt die meisten Mängel seiner Schule, ihre Kälte und ihr conventionelles Wesen; dagegen ist sein Colorit, von seinen venetian. Studien her, wärmer und harmonischer, und ebenso sind seine Gestalten, zumal die Madonnen, naiver und weltlich anmuthiger als die seiner franz. Zeitgenossen; seine Bildnisse sind wol die besten dieser ältern franz. Schule.

Mignet (Franç. Aug. Alexis), franz. Geschichtschreiber, geb. am 6. Mai 1796 zu Aix in der Provence, erhielt seine erste Bildung in Avignon und widmete sich dann zu gleicher Zeit mit Thiers in seiner Vaterstadt den Rechtsstudien. Ein akademischer Triumph, der ihm für seine Preisschrift „De la féodalité des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince" (Par. 1822) wurde, bestärkte ihn noch mehr in dem Entschlusse, sich der literarischen Laufbahn zuzuwenden. Mit seinem Freunde Thiers ging er 1821 nach Paris, wo sich ihnen die Journalistik als dankbares Feld eröffnete. M. stritt im Lager des „Courrier franç.", dem er bis 1830 treu blieb, wo er bei dem von Thiers gegründeten „National" eintrat. Vorlesungen über neuere Geschichte, welche er am Athénée mit großem Beifall gehalten hatte, veranlaßten ihn zur Abfassung seiner „Histoire de la révolution franç." (2 Bde., Par. 1824; 10. Aufl., 1840; deutsch von Burckhardt, 2 Bde., Lpz. 1842). In diesem Werke steht M. auf dem Standpunkte der fatalistischen Schule, d. h. er sucht den nothwendigen Ideengang der franz. Revolution nicht blos in seinen allgemeinen Umrissen, sondern selbst in den äußersten Consequenzen nachzuweisen. Nach der Julirevolution, an der er durch Theilnahme an der Protestation der liberalen Journalisten mitwirkte, wurde er Staatsrath und Archivar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Als Mitglied der Kammer in den J. 1832—35 sprach er mehrfach im Interesse der Regierung. Bei Gründung der fünften Classe des Instituts der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften im J. 1832 wurde er Mitglied derselben und nach A. Comte's Tode Secretair; auch kam er 1837 in die franz. Akademie. Als Mitglied des von Guizot gegründeten historischen Comités hat er die „Négociations relatives à la succession d'Espagne" (4 Bde., Par. 1835) herausgegeben, deren Einleitungsschrift ein historisches Meisterstück genannt werden kann. Die geistreichen Gedächtnißreden, welche er als Secretair der Akademie der moralischen Wissenschaften gehalten hat, sowie einige kürzere Aufsätze sind in den „Notices et mémoires historiques" (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, 2 Bde., Lpz. 1843) zusammengestellt. Namentlich diese Elegien sind geeignet, die glänzenden Eigenschaften seines Stils im rechten Lichte erscheinen zu lassen.

Mignon (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stillleben-maler, geb. um 1640 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Stil er sich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Äußerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge scheinen zu fliegen, der Thau auf seinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen sind der Natur so getreu, daß man versucht wird, sie hinwegzuwischen. Seine Gemälde, die in den meisten Galerien sich vorfinden, stehen wie bei seinen Lebzeiten, so noch gegenwärtig, in hohen Preisen. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr

bis zu deren Tode auf. Er starb daselbst 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schülerinnen.

Migräne (hemicrania) oder halbseitiges Kopfweh, ist eine besondere Art Kopfschmerz, welche gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger ist als der gewöhnliche Kopfschmerz und periodisch wiederkehrt, oft ohne daß eine veranlassende Ursache gefunden werden kann. Der Schmerz selbst ist nach Stärke und Sitz verschieden. Die Anfälle kommen in sehr verschiedenen Zwischenräumen von einer Woche bis zu mehren Monaten, beginnen meist mit übler Laune und Verdauungsbeschwerden, oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern acht bis zwölf Stunden und endigen sich mit einem sanften Schlafe. Die Migräne ist erblich und kann schon bei Kindern von sieben bis acht Jahren auftreten, verschwindet aber meist im Alter. Meist ist sie gichtischen oder rheumatischen Ursprungs und hat wegen der sie begleitenden Verdauungsstörungen und der periodischen Wiederkehr viel Ähnlichkeit mit dem Podagra (s. d.). Wegen ihrer offenbar kritischen Bedeutung, indem nach ihrem Außenbleiben sich häufig andere gewöhnlich viel gefährlichere Übel einstellen, ist bei der Behandlung mehr auf Linderung der Schmerzen und Entfernung der veranlassenden Schädlichkeiten als auf Unterdrückung der Krankheit hinzuarbeiten, welche letztere ohnedies große Schwierigkeiten darbieten würde. Steigt der Schmerz bis zu einem sehr hohen Grade, so kann die Migräne alle die Folgen nach sich ziehen, welche heftige Nervenerschütterungen überhaupt haben.

Miguel (Dom Maria Evarist), der Usurpator Portugals, geb. zu Lissabon am 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann's VI. von Portugal und der span. Infantin Charlotte Joachime, wuchs in Brasilien als Liebling seiner Mutter ohne alle Zucht und Bildung zum Jüngling heran. Nachdem er 1821 mit seiner Familie nach Portugal zurückgekehrt, machte ihn seine Mutter zum Werkzeug ihrer herrschsüchtigen Plane und stellte ihn an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei. Eifrig von dieser unterstützt, beabsichtigte er, die Constitution umzustürzen und seinen schwachen Vater wo nicht abzusetzen, wenigstens zu beherrschen. Nachdem am 1. März 1824 der treue Diener des Letztern, der alte Marquis von Loulé (s. d.), ermordet worden war, ließ Dom M. am 30. Apr. als Infant-Generalissimus die Minister verhaften, den Vater aber streng im Palaste bewachen. Doch dieser wurde noch zeitig genug von den Plänen seines Sohnes durch den franz. Gesandten Hyde de Neuville unterrichtet, und Dom M. sah sich genöthigt, um Gnade zu bitten. Gleich seiner Mutter am 12. Mai Landes verwiesen, ging er über Paris nach Wien, wo er seine frühere ungezügelte Lebensweise fortsetzte. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1826 sah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone Portugals, welche sein älterer Bruder Dom Pedro (s. d.) als Kaiser von Brasilien nicht tragen könne. Doch Letzterer betrachtete sich als den von seinem Vater in dessen Testamente bezeichneten rechtmäßigen Nachfolger, gab Portugal am 26. Apr. 1826 eine Constitution, entsagte aber am 2. Mai der Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter Donna Maria da Gloria (s. d.) und bestimmte derselben Dom M. zum Gemahl, der bis zu ihrer Volljährigkeit auch Regent sein sollte. Dom M. genehmigte Alles, beschwor die Constitution, verlobte sich mit seiner Nichte und wurde am 3. Juli 1827 von Dom Pedro zum Regenten ernannt. Im Febr. 1828 langte er in Lissabon an und übernahm die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Doch die Partei der Königin hatte Alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. Dom M. löste daher schon am 13. März die versammelten constitutionellen Cortes auf, berief am 3. Mai die alten Cortes und ließ sich von ihnen am 25. Juni zum legitimen König von Portugal erklären. Zwar erklärte Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob dessen Verlobung mit seiner Tochter auf; allein Dom M.'s Waffen siegten und die Getreuen der Königin Donna Maria mußten sich von Porto aus über London nach Terceira und Rio Janeiro zurückziehen. Der Usurpator folgte nun ganz der Leitung seiner Partei. Durch ein Schreckenssystem unterdrückte er den Liberalismus mit wilder Lust und Tyrannenlaune. Er mishandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd und Stiergefechte, Maitressen, Hunde und Pferde waren seine Kurzweil. Endlich gelang es Dom Pedro, von

Terceira aus 1832 Porto zu erobern, 1833 Lissabon zu besetzen und Donna Maria dahin zurückzuführen. England und Spanien erklärten sich für die Letztere, und am 26. Mai 1834 mußte Dom M. zu Evora die Capitulation unterzeichnen, nach welcher er allen Ansprüchen auf den Thron von Portugal entsagte, die Ruhe des Landes nie wieder zu stören und dasselbe nie wieder zu betreten versprach. Auf einem engl. Kriegsschiffe schiffte er sich am 1. Juni nach Genua ein, wo er nicht unterließ, gegen die von ihm in Evora unterzeichnete Acte zu protestiren. Die Folge davon war, daß er das ihm in Portugal zugesicherte Jahrgeld verlor und daß sein ihm vorbehaltenes Privatvermögen mit Beschlag belegt wurde. Im J. 1834 ging er nach Rom, wo er, von der röm. Curie als König anerkannt, seitdem die meiste Zeit sich aufhielt. Durch kirchliche Andachten beschäftigt er hier die Augen des Volks, während er, in andern Kreisen verhaßt, in Jagd und andern Vergnügungen Zerstreuung über sein verfehltes Leben sucht.

Mikrokosmus (griech.), d. h. die kleine Welt, nennt man oft den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen an ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum.

Mikrólog (griech.), d. h. Kleinigkeitskrämer oder Silbenstecher, nennt man vorzugsweise einen solchen Gelehrten, der bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen auf ganz außerwesentliche Dinge einen hohen Werth legt und von diesem beschränkten Standpunkte aus auch die Leistungen Anderer beurtheilt, wie dies namentlich in den zunächst vorhergehenden Jahrhunderten bei der grammatischen und kritischen Erklärung der alten Schriftsteller der Fall war, daher die Grammatiker und Kritiker aus dieser Zeit noch jetzt zum Theil mit diesem Namen belegt werden. Dieses verkehrte Streben des Mikrologen, die Mikrologie, hat daher mit der erfoderlichen und lobenswerthen Genauigkeit und Sorgfalt bei Behandlung eines Gegenstandes nichts gemein.

Mikrometer nennt man das Instrument zur Abmessung sehr kleiner Größen, welches gewöhnlich an Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht ist. Erfunden wurde es um 1640 von Gascoigne, der zu dem angegebenen Zwecke in dem Brennpunkte des Fernrohrs feine Fäden befestigte, während nachher mehre Physiker dazu sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht haben. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein Schraubenmikrometer, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt werden können. Ein ähnliches Mikrometer mit einer Schraube brauchten schon 1666 die franz. Astronomen Auzout und Picard. Noch gegenwärtig werden Schraubenmikrometer vorzugsweise häufig angewendet, namentlich bei Vergrößerungsgläsern. Das einfachste aller astronomischen Mikrometer ist die das Gesichtsfeld begrenzende Blendung (s. d.) selbst, wenn sie genau kreisförmig abgedreht ist; bequemer für die Beobachtungen aber das Kreismikrometer, bestehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Öffnung der Blendung des Fernrohrs ist und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befestigt, oder in ein in die Blendung eingespanntes ebenes Glas eingelassen wird. Dasselbe dient zur Bestimmung der Differenz in Rectascension und Declination zweier einander naher Gestirne und läßt sich an jedem Fernrohr anbringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anstellen, weshalb es sich ganz besonders zur Beobachtung der so schwach beleuchteten Kometen eignet. Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer aus Gittern von Linien auf Glas, mit dem Diamant geschnitten, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $1/200$ einer Linie breit werden und daß ihre Abstände $1/10$—$1/20$ einer Linie betragen. Ähnliche Mikrometer wie letztere werden auch gegenwärtig noch in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen, z. B. der Dicke eines Menschenhaars, gebraucht.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas nennt man im Allgemeinen jeden Apparat, mittels dessen kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen; im gewöhnlichen Leben aber versteht man darunter eine Zusammensetzung mehrer Gläser, mittels deren man eine sehr bedeutende, bis 3000 und mehrfache Vergrößerung der Fläche hervorbringen kann. Die einfachen Vergrößerungsgläser bestehen aus einer in Horn u. dergl. gefaßten Glaslinse. Je kürzer die Brennweite oder der Halbmesser ihrer Krümmung, desto

stärker ist die Vergrößerung. Gray's Wassermikroskop besteht aus einem Tropfen reinen Wassers, welchen man mit der Spitze einer Nadel aufnimmt und in das sehr kleine Loch einer dünnen Metallplatte fallen läßt. Die eigentlichen Mikroskope, welche um 1619 von Zach. Jansen in Middelburg erfunden wurden, haben zwei Glaslinsen, die Objectiv- und die Ocularlinse, mitunter auch noch zwischen beiden eine dritte, die Collectivlinse, welche das Sehfeld vergrößert und das Ocularglas achromatisch macht. Die Linsen sind in zwei ineinander verschiebbaren Röhren befestigt, sodaß man sie nach dem Grade der Vergrößerung und nach der Beschaffenheit des Auges stellen kann. Übrigens hat die Vergrößerung ihre Grenzen, weil, wenn sie zu bedeutend ist, die Farbenzerstreuung und die Abweichungen, welche aus der Gestalt der Gläser entstehen, eine Undeutlichkeit herbeiführen, zu welcher der Mangel an Helligkeit noch mit beiträgt. Nicht in der übertriebenen Vergrößerung liegt der Werth eines guten Mikroskops, denn der Forscher wendet nie eine größere als eine höchstens 800fache Vergrößerung an, sondern in der Genauigkeit, womit alle störenden Lichtstrahlen beseitigt, jeder Verzerrung des Objectivbildes und jeder Verdunkelung entgegengearbeitet ist. Unter solchen Mikroskopen erkennt man jede Linie, jeden kleinen Rand, jede Färbung wieder; auch sind Vorrichtungen angebracht, um kleine Objecte bis auf $^1/_{1000}$ Linie genau zu messen. Um eine größere Erleuchtung des Objects zu erzielen, hat Lieberkühn hinter demselben einen metallenen Hohlspiegel angebracht, dessen hohle Seite nach dem Mikroskop hin gerichtet ist und die Lichtstrahlen nach dorthin reflectirt. Dem übeln Umstand, daß die hier beobachteten Objecte durchsichtig sein mußten, hat Amici abgeholfen, indem er ein System von Spiegeln anbrachte, welche das von oben her durch reflectirtes Licht erhellte Object im Bilde einander zuwarfen und vor das Sehfeld des Mikroskops brachten. Je nach der Lichtquelle, deren man sich zur Erleuchtung bedient, hat man Sonnenmikroskope und Lampenmikroskope. Unter den Sonnenmikroskopen sind die Chevalier'schen die besten. Vor der Röhre liegt ein planer Spiegel, welcher so gestellt werden kann, daß er die aufgefangenen Sonnenstrahlen parallel mit der Achse des Rohres auf eine Sammellinse in demselben wirft, welche dann von einer zweiten Linse so stark convergirt werden, daß sie in einen Punkt zusammenlaufen, welcher dicht am Objecte liegt, zu welchem Zwecke diese zweite Linse gestellt werden kann. Außerdem enthält das Instrument noch eine Vorrichtung, um das Object genau zu ajustiren, indem man es nach allen Richtungen hin verschieben kann. Die eigentliche Objectivlinse ist achromatisch und ebenfalls verschiebbar und wird so lange vor- und rückwärts gestellt, bis man auf einer Wand oder einem Papierschirm auf einer Weite von 10—20 F. vom Objecte ein deutliches und klares Bild des letztern erhält. Das Lampenmikroskop ist im Allgemeinen ebenso construirt, nur bedient man sich bei demselben des Lichts einer intensiven Lampe oder des Drummond'schen Lichts. (S. Hydrooxygengas-Mikroskop.) Die Mikroskope für Naturforscher, die eigentlich zusammengesetzten Mikroskope, werden am besten von Oberhauser in Paris, von Plößl in Wien und von Schieck in Berlin gemacht. Ein Schieck'sches Mikroskop besteht aus einer dreifüßigen Säule, welche hohl ist und in welcher der Mikroskopträger mittels einer Zahnstange hoch und tief gestellt werden kann. Das Mikroskop selbst enthält die mit größter Sorgfalt geschliffenen achromatischen Objectiv- und Oculargläser, welche ebenfalls in verschiedenen Entfernungen voneinander festgestellt werden können. An der Säule selbst ist der Objectentisch und unter demselben ein stellbarer Spiegel befestigt. Der Objectentisch ist durchbohrt, um das von dem Spiegel reflectirte Licht zum Objecte gelangen zu lassen. Unterhalb ist eine Blendung, welche dazu dient, das Sehfeld mehr oder weniger zu verkleinern. An der Seite des Fußes befindet sich der Träger einer Collectivlinse, welche nach allen Richtungen hin so gestellt werden kann, daß sie die Sonnenstrahlen auffängt und dem Spiegel zuführt, welcher sie auf das Object reflectirt. Eine Mikrometervorrichtung zum Messen der Objecte ist ebenfalls angebracht. Plößl hat noch eine Vorrichtung angebracht, um das Mikroskop auch in horizontaler Richtung zu brauchen, und der Objectentisch ist so angeordnet, daß das Object genau centrirt werden kann.

Milben sind kleine, zum Theil fast mikroskopische Thierchen, welche sonst zu den Insekten gezählt wurden, von diesen aber schon dadurch sich unterscheiden, daß bei ihnen Kopf, Brust und Leib meist in ein Stück verwachsen sind, und daß sie nur im Jugendzustand

sechs, erwachsen aber acht Füße haben. Sie pflanzen sich, und zwar in großer Menge, durch Eier fort und scheinen im Allgemeinen von verdorbenen Substanzen vegetabilischen und animalischen Ursprungs zu leben. Eine der bekanntesten Arten ist die Käsemilbe, welche im alten trockenen Käse lebt. Ihr ähnlich ist eine andere Art, welche im Mehl und alten Brote vorkommt. Auch halten sich viele Milben parasitisch auf andern Thieren auf, wie die Roßmilbe. Am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung die schon im 12. Jahrh. den arab. Ärzten bekannt gewesene, nach 1820 in Paris zuerst von den jungen Ärzten Nanacci und Albin Gras wiedergefundene, seitdem auch in Deutschland beobachtete Krätzmilbe (acarus humanus), die bisweilen, aber nicht immer in den Krätzpusteln vorkommt und ebenso gut Ursache als Folge dieser Hautkrankheit sein kann, von Käsemilbe und Roßmilbe aber sich sehr unterscheidet. Ferner gibt es eine Art Milben, die in Gewächshäusern manchen Schaden anrichten, indem sie mit einem ganz feinen Netze die Gewächse überziehen und dabei die Blätter anfressen, in Folge dessen diese nach und nach absterben. Eine der größten Milbenarten, von schöner, sammetrother Farbe, findet sich im Sommer auf der Erde in Gärten herumlaufend. Auch der sogenannte Holzbock (s. d.) oder Zecke ist eine Milbe. Endlich gibt es viele Milben im Wasser.

Milch wird von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgesondert und dient zur ersten Nahrung für ihre Jungen. Von großer Wichtigkeit für den Menschen ist hauptsächlich die Milch der Kuh, weshalb auch die Chemiker sich mit Untersuchung derselben am meisten beschäftigt haben. Die Milch läßt sich in Butter (s. d.), Käse (s. d.) und Molken (s. d.) zerlegen. Die Butter sammelt sich anfangs in der Gestalt des Rahmes und, noch mit Käse und Molken vermischt, als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig steht. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und nur die Molken bleiben zurück. Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Kalmücken bereiten deshalb aus der Stutenmilch nicht blos ein angenehm säuerliches Getränk, Kumiß (s. d.) genannt, sondern auch eine Art Branntwein. Übrigens bietet die Milch ein und derselben Thierart, unter verschiedenen Umständen, namentlich aber bei verschiedenen Individuen, mancherlei Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, verschieden nach den Tageszeiten, in welchen sie gemolken wird, verschieden aber namentlich nach dem Genusse der Nahrungsmittel. Auch Krankheiten und Gemüthsbewegungen der Thiere wirken auf die Eigenschaften der Milch ein. Die erste aus dem Euter kommende Milch ist die dünnste, die letzte die dickste, weshalb das reine Ausmelken von Wichtigkeit ist. Mit der Kuhmilch kommt die Milch der übrigen Thiere in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger überein. Die Milch des Weibes enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker (s. d.) als Kuhmilch, und ihr butteriger Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert. Der Säuregehalt der Milch nimmt zu bei vieler vegetabilischen Nahrung, das Kali aber bei vieler animalischen Kost. Auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch wirken mehre Pflanzen. Mit dem Alter der Jungen nehmen der Käse- und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch; Alkalien dagegen verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen sogar den gefällten käsigen Niederschlag wieder auf. Eselsmilch hat mehr Rahm, weniger käsige Bestandtheile und mehr Milchzucker als Kuhmilch. Ziegenmilch und vorzüglich Schafmilch kommen der letztern am nächsten. Zur Bestimmung des Gehalts der Milch nach Graden dient der Galaktometer (s. d.). Die Milch ist verschiedenen Krankheiten unterworfen; dahin gehören das Blau- und Gelbwerden, Zähigkeit, Schleimigkeit, Wässerigkeit, Bitterkeit u. s. w. Die Ursachen dieser krankhaften Erscheinungen sind theils gestörte Gesundheit der Thiere, theils fehlerhafte Aufbewahrung der Milch, theils unpassendes Futter. Bei Vermeidung dieser Ursachen wird auch die Milch wieder gesund. Die Gewinnung und Aufbewahrung der Milch und die Bereitung von Butter und Käse aus derselben nennt man Milchwirthschaft oder Molkerei. Reinlichkeit ist dabei die Hauptsache. Die Milch wird in verschieden geformten und aus verschiedenen Stoffen bestehenden Gefäßen entweder im Keller oder in besonders dazu eingerichteten Behältnissen, den Milchschwemmen, aufbewahrt. Letztere, aus

großen Trögen bestehend, in welche Röhrwasser einfließt, auf welchem die Milchäsche schwimmen, dienen dazu, die Milch im Sommer vor zu schneller Säuerung zu bewahren. Durch eine von Trommer ausgegangene Erfindung werden aber nicht nur die Milchschwemmen, sondern auch die kleinern Milchgefäße überflüssig; ja selbst die Reinlichkeit bei dem Milchwesen braucht nicht mehr so ängstlich gehandhabt zu werden. Dieses Mittel besteht nämlich in der Soda, von welcher man der frischgemolkenen Milch etwas zufügt. Der Säuerungsproceß der Milch erfolgt nun um so langsamer und es setzt sich mehr Rahm ab. Vgl. Trommer, „Das Molkenwesen" (Berl. 1845).

Milchsaft, s. Chylus.

Milchschorf, Milchborke oder Ansprung (Crusta lactea oder tinea faciei) ist eine sehr häufige chronische Hautkrankheit, welche meist das Gesicht noch säugender Kinder befällt, aber auch an andern Körpertheilen und bei ältern Individuen vorkommen kann. Es bilden sich kleine gelblichweiße, gruppenweise zusammenstehende, auch ineinanderfließende Pusteln, welche sehr bald sich öffnen und eine gelbgrünliche oder braune Borke bilden, die mit über Feuer getrockneter Milch einige Ähnlichkeit hat. Vollsaftigkeit und zu reichliche Ernährung der Kinder kann ebenso wie unpassende Nahrung und Verdauungsunordnungen mit Magensäure verbunden die Ursache des Übels sein, welches gewöhnlich einige Wochen dauert, aber auch je nach den begleitenden Umständen Monate und Jahre lang sich fortsetzen kann. Bei richtiger Behandlung, welche namentlich die hier gewöhnlich leicht aufzufindenden Ursachen berücksichtigt, ist die Krankheit ohne Gefahr, während eine besonders durch Anwendung äußerer Mittel herbeigeführte schnelle Unterdrückung derselben eine Versetzung des Krankheitsstoffs von der Haut auf edlere Organe und somit sehr gefährliche Zufälle, selbst den Tod durch Gehirnwassersucht, zur Folge haben kann.

Milchstraße nennt man den hellen, weißlichen Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Er schneidet die Ekliptik bei den Füßen der Zwillinge, geht hierauf durch den Perseus, die Kassiopeia, den Kopf des Kepheus und den Schwan, dann, in zwei Arme getheilt, durch den Fuchs, den Adler, den Sobieski'schen Schild, den Schützen, den Poniatowski'schen Stier und den Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpole am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen 5 und 22°; die Trennung in zwei Arme geht durch 22°, vom Schwane bis zum Schützen. Schon Demokrit soll von der Milchstraße die richtige Ansicht gehabt und dieselbe aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben; dieselbe Behauptung sprach Galilei bald nach Erfindung der Fernröhre mit Bestimmtheit aus, aber erst Herschel vermochte durch seine trefflichen Instrumente die Milchstraße wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Kant machte bereits in der Mitte des 18. Jahrh. darauf aufmerksam, daß die Milchstraße, wenn anders Galilei Recht habe, auf eine ungleiche Austheilung der Sterne schließen lasse; diese Ansicht wurde durch Herschel's Beobachtungen vollkommen bestätigt, und gegenwärtig sind die Astronomen der Mehrzahl nach der Meinung zugethan, daß die Milchstraße nichts anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschicht sei, in deren Mitte oder nahe bei derselben das Sonnensystem sich befinde. So erklärt sich ganz ungezwungen, warum die Sterne immer dünner gesät zu sein scheinen, je weiter sich unser Auge von der Milchstraße entfernt.

Milchzucker (Saccharum lactis) ist ein Bestandtheil der Milch der Säugthiere und wird im Großen besonders in der Schweiz entweder durch Verdampfen der Molken (s. d.) oder gewöhnlicher durch Krystallisation erhalten, worauf er durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser und Krystallisiren gereinigt wird. Im Handel trifft man ihn gewöhnlich in der Form von Cylindern an. Er ist in Alkohol und Äther gar nicht und in Wasser schwerer als der Rohrzucker löslich; auch ist er härter und enthält mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als dieser. In der Medicin benutzt man ihn als schwaches, die Verdauung beförderndes Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, welche man ihm beimischt, in fein vertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sogenannten künstlichen

Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit Mimosengummi zusammenreibt und in warmem Wasser auflöst.

Milet, am Mäander, war im Alterthume eine der größten und blühendsten Städte von Karien in Kleinasien, berühmt durch treffliche Wollenfabrikation und ausgebreiteten Handel nach Norden. Schon frühzeitig gründete es eine bedeutende Anzahl von Colonien am Schwarzen Meere und in der heutigen Krimm, und im Besitz einer Flotte, führte es lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach der Eroberung Lydiens durch den ältern Cyrus (s. d.) wurde es, gleich ganz Jonien, unterworfen. Unter der pers. Oberherrschaft mit vieler Milde behandelt, obgleich durch innere Unruhen öfters zerrüttet, blieb es in Wohlstand bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem es, von seinem damaligen Statthalter Aristagoras zum Widerstande gegen die Perser aufgereizt und von den europ. Griechen nur sehr schwach unterstützt, im J. 494 v. Chr. von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten die verödete Stadt zwar wieder auf, sodaß sie sogar gegen das siegreiche Heer Alexander's des Großen sich eine Zeit lang hielt; aber ihr altes Ansehen vermochte sie nicht wieder zu erlangen, und die jetzt noch wenigen Überreste, die unter dem Namen Palat, d. h. Paläste, ein elendes Dorf bilden, lassen die ehemalige Größe kaum ahnen. Die früher so mächtigen Milesier dienten daher den Alten zur sprüchwörtlichen Bezeichnung verfallener Glückskinder. Vgl. Rambach, „De Mileto eiusque coloniis" (Halle 1790); Schröder, „De rebus Milesiorum" (Stralf. 1827) und Soldan, „Res milesiae" (Darmst. 1829). — Nach M. nannten die Griechen eine besondere Art von Erzählungen, die ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung enthielten und von einem gewissen Aristides zuerst verfaßt worden sein sollen, milesische Geschichten oder Märchen. (S. Roman.)

Militair ist die Collectivbenennung für alle zum Soldatenstande gehörende und vom Landesherrn besoldete Personen. Die Stärke des Militairs eines Staats bestimmt sich nach Maßgabe der Bevölkerung, der Beschaffenheit des Landes, der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und der besondern Verhältnisse gegen die Nachbarstaaten; doch hängt sie nicht selten auch von den disponiblen Geld- und andern Mitteln ab. Sie ist im Frieden geringer und beschränkt sich auf die Truppenzahl, welche zum Garnison- und Arbeitsdienst, sowie zur Ausbildung der jungen Mannschaft erfoderlich ist. Großbritannien hat bei $26\frac{1}{2}$ Mill. E. ungefähr 122600 M. Militair; Frankreich bei $34\frac{1}{2}$ Mill. E. 344000 M.; Östreich bei 37,700000 E. 401900 M.; Preußen bei $15\frac{1}{2}$ Mill. E. 124000 M.; Rußland bei $63\frac{1}{2}$ Mill. E. 770000 M. Es kommen also auf 1000 E. in England beinahe fünf, in Frankreich gegen zehn, in Östreich zehn bis elf, in Preußen acht bis neun und in Rußland zwölf Mann Militair. Das Verhältniß der Truppengattungen richtet sich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Eigenthümlichkeit der Nation und nach dem Bedarfe in besondern Fällen. Gebirgiges Terrain macht mehr Infanterie als Cavalerie nöthig und die Orientalen haben verhältnißmäßig ungleich mehr Reiterei als andere Völker. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß die Zahl der Infanterie fünf- bis sechsmal größer ist als die der Cavalerie. Auf 1000 M. Infanterie rechnet man $2\frac{1}{2}$—3 Geschütze der Fuß- und auf 1000 M. Cavalerie fünf bis sechs Geschütze der Reitenden Artillerie. Die Eintheilung oder Gliederung der Armee anlangend, so wird bei der Infanterie das Bataillon (s. d.), bei der Cavalerie die Escadron (s. d.) und bei der Artillerie die Batterie (s. d.) als Einheit angenommen. Durch die Vereinigung mehrer Einheiten zu einem Ganzen bilden sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen und Armeecorps; doch gibt es für diese Heerestheile bei den einzelnen Armeen sehr verschiedene Benennungen. Als Grundsatz ist anzunehmen, daß jeder selbständige Trupp sich leicht in zwei, vier oder acht Theile zerlegen lasse. Noch bis 1806 fand beinahe überall das Werbesystem statt, nach welchem Leute, die sich zum Dienst meldeten, Handgeld bekamen und auf Capitulation, d. h. auf eine gewisse Anzahl Jahre, angeworben wurden. Man nannte sie Ausländer und rechnete zu ihnen auch diejenigen Eingeborenen, welche sich freiwillig zum Dienst stellten. Außerdem hatte jedes Regiment seinen Canton, d. h. eine Anzahl Ortschaften, aus denen es seine Rekruten aushob. Gegenwärtig kommt das Werbesystem in dem angegebenen Sinne

nur noch in England vor. Zwar gibt es fast in allen Armeen Ausländer; sie sind aber entweder in besondere Corps vereinigt (s. Fremdenlegion) oder dienen auf Beförderung. Außer England erfolgt der Ersatz des Heers gegenwärtig überall durch die zuerst in Frankreich eingeführte Conscription (s. d.). Jeder gesunde junge Mann ist verpflichtet, zu dienen, und nur ganz besondere häusliche Verhältnisse können ihn davon befreien; doch darf in einigen Ländern, z. B Frankreich, Hessen, Sachsen, Würtemberg u. s. w., der zum Dienst Aufgerufene einen Stellvertreter für sich besorgen. Gewiß ist es ein großer Vortheil, die Dienstzeit des Soldaten nicht zu weit auszudehnen; denn wenn jährlich ein Drittheil oder die Hälfte des stehenden Heers in der Friedenszeit entlassen wird und ebenso viel Rekruten eintreten, so ist in wenigen Jahren der größte Theil der waffenfähigen Männer ausexercirt. Die entlassenen Leute kehren im preuß. Staate und anderwärts zu ihren bürgerlichen Geschäften oder zum Landbau zurück und bilden die Kriegsreserve, d. h. diejenige Mannschaft, die bei ausbrechendem Kriege zuerst eingezogen wird, um das stehende Heer zu vervollständigen. Nach zwei bis drei Jahren gehen sie zum ersten Aufgebot und nach vollendetem 32. Lebensjahre oder nach etwa siebenjähriger Dienstzeit beim ersten Aufgebot zum zweiten Aufgebot über, in welchem sie abermals sieben Jahre verbleiben. (S. Volksbewaffnung.) Auch ist es in Preußen jungen Leuten, die sich selbst kleiden und nähren können, gestattet, ihre Dienstpflicht durch einjährige Dienstzeit abzuleisten und sodann in die Landwehr einzutreten. Dagegen ist auch wieder Soldaten, die sich durch musterhaftes Betragen ausgezeichnet haben und zu Unteroffizieren geeignet sind, gestattet, über ihre Dienstzeit zu dienen. Die Beförderung oder das Avancement erfolgt beim Militair fast durchgängig nur in Folge einer abgelegten Prüfung, in welcher, nächst vortheilhaften Dienstzeugnissen, die für die nächst höhere Stufe erfoderlichen Kenntnisse nachgewiesen werden müssen. Die Ernennung der Offiziere jeden Grades erfolgt durch den Landesherrn. In England sind noch gegenwärtig die Offizierstellen unter gewissen Bedingungen käuflich. In Frankreich wird ein Drittheil der erledigten Offizierstellen durch die Wahl der Cameraden (à l'élection), ein Drittheil durch den König (au choix) und ein Drittheil nach dem Dienstalter (à l'ancienneté) besetzt. Nur bei Stabsoffizieren hat sich der König die Wahl vorbehalten, doch darf er keinen Offizier, der über 40 Jahre alt ist, dazu ernennen. Das Ausscheiden aus dem Dienst erfolgt, abgesehen von Todesfällen und von denjenigen Militairs, welche in andere Verhältnisse übergehen, zunächst durch den Eintritt der Invaliden (s. d.) in eine Invalidencompagnie, oder durch die Entlassung in die Heimat mit einer kleinen Pension und einem Beitrage an Kleidungsstücken u. s. w., oder endlich durch die Aufnahme im Invalidenhause bei gänzlicher Unfähigkeit, sich selbst noch fortzuhelfen; auch werden die Abgegangenen häufig in Civilstellen angestellt. Für schwere, entehrende Verbrechen erfolgt die Ausstoßung aus dem Soldatenstande. Offiziere, deren Invalidität durch besondere Zeugnisse nachgewiesen sein muß, erhalten eine dem Einkommen ihres Grades und ihrer Dienstzeit angemessene Pension, und unter Umständen ebenfalls Anstellung in Civilstellen. Die ehemals häufige Cassation derselben kommt gegenwärtig nur noch in seltenen Fällen vor. Die Dislocirung der Truppen im Frieden wird nothwendig wegen gleichmäßiger Vertheilung in die einzelnen Provinzen, wegen des mehren Garnison-, Wacht- und Arbeitsdienstes in Festungen und größern Städten, wegen Unterbringung der Pferde und wegen ökonomischer Verhältnisse. Das Militair hat nicht allein den Landesgesetzen zu gehorchen, sondern auch den besondern, auf die Verhältnisse seines Standes Bezug nehmenden Kriegsartikeln. Vergehungen werden in Verhören untersucht, die ein Auditeur leitet und ein Offizier überwacht, und die Strafe wird von Standgerichten, bei größern Verbrechen von Kriegsgerichten (s. d.) den Acten und Gesetzen gemäß bestimmt. (S. Kriegsgesetze.) Im Kriege, wo die Zeit drängt, ist das Verfahren meist sehr kurz, und der überwiesene Verbrecher erleidet sofort die ihm gebührende Strafe. Im Allgemeinen muß die Art der Strafen und ihrer Ausübung stets das Ehrgefühl berücksichtigen, um diesen so mächtigen Hebel der Disciplin und den den Truppen nöthigen Geist der Ehre in allen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Das Medicinalwesen wird von Militairärzten verwaltet. (S. Militairheilkunde.) Leichte Krankheiten werden im Quartier behandelt, schwerer Erkrankte kommen in das Lazareth oder Hospital (s. d.). Ebenso schwierig

als wichtig ist im Kriege die Einrichtung der Feldlazarethe (s. d.). Die Behandlung der Mannschaften und Chargirten erfolgt unentgeltlich, auch erhalten sie freie Medicin; die Offiziere dagegen müssen den Arzt bezahlen. Die kirchlichen Angelegenheiten besorgen die Feldprediger (s. d.). Alles das Erwähnte und vieles Andere zusammengenommen begreift man unter dem Namen der Militairverfassung, wohin auch die Bedingungen gehören würden, unter welchen die Militairs die Erlaubniß zur Verheirathung bekommen; ferner die Herbeiziehung der Truppen zu größern Arbeiten, z. B. zum Weg- und Kanalbau, und die Anordnungen zur Ausbildung des Soldaten im Allgemeinen und der militairischen Übungen insbesondere.

Einen besondern Zweig der Militairverfassung bildet die Militairökonomie, die es mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hat. Die hierzu erfoderlichen Behörden stehen unter dem Kriegsministerium. Sie haben die Anschaffung und Erhaltung der Waffen und des Pulvers im Einverständnisse mit dem Chef der Artillerie zu besorgen. Die Remonten werden durch besonders dazu bestimmte Commissionen sachverständiger Offiziere theils in den Gestüten ausgewählt, theils im Lande gekauft und an die Truppen nach Maßgabe ihrer Erfodernisse vertheilt. Die Bekleidung und Verpflegung mit Lebensmitteln und Fourage ist der Intendanturbehörde übergeben, welche auch im Felde durch Einrichtung von Bäckereien und mittels der Traincolonnen für Beides zu sorgen hat; nächstdem beaufsichtigt diese Behörde das Rechnungswesen der Truppen. Die Geldverpflegung und die Bezahlung aller zur Liquidation geeigneten Bedürfnisse der Armee erfolgt durch die General-Militair- oder Kriegskasse. Endlich gehören auch zum Ressort der Behörden für die Militairökonomie die Feststellung und Auszahlung der Pensionen für verabschiedete Soldaten, Offiziere und für Offizierwitwen.

Militairakademien, s. Militairschulen.

Militaircolonien bestanden schon zur Zeit Alexander's des Großen von Macedonien und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden sie eine Nachahmung in dem Grenzinstitute des östr. Kaiserthums (s. Militairgrenze), in der Indelta in Schweden zu Ende des 17. Jahrh. und seit 1820 in den Militaircolonien Rußlands, die freilich wesentlich von den früher erwähnten Kriegsinstituten verschieden sind. Die Einrichtung der sogenannten Indelta oder der eingetheilten Truppen in Schweden, die noch gegenwärtig besteht, rührt von Karl XI. her, der sie zu dem Zwecke machte, eine größere Kriegsmacht mit geringerm Kostenaufwande bereit zu halten. Sie besteht darin, daß die Besitzer einzelner Grundstücke für die Befreiung von gewissen Abgaben die Verpflichtung haben, einen oder mehre Soldaten zu stellen, von denen jeder den zu seiner Ernährung erfoderlichen Acker und Viehstand erhält. Seine Arbeiten während der Einberufung zu den Übungen und im Kriege haben die Zurückgebliebenen zu besorgen; nur im Kriege erhält er Sold. Zu den russ. Militaircolonien entwarf auf Kaiser Alexander's I. Anregung der General en chef der Artillerie, Graf Araktschejew, den ersten Plan, dem die Idee zum Grunde lag, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter in bestimmten Bezirken, unter einer besondern militairisch-bürgerlich-policeilichen Verwaltung den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch verschiedene Zwecke zugleich erreicht würden, nämlich eine Verminderung der Kosten für das stehende Heer, Erleichterung der Rekrutirung, die Bildung einer Reserve für das Heer, die Gründung eines Asyls für die ausgedienten Krieger und deren Familien, und eine gleichzeitige Beförderung des Anbaus und der Bevölkerung culturfähiger Landstriche, wo es bisher nur an der Hand eines thätigen Anbauers gefehlt hatte. Araktschejew rieth zu dem Ende, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartiren, militairische Dörfer nach einem bestimmten Plane zu erbauen, jedem Hause eine gewisse Zahl Morgen Landes anzuweisen, und ein Gesetzbuch für dieses neue Institut zu entwerfen. Der Soldat sollte als Soldat durch Feldbau zu seinem Unterhalte beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Colonistendörfer aber in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienst genommen werden. Auf diese Weise bezweckte Araktschejew die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenzen Polens, der Türkei und Kaukasiens in Militaircolonien zusammenzudrängen, durch welche, außer den erwähnten Vortheilen einer

wachsenden Landescultur und Bevölkerung und der Versorgung der Familien der ins Feld ziehenden Soldaten, auch der Krieger selbst in Friedenszeiten, im Umgange mit Weib und Kind und in der Bekanntschaft mit dem eigenen Herde, Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne. Diese Idee, so zweckmäßig sie im Ganzen schien, verlor dennoch Vieles von ihrem beabsichtigten Nutzen durch jene unerbittliche und rücksichtslose Strenge, mit der Araktschejew den vom Kaiser gebilligten Plan durchzuführen bestrebt war. Ganze Dörfer empörten sich, und Sibirien verdankte zu jener Zeit, besonders zwischen den J. 1820—25, einen großen Theil seiner Bevölkerung dem strengausgeführten System jener Militaircolonien, in die Araktschejew 1825 bereits 400000 männliche Bewohner, darunter 40000 M. zu Pferde, untergebracht hatte. In Folge der Revolte eines Theils der Garden im J. 1825 gab jedoch der Kaiser Nikolaus das System, die ganze Armee zu colonisiren, auf. Araktschejew, der von den Soldaten fast verabscheut wurde, erhielt seinen Abschied und zog sich auf sein Gut Grusino am Wolchowflusse zurück, wo er am 21. Apr. 1834 starb. Die bereits vorhandenen Militaircolonien in den Gouvernements Nowgorod-Weliki, Cherson, Charkow und Jekaterinoslaw wurden zwar erhalten und bestehen noch gegenwärtig, haben aber im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen erfahren.

Militairgrenze heißt der Landstrich der östr. Monarchie, von 715 □M. mit 1,220000 E., welcher sich 227 M. längs der ungar. und siebenbürg. Grenzen, so weit sie das türk. Gebiet berühren, erstreckt und seine eigne militairisch-administrative Verfassung hat, indem die Bewohner desselben Bauern sind, welche Militairdienste verrichten, also gewissermaßen colonisirte Soldaten. Grund und Boden der Militairgrenze ist nämlich Staatseigenthum, aber zu erblichem Nießbrauch unter völliger Abgabenfreiheit an Bauernfamilien verliehen, gegen die Verpflichtung, dafür Kriegsdienst zu leisten. Im Frieden erhält der Grenzsoldat keinen Sold, für den ihn der Nießbrauch des ihm verliehenen Besitzes entschädigt, der, ähnlich einem Majorat, in seiner Familie forterbt. Gesetz und Herkommen entscheiden über denjenigen Sohn der Familie, welcher die Sorge für das Hauswesen und die Erbfolge übernehmen soll. Aus dieser abgeschlossenen Anzahl der Familien entspringt auf der einen Seite die große Wichtigkeit und eigenthümliche Ausbildung des Familienverbandes in der Militairgrenze, anderntheils aber die Fruchtbarkeit und Größe der Familien in derselben. Der Staat hat durch diese Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das ihm im Frieden nichts kostet. Der gewöhnliche Etat des Grenzmilitairs beträgt 50000 M., kann jedoch im Fall eines Kriegs auf 70—100000 M. gebracht werden. Dasselbe ist gut eingeübt und wohldisciplinirt, und beschützt in einem ununterbrochenen Grenzcordon gegen die Türkei nicht nur das eigne Land gegen feindliche Angriffe und das Eindringen der Pest, sondern dient auch für Sold dem Staate im Kriege gegen andere Länder. Wichtige Dienste leisteten die Grenzer im östr. Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege, noch wichtigere in allen Türkenkriegen. Die Militairgrenze bildet staatsrechtlich zwar einen Theil des ungar. Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, hat aber eine ihrem Zwecke gemäße eigenthümliche militairische Einrichtung, durch die sie in den ungar. Erbstaaten nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen aber, wo die Grenzsoldaten keine geschlossenen Bezirke bewohnen, sondern im Provinzialgebiet zerstreut leben, nur militair.-administrativ, nicht politisch gesondert ist. Eingetheilt ist dieselbe in vier voneinander unabhängige, unter dem Hofkriegsrath stehende Generalcommandos oder Generalate als höchste Behörden, unter denen hinwiederum die Regimentscommandos stehen, welche die Bezirksbehörden vorstellen und nicht nur alle rein militairischen Verrichtungen, sondern auch alle politisch-ökonomischen und Justizgeschäfte besorgen. Die vier Generalate sind das kroatische, das slawonische, das banater oder ungarische, und das siebenbürger. In dem kroatischen Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Carlopago, Zengg, Bellowar, Petrinia und Kostainicza; in dem slawonischen: Alt- und Neugradiska (s. Gradiska), Brod, Mitrowicz, Peterwardein (s. d.), Karlowitz (s. d.) und Semlin (s. d.), wohin auch der District der Tschaikisten (s. d.) gehört; in dem ungar.-banatischen: Pancsowa, Weißkirchen, Mehadia und Karansebes. In Bezug auf ihre natürliche Beschaffenheit kommt die Militairgrenze ganz mit den Ländern überein, zu denen sie staatsrechtlich gehört. Was die Bevölkerung betrifft, so besteht sie der Mehrzahl nach aus Sla-

wen, nämlich im ganzen kroatischen und slawonischen Generalat aus Kroaten und Slawoniern, im banater aus Ungarn, Deutschen, Serbiern und Walachen, im siebenbürgischen aus Ungarn (Szeklern), Deutschen und Walachen. Die Mehrzahl bekennt sich zu der nichtunirten griechischen, ein anderer großer Theil zur röm.-katholischen Kirche; außerdem gibt es Bekenner der griech.-katholischen, der reformirten und protestantischen Kirche und Unitarier. In der Römerzeit gehörten die Länder der Militairgrenze theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zum dacischen Reiche. König Sigismund von Ungarn machte durch die Errichtung des zengger Capitanats den Anfang der Militairgrenze. Eine weitere Ausdehnung gewann diese Einrichtung, als der König Ludwig II. von Ungarn in der Mitte des 16. Jahrh. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Östreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Schon damals scheint die Grenze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu sein. Die kroatische Grenzprovinz war die erste, welche entstand; die übrigen Grenzländer in Slawonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden und das siebenbürg. Generalat war das letzte. Die gegenwärtige Einrichtung für das siebenbürg. Generalat datirt aus den J. 1776—77, und die für das ungar. vom J. 1807. Vgl. Hietzinger, „Statistik der Militairgrenze des östr. Kaiserthums" (Wien 1823) und Benigni von Mildenberg, „Statistik der siebenbürg. Militairgrenze" (Hermannst. 1837).

Militairheilkunde oder **Kriegsheilkunde** (medicina militaris oder castrensis) ist eigentlich von der Heilkunde im Allgemeinen nicht verschieden, sondern bezeichnet nur diese Wissenschaft in ihrer Anwendung auf den besondern Stand der Soldaten, unter denen, wie in jedem streng abgeschlossenen Stande, eine Anzahl Krankheiten häufiger vorkommt als bei andern Menschen. Es ist aber, da diese Krankheiten ebenso gut jeden andern Menschen befallen können, nicht sowol die Kenntniß derselben und der gegen sie anzuwendenden Mittel, welche den Militairarzt von dem gewöhnlichen praktischen Arzte unterscheidet, als die derjenigen Anordnungen und Veranstaltungen erfoderlich, welche die aus dem Berufe und der Lebensart des Soldaten hervorgehenden Krankheiten sowie die dagegen zu ergreifenden Vorkehrungen nöthig machen. Die Militairheilkunde ist durchaus eine Schöpfung der neuern Zeit, in der die Regierungen einsahen, daß es nicht nur die Pflicht, sondern auch der Nutzen des Staats sei, Denjenigen, welche im Dienste desselben ihre Gesundheit und ihr Leben der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, auf eine zweckmäßige Art zu Hülfe zu kommen. In den ältesten Zeiten waren Einrichtungen zur Verpflegung verwundeter und kranker Soldaten gänzlich unbekannt. Erst in den röm. vollkommener organisirten Kriegsheeren in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern finden wir Militairärzte unter dem Namen medici vulnerarii. Mit dem Untergange des röm. Reichs verschwand aber dieses Institut wieder spurlos. Erst von Ludwig IX. von Frankreich wird berichtet, daß er neben seinem Leibarzt eine Anzahl junger, dem geistlichen Stande angehöriger Ärzte (myres oder maîtres-myres), die sich der verwundeten Soldaten annehmen sollten, auf seinen Kreuzzügen mit sich nahm. Allein auch diese Einrichtung hatte keinen Bestand, und wenn später **Paré** (s. d.) und sein Schüler Pigray mit dem Heere in das Feld zogen, so waren sie immer noch keine vom Staate besoldeten Militairärzte. Den Grund zu einer Organisation des Militairmedicinalwesens legte Heinrich IV. von Frankreich durch Errichtung von zwei Militairhospitälern bei der Belagerung von Amiens im J. 1597. Ludwig XIII. errichtete bereits stehende Hospitäler für die Soldaten; auch wurde durch ihn das nützliche Institut der **Ambulancen** (s. d.) ins Leben gerufen. Mehr noch wurde die Militairheilkunde durch Ludwig XIV. ausgebildet. Den festesten Grund zu ihrer Vervollkommnung legte Ludwig XV. durch Errichtung von Unterrichtsanstalten für Militairärzte zu Besançon, Lille, Nancy, Strasburg u. s. w. Die Revolution erhielt wenigstens das Bestehende und Napoleon trug auf jede Art dazu bei, die Militairheilkunde auf den hohen Grad der Ausbildung zu stellen, welchen sie gegenwärtig einnimmt. Die vollkommen militairische Organisation des franz. Militairmedicinalwesens hat fast allen übrigen Staaten mehr oder weniger zum Muster gedient. In Deutschland wurde unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg (1619—40) zuerst ein Regimentsfeldscheerer bei der Leibgarde angestellt und dann jedem Generalstabe ein Medicus beigegeben. Seine Nachfolger

vermehrten die Zahl der Militairärzte und der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gründete 1713 ein anatomisches Theater zu Berlin für dieselben, welches 1724 zu dem Collegium chirurgico-medicum erweitert wurde. Insbesondere aber war Friedrich II. bemüht, auf jede Art die Ausbildung junger Leute zu tüchtigen Feldärzten zu fördern, und sein Beispiel blieb in andern Staaten nicht ohne Nachahmung. Im J. 1784 wurde die chirurgische Militairakademie, die nachmalige medicinisch-chirurgische Josephinische Akademie zu Wien, 1785 die chirurgische Akademie für das Heer und die Flotte zu Kopenhagen und die medicinisch-chirurgische Militairschule zu Petersburg und 1798 das Collegium medico-chirurgicum in Dresden gestiftet, während in Preußen schon 1793 die Ambulancen eingeführt wurden und die Militairchirurgen in der 1795 gegründeten Pepinière eine vollständige Anleitung für ihren künftigen Beruf fanden. Am weitesten war in der Militairheilkunde England zurückgeblieben, dafür machte es nachmals um so schnellere Fortschritte, sodaß gegenwärtig in allen höher civilisirten Staaten Europas der Soldat im Kriege wie im Frieden einer guten Verpflegung gewiß sein kann und die Militairärzte das ihnen gebührende Ansehen genießen. Von den Männern, welche sich um die Militairheilkunde besonders verdient machten, sind anzuführen Petit, Lapeyronnie, Sabatier, Pelletan, Percy (s. d.), Thomassin und vor Allen Larrey (s. d.) in Frankreich; Holzendorf, Schmucker, Bilguer, Cothenius, Theden (s. d.), Voitus, Mursinna, Görcke und Gräfe (s. d.) in Preußen; Brambilla in Östreich; Pringle, Brocklesby, Don. Monro (s. d.) und J. Hunter (s. d.) in England; doch haben letztere mehr durch ihr ärztliches Wirken sich einen Namen erworben als durch Verbesserung der Einrichtungen, wozu am meisten N. Hamilton durch sein berühmtes Werk „The duties of a regimental surgeon etc." (2. Aufl., Lond. 1795; deutsch von Hunczovsky, Wien 1790) beitrug.

Gegenwärtig findet man in allen gut organisirten Heeren ein ziemlich zahlreiches Personal von Ärzten, welche theils größern theils kleinern Heeresabtheilungen beigegeben sind und untereinander ein ebenso geordnetes Ganze bilden wie die Soldaten selbst, indem sie vom obersten Arzte an bis zum untersten hinab einen ihrer Stellung entsprechenden militairischen Rang einnehmen und nach diesem Range voneinander beaufsichtigt werden und Befehle erhalten. Die oberste Behörde des Militairmedicinalwesens, welche entweder aus einem Collegium gebildet wird oder aus einem Einzigen besteht, ist unmittelbar dem Kriegsministerium untergeordnet und die obersten Ärzte, welche in Frankreich Generals-, in Preußen Oberstenrang bekleiden, haben nun die für gut befundenen Anordnungen im Großen zu leiten, während die unmittelbare Behandlung der Kranken den Ärzten und Chirurgen niederer Grade überlassen bleibt. Ist auch im Allgemeinen eine Eintheilung der Ärzte in innere Ärzte und Chirurgen und die Ausübung der Chirurgie durch nicht wissenschaftlich gebildete Männer unstatthaft, so möchte sie vielleicht bei dem Militairmedicinalpersonen, wenigstens im Kriege, noch am ersten zu rechtfertigen sein, da hier die Mehrzahl der kranken Soldaten aus Verwundeten besteht, deren Heilung in den meisten Fällen einem weniger wissenschaftlich als durch Erfahrung gebildeten Chirurgen überlassen werden kann, zumal wenn der über ihm stehende Militairarzt eine gehörige Aufsicht führt. Im Frieden, wo wenige äußere Verletzungen als innere Krankheiten unter den Soldaten vorkommen, ist die Wirksamkeit des Militairarztes, ausgenommen die durch das Dienstverhältniß gebotenen Leistungen, von der eines andern praktischen Arztes, der eine öffentliche Stellung einnimmt, nicht verschieden, anders jedoch gestaltet sie sich im Kriege, wo Märsche, Lager, Bivouacs, Belagerungen und Schlachten dem obern wie dem untern Militairarzte Pflichten und Beschwerden auflegen, welche im gewöhnlichen Leben vollkommen unbekannt sind. Besonders wichtig sind die Anordnungen bei Schlachten, wo der dirigirende Arzt zuvor für einen außerhalb der Schußweite liegenden Verbandplatz zu sorgen hat, um sich daselbst mit seinem ganzen Personal aufhalten zu können. Die Verwundeten werden durch eigens dazu bestimmte und unter die fechtenden Truppen vertheilte Leute, die Brancardiers, welche eine leicht zu Tragbahren zusammenzufügende Bewaffnung haben, nach diesen Plätzen gebracht, um die ersten Verbände anzulegen und die nöthigsten Operationen auszuführen. Da es indeß nicht fehlen kann, daß im Laufe der Schlacht oft eine Verlegung des Verbandplatzes nöthig wird, so verwandelte Larrey diese festen Verbandplätze in die Ambulances

volantes, bei denen sämmtliche Medicinalpersonen beritten und zweckmäßig eingerichtete Wagen zum Transport der Verwundeten bereit sind, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit die ganze Anstalt auf einen andern Ort versetzen zu können. Von den Verbandplätzen und aus den Ambulances volantes kommen die Verwundeten in die eigentlichen Ambulancen und dann in die weiter entfernten Hauptfeldlazarethe. (S. Feldlazarethe.) Um sogleich die gehörige Anzahl tüchtiger Krankenwärter zu haben, werden während des Friedens eine Anzahl Soldaten im Krankenwärterdienste theoretisch und praktisch unterrichtet. Die Anschaffung und Beaufsichtigung der nöthigen Wirthschaftsgegenstände, Nahrungsmittel u. s. w. haben besondere zum Medicinalwesen gehörige Ökonomiebeamten zu besorgen, welche im Frieden in den Garnisonen wie im Kriege einen umfangreichen Wirkungskreis finden. Wie aber die Einrichtungen der gesammten Militairheilanstalten in den einzelnen Staaten sehr verschieden sind, so treten auch öfters im Kriege, weniger im Frieden, durch die Gewalt der Umstände mannichfaltige Modificationen dieser Anstalten ein. Der Krieg macht eine Vermehrung der Medicinalpersonen, der Hospitäler, der Apparate u. s. w. nöthig, für welche zwar schon im Frieden gesorgt sein muß, die aber doch oft sich als unzureichend herausstellt, da sich viele Kriegsbegebenheiten und besonders die sehr zu berücksichtigenden Witterungsverhältnisse nicht im voraus berechnen lassen. Beim Eintritt solcher Umstände, auf welche keine Vorbereitungen getroffen wurden oder getroffen werden konnten, ist es nun die Aufgabe des bei der betreffenden Heeresabtheilung fungirenden Arztes, mit Geistesgegenwart und Umsicht alle möglichen Mittel aufzusuchen, welche die Lage der ihm anvertrauten Kranken zu erleichtern und die Gesundheit der Andern zu bewahren vermögen, und die detaillirte Beschreibung eines jeden längern Feldzuges der neuern Zeit bietet zahlreiche Punkte dar, bei denen von dem Verfahren eines Militairarztes das Wohl und Wehe der ihm übergebenen kranken Soldaten und Heeresabtheilungen nicht nur, sondern auch ganzer Landstriche und ihrer Einwohnerschaft abhing und wo es sich zeigte, welchen Einfluß die Militairheilkunde durch ihr physisches Eingreifen und durch den moralischen Einfluß, welchen das Vertrauen auf die Tüchtigkeit eines Mannes hervorbringt, auf Länder, in denen der Krieg wüthet, ausübt. Vgl. Kühn, „De medicinae militaris apud veteres Graecos Romanosque conditione" (11 Programme, Lpz. 1824—27, 4.) und Josephi, „Grundriß der Militairstaatsarzneikunde" (Berl. 1829).

Militairkarten. Nicht jede Landkarte ist für militairische Zwecke geeignet, denn wenn sie auch dem Haupterfoderniß genügt und die Lage und die Entfernungen der Punkte richtig angibt, so enthält sie doch selten Das, was der Militair sucht und nöthig hat, oder stellt es nicht mit der nöthigen Klarheit dar. Die Militairkarte muß zuvörderst in einem Maßstabe gezeichnet sein, welche vollkommen deutliche Angaben aller der Gegenstände erlaubt, die für militairische Operationen von Wichtigkeit sind. Ein übergroßer Maßstab erschwert die Übersicht größerer Terraintheile; ist er aber zu klein, so müssen einzelne Punkte weggelassen werden, die Schrift fällt unleserlich aus, und das Auge verwirrt sich leicht. Der angenommene Maßstab muß ferner ein aliquoter Theil der natürlichen Größe, und nicht nur mit seinen Unterabtheilungen auf einer Linie, sondern auch in Zahlen auf der Karte angegeben sein. Ein den gewöhnlichen Anfoderungen ganz entsprechender ist der von $^1/_{100000}$, d. h. die Längeneinheit der Karte, z. B. die Meile, ist der hunderttausendste Theil der wirklichen Meile, und beträgt also zwei Decimalzoll. Auch für die Höhe der Schrift müssen bestimmte Größen angenommen werden, um nicht allein durch die Form der Buchstaben, sondern auch durch das mehr oder weniger Hervorstechen derselben größere und kleinere Orte, die Namen der Flüsse u. s. w. zu unterscheiden. Die Militairkarte soll orientirt sein, d. h. wenn man die Schrift gerade vor sich liegen hat, so muß Norden oben sein. Auf ihrem Rande muß auch die Gradeintheilung bemerkt werden, obgleich die Meridian- und Parallelkreise selten ausgezogen sind. Unter den aufzunehmenden Gegenständen darf keiner fehlen, der irgend eine militairische Wichtigkeit erhalten kann; es ist daher nöthig, zuweilen selbst einzelne unbedeutende Häuser, hervorragende Bäume, hochstehende Windmühlen, ja selbst Wegweiser u. s. w. anzugeben, weil sie zur spätern Orientirung auf dem Terrain unentbehrlich sind. Die Bezeichnungen, ob eine Brücke gemauert sei oder nicht, wo Furthen vorhanden sind, wie viel Feuerstellen sich an einem Orte befinden u. s. w., sind nicht zu ver-

nachlässigen. Auch ist oft eine Cottirung nothwendig, d. h. die Bezeichnung einzelner Punkte mit Zahlen, welche durch ein + oder — Zeichen angeben, um wie viel der Punkt höher oder tiefer als der angenommene Horizont liegt. Übrigens ist man nach und nach über gewisse Zeichen oder Signaturen übereingekommen, mit denen man gewisse Gegenstände darstellt, um eine leichte Übersicht zu gewinnen, ohne Verwechselungen befürchten zu müssen. Besondere Schwierigkeit macht die Zeichnung des Terrains, d. h. der Höhen und Thäler. Nachdem die unpassende Form der Berge in Gestalt von Heuschobern zuerst durch den preuß. Ingenieurhauptmann Ludw. Müller (s. d.) dadurch verbessert, daß der Grad der Böschung durch schwächere und stärkere Striche bezeichnet wurde, später aber durch den sächs. Hauptmann Joh. Georg Lehmann (s. d.) 1799 ganz verdrängt war, gab Letzterer die Methode an, durch das Verhältniß des weißen Raumes zwischen den Strichen zur Breite der letztern alle Gradationen von 5 zu 5° bis zu 45° auszudrücken. Da die Möglichkeit, ein Terrain mit den verschiedenen Truppenarten zu passiren, so sehr von den Neigungswinkeln der Berge abhängig ist, so würde die Kartenzeichnung seit Lehmann die bedeutendsten Fortschritte gemacht haben, wenn die richtige Ausführung seiner Manier nicht mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre. Diese suchte der preuß. General von Müffling (s. d.) dadurch zu beseitigen, daß er nächst den geraden geschlängelte Bergstriche einführte. Sehr geübte Zeichner geben das Terrain auch mittels des Pinsels an, wobei die stärkern Gradationen mit dunklerer Tusche oder Sepia angedeutet werden; doch ist dies nur bei einzelnen Karten und nicht bei der Fertigung vieler Exemplare anwendbar. Zu den Militairkarten gehören auch die Situationspläne, die gewöhnlich im $\frac{1}{50000}$ Maßstabe, auch wol noch größer gezeichnet sind, um alles Detail eines kleinen Terraintheiles noch genauer aufnehmen zu können. (S. Situationszeichenkunst.) So unentbehrlich aber gute Karten, namentlich im Kriege sind, so kann man sich doch nie auf sie allein verlassen, sondern muß zu Recognoscirungen seine Zuflucht nehmen, theils um die seit dem Erscheinen der Karte vorgekommenen Veränderungen der Erdoberfläche kennen zu lernen, theils um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, die auf der Karte nicht ausgedrückt sein kann und selbst von Witterungsverhältnissen abhängig bleibt. Die bessern Militairkarten sind das westliche Rußland in $\frac{1}{420000}$ vom Generalstab; die Karten von Östreich, meist in $\frac{1}{86400}$ vom General-Quartiermeisterstabe; Sachsen in $\frac{1}{57000}$ vom Generalstabe; Norddeutschland von Reiman in $\frac{1}{200000}$; Hannover von Pazen in $\frac{1}{100000}$; Baden, Baiern, Hessen und Würtemberg in $\frac{1}{200000}$ von Wörl; Dänemark in $\frac{1}{160000}$ von Manza; England in $\frac{1}{63360}$ vom Generalstabe; Frankreich in $\frac{1}{80000}$ vom Generalstabe; Belgien in $\frac{1}{80000}$ von Marten; Holland in $\frac{1}{116000}$ von Krayenhoff; Neapel in $\frac{1}{115000}$ von Zanoni, und Ungarn in $\frac{1}{463000}$ von Lipsky.

Militairmusik war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich und von allen kriegerischen Völkern gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgesang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die Militairmusik. Stets aber diente sie zur Belebung des Muthes, keineswegs allein zur Erleichterung des Marschirens. Der Marsch selbst ist zwar jetzt ein wichtiger Theil der Militairmusik, aber erst gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eingeführt worden. Namentlich hob sich die Militairmusik in der neuern Zeit sehr bedeutend in Folge der Verbesserungen und der Vermehrung der musikalischen Instrumente. Einen Theil derselben bildet die Janitscharenmusik (s. d.). Ausgezeichnete Componisten für Militairmusik sind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und der preuß. Director der Musikchöre des Gardecorps W. Wieprecht in Berlin, der sich außerordentliche Verdienste um das Militairmusikwesen erwarb.

Militairschulen bezwecken theils Ergänzung Dessen, was früher versäumt wurde, theils und vorzüglich die Vorbereitung junger Leute zum Offizier, und die Ausbildung vorzugsweise befähigter Offiziere zu besondern Dienstleistungen. Daher gibt es zunächst Compagnie- und Regimentsschulen, in denen die Gemeinen lesen, schreiben und rechnen lernen, oder sich darin vervollkommnen und über den Dienst und die Einrichtung ihrer Waffe angemessen belehrt werden. In Rußland hat man versucht, hierbei die Bell-Lancastersche Methode einzuführen, doch, wie es scheint, nicht mit dem gewünschten Erfolge. Wie für die Gemei-

nen, gibt es auch Unterrichtsanstalten für die Unteroffiziere. Die zur Ausbildung für den Offizierstand bestimmten Schulen sind entweder allgemeine, wie die polytechnischen Schulen (s. Polytechnik) und die Cadettenschulen (s. Cadets), oder besondere, wie die Artillerieschulen (s. d.) und Ingenieurschulen (s. Ingenieure) und die Schulen für Infanterie und Cavalerie. Die Polytechnische Schule (s. d.) in Frankreich hat nicht allein die Ausbildung für die Artillerie und Ingenieure, sondern auch für viele Verhältnisse im Civil zum Zwecke. Die Schulen für Infanterie und Cavalerie, in Preußen Divisionsschulen genannt, bilden ihre Zöglinge ebenfalls zum Offizier und berücksichtigen deshalb vorzüglich die allgemeine Waffenlehre. Eine höhere Bildung erhalten befähigte Offiziere in besondern Anstalten, z. B. in Preußen in der allgemeinen Kriegsschule. Zum Eintritt in die letztere sind eine vorhergegangene dreijährige untadelhafte Dienstleistung und die Nachweisung guter Vorkenntnisse nöthig; die vorgetragenen Disciplinen bezwecken die höhere wissenschaftliche Ausbildung namentlich in der Mathematik, den Kriegswissenschaften und Sprachen. Im Allgemeinen muß zu den Militairschulen auch noch der Unterricht gerechnet werden, welchen die jungen Ärzte in ihrem Fach erhalten. So entschieden aber auch der Nutzen der Militairschulen ist, da sie eine Wohlthat für so viele Familien sind, die so wichtige Verbreitung der Intelligenz fördern und die Schüler schon früh an militairische Ordnung und Disciplin gewöhnen, so macht man ihnen doch oft den Vorwurf, daß sie zwar das Wissen, aber nicht das Können befördern, und den jungen Leuten eine theoretische Richtung geben, die ihnen bei der spätern Ausführung des praktischen Dienstes nachtheilig ist. Allerdings sind die praktischen Übungen, die auf jeder guten Schule mit dem theoretischen Unterricht verbunden werden, nicht hinreichend, um die Anwendung des Erlernten genügend ins Leben zu rufen; auch kann man mit Recht sagen, daß keineswegs alle Offiziere einer Armee einer hochgesteigerten wissenschaftlichen Ausbildung bedürfen. Da jedoch eine solche zuweilen unbedingt gefodert werden muß, so darf auch die Gelegenheit, sie zu erlangen, nicht fehlen, und wenn eine Schule gut geleitet ist, so wird auch jener Nachtheil hinlänglich vermieden werden.

Militairstrafen, s. Kriegsgesetze.

Militairstraßen nennt man im engern Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind. Der Grad der Beweglichkeit der letztern und die in den einzelnen Zeiten herrschenden verschiedenen taktischen Ansichten machen den Begriff einer Militairstraße relativ; was in einem Falle für unmöglich gehalten wurde, kann in andern vielleicht mit großem Vortheile benutzt werden. Die allgemeinen Erfodernisse einer Militairstraße sind keine andern als die, welche überall das gute Fortkommen bedingen. Da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben, oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und da größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden sehr oft die Colonnenwege (s. Colonne) zu Militairstraßen benutzt. Auch kann man die Etapenstraßen hierher rechnen, d. h. die Wege, welche den nach einer gewissen Richtung marschirenden Truppentheilen vorgeschrieben sind. Sie führen über die Etapen (s. d.) und werden im Kriege namentlich für alle der Armee folgenden Transporte benutzt; kommen aber auch im Frieden vor, um die für die Etape nöthigen Einrichtungen an bestimmten Orten vereinigen zu können. Ob sich die Eisenbahnen als Militairstraßen werden benutzen lassen, unterliegt noch manchem Bedenken, da es stets an den nöthigen Transportwagen für mehre Tausend Mann fehlen wird, daß die Pferde in zu große Unruhe versetzt werden und für die genugsame Sicherheit der Munition und des Pulvers auch sich fürchten läßt. Daß übrigens die unwegsamsten Gegenden zur Militairstraße gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibal's und Napoleon's über die Alpen und die Übersteigung des Balkan durch Diebitsch.

Militairwissenschaften, s. Kriegswissenschaften.

Milizen nennt man diejenigen Soldaten, welche außer dem stehenden Heere und der Landwehr im Kriege Dienste leisten, und nach dessen Beendigung in ihre frühern Verhältnisse wieder eintreten. Hierher gehört z. B. der Landsturm, welcher zu Kriegszeiten aufgeboten wird, um Ordnung zu erhalten, Gefangene zu transportiren und zu be-

wachen u. s. w. In den nordamerikan. Freistaaten gibt es außer den Milizen nur kleine Abtheilungen stehender Truppen als stehende Besatzungen, Artilleristen und Ingenieure.

Miller (Joh. Mart.), ein im Fache des Romans wie als Liederdichter thätiger Schriftsteller, geb. zu Ulm am 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger am Münster und Professor der oriental. Sprachen am Gymnasium war, eine gründliche Vorbildung für die Universität. In Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, gehörte er zu dem von Boje gegründeten Hainbunde (s. d.). Nachdem er dann kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück und wurde Vicar am Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er nun fortan in verschiedenen geistlichen Ämtern lebte und als Dekan und geistlicher Rath am 21. Juni 1814 starb. Großes Aufsehen machte gleich sein erster Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" (2 Bde., Ulm 1776 u. öft.), der durch Goethe's „Werther" veranlaßt, fast nur in der Schilderung weicher und schwärmerischer Gefühle besteht. So gelungen diese aber auch ist, so ganz fehlt es dagegen an wahrer Darstellung der Welt und an scharf gezeichneten Charakteren. Übrigens wurde die „Siegwart'sche Sentimentalität" bald sprüchwörtlich. M. selbst schrieb noch zahlreiche Romane in derselben Weise; doch beiweitem größer noch war die Zahl meist unberufener Nachahmer. Die Wirkung dieser Romane war namentlich im Bürgerstande sehr bedeutend und andauernd. M.'s lyrische „Gedichte" (Ulm 1783), darunter mehre geistliche Lieder, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weiche wie seine Romane an sich. Seine „Predigten" (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit, und zeichnen sich durch eine einfach-würdige und herzliche Form aus. Vgl. Prutz, „Der Göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841).

Milleschauer, s. Donnersberg.

Millesimo, eine Stadt von 1400 E. im Herzogthum Montferrat in Sardinien, ist geschichtlich denkwürdig durch die Gefechte vom 13.—15. Apr. 1796, in welchen Bonaparte die östr.-sardin. Armee unter Beaulieu vollständig besiegte.

Millevoye (Charl. Hubert), einer der anmuthigsten franz. Dichter, geb. zu Abbeville am 24. Dec. 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Poesie. Er studirte die Rechte, wendete sich aber dann dem Buchhandel zu. Alle seine Mußestunden waren der Poesie gewidmet. Ein leichtes Leben untergrub seine Gesundheit; er starb am 26. Aug. 1816. Von seinen Werken sind zu erwähnen seine „Plaisirs d'un poète" (Par. 1801), sein schönes Lehrgedicht „L'amour maternel", das beschreibende Gedicht „Belzunce ou la peste de Marseille" und seine durch liebenswürdige Nachlässigkeit ausgezeichnete Elegien, unter denen die „Chute des feuilles" und „Le poète mourant" die werthvollsten sind. Seine beiden epischen Gedichte „Charlemagne à Pavie" und „Alfred" sind weder in Hinsicht der Anlage noch der Behandlung irgend bedeutend. Noch geringeres Interesse bieten seine dramatischen Versuche. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete er schon selbst (5 Bde., Par. 1814—16); später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Par. 1827).

Milliarde heißt die Summe von 1000 Millionen, und Milliasse die von 1000 Milliarden.

Millin (Aubin Louis), einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris am 19. Juli 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, machte seine Studien auf dem Collége Duplessis und war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt. Er erhielt frühzeitig die Erlaubniß, als Volontair bei der königlichen Bibliothek einzutreten, und seine erste schriftstellerische Leistung waren die „Mélanges de littérature étrangère" (6 Bde., Par. 1785—86), Übersetzung aus dem Deutschen und Englischen. Ein eifriger Anhänger der republikanischen Grundsätze, schrieb er den „Almanac républicain" für 1793 und mehre andere republikanische Schriften, die er jedoch nachmals nicht in das Verzeichniß seiner Schriften aufgenommen wissen wollte. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodaß er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Departements der Seine, dann Professor der Alterthü-

mer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillencabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei archäologische Reisen; die eine 1807 in das südliche Frankreich, die andere 1811 nach Italien. In letzterer Abwesenheit verbrannten ihm durch die Bosheit eines Dieners fast alle seine Sammlungen. Er starb zu Paris am 14. Aug. 1818. Durch das von ihm gegründete „Magasin encyclopédique" (122 Bde., Par. 1792—1816) und die „Annales encyclopédiques" (12 Bde., Par. 1817—18), durch das „Dictionnaire des beaux arts" (3 Bde., Par. 1806) und die „Monumens antiques inédits" (2 Bde., Par. 1802—4, 4.) setzte er die Franzosen in Kenntniß von den gründlichen Arbeiten der Deutschen; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine „Peintures des vases antiques" (Par. 1808—10, Fol.) und die „Galerie mythologique" (2 Bde., Par. 1811), und um die Kunstgeschichte durch seine „Voyage dans les départemens du midi de la France" (5 Bde., Par. 1807—11) und die „Histoire métallique de la révolution franç." (Par. 1806, 4.), die von Jam. Millingen (s. d.) fortgesetzt wurde. Seine Lehrbücher über Archäologie, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie geben, wenn sie auch nichts Neues enthalten, eine gute Übersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft. Interessant ist auch seine „Description des tombeaux de Canosa" (Par. 1816, Fol.). Seine letzte Arbeit war die „Description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clémentin à Rome" (Par. 1819, Fol.). In den letzten Jahren ließ er seine Werke auf eigene Kosten drucken und besorgte selbst den Absatz derselben. Mit großer Gefälligkeit war er bereit, Fremden die ihm anvertrauten Schätze zu zeigen. Er war nie verheirathet, und da er wenig Ursache hatte, mit seinen Verwandten zufrieden zu sein, so vermachte er den größten Theil seines Vermögens seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais.

Millingen (James), Archäolog, geb. zu London 1775 aus einer Familie holländ. Abkunft, erhielt seine Bildung in der Schule zu Westminster und in Paris und gewann schon früh Neigung für die Denkmäler des Alterthums, weshalb er alle Staatsämter ausschlug, zu welchen ihn sein Talent wol hätte berufen können. Hauptsächlich seine schwächliche Gesundheit bestimmte ihn vorzugsweise, die südlichen Länder Europas zum Aufenthalt zu wählen und abwechselnd lebte er bald in Italien, bald in Frankreich oder in England. Er starb zu Florenz am 1. Oct. 1845. Seine Forschungen galten dem classischen Alterthume in seinem weitesten Umfange. Die Reihe seiner Schriften eröffnete ein „Recueil de médailles grecques inédites" (Rom 1812, 4.), dem die „Peintures antiques inédites de vases grecs" (Rom 1813, Fol., mit 63 Kpfrn.) und die „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Coghill" (Rom 1817, Fol., mit 52 Kpfrn.) folgten. Von seinen nachfolgenden nicht minder wichtigen Schriften erwähnen wir die „Ancient inedited monuments of grecian art, from various collections principally in Great Britain" (2 Bde., Lond. 1823, 4); die „Ancient coins of greek cities and kings" (Lond. 1831) und die Fortsetzung der von A. L. Millin (s. d.) begonnenen „Histoire métallique de la révolution franç." (Lond. 1818; Supplementband 1822). — Sein Sohn, Jam. M., der als Sergeant in der Brigade des Lord Byron den griech. Freiheitskampf mitmachte, bei der Einnahme von Navarin in die Hände Ibrahim Pascha's fiel und erst nach einem Jahre durch Vermittelung des brit. Gesandten zu Konstantinopel seine Freiheit wieder erhielt, ist der Verfasser des interessanten „Memoir on the affairs of Greece" (Lond. 1831).

Millot (Claude Franç. Xavier), ein franz. Historiker, aber von untergeordneter Bedeutung, geb. am 5. März 1726 zu Ornans in der Franche-Comté, trat nach beendeten Studien in den Orden der Jesuiten und wurde hierauf Professor der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede zu Ehren Montesquieu's zog ihm den Haß seiner Obern zu, was ihn veranlaßte, seine Stelle aufzugeben, worauf ihn der Erzbischof Montazet in Lyon zu seinem Vicar ernannte. Als Verfasser vielverbreiteter historischer Lehrbücher auch dem Minister Felino in Parma bekannt geworden, erhielt er 1768 die Professur der Geschichte an einem Collegium für junge Adelige in Parma. Nachdem sein Gönner sich genöthigt gesehen hatte, zurückzutreten, kehrte auch er nach Frankreich zurück, wo er vom Hofe eine Pension von 4000 Livr. und 1777 in der Akademie eine Stelle erhielt und später Erzieher des Herzogs von Enghien wurde. Er starb am 21. März 1785.

Als Historiker verdankt er seinen Ruhm dem einseitigen Urtheile seiner Zeit. Unter seinen Werken, denen ungeachtet ihrer großen Verbreitung jeder wissenschaftliche Gehalt abzusprechen ist, nennen wir die „Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV" (3 Bde., Par. 1767—69); „Elémens de l'histoire d'Angleterre" (3 Bde., Par. 1769) und „Elémens de l'histoire générale" (9 Bde., Par. 1772), die zusammen als „Oeuvres" gedruckt wurden (15 Bde., Par. 1800); ferner seine „Histoire des Troubadours" (3 Bde., Par. 1774) nach St.-Palaye's Handschriften bearbeitet; die „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV" (6 Bde., Par. 1777) nach den handschriftlichen Bemerkungen des Herzogs von Noailles, und „Histoire philosophique de l'homme". Die unter seinem Namen erschienenen „Elémens de l'histoire de l'Allemagne" (Par. 1807) sind untergeschoben.

Milman (Henry Hart), engl. Schauspieldichter, geb. zu London am 10. Febr. 1791, der Sohn eines angesehenen Arztes, Sir Francis M., erhielt seine Bildung zu Eton und dann zu Oxford, wo er 1815 Fellow of Brazennose-college wurde. Im J. 1817 trat er in den geistlichen Stand und wurde bald nachher Pfarrer in Reading, welchem Amte er noch gegenwärtig vorsteht. Auch bekleidete er 1821—26 das Amt eines Professors der Poesie an der Universität zu Oxford, das stets nur auf fünf Jahre vergeben wird. Als Dichter trat er zuerst 1817 auf mit dem Trauerspiele „Fazio", das schnell mehre Auflagen erlebte und dann auch auf dem Drurylanetheater mit Beifall dargestellt wurde. Hierauf schrieb er 1820 seinen „Fall of Jerusalem" und bald noch mehre andere, wie „Belshazzar", „The martyr of Antiochia" und „Anna Boleyn", die sämmtlich nicht für die Darstellung geschrieben sind. Der Plan in ihnen ist einfach und natürlich, die Handlung nicht ohne Interesse und die Sprache schön und geglättet; doch fehlt ihnen die Wärme der Einbildungskraft und die Glut der Leidenschaft. Auch ließ er ein erzählendes Gedicht „Samor, Lord of the bright city" erscheinen. Nicht unwichtig sind endlich seine geschichtlichen Werke „History of the Jews" und „History of christianity from the birth of Christ to the abolition of paganism in the roman empire".

Milner (John), ein gelehrter und einflußreicher katholischer Theolog, geb. 1752 in London, erhielt seine Bildung in dem Seminar zu Douai und wurde 1779 als Pfarrer der Kapelle zu Winchester angestellt. Seine ersten literarischen Beschäftigungen waren besonders der kirchlichen Architektur zugewendet, und eine schätzbare Frucht dieser Studien war seine 1798 erschienene Abhandlung über den modernen Stil in der Veränderung der Domkirchen. Gleichzeitig erschienen seine „History civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester" (2 Bde., Lond. 1798, 4.), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunst in England während des Mittelalters folgte. Später trat er mit Eifer in die polemische Laufbahn als Verfechter der Ansprüche der brit. Katholiken auf Rechtsgleichheit, zuerst in „Case of conscience solved, or the catholic claims proved to be compatible with the coronation oath" (Lond. 1801). Im J. 1803 wurde er apostolischer Vicar für den sogenannten mittelländ. District und Titularbischof von Castabala. In den J. 1807 und 1808 bereiste er Irland, um die gegen die irischen Katholiken vorgebrachten Beschuldigungen zu untersuchen. Das Ergebniß seiner Beobachtungen gab er in dem interessanten „Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants, and the antiquities of Ireland" (Lond. 1808). Um diese Zeit wählte ihn die irische katholische Geistlichkeit zu ihrem Geschäftsführer und im J. 1814 bewog ihn sein Eifer für die Interessen seiner Kirche in den brit. Inseln eine Reise nach Rom zu machen. In seiner Schrift „The end of religious controversy" (Lond. 1818) suchte er diejenigen Satzungen des katholischen Glaubens, die den Protestanten besonders anstößig sind, in ein günstiges Licht zu stellen. Er starb 1826.

Milo, s. Melos.

Milo von Kroton, ein durch seine beispiellose Körperstärke berühmter Athlet, lebte nach Herodot um 520 v. Chr. zur Zeit des Darius Hystaspis. Er gab viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft, von denen das Alterthum, wol mit einiger Übertreibung, namentlich zwei hervorhebt, indem er einmal einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn trug und an demselben Tage auch noch allein verzehrte, ein

andermal den Einsturz des Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhinderte, daß er die Hauptsäule ergriff und das Ganze so lange zusammenhielt, bis sich Alle gerettet hatten. In Folge des allzu großen Vertrauens auf seine Stärke fand er aber auch sein Ende, als er einst beim Spaziergange in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinanderreißen wollte, dabei aber die Hände sich einklemmte und so im hülflosen Zustande eine Beute wilder Thiere wurde. Diese Todesart ist später in das Märchen vom undankbaren Zwerge übergegangen.

Milo (Titus Annius), der leibliche Sohn des Cajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die Beide unterhielten, begann im J. 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung im J. 52 verurtheilt, ging M., den Cicero vergebens vertheidigt hatte, ins Exil nach Massilien, und Cäsar vergönnte ihm im J. 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er im J. 48 dem Rufe des Marcus Cälius, der von dem Senate, weil er die Schuldgesetze Cäsar's während dessen Abwesenheit umgestürzt hatte, der Prätur entsetzt worden war. Mit einer Schar, die er in Campanien gebildet, belagerte er ein Castell Cassanum bei Thurii in Lucanien und wurde dabei getödtet, wie bald nachher Cälius selbst vor Thurii.

Miloradowitsch (Michail Andrejewitsch, Graf), russ. General der Infanterie, geb. 1770, stammte aus einer altruss. adeligen Familie und fand frühzeitig Gelegenheit, unter Suworow's Fahnen, den er auf seinen Feldzügen in Italien und der Schweiz begleitete, sein militairisches Talent auszubilden. Schon damals legte er die glänzendsten Beweise seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit ab. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Ems, Krems und Austerlitz aus; 1806 und 1807 focht er bei Bukarest und Schursha und im türk. Feldzuge von 1809 bei Rassewat. Im russ.-franz. Kriege von 1812 nahm er Theil an der blutigen Schlacht von Borodino. Als Befehlshaber der Arrieregarde behauptete er sich während des Rückzugs der Armee mit glänzendem Erfolge gegen die feindlichen Überfälle. Gemeinschaftlich mit dem General Benningsen schlug er die Franzosen am 18. Oct. 1812 bei Tarutino und am 24. Oct. unter Kutusow's Oberbefehl bei Malojaroslawez. Ebenso schlug er als Befehlshaber der Avantgarde der Armee des Feldmarschalls Kutusow die Franzosen auf ihrem Rückzuge bei Wjäsma, Dorogobuzh und Krasnoi. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau. Im J. 1813 führte er das Commando einer russ. Heeresabtheilung, mit der er während der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten deckte. Als Commandant der russ. Arrieregarde hatte er sodann die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Fischbach, Bischofswerda und am Kapellenberge zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, führte er in der Schlacht bei Bautzen die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstande erhielt er unter dem Großfürsten Konstantin das Commando der russ.-preuß. Garden und Reserven, mit denen er an den Schlachten bei Kulm und Leipzig wesentlichen Antheil nahm und die er auch nach Paris führte. Nach dem Frieden wurde er vom Kaiser Alexander, der ihn seiner militairischen Verdienste, seiner Kenntnisse und seines Charakters wegen sehr hoch schätzte, auf mehrfache Weise ausgezeichnet und 1818 zum Militairgouverneur von Petersburg erhoben. Als solcher fiel er in dem Aufstande am 26. Dec. 1825 als ein Opfer des Muthes, mit welchem er den Empörern entgegentrat. Sein Grab auf dem Friedhofe des Alexander-Newskischen Klosters ziert ein Denkmal.

Milosch Obrenowitsch, ehemaliger Fürst von Serbien, ist um 1780 in dem Dorfe Dobrinje in Serbien geboren, wo sein Vater Tescho als Tagelöhner lebte. Seine Mutter hieß Wischinja und war vorher an einen gewissen Obren verheirathet gewesen. Nach dem ebenfalls frühzeitigen Tode seines Vaters mußte er mit seinen beiden Brüdern, Jowan und Jefrem, durch Viehhüten seinen Unterhalt gewinnen. Später diente er als Knecht bei seinem Stiefbruder Milan Obrenowitsch, einem wohlhabenden Viehhändler, der bei dem ersten Aufstande der Serben im J. 1801 in mehren Bezirken zum Befehlshaber gewählt wurde. Da M. schon in diesem Aufstande große Tapferkeit und Entschlossenheit entwickelte,

übertrug ihm sein Stiefbruder, der weniger Fähigkeit zur Kriegführung fühlte, statt seiner das Commando. An der Spitze eines Heerhaufens that sich M. nun unter dem Oberbefehle Georg Czerny's (s. d.), der ihn zum Woywoden ernannt hatte, in allen Gefechten hervor. Als sein Stiefbruder Milan, der eine wichtige Stelle unter den Häuptern des Volks einnahm, als Unterhändler 1810 in das russ. Hauptquartier geschickt wurde, vertrat M. seine Stelle, und als Jener, vielleicht durch Czerny vergiftet, nicht wieder zurückkehrte, behielt M. die Stelle und nahm nun den Namen Obrenowitsch an. Wegen einer Zurücksetzung, die er 1811 von Czerny erfuhr, kam er mit diesem in offenes Zerwürfniß, das nun deshalb nicht schlimmere Folgen für ihn hatte, weil er schon in zu großem Ansehen stand, als daß man ihm hätte Gewalt anthun können. Als in Folge der Niederlagen, die die Serbier 1813 erlitten, allgemeine Entmuthigung sich Aller bemächtigte und selbst Czerny, an jedem Erfolg verzweifelnd, nach Östreich sich flüchtete, war es M., der, durch kein Misgeschick entmuthigt, am längsten unermüdlich thätigen Widerstand leistete, unter Anderm 17 Tage lang den Flecken Rawani tapfer vertheidigte und, als endlich jeder Widerstand fruchtlos zu sein schien, nicht sein Vaterland verließ, sondern durch Unterhandlungen eine ehrenvolle Stellung sich und seinen Anhängern zu sichern wußte. Er erlangte eine allgemeine Amnestie und wurde zum Oberknees der Bezirke Poschega, Kragujevatz und Rudnik ernannt. Anfangs wirkte er dahin, die Ruhe im Lande zu erhalten, allein als die Türken die alten Gewaltthaten und Bedrückungen mit verdoppeltem Übermuthe wieder begannen und sogar M. nicht mehr sicher war, stellte er sich selbst 1815 an die Spitze des Aufstandes. Anfangs zwar nicht überall glücklich, gelang es ihm doch endlich, die Türken aus dem Innern des Landes zu vertreiben, sodaß sie sich zu Unterhandlungen verstehen mußten, die den Abschluß des Friedens mit seinen günstigen Folgen für Serbien (s. d.) im J. 1816 zur Folge hatten. M. wurde darin von den Türken als Oberhaupt der Serben factisch anerkannt und am 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit seines Volks zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt. Lange hatte er in seiner neuen Stellung mit Aufständen, Umtrieben und Verschwörungen aller Art, die seine Feinde, besonders unter den Knesen, gegen ihn anzettelten, zu kämpfen, wobei ihm sein Bestreben, sich sowol von Rußland als von der Pforte unabhängig zu erhalten und den Frieden zu wahren, um den Zustand des ausgesogenen und zerrütteten Landes zu verbessern, vielfache Schwierigkeiten erzeugte. Erst durch die Bestimmungen des Vertrags von Akjerman im J. 1826 hinsichtlich Serbiens und durch die neue Wahl zum erblichen Fürsten durch die Volksversammlung zu Kragujevatz im J. 1827 wurde seine Macht in Serbien völlig consolidirt. In Folge der Bestimmungen im Frieden zu Adrianopel im J. 1829 verbürgte der Sultan 1830 die Unabhängigkeit Serbiens und bestätigte zugleich M. als erblichen Fürsten. M. ließ bereits am 4. Febr. 1830 die Vorsteher der Districte, die Richter und Geistlichen zu einer Nationalversammlung nach Kragujevatz berufen und eine Commission ernennen, welche unter seinem Vorsitze eine Verfassung für Serbien entwerfen sollte; allein es schien nicht, als sollte ein Ergebniß daraus hervorgehen. Während nun M. auf der einen Seite die Häuptlinge des Volks dadurch gegen sich aufbrachte, daß er ihren eigennützigen aristokratischen Bestrebungen entgegentrat, machte er sich auf der andern Seite auch beim eigentlichen Volke viele Feinde, indem er, bei dem Mangel an aller höhern Bildung des Charakters und des Geistes, durch das Glück übermüthig geworden, eine drückende Tyrannei und rohe Härte entwickelte, welche durch den Luxus und die monarchischen Formen, mit denen er sich umgab, sowie durch seine mannichfaltigen Maßregeln zur Hebung der Cultur des Landes nicht verdeckt werden konnte. So konnten Wuksitsch, Petroniewitsch, Protitsch und Simitsch und andere Häuptlinge im J. 1835 es wagen, die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Das Misvergnügen unter dem Volke war so groß, daß M., obgleich der Aufstand unterdrückt wurde, es doch nicht wagen durfte, die Empörer zu bestrafen, vielmehr versprechen mußte, dem Lande eine Verfassung zu geben, was nun auch auf der am 10. Febr. 1835 zusammenberufenen Volksversammlung geschah. Zu liberal wurde sie auf Anregung Rußlands und Östreichs von der Pforte verworfen und von dieser dem Lande eine andere politische Einrichtung in Aussicht gestellt. Zwar ging M. gegen Ende des J. 1835 nach Konstantinopel, doch eine Änderung vermochte er nicht hervorzubringen. Als endlich 1838 der Hattischerif

mit den versprochenen politischen Einrichtungen erschien und von M. angenommen und ausgeführt wurde, war dadurch sein Urtheil gesprochen; denn die Einrichtung eines aristokratischen Senats gab alle Macht so sehr in die Hände der M. feindseligen Häuptlinge, daß er sich ihm gegenüber nicht zu halten vermochte, um so weniger, als er durch sein sinnliches Leben zum Theil mit seiner eigenen Familie, insbesondere mit seiner Frau, zerfallen war, und durch sein fortgesetztes despotisches Wesen und seine habsüchtigen Bedrückungen die Gemüther des Volks sich entfremdet hatte. So kam es denn, daß er der 1839 gegen ihn ausbrechenden Bewegung nicht widerstehen konnte. Er wurde gezwungen, die Regierung, die auf seinen Sohn Michael Obrenowitsch überging, niederzulegen und aus Serbien verbannt. Seitdem lebte er anfangs eine Zeit lang auf seinen Gütern in der Walachei, später in Wien, das er zu seinem bleibenden Wohnort ausersehen zu haben scheint, und auf Reisen. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines Sohnes im J. 1843 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, obschon sie ihm große Summen kosteten, keine andern Erfolge, als partielle Aufstände, die fehlschlugen und viel Unglück über ihre Theilnehmer brachten. (S. Serbien.)

Milreïs, ursprünglich eine portug. Rechnungsmünze, ist in Folge des Gesetzes vom 24. Apr. 1835 auch eine Münzeinheit geworden durch Prägung der Coröa oder Krone zu 1000 Reïs, von denen 7,89352 Stück auf die kölner Mark Brutto Münzsilber gehen und das Stück 1 Thlr. 19 Ngr. Courant werth ist. — Ein Conto Reïs sind eine Million Reïs oder 1000 Milreïs, ungefähr 1628 Thlr. Courant.

Miltiädes, ein ausgezeichneter athen. Feldherr um 500 v. Chr., erwarb sich namentlich bei dem zweiten feindlichen Einfall, den die Perser unter Anführung des Datis und Artaphernes nach Griechenland machten, einen bleibenden Ruhm, indem er mit einer kleinen Schar tapferer Athener und unterstützt von 1000 Plataeensern am 29. Sept. 490 v. Chr. in den Ebenen von Marathon (s. d.) über die weit überlegene Macht der Perser den glänzenden Sieg erfocht, der die Griechen für die heldenmüthige Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit in den bald darauf folgenden Kämpfen begeisterte. Doch ließen ihn der Neid und die Verfolgung seiner Gegner die Ehre dieses Siegs nicht lange genießen; denn als er bald nach jenem Unternehmen auch die zu den Persern abgefallenen Inseln des Ägeischen Meeres bestrafen und wieder unterwerfen wollte und für diesen Zweck eine Flotte von 70 Segeln von den Athenern erhalten hatte, seine Belagerung von Paros aber völlig mislungen war, so ergriff die Gegenpartei diese Gelegenheit, ihn bei seiner Rückkehr zu einer bedeutenden Geldstrafe als Ersatz der Kosten zu verurtheilen, die, da er selbst an den Wunden im Gefängnisse starb, sein ebenso berühmter Sohn Cimon (s. d.) nach des Vaters Tode entrichten mußte. Nach seinem Tode leiteten Themistokles (s. d.) und Aristides (s. d.) vorzugsweise das Schicksal Athens. Einen Abriß seines Lebens verdanken wir dem Cornelius Nepos.

Miltitz (Karl Borromäus Alex. Stephan von), Componist und Dichter, geb. am 9. Nov. 1781 zu Dresden, zeigte früh eine hervortretende Neigung für Musik und Poesie, die so sorgfältig gepflegt wurde, daß er schon im elften Jahre nicht nur fertig Clavier spielte, sondern auch zu componiren und zu dichten begann. Im J. 1798 trat er in die sächs. Armee, kam dann zur Garde du Corps in Dresden und wurde später Hauptmann bei der Schweizergarde. Die reichliche Muße, die ihm sein Dienstverhältniß gewährte, benutzte er theils zum Studium der franz. und ital. Literatur, theils zu geschichtlichen und poetischen Arbeiten, hauptsächlich aber zu musikalischen Beschäftigungen. Tiefere Einsicht in letztere Kunst und Anleitung bei den eigenen Compositionen gewährten ihm besonders Weinlig in Dresden und Rochlitz in Leipzig. Im J. 1811 nahm er seinen Abschied und zog mit seiner Gattin auf das Gut Scharfenberg bei Meißen, welches seinem Verwandten, dem preuß. Generallieutenant Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, gehört. Den Freiheitskrieg machte er als Offizier in östr. Diensten mit. Im J. 1820 unternahm er hauptsächlich aus Liebe zur Musik eine längere Reise nach Italien. Nachdem 1823 seine Gemahlin Oberhofmeisterin der Prinzessin Johann geworden, erhielt auch er 1824 die Oberhofmeisterstelle bei dem Prinzen Johann. Seitdem lebte er mit wenigen Unterbrechungen in Dresden, fortwährend den schönen Künsten mit Liebe und thätiger Theilnahme zugewendet. Er

starb daselbst am 19. Jan. 1845. Von seinen Compositionen wurden bekannt eine Messe in Gmoll, eine Ouverture (1830), die den Geist der Ossian'schen Gesänge in Tönen wiederzugeben sucht, die Opern „Saul" (1833) und „Georg Czerny" (1839), welche letztere rein recitativisch und fast nur mit Begleitung des Pianoforte, der Bässe und Celli geschrieben ist. Als Dichter trat er zuerst selbständig auf mit einer Sammlung von Erzählungen, „Ausstellungen" (2 Bdchen., Erf. 1819—20), denen als Frucht seiner ital. Reise die „Orangenblüten" (3 Bde., Lpz. 1822—25), dann seine „Gesammelten Erzählungen" (4 Bde., Lpz. 1825—28) und zahlreiche Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern folgten. — Sein Bruder, Alex. von M., preuß. Kammerherr und früher Gesandter in Konstantinopel, geb. 1785 in Dessau, trat 1798 auf kurze Zeit in östr. Kriegsdienste und machte dann, bis 1807, große Reisen durch Europa und Amerika. Durch seine Schrift zur Zeit des wiener Congresses „Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?" eröffnete er sich die diplomatische Laufbahn, von der er jedoch wegen seines Verhaltens bei den Verhandlungen über die griech. Frage 1828 abberufen wurde. Als ein gediegen-praktisches Werk gilt sein „Manuel des consuls" (2 Bde., Par. und Lond. 1837—38).

Milton (John), einer der größten engl. Dichter, wurde in London am 9. Dec. 1608 geboren. Durch seinen Vater, einen Notar, der wegen seines Übertrittes zur protestantischen Kirche von seinen katholischen Ältern enterbt worden, und ein ernster, strenger Mann war, erhielt er eine ausgezeichnete Erziehung. Er besuchte die Universität zu Cambridge, wo er von 1625—32 verweilte. Obgleich für die Kirche bestimmt, konnte er sich doch nicht entschließen, den von den Geistlichen verlangten Religionseid zu leisten und kehrte daher zu seinem Vater zurück, auf dessen Landgute in Buckinghamshire er nun fünf Jahre verlebte. Schon 1629 hatte er eine „Hymn on the nativity" geschrieben, die große Talente verrieth; um dieselbe Zeit entstanden wahrscheinlich auch schon seine beschreibenden Gedichte „L'allegro" (der Fröhliche) und „Il pensoroso" (der Schwermüthige), die aber erst 1645 in den „Juvenile poems" in Druck erschienen. In des Vaters Hause schrieb er die Masken „Arcades" und „Comus" (1637) und das Gedicht „Lycidas", eine Klage über den Tod eines Freundes. In den J. 1638 und 1639 bereiste er Frankreich und Italien; er sah Florenz, Rom und Neapel und wurde überall ehrenvoll aufgenommen. Nach seiner Rückkehr gründete er in London eine Erziehungsanstalt; gleichzeitig begann er sich in alle religiösen und politischen Streitfragen einzumischen und erlangte bald ein bedeutendes Ansehen. Er schrieb Abhandlungen über Kirchenverwaltung, über Ehe und Ehescheidung (veranlaßt durch seine 1643 geschlossene unglückliche erste Ehe), über Erziehung (1644) und über Preßfreiheit („Areopagitica", 1644), vertheidigte die Hinrichtung Karl's I. („The tenure of kings and magistrates, 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift „Ikon basilike" in dem „Iconoclastes", und bekämpfte des Salmasius „Defensio regis" in der berühmten „Defensio pro populo anglicano" (1651), der er 1654 noch eine „Defensio secunda" und 1655 eine „Defensio pro se" folgen ließ. Zur Belohnung ernannte ihn Cromwell 1649 zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lat. Ausfertigungen; auch erkannte ihm das Parlament für seine „Defensio" eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterl. zu. Obwol seit 1652 unheilbar erblindet, ließ er doch seine Feder nicht ruhen und bekämpfte nach Cromwell's Tode die ermuthigten Anhänger des Königthums in den Schriften „Upon the model of commonwealth" und „Ready and easy way to establish a free commonwealth". Bei der Wiederherstellung des Königthums wurden zwar seine „Defensio" und sein „Iconoclastes" von Henkershand verbrannt, er selbst aber blieb ungekränkt und wendete sich nun wieder der Dichtung zu. Bereits 57 Jahre alt vollendete er 1665 sein berühmtes Gedicht „The paradise lost", für welches er erst nach zwei Jahren einen Verleger fand, der ihm 10 Pfd. Sterl. zahlte! (erste Ausg., Lond. 1667, 4.; deutsch von Bodmer, Zür. 1732; von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823; und von Kottenkamp, 2. Aufl., Pforzh. 1842). Unwahr ist die Angabe, daß dieses Gedicht lange Zeit vernachlässigt worden sei, ehe es sich habe Bahn brechen können, denn bereits in den ersten elf Jahren waren über 3000 Abdrücke verkauft. Dasselbe ist mehr dramatisch als episch angelegt und empfiehlt sich durch Schönheit, Kraft und Adel der Sprache und herrliche Schilderungen, unter denen

die des Satans und der gefallenen Engel einerseits, und die von Adam und Eva andererseits obenan stehen. Im J. 1671 ließ M. das „Paradise regained" folgen, das bei großen Schönheiten doch dem „Paradise lost" nachsteht. Sein Trauerspiel „Samson agonistes", das zu gleicher Zeit erschien, ist als Trauerspiel verfehlt. Auch einige prosaische Schriften erschienen noch von ihm, die aber nicht von Bedeutung sind. Er starb am 8. Nov. 1674. Freundlich und wohlwollend im geselligen Verkehr, war er um so heftiger im Streite. Seine Werke sind wiederholt gesammelt; die dichterischen von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde., Lond. 1824) und Todd (neueste Aufl., 4 Bde., Lond. 1842); die prosaischen von Fletcher (Lond. 1833) und die sämmtlichen Werke ebenfalls von Fletcher (Lond. 1834 und 1838). Eine Lebensbeschreibung von ihm lieferten Hayley (Lond. 1796) und Ivimey (Lond. 1833). Eine deutsche Übersetzung der „Sämmtlichen dichterischen Werke" begann A. Böttger (Lief. 1 und 2, Lpz. 1843). Die Echtheit von M.'s 1825 in der Handschrift aufgefundenem Werke „De doctrina christiana" (herausgegeben von Sumner, Lond. 1826; abgedruckt Lpz. 1827) ist vielfach in Zweifel gezogen worden.

Milutinowitsch (Simeon), serbischer Dichter, wurde am 3. Oct. 1791 alten Stils zu Sarajewo in Bosnien geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Nur mühsam und unter vielen Beschwerden erwarb er sich in Belgrad, wohin seine Ältern vor der Pest geflohen waren, und auf dem Gymnasium zu Karlowicz einige Bildung. Von der letzten Anstalt verwiesen, erhielt er 1806 eine Schreiberstelle bei der Staatskanzlei zu Belgrad, die er bis 1813 versah. Während des darauf eintretenden Aufstandes der Serbier irrte er meist unstät umher; bald war er Schreiber des serb. Bischofs, bald unter versprengten Scharen, endlich wurde er sogar Gärtnergehülfe bei einem Türken in Widdin. Nach Belgrad zurückgekehrt, übernahm er eine Zeit lang eine Stelle bei dem Bruder des Fürsten Milosch; dann reiste er nach Bessarabien, um seine Ältern wiederzusehen. Die walachisch-griech. Unruhen, die indessen ausgebrochen waren, verhinderten seine Rückkehr nach Serbien; er mußte bleiben und im Genusse einer Unterstützung von Seiten des russ. Kaisers widmete er sich nun den Musen. Damals dichtete er seine „Serbianka", eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte, in denen der Aufstand der Serbier mit Wärme und Treue geschildert wird. Dann ging er 1825 nach Leipzig, wo er nicht nur dieses Gedicht (4 Bde., 1826), sondern auch noch zwei andere Gedichtsammlungen „Nekolike pjesnice stare" (1826) und „Zorica" (1827) erscheinen ließ. Glühende Vaterlandsliebe, Wärme des Gefühls, kühne Originalität in Bild und Ausdruck charakterisiren diese Gedichte. In Leipzig suchte M. zugleich eine höhere Bildung sich zu verschaffen und besuchte die Vorlesungen an der Universität; auch bot er Wilh. Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila" hülfreiche Hand. Im J. 1827 begab er sich, da er nach Serbien nicht gehen konnte, nach Montenegro, wo ihn der Metropolit Petrowitsch gastfreundlich aufnahm und ihm Muße gewährte, eine neue reiche Sammlung serb. Volkslieder anzulegen, die dann mit dem Titel „Volkslieder der Montenegriner und herzegowiner Serben" unter der persönlichen Leitung M.'s in der Originalsprache 1837 in Leipzig gedruckt wurde, wo M. auch seine in serb. Sprache verfaßte „Geschichte Serbiens in den J. 1813—15" erscheinen ließ.

Milz (lien oder splen) nennt man die große Blutdrüse (s. Drüsen), welche in der linken Seite des Unterleibes eine solche Stellung einnimmt, daß sie nach oben an das Zwerchfell (s. d.), nach unten an den Grimmdarm (s. Darm) und die linke Nebenniere (s. Nieren), nach rechts an den Magen (s. d.) grenzt und an den übrigen Seiten frei liegt. Sie hat eine fast halb eirunde Gestalt, und von der äußern und innern Fläche, die man an ihr unterscheidet, ist die erstere convex, die letztere, welche sich an den convexen Magengrund anlegt, leicht concav. Beide sind mit Ausnahme einer Stelle (hilus lienalis), wo die Milzgefäße ein- und austreten, von dem Bauchfelle (s. Bauch) mittels Einstülpung überzogen, und das ganze Organ wird durch verschiedene Verdoppelungen oder Falten dieses Überzuges, welche die sogenannten Milzbänder bilden, an den Magen und an das Zwerchfell angeheftet und so in seiner Lage erhalten, muß aber auch deshalb den Bewegungen dieser Theile folgen. Die Milz besteht aus einer sehr weichen breiigen Masse, welche von einer großen Anzahl höchst fein sich verästelnder Blut- und Lymph-

gefäße und einer im Vergleich zu andern Organen geringen Menge von Nerven durchzogen wird. Größe und Gewicht der Milz sind sehr verschieden; durchschnittlich beträgt erstere 9—15 Kubikzoll und letzteres 8—10 Unzen; die Farbe ist gewöhnlich dunkelroth. Anlangend die Bestimmung der Milz, so gibt es viele Meinungen darüber, aber durchaus noch keine hinreichenden Beweise für die Richtigkeit einer derselben. Mit Sicherheit kann man nur annehmen, daß die Milz einen Einfluß auf die Verdauung ausübe. Unter den räthselhaften und noch nicht erforschten Krankheiten der Milz ist die Milzentzündung (lienitis) fast die einzige, welche feste Stützpunkte für die Behandlung darbietet. Die Meinung, daß die Verrichtung der Milz eine sehr untergeordnete, zum Leben nicht durchaus nothwendige sei, scheint allerdings dadurch ihre Bestätigung zu finden, daß dieses Organ beim Embryo sich erst ziemlich spät entwickelt, daß es nur bei den Wirbelthieren gefunden wird und daß man es oft schon bei Thieren gänzlich exstirpirt hat, ohne daß bedeutendere Störungen in den Functionen der Unterleibseingeweide darauf folgten. Vgl. Heusinger, „Über den Bau und die Verrichtung der Milz" (Eisenach 1817), und Giesker, „Anatomisch-physiologische Untersuchungen über die Milz des Menschen" (Zür. 1835).

Milzbrand oder Milzseuche ist eine höchst gefährliche Krankheit, besonders des Rindviehs. Sie charakterisirt sich durch eine eigenthümliche Veränderung der Blutmasse mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde, außerdem aber durch eine große Veränderlichkeit ihrer Symptome und kommt vorzugsweise in der heißen Jahreszeit und in sumpfigen Gegenden vor, weshalb sie auch den Namen Sommerseuche und Sumpffieber erhalten hat. Sie befällt vorzugsweise die am besten genährten und kräftigsten Thiere und tödtet in der Regel schnell. Durch innige Berührung wird sie für alle Thiere ohne Ausnahme ansteckend und unter gewissen Umständen selbst dem Menschen gefährlich. Die Erscheinungen, unter denen sich der Milzbrand darstellt, sind sehr mannichfaltig; doch unterscheidet man bei Rindern hauptsächlich drei Formen desselben: den sehr schnell verlaufenden Milzbrand, bei welchem die Thiere meist plötzlich todt zu Boden stürzen; den langsamer verlaufenden Milzbrand, der gewöhnlich 24 Stunden, oft aber auch acht Tage und länger dauert, ehe der Tod erfolgt; und den Brand, bei welchem sich Knoten und Beulen bilden, und der deshalb auch Knotenkrankheit, Karbunkelkrankheit, Beulensucht genannt wird. Ein der letzten Krankheitsform nahe verwandtes Leiden ist der Zungenkrebs oder die milzbrandige Maulseuche der Rinder. Bei Pferden, Schafen und andern Thieren ist der Milzbrand in den Erscheinungen anders gestaltet als bei den Rindern. Pferde beginnen gleich im Anfange der Krankheit heftig zu fiebern und fallen gewöhnlich binnen acht Tagen. Schafe, bei denen der Milzbrand unter der Benennung Blutseuche, Blutstaupe oder Blutkrankheit vorkommt, bleiben plötzlich wie erstarrt stehen, verfallen in Zuckungen und sterben unter typhösen Erscheinungen. Wesentlich tragen zur Entstehung des Milzbrandes bei anhaltende Dürre mit abwechselnd schwülen und kalten Tagen, das Weiden auf überschwemmt gewesenen Triften, der Genuß verschlämmten und verdorbenen, mit Mehl- oder Honigthau verunreinigten Futters, sowie gährenden, faulenden Wassers, plötzliche Änderung der Fütterung und Mangel an reinem Wasser. Ist die Krankheit ausgebrochen, so müssen die erkrankten Thiere von den gesunden getrennt, abgesondert von eigenen Wärtern gepflegt und, wenn sie gefallen sind, nebst Allem, was etwa mit ihren Auswurfsstoffen beschmuzt ist, sorgfältig vergraben werden. Die gesunden Thiere aber müssen gesundes Futter, reines und gesalzenes Wasser erhalten, auf andere Weiden, auch ein- oder zweimal täglich ins Wasser gebracht werden. In neuester Zeit heilt man den Milzbrand bei Rindvieh und Schafen mit Brechweinstein, dem man gepulverte Altheewurzel und Terpenthinöl zufügt, auch durch Anthracin in homöopathischer Weise. Der Genuß des Fleisches des am Milzbrande gefallenen Viehes hat tödtliche Folgen. Menschen, welche mit milzbrandigen Thieren umzugehen haben, müssen sehr vorsichtig sein, um nicht angesteckt zu werden.

Milzen oder Milzenen heißen die in dem gleichnamigen Gaue der Oberlausitz bis nach Görlitz hin seßhaften slaw. Bewohner, die 929 vom Könige Heinrich I. unterworfen und tributpflichtig gemacht wurden. Schon 1002 wurde die Gegend wieder von dem

Herzoge Boleslaw erobert, und Polen behauptete sich nun im Besitze derselben, bis Kaiser Konrad II. im J. 1032 sie auf immer mit Deutschland verband.

Mimen nannten die Alten im Allgemeinen kleine Dramen oder dramatische Spiele, die, ohne kunstgemäße Ausbildung, zunächst den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben, oft nur aus einzelnen, namentlich komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, bestanden und vorzugsweise bei heitern Gastmählern vorgestellt wurden. Besonders aber versteht man darunter eine vom Syrakusaner Sophron, um 420 v. Chr., und dessen Sohn Xenarchos ausgebildete dramatische Dichtungsart, welche dialogisirte Lebensgemälde oder Darstellungen menschlicher Sitten und Leidenschaften bald in ernster bald in komischer Weise enthielt und zwar nur in dorischer Prosa, aber mit gewissen rhythmischen Abschnitten verfaßt war. Diese Mimen des Sophron, die der Philosoph Platon eifrig studirte, blieben nicht ohne Einfluß auf den Sokratischen Dialog und fanden bei Theokrit (s. d.) Nachahmung, namentlich in dessen „Adoniazusen". Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch Ausgelassenheit und schonungslosen Scherz das Volk belustigten; erst nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. In der Verfertigung solcher Mimen zeichneten sich bei den Römern vorzüglich aus Decimus Laberius (s. d.) und sein Zeitgenosse Publius Syrus (s. d.). Nicht nur die Künstler, welche solche Mimen aufführten, sondern auch die Schauspieler überhaupt, die besonders niedrig-komische Charaktere durch Declamation und Geberden darstellten, hießen ebenfalls Mimen und unterschieden sich von den Pantomimen (s. d.) dadurch, daß diese die Gedanken, Empfindungen und Handlungen nur durch Geberdenspiel ausdrückten. Die Verfasser oder Dichter der Mimen aber nannte man Mimographen. Vgl. Ziegler, „De mimis Romanorum" (Gött. 1789).

Mimik ist die Kunst, durch Mienen (s. d.) und Geberden die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie ist in gewissem Umfange dem Redner wichtig und unentbehrlich (s. Declamation); ihren größten Wirkungskreis aber erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich meist auf der Schaubühne zeigt. (S. Action.) Eine selbständige, aber in Hinsicht ihres Inhalts beschränktere Art der Mimik ist die Pantomimik. (S. Pantomime.) Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne plastisch, die der Neuern ist mehr malerisch. Ihre Mimik diente nämlich, wie die der Römer, zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, namentlich auch durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Übrigens war dieselbe mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; vor Allen war Roscius (s. d.) berühmt. Selbst noch gegenwärtig haben die Italiener ein ausgezeichnetes mimisches Talent, welches sich hauptsächlich in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde sehr unterstützt wurde. Vgl. Engel, „Ideen zu einer Mimik" (2 Bde., Berl. 1785) und über die Mimik des Redners insbesondere Cludius, „Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit" (Hamb. 1792).

Mimnermus, ein berühmter griech. lyrischer Dichter, lebte um 630 v. Chr., als der ältere Zeitgenosse Solon's. Im Flötenspiele sehr erfahren, liebte er die darin ebenfalls ausgezeichnete schöne Nanno, jedoch ohne günstigen Erfolg, daher er seinen tiefen Schmerz darüber in einer Reihe von Elegien auszudrücken suchte, die eine schwermüthige Betrachtung des menschlichen Lebens enthalten, dabei aber nicht frei sind von üppiger Weichheit. Die noch vorhandenen nicht unbedeutenden Bruchstücke dieser erotischen Elegien, die in zwei Bücher getheilt den Namen der Nanno selbst als Aufschrift führten, sind in den Sammlungen von Brunck, Gaisford und Boissonade, zuletzt von Schneidewin im „Delectus poetarum elegiacorum graec." (Gött. 1838) zusammengestellt und erläutert, von N. Bach

(Lpz. 1826) besonders herausgegeben und von Herder in dessen „Zerstreuten Blättern", sowie von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826) trefflich übersetzt worden. Vgl. Schönemann, „De vita et carminibus Mimnermi" (Gött. 1823).

Mimosa sensitiva, s. Sinnpflanze.

Mina (Don Francisco Espoz y), span. Guerrillaführer und General, geb. 1782 in einem kleinen Dorfe bei Pampelona und aus einer wohlhabenden Familie stammend, lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit, bis er nach seines Neffen Don Xaverio Mina's (s. d.) Gefangenschaft durch die Franzosen im J. 1811 die Führung des von diesem geworbenen Guerrillahaufens übernahm. Tapfer, unermüdlich, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, wußte er im kleinen Kriege die Streitkräfte der Feinde auf alle Weise zu schwächen und bald sich zum Schrecken der Franzosen und ihrer Anhänger zu machen. Die Centraljunta ernannte ihn noch im J. 1811 zum Obersten und die Regentschaft zu Cadiz zum Brigadier und 1813 zum Marechal del Campo. Er stand 1813 an der Spitze von 11000 M. Fußvolk und 2500 Reitern, wovon der eine Theil Pampelona einschließen, der andere Saragossa, Monzon und andere Orte erobern half. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. bemühte er sich vergebens, den König zur Berufung der Cortes zu bewegen, und wurde außer Activität gesetzt. Mit seinem Neffen machte er im Sept. 1814 den Versuch, die Constitution von 1812 wiederherzustellen, sah sich aber wegen der Muthlosigkeit seiner Guerrillas genöthigt, nach Frankreich zu flüchten, wo sich Ludwig XVIII. seiner Auslieferung widersetzte und ihm ein Jahrgeld gewährte. Napoleon's Anträge nach dessen Rückkehr von Elba lehnte er ab und ging nach Genf. Nach der zweiten Restauration lebte er ruhig in Frankreich. Als aber 1820 das span. Heer in Cadiz die Fahne des Aufstandes erhob, eilte er nach Navarra, sammelte seine Guerrillas und zog gegen Pampelona, wo bereits die Constitution angenommen war. Hierauf wurde er 1821 Generalcapitain von Navarra, machte sich aber hier durch seine strenge militairische Verwaltung viele Feinde und erhielt deshalb den Oberbefehl in Galicien. Da er auch hier mit gleicher Strenge verfuhr, so wurde er im Dec. 1821 nach Siguenza verwiesen. Doch nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Juli 1822 erhielt er als Generalcapitain von Catalonien den Oberbefehl gegen die sogenannte Glaubensarmee, die bereits eine Regentschaft in Seu d'Urgel eingesetzt hatte. Furcht und Schrecken vor sich verbreitend durch die grausame Strenge, mit der er gegen die Anhänger des Absolutismus verfuhr, erfocht er am 29. Nov. 1822 über die Glaubensarmee einen vollständigen Sieg. Im J. 1823 zum Generallieutenant ernannt, führte er nach dem Einrücken der Franzosen in Catalonien den kleinen Krieg gegen diese in der meisterhaftesten Weise, bis er, überzeugt daß ein längerer Widerstand vergeblich sei, die Stadt Barcelona auf günstige Bedingungen im Nov. 1823 dem Marschall Moncey übergab und am Bord eines franz. Schiffes sich nach England einschiffte. Abwechselnd lebte er nun in England und Frankreich, bis er nach der franz. Julirevolution sich an die Spitze span. Flüchtlinge stellte und mit ihnen im Oct. 1830 die Pyrenäen überschritt. Doch die Zwietracht unter der constitutionellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Mit seinen Anhängern geschlagen, erreichte er als ein Hauptgegenstand der Verfolgung nur unter Beschwerden und Gefahren der furchtbarsten Art die franz. Grenze, wo er entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht wurde. Nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs in den baskischen Provinzen begab er sich wieder in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Bayonne. Die Königin Christine amnestirte ihn, setzte ihn in seinen alten Rang wieder ein und ernannte ihn am 23. Sept. 1834 zum Oberbefehlshaber der span. Nordarmee und zum Generalcapitain von Navarra. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst am 30. Oct. in Pampelona eintreffen, wo er am 4. Nov. das Commando übernahm und eine Proclamation erließ, die aber keine Begeisterung für ihn hervorrief. Unfähig, den Befehl im Felde selbst zu führen, konnte er gegen den karlistischen General Zumala-Carreguy so wenig, wie sein Vorgänger im Commando etwas ausrichten; wohl aber fachte er durch die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger der Insurrection und durch grausame Tagesbefehle den Bürgerkrieg immer heftiger an. So sah er sich genöthigt, am 18. Apr. 1835 das Commando niederzulegen, das nun an seiner Stelle der Kriegsminister General Valdez übernahm. Zur

Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er zunächst nach dem franz. Gesundbrunnen Cambo und dann nach Montpellier. Unter Mendizabal wurde er im Oct. 1835 wieder Generalcapitain in Catalonien und starb zu Barcelona am 26. Dec. 1836.

Mina (Don Xaverio), span. Guerrillaführer, geb. 1789 in Obernavarra, der Neffe des Vorigen, studirte in Saragossa Theologie, als der erste Einbruch der Franzosen in Spanien im J. 1808 erfolgte. Liebe zum Vaterlande bewog ihn, einen Guerrillahaufen zu sammeln, an dessen Spitze er mehre kühne Unternehmungen gegen die Franzosen ausgeführt, aber auch durch die Grausamkeiten, welche seine Leute verübten, allgemeines Schrecken verübt hatte, als er 1811 von den Franzosen gefangen und nach Frankreich transportirt wurde. Erst nach Napoleon's Sturze durfte er nach Spanien zurückkehren, wo er mit seinem Onkel den Versuch machte, die Verfassung von 1812 wiederherzustellen, und nach dem Mislingen desselben nach Frankreich flüchtete. Hier verhaftet, bald aber wieder in Freiheit gesetzt, schiffte er sich dann nach England ein, wo er von der Regierung einen Jahrgehalt erhielt und durch Unterstützung anderer Gleichgesinnter in den Stand gesetzt wurde, sich nach Mexico einzuschiffen, um dort gegen Spanien zu kämpfen. Im Nov. 1816 angelangt, begann er im Apr. 1817 an der Spitze eines kleinen Haufens den Kampf. Zwar mehrte sich die Zahl seiner Anhänger sehr bald durch Creolen und Indianer; doch an Zucht und Ausdauer waren sie nicht zu gewöhnen. Nur unter großen Beschwerden gelang es ihm, durch Überfälle kleine Vortheile zu erringen. Endlich durch einen treulosen Freund verrathen, fiel er in die Gewalt der Spanier und wurde am 13. Nov. 1817 erschossen.

Miñano y Bedoya (Sebastian de), span. Politiker, Historiker und Geograph, geb. 1779 zu Bezerril de Campos, in der Provinz Palencia, wurde von seinen Ältern nach Salamanca gesendet, um die Rechtswissenschaften zu studiren, widmete sich aber aus großer Neigung gegen den Willen derselben ganz insgeheim medicinischen Studien, und wurde, als diese solches erfuhren, in dem Hause des Cardinal-Erzbischofs von Toledo untergebracht. Dieser bestimmte ihn 1795 zum Erzieher und Begleiter des zum geistlichen Stande bestimmten Sohnes des Infanten Louis de Bourbon, den er, nachdem er inzwischen auch seine juridischen Studien vollendet und den Doctorgrad erhalten hatte, als Secretair nach Sevilla begleitete, wo dieser Erzbischof geworden war. Hier und später in Madrid trat er in enge Verbindung mit mehren ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern und bildete sich dadurch zum Schriftsteller. Für seine wichtigen Dienste beim Ausbruche des Gelben Fiebers in Sevilla im J. 1800 erhielt er eine Präbende an dem Domcapitel von Sevilla, das ihn bald darauf zu seinem Geschäftsträger in der Residenz ernannte. Im J. 1804 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er nun bis 1812 blieb. Als 1810 das Domcapitel dem neuen Monarchen den Eid der Treue leisten sollte, legte er seine Stelle nieder. Deshalb verdächtig, wurde er unter dem Vorwande, mit dem damaligen Regenten von Cadiz, dem General Castaños, in geheimer Verbindung zu stehen, verhaftet und erst nach sechs Wochen, in Folge der einflußreichen Verwendung seines Freundes Morales, wieder freigelassen. Trotzdem sah M. in der franz. Invasion und Administration gar kein Unglück für sein Vaterland, das dadurch von so vielen Misbräuchen sich befreien konnte, und wurde deshalb sogar für einen Afrancesado gehalten. Doch war seine Auswanderung nach Frankreich im J. 1814 eine freiwillige, ebenso wie seine Rückkehr im J. 1816 nach Madrid, um auf seine Präbende in Sevilla zu verzichten und eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens zu verlangen, die ganz zu seinen Gunsten ausfiel. Er sollte wieder seine Stelle in Sevilla einnehmen, lehnte dies jedoch ab und zog es vor, in Madrid zu bleiben, um sich ganz literarischen Beschäftigungen zu widmen. Bei dem Ausbruche der Contrerevolution in den J. 1820 und 1823 trat er als Verfechter der Cortesverfassung und der constitutionellen Einrichtungen auf, und schrieb die satirischen „Cartas del pobrecito holgazan", die ungeheures Aufsehen in Spanien und Amerika machten, die beiweitem gemäßigtern „Cartas del Madrileño", und die „Cartas de don Justo Balanza", in welchen allen er sich zugleich als einen classischen Prosaisten bewährte. Gleichzeitig schrieb er zu gleichem Zwecke den mit Beifall aufgenommenen „Discurso sobre la libertad de imprenta" und „Los usos y derechos imprescriptibles del pueblo soberano por excelencia". Um so mehr mußte es auffallen, als M. nach der zweiten Restauration und seiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich

mit seiner franz. geschriebenen „Histoire de la révolution espagnole, pendant les années 1820 et 1823, par un témoin oculaire" (Par. 1825) auftrat, worin er dieselbe Sache, die er selbst so warm vertheidigt, ebenso leidenschaftlich angriff, und auch in seinem „Exámen crítico de las revoluciones en España durante los años de 1820 y 1823 y la de 1836" (2 Bde., Par. 1838, 4.) sich zum Vertheidiger des sogenannten aufgeklärten Despotismus machte. Das einzige rein wissenschaftliche und unter seinem Namen erschienene Werk ist der „Diccionario geográfico y estadístico de España y Portugal" (11 Bde., Madr. 1826—28, 4.), den er auf Auffoderung der königlichen Akademie der Geschichte, deren Mitglied er ist, und als Fortsetzung des von ihr begonnenen geographischen Wörterbuches, das sich blos auf die baskischen Provinzen beschränkte, unternahm und der trotz aller Mängel Anerkennung verdient.

Mincio, ein schiffbarer Fluß im Mailändischen, entspringt in Tirol und führt anfangs den Namen Sarca, geht unter diesem in den Gardasee, den er als Mincio wieder verläßt, und fällt unweit Mantua in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet. Geschichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht am 25. und 26. Dec. 1800 zwischen den Franzosen unter Brune und den Östreichern unter Bellegarde, in welcher die Erstern den Sieg davon trugen und über 4000 Östreicher zu Gefangenen machten.

Mind (Gottfr.), in der Schweiz der Berner Friedli genannt, in der Kunst der Katzenrafael, weil seine Katzenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, wurde 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Schreiner und Formschneider aus Liptsch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als ein armer, ganz vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftzeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. Ein Kretin, in Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Katzen. Auch ergötzte er sich sehr an den Bären im Bärengarten zu Bern, die eine besondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, sobald er sich am Graben sehen ließ. Er starb zu Bern nach einem sehr jammervollen Leben am 7. Nov. 1814. Außer Katzen und Bären zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen wahrhaft geistreich und ergötzlich. Er zeichnete selten nach der Natur oder er that es nur mit wenigen Strichen; seine Einbildungskraft war so stark, daß, wenn er etwas genau betrachtet hatte, dieses seinem Gedächtniß sich so fest einprägte, daß er es zu Hause und oft geraume Zeit nachher auf das genaueste wiederzugeben vermochte. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft. Viele derselben sind täuschend copirt. Zehn Blätter Katzengruppen nach M. lithographirt erschienen 1827 in Leipzig; auch Brodtmann lithographirte sechs Blätter Katzengruppen und zehn Blätter Kinderspiele nach M., und Joh. F. Hegi radirte vier Blätter Katzen.

Mindelheim, eine ehemalige Herrschaft im Schwäbischen Kreise Deutschlands, umfaßte 7 □M. mit gegenwärtig 20000 E. und der gleichnamigen Stadt von 2600 E. Sie gehörte in früherer Zeit den Herzogen von Teck, kam dann durch Aussterben an die Rechberge und Freundsberge und 1612 an Baiern. In Folge der Achtserklärung des Kurfürsten von Baiern wurde sie 1706 dem zum deutschen Reichsfürsten erhobenen Marlborough (s. d.) in Lehn gegeben, der sie im rastadter Frieden von 1714 wieder an Baiern zurückgeben mußte. Nach dem Ableben des letzten Kurfürsten von Baiern wurde sie 1778 zwar von Östreich in Besitz genommen, im folgenden Jahre aber an die Pfalz abgetreten.

Minden, auch unter dem Namen Preußisch-Minden, zum Unterschiede von dem hannov. Münden (s. d.), bekannt, die befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westfalen, liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt und wodurch die sogenannte Porta Westphalica gebildet wird. Über die Weser führt eine 600 F. lange und 24 F. breite steinerne Brücke. Die Stadt ist zwar

größtentheils massiv gebaut, hat aber sehr altmodische Häuser und enge unregelmäßige Straßen; einen schönen öffentlichen Platz bildet der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Von den sechs Kirchen, worunter drei katholische und drei evangelische, zeichnet sich die schöne goth. Domkirche aus, unter den übrigen Gebäuden die neue Caserne. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 9000. Das Domcapitel begreift sowol katholische als evangelische Mitglieder. Ferner gibt es daselbst ein Gymnasium seit 1530 und ein Schullehrerseminarium, ein freiweltliches protestantisches Fräuleinstift, eine Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Cultur, gegründet 1825, und mehre wohlthätige Vereine. Neben Leder-, Tabacks- und Tuchfabrikation ist besonders die Zuckersiederei beträchtlich; auch hat die Stadt lebhafte Schiffahrt und bedeutenden Speditionshandel auf der Weser. Die Festungswerke wurden seit 1816 wiederhergestellt und verstärkt. Schon zur Zeit Karl's des Großen war M. eine nicht unbedeutende Stadt. Mehre deutsche Kaiser hielten daselbst Residenz, auch wurden daselbst mehre Reichstage, wie 1026 vom Kaiser Konrad II., gehalten. Wegen Einführung der Reformation im J. 1529 wurde die Stadt 1538 geächtet und 1547 vom Kaiser Karl V. erobert. Ein Gleiches geschah im Dreißigjährigen Kriege 1626 durch Tilly und 1634 durch den Herzog Georg von Lüneburg. Im J. 1757 von den Franzosen besetzt, wurde sie im nächsten Jahre von den hannov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marschall Broglie eingenommen. Kurz darauf, am 1. Aug., fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt. Aus seiner vortheilhaften Stellung am linken Ufer herausmanoeuvrirt, hatte Contades westlich von M. bei dem Dorfe Todtenhausen sein 85000 M. starkes Heer zum Kampfe aufgestellt, die Cavalerie in der Mitte, die Infanterie an beiden Seiten, während die Schlachtordnung des Herzogs die umgekehrte war. Als nun nach viermaligem heftigen Angriff die franz. Cavalerie die Flucht ergriff, kam auch die Infanterie in Unordnung und mußte, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, den Rückzug über die Barthe antreten. Sie that es, von Broglie gedeckt, in ziemlicher Ordnung, weil der engl. Lord Sackville den ihm zweimal gegebenen Befehl des Herzogs, mit der Reiterei anzugreifen, nicht befolgte. Dessenungeachtet verloren die Franzosen 8000 M., mit Einschluß von 3000 Gefangenen, und 25 Geschütze und mußten in Folge dieser Niederlage alle den Verbündeten gehörige Länder räumen. Letztern kostete dieser Sieg nur 2000 M. — M. gehörte mit unter die acht von Karl dem Großen gestifteten Bisthümer im Sachsenlande. Bischof Ludwig erlangte 1332 durch Kaiser Ludwig das Recht, das Stift und dessen Besitzungen als freies Herzogthum zu besitzen und darin ein Freigericht nach Art der Fehm zu errichten. Dasselbe umfaßte 24 □M. und etwa 70000 E. In dem westfäl. Frieden wurde das Stift 1648 säcularisirt und als Entschädigung für die abgetretenen pommerschen Lande als Fürstenthum an Kurbrandenburg gegeben, das es 1807 an das neuerrichtete Königreich Westfalen abtreten mußte. Nach der Auflösung dieses Königreichs kam es 1814 wieder an Preußen und bildet gegenwärtig nebst den Fürstenthümern Paderborn und Korvei, den Grafschaften Ravensberg und Rietberg und der Herrschaft Rheda den Regierungsbezirk M., der auf 95¾ □M. gegen 460000 E. zählt.

Minderherrschaften hießen sonst in Schlesien diejenigen Mediatherrschaften, deren Besitzer alle Rechte des Standesherrn theilten, aber nicht auf den Fürstentagen erscheinen durften. Jetzt ist die Sache ohne Bedeutung, da Fürstentage nicht mehr abgehalten werden, an den Provinziallandtagen aber alle Herrschaftsbesitzer Theil haben.

Mine, eine griech. Münze, s. Münzen.

Mine nennt man im Allgemeinen jede Vorrichtung, um den Einsturz von Mauerwerk oder Zerklüftung von Gestein durch Untergraben oder Sprengen mit Pulver zu bewirken, sowie auch um durch die Gewalt des Pulvers eine Vertiefung in der Erde, den Trichter, zu erhalten und als Deckung gegen feindliches Feuer zu benutzen. Die Mine besteht gewöhnlich in einem Stollen, dem Minengange, an dessen Ende in frühern Zeiten die einzustürzende Mauer untergraben und mit Holzwerk unterstützt wurde, welches man sodann verbrannte; seit der Anwendung des Pulvers wird aber am Ende des Minengangs die Kammer angelegt, mit Pulver gefüllt und verdämmt, damit die Mine nicht ausblase,

d. h. ohne Wirkung bleibe. Die Entzündung der Ladung erfolgt entweder durch eine bis zum Minenherde rückwärts geleitete Zündwurst oder durch galvanische Leitung mittels des elektrischen Funkens. Die Größe der Ladung muß mit der kürzesten Widerstandslinie, d. h. mit der Entfernung der Kammer von der Erdoberfläche, zunehmen und vermehrt werden, wenn man einen größern Durchmesser des Trichters haben will; auch zeigt die Erfahrung, daß die Verdämmung wegfallen kann, wenn die Ladung hinreichend verstärkt wird. Erlauben es die Verhältnisse, so kann man auch einen senkrechten Schacht abteufen und neben seinem untern Ende die Kammer anlegen, und so entsteht die Schachtmine. Die Minen werden sowol zur Sprengung von Erzen, Steinen u. s. w. in Bergwerken, als zur Demolirung von eroberten Festungswerken, Brücken und Magazinen gebraucht, finden aber ihre vorzüglichste Anwendung im Festungskriege. Dem belagernden Mineur geht der Belagerte mit Contreminen entgegen, wozu gewöhnlich schon gemauerte Minengänge oder Galerien vorhanden sind. Die Seitengänge, welche nothwendig werden, um sich den feindlichen Gängen zu nähern, heißen Zweige (rameaux). Stößt ein solcher auf einen feindlichen Gang, so entsteht ein Kampf unter den Mineuren; der sich zurückziehende Theil bewirkt durch Stinkkugeln (Schwefel mit Hornspähnen vermischt) einen Dampf, der ihn vor weiterer Verfolgung schützt. Wo möglich aber vermeidet man dieses Zusammentreffen. Der Belagerte sucht neben den Gang des Angreifenden zu kommen, ladet schnell seine Mine mit wenig Pulver, sodaß nur der feindliche Gang eingedrückt oder gequetscht wird, und daher der Name Quetschminen (camouflets). Eine stärkere Ladung würde einen Trichter hervorbringen, den der Belagerer sogleich mit Schanzkörben krönen und sich daselbst decken könnte. Der Minenkrieg ist einer der gefährlichsten Theile des Belagerungskriegs; zur Gewinnung von Zeit können die Minengänge nur sehr schmal und niedrig gemacht und müssen mit Holz ausgesetzt werden, eine Arbeit, welche so anstrengend ist, daß die Leute wenigstens alle sechs Stunden einer Ablösung bedürfen. Nicht selten fallen auch Verschüttungen vor. Der Pulverdampf hält sich in der Erde einer gesprengten Mine mehre Stunden lang und es ist lebensgefährlich, daselbst die Arbeit sogleich wieder zu beginnen. Fladderminen werden vor Feldverschanzungen angelegt, oft zwei, auch drei übereinander, sodaß der Feind, welcher den Platz betritt, mehr als einmal ihrer Wirkung ausgesetzt ist. Sie werden nur mit wenig Pulver geladen; oft gräbt man auch nur große Bomben auf geringe Tiefe ein und entzündet die Fladderminen durch eine Zündwurst. Die erste Anwendung der Minen soll 1487 in Italien gemacht worden sein. Besonders berühmt ist der Minenkrieg bei Schweidnitz im J. 1762; außerdem haben ihn die Russen gegen türk. Festungen und die Östreicher gegen Valenciennes im J. 1793 und an andern Orten angewendet.

Minelli oder Min-Elli (Joh.), geb. 1625 zu Rotterdam, gest. 1683 als Rector der Schule daselbst, besorgte, von einer großen Anzahl röm. Classiker, namentlich von denen, die man damals auf den Schulen zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen, meist sehr oberflächlichen Anmerkungen, die bald auch bei bequemen Lesern im Auslande so großen Beifall fanden, daß in der Folgezeit von Andern sehr viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem Titel die Worte „ad modum Minellii", d. h. nach der Art und Weise M.'s, als Aushängeschild führten. Namentlich geschah dies in Deutschland durch den pseudonymen Germanicus Sincerus und einen gewissen Juncker. Da diese letztern Ausgaben in ihren Anmerkungen fast nichts als Umschreibungen oder wörtliche Übersetzungen des Textes darboten und deshalb bei den Schülern großen Eingang fanden, so wurde der Ausdruck ad modum Minellii sprüchwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit Eselsbrücke (s. d.).

Mineralien nennt man alle als Bestandtheile der Erdrinde natürlich vorkommenden Körper. Obgleich man in der Regel die eigentliche Erdschicht, welche sich durch Zersetzung der Gesteine und durch die Einwirkungen der Vegetation bildet, nicht unter den Mineralien zu begreifen pflegt, so läßt sich doch nicht behaupten, daß jedes Mineral durchaus unorganischen Ursprungs sein müsse, da man die fossilen Kohlen, den Bernstein, das Erdharz und andere Reste früherer organischer Körper unzweifelhaft zu den Mineralien rechnet. Die Mineralien können aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden und fallen daher sehr verschiedenen Disciplinen anheim. Zuerst nämlich kann es sich handeln um das Vorkommen derselben, d. h. theils um die Größe der Massen, in welchen sich

die Mineralien finden, die Vertheilung und Lagerung derselben und ihre gegenseitige räumliche Verbindung untereinander. Dieses ist der Hauptsache nach Gegenstand der Geognosie (s. d.). Da sich diese aber nicht auf die Darstellung der Schichtungs- und Altersverhältnisse, die Lehre von der Bildung der Gebirge, der Entstehung und Veränderung der Gänge und sonstigen Lagerstätten jener Mineralien, die keine größern Gebirgsmassen zusammensetzen, beschränken kann, sondern sich auch mit den Eigenschaften wenigstens derjenigen Mineralien beschäftigen muß, welche größere Massen zusammensetzen, so streift sie hier in das Gebiet der Mineralogie hinüber. Der Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Mineralien gehört lediglich hierher. Nur im Sinne der Geognosie, welche blos größere Massen betrachtet, kann es sich fragen, ob diese durchaus gleichartig sind oder Gemengtheile darbieten, die, sofern sie sinnlich unterscheidbar sind, jeder für sich eine besondere mineralogische Species bilden und im mineralogischen Sinne einfach sind. Über diese sogenannte petrographische Eintheilung der Felsarten s. Geognosie. Die Veränderungen, welche die Felsarten durch Verwittern allein erleiden, betrachtet die Geognosie, insofern sie die Erdoberfläche verändern; zur Bodenkunde (s. d.) aber gehören sie, insofern sie im Verein mit der Einwirkung der Vegetation die fruchttragende obere Schicht der Erde, die Ackerkrume (s. d.), bilden. Die technisch-mechanische Benutzung der Mineralien fällt der Lithurgik (s. d.), die chemische Benutzung der Hüttenkunde (s. d.) und andern Zweigen der chemischen Technologie anheim. Die vollständige Beschreibung und Kennzeichenlehre der dem Auge als ungemengt oder einfach erscheinenden Mineralien nach ihrer Gestalt, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften ist Sache der Mineralogie (s. d.), die sonach in Verbindung mit dem petrographischen Theile der Geognosie den dritten Haupttheil der beschreibenden Naturgeschichte bildet.

Die Mineralien lassen sich, wie andere Naturkörper, nach der Übereinstimmung der Eigenschaften in Gattungen und Arten ordnen. Die Eigenschaften selbst sind aber dreierlei Art. Die morphologischen Eigenschaften beziehen sich auf die Gestalt und zwar sowol auf die äußere Begrenzung durch Flächen als auf die damit meist im Zusammenhange stehende innere Structur. Der äußern Gestalt nach zerfallen die Mineralien in deutlich krystallisirte, d. h. solche, welche aus deutlich unterscheidbaren einzelnen oder nach bestimmten Gesetzen verwachsenen, durch regelmäßig vertheilte Flächen begrenzten Individuen bestehen, und in unkrystallisirte. Von den eigentlichen Krystallen (s. d.), welche allein als bestimmte mineralogische Kennzeichen und als die werthvollsten anzusehen sind, hat man zu unterscheiden die Afterkrystalle ebenso wol wie die Petrefacten. Letztere haben als mineralogische Formen gar keinen Werth, wol aber in der Geologie. Die unkrystallisirten Mineralien sind entweder krystallinisch, d. h. sie lassen sich als Aggregate vieler kleiner, aber nicht zur völligen Entwickelung gekommener Krystalle erkennen, oder sie sind derb und dicht. Im letztern Falle können sie vollkommen amorph oder gestaltlos, oder erdig sein, aber auch beim Zerbrechen und Zerschlagen noch als Analogon des Krystallinischen eine blätterige, schieferige, faserige, stängliche, körnige Textur oder Structur zeigen. Der Bruch ist insofern ein sehr wichtiges mineralogisches Kennzeichen. Auch die Krystalle zeigen meist in bestimmten Richtungen eine größere Theilbarkeit oder Spaltbarkeit als in andern, und diese Spaltungsflächen oder Blätterdurchgänge sind krystallographisch für Bestimmung der Grundgestalt von großer Wichtigkeit. Unter die physikalischen Kennzeichen der Mineralien gehören die Farbe, eine sehr veränderliche und nur mit Vorsicht zu brauchende Eigenschaft, ferner die Erscheinungen der Lichtbrechung, der Durchsichtigkeit, des Irisirens und Schillerns, endlich der Glanz, eines der wichtigsten Kennzeichen, da der metallische, halbmetallische Glanz, der Perlmutterglanz, Glasglanz und Fettglanz ziemlich constante Erscheinungen sind. Die magnetische Eigenschaft, die Fähigkeit, beim Reiben oder Erwärmen elektrisch zu werden und die Elektricität zu leiten, die Leitungsfähigkeit für Wärme und Ausdehnung durch dieselbe sind sämmtlich physikalische Kennzeichen. Besonders wichtig aber sind noch das specifische Gewicht (s. Schwere) und die Härte (s. d.). Die Fortschritte der Physik haben die Mineralogen jetzt mit einer Menge sinnreicher Instrumente und Methoden zu Prüfung der Mineralien beschenkt. Ein vollständiger Apparat dieser Art muß bestehen aus einem Anlegegoniometer, d. h. einem

Instrument zum Messen der Krystallwinkel durch Anlegen zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Krystallwinkel auf optischem Wege mißt, einem einfachen Mikroskop, einem Hammer und Ambos zum Zerschlagen der Mineralien, einem Apparat zu Bestimmung des specifischen Gewichts, einer Feile sammt Härtescale, einer Davy'schen elektrischen Wage und einer Magnetnadel. So oft man auch versucht hat, blos auf morphologische und physikalische Kennzeichen und namentlich nur auf Krystallform, Härte und specifisches Gewicht Systeme der Mineralien zu gründen, so ist doch gewiß, daß zu vollständiger Charakterisirung eines Minerals noch die chemischen Kennzeichen hinzukommen müssen, die zu schneller Erkennung und Bestimmung oft die brauchbarsten sind. Man muß also wissen, wie ein Mineral chemisch zusammengesetzt sei, woraus sich sein Verhalten gegen chemische Einwirkung ergibt. Handelt es sich um Erkennung der Mineralien, so ist allerdings eine vollständige chemische Analyse dann unerlaßlich, wenn man es mit einem ganz neuen Mineral zu thun hat; bei schon bestimmten Mineralien genügen wenige einfache Versuche. Neben der Anwendung der Mineralsäuren, um die Auflöslichkeit, die Gegenwart von Kohlensäure u. s. w. zu prüfen, ist hier die Probe auf trockenem Wege unentbehrlich, und Berzelius (s. d.) hat durch Ausbildung dieser Methode die Mineralogie unendlich gefördert. Diese Probe auf trockenem Wege besteht aber wesentlich aus zwei Theilen, einmal nämlich in der Erhitzung einer kleinen Probe des Minerals in einem Glasrohre über der Lampenflamme und dann in der Erforschung des Verhaltens vor dem Löthrohre, wobei man das Material entweder für sich auf einer Unterlage von Kohle, oder in Verbindung mit sogenannten Flüssen, d. h. Substanzen, die mit den Mineralien zu Gläsern verschiedener Farbe zusammenschmelzen, oder einigen andern chemischen Reagentien auf einer Unterlage von Platin erhitzt. Vgl. Berzelius, „Die Anwendung des Löthrohrs" (3. Aufl., Nürnb. 1837); Kobell, „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien" (3. Aufl., Münch. 1838) und H. Mayer, „Clavis analytica zu Bestimmung der Mineralien" (Prag 1839).

Mineralogie nennt man den Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit der systematischen Beschreibung der Mineralien beschäftigt. Die wissenschaftliche Behandlung derselben ist schon darum sehr neuen Ursprungs, weil sowol Chemie als Krystallographie erst in neuerer Zeit jenen Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für consequente Durchführung genauer Charakteristiken und auf Gestalt und chemische Constitution gebauter Systeme nöthig ist. Die Alten, z. B. Plinius, kannten nur wenige Mineralien und beschrieben sie unvollständig. Die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung machte Georg Agricola (s. d.) im 16. Jahrh. Indeß sind die Systeme der Schweden Wallerius (1772) und Cronstedt (1758) die ersten, welche diesen Namen verdienen; während der Erstere rein chemisch classificirte, räumte der Zweite auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieser letztern ist das besondere Verdienst Abr. Gottlob Werner's (s. d.), dem wir die sogenannte empirische Methode der Mineralbeschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der streng wissenschaftlichen in Gebrauch ist. Sein System war weder chemisch noch physikalisch consequent; man findet es am ausführlichsten in Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie" (4 Bde., Freib. 1811—18). Allerdings gewannen aber auch erst nach Werner sowol die Chemie als die Krystallographie die gegenwärtige wissenschaftliche Form, und Hauy (s. d.) war der Erste, der seine mathematischen Untersuchungen über Krystallformen zu Aufstellung eines Systems anzuwenden versuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwei wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die einen stellen die morphologischen und physikalischen, die andern die chemischen Kennzeichen (s. Mineralien) an die Spitze. Die erste, sogenannte naturhistorische Methode hat vor Allem Mohs (s. d.) mit seinen Anhängern Jameson (s. d.), Allan, Heidinger u. A. cultivirt und dadurch außerordentlich viel zu Föderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beigetragen. Auch das System von Breithaupt (s. d.) ist ein naturhistorisches. Diesen gegenüber steht mit rein chemischer Classification Berzelius (s. d.), dem von Kobell und Blum sich anschließen. Indeß haben die wichtigen Entdeckungen über den Zusammenhang zwischen Gestalt und Mischung (s. Isomorphismus) nur zu Befestigung der schon längst

von vielen Mineralogen gehegten Ansicht, daß völlige Einseitigkeit verwerflich und eine genügende Classification nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung beider Classen von Kennzeichen zu erreichen sei, beigetragen. Die Systeme von Leonhard (s. d.), Beudant (s. d.), Weiß (s. d.), Naumann (s. d.) u. A. verfolgen sämmtlich diesen Weg mit mehr oder weniger Glück.

Mineralwasser nennt man solche Wasser, in denen eine bedeutendere in denselben aufgelöst enthaltene Menge mineralischer Substanzen sich durch Geschmack, Geruch, Farbe, Gewicht und eigenthümliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus kundgibt. Auch haben sie sehr häufig eine höhere Temperatur als gewöhnliches Quell- und Flußwasser. Die meisten Mineralquellen finden sich in Gebirgsgegenden, dagegen haben die ausgedehnten Steppen und Sandwüsten Asiens und Afrikas fast gar keine. Die Entstehung der mineralischen Quellen hat man theils dem Auslaugen unterirdischer Gebirgslagen, theils der Bildung neuer chemischer Verbindungen der durch das Wasser auf diese Art aufgelösten Mineralien, theils den Wirkungen eigenthümlicher tellurischer Kräfte, besonders der elektromagnetischen, zugeschrieben, allein keine dieser Ansichten kann ausschließend als die richtige gelten, vielmehr hat man wol ein Zusammenwirken dieser drei aufgestellten Ursachen anzunehmen. Allerdings entsprechen die Bestandtheile der Mineralwasser meist den Bestandtheilen des Bodens, welchem sie entspringen, und wenn auch Quellen sehr verschiedener Art nahe beieinander zu Tage kommen, so kann dieser scheinbare Widerspruch darin seine Erledigung finden, daß die eine Quelle tiefern, die andere höhern Ursprungs ist. Überhaupt übt die verschiedene Tiefe des Ursprungs einen bedeutenden Einfluß auf die Mischung und Temperatur einer Quelle aus, indem die von oberflächlichem Ursprunge leichter durch atmosphärische Verhältnisse Veränderungen erleiden, während die tiefern Ursprungs eine innigere Mischung, eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur und der Wassermenge und einen reichern Gehalt an flüchtigen Stoffen, namentlich an freier Kohlensäure haben. Von den heißen Mineralquellen nimmt man an, daß sie vulkanischen Ursprungs sind, weil sie meist in Gegenden vorkommen, wo Vulkane entweder noch thätig sind oder früher thätig waren; wo dieses nicht der Fall ist, dürfte wol, da die Temperatur nach dem Mittelpunkte der Erde zu steigt, die Tiefe des Ursprungs einer Quelle auch den Temperaturgrad derselben bedingen. Wenige Quellen haben eine Temperatur unter 8° R. und von diesem Punkte steigt dieselbe durch alle Grade bis zu 80°, welchen z. B. der Geiser auf Island besitzt. Bei den meisten der heißesten Quellen ist die Verbindung mit Vulkanen nachweisbar, von denen, wo dies nicht möglich, ist in Europa die von Chaudes-Aigues in Frankreich von 64° und in Amerika die von Las Trincheras in Venezuela von 77° die heißeste. Das specifische Gewicht, welches bei der chemischen Untersuchung einen vorläufigen Schluß auf die Größe des Gehaltes an mineralischen Stoffen ziehen läßt, ist sehr verschieden und die beiden Extreme der dabei stattfindenden Scala sind das Wasser von Nocera im Kirchenstaate, das leichter als destillirtes Wasser ist, und das Wasser des Todten Meeres. Folgende anorganische Stoffe hat man bis jetzt in den Mineralwassern gefunden: von gasförmigen Körpern in freiem Zustande Kohlensäure, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefelwasserstoff; von festen Kalk, Natron, Magnesia, Eisen, Alaun, Mangan, Kali, Strontian, Lithion, Beryt, Kupfer Blei und Zink, welche mit Kohlen-, Salz-, Schwefel-, Schwefelwasserstoff-, Kiesel-, Jodwasserstoff-, Bromwasserstoff-, Phosphor-, Fluorwasserstoff-, Borax- und Salpetersäure zu Salzen sich vereinigt haben; auch findet man in einigen Ammoniaksalze. Das Verhältniß, in welchem die festen Bestandtheile zu dem sie enthaltenden Wasser stehen, ist sehr verschieden; die meisten Mineralquellen enthalten in 16 Unzen Wasser 10—40 Gran fester Substanzen, während die Quantität der gasförmigen Körper oft viel bedeutender ist, indem z. B. in 100 Kubikzoll der pyrmonter Trinkquelle 187 Kubikzoll Kohlensäure befindlich sind. Ziemlich allgemein hat man die von Hufeland gegebene Eintheilung der Mineralwasser angenommen, welche nicht nach dem vorherrschenden quantitativen Verhältnisse einer Mineralsubstanz in einer Mineralquelle, sondern nach dem hauptsächlich wirkenden Bestandtheile Eisenwasser, Schwefelwasser, alkalische Mineralquellen, Bittersalzwasser, Glaubersalzwasser, Kochsalzwasser und Säuerlinge unterscheidet. Der Einfluß, den ein länger fortgesetzter Gebrauch eines Mineralwassers auf den Organismus ausübt, ist be-

deutend; im Allgemeinen läßt sich jedoch über die Art desselben nichts angeben, da hier jeder einzelne Krankheitsfall einer genauern Prüfung bedarf und oft sehr ähnlich scheinende Krankheiten doch die Anwendung sehr verschiedener Mineralwasser erfodern und umgekehrt. Die gewissenhafte Befolgung einer fast bei allen gleichen geistigen und körperlichen Diät ist die allgemeine und unerlaßliche Bedingung zum Gelingen einer Brunnencur. Von den Gebrauchsweisen ist das Trinken die häufigste und nach diesem das allgemeine Bad (s. d.), dem sich dann die verschiedenen Badearten anschließen.

Mineralbäder, wenn auch nur sehr empirisch angewendet, gab es schon bei den Griechen, Hebräern und Römern. Während Erstere mehre Tempel zu Ehren der durch die Quellen heilenden Gottheiten errichteten, erbauten die Letztern viele prächtige Badehäuser, deren Ruinen noch gegenwärtig Bewunderung erregen. Die Völkerwanderung zerstörte diese Bauten. Neue Badehäuser errichteten die Araber in den von ihnen eroberten Ländern; im Occident dagegen waren die meisten Mineralquellen nur den nächsten Umwohnern bekannt, sodaß die Bäder zu Aachen, die Karl der Große gebrauchte und besonders begünstigte, bis gegen das 13. Jahrh. fast als einziges Beispiel dastehen. Nur in Italien, wo sich z. B. eine Badeordnung für die pisanischen Bäder vom J. 1164 vorfindet, scheint der Gebrauch der Mineralbäder allgemeiner gewesen zu sein. Erst als die politischen Verhältnisse sich mehr ordneten, begannen einzelne Fürsten den Mineralquellen ihrer Länder mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, während gleichzeitig die Ärzte die Heilkräfte derselben genauer zu prüfen anfingen, worauf dann der Besuch der Bäder nach und nach immer zahlreicher wurde. Als Begründer einer wissenschaftlichen Heilquellenlehre ist Friedr. Hoffmann (s. d.) anzusehen, der viele Quellen selbst besuchte, ihre Bestandtheile und ihre Wirkungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln erforschte und zum Theil durch glänzende Erfolge seine Bemühungen belohnt fand. Seit seiner Zeit wurden die Mineralquellen immer mehr und mehr Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen, und welchen Nutzen dieselben, verbunden mit dem in neuerer Zeit erfolgten Umschwunge der Chemie und Physiologie, geschaffen haben, geht aus der großen Zahl Kranker hervor, welche jährlich in den Bädern ihre Heilung finden. Vgl. Vetter, „Handbuch der Heilquellenlehre" (2 Bde., Berl. 1838) und Schwartze, „Allgemeine und specielle Heilquellenlehre" (Lpz. 1839, Fol.).

Der Gedanke, die natürlichen Mineralwasser künstlich nachzubilden und so ihren Nutzen ausgebreiteter zu machen, mußte entstehen, sobald die Heilkraft derselben erkannt wurde, und schon bei Plinius findet sich eine Angabe, künstliches Meerwasser zu bereiten. Im 16. Jahrh. machte Thurneyssen, im 18. machten Friedr. Hoffmann (s. d.) und Bergman (s. d.) Versuche, auf künstlichem Wege Mineralwasser zu gewinnen. Doch alle diese Bestrebungen konnten nur sehr mangelhafte Erfolge haben, so lange die Chemie noch nicht weiter, als damals, ausgebildet war und so lange diese Nachahmungen in der Voraussetzung gemacht wurden, daß einige der in den Mineralwassern gefundenen Substanzen als bei der Wirkung nicht wesentlich betheiligt weggelassen werden könnten. Nach der großen Reformation der Chemie durch Lavoisier (s. d.) entstanden mehre Etablissements, namentlich in Paris, Stockholm und in Oberitalien, wo Mineralwasser mit mehr oder weniger Glück nachgebildet wurden; der Ruhm aber, ein solches Unternehmen mit der größten Umsicht begonnen und der ausdauerndsten Beharrlichkeit der Vollendung am nächsten geführt zu haben, gebührt allein Struve (s. d.), welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, Flüssigkeiten darzustellen, die nicht nur bei der chemischen Analyse in Hinsicht auf die quantitativen und qualitativen Verhältnisse ihrer Bestandtheile, sondern auch in Geruch, Geschmack, Ansehen, in der Art, wie die Gasarten sich entfernen, in dem Verhältnisse der Zeit und der Reihe, in der sich die verschiedenen chemischen Verbindungen zersetzen, den Originalen vollkommen gleich seien. Auch gehörten noch sehr verschiedene Vorrichtungen dazu, diese Flüssigkeiten bis zu dem Zeitpunkte, wo sie genossen werden, in ihrem Zustande zu erhalten. Die glücklichen Erfolge der ersten Anwendung von Struve's künstlichen Mineralwassern in Dresden im J. 1818 hatten 1820 die Errichtung einer förmlichen Trinkanstalt daselbst zur Folge, deren günstiger Fortgang nach und nach die Errichtung von ähnlichen Trinkanstalten zu Leipzig, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau, Odessa, Brighton u. s. w. veranlaßte. Sind auch die Meinungen über den medicinischen

Werth der künstlichen Mineralwasser noch sehr getheilt, so sprechen doch viele glückliche Erfolge ihrer Anwendung bedeutend zu ihrem Vortheil, während sie noch außerdem den Vorzug haben, in Fällen angewendet werden zu können, wo eine Reise nach der Originalquelle durch mancherlei Verhältnisse unthunlich gemacht wird. Vgl. Struve, „Über die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hfte., Dresd. 1824—26); Kreysig, „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwasser von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa" (2. Aufl., Lpz. 1828) und Vetter, „Über den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher Mineralbrunnen" (Berl. 1835).

Minerva, bei den Griechen Athene oder Pallas Athene, ist unter den Gottheiten des Olymp eine der vorzüglichsten. In allen den mannichfaltigen Vorstellungen ihres Mythus scheint unverkennbar, daß sie in den ältesten attischen Religionsbegriffen als ein dem höchsten Äther verwandtes, Licht und Wärme verbreitendes, alles feindselige Grauen vernichtendes Wesen, als eine Jungfrau aus himmlischer Höhe aufgefaßt wurde. Geistreich hat dies Otfr. Müller in der Schrift „De Minerva Poliadis sacris et aede in arce Athenarum" (Gött. 1820) erwiesen. Die Fabel erzählt von ihr Folgendes. Als Zeus nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Gemahlin die Metis (s. d.). Ein Orakelspruch aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sei. Diesem Schicksale zu entgehen, verschlang er die Metis mit der noch ungeborenen Athene. Als nun die Zeit der Geburt herankam, empfand Zeus einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Hephästos den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin, nach der spätern Sage sogleich bewaffnet, heraussprang. Als weise Kriegerin, im Gegensatz des wilden, blutdürstigen Ares, die den Krieg nicht um des Krieges willen führt, trat sie zuerst in den Götterkämpfen auf. In den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enkelados. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Auch erscheint sie als Beschützerin der Künste des Friedens und zeigt sich da als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel und die malerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen, weshalb sie den Beinamen Ergane erhielt. Von den blos weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedliche Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische wie der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Philosoph wie der Redner und Dichter. Sie gehört selbst mit unter die heilenden Götter und wird als solche Päonia genannt. In allen diesen Beziehungen ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, insofern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Auch wird sie als die Erfinderin der Flöte genannt; als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, so warf sie die Flöte von sich und belegte Den mit dem härtesten Fluche, der sie aufnehmen würde. Die Liebe verschmähend, weihte sie sich ewiger Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete.

Mit diesem Charakter des reinen, besonnenen Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Ihre älteste Darstellung, welche die Palladien zeigten, von denen auf Vasen, Gemmen und Münzen Wiederholungen erhalten sind, ging durch des Phidias Schule zu Athen in jenes Ideal reiner und thatkräftiger Jungfräulichkeit, welche über alle weibliche Schwäche erhaben ist, über. Schon die ältesten Bildner gaben ihr häufig neben den Waffen Rocken und Spindel. Helm, Schild, Lanze und Ägide (s. d.) sind ihre Attribute. Manche Seiten ihres Mythus hat nur die ältere Kunst, manche vorzugsweise die spätere aufgefaßt, so z. B. der Cultus des Erechtheus (s. d.). Am Parthenon (s. d.) in Athen hatte Phidias in den Giebelfeldern östlich der Göttin Geburt, westlich ihren Streit mit Poseidon um Athens Schutzherrschaft angebracht, und hiermit das Vorbild für die reichsten Auffassungen ihres Mythus gegeben. Durch Phidias wurde auch das Käuzchen, die Mitbewohnerin der Burg, der Göttin stete Begleiterin. Der älteste Sitz ihres

Cultus war am Kopaischen See in Böotien, da, wo die alte pelasgische Stadt Athenä nebst Eleusis stand. Von da verbreitete sich ihr Dienst besonders nach Attika, welches ihr geheiligt war. Ihre glänzendsten Feste in Athen, dessen Schutzgottheit sie war, waren die Panathenäen, von denen die großen alle vier Jahre, die kleinen jährlich oder alle drei Jahre gefeiert wurden. Nach Rom kam ihre Verehrung von Falerii, jedoch ohne daß die Göttin mit einer lateinischen wäre verschmolzen worden. Ihr war mit Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht. Als ihr Fest beging man daselbst die großen und die kleinen Quinquatrus, von denen die ersten im März, die andern im Juni gefeiert wurden.

Mingotti (Katharina), eine ausgezeichnete Sängerin, geb. 1728 zu Neapel von deutschen Eltern, kam nach dem Tode ihres Vaters, der in östr. Militairdiensten stand, in ein Ursulinerinnenkloster, wo ihr die Äbtissin auf ihr inständiges Bitten musikalischen Unterricht geben ließ. Vierzehn Jahre alt kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und verheirathete sich einige Jahre darauf gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit dem schon bejahrten Venetianer Mingotti, welcher Unternehmer der Oper zu Dresden war. Sie trat nun in Dresden auf, erregte gleich bei ihrem ersten Auftreten das allgemeinste Aufsehen und wurde sofort angestellt. Ihr schnell durch ganz Europa verbreiteter Ruf brachte ihr zunächst eine Einladung nach Neapel, und auch hier fand sie den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden im J. 1748 fand sie bei Hasse (s. d.), dem neuen Director der Kapelle, keine günstige Aufnahme; doch gelang es ihr durch die Trefflichkeit ihres Gesanges, auch ihn und seine Gattin Faustina mit sich zu versöhnen. Unter der Direction Farinelli's ging sie 1751 nach Spanien, wo sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, später nach Paris, London und Italien; doch betrachtete sie fortwährend Dresden als ihre Heimat. Erst nach dem Tode des Königs August im J. 1763 ließ sie sich in München nieder, wo sie als Hoffängerin eine Pension genoß, und starb 1807 zu Neuburg an der Donau.

Mingrelien, d. i. das Land der tausend Quellen, eine etwa 100 □M. große, sehr gebirgige und wasserreiche Provinz, welche seit dem Frieden zwischen Persien und Rußland im J. 1813 dem letztern Staate zugehört, grenzt gegen Westen an das Schwarze Meer, gegen Norden an Abchasien, gegen Süden an Imerethien, mit dem es gegenwärtig einen Theil des grusinisch-imerethischen Gouvernements, dessen Hauptstadt Tiflis (s. d.) ist, bildet, und gegen Osten an die Hochkämme des Kaukasus. Durchflossen wird es theilweise von dem Elbrus. Die Zahl der Einwohner belief sich im J. 1834 auf 61600, die sich zur griech. Kirche bekennen. Der frühere Zar von M., Dadian, der gegenwärtig in russ. Diensten steht, nannte sich „Fürst des Schwarzen Meeres" und herrschte ganz uneingeschränkt. Er bewohnte die kleine, aber ziemlich gut gebaute Hauptstadt des Landes, Isgaur oder Iskuriah (unstreitig das alte Dioskurias oder Sebastopolis) am Schwarzen Meere, die zugleich das Haupthandelsemporium in M. ist, wo besonders mit Salz, Waffen und Sklaven ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Die stärksten Festungen sind Poti und Redoute Kale, am Schwarzen Meere gelegen; bei den Umwohnern stand die Feste Jordi sehr in Ansehen. Das griech. Kloster Martwili ist zugleich Bischofssitz. Die Einwohner, welche sich selbst Kadzariai nennen und die ehedem wegen Sklavenjagd, Mord und Straßenraub in sehr üblem Rufe standen, gelten noch immer für sehr roh und uncultivirt.

Minho, einer der Hauptflüsse Spaniens, entspringt aus einem See bei Fuente-Minho auf dem galicischen Gebirge in der span. Provinz Lugo, fließt anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwischen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferreyra und links den Sil und Sarria aufgenommen, nach einem Laufe von 28 M. ins Atlantische Meer. Er wird erst fünf Meilen vor seiner Ausmündung bei Salvatierra schiffbar und berührt die Städte Orense und Tuyo.

Miniaturmalerei heißt im weitern Sinne jede Art Malerei in sehr kleinem Maßstabe und von sehr feiner und sorgfältiger Ausführung, dann aber insbesondere diejenige Art der Wassermalerei, bei welcher man die Gummifarben blos mit der Pinselspitze aufträgt, was man punktiren (pointiller) nennt. Die geeignetsten Farben zur Miniaturmalerei sind die, welche am wenigsten Körper haben, z. B. Karmin, Ultramarin, Lacke u. s. w., die man, um

sie ganz fein zu erhalten, in vielem Wasser auflöst und, nachdem man dasselbe abgegossen, wieder trocknet. Da die feinen Punkte, aus denen die Miniaturmalereien bestehen, so reinlich nebeneinander gesetzt werden müssen, daß sie verrieben und gleichsam miteinander vereinigt scheinen, so nimmt diese Arbeit viele Zeit in Anspruch. Übrigens wird dabei der Grund des Pergaments u. s. w. sehr oft zu den höchsten Lichtern ausgespart. Miniaturartige Behandlung findet sich am frühesten in den Gemälden der Manuscripte des frühern Mittelalters und zwar zunächst der byzantinischen. Äußerst feine und sorgfältige Miniaturen kommen schon im 9. und 10. Jahrh. in abendländ. Handschriften, insbesondere in Meßbüchern oder Missalen (s. d.) und Evangeliarien vor. Vgl. Rive, „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits" (Par. 1782, Fol.). Im Allgemeinen war die Miniaturmalerei eine Beschäftigung der Mönche, die man illuminatores oder miniatores nannte, weil sie meist auch die Capitelüberschriften und Anfangsbuchstaben übernahmen, diese aber mit rother Farbe, Mennige (minium), geschrieben wurden. Andere leiten den Namen Miniaturmalerei von pictura minuta, d. i. Kleinmalerei, ab. Die Glanzzeit der Miniaturmalerei war unstreitig das 15. Jahrh., wo die besten flandr. und treffliche ital. Maler sie ausübten; nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers, wo der Holzschnitt und der Kupferstich an die Stelle der Gemälde in Handschriften traten, kam die Miniaturmalerei in Verfall. Erst im 18. Jahrh. wendete sich dieselbe vorzugsweise dem Portrait zu. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern und neuesten Zeit sind Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann und Shelly, Sir W. Newton, W. Booth, W. C. Roß und hauptsächlich Lizinska de Mirbel, geb. 1799, Kammermalerin des Königs der Franzosen. Vgl. Violet, „Anweisung zur Miniaturmalerei" (Par. 1782; deutsch, Hof 1793) und Melignan, „Traité sur la peinture en miniature" (Par. 1818).

Minimen, Mindeste Brüder oder Eremiten des heil. Franz von Paula, und nach diesem auch Pauliner oder Paulaner genannt, ein 1457 gestifteter und 1474 von Sixtus IV. bestätigter Mönchsorden, siedelten sich seit dem Ende des 15. Jahrh. in fast allen Ländern an und hatten später, namentlich in Frankreich, auch Frauenklöster. Aus der strengern Partei der Franciscaner hervorgegangen, überbieten die Minimen diese noch im strengen Fasten, da sie nichts als Brot, Früchte und Wasser genießen. Ihre Kleidung ist schwarz, auch führen sie, wie die Franciscaner, Leibriemen und Geißeln; ihr Leben ist ganz der stillen Andacht gewidmet. Ihr Stammkloster im Neapolitanischen erhielten sie, nachdem es unter der Fremdherrschaft eingezogen worden war, durch Ferdinand IV. 1815 wieder zurück.

Minister, wofür in einigen Staaten auch andere Ausdrücke, z. B. Staatssecretaire, Staatsräthe, Wirkliche geh. Räthe, vorkommen, heißen diejenigen obersten Staatsbeamten, welche unmittelbar die Beschlüsse des Staatsoberhauptes, des Monarchen oder der höchsten Regierungsautorität vorbereiten, einholen, den nachgeordneten Behörden zur Vollziehung zufertigen und überhaupt, unter dem Regenten, die Verwaltung in ihren einzelnen Zweigen leiten und überwachen. Sie sind die unmittelbaren Organe des Regenten, aus der Unmöglichkeit, daß der Monarch allein den auf der höchsten Staatsstelle gewaltig anwachsenden Staatsgeschäften gewachsen sein könne, und geschichtlich zunächst aus der persönlichen Bedienstung bei dem Regenten entstanden. Noch eine andere Bedeutung erhielten sie in Folge des Aufkommens der constitutionellen Verantwortlichkeit (s. d.). Seitdem hat man angefangen, sie mehr von dem Regenten zu trennen; sie sind es, welche zunächst die laufenden Geschäfte leiten und den volksvertretenden Gewalten gegenüberstehen, während der Regent in einer gewissen Unparteilichkeit über dem Allen stehen soll. Um ihrer Verantwortlichkeit willen glaubt man ihnen aber auch eine immer höhere Machtvollkommenheit geben zu müssen, die sich am sichtbarsten im Verhältniß zu ihren Untergebenen zeigt, die sich aber, sobald die Minister an ständische Majoritäten gebunden sind, auch gegen den Regenten indirect zwingend wendet. Nun schreiben zwar alle Verfassungen dem Regenten die freie Wahl seiner Minister zu; aber Thatsache ist es, daß der Regent in vielen außerdeutschen constitutionellen Staaten solche Minister entlassen muß, welche die ständische Mehrheit entschieden wider sich haben. In England bilden die Minister geradezu einen vollziehenden Ausschuß des Parlaments, womit denn allerdings der Schwerpunkt der Regierungsgewalt in die Mitte des letztern versetzt, den Ministern aber ein starker Beweggrund gegeben wird,

sich eine ministerielle Partei nöthigenfalls auch durch künstliche Mittel zu bilden. Letzteres ist jedoch in neuern Zeiten in England seltner, desto häufiger aber in Frankreich geschehen. Die früher, besonders in Preußen gebräuchlichen Provinzialminister sind jetzt verschwunden und Fach- oder Departementsminister an deren Stelle getreten. Als solche Departements bieten sich Justiz, Inneres, Cultus und Unterricht, Finanzen, Krieg und Äußeres naturgemäß dar, wozu in Seestaaten noch die Marine kommt. Besondere Handelsministerien haben ebensowol ihre Bedenken, wie besondere Policeiministerien. In kleinern Staaten können Justiz, Cultus und Inneres und dann wieder Finanzen, Krieg und Äußeres vereinigt werden. Doch schadet Zersplitterung weniger, als unpassende Vereinigung des Ungleichartigen und bei jeder Vereinigung mehrer Departements wird in der Regel Eines über Gebühr zurückgesetzt. Übrigens kommen auch Minister ohne Portefeuille vor. Vgl. Malchus, „Politik der innern Staatsverwaltung" (3 Bde., Heidelb. 1823) und Bülau, „Die Behörden in Staat und Gemeinde" (Lpz. 1836).

Ministerialen, d. i. Dienstleute, hießen die schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe sich vorfindenden Hausbeamten, die anfangs wirkliche Dienste leisteten, später aber nur zum Glanze des Hofstaats ihrer Herren dienten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Ämter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchsesses, denen sich so viele andere anschlossen, als die Verrichtungen im Hofdienste nur foderten. Zum Lohn für ihre Dienste erhielten die Ministerialen Hoflehen, die gleich den Kriegslehen, jedoch etwas später und namentlich unter Kaiser Friedrich I. erblich wurden. Ihrer zu leistenden Dienste wegen nicht für vollkommen frei gehalten, gehörten sie auch nicht zu dem hohen Adel, den Fürsten, Grafen und Herren, sondern bildeten zusammen mit den zu Kriegsdiensten Verpflichteten die Ritterschaft. Später fingen die Ministerialen an, unter Genehmigung ihrer Herren ihre Dienste durch Andere verrichten zu lassen, die sie nun ebenfalls durch Übertragung von Lehen dafür entschädigten, und so entstanden zuerst neben den Erzämtern (s. d.) die von ihnen zu Lehn herrührenden Erbämter (s. d.). Vgl. Fürth, „Die Ministerialen" (Köln 1836).

Minne, ein altdeutsches Wort, bezeichnete Das, was wir Liebe nennen, während dieses Wort, dem Leide entgegengesetzt, gewöhnlich in seinem ursprünglichen Sinne von Freude, Lust gebraucht wurde. Der Verehrung gemäß, welche das Weib von ältester Zeit her bei den german. Völkern genoß, wurde auch die Minne von den Deutschen in einem edlern, geistigern Sinne aufgefaßt, als dies bei Griechen und Römern mit der Geschlechtsliebe im Allgemeinen der Fall war, und durch den Einfluß des Ritterthums steigerte sich jene Auffassung noch mehr in das Schwärmerische. Daß aber neben dieser idealischen Richtung und mit ihr verbunden auch die Sinnlichkeit ihr Recht behauptete, dafür zeugen viele der Lieder der deutschen mittelalterlichen Lyriker, für deren Poesie die Minne, die bei ihnen auch häufig personificirt als Frau Minne erscheint, ein Hauptgegenstand ist, daher sie selbst häufig durch den Namen Minnesinger bezeichnet werden. (S. Meistersänger.) Die Grundbedeutung des Wortes ist übrigens „Andenken", sowie das Verbum „minnen" ursprünglich „gedenken" bedeutet und mit „meinen", d. h. im Sinne haben, seine Gedanken auf etwas richten, und „manen", d. h. erinnern, zusammenhängt, und diese Grundbedeutung ist im Altnordischen dem Substantiv minni und dem Verbum minna geblieben, ohne daß sich die Bedeutung Liebe, lieben daraus entwickelte. Daher wurde der Trunk, den man nach german. Sitte zum Andenken eines Abwesenden oder Verstorbenen bei festlichem Mahle, oder zu Ehren eines Gottes beim Opfer that, selbst Minne genannt. Im deutschen Mittelalter waren es vorzüglich zwei Heilige, denen zu Ehren, besonders von Scheidenden und Reisenden, Minne getrunken wurde, nämlich Johannes der Evangelist, der vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben sollte, daher der ihm geheiligte Trunk die Gefahr der Vergiftung abwende, und Gertrud, die man mit Johannes verband, weil sie selbst ihn über alle Heiligen verehrt hatte; daher „St.-Johannes und St.-Gertruden Minne trinken".

Minnegerichte, s. Liebeshöfe.

Minnesänger, s. Meistersänger.

Minorat heißt im Gegensatze des Majorats das hier und da gebräuchliche Vorrecht des

Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca oder Menorca (Balearis minor), die kleinere der Balearen (s. d.), zählt auf 12 □M. gegen 50000 E. Sie hat, wie Majorca, fast durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten und Baien, sowie mehre Vorgebirge, ist weniger fruchtbar als jene Insel und liefert auch die nämlichen Producte wie diese, namentlich Wein, Honig, Kapern, Fische, Maulthiere, Schafe und Schweine. Der Handel war unter brit. Herrschaft bedeutender als unter der gegenwärtig spanischen, der Ackerbau ist sehr vernachlässigt. Die befestigte Hauptstadt Puerto-Mahon (Portus Magonis) mit 17000 E., auf der Südostseite, hat einen guten, durch drei Forts vertheidigten Hafen, eine sehenswerthe Domkirche, ein Arsenal, ein Quarantainehaus und bedeutende Austernfischerei. Die ursprüngliche Hauptstadt war Ciudadela, noch gegenwärtig der Sitz eines Bischofs. Der Besitz dieser Insel ist namentlich wegen des Handels im Mittelländischen Meere wichtig; daher nahmen sie im span. Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer in Besitz, denen sie auch im utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 wurde sie durch die Franzosen erobert und der engl. Admiral Byng (s. d.), der zu ihrer Entsetzung abgesendet wurde, sich aber vor einem schwächern Feinde zurückzog, deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam sie indeß wieder an England. Im J. 1782 wurde sie von den vereinigten franz.-span. Truppen in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten; 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

Minorennität oder Minderjährigkeit (minor aetas) heißt die der Majorennität, Großjährigkeit oder Volljährigkeit (major oder legitima aetas), dem Alter der vollen Reife, vorangehende Lebensperiode. Letztere tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. Jahre ein; in Preußen, Östreich und Oldenburg mit dem 24.; in Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden, Frankfurt, England und Frankreich mit dem 21.; bei regierenden Fürsten und hohen Adeligen mit dem 18.; auch kann das Recht der Majorennität auf Verlangen einzelnen Minorennen von der obervormundschaftlichen Behörde im Wege der Dispensation ertheilt werden. Die Minderjährigkeit begreift nach röm. Rechte, das der Hauptsache nach jetzt in Geltung ist, folgende Perioden: 1) die Kindheit (infantia) bis zum siebenten Jahre; 2) die körperliche Unreifheit, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. Jahre endigt, und 3) die Pubertät oder Mündigkeit. Das Kind kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (ex re), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch einen Vormund (tutor) vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann gezüchtigt, nicht aber bürgerlich gestraft werden. Der Unmündige steht schon etwas selbständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (culpa) und verbrecherischen Vorsatz (dolus) verantwortlich, und wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine bürgerliche Bestrafung ein. Aber auch er muß noch einen Vormund haben, der für ihn handelt. Der Mündige dagegen kann gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einer Ehe geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen unerlaubter Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Allein seiner Unerfahrenheit kommt das röm. Recht noch immer dadurch zu Hülfe, daß es ihm einen Beistand (curator) zuordnet, welcher vornehmlich sein Vermögen verwaltet und ohne den er in Vermögenssachen nichts thun kann. Auch gibt es ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minderjährigkeit in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Restitution in integrum zu suchen. Das neuere Recht hat fast allgemein den Unterschied zwischen Tutel und Curatel oder zwischen Unmündigkeit und Minderjährigkeit aufgehoben. Zur Lehnsmündigkeit gehört das Alter von 13 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, indem man zu dem Alter der Großjährigkeit, welches nach dem ältesten deutschen Rechte mit dem zurückgelegten zwölften Jahre eingetreten zu sein scheint, noch das deutsche Jahr und Tag hinzufügte. Die Eides-

mündigkeit trat nach röm. Rechte mit dem 20. Jahre ein, nach neuern Gesetzgebungen aber tritt sie meist mit dem 18. Jahre ein; dagegen wird zur Landtagsfähigkeit und zur Übernahme höherer Staatsstellen meist ein höheres Alter als das der Großjährigkeit verlangt.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos ist der Name zweier Gesetzgeber. Was von den Sagen über dieselben der Geschichte oder dem Mythus angehört, läßt sich kaum bestimmen. — M. I., König von Kreta, war der Sohn des Zeus und der Europa, Vater der Ariadne, Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon, und wurde nach seinem Tode mit Äakos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. — M. II., ebenfalls König von Kreta, der Enkel des Vorigen, Sohn des Lykastes und der Ida, Gemahl der Pasiphaë, nach Andern der Krete, und Vater des Androgeos, Deukalion's II., des Glaukos, Katreus, der Akalle, Ariadne, Phädra und Xenodike. Seinen Tod soll er bei Verfolgung des Dädalos in Sicilien durch den König Kokalos gefunden haben. Er herrschte nach der Sage neun Jahre über Kreta, und es wird ihm jene berühmte Minoische Gesetzgebung, in der ihn Zeus unterrichtet haben soll, zugeschrieben. Auch soll er die erste bedeutende Macht zur See geschaffen haben. Erst die spätere alexandrin. Sage macht ihn zum grausamen Tyrannen. Homer und Hesiod kennen nur Einen M., den Herrscher zu Knosos, den Sohn und Freund des Zeus.

Minotaurus, d. i. Stier des Minos, soll nach der Sage ein Sohn der Pasiphaë und eines Stiers, halb Mensch, halb Stier, oder Mensch mit einem Stierkopfe gewesen sein. Ihn fütterte Minos im knossischen Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, bis endlich Theseus (s. d.) mit Hülfe der Ariadne (s. d.) das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite. Über die Deutung der Fabel sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden, die darauf hinauslaufen, daß M. als Symbol des phöniz. Sonnengottes anzusehen sei.

Minsk, ein Gouvernement des westlichen Rußlands, von 1628 □M. mit 935000 E., worunter 187800 Katholiken, 750 Evangelische, 96480 Juden und 2660 Mohammedaner, wurde 1795 aus der vormaligen lithauischen Woiwodschaft gleiches Namens und aus Theilen der Woiwodschaften Polozk, Wilna, Nowogrodek und Brzesc-Litewski zusammengesetzt. Es ist morastig, flach, mit ungeheuern Urwaldungen und Steppen bedeckt, hat noch Auerochsen, Elennthiere, Wölfe, Bären, Luchse und wilde Katzen in seinen Wäldern und nur im Westen einige Gegenden, die für den Getreidebau geeignet sind. Die beiden Hauptnebenflüsse des Dniepr sind der Pripet und die Bereszina und die ausgedehntesten Moräste die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden bestehend. Im Frühjahr ist fast das ganze Land eine weite endlose Wasserfläche, wo der Verkehr oft viele Tage lang gänzlich gehemmt ist. Ein besonderes Product ist die hier häufig gesammelte sogenannte poln. Cochenille. Biber kamen sonst häufig vor, sind aber jetzt nur auf die Gegend bei Pinsk, wo sie in der Pina leben, beschränkt. Das Klima ist im Sommer glühend heiß, im Winter rauh und kalt. Die Bevölkerung, aus Großrussen, Lithauern, Polen, Juden und Tataren gemischt, nährt sich kümmerlich von Jagd, Fischfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. Minsk, die Hauptstadt des Gouvernements, am Flusse Swisloez, einem Nebenfluß der Bereszina, ist der Sitz eines griech. Archimandriten und eines katholischen Bischofs, hat ein 1773 gestiftetes Gymnasium, eine berühmte Messe im März (die sogenannten Josephscontracte), eine herrliche Kathedrale, 13 andere Kirchen, zehn Schulen, zehn Fabriken und gegen 22500 E., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Durch Siege der Lithauer über die Tataren sind in diesem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Kletzk (1506); durch Siege der Polen über die Russen Lachowice (1660), und durch Kämpfe der Russen mit den Franzosen Bobruisk und vor allen Borissow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Zaniwki am 27. und 28. Nov. 1812 der Übergang der franz. Armee über die Bereszina (s. d.) unter Napoleon erfolgte.

Minstrels, s. Troubadour.

Minturnä, eine im Alterthume nicht unbedeutende Stadt in Latium, an der Grenze von Campanien, nicht weit von der Mündung des Flusses Liris, aus deren Trümmern das spätere Trajetta erstand, wurde berühmt durch das Abenteuer des Marius (s. d.), der,

um der Rache Sulla's zu entgehen, eine Zeit lang in einem Sumpfe in der Nähe dieser Stadt sich versteckt hielt, dann entdeckt, von der Behörde in M. aber wieder freigelassen wurde und so glücklich nach Afrika entkam.

Minucius Felix, einer der christlichen Apologeten zu Anfange des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Seine Apologie, die den Titel „Octavius" führt und lange Zeit dem ältern Arnobius (s. d.) aus Sicca beigelegt wurde, ist in Form eines Dialogs abgefaßt und hat in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde zuerst mit dem Arnobius (Rom 1543, Fol.), dann öfter, unter Anderm von Lindner (Langensalza 1760; 2. Aufl., 1773) und Muralto (Zür. 1836), herausgegeben und von Lübkert ins Deutsche übersetzt (Lpz. 1836). Vgl. Meier, „De Minutio Felice" (Zür. 1824).

Minus ist ein Kunstwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer andern, voranstehenden, hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengesetzten Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven Größen Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minuskel, s. Mönchsschrift.

Minute heißt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. — In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter Minuten die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, und es gehen deren 48 auf eine Kopflänge. — In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas nennt man eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutöli (Heinr., Freiherr Menu von), geb. zu Genf am 12. Mai 1772, aus einer savoyischen Familie, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste. In dem Feldzuge am Rhein bei Bitsch im J. 1793 am Arme schwer verwundet, wurde er nach seiner Genesung zu dem Cadettencorps in Berlin versetzt, wo er durch seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm's III. erregte, der ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl erhob und zum Generalmajor ernannte. Da M. gleichzeitig mit vielem Erfolg das Fach der Alterthumswissenschaften cultivirte, so erhielt er 1820 die Leitung der von der preuß. Regierung nach Ägypten ausgesendeten wissenschaftlichen Expedition. Kurz zuvor verheirathete er sich noch mit einer Frau von Watzdorf, geborenen Gräfin von Schulenburg, die die Reise mitmachte. Außerdem begleiteten ihn der Architekt Professor Liman, die Naturforscher Hemprich und Ehrenberg, der Orientalist Scholz, zwei ital. Ingenieuroffiziere und einige Andere. Zuerst sollte der Zug von Alexandria aus nach den Ruinen von Kyrene (s. d.) gehen. Doch der begleitenden Araber Treulosigkeit zwang ihn, in der Wüste umzukehren. Über Siwah ging er nun nach Kairo, von da nach Theben und dann bis Assuan. Von dort nahm er seinen Rückweg über Damiette nach Alexandrien und langte im Aug. 1822 in Berlin wieder an. Liman und Hemprich (s. d.) und sieben andere seiner Begleiter waren auf der Reise gestorben. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging an den Küsten des deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; ein anderer noch immer sehr bedeutender Theil wurde nebst M.'s übrigen Sammlungen vom Könige von Preußen für 22000 Thlr. angekauft. Nach seiner Rückkehr wurde M. Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später nahm er seine Entlassung aus preuß. Diensten und erhielt dabei den Charakter als Generallieutenant. Gegenwärtig lebt er in Lausanne. Seine „Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten" gab Tölken (Berl. 1824, 4., mit Kpfrn.; nebst „Nachtrag u. s. w.", Berl. 1827) und der Frau von M. „Souvenirs d'Egypte" Raoul-Rochette (2 Bde., Par. 1826; deutsch von W. von Gersdorf, Lpz. 1829) heraus. Außerdem schrieb M. „Betrachtungen über die Kriegskunst" (3. Aufl., Berl. 1816) und „Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelm's III." (Berl. 1843); neuerdings gab er heraus „Militairische Erinnerungen" (Berl. 1845).

Minyas, König von Orchomenos in Böotien, war der Sohn des Chryses, nach Andern des Orchomenos oder Poseidon, Gemahl der Tritogeneia, der Tochter des Aolos, und Vater des Athamas, Diochthondas, Orchomenos, Presbon, der Alkithoë, Arsinoë, Eteoklymene, Leukippe und Periklymene; doch ist seine Genealogie sehr unsicher.

Minyer werden die Argonauten (s. d.) genannt, weil die meisten derselben von den Töchtern des Minyas (s. d.), oder weil sie aus der Landschaft der Minyer stammten, die ihre Wohnsitze von Jolkos bis Orchomenos hatten.

Minze (Mentha) ist der Name einer Gattung aus der Familie der lippenblütigen Pflanzen. Die meisten Arten dieser Gattung enthalten ein aromatisch riechendes, ätherisches Öl, wodurch sie arzneikräftig werden. Die vorzüglichsten sind die Pfefferminze (s. d.), die Krauseminze (s. d.) und der Polei (Mentha pulegium), der äußerst stark riechend und reich an ätherischem Öle ist, aber wegen häufiger Verwechselung mit unwirksamen Arten selten arzneilich angewendet wird.

Mionnet (Theodore Edmé), Mitglied der Akademie der Inschriften und erster Conservator der Münzen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, einer der ausgezeichnetsten franz. Archäologen, geb. am 2. Sept. 1770 zu Paris, beschäftigte sich zwar schon auf dem Collége Lemoine viel mit Numismatik, machte aber dessenungeachtet seinen juristischen Cursus und wurde 1789 Parlamentsadvocat. Bei der Massenaushebung im J. 1792 mußte er Soldat werden; doch blieb er nicht lange bei der Armee, kehrte nach Paris zurück und widmete sich nun ganz, von dem Abbé Barthélemy dazu aufgemuntert, dem Studium des Alterthums. Durch Barthélemy erhielt er auch zuerst eine Anstellung an der Nationalbibliothek. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde er nach Wien berufen, um das dortige Medaillencabinet zu ordnen. Unter der Restauration sah er sich in seiner ämtlichen Laufbahn durch jüngere Leute überflügelt und in Schatten gestellt, und als die Julirevolution ausbrach, war er schon zu bejahrt, als daß man ihn hätte für frühere Zurücksetzung entschädigen können. Durch seine gründlichen und umfassenden Studien der alten Numismatik hat er sich um diese Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben, indem er nicht nur das von Eckhel begonnene System der geographischen Anordnung weiter ausbildete, sondern auch eine Menge früherer Fehler und Irrthümer aufklärte und verbesserte. Seine „Description de médailles grecq. et rom." (7 Bde., Par. 1806—13; nebst Supplementen 1—8, Par. 1814—35) ist das unentbehrliche Handbuch aller Sammler. Mag dieselbe auch nicht frei von allen Fehlern und vielleicht der spätern Zeit manche Verbesserung und Ergänzung vorbehalten sein, so steht sie doch gegenwärtig unerreicht da. Von seinen andern Werken sind zu erwähnen „De la rareté et du prix des médailles rom." (2 Bde., Par. 1815; 2. Aufl., 1827); der „Atlas de géographie numismatique" (Par. 1838) und „Poids de médailles grecq. d'or et d'argent du cabinet royal de France" (Par. 1839).

Miösis, s. Meiosis.

Miquelets heißen die kriegerischen und räuberischen Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind im Kriege gefährliche Parteigänger und machten sich namentlich den Heeren Napoleon's in Catalonien durch ihre Überfälle furchtbar. Im Frieden machen sie die Führer der Fremden auf den Gebirgen, lassen sich aber ihre Dienstleistungen theuer bezahlen.

Mirabeau (Honoré Gabriel Riquetti, Graf), berühmt durch seinen Einfluß auf die franz. Revolution, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, der Marquis de M., stammte aus einer im 13. Jahrh. aus Florenz nach Frankreich eingewanderten Familie, die später das Marquisat Mirabeau in der Provence erwarb. Derselbe war ein wüster Geist und eitler Charakter, hing zum Nachtheile seiner Güter dem physiokratischen Systeme an und schrieb in diesem Sinne eine Menge Werke, von denen allein der „Ami des hommes" (5 Bde., Par. 1755) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen übte der Marquis in seiner Familie den greulichsten Despotismus und wirkte unter Anderm gegen seine Frau, die er verstieß, und gegen seine zahlreichen Kinder nach und nach 54 Lettres de cachet aus. Der junge Honoré M., der älteste Sohn des Marquis, besaß von Natur einen athletischen Körper, außerordentliche Geistesfähigkeiten, dabei ein feuriges, zu Ausschweifungen geneigtes Temperament. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Die schnelle Entwickelung seiner Anlagen unter einem Hauslehrer erweckten zwar den Stolz, die Ausbrüche zügelloser Leidenschaften, aber auch den Haß und die Verfolgung des tyrannischen Vaters. Schon 1764

kam M. nach Paris in ein strenges Militairpensionat, wo er besonders große Fortschritte in der Mathematik machte. Im Alter von 17 Jahren trat er als Lieutenant in das Cavalerieregiment Berri. Seine wilden Ausschweifungen hatten indessen zur Folge, daß ihn der Vater 1768 auf die Insel Ré gefangen setzen ließ; erst nach sechs Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Corsica zur franz. Legion abzugehen. Hier gewann M. durch sein ausgezeichnetes Verhalten das volle Vertrauen der Vorgesetzten, widmete sich mit Eifer allen möglichen Studien und las besonders die Schriften über Kriegskunst. Auch schrieb er unter dem Beifall der Corsicaner eine zwar lückenhafte, aber beredte Geschichte der Insel, deren Druck jedoch sein Vater aus Eigensinn verhinderte. Da ihm der Vater den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ er endlich mit dem Grade eines Hauptmanns den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. Dieser Beschäftigung und seiner abhängigen Stellung müde, heirathete er im Juni 1772 die Tochter des reichen Marquis von Marignan. Sein Schwiegervater verstand sich aber nur zu einem geringen Jahrgeld, und M. sah sich bald durch übertriebenen Aufwand zu Grunde gerichtet, durch seinen Vater zum Verschwender erklärt und im Mai 1774 durch einen Haftsbrief in die kleine Stadt Manosque verwiesen. Weil er eines Tages sein Exil verlassen hatte, um einen Edelmann, der seine Schwester beleidigt, zur Rechenschaft zu ziehen, ließ ihn der erzürnte Vater auf das Schloß If und von da im Mai 1775 auf das Fort Joux bei Pontarlier in der Franche Comté bringen. Hier trat M., von seiner Gemahlin verachtet und verlassen, mit der schönen Sophie de Ruffey, der neunzehnjährigen Gattin des beinahe 80 Jahre alten Marquis von Monnier, in ein Liebesverhältniß, das bald entdeckt wurde und die Rücksendung Sophie's zu ihren Eltern nach Dijon zur Folge hatte. Auch M., den der abtretende Minister Malesherbes benachrichtigte, daß man strenge Maßregeln gegen ihn vorbereite, entrann seiner Haft und floh mit Sophie in die Schweiz und von da nach Holland, wo er sich im Oct. 1776 zu Amsterdam niederließ. Um sich und seiner Geliebten das Leben zu fristen, fing er hier an zu schriftstellern und gab unter Anderm den „Essai sur le despotisme" heraus, der durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück machte. Inzwischen sprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus und das Parlament zu Besançon ließ dasselbe am Bildnisse vollziehen; der Vater aber betrieb durch die franz. Minister die Auslieferung des Sohnes. M. wurde am 14. Mai 1777 zu Amsterdam mit Sophie in der That verhaftet und auf den Donjon zu Vincennes, seine schwangere Geliebte aber in ein Kloster zu Gien gebracht. In einer harten Gefangenschaft, die 42 Monate dauerte, und während welcher er oft des Nöthigsten entbehrte, widmete er sich mit großem Fleiße den Wissenschaften und literarischen Productionen. Er schrieb seinen durch gewaltigen Stil ausgezeichneten „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état" (2 Bde., Hamb. 1782), verfaßte aber auch aus Noth und langer Weile eine Reihe obscöner Romane, die seinem Talent zur Unehre gereichten. Der Generallieutenant der Policei, Lenoir, begünstigte seinen Briefwechsel mit Sophie unter der Bedingung, daß die Papiere in das Policeiarchiv zu Paris zurückgeliefert würden. Daselbst fand Manuel diese durch schwärmerische Begeisterung und schwunghafte Leidenschaft ausgezeichneten Briefe auf und veröffentlichte dieselben unter dem Titel „Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes" (4 Bde., 1792; neue Aufl., Par. 1820). Obschon M. gegen seinen Vater eine meisterhafte Vertheidigung schrieb, die öffentliche Meinung für sich gewann und sich mehrmals persönlich an den Hof wendete, so vermochte er doch nicht seine Befreiung durchzusetzen. Endlich, nachdem sein fünfjähriger, mit der rechtmäßigen Gattin erzeugter Sohn gestorben, und die directe Nachkommenschaft der Familie auf dem Spiele stand, ließ sich der von allen Seiten bestürmte Vater zur Versöhnung bewegen, und M. erhielt am 13. Dec. 1780 die Freiheit. Am Körper gebrochen, ging er sogleich nach Pontarlier und bewirkte durch seine Geistesgewandtheit die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils, obschon er sich mit Letzterer bereits entzweit hatte. Hierauf versuchte er auch die Annäherung an seine Gattin, die aber am Widerstande des Schwiegervaters scheiterte. Er machte deshalb einen für beide Theile wenig ehrenhaften Proceß anhängig, den er verlor, wiewol er durch seine Beredtsamkeit Erstaunen erregte und den Ruf seines Talents vergrößerte. Da das gute Vernehmen mit

dem Vater nur kurze Zeit dauerte, so faßte er den Entschluß, sich fortan durch schriftstellerische Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu erringen. Zu dem Zwecke trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literarischer Genossenschaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Gesellschaft einer jungen Holländerin, Namens Nehra, von der er sich nicht mehr trennte, ging er gegen Ende des J. 1784 nach England, wo er die durch Franklin und Chamfort veranlaßten „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus" herausgab, die in Nordamerika große Wirkung thaten. Zu London schrieb er auch die gegen die Politik Kaiser Joseph's II. gerichteten „Doutes sur la liberté de l'Escaut", wozu ihn wahrscheinlich holländ. Gold bewogen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, begann er, von den großen Bankiers unterstützt, vielleicht auch bestochen, die heftigsten Angriffe gegen die Finanzverwaltung Calonne's. Eine Flugschrift gegen die Wassercompagnie zu Paris verwickelte ihn in einen vernichtenden Kampf mit Beaumarchais, in welchem er zur gemeinsten Polemik herabstieg, während ihn sein Gegner mit Würde bloßstellte. Vergennes suchte nun den gefürchteten Publicisten auf Calonne's Betrieb zum Schweigen zu bringen, indem man ihm eine geheime Sendung an den Hof Friedrich's II. nach Berlin gab. Hier, wo er bei dem bevorstehenden Tode des Königs die Absichten des Thronfolgers beobachten und überhaupt die preuß. Verwaltung studiren sollte, zog er die Aufmerksamkeit durch mehre Denkschriften auf sich und erweckte schon nach sechs Monaten vor seinem kühnen und durchdringenden Wesen eine solche Besorgniß, daß er die preuß. Staaten verlassen mußte. Er hatte besonders durch den Umgang mit dem Major Mauvillon eine Menge wichtiger Materialien zusammengebracht, die er zur Abfassung seines größern Werks „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (4 Bde., Par.; 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. und Lpz. 1794—96) benutzte, in welchem er, bei aller Mangelhaftigkeit der Thatsachen, den Regierungsmechanismus Friedrich's II. einer scharfsinnigen, aber ungünstigen Beurtheilung unterwarf. In seinen Erwartungen getäuscht, immer in Geldverlegenheit, erhob er nach seiner Rückkehr zu Anfange des J. 1787 aufs neue seine Stimme gegen Calonne's Verwaltung. Unter seinen Flugschriften brachte hauptsächlich die „Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables" eine schlagende Wirkung hervor. Auch Necker erlitt durch ein ähnliches Pamphlet, „Suite de la dénonciation", einen empfindlichen Angriff. Mehre dieser Schriften, die sich insgesammt durch Sachkenntniß, Scharfsinn und Gewandtheit auszeichneten, ließ der Hof durch den Henker verbrennen, und ein Haftsbrief verurtheilte endlich den Verfasser zur Einsperrung ins Schloß zu Saumur, der er sich jedoch diesmal zu entziehen wußte.

M. galt durch seine literarische Wirksamkeit bereits als ein Hauptvertreter der Volksinteressen, als die Zusammenberufung der Generalstaaten vorbereitet wurde. Sein Blick erkannte sogleich die Wichtigkeit dieses Ereignisses und errieth, welche Laufbahn sich hiermit für ihn eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine „Histoire secrète de la cour de Berlin", die aber der Hof verbrennen ließ, weil besonders der Prinz Heinrich von Preußen darin bloßgestellt war. Der Adel der Provence wies M. unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besitze. M. schied mit der kühnen Drohung, daß er gleich Marius die Aristokratie zertrümmern werde, und entäußerte sich factisch seines Standes, indem er einen Tuchladen kaufte und bei dem dritten Stande als Wahlcandidat auftrat. Man nahm ihn als das Opfer des Hofdespotismus und den Verfechter der Freiheit mit Enthusiasmus auf und wählte ihn zugleich zu Aix und zu Marseille. Er entschied sich für Marseille und hob sich daselbst durch kluges, energisches Einschreiten bei einem durch Hungersnoth veranlaßten Aufruhr auf den Gipfel der Popularität. Bei Eröffnung der Generalstaaten, in welcher ihn der Adel mit Murren empfing, verhielt er sich beobachtend; er verschwieg sich nicht, daß Frankreich für die Freiheitsentwürfe einzelner Köpfe noch unreif sei. Der Übermuth der Aristokratie, sein Haß gegen die Despotie, die ihn selbst in Elend und Unglück gestürzt, Patriotismus und stolzes Vertrauen auf seine Kräfte lösten ihm jedoch alsbald die Zunge. Er bestieg die Rednerbühne und beherrschte die Verhandlungen durch die schärfste Dialektik, und die Gemüther durch eine gewaltige, naturkräftige, ebenso zum Verstande wie zum Herzen sprechende Rednergabe. So sehr er aber auch anfangs den Hof

durch die Kühnheit seiner Sprache und Vorschläge einschüchterte und zur Anerkennung der Nationalversammlung zwang, so verfolgte er doch seiner Überzeugung nach nie den Umsturz der Monarchie, sondern nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines constitutionellen Throns. Um die Insurrection zu unterdrücken, setzte er am 8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug., wobei er selbst nichts zu verlieren hatte, misbilligte er als eine Übereilung. Als die Verhandlungen über die königliche Sanction und das Veto begannen, setzte er seine Popularität ein, um der Krone soviel als möglich zu erhalten. Bei der Unfähigkeit und persönlichen Feindseligkeit Ludwig's XVI. unterstützte er einen Augenblick die Absichten des Herzogs von Orleans und wurde deshalb auch als einer der Anstifter der Unruhen des 5. und 6. Oct. bezeichnet; doch sprach ihn der Chatelet frei. Je schneller sich die Anarchie und die Leidenschaften entwickelten, um so mehr mußte M. mit seinen politischen Ansichten und als vereinzelter Redner in Conflict gerathen und an Einfluß verlieren; die Revolution, die er mit hervorgerufen, wuchs ihm über den Kopf. In der Kammer unterstützten ihn stets nur einzelne tiefere Geister, wie Chapelier und Sièyes; die Häupter der Rechten, wie der Linken, waren seine heftigen Gegner. Die sogenannten Monarchisten, zu denen Mounier, Lally-Tolendal und Malouet gehörten, stießen ihn seines befleckten Wandels wegen zurück. Auch Necker wies ihn von sich; dessenungeachtet trat er demselben in den Planen zur Herstellung des Credits bei. Ebenso weigerte sich der König, mit dem berüchtigten Charakter in persönliche Verbindung zu treten. Trotz dieser Verleugnung setzte M. das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und strebte, den Ministern eine berathende Stimme in der Versammlung zu sichern. Unter den drohendsten Ereignissen warf endlich der Hof ernstlich seine Augen auf M., und der König war entschlossen, den gewaltigen Mann zum Minister zu erheben. Kaum wurde das Project bekannt, als sich in der Versammlung die Anhänger mit den Gegnern der Revolution zum Widerstande vereinigten; ein Decret vom 7. Nov. 1789 verhinderte, daß ein Deputirter Minister werden konnte. Dieser blinde Parteieifer entschied vielleicht über den Sturz der Monarchie; M. sah seine Popularität im Volke und seine politische Wirksamkeit für die Zukunft gelähmt. Vergebens vertheidigte er die Prärogativen der Krone hinsichtlich der Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären. Nach den Verhandlungen über letztere Frage wurde er sogar auf der Straße von dem wüthenden Pöbel verfolgt. „Ich weiß", eröffnete er am folgenden Tage seine Rede, „daß vom Capitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist". Einen Theil seiner Popularität erlangte er durch sein entschiedenes Auftreten zurück, womit er die Civilconstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Creation der Assignaten unterstützte. Die Königin, die ihn für die letzte Zuflucht der wankenden Monarchie hielt, veranlaßte ihn auf Vermittelung des Fürsten August von Arenberg, unter Mitwirkung des Grafen Mercy-Argenteau, des östr. Botschafters am franz. Hofe, im Mai 1790 zu einer geheimen Zusammenkunft in den Gärten zu St.-Cloud. „Madame", rief er beim Abschiede der Fürstin zu, die Monarchie ist gerettet"; allein, wie groß auch das Vertrauen auf seine Kraft war, er hatte doch zu viel versprochen. Die bedeutenden Geldsummen, die er jetzt vom Hofe erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräther zu brandmarken. In der That legte er hiermit seine politischen Principien nicht ab; vielmehr suchte er den Hof mit der Revolution auszusöhnen. Durch die Geschicklichkeit seiner Manoeuvres erhielt er im Dec. 1790 die Präsidentschaft im Club der Jakobiner, im Febr. 1791 sogar in der Nationalversammlung. Bei den Jakobinern rief er Robespierre mit seiner furchtbaren Stimme zur Ordnung, und in der Versammlung wagte er unter großem Tumulte die Maßregeln gegen die Emigranten als eine Drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. Schon gegen Ende Februar verrieth er indessen eine tiefe geistige und körperliche Abspannung in Folge der heftigen Kämpfe und fortgesetzter Ausschweifungen. Am 27. März, wo er bei Verhandlungen über die Minen fünf Mal das Wort ergriffen, stieg er zusammensinkend von der Rednerbühne. Seine Krankheit, die in den Eingeweiden wüthete, dauerte nur wenige Tage; er starb ohne Agonie am 2. Apr. 1791. Man vermuthete eine Vergiftung; allein selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Sein Körper wurde

mit großer Pracht, unter Begleitung aller Autoritäten und einer zahllosen Volksmenge, in der zum Begräbniß großer Männer bestimmten Kirche St.-Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's Platz machen. Ganz Frankreich empfand den Verlust dieses bedeutenden Mannes, der ungeachtet seiner Fehltritte und Laster ein vortreffliches Herz besaß. Viele seiner politischen Entwürfe sind von seinen Secretairen Comps, Pellenc, Clavière und Dumont, weshalb seine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel Anderer. In Barthe's Ausgabe der „Orateurs franç." bilden die „Discours et opinions de M." (Par. 1820) die drei ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine „Collection complète des travaux de M. l'ainé à l'assemblée nationale" (5 Bde., Par. 1792). Die erste vollständige, mit einer Biographie begleitete Ausgabe sämmtlicher Schriften M.'s veranstaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Die zuverlässigsten Nachrichten über M.'s Leben und Wirksamkeit theilt sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M." (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841). — André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. am 30. Nov. 1754 zu Bignon, wurde schon in der Wiege Malteserritter und machte sich in der Jugend ebenfalls durch Ausschweifungen berüchtigt. Nach der Rückkehr aus dem nordamerik. Freiheitskriege erhielt er vom Hofe ein Dragonerregiment. Der Adel von Limoges schickte ihn zu den Generalstaaten, wo er als ungeschickter und heftiger Aristokrat auftrat und oft von seinem Bruder vertheidigt werden mußte. Auf die Nachricht, daß sich sein Regiment zu Perpignan empört habe, eilte er zu Anfange des J. 1790 dahin und nahm den Dragonern sämmtliche Halsbinden weg. Vor der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannte Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkrieg unterhielt. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 M. starken Corps verursachte, veranlaßten seinen Tod am 15. Sept. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Miranda (Franç.), General der franz. Republik, stammte aus einer angesehenen Familie in den span. Colonien Südamerikas und war in seinen jüngern Jahren Offizier bei den Truppen der Provinz Guatemala. In eine Verschwörung verwickelt, welche die Befreiung seines Vaterlandes von der span. Herrschaft bezweckte, mußte er die Colonien verlassen. Im Alter von 42 Jahren hatte er die Hälfte der Erdkugel gesehen, sich auf seinen Reisen ausgebreitete Kenntnisse erworben und viele fremde Sprachen angeeignet. Immer mit der Entfesselung Südamerikas vom span. Joche beschäftigt, reichte er sowol der Kaiserin von Rußland wie dem brit. Cabinet Befreiungspläne ein, die sehr gut aufgenommen wurden. Bei dem Ausbruche der franz. Revolution trat er mit der Nationalversammlung in Verbindung, welche sich ebenfalls geneigt zeigte, die Insurrection in Südamerika zu unterstützen. Bei dem Einbruche der Preußen in die Champagne wurde er insbesondere durch den Einfluß der Girondistenpartei zum franz. Divisionsgeneral ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 bei und begleitete im folgenden Jahre Dumouriez nach Belgien. Namentlich durch sein militairisches Verhalten ging die Schlacht von Neerwinden, in welcher er den linken Flügel befehligte, verloren. Nach dem Sturze der Girondisten beschuldigte man ihn deshalb der Theilnahme am Verrath Dumouriez's und stellte ihn vor das Revolutionstribunal. Dasselbe behandelte diese Angelegenheit mit Gründlichkeit, sodaß M. Gelegenheit erhielt, sich vollkommen zu rechtfertigen. In der That war er ein Mann von tiefen strategetischen Kenntnissen; allein ihn mangelte die militairische Erfahrung. Weil er sich unverhohlen über den Gang der Revolution aussprach, wurde er nach einiger Zeit wieder festgenommen und zur Verbannung aus Frankreich verurtheilt. Er wußte sich indeß dieser Maßregel zu entziehen und entfloh erst nach der Revolution vom 18. Fructidor, wo man ihn abermals verfolgte, nach England. Von hier aus kehrte er 1803 nach Frankreich zurück, wurde aber vom ersten Consul aufs neue verwiesen. Er ging nach Südamerika, trat hier im J. 1811 an die Spitze von Insurgentenbanden und versuchte die Republik Carracas zu gründen. Von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unterstützt, vermochte er sich im Laufe des J. 1812 gegen die Spanier aufrecht zu erhalten. Indessen hatte er das Unglück, in die Hände des Feindes zu fallen. Als Gefangener nach

Cadix gebracht, starb er daselbst im Kerker im J. 1816. Er besaß einen reichen, gebildeten Geist und seltene Festigkeit und Energie des Charakters.

Mirandōla, eine Stadt im Herzogthum Modena, mit 5500 E. und 16 Kirchen, der Sitz eines Bischofs, war früher die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde und erst 1710 an Modena kam.

Mirandōla (Joh. Pico von), s. Pico (Joh.) von Mirandola.

Misanthrōpie oder Menschenhaß und Menschenscheu schließen verschiedene Begriffe in sich ein. Die Menschenscheu, welche man mit Unrecht Misanthropie nennt, kann lediglich auf einer Abnormität des Gefühls beruhen, welche in dem daran Leidenden den natürlichen Geselligkeitstrieb erstickt, ihm den Umgang mit andern Menschen als etwas Unangenehmes erscheinen läßt, dabei aber die Menschen ganz indifferent betrachtet. Der Menschenhaß, die eigentliche Misanthropie, ist die Folge einer falschen Beurtheilung der Menschen, meist eines falschen Schlusses von einem oder mehren Individuen auf das ganze Geschlecht und geht als Haß über den Indifferentismus hinaus, indem er dem verhaßten Geschlechte Böses anwünscht. Der Menschenhaß entspringt mehr aus dem Verstande als aus dem Gefühl, doch wird meist der erste Anlaß dazu durch das Gefühl gegeben, wenn wirkliche oder vermeinte Kränkungen vorhergegangen sind. Insofern also die Misanthropie ein von der Regelmäßigkeit abweichender Zustand ist, kann sie auch eine Krankheit genannt werden, zumal wenn sie, wie es bei so vielen Geisteskrankheiten der Fall ist, von körperlichen Unregelmäßigkeiten, namentlich Unterleibsbeschwerden begleitet wird, wo auch durch Arzneikräfte zur Heilung mitgewirkt werden kann. Übrigens ist Misanthropie nicht mit Melancholie (s. d.) zu verwechseln; denn obgleich der Melancholische der Natur seiner Krankheit nach den Umgang mit Menschen vermeidet, so kann er doch gegen dieselben freundlich gesinnt sein; oft aber sind beide Krankheiten miteinander verbunden.

Miscellanĕen (lat. Miscellanea) nennt man Aufsätze, Abhandlungen und Schriften vermischten Inhalts, wofür man später auch den Ausdruck Miscellen gebrauchte. So besitzen wir namentlich unter dem Titel „Miscellanea philologica" oder „critica" eine große Reihe trefflicher Erörterungen über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, über Kritik und Erklärung der alten Classiker von brit., holländ. und deutschen Gelehrten. (S. Adversarien und Collectaneen.)

Mischna, s. Talmud.

Miserēre, d. h. erbarme dich, heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, nach dem Anfangsworte in der Vulgata: Miserere mei domine. Besonders berühmt ist die Composition des Miserere von Allegri (s. d.), welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrh. alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpstlichen Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieser Composition sind vorzüglich noch die von Leon. Leo und Tom. Baj zu nennen.

Miserēre oder Darmgicht (ileus oder passio iliaca, auch chordapsus) ist eine acute Unterleibskrankheit, in welcher eine hartnäckige Stuhlverstopfung Schmerzen im Unterleibe und heftiges Erbrechen selbst der schon aus dem Magen in die Gedärme übergeführten Stoffe erzeugt und gewöhnlich den Tod herbeiführt. Veranlassung dazu können alle Umstände geben, welche den Durchgang der verdauten Speisen durch den Darmkanal verhindern, z. B. Darmverschlingungen, zusammengeballte Würmer, verhärteter Darmkoth, fremde den Darmkanal verstopfende Körper u. s. w. Der lat. Name rührt von dem Gebete „Miserere mei", d. i. erbarme dich meiner, her, weil durch bald eintretende Entzündung und schnell darauf folgenden Brand des afficirten Darmstückes in den meisten Fällen der Tod sehr schnell eintritt.

Misericordias domini, s. Sonntag.

Mises, s. Fechner (Gust. Theod.).

Misgeburt (monstrum) nennt man eine menschliche Frucht, deren Gestaltung von der Regelmäßigkeit abweicht. Solche Abweichungen, auch Misbildungen oder Monstrositäten genannt, kommen sehr häufig vor und sind als fehlerhafte Äußerungen der bildenden Thätigkeit im Weibe anzusehen, welche auf dreierlei Art zu Stande kommen können. Wenn der Bildungstrieb dem Fetus (s. d.) mehr anbildet, als diesem gebührt, so ent-

stehen Geschöpfe, bei denen sich eine die Norm übersteigende Größe mancher Gliedmaßen oder auch ganz neue überzählige Gebilde finden, z. B. Hände mit sechs Fingern u. s. w. (monstrositates per excessum); bringt hingegen die bildende Thätigkeit die Frucht nicht bis zu dem Grade von Ausbildung, den diese erreichen soll, so fehlen ihr mehr oder weniger wichtige Theile, z. B. das Gehirn, der Kopf oder ein Theil desselben, Eingeweide, Arme, Beine, Finger u. s. w. (monstrositates per defectum). Die Früchte der zweiten Classe hat man auch Hemmungsbildungen genannt, indem sich bei ihnen meist nachweisen läßt, daß das vermißte Organ zwar ursprünglich vorhanden gewesen sei, auch eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht habe, auf dieser aber stehen geblieben sei. Die dritte Classe von Misgeburten endlich ist die, wo die genannte Kraft am unrechten Orte thätig gewesen ist und den Organen eine falsche Lage gegeben hat, z. B. wo man das Herz in der rechten Seite der Brust findet u. s. w. (monstrositates per situm partium mutatum). Eine Ordnung von Misgeburten, welche theils zur ersten, theils zur zweiten Classe gerechnet werden kann, bilden diejenigen Früchte, wo offenbar zwei ursprüngliche Embryonen zu einem Körper verwachsen und von jedem nur gewisse Organe, die gewöhnlich dann in dem andern verkümmern, ausgebildet worden sind, z. B. Körper mit zwei Köpfen, drei oder vier Händen oder Beinen u. s. w. Überhaupt sind die Verschiedenheiten so vielfältig, daß mancher Fall für sich allein eine Ordnung bildet, wie die beiden zusammengewachsenen Siamesen, welche streng genommen zu den Misgeburten zu zählen sind. Über die Gelegenheitsursachen der Bildungsabweichungen ist man noch wenig unterrichtet; als öftere ausgemachte Ursachen möchten wol Schwächlichkeit der Ältern, Druck oder Stöße auf den Leib einer Schwangern und ähnliche Beeinträchtigungen anzunehmen sein, während andere, wie das sogenannte Versehen (s. d.), noch sehr problematisch sind, und die frühere Annahme einer Geschlechtsvermischung mit bösen Geistern oder Thieren vor dem Lichte einer aufgeklärten Zeit geschwunden ist. Ist die Naturkunde in Auffindung der Gesetze, denen die Bildung von Misgeburten unterworfen ist, bis jetzt nur zu unbedeutenden Resultaten gelangt, so hat sich die Jurisprudenz um so entschiedener dieser Geschöpfe angenommen und über alle die Punkte, welche dabei von Wichtigkeit sind, ziemlich bestimmte Regeln aufgestellt. Wenn bei geringern Verunstaltungen, welche die Lebensfähigkeit nicht beeinträchtigen und die menschliche Gestalt noch deutlich erkennen lassen, über die Ansprüche auf Menschenrechte kein Zweifel erhoben werden kann, so wird bei zweifelhaften Fällen das Endurtheil darüber aufgeschoben, weil man nicht wissen kann, ob die Gestalt nicht später noch der menschlichen ähnlicher werde; auf keinen Fall aber ist es erlaubt, ein lebendes, von einem Menschen geborenes Wesen, welche Gestalt es auch habe, zu tödten.

Misheirath (mésalliance, disparagium). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. Bei den german. Völkern finden wir das im Anfange nur zwischen Freien und Unfreien, und erst allmälig bildete sich der Rechtssatz: das Kind folgt der ärgern Hand, sodaß die Kinder eines unfreien Ehegatten unfrei wurden, wenn auch der andere Theil frei war. Später trug man diese Ansicht auch auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen Ständen des Volks über und suchte sie, wenigstens in Deutschland, auch unter den einzelnen Classen des erstern geltend zu machen, was jedoch mehr zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Zweifeln, als zu festen Grundsätzen darüber führte. Dem niedern Adel wurde derselbe Standpunkt nur im Verhältniß zu Unfreien zugeschrieben, und seine mit Freien, wenn auch Nichtadeligen, erzeugten Kinder blieben adelig und lehnsfähig, wiewol er es später dahin brachte, daß wenigstens für gewisse Verhältnisse die allseitig adelige Abkunft erfodert wurde, z. B. bei Stiftern, Hofämtern und auf Landtagen. Doch das Alles hat sich neuerdings vielfach wieder geändert. In England kennt man den Begriff der Misheirath auch beim hohen Adel nicht. In Deutschland dispensirte sehr häufig bei Misheirathen der Kaiser, der überhaupt den Bemühungen widerstrebte, den Begriff standesmäßiger Ehen enger zu ziehen, als herkömmlich war. Gegenwärtig hat der ganze Begriff auch in Deutschland nur bei den regierenden Häusern, denen übrigens der hohe Adel des ehemaligen Deutschen Reichs zufolge der Bundesacte (Art. 14) ebenbürtig ist, eine rechtliche Bedeutung. Vgl.

Pütter, „Über Misheirathen deutscher Fürsten und Grafen" (Gött. 1796) und Heffter, „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte" (Bonn 1829).

Misogynie, Weiberhaß oder Weiberscheu schließt dieselben Begriffe wie Misanthropie (s. d.) ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich diese auf das ganze menschliche, jene nur auf das weibliche Geschlecht bezieht. Die Ursachen des Weiberhasses liegen im Verstande oder im Gefühl; auch können körperliche Gründe zu seiner Entstehung mitwirken, besonders wenn durch zügellose und unnatürliche Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt ist. Deshalb sind auch Eunuchen, Onanisten, Päderasten und Sodomiten meist Weiberfeinde, während in seltenen Fällen die körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, oder geistige Einwirkungen von außen, Lehren und Erziehung den Weiberhaß allein hervorbringen. Er unterliegt sonach einer halb psychischen, halb physischen Behandlung, welche aber selten ein befriedigendes Resultat gewähren dürfte. Den Weiberhasser nennt man gewöhnlich Misogyn.

Misologie, d. i. Vernunfthaß, nennt man die Abneigung, die Entscheidung über gewisse Fragen, namentlich über religiöse, von dem Gebrauche der Vernunft, also von wissenschaftlichen Gründen abhängig zu machen.

Mispel (Mespilus germanica), ein in Süddeutschland wildwachsender, aber in Gärten vielcultivirter Strauch, dessen Früchte bei der Reife sehr herbe, erst durch Liegen und Teigigwerden einen weinartigen Geschmack erhalten. Nach Länge des Stiels unterscheidet man Birn- und Apfelmispeln. Das zähe Holz des Stammes ist zu Drechslerarbeiten sehr brauchbar.

Missalen oder Meßbücher heißen in der röm.-katholischen Kirche diejenigen liturgischen oder gottesdienstlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, die evangelischen und epistolischen Perikopen, Gebete und den Meßkanon enthalten. Der Name entstand im 7. oder 8. Jahrh. Ein in der ganzen röm.-katholischen Kirche gültiges Meßbuch gibt es zufolge der Beschlüsse der tridentin. Kirchenversammlung erst seit dem J. 1570, und es mußte dieses röm. Missal, das auf Befehl des Papstes Pius' V. durch röm. Theologen abgefaßt wurde, vom Tage seiner Publication (am 14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom nach einem Monate, von denen diesseit der Alpen binnen drei und jenseit derselben binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 Jahre lang gebraucht hatten, durften es mit der Einführung des röm. Missals nach Belieben halten, und so haben denn z. B. in Deutschland Mainz, Köln, Münster und andere Diöcesen ihre eigenen Meßbücher. Solche Particularmeßbücher, deren erstes sich schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen gebildet haben soll, gab es vor der Publication des röm. Missals sehr viele, und es weichen dieselben von dem römischen bedeutender ab, als die jetzt nachgelassenen. Zweimal wurde das röm. Missal, weil in die an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben sich Irrthümer eingeschlichen hatten, revidirt, nämlich auf Befehl Clemens' VIII im J. 1604 und Urban's VIII. im J. 1634, und so besteht das heutige röm. Meßbuch. — Die alten Missalen vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden oft auf das prächtigste geschrieben, mit den schönsten Initialen und Miniaturen geschmückt und mit den kostbarsten Einbänden versehen; Reiche ließen sie abschreiben und machten damit Geschenke an Kirchen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstand eine Art größerer goth. Buchstaben (s. Mönchsschrift), mit welchen man die Missalen schrieb; sie wurden, als die Buchdruckerkunst erfunden war, nachgeschnitten und zum Drucke von Meßbüchern gebraucht, woher eine gewisse Art größerer Typen den Namen Missalbuchstaben führt.

Misse, s. Messe.

Missionen werden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristliche Völker unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen, entweder aus eigenem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die

Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Solche Glaubensboten, die man später Missionare nannte, waren Palladius in Irland, Columbanus in Schottland, ein anderer Columbanus (s. d.) in Britannien und Frankreich, Augustinus (s. d.) in England, Gallus und Emmeran in Alemannien, Kilian (s. d.) in Baiern, Willibrord in Franken, Swidvert in Friesland, Siegfried in Schweden, Bonifaz (s. d.) in Thüringen und Sachsen, Adalbert (s. d.) in Preußen, Cyrill (s. d.) und sein Bruder Method unter den Slawen. Sehr viel geschah seit dem 16. Jahrh. für das Missionswerk von Seiten der katholischen Kirche, welche nun auch solche Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte. Besonders thätig zeigten sich in dieser Beziehung die Benedictiner und Cistierzienser, dann die Prämonstratenser, die Bettelorden und die Jesuiten. Zu gleichem Zwecke wurden in Rom durch Gregor XV. 1622 die Congregatio de propaganda fide und durch Urban VIII. 1627 das Collegium de propaganda fide gegründet. (S. Propaganda.) Gleichzeitig und später bildeten Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine; dahin gehören die Priester vom Oratorium (s. d.) in Frankreich und in Italien, die Lazaristen (s. d.), die Missionspriester vom heil. Sacrament, die Seminaristen von St.-Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St.-Nicolas in Frankreich; die Oblaten des heil. Ambrosius in Italien, die Redemptoristen (s. d.), die Missionspriester des heil. Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen Missionen und die Missionspriester von Frankreich, die, obschon zum größten Theile in Frankreich seit der Julirevolution aufgehoben, jetzt doch insgesammt wieder in voller Thätigkeit sind. Die bedeutendsten Missionen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan; indeß haben dieselben gerade in der neuesten Zeit theils durch die Thätigkeit protestantischer Missionarien, theils durch die Verfolgungen, welche von Seiten der heidnischen Obrigkeiten über die neubekehrten Christen verhängt wurden, viel Boden verloren, wie denn auch nicht zu verkennen ist, daß der apostolische Stuhl, zu sehr mit europ. Angelegenheiten beschäftigt, in seiner Missionsthätigkeit für die überseeischen Länder etwas nachgelassen hat. Dagegen ist der Eifer für solche Thätigkeit unter den Protestanten seit dem Anfange des 18. Jahrh. mächtig erwacht. Schon im 17. Jahrh., im J. 1647, bestätigte in England eine Parlamentsacte die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in fremden Ländern. Ihr folgte 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Dann entstand 1704 unter Franck's Mitwirkung die von Friedrich IV., König von Dänemark, reich ausgestattete dän.-hallische Missionsgesellschaft, die bald nach ihrem Entstehen einen der bedeutendsten Missionarien, Ziegenbalg (s. d.), nach Ostindien aussendete und seitdem immer, sowol in der Präsidentschaft Madras als auf dem Sundainseln, thätig gewirkt hat. Die Brüdergemeinde (s. d.), welche ihr Entstehen überhaupt einem der ausgezeichnetsten Schüler von Francke, dem Grafen Zinzendorf, verdankte, erwies sich auch in ihrer unmittelbaren Betheiligung an dem Missionswerke als einen Sprößling der Francke'schen Schule; nur ging sie dabei von ganz andern Grundsätzen aus. Denn während sie ihre Missionarien nicht allein, sondern in Gesellschaft von Brüdern aussendete, die an dem Orte ihrer Bestimmung sofort eine Niederlassung gründeten, um den Eingeborenen die Vortheile einer geordneten christlichen Gemeinschaft recht anschaulich zu machen, während sie ihre Missionarien instruirte, die Heiden nicht gleich in Masse anzutreten, sondern eine stille Wirksamkeit zu entwickeln und dabei nur auf die einfachsten biblischen Anschauungen und Lehren zu halten, verfuhren die hallischen Missionarien, die der heidnischen Bevölkerung eines ganzen Landes allein gegenübertreten mußten, ganz anders. Sie wollten nicht die einfache Lehre der Bibel, sondern ihre Dogmatik geltend machen. Und diesem Beispiele folgen mehr oder weniger Alle, die neuerdings von Berlin, Basel, Barmen und Dresden, sowie von dem norddeutschen Missionsvereine, der seinen Hauptsitz in Hamburg hat, ausgesendet werden. Andere Vereine in Deutschland haben keine selbständigen überseeischen Verbindungen, sondern schließen sich an einen der genannten Hauptvereine an. Doch kann sich auch keiner von diesen, was die Erfolge der Wirksamkeit und die Mittel, welche ihm jährlich zu Ge-

bote stehen, auch nur im entferntesten mit der Brüdergemeinde, geschweige mit den in England bestehenden Missionsanstalten vergleichen.

Zu den aus früher Zeit in England vorhandenen Missionsanstalten hat sich 1794 die große Missionsgesellschaft gesellt, welche christliche Prediger nach Südafrika und Australien sendet; auch wurden zu Malakka 1808 eine anglo-chines. Mission und 1818 ein anglo-chines. Collegium gegründet. Da die Engländer in dem Christenthume das wirksamste Mittel der Civilisation, vorzüglich in den Colonien, sehen, so kommt die brit. Staatskunst in der Erreichung dieses Zwecks dem Eifer der Missionsgesellschaften bereitwillig entgegen. Außer der erwähnten großen Missionsgesellschaft für alle Welttheile gibt es in England die Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien; die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, welche sich früher blos auf Nordamerika beschränkte; die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in den schot. Hochländern (seit 1709); die inländische Missionargesellschaft (seit 1819); die londoner herrnhuter Verbrüderung; die Wesley's Missionargesellschaft; die Baptisten-Missionargesellschaft (seit 1792); die Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemkirche (seit 1721); die Missionsgesellschaft für das feste Land (seit 1818); die londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden und die Damengesellschaft in der bischöflichen Judenkapelle, und den Missionar-Predigerverein, der 1823 aus Edinburg nach London verpflanzt wurde. Die Summen, welche jährlich für die Zwecke dieser Anstalten verwendet werden, sind ungeheuer. Sie betragen nach einem ungefähren Überschlage gegen 2 Mill. Pf. St. Was die Großartigkeit der Mittel anlangt, so kann gegenwärtig nur Nordamerika mit England in die Schranken treten. Zu den bedeutendsten Missionsgesellschaften in den Vereinigten Staaten gehören die Amerik. Anstalt für Missionen im Auslande, gestiftet 1810; die Missionsanstalt der Baptisten für das Ausland, gestiftet 1814; die Missionsanstalt der Generalversammlung (der Presbyterianer), gestiftet 1818; die Methodistische Missionsanstalt, gestiftet 1819, und die Amerik.-inländ. Missionsgesellschaft, gestiftet 1830. Ihr Einkommen beträgt jährlich bereits über eine Mill. Dollars, und es ist ebendeshalb natürlich, daß auch die Erfolge ihrer Wirksamkeit bedeutender sind als die, deren sich die deutschen Missionsvereine rühmen können.

Mississippi, der größte und wichtigste Strom der Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Westgrenze er zum Theil bildet, entspringt unter 47° 38′ nördl. Br. aus dem kleinen Itascasee und andern Seen. Er nimmt den Missuri (s. d.), St.-Francis, White, Arkansas, den Rothen Fluß und den Ohio (s. d.) auf und ergießt sich unterhalb Neuorleans, große Seen bildend, durch drei Mündungen in den Mexican. Meerbusen. Sein Lauf beträgt ohne den Missuri gegen 400 M.; von der Missuriquelle an hat er zwar eine Entwickelung von 730 □M., aber doch nur ein Stromgebiet von 54000 □M., sodaß er in dieser Beziehung beiweitem von dem Marañon, La Plata und Lorenzstrom übertroffen wird. Er ist von der Vereinigung mit dem Missuri an schiffbar; doch wird die Schiffahrt durch einige Wasserfälle unterbrochen, unter denen der bei St.-Antoni der größte und merkwürdigste ist. Seine Ufer sind fast durchgehend fruchtbar und durch den Handel und die Dampfschiffahrt belebt. Nach ihm ist der Staat Mississippi (s. d.) benannt und an ihm liegt auch Luisiana (s. d.), auf das die im Anfange des 18. Jahrh. von Law (s. d.) auf Actien gegründete Mississippi-Gesellschaft ihre Speculationen richtete.

Mississippi, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, an der Südküste, wird von Alabama, Tennessee, Arkansas, Luisiana und dem Meerbusen von Mexico begrenzt und hat einen Flächeninhalt von 2000 □M. Der Boden ist fruchtbar, das Klima im Allgemeinen mild und gesund und nur an der westlichen Grenze gegen Tennessee wegen der Überschwemmungen des Mississippi (s. d.) ungesund. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen; sie belief sich 1820 auf 144000, 1830 auf 200000 und 1840 bereits auf 376000. M. gehört zu den noch vorhandenen Sklavenstaaten und die Zahl der Sklaven beträgt etwa 196000. Die Indianer, die früher ein eigenes Gebiet innehatten, wurden seit 1832 gegen gewährte Entschädigung zur Übersiedelung auf das jenseitige Ufer des Mississippi vermocht. Plantagenbau ist die Hauptbeschäftigung, nur in den nördlichern Gegenden beschäftigt man sich mit Viehzucht. Der Handel findet seine größte

Unterstützung in dem Mississippi, auf dem sich die gewonnene Baumwolle mit leichter Mühe noch allen Himmelsgegenden hin versenden läßt. Der Staat wurde 1817 in die Union aufgenommen und sendet zwei Repräsentanten in den Nationalcongreß; die Gesetzgebende Versammlung tritt aller zwei Jahre zum Neujahr zusammen. Die Hauptstadt ist Jackson; der wichtigste Ort aber Natchez mit 3000 E.

Missolunghi, eine im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordene, jetzt zu der griech. Nomarchie Akarnanien und Ätolien gehörige Stadt, der Hauptwaffenplatz und das strategisch wichtige Bollwerk der Hellenen in Westhellas und von diesen auch Klein-Venedig genannt, liegt höchst ungesund auf einer Landzunge in der seichten Bai am Golf von Patras, und nicht weit davon, in einer andern Bucht des Golfs, auf einer Insel das ebenfalls befestigte Anatoliko, sodaß man beiden Plätzen nur mit Fischerkähnen sich nähern kann. M. ist durchaus neuern Ursprungs. Von Fischern gegründet, wurde es bald durch seine strategisch und commerciell wichtige Lage von Bedeutung und hob sich schnell durch den Handel. Obgleich 1715 von den Türken verwüstet und 1770 beim Aufstande gegen die Türken betheiligt, zählte es 1804 doch schon wieder 4000 E. Es regierte sich damals nach eigenen Gesetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Beim Ausbruche des griech. Freiheitskampfes erhob es sich nebst Anatoliko schon am 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit seiner geringen Mannschaft in das fast entvölkerte M., das er, nebst Anatoliko, gegen die Türken vertheidigte, bis am 23. Nov. griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf er die Türken zwang, am 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem besser befestigt, gehören nun beide Orte zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen hatte M. in den letzten Monaten des J. 1823 zu bestehen, als Mustaï Pascha und Omer Vrione zu Lande und algier. Schiffe zur See es einschlossen; doch Konstantin Bozzaris behauptete sich, bis Maurokordatos, der mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, und die Pest, die im Lager der Feinde wüthete, letztere abzuziehen nöthigten. Hierauf legte sich 1825 der Seraskier Reschid Pascha mit 35000 M. vor M., das jetzt der tapfere Noto Bozzaris vertheidigte. Alle Angriffe waren vergeblich und auch der am 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 40tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes wurde abgeschlagen. Selbst als nunmehr Ibrahim Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung sich betheiligte, vermochte man nichts gegen M. auszurichten. Doch der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte am Ende die Besatzung, am 22. Apr. 1826 Abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen; allein nur einem Theile gelang dies, die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich nebst den eingedrungenen Ägyptern und Türken in die Luft. Vgl. Fabre, „Histoire du siège de M." (Par. 1826). Erst am 18. Mai 1829 wurden M. und Anatoliko von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, sodaß es gegenwärtig 5000 E. zählt, obschon es nicht von den Unruhen, die das Land zerrütteten, verschont geblieben ist, wie es denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Ätolien und Akarnanien aushalten mußte. In M. sind die Gräber des Mainotten Kyriako Jatranis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, sowie das Mausoleum, welches das Herz des Lord Byron einschließt.

Missuri, einer der mächtigsten Ströme der Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt unter dem 44° nördl. Br. aus den drei Quellenflüssen Jefferson, Madison und Galatin. Er ist tief und reißend, dem Mississippi (s. d.), mit dem er sich nach einem Laufe von 600 M. vereinigt, an Wassermasse bei weitem überlegen. Vor seiner Vereinigung nimmt er den Yellowstone, den kleinen Missuri, den Platte-, Osage- und Jamesfluß, sowie mehre andere Flüsse auf, von denen mehre gleich ihm schon schiffbar sind. Sein Stromgebiet umfaßt fast das ganze Gebiet des Staats Missuri (s. d.).

Missuri, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von 2850 □M., ist von dem Osage- und Sioux-Gebiet, von Illinois, Kentucky und Arkansas begrenzt und gehört zu den acht Binnenstaaten. Das Land ist im Süden gebirgig, im Norden flach und hügelig;

die Niederungen an den Flüssen sehr fruchtbar, die Höhen im Norden schöne von Wäldern unterbrochene Prairien, auf welchen Büffelheerden bis zu 10000 Stück weiden. Der Sommer ist sehr heiß, der Winter nur selten so strenge, daß die Flüsse zufrieren, und das Klima in den Niederungen ungesund. M. hat unermeßliche Kohlenlager und vieles Steinsalz. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen begriffen und belief sich 1840 auf 384000, während sie 1830 nur etwa 143000 betrug. Der Staat gehört zu den vier Sklavenstaaten und zählt ungefähr 20000 Sklaven. Fast nur die Ufer am Missuri und Mississippi sind zur Zeit angebaut. In die Union wurde der Staat erst 1821 aufgenommen und zum Nationalcongreß sendet er zwei Repräsentanten. Die Hauptstadt ist der unbedeutende Ort Jefferson, am rechten Ufer des Missuri, die volkreichste und älteste Stadt St.-Louis, am Mississippi, mit angeblich 18000 E., die bedeutenden Handel, namentlich mit Pelzwerk treiben. Von Deutschen wurden die freundlichen Städte Franklin und Columbia am Missuri gegründet. M. war früher ein Theil von Luisiana und erhielt um 1763 seine ersten Bewohner. Durch Canadier, welche die span. Regierung herbeirief, wurde St.-Louis angelegt. Seit 1812 siedelten sich sehr viele Amerikaner und noch mehr Deutsche daselbst an, sodaß der Staat hinsichtlich der Zahl seiner Bevölkerung schon 1819 hätte in die Union aufgenommen werden können, was sich indeß, weil es sich um die Aufnahme eines Sklavenstaats handelte, bis 1821 hinzog.

Mistbeete nennt man die künstlich angelegten, mit Pferdemist oder Lohe angefüllten, mit Fenstern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüse, theils ausländische, ein rauhes Klima nicht vertragende Pflanzen gezogen werden. Je nach der Menge Mist, die man anwendet, unterscheidet man warme, temperirte und kalte Mistbeete. Die geeignetste Lage für Mistbeete ist die, wo sie den ganzen Tag Sonne haben und gegen Luftzug und auf der Mitternachtseite geschützt sind. Bei kalter Witterung werden die Fenster der Mistbeete noch mit Strohdecken belegt; bei gelinder Witterung wird ihnen Luft gegeben, und bei Wärme und sanftem Regen werden die Fenster ganz abgenommen.

Mistel (Viscum album) ist ein Strauch von ein bis zwei Fuß Höhe, welcher parasitisch auf verschiedenen Bäumen, namentlich auch auf Eichen, wächst und mit seiner Wurzel tief in das Holz derselben dringt. Sein Stamm hat gabelartig-zweitheilige Äste mit zwei einander gegenüberstehenden, ungestielten, immergrünen Blättern an der Spitze. Die Blüten stehen an der Spitze in den Theilungen der Äste und hinterlassen weiße, mit klebrigem Safte erfüllte Beeren. Besonders diese Beeren, aber auch die übrigen Theile des Strauchs werden zur Bereitung des Vogelleims benutzt. Nach der Lehre der Druiden (s. d.) war die Mistel der Eiche das Heiligste in der Natur. Sie wurden von den Priestern in einen Trank umgewandelt, der bei den Kelten für ein Universalmittel galt.

Mitau, im Russischen Mitawa, im Lettischen Jelgawa, die Hauptstadt des ehemaligen selbständigen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches gegenwärtig das russ. Gouvernement Kurland oder Mitau, eine der Ostseeprovinzen, bildet, liegt an der großen preuß.-russ. Heerstraße, in einer flachen, sandigen Gegend an der Drixe, die unfern der Stadt in die kurische Aa fällt. Die Stadt ist gut gebaut und macht einen angenehmen Eindruck, besonders von der wilnaer Seite her. Sie liegt unter dem 56½° nördl. Br., hat aber doch im Ganzen ein mildes Klima. Ihre erste Begründung verdankt sie Konrad von Medem gegen Ende des 13. Jahrh. Sie war ursprünglich befestigt und mit hohen Wällen versehen, die aber jetzt meist abgetragen sind. Historisch merkwürdig ist sie als Aufenthaltsort Ludwig's XVIII., der zur Zeit seiner Verbannung in dem nahe der Stadt stehenden großen Residenzschloß, dem jetzigen Gouvernementsgebäude, wohnte. Sehr lebhaft ist sie besonders zur Zeit des vier Wochen währenden Jahrmarkts, der sogenannten Johanniscontracte, wo sich der ganze kurländ. Landadel daselbst versammelt. Sie hat ein gutes Gymnasium, gestiftet 1775, mit einem physikalischen und naturhistorischen Cabinet, eine Sternwarte, eine Bibliothek, sechs Kirchen, 31 Schulen, mehre Fabriken und 13900 E., worunter etwa 7000 Deutsche und 3000 Juden sich befinden. Auch besteht daselbst die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Künste. In der Nähe von M. liegen die drei Lustschlösser und Vergnügungsorte Schwerthof, Friedrichslust und Ruhethal, welches letztere der fürstlich Subow'schen Familie gehört.

Mitbelehnung, s. Belehnung.

Mitesser oder Zehrwürmer (comedones) nennt man die in Gestalt kleiner Würmer durch Druck aus den Poren der Haut hervorzudrängenden festgewordenen Aussonderungsstoffe der in der Haut befindlichen kleinen Talgdrüsen, welche im gesundheitsgemäßen Zustande in tropfbarflüssiger oder gasiger Form ausgeschieden werden, zuweilen aber ins Stocken gerathen, eine abnorme Consistenz und dann die erwähnte Gestalt annehmen. Ehemals hielt man die Mitesser für wirkliche, unter der Haut lebende Würmer, die Jucken, Schlaflosigkeit und endlich eine Art Abzehrung veranlassen sollten, genauere Untersuchungen aber haben diese Annahme nicht bestätigt. Sie zeigen sich hauptsächlich im Gesicht und entstehen in der Regel unter Begünstigung einer mangelhaften Hautpflege durch Störungen der gesundheitsgemäßen Hautausdünstung. Am sichersten hindert man ihre Entwickelung durch sorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öfteres Waschen und Baden.

Mitford (Miß Maria Russell), engl. Dichterin, geb. 1789 zu Alresford in Hampshire, die Tochter eines Arztes, trat frühzeitig als Schriftstellerin auf, zuerst mit einem Bande vermischter Gedichte, dann mit einer dichterischen Erzählung in Walter Scott's Weise, „Christine or the maid of the south", die beide wenig Aufsehen erregten. Im J. 1823 erschien ihr Trauerspiel „Julian", dem sie noch zwei andere „Rienzi" und „The vespers of Palermo" folgen ließ, von denen „Rienzi" mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Dauernderer Ruhm aber, als durch ihre Trauerspiele, wird ihr durch ihre prosaischen Erzählungen zu Theil werden, in welchen sie engl. Natur und engl. Sitten mit ebensoviel Anmuth und Zartheit als Treue schilderte. Ihr wichtigstes Werk in dieser Gattung ist „Our village, sketches of rural character and scenery" (5 Bde., Lond. 1824—32), in welchem sie ihren Wohnort, Threemilecroß bei Reading in Berkshire verherrlicht. Als eine Art Fortsetzung schließt sich diesem Werke an „Belford Regis". Außerdem hat sie „Stories of american life by american writers" (3 Bde.) und viele Erzählungen in Zeitschriften, namentlich im „New monthly magazine" erscheinen lassen.

Mitgabe oder Mitgift, s. Aussteuer.

Mithras ist der Name einer pers. Gottheit, die in den alten Zendbüchern eine große Rolle spielt. Man scheint darunter den Planeten Venus verstanden zu haben, wie auch Herodot angibt. An andern Stellen muß aber M. als Sonnengottheit verstanden werden, und im Allgemeinen als eine höhere Lichtgottheit. Namentlich gewann unter Kaiser Aurelian der schon längst im röm. Reiche verbreitete Mithrascultus an Ausdehnung, und in vielen Provinzen, auch in Deutschland, z. B. in Hedernheim im Nassauischen, nahe bei Frankfurt am Main, finden sich daher Mithrasdenkmäler, d. h. bildliche Darstellungen, welche sich auf den Mithrascultus beziehen. Gewöhnlich erblickt man darauf den M. als einen Mann, welcher mit einem Dolche einen Stier ersticht, und zu seiner Seite Abendstern und Morgenstern. Die neuesten Untersuchungen über den Mithrascultus wurden von Creuzer, Zoega, Silvestre de Sacy und Hammer angestellt. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Mithrasdenkmäler gaben Lajard und später Müller in seinem „Mithras" (Wiesbad. 1833).

Mithridates ist der Name mehrer Könige von Pontus (s. d.), unter denen M. VI. oder der Große der berühmteste ist. Im J. 136 geboren, zu Sinope, der Hauptstadt des Reichs, erzogen, folgte er 124 seinem Vater M. V., dessen Ermordung er an seiner Mutter, die er tödten ließ, rächte, worauf er sich selbst den Beinamen Eupator, d. h. der von einem edeln Vater Entsprossene, beilegte. Frühzeitig faßte er den Plan, sein Reich zu vergrößern; zuerst unterwarf er die Völkerstämme, die vom südlichen Ende des Kaukasus an bis gegen Thrazien hin auf der Ost- und Nordseite des Schwarzen Meeres wohnten, und auch die an dessen Küsten gelegenen griech. Colonien fügten sich der Herrschaft des mächtigen Königs, der sie begünstigte. So bildete er sich neben seinem angestammten Reiche ein zweites, das nach dem Namen des kimmerischen Bosporus (s. d.), an welchem die beiden Hauptstädte Panticapäum und Phanagoria lagen, das Bosporanische Reich genannt wird. Hierauf wendete er sich gegen Süden und Westen, eroberte einen Theil von Paphlagonien und Kappadocien, dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er ermordete, doch gab er das letztere auf Verlangen der Römer wieder frei. Als er indeß diese durch den

Bundesgenossenkrieg beschäftigt wußte, verband er sich mit seinem Eidam Tigranes II. (s. d.) von Großarmenien und eroberte von 89 — 88 v. Chr. Kappadocien, Bithynien und Phrygien und auch das röm. Kleinasien, wo die Einwohner in ihm einen Befreier von dem furchtbaren Druck röm. Habgier sahen. Nur Magnesia am Sipylus blieb den Römern treu; in den übrigen Städten wurden auf des M. Anordnung an einem Tage alle Römer, nach einer Angabe 80000, nach einer andern 150000 an der Zahl, im J. 88 ermordet. Auch der Inseln des Ägeischen Meeres bemächtigte er sich, bis auf Rhodus, das seiner Belagerung widerstand, durch seinen Feldherrn Archelaus, den er, während er selbst in Pergamum verweilte, nach Griechenland sendete, um den Römern zuvorzukommen. (Erster mithridatischer Krieg.) Archelaus wurde von den Athenern nach dem Rath des Sophisten Aristion in die Stadt aufgenommen, und als die Freiheit Griechenlands erklärt war, schlossen sich die Böotier, Achäer und Spartaner an M. an. Da erschien Sulla (s. d.) im J. 87 mit Flotte und Heer vor Athen und nahm im J. 86 die Stadt sammt dem Piräus, trotz der vortrefflichen Vertheidigung des Archelaus, beim sechsten Sturme. Archelaus zog sich nach Böotien zurück. Durch seine Mitfeldherren wurde er bei Chäronea zu einer Schlacht gedrängt, in der er mit ungeheurem Menschenverlust unterlag; ebenso im J. 85, nachdem Dorylaus, von M. gesendet, mit einem neuen Heere zu ihm gestoßen war, in einer zweiten bei Orchomenos. Nun entschied sich M., der von dem Marianer Flavius (s. d.) Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war, und in Pitane in Mysien gefangen worden wäre, wenn nicht Lucullus (s. d.) ihm die Flucht zur See freigelassen hätte, für den Frieden, der, nachdem Sulla selbst nach Asien übergesetzt war, zu Dardanus im J. 84 zu Stande kam. Alle in Asien gemachten Eroberungen mußte er aufgeben und an Sulla 2000 Talente zahlen und 70 Kriegsschiffe ihm überlassen. Der Legat Licinius Murena, den Sulla mit den Legionen des Flavius zurückließ, begann im J. 83, wegen eines von M. nicht herausgegebenen Theils von Kappadocien, den Krieg von neuem, wurde aber, als er bis Sinope vorgedrungen, zurückgeschlagen, worauf ein anderer Legat, den Sulla schickte, im J. 81 den Frieden wiederherstellte. (Zweiter mithridatischer Krieg.) Nach Sulla's Tode rüstete sich M. wieder zum Kriege, im Bunde mit Tigranes, dessen Macht durch die Eroberung der nördlichen Theile des syr. Reichs gewachsen war. Dieser brach im J. 76 in Kappadocien ein, M. im J. 75 in Bithynien (s. d.), das die Römer nach dem Tode Nicomedes' III. in Anspruch nahmen. Er hatte sich mit Sertorius (s. d.) in Verbindung gesetzt und von ihm gegen Unterstützung an Geld und Schiffen röm. Offiziere, von der Partei des Marius, erhalten, die sein Heer nach röm. Weise einübten. Zur Führung dieses dritten mithridatischen Kriegs wurden von Rom im J. 74 die Consuln M. Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus (s. d.) abgesendet; der Letztere rettete nicht nur seinen Amtsgenossen aus der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfang des Kriegs gebracht hatte, sondern trieb den König im J. 73 und 72 nach Pontus zurück und nöthigte ihn im J. 71 zur Flucht zu Tigranes. Auch schlug er, nachdem er im J. 70 Pontus erobert hatte, den Tigranes im J. 69 bei Tigranocerta und beide vereinigte Könige im J. 68 am Fluß Arsanias; doch konnte er, da seine Legionen ihm den Gehorsam verweigerten, den M. an der Wiedereroberung von Pontus im J. 67 nicht verhindern. Marius Acilius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus von Rom geschickt worden war, blieb unthätig; Cn. Pompejus (s. d.) aber, durch das Gesetz des Manilius (s. d.) mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstet, vollendete im J. 66 das Werk des Lucullus. M. wurde von ihm am Euphrat besiegt und flüchtete, während Pompejus am Orte des Siegs die Stadt Nikopolis gründete und den Tigranes unterwarf, in sein Bosporanisches Reich; den Zug dahin gab Pompejus, nachdem er bis zum Phasis gedrungen war, auf. Gegen M., der, ungebeugt, ein neues Unternehmen gegen Rom vorrüstete, indem er mit scyth. und andern nord. Völkern vereint zu den Galliern zu ziehen und mit ihnen verbunden über die Alpen in Italien einzufallen beabsichtigte, kämpfte nun der Verrath der Seinigen. Zwei seiner Söhne ließ er tödten, ein dritter, Machares, dem er das Bosporanische Reich anvertraut, tödtete sich selbst, als er seine Verbindung mit den Römern entdeckt sah; auch sein Lieblingssohn Pharnaces spann Verrath gegen ihn, doch ihm verzieh er.

Allein Pharnaces lehnte sich von neuem gegen ihn auf und belagerte ihn in Panticapäum; M. tödtete sich, da er sich überwältigt sah, selbst im J. 63. Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus und wurde als bosporan. König anerkannt. M. herrschte nach oriental. Despoten Weise und scheute zur Erreichung seiner Zwecke sich vor keinem Mittel. Doch besaß er neben körperlicher Stärke und Gewandtheit wirklich große geistige Eigenschaften, Kraft, Klugheit, Festigkeit, politischen Blick und unerschütterliche Ausdauer. In der griech. Bildung, die schon seit lange an den Höfen der vorderasiat. Könige eingebürgert war, auferzogen, war er ein Freund der Künste und Wissenschaften; seine kostbare Gemmensammlung wurde von Pompejus auf dem Capitol aufgestellt, die Bücher, die er über Medicin hatte zusammentragen lassen, ließ Pompejus durch seinen Freigelassenen Lenäus übersetzen, und der Bau von Wasser- und Windmühlen, den M. zuerst veranstaltet hatte, kam nun auch nach Italien. Die Sprachen der 22 Völkerschaften, die ihm unterworfen waren, verstand und sprach er; gegen die Wirkung von Giften hatte er sich durch Gewöhnung und durch die Anwendung von Gegengiften, von denen eins nach ihm Mithridat benannt wurde, gesichert. — Auch andere asiat. Könige führten den Namen M., namentlich ist unter den parthischen Arsaciden Mithridates I. 174—136 v. Chr. als Verbreiter der parthischen Macht berühmt. (S. Arsaciden und Parther.)

Mitlaut, s. Consonant.

Mitra, d. i. Binde, hieß bei den alten asiat. Völkern die Kopfbedeckung. Bekannt ist namentlich die mäonische oder phrygische Mitra, die von den verweichlichten Mäoniern oder Lydiern und Phrygiern getragen und nach ihnen benannt, eine Art Backen hatte, die unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Homer bezeichnet mit Mitra auch den Gurt von Blech, welcher über das kurze Unterkleid, den Chiton, getragen wurde. In der christlichen Kirche wurde die Mitra zur Bischofsmütze oder Inful (s. d.), die auch diesen Namen führt.

Mitscherlich (Christoph Wilh.), ein geschmackvoller Kenner des Alterthums, geb. am 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, legte in Schulpforte den Grund zu den classischen Studien, die er auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen dann weiter verfolgte. Er erhielt 1785 eine außerordentliche, 1794 eine ordentliche Professur der Philosophie in Göttingen, und 1809 an Heyne's Stelle die Professur der Beredtsamkeit, die er bis zum J. 1833 bekleidete, in welchem er seiner Amtsgeschäfte auf sein Ansuchen entbunden wurde. Er feierte am 12. Juni 1835 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, hielt aber noch immer einige Vorlesungen. Die vorzüglichste unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die Ausgabe der „Oden" und „Epoden" des Horaz (2 Bde., Lpz. 1800—1801), die durch eine reiche und gewählte Erläuterung der Sachen, sowie durch zweckmäßige Vergleichung griech. Parallelstellen vortheilhaft sich auszeichnet, während auf der andern Seite in dem Nachweis der Grundgedanken und des Ideenzusammenhanges das Ganze durch eine zu breite Darstellung und durch leeres Phrasenspiel häufig verwässert wird und die Erörterung des kritischen und eigentlich grammatischen Elements nach den neuern Forschungen nicht mehr genügen kann. Denselben relativen Werth haben auch seine spätern „Racemationes venusinae" (6 Stück, Gött. 1827—33, Fol.). Außerdem erwähnen wir seine Bearbeitung des Homerischen „Hymnus in Cererem" (Lpz. 1787), die Sammlung der „Scriptores erotici graeci" (4 Bde., Strasb. 1792—94), welche den Achilles Tatius, Heliodor, Longus und Xenophon von Ephesus enthält, und unter seinen kleinern Schriften die „Epistola critica in Apollodorum" (Gött. 1782) und die „Lectiones in Catullum et Propertium" (Gött. 1786).

Mitscherlich (Eilard), Geh. Rath und ordentlicher Professor der Chemie an der Universität zu Berlin, geb. am 7. Jan. 1794 zu Neurede bei Jever, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Gymnasium zu Jever und studirte seit 1811 in Heidelberg Geschichte, Philologie und oriental. Sprachen. Dieselbe Richtung beschäftigte ihn 1813 in Paris und 1814 in Göttingen. Nebenbei trieb er Geologie, Mineralogie, Physik, Chemie und selbst Medicin. Erst 1818, wo er nach Berlin ging, machte er die Chemie zu seinem alleinigen Studium. Durch seine Entdeckung der Isomerie lenkte er 1819 die Aufmerksamkeit des in Berlin anwesenden Berzelius auf sich, dem er nach Stockholm folgte. Hier blieb er,

bis er 1821 auf Berzelius' Vorschlag die Professur der Chemie an der Universität zu Berlin erhielt, wo er nachmals Mitglied der Akademie und Geh. Rath wurde. Sein einziges selbständiges Werk ist das „Lehrbuch der Chemie" (Bd. 1—2, Abth. 1, Berl. 1829—33; Bd. 1, 4. Aufl., 1844). Seine ausgezeichnetsten Arbeiten fallen in den mehr physikalischen und mathematischen Theil der Chemie; doch verdanken auch andere Theile der Chemie ihm wichtige Bereicherungen. Er ist ein sehr scharfsinniger Gelehrter und von großer Eigenthümlichkeit. Am treffendsten ist er wol charakterisirt, wenn man ihm den ersten Platz unter den Schülern der Berzelius'schen Schule im engern Sinne anweist.

Mittag oder Süden heißt diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder Mittagszeit nennt man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian (s. d.) oder Mittagskreis eines Orts tritt. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; der letztere tritt dann ein, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Äquator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian gehen würde; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und fällt nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage zusammen. — Mittagsfläche heißt die Ebene, welche man sich durch den Meridian, die Scheitellinie und durch die Weltachse gezogen denkt und die sowol auf der Ebene des Horizonts, als auf der des Äquators senkrecht steht. — Mittagshöhe nennt man die Höhe eines Sterns, die er dann hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — Mittagslinie ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte (s. d.). Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Zu astronomischem und geographischem Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Örter durch ganze Länder fortgezogen. — Mittagspunkt oder Südpunkt ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt. — Mittagsrohr oder Passageninstrument, s. Meridian.

Mittel, in der Mathematik. Das arithmetische Mittel zweier oder mehrer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das geometrische Mittel zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Producte die Quadratwurzel zieht. Endlich das harmonische Mittel zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Z. B. von den Zahlen 4 und 9 ist $6\frac{1}{2}$ das arithmetische, 6 das geometrische und $5\frac{7}{13}$ das harmonische Mittel. Das arithmetische Mittel zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in welchem dieses größer ist als das harmonische.

Mittelalter nennt man den großen historischen Zeitraum, der zwischen dem Alterthume und der neuern Zeit mitten inne liegt. Dieser Ausdruck wird theils durch die Stellung dieses Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit, theils durch den eigenthümlichen Charakter gerechtfertigt, den derselbe, mit dem Lebensalter des Menschen verglichen, in Beziehung zu den beiden andern ihn begrenzenden Zeiträumen offenbart. Denn wenn das Alterthum, als die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höhern sittlichen Reife das Mannesalter der Menschheit genannt werden kann, so trägt das dazwischen liegende Mittelalter, wenigstens bei den meisten europ. Völkern, in dem Vorwalten der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit einen Charakter, wie ihn die Jugend in den einzelnen Individuen des Menschengeschlechts darstellt. Der Grenzpunkt, wo das Mittelalter beginnt und wo es aufhört, ist von den einzelnen Historikern verschieden bestimmt worden. So beginnen Einige das Mittelalter mit der Schlacht bei Soissons im

J. 486, Andere mit dem Regierungsantritt Karl's des Großen, während die Meisten den Anfang desselben in das Jahr des Unterganges des weström. Reichs, 476 n. Chr., setzen. Ebenso schließen einige den Zeitraum des Mittelalters mit der Entdeckung von Amerika, Andere mit Erfindung der Buchdruckerkunst, die Meisten mit dem Beginn der Reformation, während Andere denselben sogar bis zum westfäl. Frieden ausgedehnt wissen wollen. Diese Verschiedenheit der Annahmen hat ihren Grund in dem Umstande, daß das Mittelalter mit den eigenthümlichen Erscheinungen, die es charakterisiren, nicht mit einem Male, mittels eines einzigen Ereignisses, sondern allmälig mittels einer Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten ins Leben trat und sich zu einem Ganzen gestaltete. Von einem so langen Zeitalter, in welchem die verschiedensten Völker auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen und die meisten jüngern europ. Reiche und Staatsformen gestiftet wurden, einen vorherrschenden gemeinschaftlichen Charakter anzugeben, ist allerdings schwierig; doch tritt soviel als allgemeines geschichtliches Resultat über das Mittelalter deutlich hervor, daß in diesem Zeitraume in Europa Alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue politische Welt der Germanen in Europa und der Araber in Asien und Afrika sich erhob, daß zwei neue Religionen, das Christenthum (s. d.) im Abendlande, der Mohammedanismus (s. d.) im Morgenlande, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß und zur Feindseligkeit gegeneinander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten und Verfassungen entfalteten und das politische und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnsystems und der Hierarchie in die Erscheinung traten. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte treten, sind ohne Zweifel die Germanen (s. d.) das wichtigste; alle andern Nationen, wie die Slawen, Araber, Mongolen u. s. w. haben nur in soweit Anspruch auf Berücksichtigung, als sie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf sie einwirkten oder durch sie eine Umgestaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfassung und politische Eigenthümlichkeit der german. Völker durch gegenseitiges Verhältniß der Eroberer zu den eroberten Ländern, durch innere Lage und äußere Umgebungen bestimmt wurden, bildeten sich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen Formen des Lebens und der Cultur bei ihnen zu einem neuen selbständigen Ganzen aus. Die den Germanen eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zartern Verhältnissen sich offenbarenden Familienlebens; Rittergeist und Bürgersinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit und der schwärmerische auf das Unendliche mit Sehnsucht gerichtete Sinn jener Zeit sprach sich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunst und kraftvoller Malerei, sowie in den unsterblichen Werken der phantastisch-gewaltigen Dichtkunst aus. Trotz dieses allgemeinen Charakters des Mittelalters treten in den einzelnen Perioden desselben wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Am zweckmäßigsten nimmt man deren drei an. Die erste, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Umsturze des weström. Reichs bis auf Karl den Großen und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwischen den alten röm. und den neuen german. Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Im Staate bildete sich das Kaiserthum und das damit zusammenhängende sogenannte Feudal- oder Lehnswesen (s. Lehen), mit welchem sich eine stolze und trotzige Aristokratie erhob, deren Kampf nach oben wider das Königthum und die centrale Staatsgewalt, nach unten wider die Freiheit des Volks gerichtet war und dieselbe theils zu vernichten strebte, theils wirklich vernichtete. (S. Ritterwesen.) In der Kirche zeigen sich die Anfänge der Hierarchie (s. d.) nebst dem Streben des apostolischen Stuhls, an die Spitze dieser Hierarchie und dadurch zur Herrschaft über die Welt zu gelangen. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh., stellt sich im Innern des Staatenlebens durch das Hervortreten der Städte (s. d.) ein bedeutendes Element neben die feudalistische Aristokratie, wodurch

es der königlichen und fürstlichen Gewalt möglich wurde, hier mehr dort weniger eine centrale Staatsgewalt zu gründen. Die Stände, welche unter sehr verschiedenen Namen erscheinen, datiren aus dieser Zeit. Es trat ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwischen Königthum, Aristokratie und Volk ein, welches letztere indeß fast ausschließend durch die Städte repräsentirt wurde. Das Schwankende aber in den Berechtigungen dieser verschiedenen Gewalten und ihrer Verhältnisse unter sich erzeugte Erscheinungen, welche in wohlgeordneten Staaten sonst nicht gefunden werden, wie Städtebündnisse, Landfrieden (s. d.) und Femgerichte (s. d.). In der Kirche ist diese Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indeß vergeblich sich der höchsten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemeistern sucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzt, nicht blos das menschliche Geschlecht zu Aberglauben und wildem Fanatismus zu erziehen, sondern auch alle freiern Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegengetreten, gewaltsam niederzudrücken. (S. Inquisition.) Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich der Poesie und dem Gesang in den Nationalsprachen zuzuwenden, welche Neigung sehr bald auch auf den Bürgerstand überging, dessen Dichtungen aber weniger sinnig und poetisch erscheinen. (S. Troubadour und Meistersänger.) Zugleich fiel in diese Epoche das Erwachen einer neuen bildenden Kunst. (S. Italienische Kunst und Deutsche Kunst.) Auch begann die Historiographie in den Nationalsprachen. Am meisten stand die Philosophie zurück, die in der Form, in welcher sie auftrat, als Scholastik nur erst in unangemessenen und verworrenen Formen sich bewegte. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich constitutionelle Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Städten hinweg das autokratische Königthum. Im Allgemeinen sank der Einfluß der feudalistischen Aristokratie und die Wichtigkeit des Lebens ging auf den Bürgerstand über. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche riefen die schreienden Misbräuche, welche Päpste und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere Opposition hervor, welche bald von der Kirche selbst, z. B. auf den Synoden zu Basel (s. d.), Konstanz (s. d.), bald von den sogenannten Ketzern, wie Wicliffe (s. d.), Huß (s. d.), bald auch von den Mystikern, die das Christenthum wieder wesentlich zu etwas Innerlichem machen wollen, ausging. So schwanden am Ende dieser Epoche die charakteristischen Merkmale des Mittelalters immer mehr; die Hierarchie sank, das Ansehen der kaiserlichen Macht erlosch immer mehr, das Feudalwesen hatte dem überall sich erhebenden Mittelstande mit seinem kräftigen Volksgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner gereiften Einsicht Platz machen müssen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, so hatte dasselbe in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter, doch machten daselbst der Mohammedanismus und die Arabische Literatur (s. d.) Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter. Vgl. Rühs, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Berl. 1818); Rehm, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (3 Bde., Marb. 1820—33) und dessen „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen" (Kass. 1831); Leo, „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Halle 1830) und dessen „Geschichte des Mittelalters" (Halle 1836; 2. Aufl., 1839); Hallam, „Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter" (deutsch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Tillier, „Geschichte der europ. Menschheit im Mittelalter" (Frankf. 1829; 2. Aufl., 1833); „Annales du moyen âge" (8 Bde., Par. 1825) und C. D. Beck, „Über die Würdigung des Mittelalters" (Lpz. 1812).

Mittelamerika, s. Centralamerika.

Mittelbegriff (terminus medius) heißt in einem Schlusse (s. d.) derjenige Begriff, durch welchen die Bestimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelfarben und Mitteltinten, s. Mezzotinto.

Mittelfranken, einer der Regierungsbezirke des Königreichs Baiern, gebildet 1837 zum größten Theile aus dem frühern Rezatkreise, umfaßt auf 143½ □M. gegen 590000 E. und besteht aus dem Fürstenthume Ansbach, Theilen des Fürstenthums Baireuth und des Bisthums Würzburg, dem Fürstenthume Eichstädt, den ehemaligen freien Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Windsheim, Weissenburg und mehren Standesherrschaften.

Mittelländisches Meer oder Mittelmeer, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein mit dem Adriatischen, Ageischen und dem Meere von Marmara 47500 □M. großes Becken, hängt im Westen mit dem Atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das Mittelländische Meer bemerkt, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, daß der Verlust an Wasser, den dieses Meer durch seine starke Verdunstung erleidet, nicht durch die Wassermenge der ihm zuströmenden Flüsse ersetzt wird, wie denn aus Afrika, außer dem Nil, kein einziger einigermaßen ansehnlicher Fluß ihm zufließt, ebensowenig aus Asien und der griech.-türk. Halbinsel. So bleiben denn, außer den kleinern Flüssen Italiens und Ostspaniens, nur Etsch, Po, Rhone und Ebro als bedeutendere Zuflüsse im westlichen Europa übrig, von denen noch dazu der letztere im Sommer am Wassermangel leidet. Auch steht jenes Zuströmen durch die Meerenge von Gibraltar nicht vereinzelt da, sondern wiederholt sich in der starken Strömung, die aus dem durch verhältnißmäßig viele und große Ströme gespeisten Schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen in das Mittelländische Meer geht. Theile des Mittelländischen Meeres sind die Golfe von Valencia, du Lion und von Genua, das Tyrrhenische Meer, der Meerbusen von Tarent, das Adriatische Meer, das Jonische Meer, das Ageische oder Griechische Meer, die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Meerbusen von Adalia und Skanderun und die große und kleine Syrte. Da das Mittelländische Meer die längste Küstenerstreckung an seiner Nordseite und dort auch die meisten Busen, Häfen und Inseln hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es ist sehr tief, besonders in seinem westlichen Theile, und hat an manchen Stellen 3000, ja sogar gegen 5000 F. Tiefe. Kaum einem Zweifel kann es unterworfen sein, daß Europa und Afrika bei Gibraltar und Sicilien zusammenhingen. Diesen Zusammenhang scheint die Untiefe dieses Meeres bei Sicilien, wo es an einigen Stellen nur 180, ja sogar nur 40 F. tief ist, noch wahrscheinlicher zu machen. Vermöge seiner natürlichen Lage hat es veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Flut, die im Euripus, der Meerenge zwischen Euböa und dem griech. Festlande, besondere Eigenthümlichkeiten zeigt.

Mittelmark hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher, von der Vormark oder Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächs. Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Uckermark und von Mecklenburg-Strelitz begrenzt wurde und auf 227 □M. 560000 E. zählte. Sie war früher in sieben, seit 1806 in zehn Kreise getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben: Jerichow und Ziesar, mit der Mittelmark vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraum von 271 □M., auf 620000 E. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preuß. Staats wurde die Mittelmark mit Ausnahme des Lebuser Kreises, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreise Jerichow und Ziesar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben.

Mittelpunkt heißt in der Geometrie derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denselben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. Centrum.) In der Mechanik kommt dieses Wort in sehr verschiedener Bedeutung vor; hier giebt es einen Mittelpunkt der Anziehung, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft ist, z. B. für das Planetensystem die Sonne; einen Mittelpunkt des Gleichgewichts, welcher unterstützt oder befestigt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derselben im Gleichgewicht zu erhalten; einen Mittelpunkt der Kräfte, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem

vorigen; einen Mittelpunkt der Masse, Trägheit oder Schwere, auch Schwerpunkt (s. d.) genannt; einen Mittelpunkt des Schwungs, wie man denjenigen Punkt eines zusammengesetzten Pendels nennt, in welchen die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denselben Aufhängepunkt ebenso schnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht; einen Mittelpunkt des Stoßes, wo man sich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorstellen kann; endlich einen Mittelpunkt der Umdrehung, welches derjenige Punkt eines in Folge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers ist, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers ebensoweit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. Außerdem kommt in der Physik noch ein phonischer Mittelpunkt vor, worunter man bei einem mehrsilbigen Echo den Ort versteht, an den sich die redende Person stellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

Mittelrheinkreis, einer der Kreise des Großherzogthums Baden, bildete bis 1832 den Murg-, Pfinz- und Kinzigkreis und zählt auf 77¾ □M. gegen 460000 E. Er umfaßt den größten Theil der alten Markgrafschaft Baden, Theile des Bisthums Speier, der Pfalz, des Herzogthums Würtemberg und der Ortenau, die Herrschaft Lahr, mehre ehemalige freie Reichsstädte, wie Offenburg, und einige Standesherrschaften.

Mittelsalze, s. Neutralsalze.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen, welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor, in der Instrumentalmusik die zweite Violine und die Viola.

Mittelwald oder Compositionsbetrieb nennt man forstlich eine solche Waldwirthschaft, wo in den Niederwaldungen viele starke und geringere Bäume erzogen werden, oder wo zwischen den lichten Baumholzbeständen zugleich auch Niederwald erzogen wird.

Mittermaier (Karl Jos. Ant.), bad. Geh. Rath und ordentlicher Professor der Rechte zu Heidelberg, geb. am 5. Aug. 1787, studirte zu Landshut und Heidelberg und trat 1809 als Privatdocent zu Landshut auf, wo er 1811 Professor wurde. Im J. 1819 folgte er einem Rufe nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg ging. Seine Wahl zum Abgeordneten der Ständeversammlung in der Stadt Bruchsal im J. 1831 eröffnete ihm eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionelles Staatsleben. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als Erforschungsmittel der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden und mit dem Huldigungseide zu verbindenden Verfassungseid. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der betreffenden Commissionen, sowie als Vermittler in Betreff der zwischen beiden Kammern streitigen Punkte. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfung berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm er Theil an der im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Preßfreiheit kein Budget. Im Allgemeinen galt er jedoch damals mit Duttlinger mehr für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Itzstein die äußerste Linke repräsentirten und Welcker das deutsch-nationale Element vertrat. Als Redner zeichnete er sich aus durch schönen Vortrag, Einfachheit und Klarheit des Gedankens und fließende Leichtigkeit. Auf den folgenden Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war er Präsident der zweiten Kammer. Seitdem erschien er Kränklichkeit halber nicht wieder in der Ständeversammlung. Dagegen wirkte er wesentlich mit ein auf die neuerliche Umgestaltung der bad. Strafgesetzgebung. Wie als Volksvertreter, so erwarb er sich auch als akademischer Lehrer und als Schriftsteller großen Ruf. Seine Werke betreffen das deutsche Privatrecht, die Theorie des Processes und das Strafrecht nach seinem ganzen Umfange. In ersterer Beziehung erwähnen wir sein „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landsh. 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" ersetzt wurde, welche in

der fünften umgearbeiteten Ausgabe (2 Bde., Regensb. 1837—38; 6. Aufl., 1842—43) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Über die Theorie des Processes verbreitet sich als Hauptwerk „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preuß. und franz. Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (1.—4. Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl., 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl., 1825—40). Im Strafrechte war M. zunächst für die processualische Seite thätig in seinem „Handbuch des peinlichen Processes" (2 Bde., Heidelb. 1810—12), das er dann ganz umgearbeitet unter dem Titel „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzgebung" (2 Bde., Heidelb. 1832; 3. gänzlich umgearbeitete Aufl., 1839—40) erscheinen ließ; ferner in den Schriften „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" (2 Bde., Darmst. 1821) und „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse, nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. und franz. Strafverfahrens" (Darmst. 1834), sowie in der „Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Criminalprocesse" (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844). Nächstdem verfolgte er die particularrechtliche Fortbildung des Criminalrechts in den Schriften „Über den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung" (Heidelb. 1825), „Über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern" (Bonn 1819); sodann in fortlaufenden Übersichten in dem „Neuen Archiv des Criminalrechts" und dessen „Neuer Folge", sowie neuerlich in dem Werke „Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft" (2 Beiträge, Heidelb. 1841—43). Erst in neuerer Zeit erschien von ihm, in der Umarbeitung des Feuerbach'schen, ein vollständiges „Lehrbuch des Criminalprocesses" (12. Aufl., Gieß. 1837; 13. Aufl., 1840). Seine beiden neuesten Werke sind die „Ital. Zustände" (Heidelb. 1844), in welchen er die moralische, rechtliche und politische Lage der ital. Staaten, die M. siebenmal besucht hat, auf Grund von detaillirten statistischen Nachrichten schildert, und „Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Öffentlichkeit und das Geschworenengericht" (Stuttg. 1845), worin er die neuesten wissenschaftlichen und legislativen Bestrebungen auf diesem Gebiete prüft. Übrigens ist M. Mitherausgeber des „Civilistischen Archivs", des „Archivs des Criminalrechts, Neue Folge" und der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes", in welchen allen zahlreiche einzelne Aufsätze, besonders aber werthvolle Übersichten der Fortschritte der Gesetzgebung in den einzelnen Branchen des Rechts von ihm niedergelegt sind.

Mitternacht heißt der dem Mittage gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Orts erreicht, indem sie zum zweiten Mal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblick an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend. — Mitternachtspunkt oder Nordpunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mitylēne oder Mytilēne, wie man jetzt nach alten Münzen und Handschriften fast ausschließend schreibt, die ehemals reiche und mächtige, von den Äolern gegründete Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), berühmt durch die daselbst veranstalteten dichterischen Wettkämpfe, wurde während des peloponnes. Kriegs im J. 427 v. Chr., nachdem die ganze Insel mit Ausnahme von Methymna ein Jahr vorher von der Bundesgenossenschaft Athens sich losgesagt hatte, von den Athenern erobert, worauf die Bewohner auf Kleon's (s. d.) Betrieb eine schonungslose Strenge und Züchtigung erfuhren. Zur Zeit der macedon. Herrschaft, als Lesbos eine republikanische Verfassung erhielt, kam es an die Spitze der übrigen Städte und behauptete seinen Einfluß und sein Ansehen, bis es im Kriege gegen Mithridates, in welchem die Mitylener feindselig gegen die Römer auftraten, Sulla (s. d.) gänzlich zerstören und die Einwohner als Sklaven verkaufen ließ. Zwar erhob sich nach dieser Katastrophe die Stadt wieder aus ihren Trümmern und wurde auch von Pompejus (s. d.) begünstigt; allein sie konnte ihren frühern Glanz nie wieder erlangen und nur noch wenige Überbleibsel bei dem heutigen Castro bezeichnen ihre ehemalige Stätte.

Mixtur nennt man eine Arzneiform, welche aus flüssigen und festen, in der Flüssigkeit sich nicht auflösenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sind die Flüssigkeiten nicht consistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die Mixtur vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden, was man eine Schüttelmixtur nennt.

Mnemonik oder Mnemotechnik, d. i. Gedächtnißkunst, nennt man die Kunst, durch eine besondere Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu bringen. Solcher Methoden sind im Laufe der Zeit sehr verschiedene versucht worden. Doch ließ die Unzulänglichkeit derselben in neuerer Zeit die ganze Sache als unfruchtbare Künstelei erscheinen, als in den letzten Jahren durch Reventlow eine, allem Anscheine nach sehr glückliche neue Bahn hierin gebrochen wurde. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunst, als deren Erfinder der griech. Dichter Simonides (s. d.) betrachtet wurde und von welcher mehre Stellen der rhetorischen Bücher an den Herennius, des Cicero in seinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war darnach folgende. Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, und merkten sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen an bestimmten Plätzen in diesem Raume; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Namen u. s. w., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieser Art war es nöthig, diese Plätze nach dem dekadischen Systeme zu steigern, sodaß sie sich z. B. eine imaginaire Stadt mit je zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern bildeten, was andererseits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemonisch eingetheilte Zimmer in zehn verschiedenen Lagen des Hauses, dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten u. s. w. dachte. Die Schwierigkeit hierbei lag aber darin, nicht blos für jeden zu merkenden Begriff oder Gegenstand ein passendes Bild zu finden, sondern auch dieses Bild so zu behalten, daß man sich seiner Verbindung mit einem bestimmten, ohnehin voraus einzuprägenden und genau zu behaltenden Platz stets wieder erinnerte. Gleichwol ist diese Methode der Verbindungen im Wesentlichen dieselbe gewesen, welche bis auf die neueste Zeit den mnemonischen Systemen zum Grunde gelegen hat. Seit dem 15. Jahrh. finden wir wieder vielfache Lehren der Mnemonik; zum Theil wurde diese Kunst als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno (s. d.), dem Vervollkommner der sogenannten Lulli'schen Kunst, und noch später, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer derselben großes Aufsehen erregte; zum Theil widmeten aber auch tüchtige Köpfe ihr ernstes Nachdenken dieser Kunst, wie der bekannte Konr. Celtes im 15. Jahrh. und später Leibnitz. Mehrentheils waren diese Methoden nur Modificationen der Alten; doch substituirten auch Einige, z. B. Winkelmann, Leibnitz, der Engländer Grey (1756) u. A. da, wo es Zahlen zu merken gab, den Ziffern Buchstaben, die sie in verschiedener Weise mit dem zu merkenden Worte verbanden, z. B. durch Umänderung der Endsilbe in diese Buchstaben. In dem ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts regten die Schriften von Kästner, einem kursächs. Landgeistlichen („Mnemonik oder System der Gedächtnißkunst der Alten", Lpz. 1801) und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München („Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik", Sulzb. 1810) das Interesse an dieser Wissenschaft von neuem an. Jener erneuerte die Methode der Alten und suchte sie in mehren Schriften, namentlich auf die Erlernung von Sprachen, anzuwenden; dieser stellte ein zum Theil neues System auf, indem er zwar die Ordnungsbilder der Alten beibehielt, nicht aber ihre Gedächtnißplätze, sondern den Zahlen z. B. Buchstaben substituirte, an deren alphabetische Ordnung sich weitere Combinationen knüpften, die mit dem Bilde des zu Merkenden verbunden werden mußten. Beide gaben öffentliche Proben ihrer Methoden; Kästner selbst, Aretin durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet. Um dieselbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeistlicher, Gregor von Frinaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Systeme auf und durchreiste mehre Länder als Lehrer desselben. Originell ist die neuerlich von Aimé Paris („Principes et applications diverses de la mnémotechnie", 7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode; er betrachtet die Wörter der franz. Sprache so, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und löst sie dann in Laute und Articulationen auf, wodurch er die Ziffern ausdrückt, wenn es sich um die An-

wendung auf die Chronologie handelt; das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewisser points de rappel bewerkstelligt, welche Zahlen entsprechen und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel construirt wird. Etwas modificirt erscheint dieses complicirte System in dem der Brüder Jos. Feliciano und Alexander de Castilho (s. d.) wieder, welche, portug. Refugiés aus den Zeiten der Miguelistischen Unruhen, in dem J. 1832 in Frankreich und Belgien mit vielem Erfolge öffentliche Proben davon ablegten („Traité de mnémotechnie", 5. Aufl., Bordeaux 1835, und „Dictionnaire mnémonique"). Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinski aus, indem er mnemonische Quadrate construirte und diese, sowie ihre Combinationen, mit Bildern belegen ließ. Es trat eine besondere Gesellschaft zur Ausbreitung seiner Methode zusammen und sie wurde mehrfach auf den Unterricht mit Glück angewendet, später auch vom poln. General Bem (s. d.) vervollkommnet. In Deutschland, wo nur noch Graf Mailáth (s. d.) mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Systeme (Wien 1842) neuerlich aufgetreten war, erhob seit 1840 der dän. Candidat der Philologie, Karl Otto Reventlow, die Mnemotechnik auf die Stufe, von wo aus ihr unmittelbarer Übergang in das Unterrichts- und Lehrsystem möglich ist. Er verwirft in seinem „Lehrbuche der Mnemotechnik" (Stuttg. 1843) alle sinnliche Symbolik für diese Zwecke, reducirt vielmehr alle Gedächtnißoperationen auf Verstandesoperationen und stützt seine Methode auf den Grundsatz, daß man Das am leichtesten und dauerndsten behalte, was zum Gedanken geworden und ins Bewußtsein übergegangen ist. Alle Nichtbegriffe, d. h. hier alle Zahlen und Laute, von denen man keine andern als ihre numerischen und Lautbeziehungen kennt, werden nach einer bestimmten allgemeinen Regel in Begriffe verwandelt. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist in der Hauptsache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Durch diese Substitution, die übrigens auf gewissen rationellen Gründen beruht, werden mittels hinzugenommener Vocale sogenannte numerische Worte gebildet, in denen die ersten Consonanten, und zwar höchstens die drei ersten, eine Bedeutung als Substitutionen haben, z. B. 425 = ironisch (r = 4, n = 2, s = 5). Die Zahl der möglichen Combinationen ist ebenso groß, als die Verbindung leicht. Bei Verwandlung unbekannter Namen und Begriffe substituirt Reventlow phonische Analogien. Die Anwendung auf die Chronologie ergibt sich hiernach von selbst; will man sich z. B. das erste Vorkommen der Censur im J. 1486 merken, so braucht man nur das Wort Rhabarber in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe der Censur zu setzen (r = 4, h = 8, b = 6; die Substitution für die Tausend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich ist). Auf Grund dieser Methode können unter Wahrnehmung einiger sich leicht ergebenden weitern Regeln selbst sehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und sicher eingeprägt werden. Die Hauptaufgabe ist, nach Einprägung des Schemas sich darin eine Fertigkeit zu erwerben, einen gegebenen Begriff in seiner Mannichfaltigkeit, in allen seinen Beziehungen schnell zu überblicken, um daraus einen Anhaltepunkt für die Verbindung mit einem zweiten gegebenen Begriffe, dem numerischen Worte, herauszufinden. Weit entfernt von Sterilität und trockenem Mechanismus, beschäftigt daher diese Methode auch die Phantasie in hohem Grade. Reventlow hat die Wirksamkeit derselben nicht blos durch vielfache öffentliche Proben auf seinen Reisen durch Deutschland, wobei er Staunenswerthes leistete, sondern auch dadurch bewiesen, daß von dieser leicht anzueignenden Methode vielfach im Unterricht glücklicher Gebrauch gemacht worden ist, wie denn schon mehre Schriften von Pädagogen dieselbe z. B. auf die Erlernung geschichtlicher Daten angewendet haben. Sehr erleichtert werden Studium und Praxis derselben durch Reventlow's „Wörterbuch der Mnemotechnik" (Stuttg. 1844), worin mehr als 120000 Substitutionen für die Zahlen 000, 00, 0

und 1—999 enthalten sind. Einer bestimmtern Ausbildung ist dieses System noch fähig in seiner Anwendung auf Erlernung von Sprachen und auf Einprägen zusammenhängender Sätze.

Mnemosyne, die Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, war von Zeus Mutter der neun Musen (s. d.), indem sie in Pierien neun Nächte in seinen Armen ruhte. Eleutherä in Böotien war der Hauptsitz ihrer Verehrung.

Mnioch (Joh. Jak.), ein bekannter Dichter und origineller Kopf, geb. zu Elbing in Preußen am 13. Oct. 1765, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und wurde 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer genialen Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotteriedirection am 22. Febr. 1804 starb. Schon als Knabe hatte er den drolligen Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben unmittelbar an den König Friedrich II. zu wenden, worin er denselben mit Du anredete. Dem Könige gefiel die Bittschrift, und M.'s Vater wurde geholfen. Als Student in Jena ließ er seine Hymne auf Friedrich II. drucken und sendete sie an denselben. Der König dankte schriftlich, machte ihm aber bemerklich, wenn er wieder schriebe, seine Briefe zu frankiren. Sogleich packte M. den Betrag des Portos, ein Achtgroschenstück, ein und sendete dasselbe an den König mit der Zuschrift: „Sire, hier ist das Porto" Schon in Halle dichtete er manches originelle Lied. Bekannt ist durch eigenthümliche Mischung von Heiterkeit und Ernst besonders sein Lied vom Grabe „Wir werden Alle Platz und Raum" u. s. w., sowie sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Übergewicht ihn aber weder umfangreiche, noch allseitig durchgearbeitete Werke vollenden ließ. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in „Sämmtliche auserlesene Werke" (3 Bde. Görl. 1798 fg.) und „Analekten" (2 Bde., Görl. 1804). Viele Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls befähigten ihn zum Improvisator. — Seine Gattin, Maria M., geb. Schmidt, geb. zu Neufahrwasser bei Danzig 1777, eine namentlich durch ihn geistig hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1799. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel „Zerstreute Blätter u. s. w." (Görl. 1800; 2. Aufl., 1821) herausgegeben und sind ein wahres Kleinod weiblichen Zartgefühls.

Moabiter ist der Name eines Volks, das östlich vom Todten Meere und Jordan wohnte und theils durch seinen unsittlichen Cultus, der sogar Menschenopfer einschloß, theils durch feindliche Angriffe den Israeliten gefährlich wurde. In der Periode der Richter hatten die Moabiter das israelit. Volk auf 18 Jahre unterjocht, später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, doch wußten sie sich dem Tribute um das J. 900 v. Chr. wieder zu entziehen. Später nach dem Einfalle der Assyrer rissen sie Stücke des israelit. Gebiets an sich und verbanden sich mit den Chaldäern gegen Juda. Daher sind auch die Schriften der Propheten reich an Verwünschungen und Drohungen gegen sie. Der Name des Volks verlor sich endlich in dem der Araber.

Moallâkât, d. i. die Aufgehangenen, nennt man sieben arab. Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich ausgehangen worden sein sollen. Sie schildern das Leben in der Wüste, die Fehden der arab. Stämme, Liebesabenteuer und geben ausführliche Beschreibungen der Kameele und Rosse. Den Text nebst engl. Übersetzung gab zuerst Jones (Lond. 1783) heraus. Nach dem Englischen wurden sie von Hartmann unter dem Titel „Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel" (Münst. 1802) ins Deutsche übertragen. Eine vollständige Ausgabe mit Scholien erschien zu Kalkutta 1823. Einzelne der Gedichte wurden von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die „Moallaka" des Tarafa von Vullers (Bonn 1827), des Amr ben Kulthum von Kosegarten (Jena 1829), des Amr ul kais von Hengstenberg (Bonn, 1822), des Zohair von Rosenmüller (Lpz. 1828), des Lebid von Peiper (Bresl. 1828), des Antar (s. d.) von Willmet (Leyd. 1816) und des Hareth von Vullers (Bonn, 1827).

Mobile Colonnen nennt man im engern Sinne die Truppencolonnen, welche zu bestimmten Zwecken seitwärts des Heeres abgesendet werden. Dazu gehören sowol die

Freicorps (s. Freibataillone) und Streifcorps, wie die vom Heere selbst entsendeten Truppen. Jedoch erhalten sie diese Namen nur, wenn sie in stärkerer Anzahl und aus den verschiedenen Waffen zusammengesetzt, auftreten. Sie werden vorzugsweise zum Kleinen Kriege gebraucht, um den Feind in größern Entfernungen zu beunruhigen, ihm Transporte und Magazine zu nehmen, Marodeurs (s. d.) aufzuheben u. s. w., überhaupt um die Streitkräfte auf mehren Punkten zu vervielfältigen, ohne die Masse auf nachtheilige Weise zu schwächen.

Mobiliarsteuer heißt die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird. Sie gehört zu den directen und zu den Vermögenssteuern, und den Hauptgegenstand der Mobiliarsteuer bilden die Activcapitalien der Staatsbürger; doch werden auch andere Bestandtheile des beweglichen Vermögens darunter begriffen. Sie kann sehr unpolitisch sein, wenn durch die Art ihrer Anlegung solche Gegenstände getroffen werden, deren Vermehrung großen Nutzen für den Staat hätte, wie z. B. der Viehbestand der Landwirthe. Auch streift sie in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinüber, wenn sie hauptsächlich gewisse Gattungen beweglicher Sachen trifft, deren man sich leicht entäußern kann, wie z. B. den Besitz von verarbeitetem Gold und Silber, Equipagen, Singvögel u. s. w.

Mobilien, d. i. bewegliche Güter, auch Fahrende Habe oder Fahrniß. Alle äußern Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche und unbewegliche. Blose Foderungen und Rechte (Obligationen und Activcapitalien) fallen zwar an sich eigentlich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und Ortsstatuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen Gütern gerechnet. Auch rechnet man manche an sich bewegliche Sachen zu den unbeweglichen, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen Gegenständen gehören nicht blos die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren, kurz Alles, was niet- und nagelfest im Hause ist, u. s. w., sondern auch die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, wie Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. s. w. Auch Staatscapitalien können immobilisirt werden, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche bemerkt oder unablöslich auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme. Der Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig; Mobilien werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war; die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

Möbius (Aug. Ferd.), ordentlicher Professor der Astronomie an der Universität zu Leipzig, einer der scharfsinnigsten jetzt lebenden Mathematiker, geb. am 17. Nov. 1790 zu Schulpforte, wo sein Vater Lehrer der Tanzkunst war, zeigte schon in sehr jugendlichem Alter große Neigung zur Mathematik und wurde in seinen dahin einschlagenden autodidaktischen Studien von dem nachher auf einem ganz andern Felde berühmt gewordenen Thiersch, der damals Schüler in Schulpforte war, nicht wenig unterstützt. Von Schulpforte ging er 1809 auf die Universität zu Leipzig, wo er anfangs die Rechte, dann Mathematik studirte, hierauf 1813 nach Göttingen und 1814 nach Halle. Nachdem er sich 1815 in Leipzig als Privatdocent habilitirt hatte, erhielt er schon im Jan. 1816 die außerordentliche Professur der Astronomie daselbst. Im Sommer desselben Jahres machte er mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Reise, um die damals vorzüglichsten Sternwarten Deutschlands kennen zu lernen und nach den gesammelten Erfahrungen einen Plan über die Umgestaltung der leipziger Sternwarte einzureichen. Der von ihm entworfene Plan wurde 1818—21 ausgeführt. Im J. 1844 wurde er nach Ablehnung eines Rufs nach Jena zum ordentlichen Professor der höhern Mechanik und Astronomie ernannt. Schon seine Dissertation „De computandis occultationibus fixarum per planetas" (Lpz. 1815) machte Aufsehen und fand allgemeinen Beifall. Die ersten Früchte seiner praktischen astronomischen Thätigkeit veröffentlichte er in der kleinen Schrift „Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig" (Lpz. 1823). Unter seinen spätern Schriften ist namentlich sein „Barycentrischer Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie" (Lpz. 1827)

als in der Geschichte der Geometrie Epoche machend anzusehen; einen Haupttheil dieses Werks, welches von dem großen Scharfsinn des Verfassers Zeugniß gibt, bildet die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren. Nicht minder eigenthümlich und werthvoll sind sein „Lehrbuch der Statik" (2 Bde., Lpz. 1837), worin der innige Zusammenhang zwischen der Statik und Geometrie gründlicher als bisher geschehen war, nachgewiesen wird, und „Die Elemente der Mechanik des Himmels" (Lpz. 1843), ein Versuch, die Theorie der für die Astronomie so wichtigen Störungsrechnungen ohne Anwendung höherer Lehren der mathematischen Analysis zu entwickeln. Außerdem hat er seit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik" viele Abhandlungen geliefert, unter denen die Darstellung der Haupteigenschaften eines Systems von Linsengläsern und der damit zusammenhängenden Lehre von den Kettenbrüchen hervorzuheben ist.

Mochnacki (Maurycy), poln. Schriftsteller, geb. 1804 auf dem Gute Bojaniec in Galizien, widmete sich seit 1823 auf der Universität zu Warschau dem Studium der Rechte, wurde aber, als er die Staatsprüfung abzulegen im Begriff war, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürsten Konstantin aus der Liste der Studirenden gestrichen, zur Übernahme jedes öffentlichen Amtes für unfähig erklärt und gefänglich eingezogen, worauf er in Gemeinschaft der schwersten Verbrecher im Garten zu Belvedere bei Warschau öffentlich arbeiten mußte. Doch weder diese Schmach noch wiederholte Einkerkerungen konnten ein Geständniß von ihm entlocken. Wieder freigelassen, nahm er an der Redaction mehrer Zeitschriften Theil, und erließ mehre sehr heftige Schriften, um, wie er selbst sagte, seine Landsleute fortwährend im Zustande der Insurrection zu erhalten. Wenige Tage vor der Revolution gab er seine Schrift „O literaturze polskiej w wieku dziewiętnastym" („Über die poln. Literatur des 19. Jahrh.", Bd. 1, Warsch. 1830) heraus, durch welche er wesentlich zur Anerkennung der neuern poln. Dichterschule beigetragen hat. Der 29. Nov. 1830 fand ihn, nachdem er mit seinem Bruder, Camill M., an allen geheimen Verbindungen der poln. Jugend Theil genommen hätte, mit den Waffen in der Hand in den Straßen zu Warschau. Er trat als einer der feurigsten Demagogen auf; doch sein Einfluß wurde sehr bald, besonders durch ein unter den Papieren des Großfürsten Konstantin aufgefundenes und im russ. Sinne verfaßtes Memoire über das poln. Erziehungswesen gelähmt, das M., um einer langen Untersuchung zu entgehen, im Gefängnisse geschrieben hatte. Er galt nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands. Seine glühende Vaterlandsliebe trieb ihn ins poln. Heer; er focht als Gemeiner, obgleich ihm der Generalissimus Radziwill das Offizierspatent zuschickte, mit größter Auszeichnung bei Grochow, dann als Offizier bei Okuniew, Wawre und zuletzt bei Ostrolenka, wo er schwer verwundet wurde. Während seiner Heilung trat er wieder als Journalist auf und zeigte sich als der gewandteste Publicist Polens. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Frankreich, wo er, um seine Landsleute für eine bessere Zeit vorzubereiten, seine „Powstanie narodu polskiego" („Geschichte des poln. Aufstandes", 2 Bde., Par. 1834) schrieb, in der er zeigte, wie die Parteien durch ihre Intriguen das schmähliche Ende des Aufstandes herbeigeführt hätten. Er starb am 20. Dec. 1834 zu Auxerres, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet ist. Seine nach der Revolution verfaßten Aufsätze erschienen gesammelt als „Pisma rozmaite" (Par. 1836).

Möckern, eine kleine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ist durch das Gefecht denkwürdig, in welchem am 5. Apr. 1813 die Preußen unter York über die Franzosen unter Eugen den Sieg davon trugen. Damit ist nicht zu verwechseln das Dorf Möckern bei Leipzig, welches der Schlacht bei Leipzig (s. d.) seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt, wo am 16. Oct. die Preußen unter Blücher die Franzosen unter Marmont warfen.

Modalität, vom lat. Modus, bezeichnet die Art und Weise, wie Etwas existirt, geschieht oder gedacht wird, sodaß man damit gewöhnlich die zufälligen Bestimmungen vorzugsweise bezeichnet. So spricht man von der Modalität eines Geschäfts, einer Handlung u. s. w. Im Sprachgebrauche der Philosophie ist Modalität eine Bestimmung der Urtheile, durch welche ihr Verhältniß zu dem urtheilenden Subjecte bezeichnet wird, je nachdem ein Urtheil entweder blos für möglich, oder für wirklich gültig, oder für nothwendig

erklärt wird, also für den Urtheilenden entweder problematisch, oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher Modalitätsbegriffe. Bei Kant traten diese logischen Bestimmungen des Urtheils als besondere Functionen des Verstandes im Urtheilen auf, und die Unterschiede der Modalität sind bei ihm die drei letzten unter den zwölf Kategorien, die er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte; es ist aber durchaus nicht nöthig, zur Ableitung dieser Unterschiede sich auf eine besondere Organisation des menschlichen Geistes zu berufen. Jedes Urtheil als solches ist eine blose Versicherung (assertorisch); erst wenn man es mit seinem Gegentheil vergleicht, wird es entweder problematisch oder apodiktisch. Die Unmöglichkeit oder Undenkbarkeit des Gegentheils macht es zu einem nothwendigen; die gleiche Denkbarkeit, logische Möglichkeit oder Widerspruchslosigkeit des Gegentheils läßt ihm nur den Charakter des problematischen. Möglich ist niemals ein Urtheil allein, sondern eben die beiden verglichenen; nothwendig sind niemals zwei entgegengesetzte, sondern allemal eins von beiden. Die alte logische Regel: „von der Nothwendigkeit gelte der Schluß auf die Wirklichkeit, von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt", versteht sich so von selbst.

Mode bezeichnet im Allgemeinen den Begriff von Dem, was an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist, im engern Sinne aber die gerade herrschende Art sich zu kleiden, so jedoch, daß durch dieses Wort mehr das Veränderliche, rasch Wechselnde in den äußern Formen des Lebens, als das Bleibende und Stabile bezeichnet wird. Der Wechsel und die Mannichfaltigkeit der Moden hängen daher von dem größern oder geringern Grade der Civilisation, des Verkehrs, der Industrie und des Reichthums eines Volks, sowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes ab. Je ärmer, uncultivirter, der Zahl nach beschränkter oder auch abgeschnittener von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird bei ihm die Mode dem Wechsel unterworfen sein. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo Despotie die freie Beweglichkeit hemmt, wie z. B. in den meisten asiat. Ländern, oder wo starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde, wie z. B. in China, den Geist einseitig macht und festbannt. Wo hingegen die individuelle Freiheit und Laune Spielraum hat, wo der immerwährende Verkehr mit andern Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß die Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken u. s. w. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher große Befangenheit und Schwerfälligkeit dazu, um unbedingt das Anathema über die Mode zu sprechen. Sie belebt die Industrie und ist nur dann zu tadeln, wenn sie bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Verfall des häuslichen Wohlstandes herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Als Geburtsland der Moden wurde früher immer Frankreich betrachtet; doch macht England nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art, sich zu kleiden, die brit. Petitmaitres es den franz. oft zuvorgethan haben. Die der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs. Die erste Zeitschrift dieser Art war die „Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" (Erfurt 1758); unter den spätern zeichneten sich vorzüglich aus die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode", das frankfurter „Journal des dames", die leipziger „Modenzeitung" und das pariser Wochenblatt „Album des salons, ou Revue des modes et galerie des moeurs". Die Geschichte der Moden bildet übrigens, so unbedeutend und geringfügig auch ihre Abwandlungen im Einzelnen erscheinen, namentlich für das moderne Europa einen nicht unbedeutenden Theil der Cultur- und Sittengeschichte; denn die Denkart und Sinnesweise eines Zeitalters sprechen sich oft sehr charakteristisch in den Äußerlichkeiten der Lebensformen aus. Sehr geistreiche Erörterungen und Zusammenstellungen enthält in dieser Beziehung das Werk von H. Hauff, „Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costums" (Stuttg. und Tüb. 1840).

Modell, Vorbild oder Musterbild nennt man in der Malerei diejenigen männlichen oder weiblichen Individuen, die nackt dem Künstler zum Gegenstande seines

Studiums dienen; auch rechnet man dazu den zu gleichem Zwecke angewendeten Gliedermann (s. d.). Eine Nachbildung aber nach einem solchen Modell heißt ein Act (s. d.) oder eine Akademie. In der Bildhauerkunst und Bildgießerei versteht man unter Modell den von dem Künstler selbst aus Thon, Gyps oder Wachs geformten Körper, der zum Vorbilde für denjenigen Körper dient, welchen er aus einem härtern Stoffe zu bilden beabsichtigt. In der Baukunst dient das im verjüngten Maßstabe aus Holz, Kork, Papiermasse u. s. w. gefertigte architektonische Modell dazu, um das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile gegeneinander besser prüfen und leichter übersehen zu können. Endlich bedürfen der Modelle ganz besonders die Mechaniker und Maschinisten für neue Erfindungen. Eine der reichhaltigsten Sammlungen in letzterer Beziehung ist die in München.

Modĕna, ein souveraines ital. Herzogthum in der Lombardei, umfaßt die fruchtbare Ebene, welche der Panaro bewässert, schließt sich im Westen an Parma an und steht mit dem dazu gehörigen Herzogthum Massa-Carrara (s. d.) nur durch einen schmalen Landstrich in Verbindung. Es hat einen Flächenraum von 90 □M. und 483000 E., worunter 1900 Juden. Im Süden wird es von den Apenninen durchzogen, die im Monte Cimone bis zu 6500 F. aufsteigen. Die Flüsse sind, abgesehen von dem Po, der im Norden nur auf eine kurze Strecke die Grenze bildet, unbedeutend, und nur der Tassonikanal ist schiffbar. Der Boden ist im Norden eben und fruchtbar, das Klima gut, doch nicht so schön wie in Italien. Neben Ackerbau treibt man starken Weinbau, Obst und Öl-, sowie bedeutenden Seidenbau, sehr ansehnliche Viehzucht und Bergbau, namentlich auf Marmor. Die Industrie ist unbedeutend, der Handel und Verkehr ziemlich lebhaft. Die Staatsverfassung ist absolut monarchisch, und der Herzog gehört einer Seitenlinie des Hauses Östreich an. Politisch ist das Land in fünf Provinzen, Modena, Reggio, Garfagnana, Massa-Carrara und Lunigiana eingetheilt. Im Allgemeinen gelten die östr. Gesetze, die aber in einem eignen Gesetzbuche zusammengestellt sind; Vermögensconfiscationen sind eingeführt, Fideicommisse verboten. Das Unterrichtswesen ist ganz vernachlässigt. Das Militair, ganz nach östr. Weise organisirt, besteht aus ungefähr 1300 M. Die Staatseinkünfte betragen ungefähr 1,500000 Fl. M. gehörte in frühester Zeit zu dem Exarchat, dann zu Toscana und nachher nebst Ferrara den Torellis, welchen seit 1290 die Familie Este (s. d.) in der Herrschaft folgte. Clemens VIII. zog 1598 das Herzogthum Ferrara als eröffnetes Lehen ein und zu M. gehörten nun nur noch das Herzogthum Reggio (s. d.) und das Fürstenthum Carpi. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum Correggio, Franz II. 1710 das Herzogthum Mirandola (s. d.), 1737 das Herzogthum Novellara und 1741 durch Heirath das Herzogthum Massa-Carrara (s. d.). Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war Hercules III., welcher beim Einrücken der Franzosen in Italien im J. 1796 die Flucht ergriff und im Frieden zu Campo Formio seines Landes beraubt, im luneviller Frieden mit dem Breisgau entschädigt wurde, den er an den mit seiner einzigen Tochter und Erbin, Maria Beatrix, verheiratheten Erzherzog Karl Ant. Jos. Ferdinand überließ und 1803 starb. Letzterer, der sich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805, und starb am 24. Dec. 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV. (s. d.), gelangte erst 1814 wieder in den Besitz der großväterlichen Staaten, wo gleichzeitig auch seine Mutter die Regierung des Herzogthums Massa-Carrara, dem der Congreß zu Wien die kaiserlichen Lehne in der Lunigiana hinzufügte, von neuem antrat. Wie dieses Herzogthum bei dem Tode der Mutter, am 14. Nov. 1829, ihrem Sohne zufiel und mit dem Hauptstaat vereinigt wurde, so werden demselben nach dem Tode der Kaiserin Marie Luise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, wo diese an Lucca, das Herzogthum Lucca an Toscana fällt, zufolge der Bestimmungen der wiener Congreßacte noch einige Gebietstheile dem Herzogthume M. zufallen, das nach Aussterben der regierenden Linie an Östreich kommt. Die furchtbare Reaction, welche sofort nach der Rückkehr Franz's IV. in seine Erbstaaten eintrat, konnte demselben unmöglich die Liebe seines Volks erwerben. Jesuiten und geheime Policei hielten jede freiere Regung nieder und durch Unterdrückung und überstrenge Überwachung aller Bildungsanstalten glaubte man für die Ruhe des Landes vollständig gesorgt zu haben, als die franz. Julirevolution, die den Herzog zu um so schärfern Maßregeln gegen die Mitglieder

der damals in Italien verbreiteten geheimen Gesellschaften veranlaßte, auf die Stimmung in M. einen so gewaltigen Einfluß übte, daß es am 3. Febr. 1831 zum offenen Aufstande kam. An der Spitze stand merkwürdigerweise der Chef der geheimen Policei, Ciro Menotti. Der Herzog mußte flüchten und ging nach Wien. Erst nachdem es den östr. Truppen gelungen, die Ruhe herzustellen, konnte er am 9. März nach Modena zurückkehren, wo er am 6. Apr. ein außerordentliches Gericht niedersetzte, welches den Ciro Menotti und Andere zum Tode, und 107 zu den Galeeren verurtheilte, welche letztere Strafe aber in Einsperrung bei den unter der provisorischen Regierung vertriebenen, vom Herzoge aber schnell wiederhergerufenen Jesuiten verwandelt wurde. Auch die Juden verloren damals ihre seit 1795 erlangten Berechtigungen und mußten bedeutende Geldsummen erlegen. Gleichzeitig suchte der Herzog durch ein Journal „Voce della verità", das er selbst leitete, sich der öffentlichen Meinung zu versichern. Nichtsdestoweniger kam man schon 1832 wieder einer Verschwörung auf die Spur, in Folge deren der Ritter Giuf. Ricci, ein vertrauter Freund des Herzogs, gleich wie Menotti, erschossen wurde. Aus gleichem Grunde wurde in den J. 1833 und 1835 und später Mehre, darunter sehr angesehene Leute des Landes, zum Tode, zu den Galeeren und zur Güterconfiscation verurtheilt.

Modena, die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, an einem Kanale, der die Secchia mit dem Panaro verbindet, ist eine sehr schön gebaute Stadt und der Sitz eines Bischofs, einer Universität, einer Ritterakademie, einer Kunstschule und eines Jesuitencollegiums, das 1815 wiederhergestellt wurde. Die Gassen bestehen meist aus bedeckten Gängen. Das herzogliche Schloß ist im Innern sehr prachtvoll eingerichtet und enthält noch immer eine Anzahl schöner Gemälde und Antiquitäten, obschon die berühmte modenesische Bildergallerie 1746 nach Dresden verkauft wurde. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 28000; die Stadt hat 34 Kirchen, zwei Dominicaner- und ein Benedictinerkloster.

Modena (Gustavo), einer der ausgezeichnetsten ital. Schauspieler, geb. 1803 zu Venedig, wurde von seinem Vater, der Schauspieler war und zur Wiedererhebung des ital. Dramas nicht wenig beitrug, ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für die Bühne, bewogen, die Rechte zu studiren, was er in Padua und in Bologna that. Seit 1821 practicirte er als Advocat in Rom, dann in Bologna. Doch allmälig fing er an, sich auf der gewissermaßen erzwungenen Laufbahn mehr und mehr zu misfallen, sodaß er endlich 1826 zu dem Entschlusse kam, auf die Bühne zu gehen. Er that dies, trat zuerst in Rom auf und schnell entwickelte sich nun seine natürliche Anlage zum Bühnenkünstler. Doch die freien Regungen im J. 1831 blieben auch auf ihn nicht ohne Einfluß; er ergriff die Waffen und wurde verbannt. Frankreich, Belgien und die Schweiz waren abwechselnd die Aufenthaltsorte, wo er in der größten Dürftigkeit sieben Jahre verlebte. Nichtsdestoweniger hatte er sich verheirathet, als die Amnestie, welche der Kaiser Ferdinand 1838 für die ital. Verbannten erließ, auch ihm zu Gute kam. Er verweilte damals in London; Declamationen aus Dante's „Commedia divina" im Kingstheater, die großen Beifall fanden, gewährten ihm die Mittel zur Rückkehr in das Vaterland, wo er von neuem seinen Ruf als Schauspieler gründete und zugleich der Lehrer einer dramatischen Schule wurde, die durch seine vorzüglichen Leistungen angeregt, auch Unterstützung fand. Die Schauspielertruppe, der er angehört, ist gegenwärtig eine der besten in Italien, jedoch nach ital. Weise eine wandernde. M.'s unermüdliche Thätigkeit für die Reform des ital. Dramas geht auch dahin, ein stehendes Nationaltheater zu Stande zu bringen.

Moder heißt die in nassen Gründen vorkommende, in trockenem Zustande leicht verbrennliche, schwarze oder schwarzbraune, erdige Substanz, welche sich aus wildwachsenden Pflanzen bildet. Die Moderlager bilden die sogenannten Brüche und Moore. Der beste Moder ist derjenige, der, aus Wasserpflanzen und Sumpfgewächsen entstanden, an Abhängen von Lehm- und Mergelhügeln vorkommt. Wachsen an den Rändern der Brüche süße Gräser, Kleearten und Disteln, so ist der Moder gut, wachsen aber daselbst Riedgräser und Moose, so ist der Moder schlecht. Will man den Moder zum Düngen benutzen, so muß man allen Zufluß des Wassers von ihm ableiten, weil der längere Zeit unter Wasser stehende Moder viel von seiner guten Beschaffenheit verliert. Die beste Wirkung bringt der

Moder auf leichten Bodenarten. Zu viel Moder, wenn besonders der Acker sandig ist, kann man nicht leicht anwenden. Am besten gedeihen nach gutem Moder Kartoffeln, Erbsen, Raps und Klee. Moderboden nennt man einen Boden, welcher bis 35 Procent Humus enthält und deshalb zur Cultur untauglich ist.

Moderato, d. h. gemäßigt, dient in der Musik zur Bezeichnung des Tempos.

Modern nennt man gewöhnlich, was der Mode (s. d.), dem Geschmacke und Charakter der gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Poesie, was im Gegensatze des Antiken (s. d.) dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, der sich in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst vom 12. Jahrh. an am lebendigsten äußert, daher man auch das Romantische (s. d.) als den Geist der modernen Kunst angesehen hat. Da aber mit der Zeit der Reformation eine neue Epoche beginnt, in welcher wiederum der romantische Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht, so wird diese Epoche im Gegensatze der romantischen die moderne genannt.

Modestinus (Herennius), ein röm. Jurist des 3. Jahrh., war ein Schüler des Ulpian und der Lehrer des Kaisers Maximinus in der Rechtswissenschaft. Die Fragmente seiner Schriften finden sich in Hugo's „Jus civile antejustinianeum" (Berl. 1815).

Modlin, von den Russen Neugeorgiewsk genannt, in der poln. Woiwodschaft Plock, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, drei Stunden von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russ. Festungen und besteht nur aus Garnisonsgebäuden. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon die Wichtigkeit des Platzes erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen. Im J. 1813 wurde sie von den Russen blockirt, aber erst, nachdem Alles verloren, und der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, am 25. Nov. von dem Commandanten, dem General Daendels, übergeben. Ebenso heldenmüthig vertheidigte sie während der Revolution im J. 1831 der poln. General Ledochowski, bis er nach dem Falle von Warschau, da sein Plan, die Festung in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte, sich nebst der Besatzung kriegsgefangen ergeben mußte. Nach dem Untergange Polens wurde sie zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben.

Modon oder Motun, das Methone der Alten, eine Stadt auf einem Vorgebirge der südwestlichen Halbinsel Morea, in der griech. Provinz Messenien, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser, und zählte vor dem griech. Befreiungskriege, in welchem es fast gänzlich zerstört wurde, 7000 E., während es jetzt nur ungefähr 1000 hat. In der Nähe von M. landete am 25. Febr. 1825 das ägypt. Heer unter Ibrahim Pascha. Im J. 1827 nahmen die Stadt die Franzosen, die sie stark befestigten.

Modulation bezeichnet zunächst die besondere Art und Weise der Betonung, Verbindung und Abschattirung der Tonphrasen, die geschickte oder ungeschickte Behandlung der Melodie und ihres Zusammenhanges. Dahin gehören vorzugsweise die rhythmischen Verhältnisse, die größern oder kleinern Einschnitte oder Gliederungen einer Melodie, welche von größtem Einfluß auf die Wirkung eines Tonsatzes sind. So versteht man unter Modulation im Allgemeinen die Anordnung und Abgemessenheit des ganzen Tongewebes eines Musikstückes nach Melodie und Harmonie. Diese Abgemessenheit kann aber nur bestehen in einer schicklichen Anordnung der unter sich nach allen Seiten hin verschiedenen Töne, aus welchen ein Musikstück besteht, und so begreift man denn unter Modulation im engern Sinne diejenige Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt, und zuletzt doch wieder in die erste Grundtonart zurückkehrt. Um der Wichtigkeit dieser harmonischen Bewegung willen hat man aber nur vorzugsweise den Ausdruck Modulation besonders auf den Zusammenhang der accordlichen Verhältnisse bezogen. Hier wird demnach dadurch die Kunst bezeichnet, die Harmonie aus der Haupttonart, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, durch andere Tonarten mittels schicklicher Ausweichungen durchzuführen, und dann wieder in den ersten oder Hauptton zurückzuleiten. (S. Ausweichung.)

Modulus oder Maßstab nennt man in der mathematischen Lehre von den Logarith-

men diejenige Zahl, welche das Verhältniß der Logarithmen eines Systems zu denen des natürlichen Systems bei gleichen zugehörigen Zahlen angibt. Sie ist immer gleich der Einheit, dividirt durch den natürlichen Logarithmus der Grundzahl des betreffenden Systems oder, was dasselbe ist, gleich dem Logarithmus der Grundzahl des natürlichen Systems in dem betreffenden künstlichen Systeme. Für das Brigg'sche oder gemeine System ist der Modulus = 0,4342944819.

Möen, eine zum dän. Stift Seeland gehörige Insel in der Ostsee, südöstlich von der Insel Seeland, von der sie durch den Ulfssund und nordöstlich von der Insel Falster gelegen, von der sie durch den Grönsund getrennt ist, hat einen Flächenraum von 4½ □M. und 13000 E. dän. Stammes, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei und Schiffahrt treiben. Sie zeichnet sich durch ihre hügelige Gestaltung des Bodens, der sich bis 470 F. erhebt, und ihre steilen Kreideufer (Möensklint) aus, die eine Höhe von 200 F. erreichen, ist aber sonst fruchtbar. Die Hauptstadt Stege, mit Hafen, am Ulfssund, hat 13000 E.

Mogädor, s. Marokko.

Möglich ist Das, was sich ohne Widerspruch in einem Begriffe vereinigen läßt, das Denkbare, und dieser Nichtwiderspruch ist die formale, logische Möglichkeit, die sich nach dem logischen Gesetze der Identität richtet. (S. Modalität.) Möglichkeit und Unmöglichkeit sind daher Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe und Gedanken, nicht der Dinge und Ereignisse. Wenn nichtsdestoweniger von einer realen Möglichkeit und Unmöglichkeit gesprochen wird, so ist das nicht unzulässig, indem man damit meint, daß unserer Kenntniß der Naturgesetze und den von ihnen abhängenden Bedingungen gewisser Ereignisse gemäß angenommen werden müssen, daß ein Ereigniß eintreten werde oder nicht. Dadurch, daß der Urtheilende den Begriff des real Möglichen oder Unmöglichen anwendet, tritt er immer noch nicht aus dem Kreise seiner Gedanken über den Zusammenhang der Natur heraus. Würde aber das Seiende oder Geschehende selbst für ein nur Mögliches erklärt, sodaß die Möglichkeit ein Merkmal der Dinge und Ereignisse selbst sei und sie als mögliche schon existiren und doch auch nicht existiren, so würde das ein Fehler sein. Gleichwol hat dieser Fehler, das Seiende als aus seiner Möglichkeit und der Existenz zusammengesetzt zu betrachten, seit Aristoteles, der zuerst die Unterscheidung zwischen dem esse actu und dem esse potentia zur Grundlage der Metaphysik machte, bis auf Wolf herab den größten Einfluß auf die philosophischen Systeme gehabt. In der Natur ist Alles, was ist und geschieht, wirklich; das Reich der Möglichkeit und die reflectirende Unterscheidung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen gehört dem Gedanken an.

Möglin, ein Dorf in der Nähe von Küstrin, ist bekannt wegen der dasigen Akademie des Landbaus, die 1804 von Thaer (s. d.) gestiftet und dann zur königlichen Akademie erhoben wurde. Zu der Lehranstalt gehören ein abgesondert gelegenes Gut, ein Laboratorium, eine Bibliothek, physikalische und technologische Sammlungen und ein ökonomisch-botanischer Garten, Brauerei, Brennerei, Zucker- und Syrupsiederei und Ziegelei. Von vorzüglichem Ruf ist die dasige Schäferei. Zweck der Lehranstalt ist, tüchtige Wirthschaftsdirigenten zu bilden. Die Lehrvorträge bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Physik, Chemie, landwirthschaftlicher Technologie, Anatomie, Physiologie und Diätetik der Hausthiere. Den Unterricht ertheilen drei Lehrer. Gegen früher hat die Anstalt viel von ihrer Blüte verloren. Vgl. Thaer, „Geschichte meiner Wirthschaft zu M." (Berl. 1815) und dessen „Möglinsche Annalen".

Mogul, s. Großmogul.

Mohacz, s. Mohatsch.

Mohammed (Abul Kasem) oder Mahomed, Religionsstifter, gehörte dem arab. Stamme Koreish und der Familie Haschem an, welche der heiligen Stadt Mekka und der Kaaba (s. d.) vorstand, und wurde zu Mekka 569 oder 570 n. Chr. geboren. Sein Vater hieß Abdallah und seine Mutter Amina. Da jener frühzeitig starb und wenig Vermögen hinterließ, so ward M. erst von seinem Großvater, Abdul Motallib, und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn auf einer Handelsreise nach Syrien mit sich. Die mohammedan. Schriftsteller berichten zwar viel von den bewundernswürdigen Geistes- und

Körpereigenschaften, die M. auszeichneten; doch theilte er die Unwissenheit seiner Landsleute. In seinem 25. Jahre heirathete er die reiche Witwe Chadidscha, deren Factor er geworden war, und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Indeß hatte er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit; er brachte den Monat Ramadan, besonders von seinem 35. Jahre an, in einer Höhle des Berges Hara bei Mekka in Einsamkeit zu. Da nun scheint der Entschluß in ihm gereift zu sein, den im Judenthume und Christenthume getrübten Glauben Abraham's als die einzige und wahre Religion der Ergebung (d. h. Islam) in den allmächtigen Willen des Herrn der Welten wiederherzustellen. Diese Idee äußerte er zuerst, als er 609 in seinem 40. Lebensjahre seine vorgebliche Sendung mit der Bekehrung seiner Gattin Chadidscha begann, der er eine Offenbarung des Engels Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie wurde ihr Vetter, Werka Ben Nausil, gewonnen, der ein christlicher Priester war und das Alte und Neue Testament in das Arabische übersetzt hatte. Auf diese folgten M.'s Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali ben Abu Taleb (s. d.). Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's (s. d.), eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und zehn der vornehmsten Bürger von Mekka nachzog. Als drei Jahre unter stillen Fortschritten verflossen waren, versammelte M. seine Verwandten vom Geschlechte Haschem zu einem Gastmahle, verkündigte ihnen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Veziers oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche Ali seine Bereitwilligkeit dazu erklärte. Umsonst mahnte Abu Taleb, der Vater Ali's, von dem Beginnen ab, der, wiewol er selbst unbekehrt blieb, der neuen Lehre dadurch förderlich wurde, daß er M. in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals wurde M. von den Anhängern des Götzendienstes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Als ihm im zehnten Jahre seines Prophetenamts Abu Taleb und die treue Chadidscha starben, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba besuchten, vielen Eingang und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt M.'s berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriel's Leitung, worüber der Koran (s. d.) dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Jethreb (nachmals Medina) aus, deren mehre dem Propheten ihren Beistand anboten und auch gewährten, als er, um den Mordplanen seiner Feinde zu entgehen, von Mekka fliehen mußte. Diese Flucht, am 15. Juli 622, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, ist unter dem Namen der Hegira (s. d.) oder Hedschra bekannt.

M. nahm nun die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Aidscha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwerte seine Lehre zu verbreiten. Zuerst nahm er eine reiche Karavane, geführt von Abu sofjân, dem Oberhaupte der Koreischiten, weg und andere günstige Unternehmungen folgten. Doch im J. 3 der Hegira griff Abu sofjân mit einer M. weit überlegenen Streiterzahl diesen am Berge Ohud unfern Medina an und schlug ihn so gänzlich, daß M. nur mit Mühe das gesunkene Vertrauen der Seinigen wieder aufrichten konnte. Schon im folgenden Jahre erschien Abu sofjân mit 10000 M. vor Medina; doch M. beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung. Als aber nach 20tägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, führte er unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls die Seinen zunächst gegen den jüd. Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung M. übergeben, der die blutigste Rache nahm. Einige Jahre später eroberte er auch Khaibar, den Hauptsitz der jüd. Macht in Arabien, wo ihm die Jüdin Zainab ein langsam zehrendes Gift beibrachte, an welchem er nachmals starb. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus, und immer mehr erweiterten sich auch seine Ansichten. Im J. 7 der Hegira sendete er eine Einladung zur Annahme der neuen Religion an den König Khosru Parviz von Persien, an

den Kaiser Heraklius von Konstantinopel, an den König von Ägypten, von Äthiopien und an die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Vorzüglich wichtig aber war es für ihn, nicht länger ein Verbannter von Mekka, der heiligen Stadt der Araber, zu sein. An der Spitze von 1400 M. erschien er in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mekka zu besuchen. Die Koreischiten widersetzten sich aber seinem Einzug und ließen ihn nur drei Tage unbewaffnet in der Kaaba seine Andacht verrichten. Dennoch gelang es ihm, in dieser Zeit drei Personen von großem Ansehen unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, den Kaled, Amru und Othman, zu bekehren. Im J. 8 der Hegira rückte ein Heerhaufen M.'s unter Zeid's Anführung gegen die Stadt Muta in Palästina vor, wo der Statthalter des Kaisers Heraklius einen der moslemischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb, und nur der Muth Kaled's, der sich hier den Beinamen Schwert Gottes erwarb, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab M. noch in demselben Jahre die erwünschte Gelegenheit, mit 10000 wohlbewaffneten und begeisterten Kriegern gegen Mekka zu ziehen. Die erschrockenen Koreischiten leisteten geringen Widerstand und erhielten nur unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, der schwarze Stein aber wurde durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. M. erklärte den Tempel für das größte Heiligthum seiner Religion, und nur den Bekennern derselben wurde der Eintritt in die heilige Stadt Mekka verstattet. Das J. 9 nennen die Mohammedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arab. Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigte. M. beschloß jetzt an der Spitze von 30000 M., worunter 10000 Reiter, den feindlichen Planen des Kaisers Heraklius zuvorzukommen, begnügte sich jedoch, nachdem er bis Tabuk in Syrien vorgerückt war, den Kaiser schriftlich zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Er konnte als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen eine Kopfsteuer (Dschizja). Im J. 10 unternahm er die Abschiedswallfahrt nach Mekka, umgeben von dem höchsten Glanz und begleitet von 90000, nach Andern von 150000 Anhängern. Er starb bald nach der Rückkehr nach Medina in den Armen seiner Gemahlin Aidscha, im J. 11 der Hegira. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Vgl. Gagnier, „La vie de M." (Amst. 1732; deutsch von Vetterlein, 2 Bde., Köth. 1802—4) und Ölsner, „Mohammed" (Frankf. 1810).

Mohammed ist der Name von vier türk. Kaisern oder Padischahs. — M. I., geb. 1374, mußte sich nach seines Vaters Bajazet's I. Tode, gest. 1403, den Thron gegen seine Brüder Soliman I., gest. 1409, und Musa, gest. 1413, erkämpfen und starb 1421. — Mohammed II. (s. d.) regierte 1451—81. — M. III., 1595—1603, geb. 1566, der Sohn und Nachfolger seines Vaters Murad's III., war ein furchtbarer Wütherich gegen seine Familie und grausam im Kriege gegen die Christen, die im Anfange seiner Regierung siegreich gegen ihn fochten. — M. IV. war ein unbedeutender Regent, der 1648 als siebenjähriger Knabe den Thron bestieg, in Folge seiner Weichlichkeit und Trägheit aber, der man die Niederlagen gegen die Polen und Deutschen zuschrieb, 1687 des Thrones entsetzt wurde und 1691 im Gefängniß starb. Seine Regierung ist nur durch die beiden Großveziere Mehemed und Achmed Köprili (s. d.) berühmt.

Mohammed II., türk. Kaiser 1451—81, mit dem Beinamen Bujuk, d. h. der Große, der Sohn und Nachfolger Murad's II., war zu Adrianopel 1430 geboren. Durch die Geschichte Alexander's des Großen zum Wetteifer angeflammt, machte er die vollständige Eroberung des griech. Reichs zum Ziel seines Strebens. Schon am 6. Apr. 1453 begann M. mit 300000 M. Landtruppen, 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen die Belagerung Konstantinopels, das sich, obschon es kaum 10000 waffenfähige Mannschaften entgegenstellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber doch unterlag und nach 53tägiger Belagerung, am 29. Mai, mit Sturm genommen und nun der Plünderung und Verwüstung preisgegeben wurde. Nachdem aber M. Konstantinopel zum Hauptsitz seines Reichs bestimmt hatte, gewährte er den Griechen, um neue Einwohner herbeizuziehen, völlige Re-

ligionsfreiheit und erlaubte ihnen, sich wieder einen Patriarchen zu wählen. So wurde die Stadt bald wieder blühend, die er nun von neuem befestigen ließ, zu welchem Zwecke auch am Eingange des Hellespont die Dardanellen angelegt wurden. Nach dem Falle Konstantinopels wendete er sich mit seinen Eroberungsplanen zuerst gegen Albanien, das er indeß erst nach Skanderbeg's (s. d.) Tode 1467 zu unterwerfen vermochte. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt Joh. Hunyad (s. d.) auf, der ihn 1456 nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25000 M. verlor und schwer verwundet wurde. Dagegen eroberte er in kurzer Zeit Serbien, Griechenland und den Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griech. Kaiserthum von Trapezunt. Der Republik Venedig entriß er unter Anderm 1470 Negroponte und Lemnos und den Genuesern 1474 Kaffa, nachdem er 1473 den Khan der krimischen Tataren zu seinem Vasallen gemacht. Die öftern Kriege mit Persien hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Insel Rhodus an, wurde aber von den Johanniterrittern mit großem Verluste zurückgetrieben. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Italien und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb. M. hatte während seiner Regierung zwölf Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Glänzende Eigenschaften des Geistes und glückliche Erfolge hätten ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten gegeben, wenn nicht Grausamkeit, Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Unmenschen charakterisirten. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte des Alterthums, ohne doch wahre Bildung zu besitzen.

Mohammed Ali, s. Mehemed Ali.

Mohammedanismus, Islam oder Islamismus heißt die Religionslehre der Mohammedaner. Sie besteht in folgenden Hauptpunkten: Es ist nur ein einziger Gott, der das Universum beherrscht und von den Menschen verehrt sein will durch Ergebung in seinen Willen, andächtiges Gebet, Wohlthätigkeit gegen Arme und Fremde, Redlichkeit, Keuschheit, Nüchternheit und Reinlichkeit, tapfere Vertheidigung seiner Sache bis in den Tod. Wer diese Pflichten erfüllt, gehört zu den Gläubigen (Muslimin oder Munimin) und empfängt als Lohn das ewige Leben. Die Freude des ewigen Lebens besteht darin, daß die Gläubigen das Antlitz Gottes schauen; daher der Ausdruck „Etwas um des Antlitzes Gottes willen thun". An andern Stellen schildert der Koran die Freude des ewigen Lebens unter dem Bilde eines ewig grünenden Gartens mit rieselnden Quellen, in welchem himmlische Jungfrauen mit blitzenden Augen weilen. Moses, David, Jesus werden als göttliche Boten anerkannt, aber ihre Anhänger haben deren Lehren entstellt; die Juden halten nicht mehr ihr Gesetz; die Christen sind Götzendiener geworden, denn sie lehren, daß die Gottheit aus „Vater, Mutter und Sohn" bestehe. Darum mußte Mahommed, „das Siegel der Propheten", gesendet werden. Die Plagiate des Koran aus der Bibel erklären sich aus dem langen Umgange Mohammed's mit dem christlichen Priester Werka. Übrigens sind zugleich rabbinische und apokryphische Märchen aufgenommen. Die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Übungen sind einfach, aber beschwerlich, daher sie auch nur mit Widerstreben angenommen wurden. Täglich hat der Gläubige fünf Mal, und auch des Nachts zu beten; er hat wiederholte Abwaschungen vorzunehmen und zwar, wo das Wasser fehlt, mit Sand; den Monat Ramadan täglich bis Sonnenuntergang zu fasten; die Wallfahrt nach Mekka unter sehr beschwerlichen Gebräuchen zu vollziehen; milde Gaben und Zehnten von seinen besten Gütern abzugeben. Die Polygamie, von der äußerst wenige Moslemen Gebrauch machen, stand bereits den heidnischen Arabern frei und ist nichts dem Islam Eigenthümliches. Der Koran (s. d.), welcher unter Abubekr gesammelt wurde, enthält die größern Vorträge Mohammed's; die Sunna oder der Hadith, d. i. Überlieferung, über 7000 großentheils unechte kürzere Aussprüche desselben und Nachrichten über deren Veranlassung. Vgl. Taylor, „History of Mohammedanism" (Lond. 1834) und Gerock, „Darstellung der Christologie des Koran" (Hamb. 1839).

Mohar (Panicum germanicum) ist eine im südlichen Europa, in Ungarn, auch in Deutschland wildwachsende Pflanze, die man in Frankreich, Ungarn und in der Lombardei

theils als Futter, theils zur Samengewinnung cultivirt. Pferde sowol als Rinder fressen den Mohar in grünem und getrocknetem Zustande sehr gern und werden davon fett. Die Samen des Mohars kommen hinsichtlich ihres Geschmacks mit denen des Hirse fast überein. Da aber der Mohar sehr häufig vom Staubbrande befallen wird, so baut man ihn häufiger als Futterpflanze denn als Mehlfrucht an.

Mohatsch oder Mohacz, Marktflecken in Ungarn an der Donau, in der baranyer Gespanschaft, mit 8500 E. magyar., deutscher und serb. Nationalität und katholischer, reformirter und griech. Confession, mit einem festen Schlosse und einem katholischen Gymnasium, ist namentlich auch durch zwei Schlachten merkwürdig. Die erste fiel daselbst am 28. Aug. 1526 zwischen den Türken unter Soliman II. und den Ungarn unter Ludwig II. vor, welcher Letztere völlig geschlagen wurde und bei dem Dorfe Ezelje auf der Flucht in einem Sumpf umkam. In der andern am 12. Aug. 1687 brachte der Herzog Karl von Lothringen den Türken unter dem Großvezier Soliman eine entscheidende Niederlage bei.

Mohawker oder Mohawks, s. Irokesen.

Mohilew, ein Gouvernement des westlichen Rußland von 1152 □M. mit 850000 E., dessen Grenzen die Gouvernements Witebsk, Smolensk, Tschernigow und Minsk bilden, gehörte in ältester Zeit zum russ. Fürstenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Lithauer und unter poln. Oberherrschaft zu den Woiwodschaften Meislaw und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, erhielt es 1778 eine eigne Gouvernementsverfassung, wurde dann 1796 unter dem Namen Weißrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es ist eine ebene, von nur wenigen unbedeutenden Hügeln durchzogene, sehr fruchtbare, eines milden Klimas genießende Provinz, die zum Flußgebiet des Dniepr gehört, der mit seinen ansehnlichen Nebenflüssen Sosha und Druez das Land bewässert. Die Bewohner sind sehr thätig, kunstfertig und industriös. Ackerbau und Obstzucht stehen auf einer hohen Stufe der Ausbildung, und besonders ausgezeichnet ist das hiesige Gemüse; auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienenzucht werden in großem Umfange getrieben. Endlich bietet der Dniepr mit seinen Nebenströmen Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußschiffahrt und zu einem sehr umfangreichen, durch den Productenreichthum besonders gehobenen Handel dar, den die Einwohner, meist Rußniaken, aber auch Großrussen, Deutsche und Juden, ja sogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. So vereinigt sich Alles, das Land zu einem der wohlhabendsten Districte Rußlands zu machen. — Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, am Dniepr, in einer schönen, fruchtbaren Gegend, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie ist der Sitz zweier Erzbischöfe, eines griech. und eines katholischen, und hat breite, gerade, schöngepflasterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von schönen Gebäuden umgebenen Platz und eine schattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Aussicht in das Dnieprthal gewährt. In den Vorstädten gibt es viele Obstgärten; auf einer Anhöhe liegt das alte Schloß. Sie hat 27 Kirchen, worunter sich die prächtige Josephskirche auszeichnet, vier Klöster, früher auch ein Jesuitencollegium, 14 Schulen und Lehranstalten, 125 Fabriken, und im J. 1839 schon 23100 E., die sehr gewerbfleißig, einen lebhaften, durch drei Wochenmärkte gehobenen Handel unterhalten. Auch bestehen daselbst ein geistliches Seminar und eine Bibelgesellschaft. Am 23. Juli 1812 kam es hier zwischen den Franzosen und Russen, unter Bagration's Befehle, zur Schlacht. Etwa eine Stunde von der Stadt, in sehr romantischer Gegend, liegt der geschmackvolle mit einem Ritterschloß versehene Jantschin'sche Park, wo 1780 die Kaiserin Katharina II. mit dem Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

Mohl (Julius von), Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris, geb. zu Stuttgart am 25. Oct. 1800, der Sohn des frühern Oberconsistorialpräsidenten und noch gegenwärtig thätigen Mitglieds der würtemberg. ersten Kammer, Ferdinand's von M., genoß von Jugend auf eine höchst sorgfältige Erziehung. Er studirte auf der Universität und im theologischen Seminar zu Tübingen. Zur Fortsetzung seiner orient. Studien ging er 1823 nach Paris, wo er besonders Sylvestre de Sacy und Rémusat hörte. Im J. 1826 wurde er außerordentlicher Professor der orient. Literatur zu Tübingen; zugleich erhielt er zur

Fortsetzung seiner Studien einen unbestimmten Urlaub, der ihm erlaubte, die J. 1826 und 1827 und 1830 und 1831 in London und Oxford zuzubringen. Mit besonderer Vorliebe trieb er das Persische. Als Beweis seiner desfallsigen Studien gab er anonym mit Olshausen die „Fragments relatifs à la religion de Zoroastre" (Par. 1829) heraus. Darauf besorgte er die Herausgabe von „Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione" (Stuttg. 1830), und von „Y-king, antiquissimus Sinarum liber, ex interpretatione P. Regis" (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Von der franz. Regierung beauftragt, die Bearbeitung des „Schah-nameh" von Firdusi für die „Collection orientale" zu übernehmen, hatte er inzwischen 1832 seine Entlassung als Professor in Tübingen genommen und war nach Paris gegangen, das er nun zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Die ihm gestellte Aufgabe hat er in den beiden bis jetzt erschienenen ersten Bänden (Par. 1838—40, Fol.) würdig gelöst. Seine Thätigkeit als Mitglied der Asiat. Gesellschaft in Paris ist eine höchst verdienstvolle, und ihm verdankt namentlich das „Journal asiatique" die interessantesten Beiträge. Im J. 1844 wurde er in die Akademie der Inschriften aufgenommen. — Brüder von ihm sind Rob. von M., ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen, ein ausgezeichneter Staatswissenschaftslehrer, der, als er in Folge seiner freimüthigen Ansichten 1845 als Regierungsrath nach Ulm versetzt werden sollte, seine Entlassung aus dem Staatsdienst nahm. — Hugo v. M., ordentlicher Professor der Botanik in Tübingen, der durch seine gründlichen Schriften eines bedeutenden Rufes sich zu erfreuen hat; — und Mor. v. M., Obersteuerrath in Suttgart, der ebenfalls als Schriftsteller aufgetreten ist.

Möhler (Joh. Adam), katholischer Theolog, geb. am 6. Mai 1796 zu Igersheim, machte seine Studien zu Mergentheim, Ellwangen, Tübingen und in dem bischöflichen Seminar zu Rottenburg und wurde, 1819 zum Priester geweiht, zuerst Hülfspriester in Weil, dann in Riedlingen. Im J. 1820 ging er als Präparand zum Gymnasiallehramte nach Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nach einer wissenschaftlichen Reise begann er zunächst über Kirchenrecht und später regelmäßig über Kirchengeschichte und Patrologie zu lesen. Seine Schrift „Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus" (Tüb. 1825; 2. Aufl., 1843) begründete seinen auswärtigen Ruf und veranlaßte seine Berufung nach Freiburg. Da er weder dieser noch dem Rufe nach Breslau, den er nach dem Erscheinen seines „Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus" (Mainz 1827; 2. Aufl., 1844) erhielt, folgte, so wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie an der Landesuniversität befördert und mit der theologischen Doctorwürde beehrt. Dieselbe orthodoxe Grundansicht wie in den erstern beiden Schriften, gepaart mit dem Streben, Geist und Leben in den verknöcherten Zustand katholischer Wissenschaft und in kirchliche Formen überzutragen, trat in seiner „Symbolik" (Mainz 1832; 6. Aufl., 1844) hervor, welche außerordentliches Aufsehen erregte und viele Gegenschriften der Protestanten hervorrief. Eine derselben von Baur erwiderte M. mit seinen „Neuen Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten" (Mainz 1834; 2. Aufl., 1835). Durch ein Rescript des würtemberg. Ministeriums, welches ihm die Erneuerung längst verjährter Polemik Schuld gab, und durch das gespannte Verhältniß zur evangelischen Facultät wurde ihm der Aufenthalt in Tübingen verleidet. Um so willkommener war es ihm, als ihm 1834 von der preuß. Regierung die Wahl einer Professur zu Bonn, Breslau oder Münster freigestellt wurde. Indessen machten dogmatische und klimatische Hindernisse es rathsam, das Anerbieten in Bezug auf Bonn und Münster abzulehnen und zu Anfange des J. 1835 einen inzwischen erhaltenen Ruf nach München anzunehmen. Hier lebte M. in glücklichen Verhältnissen, mehr als Lehrer, weniger als Schriftsteller thätig. Auch eine abermalige Einladung nach Bonn lehnte er ab. Er starb am 12. Apr. 1838, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Domdekan in Würzburg ernannt worden war. Seine „Nachgelassenen Schriften" hat Döllinger (2 Bde., Regensb. 1839—40) und seine „Patrologie oder christliche Literargeschichte" Reithmayr (Bd. 1, Regensb. 1839) veröffentlicht.

Mohn oder Mohnsamen heißen die kleinen Samenkörner des aus dem Orient und Ägypten stammenden, in Gärten und Feldern verwildert vorkommenden Garten- oder Feldmohns (Papaver officinale oder P. somniferum), die derselbe in seinen gro-

ßen, anfänglich fleischigen, bei dem Reifen aber hart und holzig werdenden Samenbehältnissen, den Mohnköpfen, verschließt. Gewöhnlich ist der Mohnsame von blaugrauer oder weißer, seltener von bräunlicher, schwärzlicher oder gelblicher Farbe; der weiße Mohnsame von dem großköpfigen hohen Mohn mit weißer Blüte ist der beste, ihm am nächsten steht der blaugraue von Pflanzen derselben Größe. Er hat einen angenehmen süßlichen Geschmack, ist fett, ölig und nahrhaft und wird daher zu Suppen und Backwerk, sowie auch arzneilich bei heftigen Brustbeschwerden gebraucht; hauptsächlich aber bereitet man Öl daraus, das, kalt und mit Vorsicht gepreßt, dem besten Olivenöl ziemlich gleichkommt und beim Malen vor allen andern Ölen den Vorzug hat, daß es gut trocknet und den Farben nicht schadet. Aus dem in den noch grünen Köpfen enthaltenen widerlich schmeckenden Milchsaft der Mohnpflanze wird Opium (s. d.) gewonnen.

Mohn (Sigism.), einer der ersten unter den neuern deutschen Glasmalern, geb. zu Weißenfels 1760, lernte als Tischler und wurde dann Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, beschäftigte er sich mit Silhouettiren und Glasmalerei. Seine Versuche in letzterer Kunst stellte er zum ersten Male im J. 1809 in Leipzig aus. Hierauf ging er nach Dresden, wo er 1815 starb. — Ihn unterstützte bei seinen Arbeiten sein ältester Sohn, Gottlob Sam. M., der sich als Glasmaler einen noch größern Ruf als sein Vater erwarb. Geboren zu Weißenfels im J. 1789, hatte er eine gute Gymnasialbildung genossen und unter der väterlichen Leitung zugleich mit den Elementen der Kunst sich vertraut gemacht. Mit seinem Vater malte er die Glasfenster in der Kapelle zu Ludwigslust in Mecklenburg, dann besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Leipzig und Wien, wo er den Unterricht in der Kunstakademie benutzte und an dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dem Erzherzoge Johann Gönner fand. Seine schönsten Arbeiten sind die Malereien der Glasfenster der kaiserlichen Kapelle zu Laxenburg bei Wien. Er starb zu Laxenburg am 2. Nov. 1825.

Mohnike (Gottlieb Christian Friedr.), geb. am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern, besuchte das Gymnasium zu Stralsund und studirte seit 1799 in Greifswald und seit 1801 in Jena Theologie. Von 1803—10 lebte er als Hauslehrer auf der Insel Rügen, dann wurde er Conrector und 1811 Rector an der Stadtschule zu Greifswald. Im J. 1813 kam er als Pastor an der Jakobikirche nach Stralsund und 1819 wurde er, nachdem die Provinz inzwischen an Preußen abgetreten worden war, zugleich Consistorial- und Schulrath bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen. Mit königlicher Unterstützung machte er 1827 zur Wiederherstellung seiner durch eine zweijährige Krankheit zerrütteten Gesundheit eine Reise durch Schlesien, Böhmen, Baiern, Franken und Sachsen. In dieser Zeit wurde er durch den damaligen schwed. Generalconsul Lundblad zu Greifswald mit den Dichtungen Tegnér's bekannt, und dieser zufällige Umstand gab ihm Veranlassung, sich der skandinav. Literatur zuzuwenden. Er erlernte zuerst die schwed., später auch die dän. und isländ. Sprache, und eine Reise durch das südliche Schweden und nach Seeland, die er im Herbst 1829 machte, befreundete ihn nur um so mehr mit der Literatur des Nordens. Er starb zu Greifswald am 6. Juli 1841. Unter seinen zahlreichen Schriften war die unvollendet gebliebene „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer" (Bd. 1, Greifsw. 1813) eine der ersten. Sein „Ulrich Hutten's Jugendleben" (Greifsw. 1816) ist ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrh. Seine „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger andern röm. Glaubensbekenntnisse" (Greifsw. 1822) und der Nachtrag zu dieser Schrift „Zur Geschichte des ungar. Fluchformulars" (Greifsw. 1823) erläutern gründlich einen damals vielbesprochenen Gegenstand. Durch die Herausgabe und Erläuterung von „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines ganzen Lebens" (3 Bde., Greifsw. 1823—24) erwarb er sich ein anerkanntes Verdienst um die Geschichte des 16. Jahrh. Werthvolle Beiträge zu der Geschichte des Kirchenliedes legte er in seinen „Hymnologischen Forschungen" (2 Bde., Stralf. 1831—32) nieder, durch welche auch die Geschichte der Reformation in Pommern mannichfache Aufklärungen erhielt. Außerdem aber geben von seiner Thätigkeit für die Geschichte, besonders die Kirchen- und Literargeschichte Pommerns noch Zeugniß theils die von ihm in Verbindung mit E. H. Zober aus Handschriften besorgte Herausgabe von Johann Berckmann's „Stralsundischer Chronik u. s. w." (Stralf. 1833),

theils die kleinern Schriften, z. B. „Die Feier des Jubelfestes der augsburgischen Confession in Neuvorpommern in den J. 1630, 1730 und 1830" (Stralf. 1830), „Die Krönung Christian's III., Königs von Dänemark, und seiner Gemahlin Dorothea durch Bugenhagen" (Stralf. 1832), „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund u. s. w." (Stralf. 1833), „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" (Stett. 1840); auch seine kirchenhistorische Monographie „Johannes Frederus" in drei Abtheilungen (Stralf. 1837—40) gehört zum Theil hierher. Durch seine Übersetzungen von Esaias Tegnér's „Frithjofs Sage" (Stralf. 1826; 5. Aufl., Lpz. 1842), dessen „Auerhahn" (Stralf. 1828) und „Sämmtliche Gedichte" (3 Bde., Lpz. 1840), sowie von Nicander's „Runen" (Stuttg. 1829) hat er namentlich die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die neuere poetische Literatur der Schweden gelenkt und die Bekanntschaft mit ihr vermittelt. Auch von Tegnér's Schrift „Die Kirche und Schule Schwedens in den beiden letzten Jahrzehnden" (Stralf. 1837) und von Delprat, „Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens" (Lpz. 1840) haben wir durch ihn Übersetzungen erhalten. Verdeutschungen von Reden und Gedichten schwed. und dän. Schriftsteller enthält die von ihm und Schütt unter dem Titel „Skandinavisches" (Stralf. 1832) herausgegebene Sammlung. Nicht minder verdienstlich waren seine Bemühungen für die Erleichterung und Verbreitung der Kenntniß der ältern skandinav. Literatur. Durch seine „Volkslieder der Schweden" (Bd. 1, Berl. 1830) und „Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke" (Stuttg. und Tüb. 1836) ist die reiche Sammlung von Geijer und Afzelius, „Svenska folk-visar", beinahe vollständig auf deutschen Boden verpflanzt worden. Von seiner Übertragung des Hauptwerks für die nord. mythische Geschichte, „Heimskringla oder Sagen der Könige von Norwegen von Snorre, dem Sohne Sturlas", ist nur der erste Band in zwei Abtheilungen (Stralf. 1835—37) erschienen; schon früher hatte er aus dem Isländischen „Die Saga von Frithjof dem Starken" (Stralf. 1830) übersetzt und in Verbindung mit Rafn die „Faereyinga-Saga im isländ. Grundtext mit faröischer, dän. und deutscher Übersetzung" (Kopenh. 1833) herausgegeben; auch seine Übersetzung von Rask, „Die Verslehre der Isländer" (Berl. 1830), und von Rafn, „Die Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh." (Stralf. 1838) sind hier zu erwähnen. Vgl. Zober, „Zur Erinnerung an Dr. Gottl. M." (Stralf. 1842).

Mohr ist entstanden aus Maure (s. Mauren), wird aber auch gleichbedeutend mit Äthiopier (s. d.) und mit Neger (s. d.) gebraucht, obschon mit Unrecht, da der Mohr stets von tiefbrauner, der Neger von schwarzer Farbe ist.

Möhre (Daucus carotta) ist eine in Deutschland fast überall wild wachsende, durch Cultur aber veredelte Gemüse- und Futterpflanze, die sowol in den Gärten als in dem freien Felde angebaut wird. In den Gärten cultivirt man zwei Unterarten, die eigentliche Möhre und die Carotten, welche letztern im Allgemeinen feiner und zartfleischiger als die Möhren sind. Außer der allgemeinen Nutzung dienen die Möhren auch zu Kaffeesurrogat, zur Bereitung von Möhrensaft, Syrup und Branntwein.

Mohs (Friedr.), der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie (s. d.), wurde ums J. 1774 zu Gernrode am Harz geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der Kaufmann war, sollte er dessen Geschäft fortführen; allein eine entschiedene Neigung für eine höhere wissenschaftliche Bildung, namentlich für Mathematik, drängte ihn, eine andere Laufbahn zu verfolgen. Er studirte 1796—98 in Halle, besuchte die Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt-Bernburg, die er aber aufgab, um sich an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu betheiligen. Als dieselbe nicht zu Stande kam, ging er wieder nach Freiberg und dann 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm und herausgab, in der er (Wien 1804; 2. Aufl., 1806) zuerst seine naturhistorischen Ansichten niederlegte, welche er nachher weiter entwickelte. Hierauf bereiste er in geognostischer und bergmännischer Hinsicht Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. und 1810 im Auftrage der östr. Regierung die Gegenden im Passauischen, in Östreich und in Böhmen, wo Porzellanerde sich findet. Im J. 1811, wo er auf Anregung des Erzherzogs Johann eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die dasigen Stände zum Professor der Mineralogie am Johanneum

zu Grätz. Mit dem Grafen von Breuner aus Wien, der in Grätz sein Schüler gewesen, machte er 1817 eine Reise nach England. In Edinburg erhielt er den Ruf als Professor der Mineralogie in Freiberg an Werner's Stelle, den er auch annahm; 1826 aber ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er 1838 Bergrath wurde. Er starb zu Agordo bei Belluno am 29. Sept. 1839. Seine vorzüglichsten Schriften sind der „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien" (Bd. 1, Wien 1813), die „Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (Dresd. 1820), der „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., Dresd. 1822—24; 2. Aufl., 1839), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Edinb. 1825), und „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836 — 39).

Moira (Graf von), s. Hastings (Francis Rawdon, Marquis von).

Moiriren oder Wässern nennt man das Verfahren, mittels dessen man gewebten Stoffen und in neuerer Zeit auch dem verzinnten Eisenblech (s. Metallmohr) auf der Oberfläche ein flammiges oder wolkiges, wellen- oder perlmutterartiges Ansehen gibt. Bei den Geweben erlangt man dieses gewässerte Ansehen dadurch, daß man dieselben auf der zu wässernden Fläche mit einer wässerigen Auflösung von Gummi arabicum und Flöhsamen mittels eines Schwammes befeuchtet, die rechten Seiten gegeneinander legt und den Stoff dann in noch feuchtem Zustande durch die heiße Moirirpresse gehen läßt. Diese Presse besteht aus einem Gestelle, in welchem ein hohler Cylinder von Metall sich befindet, der durch Dampf oder glühende Kohlen von innen geheizt wird. Dieser Cylinder erhält seine Umdrehung zwischen zwei spiegelblank polirten Metallplatten, und zwischen ihnen und dem Cylinder wird der zu moirirende Stoff durchgewunden. Bänder werden behufs des Moirirens auf einen Rahmen gewickelt und zwischen erhitzten Metallplatten gepreßt.

Moitte (Jean Guill.), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, entwickelte früh ein ausgezeichnetes Kunsttalent und hatte zuerst Pigalle, dann Lemoine zum Lehrer, worauf er 1768 nach Rom ging. Wegen geschwächter Gesundheit kehrte er 1773 nach Frankreich zurück, wo er eine günstige Aufnahme fand und sehr bald einen europ. Ruf gewann. Mit ihm wie mit dem Maler David tritt eine gereinigte, wenn auch kalte Classicität in die franz. Kunst ein, welche im Ganzen frei von Manier ist, und dies war es, was wesentlich seinen Erfolg begründete. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die im Modell wegen der Bekleidung Anstoß erregte, führte er später vortrefflich aus. In der Revolution schmückte er 1792 das Pantheon in dem Fronton mit einem kolossalen Relief (das Vaterland, welches Bürgertugend und Talent mit Kronen lohnt), das bei der Wiedereinrichtung des Pantheons als Genovefenkirche abgenommen werden mußte. Das vollendetste seiner Werke dürfte ein Basrelief des Louvre sein, die Muse der Geschichte darstellend, wie sie die Worte l'an VI et Napoleon le grand eingräbt. Vortrefflich ist sein Basrelief, das Vaterland darstellend, wie es seine Söhne zur Vertheidigung ruft, das aber nicht in Marmor ausgeführt wurde und sich jetzt im Luxembourg befindet. Noch gedenken wir seines Grabdenkmals des Generals Leclerc in der Genovefenkirche in Paris, der Statue Custine's und einer kleinen Reiterstatue Bonaparte's in Bronze. Er starb als Professor an der Maler- und Bildhauerschule und als Mitglied des Instituts am 2. Mai 1812.

Mokka oder Mokha, eine Stadt am Arabischen Meerbusen in der arab. Provinz Jemen, mit einem geräumigen, von zwei Kastellen vertheidigten Hafen und 5000 E., darunter 1500 Juden, war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrh. der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahinzog. Seitdem aber hob es sich durch seine günstige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke so schnell, daß es Zeiten gegeben haben soll, wo es 18—20000 E. zählte. Wie die meisten vorderasiat. Städte ist es in Folge der Zerrüttung aller mohammedan. Reiche in neuerer Zeit bedeutend gesunken. Zwar hob sich sein Handel wieder vorübergehend unter der Herrschaft Mehemed Ali's von Agypten, aber mit dem Sturze der Herrschaft desselben in Arabien sank derselbe von neuem in Folge der innern Kriege in diesen Gegenden und der daraus

hervorgehenden Anarchie und Unsicherheit. Der Hauptartikel des Handels von M. ist der Kaffee (Mokkakaffee), der für den feinsten gehalten wird.

Mokronowski (Stanisl. Kostka Bogorja), einer der eifrigsten poln. Patrioten, geb. am 10. Nov. 1761 in dem zum dobrzyner Kreise gehörigen Dorfe Bogucice, verlor in früher Kindheit seine Ältern und erhielt seinen Oheim Andr. Mokronowski, einen äußerst gebildeten und aufgeklärten Mann, zum Erzieher. Er genoß den Unterricht in der Jesuitenschule zu Warschau und im Cadettencorps daselbst, und vollendete dann seine Studien in Paris. Nach der Rückkehr ins Vaterland nahm er Dienste bei der reitenden Krongarde. Zwei Jahre später ging er wieder nach Frankreich, wo er zehn Jahre in dem Regiment Royal-Allemand diente und zum Escadronschef avancirte. Während dieser Zeit, im J. 1784, begleitete er den Herzog von Nassau auf einer Reise nach Konstantinopel. Als 1788 das Regiment Royal-Allemand Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück, wo er sogleich vom wyszogroder Kreise zum Landboten erwählt wurde. Nachher zum Vicebrigadier unter M. Wielhorski ernannt, organisirte er in der Ukraine eine Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt. Mit ihr sprengte er in der darauf folgenden Campagne bei Zielence eine ihm bedeutend überlegene feindliche Abtheilung und wurde dafür auf dem Schlachtfelde mit dem neugestifteten poln. Militair-Verdienstorden als erster Ritter geschmückt. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zog auch er sich auf seine Güter zurück, wo er sich mit der Fürstin Maria Sanguszko vermählte. Die Ereignisse des J. 1794 trafen ihn in Warschau, wo er sogleich an die Spitze eines großen Theils der Bürgerschaft trat und nicht wenig zur Vertreibung der Russen aus Warschau beitrug. Bald darauf zum Commandanten der Hauptstadt erwählt, verfiel er in eine schwere Krankheit, die ihn für längere Zeit zu allen Verrichtungen unfähig machte. Unruhen drohten in der Hauptstadt auszubrechen. Da ermannte sich M. Auf die Frage an seine Ärzte, ob es kein Mittel gäbe, ihn schnell herzustellen, hatten dieselben einen Aderlaß bezeichnet, der aber darum nicht angewendet werden könne, weil er später eine gänzliche Lähmung zur Folge haben würde. Sofort ließ M. einen solchen ausführen und genas insoweit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte. Er beruhigte die Exaltirten, bezähmte die Ruhestörer und unterdrückte alle Anschläge der auswärtigen Partei. So erhielt er die Hauptstadt sowol von außen als im Innern gesichert, bis zur Ankunft Kosciuszko's. Dieser schickte ihn zunächst mit einem Corps gegen die Preußen, über die er am 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang; dann übernahm er das Commando in Lithauen, wo er aber Alles so zerrüttet fand, daß er ungeachtet der größten Anstrengungen keinen erwünschten Erfolg erlangen konnte. Er mußte sich auf die Defensive beschränken, bewies aber auch hierbei so viel Einsicht und Scharfsinn, daß ihn Kosciuszko mit einem Ringe, mit der Inschrift: das dankbare Vaterland seinen Vertheidigern, beschenkte. Nach der dritten Theilung Polens, als sich bei M. schon Symptome der ihm vorhergesagten Krankheit einstellten, suchte er auf einer Reise durch Italien die gestörte Gesundheit wiederherzustellen; aber vergebens. Seit 1796 von der Lähmung befallen, hatte er seitdem die qualvollsten Schmerzen zu erdulden. Im J. 1809 ging er mit den poln. Truppen nach Krakau. Erst nachdem das Königreich Polen proclamirt war, kehrte er nach Warschau zurück, wo er vom Kaiser Alexander sehr ehrenvoll empfangen wurde. Sein Haus war seitdem wieder der Sammelplatz aller Patrioten. Er starb am 18. Oct. 1821.

Mola und Molenbildung, s. Mondkalb.

Mola (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bolognes. Schule, geb. zu Coldre im Canton Tessin 1621, genoß den Unterricht Giuf. Cesari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Neid sah er sich indeß genöthigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte Cavallo malen ließ. Er stand im Begriff, einer Einladung Ludwig's XIV. an dessen Hof zu folgen, als er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1665 starb. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehre treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter Anderm den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Ägypten und Tancred. Er arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen

Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, sowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte Giov. Battista M., geb. 1620 oder 1622, wahrscheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete sich hauptsächlich zum Landschaftmaler aus und arbeitete in manchen Bildern seines Lehrers die Landschaften. Seine Composition ist meist tüchtig und großartig, während er in der Farbe seine Zeitgenossen Claude Lorrain und Ruysdael beiweitem nicht erreicht. — Gasparo M., von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der besten Medailleurs in Diensten der Päpste; seine Köpfe sind weich und dabei doch kräftig gearbeitet, die Rückseiten hier und da mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

Molay (Jak. Bernh. von), der letzte Großmeister der Templer, stammte aus dem Geschlechte von Longwy und Raon in Burgund. Er wurde sehr jung, um 1265, in den Orden der Templer aufgenommen und 1298 seiner Tapferkeit, die er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen bewiesen, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Im J. 1306, als er in Cypern beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, traf ihn die Einladung des Papstes Clemens' V. und des Königs Philipp's des Schönen von Frankreich, nach diesem Lande zu kommen. Er folgte ihr und sah sich dadurch mit in das schreckliche Schicksal seines Ordens hineingerissen. Anfangs von Philipp dem Schönen mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und sogar von ihm zur Übernahme einer Pathenstelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, wurde er am 13. Oct. 1307 mit allen in Frankreich lebenden Rittern plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und, nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mishandlungen durch Tortur, am 18. März 1314 in Paris nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. (S. Tempelherren.)

Molbech (Christian), einer der ausgezeichnetsten Sprach-, Geschichtsforscher und Literatoren Dänemarks, geb. zu Soröe 1783, verließ die 1803 angetretene Universitätslaufbahn im folgenden Jahre, um sich unter der Leitung des Oberbibliothekars Moldenhawer für das bibliothekarische Fach auszubilden. Schon 1806 wurde er Mitredacteur des von der königlichen dän. Gesellschaft der Wissenschaften veranstalteten kritischen „Wörterbuchs der dän. Sprache". Später unternahm er verschiedene theils allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken, theils der Erforschung des Alterthums und der Kunst gewidmete Reisen, namentlich 1812 in Schweden, 1811 und 1813 in Dänemark und 1819 und 1830 in Deutschland, Frankreich, England und Italien, die er in den „Briefen aus Schweden" (3 Bde., Kopenh. 1814—17; deutsch, 3 Bde., Altona 1818—20), in den „Jugendwanderungen in meinem Vaterlande" (2 Bde., Kopenh. 1811—13) und in den „Reisen durch Deutschland, Frankreich u. s. w." (3 Bde., Kopenh. 1821—22) beschrieb. Hierauf erhielt er 1823 die Professur der Literargeschichte und gleichzeitig die erste Secretairstelle an der königlichen Bibliothek. Auch nahm er 1830—42 Theil an der Direction der königlichen Schauspiele, wobei sein Hauptzweck, als dramaturgischer und ästhetischer Censor, darauf gerichtet war, daß ein Nationaltheater ein höheres und edleres Kunstspiel verfolgen müsse, als die blos für den Erwerb einer Privatgesellschaft arbeitende Schaubühne. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vorzugsweise auf vaterländische und nord. Geschichte, auf kritisches und vergleichendes Sprachstudium, auf ästhetische und Kunstkritik sowie auf Bibliothekswissenschaft und Bibliographie gerichtet. In ersterer Beziehung sind, abgesehen von einigen Jugendversuchen, z. B. „Über die Regierung und das Schicksal der Stuarte" (Kopenh. 1805), vor Allem zu nennen seine „Geschichte des dithmarsischen Kriegs" (Kopenh. 1813), „Geschichte Erik Plogpenning's" (Kopenh. 1821), „Auszüge aus Jens Bircherod's historisch-biographischen Tagebüchern" (Hft. 1, Kopenh. 1838) und die mit N. M. Petersen herausgegebene „Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Briefschaften aus dem 14.—16. Jahrh." (Bd. 1, Kopenh. 1842—43). Auch lieferte er eine große Anzahl historischer Monographien und Beiträge zur Geschichtskunde überhaupt in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Konst" (4 Bde. Kopenh. 1827—36) und „Historisk Tidsskrift af den danske historiske Forennig"

(5 Bde., Kopenh. 1840—44). Als Sprachforscher hat er die entschiedensten Verdienste nicht nur durch sein auf umfassenden Studien beruhendes und zum ersten Male den ganzen gegenwärtigen Sprachvorrath vorführendes „Dansk Ordbog" (2 Bde., Kopenh. 1833) und sein mit dem mühsamsten Fleiße zusammengetragenes, recht eigentlich bahnbrechendes Werk „Dansk Dialect-Lexicon", das er 1841 vollendete, sondern durch eine Reihe kritischer, mit Glossaren versehener Ausgaben der ältesten dän. Sprachdenkmale, z. B. „Danske Rimkrönike" (Kopenh. 1825), Henrik Harpestreng's „Danske Lägebog" (Kopenh. 1826), Prästen Michael's „Danske Rimvorker" (Kopenh. 1836) und „Älteste dän. Bibelübersetzung" (Kopenh. 1828), sowie durch Erläuterung des reichen ältern dän. Wörterschatzes, namentlich in der „Sprachschilderung der dän. Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrh." (Kopenh. 1840). Vorzugsweise ästhetischer Kritik war die von ihm herausgegebene Monatsschrift „Athene" (9 Bde., Kopenh. 1814—17) gewidmet, wie er denn auch später diese Bahn verfolgte, namentlich in der einen interessanten Überblick gewährenden „Dän. poetischen Anthologie" (Bd. 1—2 und 4, Kopenh. 1830—40), in den „Vorlesungen über die dän. Poesie, vorzüglich über Ewald's, Baggesen's und Öhlenschläger's Werke" (2 Bde., Kopenh. 1831—32) und in „Joh. Ewald's Leben nebst Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichterwerke" (Kopenh. 1831). Seine bibliothekarischen Grundsätze entwickelte er in der Schrift „Über Bibliothekwissenschaft" (deutsch von Natjen, Lpz. 1832). Endlich ist noch seiner Theilnahme an der Stiftung der „Holberg'schen Gesellschaft" und der von ihm angefangenen ersten kritischen Textrecension von Holberg's „Comedier" (Bd. 1, Kopenh. 1844) zu gedenken.

Molch, s. Salamander.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem schwarzen Berge und dem Vogelsteine, an der bair. Grenze im prachiner Kreise Böhmens und fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, biegt sich aber bei Hohenfurth und strömt dann fortwährend nordwärts. Sie nimmt die Malsch, Luschnitz, Wottawa, Sazawa, Beraun und andere kleinere Flüsse auf, wird bei Hohenfurth flößbar, von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberöstreich in Verbindung steht, für Kähne von 2—300 Ctr. Last schiffbar und fällt, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldauteyn, Prag und Weldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe (s. d.).

Moldau, eine Landschaft an der untern Donau, ist nördlich und westlich von Östreich (den Provinzen Bukowina und Siebenbürgen), östlich von der russ. Provinz Bessarabien, von der sie durch den Pruth geschieden wird, und südlich von der Walachei und an einer kleinen Strecke, wo die Donau die Grenze bildet, von der türk. Dobrudscha begrenzt. Mit der heutigen Walachei (s. d.), mit der sie überhaupt fast gleiche Schicksale gehabt, bildete sie einen Hauptbestandtheil des alten Dacien (s. d.). Zur Zeit der Völkerwanderung und in den folgenden Jahrhunderten war das Land der Tummelplatz der Gothen, Hunnen, Bulgaren und slawischer Stämme, der Avaren, Chazaren, Petschenegen, Uzen und Magyaren, die abwechselnd in demselben herrschten und sich wechselseitig vertrieben. Sie alle ließen mehr oder weniger Spuren in der romanisirten dacischen Bevölkerung, den ursprünglichen Wlachen, zurück und halfen so das Volk der heutigen Wlachen, das auch die Bevölkerung der Moldau ausmacht, bilden, das im 11. Jahrh. das Christenthum der griech. Kirche annahm. Durch die Völkerwanderung erfuhr das Land eine um so größere Verwüstung, weil dieselbe hier länger dauerte als in dem westlichen Europa, und sich gewissermaßen bis zu den Einfällen der Türken verlängerte. Denn im 11. Jahrh. bildeten die Kumanen (s. d.) hier ein eigenes Reich; dann traf es im 13. Jahrh. der Sturm der Mongolen und hierauf herrschten hier die nogaiischen Tataren, nach deren Auswanderung das platte Land ganz verödet war, und nur noch in den Gebirgen und Wäldern walach. Bevölkerung vorgefunden wurde, sodaß es im Anfange des 14. Jahrh. einer neuen walach. Einwanderung aus der ungar. Marmarosch bedurfte, um das platte Land wieder zu bevölkern. Der Anführer dieser Einwanderer, Bogdan I., bemächtigte sich der Herrschaft des Landes, das nun vom Flusse Moldova den Namen Moldau erhielt, und gründete eine eigene Dynastie (die Dragoschiten), die anfänglich von Ungarn abhängig war, später aber sich unab-

hängig machte. In unaufhörliche Händel mit den benachbarten Staaten und Völkern verwickelt, durch innere Zwistigkeiten zerrüttet, kam die Moldau auch unter diesen Fürsten, die den Titel Woiwoden führten, zu keinem gedeihlichen Zustande, um so weniger, als bereits 1310 die Einfälle der Türken begannen, die immer gefährlicher wurden und endlich dahin führten, daß der Woiwode Bogdan III. im Anfange des 16. Jahrh. sich der Pforte als Lehnsmann unterwarf, und unter dem Woiwoden Peter VI., beim Zuge Sultan Soliman's gegen Wien, das Land zur tributairen Lehnprovinz des türk. Reichs wurde. Nach Aussterben der Dragoschiten fing die Pforte an, die moldauischen Fürsten immer willkürlicher zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen und endlich fanariotische Griechen dazu zu ernennen, die den Titel Hospodar führten. Die Geschichte der Moldau unter den Türken bildet ein unerquickliches Gewebe innerer Intriguen und daraus hervorgehender Thronwechsel, verbunden mit oriental. Barbareien aller Art, die das Land fortwährend auf der niedrigsten Stufe der Cultur hielten. Nachdem schon frühzeitig ein Theil der untern Moldau oder Bessarabiens mit der Pforte vereinigt worden war, wurde 1777 auch ein Theil der obern Moldau, die Bukowina (s. d.), an Östreich abgetreten, und im Frieden zu Bukarescht von 1812 erhielt Rußland das ganze Bessarabien (s. d.). Der Ausbruch des Griechenaufstandes im J. 1821 brachte auch über die Moldau unsagliches Elend; mit Willkür herrschten in derselben die türk. Truppen, bis 1826 der Vertrag von Akjerman (s. d.) einige Verbesserungen in der Lage des Landes bewirkte. Bei dem Ausbruche des russ.-türk. Kriegs im J. 1828 wurde die Moldau von Rußland besetzt und blieb unter der Verwaltung des russ. Generals Kisselew bis zum 11. Mai 1834. In Folge des Friedens zu Adrianopel von 1829 bekam sie, als moldauisches Fürstenthum, nebst der Walachei ihre gegenwärtige Verfassung, die, unter Rußlands Schutz und Garantie gestellt, das Land mehr zu einem von Rußland als von der Türkei abhängigen tributairen Wahlfürstenthum machte, in welchem sich keine Türken aufhalten dürfen. Hierauf wurde im Apr. 1834 durch die Bojaren Michael Stourdza zum lebenslänglichen Hospodar gewählt.

Die Moldau hat gegenwärtig einen Flächeninhalt von 725 □M. und 700000 E. Das Land wird vom Sereth, der Donau und dem Pruth durchströmt und ist zum Theil überaus fruchtbar, doch in Folge des Kriegs und des Drucks zum Theil noch unangebaut. Auf einer vorzüglich hohen Stufe steht in Folge der guten Weiden die Viehzucht jeder Art. Schweine werden in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht wegen der vielen Lindenwälder. Eine Landplage sind mitunter die Heuschrecken und die Erdbeben. Der Reichthum des Landes an Mineralien und edeln Metallen wird nicht benutzt; blos einige Salzgruben, besonders in der Gegend bei Okna, an der Grenze Siebenbürgens, werden bearbeitet. Wie in Hinsicht auf Producte und natürliche Beschaffenheit kommt die Moldau auch in Betreff ihrer Bewohner, deren Sprache und Culturstufe, sowie hinsichtlich ihrer Verfassung, politischen Lage, gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände fast ganz mit der Walachei überein. Der Handel ist fast ausschließend in den Händen der vielen Armenier, Griechen, Juden und Russen, die sich im Lande aufhalten. Haupt- und Residenzstadt ist Jassy (s. d.), Haupthandelsstadt Galatsch (s. d.). Vgl. Wilkinson, „An account of the principalities of Valachie and Moldavie" (Lond. 1820; franz. von de Laroquette; 2. Aufl., Par. 1824); Anagnosti, „La Valachie et la Moldavie" (Par. 1837) und Colson, „L'état présent etc. de la Moldavie et de la Valachie" (Par. 1839).

Molé (Mathieu), einer der ausgezeichnetsten Magistrate Frankreichs, stammte aus einer alten Parlamentsfamilie und wurde 1584 geboren. Er war Generalprocurator, als ihn Richelieu 1641 zum ersten Präsidenten des Parlaments von Paris ernannte, obschon er sich demselben kurz vorher in der Streitsache des Marschalls Marillac widersetzt hatte. In den Unruhen der Fronde (s. d.) vertheidigte er ebensosehr das Interesse des Volks und der Freiheit, wie die Rechte der Krone und mußte deshalb gegen beide Parteien ankämpfen. Besonders zeigte er großen Muth und Festigkeit in den Aufständen des pariser Pöbels. Der Ränke müde, durch welche ihn die Großen verfolgten, legte er mit Abweisung jeder Entschädigung endlich sein Amt nieder, wurde aber 1651 Siegelbewahrer. Auch in dieser Stellung war er dem Hofe und den Großen oft sehr unbequem; doch hielt er sich durch das

Ansehen, welches seine Gesinnung und Rechtschaffenheit selbst seinen politischen Feinden einflößten. Er starb am 3. Jan. 1665. — Sein Urenkel, Edouard Franç. Mathieu M. de Champlatreux, geb. am 5. März 1760, wurde 1788 Parlamentspräsident. Er heirathete eine Tochter Malesherbes', wanderte 1789 aus, kehrte aber nachher zurück, und starb am 20. Apr. 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine.

Molé (Mathieu Louis, Graf), ehemaliger franz. Ministerpräsident, des Zuletztgenannten Sohn, geb. zu Paris am 24. Jan. 1781, folgte in der Revolution seinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 Jahren nach Frankreich zurückkehrte, wo er nun seine vernachlässigte Bildung durch eifriges Selbststudium auszugleichen suchte. Im J. 1806 veröffentlichte er seine „Essais de morale et de politique" (2. Aufl., Par. 1809), in denen er die Herrschaft Napoleon's als eine Nothwendigkeit darstellte. Der Kaiser wurde hierdurch aufmerksam auf ihn und übertrug ihm die Berichterstattung über den Zustand der Juden in Frankreich, welche Aufgabe M. zu großer Zufriedenheit löste. Noch im J. 1806 wurde er Requetenmeister, 1807 Präfect des Departements Côte d'Or, 1809 Staatsrath und einige Monate später Generaldirector der Brücken und Chausséen. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ließ er sich nur mit Mühe bewegen, in dieses Amt wiedereinzutreten, das er auch mit der zweiten Restauration behielt, weil er im Staatsrathe wider die Maßregeln gegen die Bourbons gestimmt hatte. Bereits am 17. Aug. 1815 erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Durch seine Verbindung mit dem Minister Richelieu, dessen gemäßigtere Politik er zu stützen suchte, gewann M. von nun an einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung. Selbst die Doctrinaires, denen er sich näherte, begünstigten seinen Eintritt ins Marineministerium, das er am 12. Sept. 1817 übernahm. Indessen entsprach er den von den Liberalen gehegten Erwartungen nicht, sondern legte zugleich mit Richelieu am 28. Dec. 1818 sein Portefeuille nieder. Fortan entfaltete er in der Pairskammer ein großes Rednertalent und zwar bald für, bald gegen die Regierung. Der Minister Martignac, dessen principlose Vermittelungspolitik der seinigen nicht unähnlich war, berief ihn bei der Vorbereitung der Communal- und Departementalgesetze in den Staatsrath zurück. Allein erst nach der Revolution von 1830 eröffnete sich ihm eine ministerielle Laufbahn. Durch seine frühere Verbindung mit den Doctrinaires erhielt er im ersten Cabinet das Ministerium des Auswärtigen. Er zeigte sich in dieser äußerst schwierigen Stellung, an welche der europ. Friede geknüpft war, ganz der Politik des Hofes und der neuen Dynastie ergeben, mußte aber darum schon am 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als sich das Ministerium Thiers am 25. Aug. 1836 zurückzog, erhielt M., der sich besonders der Intervention in Spanien feindlich gezeigt hatte, vom Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen Verwaltung. Nach einer mehrwöchentlichen Krisis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinaires ein Cabinet zu Stande, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die harten, dem constitutionellen Princip zuwiderlaufenden Maßregeln, welche dieses Ministerium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meunier's den Kammern vorschlug, führte schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. Die Doctrinaires schieden aus; aber M., der allerdings weniger Angriffe erlitten, sich auch der Auflösung der Kammer widersetzt hatte, blieb nach dem Wunsche des Hofes und brachte endlich nach langen Bemühungen das Cabinet vom 15. Apr. 1837 zusammen, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Combination entsprach aber den Wünschen der parlamentarischen Majorität und der öffentlichen Meinung noch weniger als die frühere. Ungeachtet der Siege in Algier und des kriegerischen Auftretens gegen das wehrlose Mexico, rief die politische Reaction der ganz dem Hofe ergebenen Minister nicht nur die Erbitterung der Liberalen, sondern selbst der Doctrinaires hervor. Die Adresse der Kammer, die am 4. Jan. 1839 zur Berathung kam, war eine offene Kriegserklärung an die Regierung und enthielt eine Anspielung auf die Abhängigkeit des Cabinets vom Willen des Königs. M. dankte unter heftigen Angriffen am 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipp's die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Die Kammer wurde nun aufgelöst; allein die Wahlen

fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Collegen am 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Seitdem betheiligte er sich nur selten an den politischen Discussionen.

Molé (René Franç.), einer der berühmtesten franz. Schauspieler, geb. zu Paris am 25. Nov. 1734, sollte anfangs die Rechte studiren, wurde aber durch seine Neigung dem Theater zugeführt. Nach sorgfältigen Vorstudien trat er 1754 zum ersten Male auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus auf und wurde günstig aufgenommen. Da er indeß nicht angestellt wurde, so begann er seine Studien von neuem und erst 1760 erschien er in der Rolle des Andronicus wieder auf der Bühne und erhielt 1761 eine feste Anstellung. Allein die Tragödie war es nicht, in der er seinen eigentlichen Ruhm finden sollte. Daher ging er zu den feinkomischen Rollen, und in diesen leistete er das Beste, was vielleicht je auf dem franz. Theater geleistet worden ist. Während der Schreckensherrschaft wurde er eine Zeit lang eingekerkert; später zum Mitglied des Instituts und zur Zeit des Kaiserreichs zum Lehrer der Declamation an der Schule bei der Oper und zum Director der Schule beim Théâtre français ernannt, starb er in Paris 1805. Außer mehren Abhandlungen über seine Kunst hat man einige Lobreden von ihm, unter denen sich das „Eloge de Mlle. d'Angeville" (Par. 1795) auszeichnet. Seine „Mémoires" wurden von Etienne (Par. 1825) herausgegeben.

Molecülen nennen die der atomistischen Ansicht anhängenden Physiker die kleinsten Theilchen der Materie, entweder mit den Atomen (s. d.) gleichbedeutend, oder, wie z. B. Ampère, Gruppen solcher Atome. Die im Innern der Körper wirkenden Kräfte, welche die Form, den Zusammenhang der Körper u. s. w. bewirken, also Cohäsion, Adhäsion, Krystallisationskraft u. s. w., lassen sich auf Anziehungen und Abstoßungen dieser Molecule zurückführen und werden deshalb nicht selten Molecularkräfte genannt.

Molière (Jean Bapt. Poquelin, genannt de), der ausgezeichnetste aller franz. Lustspieldichter, wurde am 15. Jan. 1620 zu Paris geboren und von seinem Vater, welcher Tapezierer und Kammerdiener in des Königs Diensten und zugleich Trödler war, für dieselbe Lebensweise bestimmt und deshalb in seiner Bildung ziemlich vernachlässigt. Erst in seinem 14. Jahre verdankte er es der Verwendung seines Großvators von mütterlicher Seite, daß er das Jesuitencollegium Clermont (jetzt Louis-le-Grand) in Paris besuchen konnte, wo er fünf Jahre Externus war und unter Andern Gassendi's Unterricht genoß. Doch 1641 mußte er seine Studien abbrechen; sein Vater konnte hohen Alters wegen den Hof, der um diese Zeit nach Narbonne ging, nicht begleiten und trug dem Sohne seinen Dienst auf. Dieser, der zwischen dem Wunsche, die juristische Laufbahn zu ergreifen, und seiner leidenschaftlichen Neigung für das Theater schwankte, blieb nur für diese Reise in dem ihm nicht zusagenden Verhältnisse; nach Paris zurückgekehrt, verband er sich, ungeachtet aller Ermahnungen seines Vaters, 1642 mit einer Schauspielertruppe, welche unter dem Namen Illustre Théâtre im Faubourg-Saint-Germain eine Bühne aufgeschlagen hatte, und nahm nun den Namen Molière an. Während der J. 1646—53 scheint er in verschiedenen Provinzialstädten als Mitglied wandernder Theaterbanden ein abenteuerliches Leben geführt zu haben. Indem er sich praktisch ausbildete und seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium ital. und span. Komiker, sowie des Plautus, Terenz und Rabelais erweiterte, führte ihn die Lage seiner Gesellschaft, der es an passenden Stücken fehlte, auf die Idee, diesem Mangel abzuhelfen. So schrieb er denn mehre Stücke, die in den Städten, wo er sie zur Aufführung brachte, gefielen und ihm einen Namen machten. Der ungünstige Erfolg seiner „Thébaïde", von der wir nur noch den Namen haben, veranlaßte ihn, das tragische Genre gänzlich aufzugeben und sich ausschließend dem Lustspiele zu widmen. Das erste bedeutende Stück, welches er auf diesem Gebiete lieferte und durch das er eigentlich seine literarische Laufbahn eröffnete, war der „Etourdi", den er 1653 zu Lyon aufführte. Das Stück hat zwar seine Mängel; allein die Wahrheit des Dialogs, der bei M. überhaupt in der Regel unübertrefflich ist, dabei die ergötzlichen Scenen, die aus der unerschöpflichen Gewandtheit eines Kammerdieners entstehen, der die Unbesonnenheiten seines Herrn unaufhörlich gut zu machen hat, rechtfertigen den entschiedenen Beifall, den das Stück beim Publicum fand. Mit gleichem Erfolge gab M., der mit seiner Truppe unterdeß in Avignon und Montpellier gewesen war, 1654 zu Béziers den „Dépit amoureux"

und „Les précieuses ridicules", welche letztere Komödie das literarische Cliquenwesen der Hauptstadt dem Gelächter der Menge preisgab. Nachdem er noch eine Zeit lang in den Provinzen umhergezogen war, auch in Toulouse und Grenoble gespielt hatte, wendete er sich von Rouen endlich im J. 1658 nach Paris, indem sein alter Schulfreund, der Prinz de Conti, der ihm vergebens eine Stelle als Secretair in seinen Diensten angetragen hatte, ihm die Erlaubniß, daselbst zu spielen, auswirkte. M. debutirte am 18. Nov. 1659 mit den „Précieuses ridicules", eine Keckheit, von deren Größe man sich nur bei vollkommener Kenntniß der damaligen Zustände einen richtigen Begriff machen kann. Er hatte sich indeß nicht verrechnet; was Viele über die pedantische Schöngeisterei des Bureau d'esprit im Hôtel Rambouillet gedacht hatten, sprach er aus; er brachte eine Coterie gegen sich auf, gewann aber den größten Theil des Publicums, und Ludwig XIV. war mit M. so zufrieden, daß er dessen Gesellschaft in seine Dienste nahm und ihr anfangs den Namen Troupe de Monsieur, dann den der königlichen Truppe beilegte. M. wurde bald der beneidete Liebling des Königs, der ihn nicht selten vor den Angriffen der verletzten Eitelkeit schützen mußte. Auch mit dem großen Condé, Larochefoucauld und andern Großen lebte M. in jener anständigen Vertraulichkeit, die ebenso sehr den Rang als das Verdienst ehrt.

Im Ganzen stellen M.'s Stücke ihn an die Spitze aller neuern komischen Dichter. Es offenbart sich in ihnen eine reiche Kenntniß des gesammten Menschenlebens, besonders des Thuns und Treibens der untern Volksclassen, welche er zu studiren nicht verschmähte. Nach den ersten Erfolgen, welche er mit seinen Productionen feierte, rief er sich selbst zu: „Laissons Plaute et Térence, je n'ai plus qu'à étudier le monde", und diesem Grundsatze ist er auch treu geblieben. Daher aber leben auch alle seine Charaktere; einige sind Typen geworden, die Jeder kennt, und die Namen Tartufe und Harpagon scheinen bezeichnender als Heuchler und Geizhals. Seine Sprache ist eigenthümlich plastisch, der Dialog unnachahmlich leicht und rasch, seine Versification trefflich und selbst wo seine Charakterschilderung in Caricatur übergeht, bleibt sie noch wahr und meisterhaft. Was aber M. selbst über Racine stellt, ist, daß kein franz. Dichter sich so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und Nation und dabei doch so echt französisch gezeigt hat. Den größten noch jetzt dauernden Ruhm unter seinen Stücken, von denen allerdings wol einige mehr vom augenblicklichen Bedürfnisse eingegeben sind, erhielten „L'école des femmes" (1662), „L'école des maris", „Le Misanthrope", der anfangs lau aufgenommen, später aber nach seinem hohen Werthe geschätzt wurde, und vor Allem sein „Tartufe" (1664), der 1669 auf die Bühne kam. Die Schwierigkeiten, welche man der Aufführung dieser beißendsten aller Satiren auf die heuchlerische Devotion entgegenstellte, vermochte am Ende nur ein Machtwort des Königs zu heben, und selbst noch im 19. Jahrh. verbot 1825 die geistliche Behörde zu Rouen die Aufführung des „Tartufe". Die Intriguen, durch welche man M. zu verdächtigen suchte, sind ihrerseits wieder dramatisch behandelt worden in dem „Urbild des Tartufe" von K. Gutzkow. Von den in Prosa geschriebenen Stücken M.'s zeichnen sich aus „Le bourgeois-gentilhomme" und „L'avare", und als Ausgeburten der üppigsten Laune seine herrlichen Possen „Le malade imaginaire", „Monsieur de Pourceaugnac" und „Le malade malgré lui". Trotz aller Auffoderungen, das Theater zu verlassen und dann in die Akademie zu treten, blieb M. Schauspieler. Seine häuslichen Verhältnisse wurden besonders durch die Eifersucht, zu welcher seine Frau, Armand Béjard, geb. 1645, nur allzu häufig Veranlassung gab, nicht selten getrübt. Desto rührender war die Treue seiner alten Haushälterin Laforest, deren Urtheil er so sehr schätzte, daß er ihr alle seine Dichtungen vorlas. Sein letztes Stück, in welchem er, obschon unpäßlich, auftrat, war „Le malade imaginaire"; er spielte darin den Argan; während er das „Juro" in dem burlesken Promotionsacte aussprach, befiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden, am 17. Febr. 1673, den Tod nach sich zog. Der Erzbischof von Paris verweigerte M. das kirchliche Begräbniß; allein durch des Königs Vermittelung wurde er in der Stille in St.-Joseph beerdigt. Die Akademie ehrte sich 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre" in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ und eine Lobrede auf M. als Preis ausschrieb, welchen Chamfort davontrug. Am 6. Juli

1792 wurde seine Asche in das Museum der franz. Denkmäler gebracht, von wo aus man sie am 6. März 1817 nach dem Père Lachaise brachte und neben Lafontaine beisetzte. Das Théâtre français feiert seinen Geburtstag jährlich durch Aufführung eines seiner Stücke. Auch wurde ihm 1845 in der Rue Richelieu ein öffentliches Denkmal errichtet. Von den unzähligen Ausgaben seiner Werke erwähnen wir nur unter den ältern die amsterdamer (5 Bde., 1675) und unter den neuern die von Auger commentirte (9 Bde., Par. 1819), die von Nodier und die von Didot. Den bedeutendsten Werth dürfte durch Genauigkeit der Variantensammlung und durch Mittheilung neuaufgefundener Stücke die 1845 begonnene neue Ausgabe von Aimé Martin erhalten. Vgl. Cailhava, „Etudes sur M." (Par. 1802) und J. Taschereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M." (Par. 1825; neue Aufl., 1828). Ein treues Bild von M.'s Gesichtszügen verdankt man seinem Freunde, dem Maler Mignard.

Molīna (Ludw.), Jesuit und Lehrer der Theologie an der portug. Universität zu Evora, geb. 1540, ist durch seine vermittelnde Theorie über Gnade (s. d.) und Prädestination bekannt geworden. In der Absicht, Augustinismus und Semipelagianismus miteinander zu vereinigen, gab er das Werk „Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia" (Lissab. 1588, 4.) heraus und lehrte darin, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit sei, aber Jedem zu Theil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß also die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch von der menschlichen Selbstbestimmung abhänge. Diese offenbar pelagianisirende Ansicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft, dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertreten, und veranlaßte so einen Streit, zu dessen Schlichtung Papst Clemens VIII. die Congregatio de auxiliis niedersetzte, und der nachmals, nach dem im J. 1600 erfolgten Tode M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Jansen (s. d.) sich fortsetzte.

Molīnos (Michael), span. Mystiker, geb. 1640 in Saragossa, hatte zu Pampelona und Coimbra studirt und war vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 als Doctor der Theologie und Priester in Rom lebend, gewann er mehre, selbst hochgestellte Freunde und gab für diese seine Schrift „Guida spirituale" (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutsch von G. Arnold, Frankf. 1699) heraus, worin er im Gegensatze zu dem kirchlichen Mechanismus die wahre Religiosität als süße Seelenruhe, als reine Gottesliebe und als unmittelbare Anschauung Gottes darstellte. Eben deshalb nannte man sein System Quietismus (s. d.) und seine Anhänger Quietisten. Auf Betrieb des Jesuiten Lachaise fand die Inquisition in jener Schrift und in Vorträgen des M. 68 ketzerische Sätze, die Papst Innocenz XI. 1687 als solche verdammte. M. selbst mußte in demselben Jahre seine Irrthümer abschwören und unter harten Bußübungen in einem Dominicanerkloster sein Leben beschließen. Er starb 1696. Vgl. „Recueil des diverses pièces concernant le Quiétisme, ou Molinos, ses sentimens et ses disciples" (Amst. 1688).

Molĭone, die Gemahlin des Aktor, des Bruders des Epeierkönigs Augeas, wurde durch ihn, nach Spätern aber durch Poseidon, Mutter des Eurytos und Kteatos, welche nach ihr Molioniden heißen. Diesen übertrug Augeas, als Herakles wegen des verweigerten Lohnes gegen ihn zog, die Führung des Kriegs, in welchem Herakles den größten Theil seines Heers verlor. Aber bald vergalt er es den Molioniden. Als sie nämlich zu den isthmischen Spielen zogen, paßte er ihnen in den Klippen bei Kleonä, an den Grenzen von Argolis, auf und erschlug sie.

Molitor (Gabriel Jean Jos., Graf), Marschall von Frankreich, geb. am 7. März 1770 zu Hayange im Moseldepartement, erhielt von seinem Vater, einem alten Militair, eine sorgfältige Erziehung und trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 in der Nordarmee bei und ging dann als Generaladjutant zur Ardennen-, 1793 aber zur Moselarmee, wo ihn Hoche (s. d.) seiner Tüchtigkeit wegen oft an die Spitze einer Brigade stellte. Nachdem er mit gleicher Auszeichnung in den Armeen am Rhein und an der Donau gekämpft, wurde er 1799 Brigadegeneral und nach der Schweiz gesendet. Masséna detachirte ihn

hier mit einer schwachen Brigade in die kleinen Cantons, die er gegen die östr. und russ. Armee mit erstaunenswerther Kühnheit und selbst mit Erfolg vertheidigte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Er überschritt bei Stein den Fluß, warf mit wenigen Grenadieren den Feind, zersprengte am folgenden Tage, am 3. Mai, dessen rechten Flügel bei Stockach, wendete sich dann zurück gegen den linken und half die Schlacht bei Möskirch gewinnen. Man vertraute ihm hierauf ein Corps von 5000 M., mit dem er unter anhaltenden Gefechten 25000 Östreicher in Tirol aufhielt. Noch vor dem Friedensschluß ertheilte ihm der erste Consul auf Moreau's Empfehlung den Grad eines Divisionsgenerals, später aber den Befehl über die siebente Militairdivision zu Grenoble, wo er glücklich zur Besänftigung der politischen Parteien wirkte. Als der Krieg von 1805 begann, folgte M. dem Marschall Masséna nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Vago, besonders aber bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Presburg wurde er vom Kaiser als Generalgouverneur nach Dalmatien geschickt. Er erwarb sich daselbst mancherlei Verdienste um die Organisation des Landes und wußte auch mit Klugheit und Festigkeit gegen die Diplomatie des östr. Cabinets anzukämpfen. Nachdem er mittels einiger zusammengeraffter Fahrzeuge die Russen von der Küste vertrieben, eilte er mit 1700 M. dem von 13000 Russen und Montenegrinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind durch mehre kaltblütige Angriffe zur Einschiffung. Im J. 1807 erhielt er den Befehl, seine Streitkräfte nach den Küsten des Baltischen Meeres gegen die Schweden zu führen. Er griff den Feind bei Damgarten an, erzwang den Übergang über die Regnitz und verfolgte den König Gustav IV. Adolf von Schweden bis nach Stralsund. Bei der Belagerung dieses Platzes führte er den linken Flügel und trug sehr viel zur Eroberung bei. Napoleon belohnte seine Dienste mit dem Oberbefehl über das Observationsheer, dem Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Division unter Masséna und nach der Schlacht von Eckmühl detachirte ihn der Kaiser nach Neumarkt, wo er 25000 Östreicher siegreich aufhielt und die hartbedrängten Baiern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Östreicher von der Insel Lobau; in der Schlacht von Eßling aber setzte er sich zu Aspern fest, das er mit seiner geschwächten Division fünf Stunden gegen die furchtbaren Angriffe der östr. Armee vertheidigte. Eine gleiche kalte Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Nachdem er 1810 den Befehl in den Hansestädten geführt, ging er 1811 mit seiner Division nach Holland, das er erst gegen Ende des J. 1813 verließ. In dem Feldzuge von 1814 dem Corps Macdonald's zugetheilt, machte er bis zur Abdankung Napoleon's die verzweifeltsten Anstrengungen, unterwarf sich dann aber den Bourbons und wurde als Generalinspecteur angestellt. Weil er sich jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser zur Organisation der Nationalgarden im Elsaß bewegen ließ, verlor er mit der zweiten Restauration seine öffentliche Stellung, bis ihm der Minister Gouvion Saint-Cyr 1818 das Amt eines Generalinspecteurs wieder verlieh. Um den Krieg gegen die span. Cortes populair zu machen, trug der Hof auch ihm in dem Feldzuge von 1823 ein Commando an, das er nur annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. politische Mäßigung gelobt. Er operirte hierauf an der Spitze des zweiten Armeecorps im östlichen Spanien und führte durch die Raschheit seines Verfahrens und die Entschiedenheit seiner Angriffe die schnelle Beendigung des Kriegs herbei. Nach der Rückkehr erhob ihn der König am 9. Oct. 1823 zum Marschall und Pair von Frankreich, welche Würden er auch nach der Revolution von 1830 behielt. Seine Muße wendet er literarischen Beschäftigungen zu, namentlich hat er gediegene Arbeiten in den „Spectateur militaire" geliefert.

Molken (Serum lactis) nennt man die Flüssigkeit, welche zurückbleibt, wenn man aus der Milch die fetten und käsigen Bestandtheile abscheidet. Dieses kann auf verschiedene Art geschehen, je nachdem man die Milch durch Zusatz von Kälberlabmagen (s. Magen), mehren Pflanzensäften und mineralischen Säuren und Salzen zersetzt. Daher hat man süße Molken, wo die Zersetzung durch einen nicht sauern Stoff bewirkt oder die dazu gebrauchte Säure durch nachmaligen Zusatz alkalischer Stoffe wieder gebunden wird; saure Molken, welche mit Säure bereitet werden, ohne daß man diese wieder bindet; ferner Alaun-,

Tamarinden-, Essig-, Senf- und Kräutermolken. Sie enthalten den Zucker und die Salze, die in der Milch befindlich sind, haben einen süßlichen Geschmack und, wenn die Zersetzung der Milch nicht in der Siedehitze vorgenommen wurde, auch den Geruch der Milch. Ihr Ansehen ist trübe wegen der feinzertheilten Käsetheilchen, die sich aber durch Kochen mit Eiweiß entfernen lassen. Man gebraucht die Molken hauptsächlich als Arzneimittel, indem sie erweichende, auflösende und gelind abführende Kräfte haben, besonders bei Reizzuständen der Athmungsorgane, in der Art, daß man sie theils allein, theils mit Mineralwasser oder Kräutersäften und mit andern Arzneien vermischt, genießt; auch setzt man sie Bädern zu. Anstalten, Molken im Großen zu bereiten und zu Heilzwecken zu benutzen, findet man vorzüglich in Gegenden, wo gutes Weideland ist, also meist in Gebirgen. Am berühmtesten ist die Molkentrinkanstalt zu Kreuth (s. d.) in Baiern. Wo die Milch selten ist, bereitet man die Molken auch künstlich aus dem Molkenpulver, dessen Hauptbestandtheil Milchzucker (s. d.) ist.

Moll (mollis), d. h. weich, bezeichnet in der Musik theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine oder weiche Terz aufwärts steigen und daher Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terz, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt. (S. Ton und Tonarten.)

Molla ist bei den Türken und Persern der Titel des Oberrichters, der in den Städten und ganzen Districten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten hat. Der Molla wird zur höhern Geistlichkeit gerechnet; unter ihm steht der Kadi, über ihm in der Türkei die Kadiasker und in Persien der Sadr oder das Haupt der Mollas. In den Staaten Turkestans liegt den Mollas die ganze Ortsverwaltung ob.

Mollbret heißt ein landwirthschaftliches, einem Schubkarren ähnliches Instrument zu Erdarbeiten, z. B. zum Ebenen der Wiesen u. s. w. Je nach ihrer Größe erfodern die Mollbreter eine Anspannung von zwei bis vier Zugthieren.

Möllendorf (Rich. Joach. Heinr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1725 auf seinem väterlichen Gute Lindenberg in der Priegnitz, erhielt seine Bildung in der Ritterakademie zu Brandenburg und wurde 1740 Page bei Friedrich II., den er auf dem ersten schles. Feldzuge begleitete, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. Als Fähnrich im ersten Bataillon Leibgarde machte er die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, in welcher letztern er zum ersten Male verwundet wurde. Bald darauf erfolgte wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei Vertheidigung eines Proviantransports gegen eine beiweitem überlegene Anzahl Feinde, mit Übergehung der dazwischen liegenden Chargen, seine Ernennung zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich zunächst in den Schlachten bei Roßbach und bei Leuthen aus, in welcher letztern er durch Wegnahme des Dorfs Leuthen wesentlich zur Entscheidung beitrug. Sein Benehmen bei der Belagerung von Breslau belohnte der König 1758 durch seine Ernennung zum Major und Commandeur des dritten Bataillons der Leibgarde. Sehr tapfer bewies er sich bei dem Überfall von Hochkirch und erhielt nun 1760 das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. Nov. 1760 rieth er zu einem Manoeuvre, welches den Sieg entschied; doch wurde er dabei gefangen, aber im Anfange des J. 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. Im J. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und wurde nun Generalmajor. Als Generallieutenant, seit 1774, befehligte er im bair. Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte. Im J. 1787 wurde er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er hauptsächlich auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten hinwirkte, die damals namentlich unter den Preußen noch ganz vermißt wurde. In den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde M. 1787 General der Infanterie und 1793 Feldmarschall, auch erhielt er eine Domherrnstelle in Havelberg. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und fiel deshalb gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch erhielt er 1794

den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein, nachdem ihn der Herzog von Braunschweig niedergelegt hatte. Zwar eroberte M. am 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern; doch vermochte er für die Länge der republikanischen Übermacht Frankreichs nicht zu widerstehen. Obwol über 80 Jahre alt, folgte M. in dem Kriege von 1806 gegen seine Ansicht dem Rufe seines Königs zu den Waffen. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit großer Achtung behandelt und ihm auf sein Ehrenwort gestattet, nach Berlin zurückzukehren. Napoleon ertheilte ihm nachmals noch das Großkreuz der Ehrenlegion und M. starb erst 1816 zu Havelberg.

Moller (Georg), Hofbaudirector und Oberbaurath in Darmstadt, geb. 1786 zu Diepholz im Hannoverschen, bildete sich theils in Karlsruhe unter Weinbrenner, theils in Italien, 1807—10, und wurde nach seiner Rückkehr sogleich großherzoglich hess. Hofbaumeister. Damals lenkte die romantische Schule die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bauten des Mittelalters. M., der denselben ein eifriges und begeistertes Studium gewidmet hatte, wirkte hierbei sehr anregend. Er begann die Herausgabe der „Denkmäler deutscher Kunst" (Bd. 1—3, Darmst. 1815—45) und ließ 1816 das Facsimile des von ihm in Darmstadt auf einem Dachboden entdeckten Originalrisses des Doms in Köln erscheinen. Insbesondere hatte das erstere Werk eine große Wirkung, indem es die erste architektonisch genaue Sammlung dieser Art war. Ziemlich gleichzeitig machte er sich auch als praktischer Baumeister einen Namen; er baute das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die katholische Kirche (1824) und die neue Kanzlei in Darmstadt (1826), ferner die katholische Kirche in Bensheim (1827), die östliche Domkuppel (1828), das Theater in Mainz (1833) u. s. w., und es gehören diese Bauten zu den besten neuern Bauwerken Deutschlands, namentlich in constructiver Hinsicht. M. zeigt sich in ihnen weit entfernt von dem unpraktischen Bestreben, die mittelalterlichen Bauformen wieder anwenden zu wollen; er huldigt vielmehr dem Princip, daß auch die Gegenwart einen ihr angemessenen neuen Stil zu schaffen berufen sei und zwar mit möglichstem Anschluß an den Charakter und an die Construction der einzelnen Bauten; was er aber aus dem Mittelalter beibehalten wissen will, sind die von ihm zuerst wieder entdeckten constructiven Grundgesetze der damaligen Architektur, deren wesentlichstes Princip er unter dem Namen des Netz- oder Knotensystems an mehren seiner Bauten angewendet hat. Namentlich gilt M. für die Dachconstruction als der erste unter den lebenden Meistern; so ist z. B. die aus Eisen und Zink zusammengesetzte Domkuppel zu Mainz ein ausgezeichnetes Werk sinnreicher Einfachheit, ebenso die Bedachung des dortigen Theaters, welches auch noch dadurch merkwürdig ist, daß M. hier zuerst das durch die innere Form gegebene Halbrund auch im Äußern hervortreten ließ, ein Motiv, welches später vom Professor Semper am Theater in Dresden mit ungleich größerer Pracht durchgeführt wurde. Die katholische Kirche zu Darmstadt, welche wegen ihrer runden Gestalt und ihres Echos vielem Tadel unterlegen hat, erhielt nur deshalb die Rotundenform, weil mit möglichst geringen Mitteln ein sehr großes Gebäude errichtet werden sollte, während M. sonst die Basilikenform vorzieht. Das neueste große Bauwerk M.'s ist der zierliche, leider nicht ganz nach dem ursprünglichen Plane ausgeführte herzogliche Palast in Wiesbaden (1837—40). M. bildet das Haupt einer zahlreichen Schule, aus welcher unter Andern Lerch, Hessemer und Andrä hervorgegangen sind. Seine constructiven Grundsätze sind besonders in den „Beiträgen zur Lehre von den Constructionen" (Heft 1—6, Darmst. 1835—43) niedergelegt.

Möller (Jens), dän. Theolog und Historiker, geb. 1779 zu Kopenhagen, wo er auch seine theologischen Studien machte, wurde, nachdem er einige Jahre Adjunct an der Schule zu Slagelse gewesen, 1808 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er 1833 starb. Er hat sich als Schriftsteller, als Sammler und Literator, sowie als Herausgeber von Zeitschriften um die Theologie und die vaterländische Geschichte in Dänemark große Verdienste erworben. Seine theologische Richtung war ein gemäßigter Supernaturalismus. Als theologischer Schriftsteller wirkte er besonders durch die „Theologisk Bibliothek" und die sich anschließende „Tidsskrift for Kirke og Theologie" (zusammen 44 Bde., Kopenh. 1811—34); worin die meisten Aufsätze von ihm selbst herrühren. Von seinen übrigen theologischen Schriften sind noch die Abhandlung „De fide

Eusebii in rebus christianis enarrandis" (Kopenh. 1813) und seine Übersetzung der poetischen Bücher des Alten Testaments mit Anmerkungen anzuführen, welche letztere einen Theil der Übersetzung des ganzen Alten Testaments bildet, die er mit dem Bischof Dr. N. Möller herausgab. Von seinen historischen Arbeiten sind anzuführen die Sammlung von Aufsätzen, welche er mit Engelstoft unter dem Titel „Historisk Kalender" (3 Bde., Kopenh. 1814—17) herausgab und die Aufsätze in der „Mnemosyne" (4 Bde., Kopenh. 1830—34), in der er unter Anderm die Geschichte König Christian's VI. nach unbenutzten Briefen desselben und eine interessante Darstellung des Zustandes von Dänemark unter dem Könige Friedrich VI. lieferte. Auch an der dän. Literaturzeitung, welche er seit 1830 redigirte, war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Mollusken oder Weichthiere bilden eine sehr große, durch ihren Bau von andern deutlich geschiedene Thierclasse. Sie entbehren das innere Skelett ganz, sind daher asymetrisch und formlos, oder doch, je nachdem sie sich zusammenziehen, von sehr veränderlicher Gestalt. Sie sind häufig von gallertartiger Consistenz, meist sehr schleimig, mit einer muskelreichen Hülle (Mantel) umgeben, ohne deutliche Körpergliederungen, zum Theil ohne eigentlichen Kopf, niemals mit freien Bewegungswerkzeugen versehen. Daher kriechen sie, wie Schnecken, auf dem Bauche, oder haben flossenartige Anhänge, oder sie sind auch fest angewachsen an Felsen u. s. w., wie die Austern (s. d.). Ein eigentliches Hirn und Rückenmark fehlt allen Mollusken; Augen haben nur diejenigen der höhern Ordnungen; sehr viele sind eigentliche Zwitter. Mit Ausnahme der Schnecken im strengen Sinne sind sie alle Wasserthiere, besonders aber Bewohner des Meeres. Ihre Bewegungen sind langsam und ihre Nahrung ist selten pflanzlich, gewöhnlich animalisch. Manche, wie die Sepien oder Tintenfische (s. Sepien), verhalten sich den schwächern Meeresgeschöpfen gegenüber wie Raubthiere; die kleinsten sind fast mikroskopisch, die größten, z. B. die Riesenmuschel, wiegen einige Centner. Viele sind eßbar und machen die Hauptnahrung roher Völker aus, oder sind, wie die Austern und Perlenmuscheln, ein wichtiger Gegenstand des Handels in civilisirten Ländern. Nach der Gestalt ihrer Bewegungswerkzeuge theilt man die mit Kopf versehenen Mollusken in mehre Ordnungen; ebenso zerfällt die zweite Abtheilung, die Akephala oder kopflosen Mollusken, in mehre Ordnungen nach Gestalt des Mantels u. s. w. Die Mollusken der ersten Abtheilung sind gemeiniglich mit kalkigen einfachen Gehäusen (Conchylien), die der zweiten mit zweiklappigen Schalen (Muscheln) versehen. Diese sehr vielartig gestalteten, oft sehr zierlichen und nicht selten sehr glänzend gefärbten Kalkbedeckungen entstehen durch Ausschwitzung auf der Oberfläche des Thieres, dem Mantel, sind in derselben Gattung der Hauptsache nach von derselben Form, und schon von den Römern für Sammlungen gesucht worden. Conchyliensammlungen sind auch gegenwärtig noch sehr beliebt, obgleich der Stand der Wissenschaft sich geändert hat und Berücksichtigung des eigentlichen Weichthieres und seiner Anatomie erfodert. Zumal im 18. Jahrh. wurde mit Conchylien viel Luxus getrieben und ausschweifende Preise für die seltenern bezahlt. Es gibt viele Werke mit Abbildungen derselben; zu den ältern gehört Martini's und Chemnitz's „Neues systematisches Conchyliencabinet" (12 Bde., Nürnb. 1769—95, 4.), zu den neuesten die Werke von Reeves, Kiener, Férussac und Roßmäßler, „Ikonographie der europ. Land- und Süßwassermollusken" (Lpz. 1836 fg., 4., mit Kpfrn.). In den frühern Erdperioden scheinen die Mollusken noch weit häufiger gewesen zu sein als gegenwärtig, denn man findet ganze Berge, die der Hauptsache nach aus versteinerten Conchylien und Muscheln bestehen.

Mollweide (Karl Brandau), Mathematiker, wurde am 3. Febr. 1774 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Unteroffizier in der Artillerie war. Auch er trat in diese ein, da es ihm an Mitteln fehlte, seiner Neigung gemäß sich den Wissenschaften zu widmen, bis der Herzog, der durch Zufall von seinen seltenen Fähigkeiten, namentlich für die mathematischen Wissenschaften, Kenntniß erhalten hatte, ihn in den Stand setzte, die unterbrochenen Studien erst auf der gelehrten Schule in Wolfenbüttel, dann seit 1796 auf der Universität zu Helmstedt fortzusetzen. Hier wurde er nach dreijährigem Aufenthalte an der gelehrten Schule und im Jahre darauf, 1800, auf Empfehlung des Herzogs, Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium zu Halle. Letztere Stelle bekleidete er bis 1811,

wo er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Mathematik und Observator der Sternwarte nach Leipzig folgte. Als ordentlicher Professor der Mathematik starb er daselbst am 16. März 1825. M. war ebenso gelehrt und gründlich, als bescheiden und anspruchlos. Ohne gerade neue Entdeckungen in seiner Wissenschaft zu machen, hat er sich als Lehrer wie als Schriftsteller unbestreitbare große Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind hauptsächlich folgende zu nennen: „Prüfung der Farbenlehre Goethe's" (Halle 1810), „Darstellung der optischen Irrthümer in Goethe's Farbenlehre" (Halle 1811) und „De quadratis magicis" (Lpz. 1816). Außerdem hat er den vierten Theil von Flügel's „Mathematischem Wörterbuch" bearbeitet (Lpz. 1823) und zahlreiche gelehrte Abhandlungen in Zach's „Monatliche Correspondenz" und Gilbert's „Annalen der Physik" geliefert.

Mollwitz, ein Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, ist durch die Schlacht im ersten schles. Kriege am 10. Apr. 1741 denkwürdig, in welcher die Preußen die Östreicher unter Neipperg schlugen.

Molo heißt der die Mündungen oder den Einfluß eines Hafens abschließende, aus großen Steinen errichtete Damm, der unter Umständen, wie z. B. in der Havana, auch noch durch Ketten verschlossen werden kann. Der Molo oder die Mole hindert den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand, die Ausmündung zu verschlammen und sichert die Schiffe vor Wellenschlag und feindlichen Angriffen.

Moloch oder Molech, d. i. König, heißt ein im Alten Testament mehrfach erwähntes Götzenbild morgenländ. Völker, unter welchem man den, wie es scheint, für unheilbringend geltenden Planeten Saturn verehrte und dem man Menschenopfer darbrachte. Es bestand aus dem metallenen Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem dasselbe mittels eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Öffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die ausgestreckten Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Moltke, eine berühmte dän. Familie, die eine Menge Staatsmänner und andere ausgezeichnete und verdiente Glieder aufzuweisen hat. Sie ist seit dem 13. Jahrh. in Schweden, Dänemark und Mecklenburg ansäßig und theilt sich in die ältere und jüngere Linie. Jene, gestiftet von Friedrich Grafen von M., wurde 1740 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben; diese, gestiftet von Adam Gottlob Grafen von M., geb. 1709, gest. 1792, dem vertrauten Minister König Friedrich's V. von Dänemark und Klopstock's Freund, erhielt 1750 den Grafentitel. — Von den übrigen Gliedern erwähnen wir hauptsächlich Joachim Godske Grafen von M., der sich nicht nur als einen ausgezeichneten Staatsmann, sondern auch als Beschützer der Wissenschaften bewährte. Anfangs in Militairdiensten, nahm er nachher seine Entlassung und studirte die Rechte. In Leipzig war er während seiner Studien Gellert's Hausgenosse und Ernesti's Liebling. Allmälig stieg er durch die niedern Stufen des Staatsdienstes 1775 zum Geh. Staatsminister auf, zog sich aber 1784 auf seine Güter zurück, wo er ganz der Landwirthschaft lebte. Erst 1813 kehrte er in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit, die schlimmer für Dänemark war als je eine vorhergehende. Er wußte den Credit des Staats und des Papiergeldes wiederherzustellen, that sehr viel zur Unterstützung armer Gelehrter und der Wissenschaften, wie er denn auch zur Zeit seines ersten Ministeriums für die königliche Bibliothek viel gethan hatte. Er opferte einen großen Theil, selbst seines Privatvermögens, zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei der Verschlechterung des Geldwesens einer schnellern Hülfe bedurften, als der Staat ihnen gewähren konnte. Sein Tod erfolgte am 5. Oct. 1818. Allein für Wissenschaften und Schulen hatte er 300000 Reichsbankthaler an Legaten ausgesetzt. — Der Sohn des Letztern, Adam Wilh. Graf von M., geb. 1785, ist gegenwärtig dän. Geh. Staats- und Finanzminister und Präsident der Rentenkammer. — Adam Gottfr. Detlev Graf von M., geb. 1765, gest. 1840, nahm als Besitzer eines adeligen Gutes in Holstein den lebhaftesten Antheil an den Schritten, welche die schlesw.-holstein. Ritterschaft unter Dahlmann's Leitung 1815—23 für Erlangung einer Verfassung that, und trat auch in dieser Beziehung als Schriftsteller auf. — Der jüngere Bruder des Vorigen, Magnus Graf von M., geb. am 20. Aug. 1783, dän. Obergerichtsrath in Schleswig,

besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte in Kiel und Göttingen. Bereits 1813 wurde er Rath beim schlesw. Obergericht. Auf seine staatswissenschaftlichen Studien war Haller's Restauration der Staatswissenschaften nicht ohne Einfluß. Seine damalige Geistesrichtung zeigt sich besonders in seiner Schrift „Über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande" (Hamb. 1830), welche die treffliche von Heine herausgegebene Gegenschrift Kahldorf's „Über den Adel an den Grafen Magnus von M." (Hamb. 1831) veranlaßte. Eine Reise durch Italien, die Schweiz und mehre deutsche constitutionelle Staaten, die er 1831 machte, gab ihm eine immer entschiedenere Richtung zum Liberalismus. Damals ließ er neben seiner Reise durch das obere und mittlere Italien (Hamb. 1833) auch die Schrift „Über das Wahlgesetz und die Kammer mit Rücksicht auf Schleswig und Holstein" (Hamb. 1834) erscheinen. Im Sommer 1834 als Deputirter der Stadt Schleswig in die Versammlung der Provinzialstände gesendet, wurde er von derselben zum Präsidenten gewählt. Wie bei dieser ersten, so brachte er auch als Mitglied der zweiten Versammlung der Provinzialstände eine Menge der wichtigsten Gegenstände zur Sprache.

Molukken, s. Gewürzinseln.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Moment ist im Allgemeinen mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, sofern von Etwas die Rede ist, das sich geschichtlich darstellt; daher momentan soviel als vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter Moment den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur Das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder die Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird daher erfodert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei. Andere Anfoderungen als die Plastik macht dabei die Malerei an den Moment; jene fodert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestaltung bedeutenden Moment. In der Mechanik unterscheidet man hauptsächlich das statische Moment und das Moment der Trägheit. Das statische Moment einer Kraft ist das Product derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkte oder einer geraden Linie oder einer Ebene. Das Moment der Trägheit eines Körpers oder körperlichen Punktes in Beziehung auf einen Punkt oder eine gerade Linie nennt man das Product der Masse dieses Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von dem gegebenen Punkte oder der gegebenen Linie. Verwandt damit ist die tropische Bedeutung des Wortes, nach der es Das bedeutet, was für die Überlegung einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet. In einem besonders prägnanten Sinne gebraucht Hegel dieses Wort, indem er Momente die einzelnen Begriffsbestimmungen nennt, welche der dialektische Proceß durchläuft. Jeder Begriff ist Moment, aber auch nur Moment, d. h. eine Gedankenbestimmung, die aus den frühern hervorgeht, aber auch in die nachfolgenden übergeht, daher an sich keine selbständige Bedeutung hat.

Momiers, d. h. Mummerei Treibende, Heuchler, ist ursprünglich der Name einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburg begünstigt und gepflegt, seit 1817 entschiedener hervortrat. Das Wesen derselben hatte sich schon seit 1813 in Genf kundgegeben, wo ein junger Geistlicher, Empaytaz, angesteckt von der Schwärmerei der Frau von Krüdener (s. d.), diesem trüben Geiste huldigte. Von den Methodisten Drumond und Haldane unterstützt, klagte er in einer Schrift die genfer Geistlichkeit an, daß sie die Gottheit Christi leugne und überhaupt nicht rein calvinisch denke. Um die dadurch erregten Streitigkeiten zu dämpfen, stellte die Geistlichkeit am 3. Mai 1817 ein Reglement auf, nach welchem jeder Ordinand und Geistliche verpflichtet wurde, die von den Gegnern gerügten Theorien in öffentlichen Vorträgen nicht vorzubringen und so viel möglich nur in Ausdrücken der Schrift über die streitigen Dogmen zu reden. Dies schärfte den Gegensatz und gab dem Streite neuen Stoff. Die Prediger Empaytaz, Malan, Gauffen, Bost und Galland bezüchtigten die genfer Geistlichkeit des Abfalles von der evangelischen Wahrheit und begannen eigene Versammlungen zu halten. Indeß gestattete ihnen die Regierung die Bildung besonderer Gemeinden, und so gelangten

sie nach mancherlei Anfeindungen des gegen sie erbitterten Volks bald zu einer ruhigern Existenz. Nicht so glücklich waren sie anfangs im Waadtlande. Hier wurden sie 1818 mit dem Spottnamen Momiers belegt und vom Volke sogar thätlich gemishandelt. Die Regierung, welche entschieden gegen das Conventikelwesen war, vertrieb die Emissairs und erließ endlich unter dem 20. Mai 1824 ein strenges Gesetz gegen die Momiers, in Folge dessen die Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Professor Molard und Andere des Landes verwiesen wurden. Da aber diese Strenge die Momiers mit dem Glanze des Märtyrerthums umgab, so wurde man allmälig milder und hob nach der Julirevolution das Gesetz ganz auf. Auch in andern Cantonen wirkten methodistische Missionare, selbst in Bern, wo der würtemberger Möhrli und der weimarische Arzt Valenti thätig waren, doch trat hier die Regierung gleich anfangs entschieden auf und wußte den verketzerten Geistlichen die Achtung zu wahren. Ebensowenig gelang es den Momiers 1834 eine theologische Lehranstalt zu gründen oder durch ihr Organ, die „Gazette évangelique", nachhaltig zu wirken. — Im weitern Sinne wird der Name Momiers allen frommen Heuchlern beigelegt.

Mömpelgard, s. Montbeillard.

Mömus, der Gott des Spottes und des Tadels, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, kommt erst öfter in der spätern Zeit vor. Bei Lucian ist er der libérale unter den aristokratischen Göttern, der Alles verspottet, was nur historischen und keinen natürlichen Werth hat. Als Minerva ein Haus gebaut, Neptun einen Ochsen erschaffen und Vulcan einen Menschen gebildet hatte, tadelte er an dem ersten, man könne es bei den Belästigungen durch einen bösen Nachbar nicht herumdrehen, bei dem zweiten, er habe die Hörner nicht auf der Brust, wo er besser würde stoßen können, bei dem dritten, er habe kein Fenster, durch das man sehen könne, was er im Herzen trüge. In der Kunst wird er als entkräfteter Greis dargestellt.

Monaco, ein kleines ital. Fürstenthum, liegt von der sardin. Grafschaft Nizza umgeben, an der franz. Grenze und am Mittelländischen Meere. Es hat ein Areal von $2\frac{1}{2}$ □M. und zählt gegen 7400 E. Die Haupterzeugnisse des Ländchens sind Öl, das jährlich im Betrage von mehr als 30000 Thlr. ausgeführt wird, und Citronen. Der Hauptort Monaco ist befestigt und hat gegen 1200 E., ein Schloß und einen Hafen. Im Besitze dieses Ländchens war seit den Zeiten Kaiser Otto's II. die Familie Grimaldi (s. d.). Im J. 1450 kam es unter span., im Frieden zu Peronne von 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailänd. und neapolitan. Lehngüter des Hauses Grimaldi einzog, entschädigte Ludwig XIV. von Frankreich dasselbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois nebst der Pairswürde. Beim Erlöschen des Hauses Grimaldi im Mannsstamme im J. 1731 erbte das Fürstenthum Jacq. Franç. Léonard de Goyon-Matignon, der sich 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt, dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte. Unter dem Enkel desselben, Honoratus IV., wurde das Fürstenthum M. am 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Paris von 1814 wurde es, unter den frühern Verhältnissen zu Frankreich, an Honoratus IV. zurückgegeben, im pariser Frieden von 1815 aber das Schutzverhältniß auf Sardinien übertragen. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souverainetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militairischen Besetzung und der Ernennung des Platzcommandanten in der Stadt Monaco vor. Der Fürst Honoratus V., der 1819 seinem Vater Honoratus IV. in der Regierung folgte und am 2. Oct. 1841 starb, ist der Verfasser der 1839 in Paris erschienenen Schrift „Über den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben". Der gegenwärtige Regent ist Florestan Roger Louis de Grimaldi, Fürst v. M., geb. 1785, ein Bruder Honoratus' V. Sein Sohn, Charl. Honoré de Grimaldi, geb. 1818, führt den Titel Herzog von Valentinois.

Monadologie nennt man diejenige speculative Naturansicht, welche die letzten Gründe der Erscheinungen in einfachen, unkörperlichen Wesen (Monaden) sucht. Die Monadologie hat mit dem Atomismus Das gemein, daß sie eine Vielheit des Realen annimmt; die Monaden unterscheiden sich aber von den Atomen (s. d.) dadurch, daß die letztern schon als körperlich ausgedehnt und als gegenseitig undurchdringlich aufgefaßt werden, daher der Atomismus nur zu einer mechanischen Naturerklärung führt, während die

Monadologie einen dynamischen Charakter hat. Die beiden wichtigsten Vertreter der Monadologie sind Leibnitz (s. d.) und Herbart (s. d.). Monas heißt übrigens Einheit und kommt schon in der pythagoreischen Philosophie zur Bezeichnung des Urprincips der Zahlen und der Dinge vor.

Monaldeschi (Giovanni, Marquese), aus einer ital. Adelsfamilie von Ascoli herstammend, ging, um sein Glück zu machen, nach Schweden und wurde 1652 durch die Protection des Grafen de la Gardie Stallmeister der Königin Christine. Im nächsten Jahre erhielt er Sendungen nach Polen und an mehre kleinere ital. Höfe. Nach der Abdankung der Königin Christine, deren erklärter Günstling er inzwischen geworden war und die ihn zu ihrem Oberstallmeister ernannt hatte, begleitete er dieselbe auf ihren Reisen und nach Paris. Hier wurde er auf ihren Befehl in der Hirschgalerie im Schlosse zu Fontainebleau am 10. Nov. 1657 hingerichtet. (S. Christine.) Die Ursache dieses Mordes, wie man die Hinrichtung trotz des angeblichen förmlichen Gerichts, welches die Königin hielt, nennen muß, ist nicht ganz aufgeklärt; das Wahrscheinlichste ist, daß die Entdeckung einer flagranten Untreue ihr die Veranlassung seiner Hinrichtung gab, die sie durch das Vorgeben von Hochverrath auf M.'s Seite zu beschönigen suchte. Nach der Hinrichtung, bei der die Königin sich ebenso grausam als starrsinnig und herzlos gezeigt hatte, ließ sie Messen für den hingerichteten Geliebten lesen.

Monarchie bezeichnet dem Wortlaute nach die Herrschaft, oder doch Leitung eines Einzigen. Daß ein Einzelner an der Spitze steht, ist die älteste und verbreitetste Form der Staaten, aus der Familie entstanden, durch den Krieg gefördert, aber auch später durch entschiedene Zweckmäßigkeitsgründe empfohlen. Das neueste Beispiel der Schädlichkeit einer Einrichtung, wo Mehre auf der obersten Stelle stehen, hat das franz. Directorium geliefert. Aber der ganze Umstand ist keineswegs das charakteristische Moment derjenigen Regierungsform, die wir eigentlich unter jener Benennung meinen. Denn es hat auch in Staaten, die man allseitig als monarchisch anerkannte, Mitregenten, Doppelregierungen gegeben und an der Spitze der nordamerikan. Union, die Niemand eine Monarchie nennt, steht ein Einzelner. Das charakteristische Moment, um das es sich hier handelt, ist die Erblichkeit der obersten Würde, und bei dem Ausdruck Monarchie denkt man jetzt überall an das Erbkönigthum. Auch dies ist eine uralte, vielleicht die älteste und diejenige Regierungsform, unter welcher noch immer die Mehrzahl der Menschen steht. Sie mag gleichfalls ihren Ursprung aus der Familie genommen haben, ist alsdann durch das natürliche Streben der Menschen, ihre Vortheile auch ihren Erben zu überliefern, ein Streben, für dessen Befriedigung der Besitz der Macht sehr förderlich war, unterstützt worden und hat sich in Geschichte, Volksthum und Rechtsstand vieler Nationen tief eingewurzelt. Es treten aber auch wichtige politische Vortheile dieses Instituts besonders im Gegensatze zu dem Wahlstaate zur Seite, sobald man im Übrigen gleiche Verhältnisse, namentlich gleichen Umfang des Gebiets, gleiche Entwickelung der Staatsgewalt in Macht und Befugnissen, hauptsächlich gleiche Dichtigkeit der Bevölkerung annimmt. Abgesehen von den Übelständen, die in dem Wahlacte selbst liegen, und abgesehen von den bei zunehmender Wichtigkeit der Staatsgewalt stärker hervortretenden Umtrieben des Ehrgeizes, der zu dieser Gewalt streben, sich in ihr behaupten, sie befreundeten Nachfolgern überliefern will, gegen das Alles die Erblichkeit gewissermaßen als Ableiter dient, so ist auch in vorgerückten Staatsverhältnissen das Erwähltsein schon an sich ein Übelstand, weil es leicht abhängig macht von den Wählern, falsche Gesichtspunkte hereinzieht, Neid und Misgunst erregt, den Gehorsam weniger willig, die nöthige Ehrfurcht vor Autorität weniger natürlich macht, durch die Verflechtung mit den Privatverhältnissen, aus denen man emporgestiegen und in die man wieder zurücktreten soll, schadet; auch macht die Zeitwahl gleichgültiger gegen die Zukunft des Staats und befördert vielmehr das Streben, der kurzen Zeit des Wirkens diese Zukunft zu opfern, das Gegentheil von dem Verfahren des Vorgängers zu thun und dem Nachfolger möglichst wenig zu thun zu lassen, wol gar ihm Verlegenheiten zu bereiten; sie gefährdet die ruhige Continuität der Entwickelung, und bei der Wahl begangene Misgriffe sind weit gefährlicher, als die sogenannten Zufälligkeiten der Geburt, weil in Wahlreichen weit mehr auf ausgezeichnete Persönlichkeiten gerechnet wird, der zum Regenten erhobene Pri-

vatmann weit mehr mit dem Staatswohle collidirende Interessen hat und sich weit schwerer bescheidet, nicht mehr zu thun, als wozu er befähigt und wozu er durch die Verfassung bestimmt ist. Je bedeutungsvoller die Aufgaben des Staats, je mehr alle einzelnen Functionen, in Folge der zunehmenden Dichtigkeit und Cultur, verwickelter und wichtiger werden, desto nothwendiger wird es, Regierung und Verwaltung zu trennen und einen solchen Organismus des Staats zu gewinnen, wo der Träger der obersten Würde, je nach seiner Befähigung, mehr oder weniger eingreifen kann, auch bei gänzlicher Unthätigkeit schon durch das blose Besetzthalten des obersten Platzes nützlich wird, in seinen ganzen Verhältnissen aber den Antrieb findet, als ein weise überwachendes, mäßigendes, vermittelndes und erhaltendes Princip zu wirken. Und je höher man die Würde des Volks und den Beruf des Staats hält, desto höher wird der Gedanke, es gebe gar keinen Menschen, der durch sein eigenes Verdienst berufen wäre, ein Volk zu regieren, einen Staat zu lenken, sondern die oberste Würde müsse ein von allem Einfluß menschlicher Willkür ausgeschlossenes, durch die Gnade Gottes verliehenes Gut sein. Nimmt man das Regieren übrigens im Sinne eines Alles bestimmenden, leitenden Eingreifens der absoluten Staatsseele, so gibt es gar keinen Besten zum Regieren und keine Wahl kann ihn finden; das Erwähltsein schwächt an sich die Befähigung; der Beste zum Regieren ist der Organismus, durch welchen aller Geist und alle Tugend, die da im Volke ist, zur rechten Wirksamkeit in mannichfaltigen Bahnen, auf vielartige Weise gesammelt und verbunden und, unter umsichtiger Benutzung des Einflusses der Verhältnisse auf die Gesichtspunkte und Richtungen, den so unendlich mannichfaltigen Aufgaben zugewendet wird. Dieser Organismus kann aber in den gegenwärtigen zusammengesetzten Verhältnissen kein einfacher sein und kann es immer weniger, je dichter die Bevölkerung wird, je höher die Entwickelung steigt, je mehr die Interessen sich verflechten und vervielfachen. An seine Spitze gehört die Erblichkeit der obersten Würde, ein Damm gegen die Strebungen des Ehrgeizes, die Geschicke des Staats mit einem, den Verflechtungen der gewöhnlichen Interessen entrückten Geschlechte verbindend, das Princip der dauernden Bestimmung des Staats verbürgend, inniger, als irgend ein anderes Institut es könnte, das Interesse des Regenten an alle Zukunft des Staats knüpfend, entgegenstehende Versuchungen abwehrend und die für die besondere Aufgabe der potestas regia et moderatrix geeignetste Stellung bereitend. Auch kann es nur wohlthätig wirken, wenn in dem Volke die Überzeugung erhalten wird, daß die Quelle der öffentlichen Autoritäten etwas Höheres sei, als die Laune des Tages, wenn die Wurzeln der obersten Staatswürde in die Vergangenheit hinüberreichen, ihre Geschichte mit den alten Erinnerungen des Volks, ihre Entstehung mit den dunkeln Anfängen des Staats zusammenfällt. Dieselben Gründe aber, die für die Erblichkeit der obersten Würde sprechen, sprechen auch dafür, daß der Staat so organisirt sei, daß auch der Monarch nur das Gute, nicht aber das Schlechte durchsetzen könne, daß auch unter ihm der Staat ein freies Gemeinwesen, eine Republik sei, daß das Umschlagen zur Despotie (s. d.) verhütet werde und daß der mit manchen Auslegungen des sogenannten monarchischen Princips verbundene Wahn nicht aufkomme, als liege es in dessen Wesen, daß der Monarch unumschränkt, oder daß jedes aristokratische und demokratische Element im Staate verdrängt sei.

Monas, s. Monadologie.

Monat heißt im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes (s. d.) um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehre Arten Monate. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder vor demselben Fixsterne erscheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte (s. Frühlingsnachtgleiche) an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte, gibt den tropischen oder periodischen Monat, der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt der synodische Monat, welcher wegen des Vorrückens der Erde in ihrer Bahn der längste sein muß, der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben der Drachen- oder Knotenmonat, und endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der

anomalistische Monat. Kein einziger dieser verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern jeder dauert bald länger, bald kürzer. Die Länge eines jeden läßt sich daher nur in einer mittlern Zeitdauer oder im Durchschnitt aus allen wirklich vorkommenden Längen angeben. Die Astronomen bestimmen auf diese Weise

den siderischen	Monat	auf	27	Tage	7	St.	43	Min.	11½	Sec.
den tropischen	—	—	27	—	7	—	43	—	5	—
den synodischen	—	—	29	—	12	—	44	—	3	—
den Drachenmonat	—	—	27	—	5	—	5	—	29	—
den anomalistischen	—	—	27	—	13	—	21	—	3	—

Da zwölf Mondwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den zwölften Theil eines solchen (= 30 Tage 10 St. 29 Min. 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Endlich bedienen sich einige morgenländ. Völker, aus Unbekanntschaft mit der wahren Dauer des synodischen Monats, noch des sogenannten Erleuchtungsmonats, welchen sie von dem ersten Wiedersichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde bis wieder dahin rechnen. Von den bisher erklärten astronomischen Monaten sind die bürgerlichen zu unterscheiden, die zur Unterabtheilung des Jahres dienen und eine gewisse, aber nicht immer gleiche Anzahl von vollen Tagen (meist 30 und 31) enthalten. Da nämlich nach dem Wechsel von Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist und die regelmäßige Wiederkehr desselben sich sehr bald bemerklich machte, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch jetzt üblichen Namen der bürgerlichen Monate stammen aus den ältesten Zeiten. Abgesehen von dem April (s. d.), haben Januar (s. d.), Februar (s. d.), März, Mai und Juni ihre Namen von Janus, Februus, Mars, Maja und Juno erhalten, denen zu dieser Zeit von den Römern geopfert wurde. September, October, November und December aber sind nach den Stellen des Jahres benannt, welche sie bei den ältesten Römern einnahmen, die das Jahr mit dem März anfingen, sodaß die genannten Monate der siebente, achte, neunte und zehnte Monat waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen die Monate Juli und August Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluß wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, der Sextilis zu Ehren des Octavian Augustus genannt. Überhaupt war es unter den ersten röm. Kaisern Sitte, ihre Namen durch den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluß der April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius; bei Todesstrafe gebot Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen; der August bekam den Namen Commodus u. s. w.; doch sind alle diese Kaisernamen mit einziger Ausnahme des August sehr bald aus dem Kalender (s. d.) verschwunden. Karl der Große schlug sehr angemessene deutsche Namen vor, und die Franzosen wollten während der Republik ein Ähnliches in ihrer Sprache thun (s. Kalender); allein alle Bemühungen blieben vergebens, die durch so langen Gebrauch geheiligten Benennungen zu ändern.

Monatliches, s. Menstruation.

Moncāda (Don Francisco de), Conde de Osona, ein classischer Geschichtschreiber der Spanier, stammte aus einem der angesehensten Häuser Cataloniens, dessen Zweige in Frankreich die Vicegrafen von Bearn, in Sicilien die Herzoge von Montalto waren. Er wurde am 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo sein väterlicher Großvater als Vicekönig residirte. Schnell schwang er sich zu den ersten Stellen im Staate empor; so war er Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Oberstthofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen span. Truppen bis zum J. 1633, wo er sich als Politiker und Militair großen Ruhm erwarb. Aber inmitten seiner ruhmwürdigen Laufbahn erreichte ihn der Tod; er fiel bei der Belagerung von Gock, einer Festung im Herzogthum Kleve, im J. 1635. Auch M. besaß, wie so viele Staatsmänner seiner Zeit, gelehrte Bildung, und wußte ebenso gut die Feder wie den Degen zu führen. Auch er wollte den Ruhm seiner Nation nicht nur durch seine Thaten, sondern auch durch seine Schriften vermehren. Seine „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos" (Barcelona 1623, 4.; neu aufgelegt Madr. 1777 und 1805; auch in Ochoa's „Tesoro de historiadores esp.", Par. 1840, und

in Jaime Tio's „Tesoro de los autores ilustres", Barcel. 1841) hat durch Lebendigkeit der Darstellung und Musterhaftigkeit des Stils classisches Ansehen. Auch hatte er sich, wie Mendoza (s. d.), nach Sallust und Tacitus gebildet; aber seine Sprache ist viel natürlicher, einfacher und freier von falschem Pathos. Außerdem schrieb er noch eine „Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio" (Frankf. 1642).

Moncey (Bon Adrien Jeannot), Herzog von Conégliano, Pair und Marschall von Frankreich, wurde am 31. Juli 1754 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvocat war. Für die juristische Laufbahn bestimmt, trat er doch im Alter von 15 Jahren aus Neigung für den Soldatenstand heimlich in das Infanterieregiment Conti. Seine Familie kaufte ihn zwar nach sechs Monaten los; allein sehr bald nahm er wieder im Regiment Champagne Dienste. Im J. 1773 kehrte er nochmals nach Besançon zurück und begann das Studium der Rechte, doch schon am 22. Apr. 1774 ließ er sich abermals unter die Gendarmen der Garde aufnehmen. Als Lieutenant kam er 1778 in die Legion der freiwilligen Dragoner von Nassau-Siegen. Erst durch die Revolution eröffnete sich ihm eine Laufbahn; zunächst erhielt er 1793 den Befehl über das unter dem Namen der cantabrischen Jäger bekannte leichte Infanteriebataillon. Sein ausgezeichnetes Betragen in der Armee der Pyrenäen verschaffte ihm 1794 den Grad eines Brigadegenerals; einige Monate nachher stieg er zum Divisionsgeneral. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte erhielt er vom Convent am 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er schlug die Spanier bei Villanova, Villareal und Bilbao, unterwarf sich das ganze Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San-Sebastian, welchem der Friede zu Basel folgte. Im Sept. 1796 erhielt er das Commando der elften und später vom ersten Consul, den er in der Revolution vom 18. Brumaire unterstützte, das der 15. Militairdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20000 M. über die Alpen, an dessen Spitze er sich bei Marengo und bei vielen andern Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er das Commando in den Departements Oglio und Adda, und am 4. Dec. 1801 wurde er zum Inspecteur der Nationalgendarmerie ernannt, in welcher Eigenschaft er Bonaparte in Beziehung auf das Policeiwesen die wichtigsten Dienste leistete. Bei der Errichtung des Kaiserthrons erhielt er den Marschallsstab und bald darauf die Würde eines Herzogs von Conégliano. Im J. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küste des Oceans, das er dann nach Spanien führte, wo er die Insurgenten in der Provinz Valencia schlug. Unter Murat übernahm er am 31. Juli den Befehl über den linken Flügel und betheiligte sich hierauf bei den Gefechten am Ebro und unter den Mauern von Saragossa. Weil er der Kriegspolitik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm derselbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspection über die Reservecadres. Erst am 8. Jan. 1814 wurde er zum Generalmajor und zweiten Befehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt. Als solcher benahm er sich fest und tapfer am 31. Mai in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaisers wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieselbe während der Hundert Tage behalten, sich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's Theil zu nehmen, verlor er seine Rechte und Ämter mit der zweiten Restauration und wurde 1815 mehre Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn am 5. Apr. 1820 zum Commandanten der neunten Militairdivision. Im span. Feldzuge von 1823 bediente man sich seines populairen Namens und gab ihm den Befehl über das vierte Armeecorps. Er nahm Puycerda, Rosas und Figueras; am 2. Nov. aber schloß er mit Mina (s. d.) eine Capitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hostalric ausgeliefert wurden. Nach seiner Rückkehr aus Spanien zeigte er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofes. Im J. 1833 folgte er dem Marschall Jourdan als Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb am 20. Apr. 1842 und hinterließ das Andenken eines edlen, gemäßigten und rechtschaffenen Charakters. — Sein einziger Sohn, welcher Dragoneroberst war, kam 1817 auf der Jagd um.

Mönchslatein oder Mittellatein nennt man zunächst das Latein der Geistlichen und Mönche im Mittelalter, dessen Gebrauch nicht nur in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten allgemein war, sondern auch auf Geschichtschreibung und politische Ver-

handlungen sich erstreckte, so lange die neuern Sprachen noch nicht über den Verkehr des alltäglichen Lebens sich ausgebildet hatten und das eng begrenzte Gebiet der Gelehrsamkeit das ausschließliche Eigenthum des geistlichen Standes zu sein schien. Schon seit dem 3. Jahrh. n. Chr. wurde die alte röm. Sprache besonders durch Ausländer verdorben, die als röm. Schriftsteller zu glänzen versuchten; fremde Denkweise und verschrobener, schwülstiger Ausdruck bezeichnen vor Allem die afrikanische Latinität, in welcher die Kirchenväter Cyprian (s. d.) und Tertullian (s. d.) vorleuchtende Muster wurden. Das Eindringen östlicher und nördlicher Völker in das röm. Reich im 5. Jahrh. verbreitete unter diese das Christenthum und zugleich die Sprache der Kirche, die, durch eine fehlerhafte lat. Übersetzung der heiligen Schrift bereits entstellt, in ihrem Munde einen völlig barbarischen Charakter annahm. Selbst die scharfsinnigsten und gelehrtesten Männer der folgenden Zeit, die man mit dem allgemeinen Namen der Scholastiker (s. d.) bezeichnet, nicht gebildet durch das Studium der Muster des schönen und gewählten Ausdrucks, trugen durch Behandlung philosophischer und theologischer Gegenstände, die den Alten fremd waren, in einer zu ihrem Zwecke umgeschaffenen lat. Sprache zu der größern Entstellung derselben bei. Nicht anders behandelten dieselbe die Geschichtschreiber jener Zeit, die eine Menge Wörter der lombard., sächs. und fränk. Mundarten dem lat. Idiom einverleibten und selbst in den Formen und Wortfügungen sich die gröbsten Verstöße gegen die Gesetze der Grammatik verstatteten. Im 7. Jahrh. war das Latein gottesdienstliche Sprache geworden, und der Fanatismus verbot jetzt das Lesen der röm. Schriftsteller der classischen Periode, sodaß nun ein jedes Land, namentlich Italien, England und Deutschland, sein eigenes bis auf die Aussprache verschiedenes Latein besaß. Unter Karl dem Großen lebte die gründliche Behandlung der lat. Sprache in Frankreich wieder auf und Eginhard oder Einhard (s. d.) und Paulus Diaconus (s. d.) können als glückliche Nachahmer der antiken Klarheit, Einfachheit und Concinnität gelten. Mehr noch erhielt man in Deutschland das Studium der Alten aufrecht, und namentlich versuchten sich die Scholastiker des 11. Jahrh. nicht ohne Geschick in mannichfachen Nachbildungen, während wir in dem darauf folgenden 12. und 13. Jahrh. nur wenige gute Stilisten, wie Roger Baco (s. d.), finden. Erst seit dem 14. Jahrh. erwachten in Italien wieder ein allgemeiner Sinn für die echte röm. Literatur und Sprache und das Streben, sie auch in Form und Darstellung nachzuahmen. Es folgte die Zeit der sogenannten Ciceronianer, die bald auch in Frankreich und England Bewunderer und Nachfolger fanden und in Muret (s. d.) ihren Glanzpunkt erreichten. Die zu Ende des 15. Jahrh. in den Niederlanden und in Deutschland begründeten Schulen trugen zur Erweiterung und Vollendung des Begonnenen wesentlich bei. Männer, wie Reuchlin (s. d.) und Erasmus (s. d.), wurden selbst Muster eines gewählten Ausdrucks; Ulr. von Hutten (s. d.) geißelte die Unwissenheit und den Dünkel der Mönche, die sich der siegenden Bildung in blindem Wahne widersetzten (s. Epistolae obscurorum virorum); die Reformation begründete sich durch das Studium der alten Sprachen, und die Zöglinge des Melanchthon (s. d.) und Camerarius (s. d.) ließen in den neu ausgestatteten Schulen des protestantischen Deutschlands und der Nachbarländer dieses Studium, so sehr ihm die theologischen Zänkereien feindlich waren, nie wieder untergehen. Das Hauptwerk über das Latein des Mittelalters ist das „Glossarium" von Dufresne (s. d.). (S. Römische Sprache und Romanische Sprachen.)

Mönchsschrift ist die im gemeinen Leben übliche deutsche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13.—16. Jahrh. geschrieben sind. In der diplomatischen Kunstsprache heißt sie eckige Minuskel, gothische oder weil sie durch Verzierung der gothischen entstanden ist, neugothische Schrift. Sie ist der früher üblichen röm. oder runden Schrift entgegengesetzt, wurde zu den Erstlingsdrucken im engsten Sinne ausschließlich, dann aber neben der Uncialschrift noch über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht, wo sie am reinsten und schönsten in der sogenannten Missaltype (s. Missalen) erscheint und z. B. sehr schön in dem ersten datirten Drucke, dem Fust und Schöffer'schen Psalterium von 1457, gegeben wird, bis sie in ausländischen Sprachen durch die röm. und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift verdrängt wurde, welche letztere sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr

bildete. In neuerer Zeit fingen die Engländer wieder an, sich ihrer, unter dem Namen black letter bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, was auch in andern Ländern Nachahmung fand.

Mönchswesen. Die Anfänge desselben findet man schon in der vorchristlichen Zeit, da die Neigung zum einsamen Leben mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen entstand und Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, in der Einsamkeit einen Schutz gegen das Böse suchten. Ob Henoch, weil er ein göttliches Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten oriental. Philosophie, deren Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen und, nach einer alten im ganzen Orient verbreiteten Idee, die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten (s. d.) und Eremiten, büßende Heilige und Mönche (s. Gymnosophisten) zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiat. Alterthume, und noch jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brahma, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs (s. d.) und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen (s. d.), Bonzen (s. d.) und Derwische (s. d.). Auch das hebr. Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern (s. d.), denen Moses besondere Rechte zugestand, und das Leben der Essäer (s. d.) und Therapeuten, die um die Zeit Jesu in Palästina und Ägypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwaltete. Unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmte und die überdies seit dem 3. Jahrh. mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde, fing das einsame Leben schon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden und wurde durch die Verfolgungen wesentlich gefördert. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politischer Geltung wuchs. (S. Klöster.) Vgl. (K. J. Weber) „Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt" (3 Bde., Stuttg. 1819—20; 2. Aufl., 1834) und Döring, „Geschichte der Mönchsorden" (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Moncontour, eine Stadt von 1800 E. im Bezirke Brieux des franz. Departements der Nordküste, ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht am 3. Oct. 1569, in welcher die Hugenotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollständig geschlagen wurden.

Moncrif (Franç. Augustin Paradis de), franz. Dichter, ein Günstling Ludwig's XV., geb. zu Paris 1687, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Großvater mütterlicher Seits, der ein Engländer war. Durch Geist und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet, erwarb sich M. die Gunst der Großen des Hofes. Durch Maurepas in die vornehmsten Cirkel eingeführt, machte er sich bald durch seine vielfachen Talente in Poesie, Musik und mimischer Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Die Freundschaft des Hauses d'Argenson vollendete sein Glück. Er wurde erst geheimer Secretair bei dem Grafen d'Argenson, hierauf bei dem Grafen Clermont, einem Prinzen vom Geblüte, und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler seiner Geschenke zu sein, auch 1733 in die Akademie aufgenommen. Im J. 1734 erhielt er, als Lector der Königin Maria Lesczynska auch Zutritt bei Hofe und in der Folge wurde ihm sogar eine Wohnung im königlichen Schlosse angewiesen. Als d'Argenson Kriegsminister geworden, ernannte er M. zum Generalsecretair bei seinem Bureau. Ebenso vielfach wie seine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit; Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte er gegen den Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen wurde. Er begleitete ihn nicht allein auf

seinen Landsitz d'Ormes, sondern besuchte ihn auch alle Jahre selbst, auf die Gefahr hin, dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu misfallen. Von seinem bedeutenden Einkommen unterstützte er nicht allein seine Verwandten aufs großmüthigste, sondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Er starb am 13. Nov. 1770. Am bekanntesten ist unter seinen Schriften sein „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire" (Par. 1738), in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte; seinem kleinen Romane „Les ames rivales" hat er den ind. Mythus der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen „Poésies diverses" zeichnen sich die Romanzen aus, die er allein in Frankreich zu seiner Zeit mit Glück bearbeitete. Seine „Oeuvres" erschienen in zwei Bänden (Par. 1796).

Mond, der Nebenplanet oder Trabant der Erde, bewegt sich um dieselbe in einem Monat (s. d.) von Westen nach Osten und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne. Da er in einem Tage durchschnittlich über 13° nach Osten rückt, weshalb er auch mit jedem Tage später auf- und untergeht, was von einem Tag zum andern etwa 50 Minuten beträgt, so ist sein Fortrücken unter den Sternen viel auffallender, als das der Sonne, die täglich nicht ganz einen Grad in derselben Richtung zurücklegt. Nach der Sonne ist der Mond für uns das wichtigste Gestirn des Himmels, schon darum, weil er zu gewissen Zeiten unsere Nächte erleuchtet. Die Zeit der Sichtbarkeit des Mondes hängt aber genau mit den Mondphasen oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht wie diese auf der Stellung des Mondes gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunkeln Mondes beleuchtet. Steht der Mond gerade zwischen der Erde und Sonne, so findet Neumond statt und der Mond steht dann nur bei Tage am Himmel und ist uns unsichtbar, da er uns seine dunkle Seite zukehrt. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halb erleuchtete Scheibe; er geht um Mittag auf und erleuchtet die erste Hälfte der Nacht. Steht die Erde in gerader Linie zwischen Mond und Sonne oder jener der Sonne gerade gegenüber, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der Mond zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der Mond von der letzten Stellung an wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann um Mitternacht auf und erleuchtet nur die letzte Hälfte der Nacht. Vom Neumond bis zum Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis zum Neumond abnehmender Mond. Die bezeichneten vier Erscheinungen heißen die Mondviertel und bilden zusammen einen Mondwechsel, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr 29½ Tag beträgt, sodaß von einem Mondviertel zum nächsten wenig über eine Woche vergeht. Vor und nach dem Neumonde, also zwischen diesem und den beiden Vierteln, erscheint der Mond nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel, doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunkeln Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, eine Erscheinung, die das aschgraue Licht des Mondes genannt wird und von dem Reflere des Lichtes der Erde herrührt, welche dem Monde zur Zeit des Neumondes ihre erleuchtete, zur Zeit des Vollmondes aber ihre dunkle Seite zukehrt. Zwischen dem Vollmonde und beiden Vierteln ist mehr als die Hälfte der Mondscheibe erleuchtet und sichtbar. Der Vollmond wird zuweilen durch den auf ihn fallenden Schatten der Erde verfinstert, was man eine Mondfinsterniß nennt. Dieselbe kann nur dann eintreten, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes nicht über 12¼° von einem der Knoten seiner Bahn entfernt ist, und ist entweder total oder partiell, je nachdem der ganze Mond oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird. Allen denjenigen Gegenden der Erde, welche den Mond sehen können, erscheint er dann zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsterniß nicht der Fall ist. Übrigens wird der Mond durch seine totale Verfinsterung sehr selten völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem vollen kupferrothen Lichte, während bei partieller Verfinsterung der volle Erdschatten dunkelgrau erscheint.

Die Bahn des Mondes ist eine Ellipse, deren Ebene mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von 5° 9′ bildet; sowol die große Achse jener Ellipse, als die Durchschnittslinie (Knotenlinie) beider Ebenen sind veränderlich und die erstere dreht sich in 8¾

Jahren nach Osten, die letztere in 18½ Jahren nach Westen einmal um die Erde, wovon die Folge ist, daß der Mond bei seinen Umläufen am Himmel durch sehr verschiedene Sternbilder und Gegenden desselben läuft. Da er zur Zeit des Vollmondes immer der Sonne gegenübersteht, so steht er dann ungefähr in derjenigen Gegend des Himmels, in welcher die Sonne sechs Monate früher oder später steht. Hieraus folgt, daß der Vollmond im Sommer am niedrigsten steht und die kürzeste Zeit sichtbar ist, im Winter aber am höchsten steht und am längsten scheint, wobei aber noch berücksichtigt werden muß, daß der Vollmond wegen der Neigung der Mondbahn möglicherweise eine um 5° 9′ größere oder kleinere Höhe erreichen kann, als die Sonne in der entgegengesetzten Zeit des Jahres.

Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt 51500, die größte 54400, die kleinste 48700 M. An Größe steht der Mond der Erde weit nach; sein Durchmesser beträgt nur etwa 470 M. oder $^3/_{11}$ des Durchmessers der Erde, wonach sein körperlicher Inhalt ungefähr 49 Mal kleiner als der der Erde ist. Wegen der großen Nähe des Mondes kennen wir die Oberfläche desselben genauer als die eines andern Himmelskörpers. In Bezug auf dieselbe beobachtet man sehr bald einen bemerkenswerthen Umstand, den nämlich, daß der Mond uns immer dieselbe Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Man kann dies nur daraus erklären, daß sich der Mond in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, einmal um seine Achse dreht, ein Verhältniß, das sich bei sämmtlichen Nebenplaneten wiederfindet. Übrigens ist jene Angabe nicht so zu nehmen, als ob der sichtbare und der unsichtbare Theil des Mondes durch eine unverrückbare, unveränderliche Grenzlinie getrennt wäre, vielmehr verändert diese Grenzlinie ihre Lage beständig, was man das Wanken oder die Libration des Mondes nennt, sodaß man das eine Mal an dieser, das andere Mal an jener Stelle des Mondrandes ein Stück der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommt. Man kann rechnen, daß $^3/_7$ der Mondoberfläche uns immer sichtbar, $^2/_7$ immer unsichtbar sind; das letzte Siebentel ist stets zur Hälfte sichtbar und unsichtbar. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der gleichförmigen Achsendrehung und ungleichförmigen fortrückenden Bewegung des Mondes, theils in der Verschiedenheit des Orts auf der Erde, an welchem der Mond beobachtet wird. Die Oberfläche des Mondes zeigt schon dem blosen Auge, am deutlichsten zur Zeit des Vollmondes, viele größere und kleinere graue Flecke, die aber unmöglich Schatten höherer Gegenstände sein können. Man hat diesen Gegenden den Namen von Meeren, Seen u. s. w. beigelegt, obgleich es jetzt für ausgemacht gilt, daß der Mond kein Wasser, wenigstens keine größern Gewässer enthält. Die hellern Landschaften des Mondes enthalten fast ohne Ausnahme zahlreiche Gebirge; diese zeichnen sich theils durch ihre verhältnißmäßig größere Höhe, die bei manchen über eine Meile beträgt, theils durch ihre Gestalt vor den irdischen aus. Die meisten sind Ringgebirge, bestehend aus einem ringförmigen Wall, der eine Vertiefung oder Ebene einschließt, aus deren Mitte gewöhnlich ein isolirter kegelförmiger Centralberg emporsteigt. Die sogenannten Wallebenen sind von den Ringgebirgen nur durch ihre größere Ausdehnung verschieden, die 30 und mehre Meilen im Durchmesser beträgt. Außerdem enthält die Oberfläche des Mondes Krater, Kettengebirge, Bergkegel, Rillen oder Bergadern, Schluchten oder Löcher. Ob der Mond Vulcane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden, gewiß jedoch, daß von neuern Eruptionen derselben keine Spur zu bemerken. Die Namen der Berge hat man seit Riccioli größtentheils von berühmten Mathematikern und Astronomen entlehnt. Eine Atmosphäre scheint der Mond ebenso wenig zu besitzen als Wasser, wenigstens muß die erstere, wenn es eine gibt, wie Schröter annimmt, ausnehmend fein sein. Die etwanigen Bewohner des Mondes, von denen nur Gruithuisen in München Spuren entdeckt haben will, müssen daher ganz anders als die der Erde organisirt sein. Die beste Mondkarte oder bildliche Darstellung der Mondoberfläche haben in der neuesten Zeit Mädler und Beer in Berlin (4 Blatt, Berl. 1834—36, 4.) geliefert, auch ihr eine „Allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., Berl. 1837, 4.) zur Erläuterung beigegeben. Die Karte von Lohrmann (1824), ebenfalls sehr vorzüglich, ist nicht vollendet worden. Unter den ältern Arbeiten sind namentlich die Karten von Hevel (1640), Riccioli (1651), Cassini (1680), Mayer (1775) und Lambert (1775), sowie Schröter's „Selenotopographische Fragmente" (2 Bde., Gött. 1791) mit Auszeichnung zu nennen.

Da der Mond von allen Weltkörpern derjenige ist, welcher der Erde am nächsten steht so läßt sich schon aus diesem Grunde ein Einfluß desselben auf die Erde vermuthen, und lange noch, ehe eine erklärende Theorie über diesen Gegenstand gegeben werden konnte, wurden Thatsachen beobachtet, welche man diesem Einflusse zuschrieb. Das am meisten in die Augen springende Symptom dieser Einwirkung ist die auf den Gesetzen der Attraction beruhende Erscheinung der Ebbe und Flut (s. d.), und nachdem sich diese als ein Product des Mondeinflusses ausgewiesen hatte, war auch der Weg zu einer Theorie gebahnt, welche die Annahme einer ursächlichen Beziehung des Mondes zu den organischen Vorgängen des Lebens rechtfertigte, wenn sie auch die Art dieser Beziehung bis in ihre Einzelnheiten nicht mit Sicherheit verfolgen konnte. Wenn nämlich der Mond schon auf das Wasser eine so bedeutende Anziehungskraft ausübt, so muß dasselbe in Hinsicht auf die Luft auch stattfinden und ebenso wie im Wasser in der Luft eine Ebbe und Flut eintreten, welche sich durch Strömungen der Luft, durch Windbewegungen kundgibt. Daher entstehen die Winde, welche zur Zeit des Neu- und Vollmondes und der Tag- und Nachtgleiche zu wehen pflegen. Der Einfluß aber, den die Winde auf die organische Natur ausüben, ist im Allgemeinen bekannt, während er sich anderer, mit ihm verbundener Ursachen wegen im Einzelnen so mannichfaltig zeigt, daß er genauerer Bestimmungen noch ermangelt. Auf diesem Grunde möchten die Regeln beruhen, welche sich bei den Landbebauern aller Erdstriche in Hinsicht auf Pflanzen, Säen, Pfropfen u. s. w., so weit sie sich auf den Mond beziehen, durch die Erfahrung vieler Generationen Geltung verschafft haben, obwohl bei den meisten dieser Leute die Beobachtungen richtiger sind als die oft unklaren oder durch den gröbsten Aberglauben entstellten Erklärungen derselben. Kann sonach ein Einfluß des Mondes auf das Leben der Pflanzen nicht abgeleugnet werden, so ist wol auch ein solcher auf den thierischen Körper hauptsächlich durch Vermittelung des für dergleichen Reize empfänglichern Blut- und Nervensystems kaum zu bestreiten, besonders wenn Auctoritäten wie Mead („De imperio solis ac lunae in corpora humana et morbis inde oriundis", Lond. 1704), Fr. Hoffmann („De siderum in corpora humana influxu medico", Halle 1706) u. A. uns Beobachtungen, die sie selbst gemacht, mittheilen, obwol hierbei in Betracht zu ziehen ist, daß die meisten dieser Beobachter, als der Schule der Jatromathematiker (s. d.) gehörig, nicht ganz unbefangen genannt werden können. Durch die angegebene, von Mead aufgestellte und weiter ausgeführte Erklärung rechtfertigt derselbe nun seine Ansichten über die während gewisser Mondphasen beobachtete Entstehung, Verschlimmerung und Verbesserung gewisser Krankheiten, gesteht jedoch selbst, bei Gesunden den Einfluß des Mondes auf die Lebensäußerungen weniger bemerkt zu haben. Die gegen diese Theorie angebrachten Einwürfe sind theils von ihm selbst, theils nach ihm von andern Beobachtern ziemlich befriedigend erledigt worden. Besonders war es die dem Mondlaufe ähnliche und mit siebentägigem oder in seiner Quadruplication viermal siebentägigem Typus durch einen großen Theil der pathologischen Erscheinungen unverkennbar sich hindurchziehende Periodivität, welche eine solche Erklärung hervorbrachte, der in vielen Fällen nichts entgegengesetzt werden kann. Eine weit schwächere Einwirkung dürfte der Mond durch seine Lichtstrahlen auf den Erdkörper ausüben, obgleich durch Versuche der neuern Zeit erwiesen ist, daß im Mondlichte gewisse Silberpräparate geschwärzt und manche Farben, besonders Chamois, ebenso gebleicht werden, wie im Sonnenlichte, daß das Mondlicht die chemische Zersetzung todter organischer Körper im Verhältniß zur Dunkelheit befördert und daß die im Hohlspiegel gesammelten Mondstrahlen das Thermometer steigen lassen. Auf diese Erscheinungen möchte vielleicht die Erklärung anzuwenden sein, welche der jüngere Herschel ganz neuerdings abgegeben hat. Nach seiner Meinung nämlich könne möglicherweise die Erhitzung der Mondoberfläche auf der einen Seite, welche fast volle 14 Tage der ununterbrochenen Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sei, eine weit über den Siedepunkt steigende Höhe erreichen und daher beim Vollmonde eine Wärmequelle für die Erde sein. Diese Wärme dringe jedoch nicht bis zur Erdoberfläche, da sie von der Atmosphäre aufgehalten, vielleicht nur die schnelle Zerstreuung und Verwandlung der sichtbaren Wolken in unsichtbaren Dunst beim Aufgang des Vollmondes zur Folge habe. Im Ganzen muß man wol, so lange noch keine umfänglichern und in ihrer Anstellung wie in

ihren Resultaten consequentern Beobachtungen vorliegen, sich an A. von Humboldt's Worte halten, „wie in dem zarten Bau der Pflanze, bringt das Licht des Mondes, ja das der entferntesten Weltkörper, gewiß auch im Menschen Veränderungen hervor. Aber wenn tausend stärkere Kräfte gleichzeitig auf uns einwirken, verschwindet die Wirkung der schwächern".

Mondfinsterniß, s. Mond.

Mondjahr nennt man einen Zeitraum, welcher zwölf Mondwechsel oder synodische Monate umfaßt. Die Juden und Türken legen dasselbe ihrer Zeitrechnung zum Grunde; die erstern setzen es aber mit dem Sonnenjahre in Verbindung. (S. Jahr und Monat.)

Mondkalb (mola) oder falsche Frucht nennt man ein fehlerhaftes Product der Zeugung, welches sich von Misgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos genannt werden kann und gar keine Spur menschlicher Organisation zeigt, indem es eine zusammengeballte, aus Blasen, welche Luft oder Wasser enthalten, Blut-, Fleisch- oder Fettklumpen, auch zum Theil erdigen, knochenartigen Concrementen und Häuten bestehende unförmliche Masse darstellt, welche zuweilen noch deutliche Überbleibsel einer früher vorhandenen regelmäßigen Frucht zeigt. Je nach diesen vielen Verschiedenheiten hat man diese Producte in viele Classen getheilt. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel, ebenso kann die Behandlung einer sogenannten Molenschwangerschaft, welche schwer zu erkennen und meist mit mehr Beschwerden als eine gewöhnliche verbunden ist, sich nur auf die Milderung dieser Beschwerden beziehen. Das Mondkalb, als des selbständigen Lebens ermangelnd, wird selten zu derselben Zeit wie eine regelmäßige Frucht ausgestoßen, gewöhnlich ist eine solche Schwangerschaft mit dem dritten oder vierten Monat geendigt, während sie in andern, aber viel seltenern Fällen mehre Jahre hindurch dauert.

Mondovi, Stadt und Festung in dem zu Sardinien gehörigen Fürstenthum Piemont, am Elero, der Sitz eines Bischofs und eines bischöflichen Seminars, mit Schloß, Kathedrale, 16500 E., Fabriken in Seide und Tuch und ansehnlichem Handel, war früher frei, unterwarf sich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. In neuerer Zeit wurde es merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Östreichern unter Beaulieu am 21. Apr. 1796.

Mondphasen, s. Mond.

Mondsüchtig nennt man solche Menschen, welche, gewöhnlich in der Zeit des Mondwechsels, im Schlafe aufstehen und entweder allerhand Dinge verrichten, die sie wachend zu thun gewohnt sind, oder Wagestücke unternehmen, von denen sie die mit der größten Gefahr verbundene Zwecklosigkeit im wachen Zustande zurückhalten würde und wobei sie die größte Sicherheit zeigen. Wenn auch, wie es gewöhnlich der Fall nicht ist, ihre Augen offen sind, so ist doch das Sehvermögen bei ihnen unthätig. Die Ursache dieses seltsamen Zustandes scheint in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems zu liegen, welche den Beobachtungen nach mit den atmosphärischen durch den Mond bewirkten Veränderungen in einem freilich noch unbekannten Zusammenhange steht. Mondsüchtige in gefahrvollen Lagen durch Anrufen bei ihrem Namen zu wecken, ist nicht rathsam, weil ihnen beim Erwachen in der Bestürzung leicht ein Unfall zustoßen kann. Als Vorsichtsmaßregel umlegt man das Bett der Mondsüchtigen mit nassen Tüchern, damit sie, wenn sie darauf treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen erwachen und zur Besinnung kommen. (S. Somnambulismus.)

Mondtafeln nennt man Tafeln, welche den Ort des Mondes am Himmel für jeden Tag im Jahre genau angeben. Sie sind hauptsächlich für die Bestimmung der geographischen Länge (s. d.) zur See von Wichtigkeit.

Mondwechsel, s. Mond.

Mone (Franz Jos.), Geh. Archivrath und Director des Generallandesarchivs zu Karlsruhe, ist am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim bei Heidelberg geboren, wo seine ursprünglich niederländ. Familie, die sich Moonen schrieb, durch seinen Großvater einheimisch geworden war. Er besuchte das Gymnasium zu Bruchsal, das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität zu Heidelberg, wo er sich vorzugsweise dem Studium der

Philologie und Geschichte widmete und 1817 als Privatdocent sich habilitirte. Daselbst wurde er 1818 Secretair an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, auch 1825 mit der Leitung der Universitätsbibliothek beauftragt. Im J. 1827 folgte er dem Rufe als Professor der Statistik und der Politik an die Universität zu Löwen. Nach dem Ausbruche der belg. Revolution gleich den meisten übrigen deutschen Professoren außer Thätigkeit gesetzt, kehrte er 1831 nach Heidelberg zurück, wo er nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten sich beschäftigte. Im Apr. 1832 übernahm er die Redaction der „Karlsruher Zeitung", die er jedoch bald wieder niederlegte. Im J. 1835 wurde er in seine gegenwärtige Stellung berufen; zugleich erhielt er den Auftrag, eine kritische Fürsten- und Landesgeschichte von Baden zu bearbeiten, der jedoch auf seinen Antrag dahin modificirt wurde, daß dieser Geschichte eine vollständige, diplomatisch genaue und kritische Herausgabe sämmtlicher Quellen zur bad. Geschichte vorangehen solle. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich auch um die bad. Versorgungsanstalt, zu deren Gründung er viel beigetragen und deren erster Director er war. Von dem „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters", den Freiherr von Aufseß 1832 gegründet hatte, redigirte er mit diesem den dritten Jahrgang, den vierten bis achten allein (Nürnb. 1832—34 und Karlsr. 1835—39, 4.). Von seinen übrigen Schriften nennen wir die „Einleitung in das Nibelungenlied" (Heidelb. 1818); „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa" (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker" bildet; „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache" (Bd. 1, Aachen und Lpz. 1830); die Ausgabe des lat. „Reinardus vulpes" (Stuttg. 1832); „Untersuchungen zur deutschen Heldensage" (Quedlinb. 1836); „Übersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit" (Tüb. 1838); „Altdeutsche Schauspiele" (Quedlinb. und Lpz. 1841), und „Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh." (Bd. 1 und 2, Karlsr. 1845).

Monge (Gaspard), ein ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, war der Sohn eines armen Handelsmanns und wurde am 10. Mai 1746 zu Beaune geboren. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er in den exacten Wissenschaften außerordentliche Fortschritte, besuchte dann das Collége zu Lyon und erhielt daselbst im Alter von 16 Jahren ein Lehramt in der Physik. Ein Oberst vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieschule zu Mézières, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete, weil er von niederer Herkunft war. M. erhob sich aus dieser untergeordneten Stellung durch mehre Erfindungen, die das Geniewesen förderten, und wurde im Alter von 19 Jahren Professor der Mathematik und dann auch der Physik. Nachdem er durch seine Verbindung mit Condorcet, Lavoisier und d'Alembert 1780 in die Akademie der Wissenschaften gekommen, berief man ihn als Professor der Hydrodynamik nach Paris. Als Feind des geistigen Druckes, den auch er erfahren, wendete er sich der Revolution zu und übernahm nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 das Ministerium der Marine. In der Eigenschaft als Minister mußte er im Auftrage des Convents das Todesurtheil an Ludwig XVI. vollstrecken lassen. Einige Monate später legte er sein Amt nieder, trat aber hierauf an die Spitze sämmtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Seine Unentbehrlichkeit allein bewahrte ihn vor der Guillotine. Nachdem er unter dem Directorium die polytechnische Schule begründet und an derselben das Lehramt der Mathematik übernommen, schickte ihn die Regierung nach Italien, wo er den Transport der eroberten Kunstschätze leiten mußte. Bonaparte, der ihn hochschätzte, übersendete durch ihn und Berthier dem Directorium das Friedensinstrument von Campo-Formio. Obschon den Verhältnissen fremd, schlug man M. mehrmals zum Director vor und schickte ihn endlich mit Daunou nach Rom, um daselbst die Republik zu organisiren. Bonaparte rief ihn von dort nach Ägypten. Hier übernahm M. das Directorium des ägypt. Instituts; auch leitete er die Untersuchung der Alterthümer und entdeckte unter Anderm die Theorie der Luftspiegelung. Während der Expedition nach Syrien leistete er der zu Alexandria niedergesetzten Regierung durch That und Rath die größten Dienste. Mit Bonaparte kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder in seine Professur an der polytechnischen Schule eintrat und sich nachmals sehr eifrig den aristokratischen Planen wider-

setzte, die Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt ausführen wollte. Nichtsdestoweniger gab ihm Napoleon in Anerkenntniß seiner Verdienste die Senatorei von Lüttich und ein Majorat in Westfalen, und unterstützte ihn auch außerdem mit Geld, das M. für die Bildung armer Zöglinge verwendete. Der Sturz Napoleon's und die Verstümmelung der Schule gingen M. sehr zu Herzen. Nach der zweiten Restauration verlor er seine Ämter und wurde aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals vom Schlage getroffen, verfiel er in tiefe Melancholie und starb am 18. Juli 1818. In der Wissenschaft hat er sich, außer vielen wichtigen physikalischen Entdeckungen, als Erfinder der descriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienst erworben. Unter Anderm veröffentlichte er den „Traité élémentaire de statique" (7. von Hachette durchgesehene Aufl., Par. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); im Verein mit Vandermonde und Berthollet die „Description de l'art de fabriquer les canons, et un avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier" (Par. 1794); „Leçons de géométrie descriptive" (6. durch Brissot verm. Aufl., Par. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822) und „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré" (4. Aufl., Par. 1809). Seine „Explication du mirage" ist in dem ersten Theile der „Décade égyptienne" enthalten. Vgl. Dupin, „Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M." (Par. 1819).

Mongibello, s. Ätna.

Mongolen ist ein Völkername von sehr wechselnder Bedeutung und besonders durch sein Verhältniß zu dem andern Völkernamen, die Tataren (s. d.), sehr schwankend. Nach dem Zeugniß mongol. Geschichtschreiber sind Mongolen und Tataren ursprünglich nichts als Zweige eines und desselben auf dem großen hinterasiat. Plateau zwischen Sibirien und China einheimischen, von den Chinesen noch gegenwärtig Ta-tso oder Tata genannten Volks, das Dschingis-Khan vereinigte, der auch die türk. Völker mit fortriß und auf diese Weise wol den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat. Daher ist es gekommen, daß der Name Mongolen wegen des typischen Körpercharakters des erwähnten Volks zum Namen einer ganzen Menschenrace (s. Mensch) geworden ist; daß der Name Tataren dem ganzen hochasiat. Stamm, zu welchem außer der eigentlichen tatar. oder mongol. Familie auch noch die tibetan., die tunguf. und die türk. Familie gehören, gegeben worden ist theils wegen der Verwandtschaft sämmtlicher Sprachen, theils und zumeist auch wegen der Lebensweise, der geschichtlichen Entwickelung und der körperlichen Beschaffenheit der einzelnen zu diesem Stamme gehörigen Völker, obschon gerade in letzterer Hinsicht die meisten Völker der türk. Familie, die mehr oder weniger das Gepräge der kaukas. Race tragen, den Namen Tataren nicht zu verdienen scheinen; und daß endlich der Name Mongolen insbesondere den Völkerschaften der eigentlich tartar. oder mongol. Familie gegeben wird, die wir deshalb Tataren oder Mongolen im engern Sinne nennen können. Es sind dies jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sogenannte Mongolei oder das Plateau zwischen China im Süden und Sibirien im Norden, der sogenannten hohen Tatarei im Westen und der Mandschurei im Osten, dessen Mitte die Wüste Kobi (s. d.) einnimmt, ferner die unbekannte Hochterrasse am Kuku-Nor oder Blauen See nordöstlich von Tibet, die hohe Tatarei oder das Plateau zwischen den Gebirgsketten Mus-Tagh, Belur-Tagh und Kuen-lün, endlich untermischt mit andern Stämmen Theile des sibir. und kasp. Tieflandes bewohnen. Diese mongol. Völkerfamilie im engern Sinne zerfällt in den ostatar. Zweig oder die Ostmongolen, den westtatar. oder die Kalmücken (s. d.), und in den nördlichen oder die Buräten (s. d.). Die Ostmongolen, das eigentliche Stammvolk der ganzen Familie, welches noch die Ursitze derselben innehat und von dem die Namen Mongolen und Tataren auf Race, Sprachstamm und Völkerfamilie übergegangen sind, zerfallen außer mehren andern kleinen Völkerschaften in die Scharra- oder Scharaigol-Mongolen im Süden, und die Khalka- oder Kalkas-Mongolen im Norden der Kobi. Die vorzugsweise Mongolen genannten Ostmongolen, das Urvolk der ganzen Völkerfamilie, bewahrt auch noch am reinsten deren Eigenthümlichkeiten sowie überhaupt den Typus der nach ihm benannten Race. Gewöhnlich sind sie nur mittler Statur, haben große abstehende Ohren und meist krumme Beine, eine Folge ihres Lebens auf Pferden. Von Charakter sind sie offen, mäßig, gastfrei, mild und friedfertig, aber

auch träge, schmuzig und dummstolz. Den Weibern, mit denen sie in Polygamie leben, und die mit den Kindern getrennt von den Männern wohnen, liegt die Besorgung des Hauswesens ob. Ihre Wohnungen bestehen aus Filzzelten oder Jurten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und ihr Hauptreichthum sind ihre Heerden von fettschwänzigen Schafen, zweihöckerigen Kameelen und Pferden, auch Rindern und Eseln. Deshalb sind auch Fleisch, Milch, Butter und Käse ihre Hauptnahrungsmittel. Sie treiben wenig Ackerbau und ihre Gewerbe beschränken sich auf die Fertigung von Filz und Pelzen; ihre einfachen Bedürfnisse erhandeln sie von den Chinesen, die zum Theil als Handelsleute, theils auch als Ackerbauer vereinzelt unter ihnen leben. Mit ihren Heerden müssen sie wegen Futtermangel häufig ihre Weideplätze in den dürren Gegenden, die sie bewohnen, verändern und in entfernte Gegenden ziehen. Sie stehen noch gänzlich auf der Stufe der Nomadenvölker, zerfallen in viele Stämme oder Aimaks, unter denen der der Khalkamongolen der mächtigste ist, und leben unter eigenen Stammhäuptern und Erbfürsten, die dem chines. Reich eigentlich nur dem Namen nach unterworfen sind. Sie sind zwar wie die Mandschu militairisch in Cyoschune oder Banner, Regimenter u. s. w. getheilt und haben chines. Gouverneure im Lande; diese üben indeß nur eine politische Aufsicht und mischen sich gar nicht in die innern Volksangelegenheiten, und jene Eintheilung bezieht sich nur auf die Kriegsdienste, welche China gelegentlich von ihnen, mehr als Bundesgenossen denn als Unterthanen verlangt. Die Religion, zu der sie sich bekennen, ist die buddhistische, und in dem Dalai-Lama erkennen sie ihr geistliches Oberhaupt. Die dem chines. Reiche nominell unterworfene Mongolei umfaßt gegen 90000 □M. Areal, größtentheils wüstes Land; sie zählt 3 Mill. E., wovon 2½ Mill. Mongolen und ½ Mill. Chinesen, welche letztere den Bezirk Tschente bewohnen, der unmittelbar unter dem Statthalter der chines. Provinz Tschi-li steht und den Landstrich enthält, der zum Jagdvergnügen des chines. Kaisers bestimmt ist, weshalb sich hier auch das prachtvolle Jagdschloß Scheche befindet.

Die älteste Geschichte der eigentlichen Mongolen ist sehr dunkel; denn wenn es auch im Allgemeinen mehr wahrscheinlich ist, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China und die westlichen Gegenden Asiens unternommen worden waren, Theil genommen haben, so ist doch das Nähere darüber unsicher und es ebenso ungewiß, ob die östlichen Scythen, ob die Hunnen, die Hiognu und die Kitanen eigentliche Mongolen gewesen sind, obschon es als ausgemacht gelten kann, daß sie, wie auch die Niudschen und viele andere hinterasiat. Völker, zu dem mongol. oder tatar. Stamme in weiterer Bedeutung gehörten und deshalb auch bald Tataren, bald Mongolen genannt werden. Erst mit dem Auftreten Dschingis-Khans (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der Mongolen heller. Er vereinigte die getrennten Stämme derselben, unter denen die der Tataren und Mongolen die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistorischer Bedeutung. Furchtbar, einem Heuschreckenschwarme ähnlich, waren damals die Züge der Mongolen, deren Reiterschwärme mit Lawinenkraft Alles vor sich niederwarfen und alle Gegenden, durch die sie kamen, aufs schmählichste verwüsteten. Doch fing um diese Zeit der Buddhismus an, unter ihnen die herrschende Religion zu werden. Mit demselben kam eine höhere geistige Cultur aus Hindostan, Tibet und China zu ihnen, die in einer eigenen mongol. Literatur sich aussprach, welche, wenn auch meist aus Übersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen bestehend, doch nicht arm ist und unter Anderm wichtige Geschichtswerke enthält. Nach Dschingis-Khans Tode im J. 1227 setzten seine Söhne, unter die er sein Reich getheilt hatte, sodaß einer derselben, Oktai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer unter Manku- und Batu-Khan drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil Rußlands. Nachdem dieses unterworfen war, drangen sie 1240 furchtbar hausend in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien, wo sie am 9. Apr. 1241 über das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier in der Schlacht auf der Wahlstatt (s. d.) zwar siegten, aber dabei solchen Verlust erlitten, daß sie ein weiteres Vordringen nach Deutschland nicht räthlich fanden. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie schreck-

lich verwüsteten, bis sie am 21. Juni 1241 durch Jaroslaw von Sternberg am Berge Hostein vor Olmütz eine Niederlage erlitten. Aus Mangel an Unterhalt in dem verheerten Lande mußten sie Mähren verlassen und begaben sich nun nach Ungarn, das sie ebenfalls verheerten. In Deutschland und Frankreich war die Furcht vor ihnen bereits so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete und Anstalten zu einem Heerszuge gegen sie traf. Innere Streitigkeiten, die nach Oktai's Tode (1243) ausbrachen, veranlaßten sie, von ihrer Unternehmung gegen Westeuropa abzustehen und sich zurückzuziehen. Diese Streitigkeiten wurden indeß beseitigt und das Reich der Mongolen stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chines. Meere bis an die Grenze Polens, und von Indien bis tief nach Sibirien hinein. Der Hauptsitz des Großkhans war China, die andern Länder wurden von den Unterkhans, die von Dschingis-Khan abstammten und mehr oder weniger vom Großkhan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten dieser Unterkhans waren die des Reichs Kaptschak an der Wolga und die von Dschaggatai oder Turkestan. Allein das Verschwinden von Dschingis-Khans Geist aus seiner Dynastie sowie die Vertheilung des Reichs unter mehre Herrscher veranlaßten den Verfall des Mongolenreichs. Die innern Streitigkeiten, die immer mehr überhand nahmen, und die wachsende Macht der Statthalter, die sich immer unabhängiger machten, sowie der Mohammedanismus, der die Religion der unterworfenen Völker in der westlichen Hälfte des Reichs war und von diesen nach und nach auf die Sieger selbst überging, bewirkten, daß schon zu Ende des 13. Jahrh. unter dem Großkhan Kublai das Reich in mehre unabhängige Staaten verfiel. Die bedeutendsten dieser neuen mongol. Reiche waren die in China (s. d.), in Turkestan (s. d.), im östlichen und südlichen Rußland (s. d.), am Ural, der Wolga, dem Kaspischen und Schwarzen Meere und in Persien (s. d.) gegründeten. Durch diese Spaltung und Losreißung von ihrem Mittelpunkte, ihrer alten Urheimat, verfiel die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. immer mehr, sodaß schon 1368 ihr Reich in China vernichtet wurde und im 15. Jahrh. ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging. Auch in Mittel- und Vorderasien wäre die mongol. Herrschaft zu Grunde gegangen, wenn nicht ein neuer Eroberer mongol. Stammes, Tamerlan oder Timur (s. d.), um 1369 daselbst aufgestanden wäre und von neuem ein mongol. Reich, das ganz Mittelasien, Hindostan, Vorderasien und insbesondere ganz Iran umfaßte, gegründet hätte. Nach Timur's Tode zerfiel sein Reich so schnell, daß es schon mit der Ermordung von Abu Seid, Timur's Urenkel, im J. 1468 ein Ende nahm. Nur in Dschaggatai erhielt sich die Dynastie Timur's, und von hier aus war es, wo Babur (s. d.), ein Nachkomme Timur's, in Hindostan 1519 ein neues Reich gründete, das des mongol. Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde, und diesem und den folgenden Herrschern den Namen des Großmoguls (s. d.) verschaffte, sowie die mit ihm in Indien eingedrungenen Krieger pers. oder türk. Ursprungs den Namen Mongolen in Indien erhielten. So verloren die Mongolen seit dem Anfange des 16. Jahrh. alle welthistorische Wichtigkeit, zerfielen wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme und wurden zum größten Theile den benachbarten Völkern, den Russen, den osman. Türken, den Persern und den Chinesen mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschaggatai (s. Turkestan) hielten sich die mongol. Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten. Vgl. des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660) „Geschichte der Ostmongolen" im Original und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829, 4.); Babur's sehr anziehende, von ihm selbst verfaßte „Denkwürdigkeiten u. s. w." (deutsch nach dem Englischen von Kaiser, Lpz. 1828); Hüllmann, „Geschichte der Mongolen bis 1206" (Berl. 1796); „Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lenc" (Par. 1824) und J. J. Schmidt, „Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Mongolen und Tibeter" (Petersb. 1824). Schmidt hat auch eine mongol. Grammatik (1831) und ein mongol. Wörterbuch (1834) geliefert.

Moniteur, eine der berühmtesten franz. Zeitungen, die sowol über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war, begann als ein täglich erscheinendes Journal mit dem 24.

Nov. 1789 und führte zuerst den Titel „Gazette nationale, ou le Moniteur universel". Die erste Idee dazu war von dem Buchhändler Panckoucke ausgegangen. Im Febr. 1790 vereinigte derselbe mit seinem Journale das Blatt Maret's, der in seinem „Bulletin" schon seit dem 12. Sept. 1789 angefangen hatte, über die Verhandlungen der Nationalversammlung in dramatischer Form Bericht zu erstatten, während man im „Moniteur" dieselben bis jetzt in erzählender Form gegeben hatte. Später hatte das Blatt vom Apr. bis 10. Aug. 1792 noch mit dem „Logographe", der auf Veranstaltung Delessart's erschien, zu concurriren. Seit dieser Zeit aber gewann es immer mehr an Bedeutung für die Tagesgeschichte, sowie eine steigende Verbreitung. Um einen möglichst vollständigen Überblick der Erscheinungen der Revolutionszeit zu gewähren, wurde 1796 unter dem Titel „Gazette nationale ou le Moniteur universel, commencé le 5 Mai 1789, précédé d'une introduction historique, contenant un abrégé des anciens états-généraux, des assemblées des notables et des principaux évènements qui ont amené la révolution" (An IV, Fol.) aus der Feder von Thuau-Grandville nachgeliefert. Letzterer folgte sehr bald Marcilly, dem zuerst die Leitung des Unternehmens anvertraut war, in der Stellung als Rédacteur en chef. Thuau-Grandville's Nachfolger wurde gegen Ende des J. 1793 Thoré. Nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) trat Jourdan an die Spitze, der sich bis zur Consularzeit behauptete und dann die Hauptredaction in die Hände von Sauvo niederlegte. Dieser Letztere führte sie bis zum 1. Apr. 1840, wo Alph. Grün die Leitung übernahm. Am 11. Nivôse des J. VIII trat eine Änderung in der äußern Form des Journals ein, indem dasselbe in zwei geschiedene Abtheilungen zerfiel, von denen die erstere die Bezeichnung „Actes du gouvernement" erhielt. Dadurch bekam das Blatt wenigstens zum Theil einen officiellen Charakter. Seit dem 1. Jan. 1811 verlor es den Titel „Gazette nationale" und behielt blos den „Moniteur universel". Die Restauration machte das Journal zu ihrem Organ, und ließ den Unterschied der „partie officielle" und „partie non officielle" fortbestehen, welcher auch jetzt noch gebräuchlich ist. Der erste Eigenthümer des „Moniteur", Panckoucke der Ältere, legte schon 1793 eine eigene Druckerei für das Blatt an. An der Spitze derselben stand Henri Agasse, der Schwiegersohn Panckoucke's, der nach dem Tode des Letztern mit seiner Frau das Eigenthumsrecht erhielt. Er starb 1813 und seine Witwe behielt den Ertrag des Blattes, welcher nach ihrem Tode auf ihre Erben übergegangen ist. Dieselben haben sich jetzt als Gesellschaft constituirt. Von den Mitarbeitern nennen wir nur einige der ältern, z.B. Laharpe, Garat, die beiden Lacretelle, Andrieux, Ginguené, Maret, Grouvelle und Peuchet. Bertin (s. d.) war Redacteur des „Moniteur royaliste de Gand" (1815). Der „Moniteur", dessen Sammlung bereits zu mehr als hundert dicken Foliobänden angeschwollen ist, bildete besonders während der Revolutionszeit ein unentbehrliches Archiv für die neuere Geschichte. Die Seltenheit und der hohe Preis eines vollständigen Exemplars haben Veranlassung gegeben, daß einzelne Partien wiederholt neugedruckt wurden; so ist insbesondere eine elegante Quartausgabe der auf die Revolution bezüglichen Jahrgänge (1789—99) noch gegenwärtig im Erscheinen begriffen. Den Gebrauch des „Moniteur" erleichtern die „Tables chronologiques du Moniteur universel" (8 Bde., Par. 1828), in drei Abtheilungen, vom 5. Mai 1789—1824. Vgl. Bidault, „Notices historiques et bibliographiques sur la collection et les Tables du Moniteur depuis son origine jusqu'à ce jour" (Par. 1838) und die „Bibliographie des journaux" (Par. 1829). Nach dem Muster des franz. „Moniteur" entstanden auch in andern Staaten officielle Blätter unter diesem Titel, z. B. in Neapel und in Deutschland der „Westfälische Moniteur". Ebenso hat man selbst auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Journalistik von dieser Bezeichnung Gebrauch gemacht.

Monk (George), Herzog von Albemarle, der Beförderer der engl. Restauration im J. 1660, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Devon und wurde am 6. Dec. 1608 zu Pothandge bei Torrington geboren. Er mishandelte als Jüngling einen Sherif, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und entging der Strafe, indem er in die Armee trat. Im J. 1625 wohnte er der Expedition nach Spanien bei und hierauf dem Angriffe auf die Insel Ré. Ein zehnjähriger Waffendienst in den Niederlanden vollendete seine militairische Bildung. Im Kriegszuge, welchen Karl I. (s. d.) 1639 gegen die

Schotten unternahm, befehligte er als Oberstlieutenant. Beim Ausbruche des Aufstandes in Irland ging er an der Spitze eines Regiments dahin und blieb Gouverneur von Dublin, bis der Marquis von Ormond 1643 mit den Aufrührern Friede schloß, um den König gegen das Parlament zu unterstützen. Im Bürgerkriege wurde M. schon 1644 von Fairfax gefangen und als Königlicher in den Tower gesetzt. Erst nach zwei Jahren erlangte er die Freiheit, indem er den Convenant beschwor. Hierauf übernahm er den Befehl im nördlichen Irland und entriß den Royalisten mehre Hauptplätze, zog aber durch seine geringen Erfolge den Verdacht der Treulosigkeit auf sich und entging nur mit Mühe der Anklage vor dem Parlamente. Nach völliger Vertilgung der Royalisten ernannte ihn Cromwell zum Generallieutenant und Commandanten der Artillerie. In dieser Eigenschaft leistete er in der Schlacht von Dunbar große Dienste, sodaß ihm Cromwell den Oberbefehl in Schottland anvertraute. Im J. 1652 kehrte er nach England zurück, wo er sich an den Commissionen betheiligte, die eine Vereinigung Schottlands mit England vorbereiten sollten. Im nächstfolgenden Jahre wurde er dem Admiral Blake im Kriegszuge gegen die Holländer beigegeben. Er schlug mit einer 100 Schiffe starken Flottenabtheilung den gleich starken Admiral Tromp am 2. Aug. auf der Höhe von Nieuwpoort und lieferte am 8. ein zweites Treffen auf der Höhe von Katwijk, wobei der Sieg zweifelhaft blieb, Tromp aber getödtet wurde. Zu Anfange des J. 1654 schickte ihn Cromwell als Gouverneur nach Schottland, und hier wußte er dessen Herrschaft unter den größten Schwierigkeiten gegen die Presbyterianer aufrecht zu erhalten. Die Royalistenpartei setzte schon damals ihre Hoffnung in ihn und 1656 schickte ihm Karl II. (s. d.) in diesem Sinne sogar einen Brief, den M. Cromwell auslieferte. „Man hat mir gesagt", schrieb ihm der scharfsichtige Protector zurück, „daß es in Schottland unter dem Namen Monk einen verschlagenen Gesellen gebe, der die Stuarts zurückführen will; ich bitte Euch, nehmt ihn gefangen und schickt ihn mir". Indeß erklärte sich M. nach Cromwell's Tode auch für dessen Sohn, sowie nach des Letztern Sturze für das sogenannte Rumpfparlament. (S. Großbritannien.) Erst als sich unter dem General Lambert der Militairdespotismus zu begründen schien, ergriff er, vielleicht zur eigenen Sicherstellung, die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Bei den Schotten und der Armee seiner Mäßigung und Rechtschaffenheit wegen beliebt, rückte er am 1. Jan. 1660 mit 6000 M. über die engl. Grenze, vereinigte sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte, und zog am 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Noch ließ er alle Parteien über seine Absichten in Ungewißheit. Am 21. Febr. setzte er jedoch die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsglieder wieder ein, und hiermit erhielten die Anhänger des Königs das vollste Übergewicht. Jetzt trat M. auch mit Karl II. in Unterhandlung, den das bereitwillige Parlament schon am 8. Mai zum Könige ausrufen ließ. Der neue Monarch, der allerdings dem festen und klugen Betragen des Generals seine Krone zu danken hatte, überhäufte ihn mit Gunst und erhob ihn zum Mitgliede des Geh. Raths, zum Kammerherrn, Oberstallmeister, Schatzmeister, endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devon und Middlesex. M., welcher sonst wenig politisches Geschick besaß, zog sich zurück und beschränkte sich darauf, die Restauration in den innern Aufständen mit seinem Degen zu vertheidigen. Im J. 1666 befehligte er unter dem Herzoge von York die Flotte gegen die holländ. Seemacht. Er wurde von Ruyter im Juni in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe von Dünkirchen geschlagen, errang aber am 25. Juni über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er starb am 3. Jan. 1670; mit großer Feierlichkeit ließ ihn der König zu Westminster bestatten. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, der durch die Niederlage bekannt ist, welche unter ihm die brit.-niederländ. Armee 1712 bei Denain erlitt.

Monk (Jak. Heinr.), Professor der griech. Sprache auf der Universität zu Cambridge, geb. 1782, erhielt seine Bildung in Cambridge, wo er 1808 des berühmten Porson's (s. d.) Nachfolger wurde. Er gab des Euripides „Hippolytus" (Cambr. 1811; 3. Aufl., 1821) und „Alcestis" (Cambr. 1816) mit gelehrten Anmerkungen heraus und ordnete mit Blomfield (s. d.) den kritischen Nachlaß seines Vorgängers, der unter dem Titel „Adversaria" (Cambr. 1812) erschien. Mit Blomfield u. A. besorgte er das geschätzte

„Museum criticum, or Cambridge classical researches", das 1831 den Titel „The philological Museum" erhielt.

Monmouth, eine engl. Grafschaft von 23½ □M. mit 98000 E. und mit der gleichnamigen Hauptstadt an der Wye, umfaßt einen sehr fruchtbaren Strich Landes und hat bedeutenden Ackerbau, Viehzucht, Industrie und Handel mit Natur- und Kunstproducten. Höchst merkwürdig sind die Ruinen der Kirche der Tintern-Abbey an der Wye, in einem Felsthale, die zu den schönsten Überbleibseln goth. Baukunst gehören.

Monmouth (Jam., Herzog von), der natürliche Sohn Karl's II. von England, oder auch, wie behauptet wird, des Obersten Rob. Sidney mit der Lucy Walters, wurde 1649 zu Rotterdam geboren. Ungeachtet der wenig rühmlichen Aufführung seiner Mutter ließ ihn Karl II. sorgfältig in Frankreich und zwar in der katholischen Religion erziehen und ernannte ihn nach der Restauration zum Grafen von Orkney, Herzog von Monmouth und Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden gefochten, wurde er als Gouverneur nach dem unruhigen Schottland entsendet. Mit einer Tochter aus dem angesehenen schot. Geschlechte der Scotts von Buccleugh verheirathet, gelang es ihm in der That, durch mildes Betragen die widerspenstigen Presbyterianer zu besänftigen. Als es dennoch am 21. Juni 1679 an der Brücke von Bothwell am Clydefluß zu einem blutigen Auftritte kam, wirkte er den Empörern bei Hofe eine Amnestie aus. Indeß mußte er doch den Befehl an den Herzog von York (s. Jakob II.), den Bruder des Königs, abtreten, dessen Persönlichkeit und religiöse und politische Richtung er haßte. Als dieser an den Hof zurückgekehrt, ging M. nach den Niederlanden und suchte hier, um seinem Gegner die Thronansprüche zu verkümmern, den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters wirklich ehelich verbunden gewesen sei. Wiewol der König darüber sehr unwillig war, durfte M. doch nach England zurückkehren, wo er der Mittelpunkt aller Umtriebe und Verschwörungen wurde, welche die Entfernung des Herzogs von York vom Throne bezweckten. Bei der Entdeckung des Rye-House-plot (s. Großbritannien) beschuldigte man ihn sogar, daß er Karl II. selbst nach Krone und Leben getrachtet habe. Der König verwies deshalb M., den er außerordentlich liebte, nach den Niederlanden, unterstützte ihn aber reichlich mit Geld. Hier sammelte M. nach der Thronbesteigung Jakob's II. die misvergnügten Emigranten um sich und traf Vorbereitungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit in England seine vermeintlichen Thronrechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Während sein Genosse, der Graf von Argyle (s. d.), nach Schottland abging, landete er am 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset mit 80 M. und klagte den König in einer Proclamation der Vergiftung Karl's II. und der Anstiftung des großen Brandes zu London an. An der Spitze von 3000 Protestanten, die ihm sogleich beitraten, wendete er sich nach Axminster und von da nach Taunton, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nachdem sein Corps auf 6000 M. angewachsen, nahm er am 20. Juni den königlichen Titel an und rückte nach Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt und der Hof brachte ein regelmäßiges Corps von 3000 M. zusammen, an dessen Spitze der Graf von Feversham die Empörer am 5. Juli angriff. Hätte der feige, verrätherische Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. unfehlbar gesiegt haben. Allein während des verzweifelten Kampfes zerstreuten sich seine Truppen. M. suchte sich durch die schleunigste Flucht zu retten; allein es stürzte sein Pferd. Am andern Tage entdeckte man ihn in einem Graben und brachte ihn nach London. Hier warf er sich zwar dem Könige zu Füßen und bat für sein Leben; aber Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da der Schuldige seine Mitverschworenen nicht angeben mochte. Am 15. Juli 1685 wurde er ohne Proceß auf Tower-Hill, und zwar auf eine martervolle Art, enthauptet. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg verfolgte (s. Jeffreys), empörte das Volk und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution.

Monochord ist ein mit einer Saite bezogenes, hohles Instrument, ungefähr 1½ Elle lang und ¼ Elle breit, worauf mittels des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe der Töne nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge der Saite gefunden und ausgemessen werden kann. Man bedient sich desselben hauptsächlich bei akusti-

schen Untersuchungen, insbesondere um Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt und die unsere musikalischen Instrumente ihrer Einrichtung zufolge nicht anzugeben vermögen, zur Darstellung zu bringen.

Monochrōmen oder Monochromatische Bilder nennt man einfarbige Bilder. Die monochromatische Malerei war die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich dazu in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe auf schwarzem Grunde, oder der schwarzen auf rothem Grunde. Zeugnisse derselben aus dem Alterthume geben die ältesten Vasenbilder und die Wandgemälde in den etrusk. Gräbern. Neuerdings ist sie in einigen Zimmern des Königsbaues in München in Anwendung gekommen.

Monodrāma, s. Melodrama

Monogāmie bezeichnet im Gegensatze zur Polygamie (s. d.) die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, folglich die einfache Ehe. Auch spricht man bei den Thieren von Monogamie und in der Botanik führt eine besondere Ordnung des Linné'schen Systems den Namen Monogamen.

Monogramm (griech.) oder Handzeichen (lat. signum, franz. chiffre) nennt man eine Figur, in welcher durch Einen, oder auch mehre in Einen verschlungene Buchstaben, durch ein Zeichen u. s. w. der Name und Titel einer Person ausgedrückt werden. Solche Monogramme finden sich schon im hohen Alterthume und namentlich bieten die griech. Münzen eine reichhaltige Sammlung derselben dar. Immer häufiger kamen sie in Gebrauch unter den fränk. Königen. Durch Kaiser Karl den Großen, der ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie ein allgemeiner Gebrauch in allen zu dem großen Frankenreiche gehörigen Ländern, sowol auf Münzen, wie in Urkunden. Geistliche und weltliche Regenten wählten sich nach Willkür bei ihrem Regierungsantritte Monogramme ihres Namens. Erst im 12. Jahrh. wurden sie des veränderten Geschäftsganges wegen allmälig wieder außer Brauch gesetzt. Am längsten hielten sie sich in Deutschland, wo sie erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurden. Die Lehre von den mittelalterlichen Monogrammen ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden dieser Zeit von großer Wichtigkeit und bildet einen besondern Theil der Diplomatik oder Urkundenlehre (s. d.). In der spätern Zeit hat man das Wort auf alle Namenschiffren, Züge und sonstige Zeichen der Maler, Kupferstecher und anderer Künstler übergetragen, womit dieselben ihre Arbeiten als die ihrigen zu bezeichnen pflegten. Vgl. J. F. Christ, „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum" (Lpz. 1747); Heller, „Monogrammenlexikon" (Bamb. 1831) und Bruillot, „Dictionnaire des monogrammes" (neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—34). Übrigens bezeichnet Monogramm, und zwar schon bei den Alten, jede einfache blos durch Linien gegebene Zeichnung.

Monográphie nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft als ein abgesondertes Ganze abhandelt. Die Monographien sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Monokotyledōnen oder Monokotyledonische Pflanzen heißen im Gegensatze zu den Dikotyledonen (s. d.) die Gewächse, deren Keim nur einen Samenlappen oder Kotyledo (s. Kotyledonarpflanzen) hat. Von den übrigen Gewächsen unterscheiden sie sich sowol in ihrem äußern Ansehen und in der Form wie durch ihre innere Structur und Bildung. Sie haben eine feine faserige, oder knollige, selten eine holzige, verästete Wurzel. Ihr Stamm ist gewöhnlich einfach, seltener äslig und zeigt weder Rinde, noch Holz und Mark, sondern besteht vielmehr durchgehend aus gleichem Zellgewebe und unregelmäßig dazwischen liegenden Gefäßbündeln, und verdickt sich, wenn neue Gefäßbündel in der Mitte herabsteigen. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und umfassen die Stengel; sie haben einfache, gleichlaufende Adern, welche durch zarte Queradern verbunden werden. Die Zahl der Blütentheile ist 3, 6, 9 oder 12, mit seltenen Ausnahmen. Eine Blumenkrone ist nie vorhanden, und die häufig prächtigen Umhüllungen der Geschlechtstheile, z. B. bei der Tulpe, sind Kelche; oft aber fehlt auch der Kelch. Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsfächerig. Überhaupt waltet die Zahl drei und deren Vervielfältigung in den Blumen und Fruchttheilen vor. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien dieser Abtheilung sind die Gräser, zu denen unsere Getreidearten gehören, die Scheingräser,

Pfeffergewächse, Kolbengewächse, Nympheen und andere Wassergewächse, die Palmen, Graslilien, Schwertlilien und lilienartige Gewächse, die Orchideen und Bananen. Von den fossilen Überresten des Pflanzenreichs aus der Vorwelt gehört die beiweitem größere Zahl zu den Monokotyledonen.

Monolog, d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiel im Gegensatze des Dialogs (s. d.) diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person für sich selbst spricht. Der Monolog dient dazu, die handelnden Hauptpersonen nach Innen genauer zu schildern, die Triebfedern ihrer Handlungen darzustellen und so den Zusammenhang der Handlung anschaulich zu machen; doch darf er nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog seinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Er darf nie ein bloser Lückenbüßer sein, sondern muß die dialogischen Scenen verbinden und eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, die als Ursache für das Folgende von Bedeutung ist, oder als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Ebenso muß er der Lage der sprechenden Person angemessen sein.

Monomänie, ein griech. Wort, welches zuerst von Esquirol (s. d.) in die Lehre von den Seelenkrankheiten aufgenommen wurde, bedeutet eigentlich eine Art Wahnsinn, welche ohne Störung der übrigen Geistesvermögen sich durch Festhalten einer bestimmten widersinnigen Idee, oder durch fortdauernden Trieb, eine und dieselbe verkehrte Handlung zu begehen, ausspricht. Bei beiden Arten ist jedoch zu bemerken, daß zur wissenschaftlichen Annahme von Monomanie deutliche Zeichen einer wirklichen psychischen Krankheit vorhanden sein müssen, weil diese sonst mehr eine intellectuelle oder moralische, ein Irrthum oder eine Leidenschaft, sein würde, in welchem Sinne das Wort Monomanie auch oft im gewöhnlichen Leben gebraucht wird.

Monophysiten hießen die Anhänger einer vielfach verzweigten christlichen Partei, die nach dem seit Athanasius aufgekommenen und besonders in Ägypten geltenden Sprachgebrauche nur Eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und ihre Ansicht namentlich im Streite gegen Nestorius (s. d.) durchbildete. Hatte schon Cyrillus (s. d.) behauptet, daß das Fleisch des Logos wesentlich zu seiner Persönlichkeit gehöre, so sprach der Archimandrit Eutyches (s. d.) von einer Vergottung des Fleisches Christi und setzte mit Hülfe des Bischofs Dioskurus von Alexandria die Bestätigung der Lehre von Einer Natur auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus im J. 449 durch. Zwar wurde nun Eutyches nebst allen seinen Anhängern auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt, doch konnte der Streit durch die Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu Einer Person und Hypostase vereinigt seien, nicht ausgemacht werden. Die asiat. und die ägypt. Geistlichkeit, welche in jenem Beschlusse Annäherung an Nestorius erblickte, waren meist monophysitisch gesinnt und wurden darin durch den Kaiser Basiliscus bestärkt. Auch des Kaisers Zeno im J. 482 erlassenes Henotikon (s. d.) war wegen seiner Zweideutigkeit nicht geeignet, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen sonderten sich die Monophysiten von der orthodoxen Kirche förmlich ab. Diese Trennung erfolgte in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., als der Schutz, den die Monophysiten bisher gefunden hatten, seit der festen Vereinigung der Kaiser Justinus und Justinian mit der röm. Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatten sich die Akephali (s. d.) abgesondert und bildeten den eigentlichen Kern des Monophysitismus. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: Ob der Leib Christi verweslich sei oder nicht? Die Severianer, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen Severus von Antiochia, der sich zu den Akephalen hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden deshalb Phthartolatrer, Corrupticolä oder Verweslichkeitsdiener, diese Aphthartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer und, weil ein unverweslicher Leib nur ein scheinbarer sein könne, auch Phantasiasten genannt. Letztere zerfielen wieder über die Frage: Ob der Leib Christi erschaffen gewesen? in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten endlich die Oberhand und belegten auch die unter ihnen ent-

standenen Agnoeten, die Christo als Menschen die Allwissenheit absprachen, mit dem Banne. Um 560 kam der Monophysit Askusnages und nach ihm der christliche Philosoph Philoponus auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Doch dieses erschien selbst den Monophysiten ketzerisch und gab Veranlassung, daß viele Monophysiten sich den Katholischen wieder zuwendeten. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Ägypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie durch ihre besondern Patriarchen zu Alexandria und zu Antiochia eine kirchliche Ordnung erhielten und, nachdem der Syrer Jakob Baradäus (Al Baradai), gest. um 578, ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier (s. Armenische Kirche) bildeten. Zu den monophysitischen Kirchen gehört auch die abyssinische und die koptische. (S. Abyssinien und Kopten.)

Monopol oder Alleinhandel bezeichnet die Macht oder Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Es gibt natürliche und künstliche, vom Staate verliehene Monopole; ebenso directe und allgemeine, und indirecte und relative. Letztere werden durch mittelbar auf Beschränkung der Concurrenz wirkende Umstände hervorgebracht. Alle Monopole vertheuern den Preis und halten in der Regel den Vorschritt auf. Von den directen und allgemeinen lassen sich nur die auf bestimmte, kürzere Zeit verliehenen Monopole, unter Umständen, wie z. B. die Erfindungspatente, vertheidigen.

Monotheismus (griech.) heißt die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes, oder der Glaube, daß das göttliche Wesen nur Eins der Zahl nach (unus numero) sei, das ist, daß die Idee unserer Vernunft von dem vollkommensten Wesen ihre Realität habe in einem einzigen Subjecte, das alle Vollkommenheiten in Einem Selbstbewußtsein besitze. Dem Monotheismus entgegen steht der Polytheismus (s. d.). Da alle Ideen der Vernunft nur durch den Anstoß, den die Erfahrung unserer Vernunft gibt, zur Entwickelung kommen, so war es natürlich, daß in der Urzeit das menschliche Geschlecht mit dem Polytheismus anfing, indem die Erfahrung zuerst die Vorstellung einzelner Vollkommenheiten weckte, welche die Phantasie personificirte. Bei weiterm Fortschritte der Vernunftbildung mußte man aber nothwendig zu der Erkenntniß kommen, daß alle Vollkommenheit, wenn sie vollkommen sein solle, in einer Einheit des Bewußtseins befaßt sein müsse, daß also Gott nur Einer sein könne. Darum geschah es, daß auch unter polytheistischen Völkern sich immer einzelne Weise fanden, welche die Falschheit des Polytheismus und die Einheit Gottes erkannten, wie unter den Ägyptern Psammon, unter den Griechen Sokrates und Plato. Als Volksglaube aber oder als öffentliche Religion finden wir den Monotheismus bei Juden, Christen und Mohammedanern. Als Volksreligion wurde er von dem Stammvater des israelit. Volks, Abraham, begründet; Moses erhob ihn zur Staatsreligion und die Propheten reinigten ihn von falschen Vorstellungen. Der herrschende Grundbegriff war: Gott ist der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt und der Schutzgott des israelit. Volks. Er führte den Namen Jehova (s. d.). Durch Christus wurde Gott dargestellt als der vollkommenste Geist, der absolut und allein Gute und Weise, aber auch als der Gott aller Menschen und Völker. Der christliche Monotheismus bekam daher auch die Bestimmung, die Religion aller Völker, der Menschheit, zu werden. Dadurch wurde ein neues und wirksames Band der Humanität zwischen den Völkern geknüpft, welche der Polytheismus getrennt und durch den Wahn, von Göttern erzeugt, oder doch von den Göttern besonders geliebt zu sein, in feindselige Parteien zerrissen und Unterjochung der Schwachen und Sklaverei der Besiegten befördert hatte. Weil aber die Christen die Lehre von der Dreieinigkeit (s. d.) angenommen hatten, und auch die Heiligen anruften und vor ihren Bildern knieten, so hielt sie Mohammed für Götzendiener und glaubte sich berufen, den alten reinen Monotheismus wiederherzustellen, den er aber mehr in alttestamentlichem als in christlichem Sinne auffaßte.

Monotheleten hießen die Anhänger einer christlichen, den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei. Dies schien ihr aus der Einheit der Person zu folgen und für die Kraft des Erlösungs-

werks nothwendig. Die Partei und der Streit über sie entstand in Folge des Versuchs, den Kaiser Heraklius auf den Rath der Bischöfe Cyrus von Alexandrien und Sergius von Konstantinopel im J. 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Christus seine Werke durch Eine gottmenschliche Wirkungsweise vollbracht habe. Gegen diese Formel traten Sophronius, Bischof von Jerusalem, und Andere, welche Dyotheleten genannt wurden, heftig auf, und nun entspann sich ein Kampf, den weder das kaiserliche Edict „Ekthesis" von 638, noch der „Typos" des Kaisers Konstans' II. von 648 zu schlichten vermochte. Erst dem sechsten ökumenischen Concile zu Konstantinopel im J. 680 gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Übergewicht zu sichern, welches der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Indeß bildete sich doch aus den Überresten der Monotheleten die Sekte der Maroniten (s. d.).

Monotonie oder Eintönigkeit nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten bezeichnet man damit eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart, überhaupt den Mangel an Abwechslung und Mannichfaltigkeit, der in allzugroßer Einfachheit des Gegenstandes seinen Grund hat. Auch wird dieser Ausdruck auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monreale, eine Stadt in Sicilien, in einer herrlichen Gegend, eine Meile von Palermo, ist mit diesem durch eine schöne Straße verbunden, der Sitz eines Erzbischofs, und hat etwa 14000 E. Besonders merkwürdig sind die reich ausgestattete Benedictinerabtei, mit einer Bibliothek, und die alte Kathedrale mit Bronzethüren, schönem Säulenwerk und den irdischen Überresten mehrer normänn. Könige aus dem 12. Jahrh. Mit dem Glöcklein auf dem dasigen Schlosse wurde zur Sicilischen Vesper geläutet.

Monro ist der Name mehrer berühmten engl. Anatomen und Chirurgen. — Alex. M., geb. am 8. Sept. 1697 in London, studirte in Edinburg und London unter Cheselden, in Paris und in Leyden unter Boerhaave. Nach seiner Rückkehr im J. 1719 fing er an, in Edinburg anatomische und chirurgische Vorlesungen zu halten und erhielt daselbst 1721 die Professur der Anatomie und Chirurgie. Er bewirkte auch daselbst die Errichtung eines akademischen Krankenhauses, an dem er den klinischen Unterricht leitete. Im J. 1759 trat er seine Professur an seinen jüngern Sohn ab und behielt nur die Klinik bei. Er starb am 10. Juli 1767. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen „Anatomy of human bones and nerves" (Edinb. 1726 und öft.; deutsch von Krause, Lpz. 1761) und „Essay on comparative anatomy" (nach seinen Vorlesungen ohne seine Mitwirkung herausgegeben, Lond. 1744; deutsch, Gött. 1790). Als Secretair der Königlichen Gesellschaft der Ärzte zu Edinburg redigirte er die „Medical essays and observations" (6 Bde., Edinb. 1732 fg.), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein älterer Sohn (Edinb. 1781; 2. Aufl., 1784; deutsch, Lpz. 1782). — Donald M., der Sohn des Vorigen, geb. zu Edinburg 1729, stieg im Militairdienste bis zum Oberfeldarzte und starb zu Edinburg am 9. Juni 1802. Neben der Herausgabe der gesammelten Werke seines Vaters machte er sich noch durch folgende Schriften bekannt: „On the dropsy and its different species" (Lond. 1755; deutsch von Krause, Lpz. 1761 und Altenb. 1777), „Account of the diseases in the british military hospitals in Germany from 1761 to 1763" (Lond. 1764; deutsch von Wichmann, 3 Bde., Altenb. 1766; 2. Aufl., 1771), „On the mineral waters" (2 Bde., Lond. 1770), „On the means of preserving the health of soldiers and of conducting military hospitals" (2 Bde., Edinb. 1780; deutsch, Altenb. 1784) und „Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica" (4 Bde., Lond. 1788; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Lpz. 1791). — Alex. M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1732 zu Edinburg, folgte seinem Vater 1759 in der Professur der Anatomie und Chirurgie nach und starb am 2. Oct. 1817. Als Anatom nicht minder ausgezeichnet als sein Vater, hat er hauptsächlich folgende Schriften herausgegeben: „Observations on the structure and functions of the nervous system" (Edinb. 1783, Fol.; deutsch von Sömmering, Lpz. 1787, 4.), „Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man

and other animals" (Edinb. 1785, Fol.; deutsch von Schneider, Lpz. 1787, 4.) und „Description of all the bursae mucosae of the human body" (Lond. 1788, Fol.; lat. und deutsch von Rosenmüller, Lpz. 1799, Fol.). — Auch Alex. M., der Sohn des Vorigen, geb. 1760, der 1797 in Edinburg die medicinische Doctorwürde erlangte und nachmals Professor der Anatomie und Chirurgie in Edinburg war, bereicherte die Literatur der Medicin durch folgende wichtige Werke: „Observations on crural hernia" (Edinb. 1803), „The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines" (Edinb. 1811, Fol.), „Outlines of the anatomy of the human body in its sound state" (3 Bde., Lond. 1813 fg.), „Observations on the different kinds of small-pox" (Edinb. 1818), „Elements of the anatomy of the human body in its sound state" (2 Bde., Edinb. 1825), „The anatomy of the pelvis of the male" (2. Aufl., Edinb. 1827) und „The morbid anatomy of the brain" (Lond. 1827).

Monroe (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1817—25, geb. am 28. Apr. 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, studirte die Rechte, als der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes ausbrach und ihn unter die Waffen rief. Er zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch Tapferkeit aus und rückte zum Obersten auf; dann kehrte er 1778 wieder zu seinen Studien zurück. Er wurde 1782 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und 1783 des Congresses in Virginien, 1790 aber des Nationalcongresses, in welchem er bis 1794 saß, wo er als Gesandter nach Frankreich ging. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Hierauf war er von 1799—1802 Gouverneur von Virginien gewesen. Im J. 1803 ging er abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Luisiana abzuschließen und erhielt dann Sendungen nach London und 1804 nach Madrid. Mit der Aussicht, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden, kehrte er 1808 nach Amerika zurück; doch gab er hier die Bewerbung auf, wurde 1810 wieder Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretair. Zugleich übernahm er das vernachlässigte Kriegsministerium, wo er die eifrigsten Anstrengungen machte, die Vertheidigungsmittel des Staats zu verstärken. Als die Engländer 1814 Washington erobert und verbrannt hatten, erhielt M. den Oberbefehl über die Streitkräfte. Nach dem Frieden widmete er sich wieder ausschließend den Geschäften des Staatssecretariats, bis er 1817 Präsident wurde. Einstimmig wurde er 1821 wieder erwählt. Wie während seiner Verwaltung die Kräfte des Staats sich entwickelt, ist in seinen meisterhaften Berichten an den Congreß mit Würde und Offenheit ausgesprochen. Er ging weiter als seine nächsten Vorgänger in der Verstärkung der Unionsregierung und namentlich verdankt das Seewesen ihm seine Ausbildung. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der span. und portug. Colonien anerkannt und der Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesprochen, keine Einmischung europ. Mächte in die innern Angelegenheiten der südamerik. Staaten zu dulden. Er nahm die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und begünstigte den Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit. Als er seine Würde niedergelegt hatte, verband er sich mit Jefferson und Madison, die neue Universität in Virginien zu gründen. Er führte den Vorsitz in der Urversammlung bei den Berathungen über das neue Grundgesetz dieses Staats und verwaltete an seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Auch er starb, wie Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Unabhängigkeit zu Neuyork am 4. Juli 1831. M. besaß einen kräftigen Geist, ein starkes Gemüth und einen lebendigen Thätigkeitstrieb. Als Präsident und als Bürger schlicht, Jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, der demokratischen Partei ergeben, stand er in hoher Achtung bei seinen Mitbürgern, die sich auch dadurch bethätigte, daß ihm, als er nach Niederlegung seiner Würde in bedrängten Umständen war, der Congreß freigebige Bewilligungen machte, um die Ansprüche zu befriedigen, die aus der Zeit seiner Verwaltung herrührten.

Mons, flämisch Bergen, die stark befestigte Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, auf einer Anhöhe, am Flusse Trouille, hat etwa 24000 E. Das merkwürdigste Gebäude

ist die Waltrudiskirche (cathédrale de St.-Wandru), erbaut 1460—1589, ein Meisterstück namentlich in Hinsicht der Zierlichkeit und Kühnheit im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazu gehörigen Glockenthurme (Beffroi) befindet sich ein Glockenspiel. Das Rathhaus, aus der Mitte des 15. Jahrh., ist ein schwerfälliges, gedrücktes Gebäude. Übrigens hat die Stadt eine Börse, ein Handelsgericht, ein Collegium und eine Akademie für Kunst und Wissenschaft. Von Wichtigkeit sind die Baumwollenfabrikation und der Handel mit Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal verbindet die Stadt mit der Schelde und eine Eisenbahn mit Brüssel. In der Umgegend von M. gibt es die bedeutendsten Steinkohlenbergwerke, deren 115 Flötze bis 500 F. unter dem Meeresspiegel reichen, und einen großen Flintensteinbruch. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier anlegen ließ. Schon im Mittelalter war es ein bedeutender Ort. Im großen niederländ. Kriege wurde es 1572 unter dem Beistande der Franzosen von Ludwig von Nassau genommen, noch in demselben Jahre aber von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitellio wiedergenommen, die sich in dessen Besitze sowol gegen Coligny, wie gegen den Prinzen von Oranien behaupteten. In dem Kriege Ludwig's XIV. wurde die Stadt am 8. Apr. 1691 durch Verrath an Vauban übergeben, im Frieden zu Ryswijk von 1697 aber wieder an Spanien abgetreten. Im span. Erbfolgekriege gerieth sie 1709 wieder in die Hände der Franzosen; im utrechter Frieden von 1713 wurde sie an die Holländer, im Frieden zu Baden von 1714 an Östreich gegeben. Von neuem eroberten sie die Franzosen am 10. Juli 1746 unter dem Prinzen Conti, doch kam sie nachher abermals an Östreich zurück. Nach ihrer Eroberung durch das republikanische Frankreich im J. 1792 wurden die Festungswerke geschleift, zu deren Wiederherstellung man seit 1818 die franz. Contributionsgelder und engl. Subsidien verwendete.

Mons en Puelle, ein Dorf in Flandern, an der Lys, ist durch die Schlacht merkwürdig, welche hier am 18. Aug. 1304 der König Philipp IV. von Frankreich über die empörten Flanderer erfocht.

Monsieur, in der Mehrzahl Messieurs, ist im Französischen bei mündlicher und schriftlicher Anrede der Titel, welchen man aus Höflichkeit jeder Mannsperson gibt. Der Titel entspricht in Bedeutung und Anwendung dem deutschen Herr oder Mein (mon) Herr (sieur). Ehedem führte in Frankreich der ältere Bruder des Königs, wenn man von ihm sprach, den Titel Monsieur; redete man ihn jedoch selbst an, so hieß er Monseigneur. (S. Seigneur.)

Monsigny (Pierre Alex.), ein beliebter Componist, der Begründer der komischen Oper der Franzosen, geb. zu Fauquembery im Artois am 17. Oct. 1729, war bereits in Paris in einem Subalternposten angestellt, als auf einmal in Folge der Vorstellung der „Serva padrona" von Pergolesi, der er beiwohnte, in ihm der Gedanke erwachte, sich ausschließend der Musik zu widmen. Er studirte nun die Composition unter Giannotti, den er nach vollendetem Unterricht beim Abschied mit der Oper „Les aveux indiscrets" überraschte. Erst drei Jahre später, im J. 1759, brachte er dieselbe gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Durch den Beifall, welchen sie fand, aufgemuntert, schrieb er im folgenden Jahre die Oper „Le maître en droit" und „Le Cadi dupé". Durch die niedliche Oper „On ne s'avise jamais de tout" vollendete er 1761 die musikalische Revolution auf dem Théâtre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der franz. Republik, wurde er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Componist vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen. Gleichzeitig erhielt er eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode wurde er 1800 dessen Nachfolger als Director am Conservatorium und 1813 an Grétry's Stelle in das Institut aufgenommen. Er starb am 15. Jan. 1817. Nächst den erwähnten gehören zu seinen vorzüglichsten Opern „Le roi et le fermier", „Rose et Colas", „Aline reine de Golconde" „L'isle sonnante", „Le déserteur", „Le faucon", „Félix ou l'enfant trouvé" und „La belle Arsène".

Monsoons, s. Moussons.

Monstranz oder Allerheiligstes heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossene, aus Gold, Silber oder anderm edeln Metall gearbeitete, wol

auch mit Edelsteinen besetzte Gefäß, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugung verehren. Die Foderung einiger katholischer Regenten in gemischten Staaten, daß auch der nicht katholische Soldat im Dienste vor der Monstranz die Kniebeugung zu vollziehen habe, erregte in neuester Zeit in Baiern vielfache Verhandlungen und Unzufriedenheit unter den protestantischen Bewohnern, die hierin einen nicht zu billigenden Gewissenszwang erblickten, während man andererseits die Sache rein militairisch und die Kniebeugung als eine Ehrenbezeigung betrachtete, die der protestantische Soldat vollziehen könne, ohne sich dabei etwas zu denken.

Monstrum nennt man überhaupt jeden Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender, der Zweckmäßigkeit und dem Geschmack widersprechender Weise abweicht. Es wird daher dieses Wort ebensowol leblosen als lebenden Gegenständen beigelegt; bei letztern für Misgeburt, Misbildung, Ungeheuer u. s. w. in physischem und beim Menschen auch für Bösewicht, Wüthrich u. s. w. in moralischem Sinne gebraucht. Das davon abgeleitete Adjectivum monströs wird nur selten in der letztern Art angewendet. Zu den Anomalien des Geschmacks gehört das Bestreben der Blumisten, durch allerhand Mittel die Production monströser Blumen zu erzielen, während monströse Menschen- und Thierbildungen fast nur Gegenstände des Ekels und Abscheus, wenigstens des Mitleids sind und allein anatomisches Interesse bieten.

Montagna (Bartolomeo), ein für seine Zeit sehr bedeutender Künstler, aus Vicenza gebürtig, soll um 1489 geboren, 1522 gestorben und ein Schüler Andr. Mantegna's gewesen sein. Er ist in seiner Auffassungsweise schlicht und ernst, in der Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria besitzt von ihm das Museum zu Berlin, andere Gemälde von ihm finden sich in Vicenza und Verona. — Benedetto M., ebenfalls Maler und Kupferstecher, geb. um 1458, gest. 1530, war wahrscheinlich des Vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm sind sehr selten; eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes findet sich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zum Schnitte für Druckwerke und scheint selbst in Holz geschnitten zu haben, was namentlich von der seltenen „Hypnerotomachia Poliphili" (2. Ausg., Ven. 1545, 4.) gilt. Von seinen Kupferstichen kennt man 47 Blatt.

Montague (Mary Pierrepont, Lady Wortley), eine durch ihre Schriften, wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, war die Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston und wurde 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren. Sie erhielt mit ihren Brüdern eine sehr sorgfältige Erziehung und brachte ihre Jugend in Zurückgezogenheit zu. Durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, heirathete sie 1712 den Lord Edward Wortley Montague, einen gebildeten talentvollen Mann, den sie für die politische Laufbahn bestimmte. Als derselbe 1716 den Gesandtschaftsposten bei der Pforte erhielt, reiste sie ihm durch Holland, Deutschland und Ungarn nach. Zu Konstantinopel erlernte sie die türk. Sprache und erhielt vom Sultan Achmed die Erlaubniß, den Harem zu besuchen, wo sie Freundschaft mit Fatima, der Sultanin-Valide, schloß. Ihr Verkehr mit dem Sultan selbst verursachte üble Gerüchte, die wahrscheinlich ganz ungegründet waren. In der Nähe von Konstantinopel lernte sie auch die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich über das Verfahren, unterwarf ihren eigenen Sohn zuerst der Probe und führte die Impfung unter hartem Widerstande später in England ein. Als ihr Gemahl 1719 abgerufen wurde, bereiste sie mit demselben die Küsten des Mittelmeers und kehrte über Italien und Frankreich nach London zurück. Hier sammelte sie einen Kreis von geistreichen Schriftstellern um sich, unter denen sich Addison, Steele, Young und Pope befanden. Letzterer indessen zerfiel mit ihr und rächte sich an ihr durch vernichtende Satiren. Dies, die Niederlage der Whigs, deren Grundsätze sie eifrig vertrat, so wie Zerwürfnisse mit ihrem Gemahl bestimmten sie, nach Italien zu gehen, wo sie 22 Jahre den Wissenschaften und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, wo sie indeß schon am 21. Aug. 1762 starb. Sie hinterließ

poetische Fragmente und Briefe über ihre Reise nach der Türkei, die sie sichtlich für den Druck geschrieben hatte und einem holländ. Geistlichen anvertraute. Becket veröffentlichte die erste Ausgabe ihrer Werke (3 Bde., Lond. 1763), die aber unvollständig und wahrscheinlich auch unrechtmäßig war. Cleveland veranstaltete 1767 eine zweite Ausgabe in vier Bänden, deren letzter die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber den Herausgeber selbst zum Verfasser hatte. Endlich erschien unter dem Titel „The letters and other works of the Lady Mary Wortley M." (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) die erste rechtmäßige, von ihrem Schwiegersohn, Graf Bute, besorgte Ausgabe. Später gab Whaancliff ihre Briefe und Werke heraus (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1837). Als Dichterin ist sie unbedeutend. Ihre Briefe dagegen offenbaren classische Bildung, kühnen, männlichen Geist und seltene Energie des Stils. Ihr Charakter neigte zur Unzufriedenheit, Satire und Bizarrerie. — Edward Wortley M., der Vorigen Sohn, geb. 1715, besaß viel Hang zum Sonderling und Abenteurer und wurde durch die Erziehung seiner Mutter vollends verdorben. Seit der frühesten Jugend entlief er wiederholt dem älterlichen Hause und trieb sich in den niedrigsten Beschäftigungen herum. Endlich schickte ihn die Mutter unter der Aufsicht eines gewissen Forster nach Westindien. Ungeachtet seines herumschweifenden Lebens eignete sich M. doch ausgebreitete Kenntnisse an und zeigte viel Sinn für Alterthumsforschung. Nach seiner Rückkehr nach London mußte er in den Staatsdienst treten; allein er verfiel sehr bald wieder in ein wüstes Leben und begab sich Schulden halber 1751 nach Paris. Hier ging er mit Spielern und Gaunern um und verwickelte sich in einen schimpflichen Criminalproceß, nach dessen Beendigung er nach London zurückkehrte. Er schien jetzt von seinen Jugendverirrungen geheilt und lebte mehre Jahre in Zurückgezogenheit der wissenschaftlichen Muse. Im J. 1754 trat er ins Parlament. Dann veröffentlichte er das treffliche Werk „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (Lond. 1759; franz., Par. 1769 und 1793). Nach dem Tode seiner Eltern, die ihn fast enterbten, überließ er sich ganz seinen abenteuerlichen Neigungen. Er durchstreifte alle Länder Europas, besonders aber den Orient. Nach seiner eigenen Aussage spielte er in Deutschland den Stallknecht, in Holland den Postillon, in der Schweiz den Bauer, in Paris den Stutzer, in Hamburg den eifrigsten Lutheraner, in Rom den Abt und in der Türkei den Muselmann. Endlich entschied er sich ganz für die oriental. Sitten. Er unterhielt neben seiner rechtmäßigen Frau einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke, erfüllte auch gewissenhaft alle Gebräuche des Islam. Mit seinem Diener, einem fast schwarzen Knaben, den er für seinen Sohn ausgab, sprach er nur arabisch. Im J. 1773 kehrte er aus dem Orient nach Venedig zurück. Daselbst starb er am 2. Mai 1776 unter den Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Mekka. Seine zahlreichen antiquarischen Forschungen erschienen in den Schriften der königlichen Akademie. Eine interessante Beschreibung seines Lebens befindet sich in Nichols' „Liberary anecdotes of the eighteenth century" (Bd. 4, Lond. 1812, 4.).

Montaigne (Michel Eyquem de), ein berühmter franz. Moralphilosoph, wurde am 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne im Périgord geboren. Sein Vater, der eigenthümliche Ansichten über Erziehung besaß, gab ihm schon in frühester Kindheit einen deutschen Hofmeister, der mit ihm nur lateinisch sprechen durfte. So erlernte der Knabe mit der Muttermilch, zwanglos, ohne Stock und Thränen, zuerst die lat., später auch in derselben Weise die franz. und griech. Sprache. In seinem zehnten Jahre kam er auf das Collége zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer wurden. Schon damals besaß er eine solche Fertigkeit im lateinisch Sprechen, daß sich Muret gefürchtet haben soll, ihn anzureden. Nachdem er im Alter von 13 Jahren seine Schulstudien beendet, widmete er sich nach dem Wunsche des Vaters dem Rechtsfache und erhielt 1554 die Stelle eines Raths am Parlament zu Bordeaux. An ein zwangloses Leben gewöhnt und den Geschäften abgeneigt, überdies den Scholasticismus seiner Zeit verachtend, versenkte er sich in das Studium der röm. und griech. Philosophen und trat in Verbindung mit Pasquier, Pibrac, Paul de Foix und andern ausgezeichneten Geistern. Zu Bordeaux lernte er auch zufällig in einer Gesellschaft Etiénne de Laboëtie kennen, und beide Männer schlossen beim ersten Begegnen eine innige Freundschaft, die an die schönsten Beispiele des Alterthums erinnerte. In dieser Zeit schon galt M. als einer der besten Köpfe Frankreichs; auch war

er bei Hofe sehr angesehen. Obschon er die Ehe als ein Joch ansah, vermählte er sich doch 1566 mit Françoise de Lachassaigne. Auf den Wunsch seines Vaters verfaßte er einige Jahre später eine vortreffliche Übersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569). Als sein Vater 1569 gestorben, legte er sein Amt nieder und zog sich auf sein Erbschloß Montaigne zurück, wo er mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs in beschaulicher Muße lebte. Hier gab er die hinterlassenen Schriften seines 1563 gestorbenen Freundes Laboëtie heraus (Bordeaux 1571); auch schrieb er damals die ersten zwei Bücher seines berühmten Werks „Les essais de messire Michel, seigneur de M." (2 Bde., Bordeaux 1580). Von heftigen Steinschmerzen geplagt, machte er seit 1580 mehre Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz. Er wurde allenthalben mit großer Auszeichnung aufgenommen, und in Rom verlieh ihm der Papst sogar das Bürgerrecht. Im J. 1581 wählten ihn die Bürger von Bordeaux zu ihrem Maire, welches Amt er mehre Jahre zu großer Zufriedenheit verwaltete. Der Bürgerkrieg und die Pest trieben ihn 1586 von seinem Schlosse. In den Zeitwirren suchte er zwischen den Parteien als unbefangener Vermittler aufzutreten, aber gerade weil er in seinen Ansichten weder Katholik noch Protestant war, mußte er die Verfolgung beider erdulden. In dieser bewegten Zeit ließ er das dritte Buch seiner „Essais" (Par. 1588) erscheinen. Wiewol ihm seine freien Ansichten viele Gegner erweckten, so fand er doch bei allen tiefern Geistern Anerkennung und Bewunderung; selbst der Theolog Pierre Charron suchte seine Bekanntschaft, und Justus Lipsius setzte ihn über die sieben Weisen. Er starb am 13. Sept. 1592 auf seinem Schlosse in den Gebräuchen der röm. Kirche und hinterließ eine Tochter, Namens Léonore. Seine fille d'alliance oder Adoptivtochter, von der das 11. Capitel des zweiten Buches seiner „Essais" handelt, war Mademoiselle de Gournay. M. eröffnete in der Geschichte des franz. Geistes die Reihe origineller Denker und brach dem Descartes die Bahn. Mit den großen Männern des Alterthums innig vertraut, zugleich der erfahrenste und scharfsinnigste Beobachter seines Zeitalters, erhob er sich über das politische, kirchliche Treiben und den Scholasticismus seiner Umgebung und kehrte in das eigne Innere zurück. An Zwanglosigkeit gewöhnt, vielleicht auch durch physische Schwäche verhindert, verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder irgend ein systematisches Gewand zu geben. Was er dachte und empfand, wollte er nach Zufall und Laune aufzeichnen, und so entstand gleichsam ein psychologisches Gemälde, in welchem seine eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet und das einen Schatz von praktischer Lebensweisheit enthält. Nach diesem Standpunkte ist ihm sein Skepticismus, nach dieser Methode eine naive Eitelkeit nicht zur Last zu legen. In seinem Stile zeigt er sich, je nach der Stimmung und dem Gegenstande, bald fahrlässig und holpricht, bald entwickelt er unnachahmliche Grazie, gewaltige Energie und einen Reichthum und eine Fülle des Ausdrucks und der Sprache, die seine Werke zu einer Schatzkammer der franz. Sprachbildung machen. Von seinem Tode an bis zum J. 1837 erschienen von seinen „Essais" 75 vollständige Ausgaben, von denen wir nur die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818) und Victor Leclerc (5 Bde., Par. 1826—29) erwähnen. Die lesbarste deutsche Übersetzung lieferte Bode in „M.'s Gedanken und Meinungen" (6 Bde., Berl. 1793). Sein später zufällig aufgefundenes „Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne" wurde durch Guerlon (Par. 1774) veröffentlicht.

Montalembert (Marc René, Marquis de), ein ausgezeichneter Ingenieur, geb. zu Angoulême am 15. Juli 1714, trat mit seinem 17. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nachher wohnte er den Feldzügen in Italien, Flandern u. s. w. und 1741 dem östr. Erbfolgekriege bei. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und wurde 1747 in die Akademie aufgenommen, deren Memoiren er mit vielen Aufsätzen bereicherte, die sich ebenso durch neue Ideen wie durch einen reinen und zierlichen Stil auszeichnen. Auch legte er Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an. Während des Siebenjährigen Kriegs war er bei den russ. und schwed. Heeren als Commissair von Frankreich angestellt; er befestigte Anklam und verstärkte Stralsund durch Feldwerke. Nachher wurde er nach

den Inseln Aix und Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme (s. Festungsbau) befestigte, das er la fortification perpendiculaire nannte, weil die eingehenden Winkel bei der gewählten Tenaillenform insgesammt 90° erhalten konnten. Die von ihm, vielleicht nach holländ. Muster, angegebenen runden gemauerten Thürme (die Montalembert'schen Thürme) haben in neuerer Zeit wahrscheinlich wieder den Maximilianischen Thürmen (s. d.) zum Muster gedient. Auch in der Festungsartillerie sind die von ihm erfundenen niedern Rahmenlaffeten als sehr zweckmäßig zu nennen. Als ein Anhänger der Revolution überließ er 1780 der Nationalversammlung die Pension, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Bedeutende Ausgaben für die Gießereien, und wol auch Aufwand, erschöpften sein Vermögen; er mußte sein Gut in Angoumois verkaufen und ging mit seiner Gattin nach England, kehrte aber in der Zeit der Schreckensherrschaft nach Paris zurück, wo er sich in seinem hohen Alter scheiden ließ und bald darauf wieder heirathete. Seine literarischen Arbeiten hatte er schon 1761 dem Minister Choiseul angeboten; als sie im Druck erschienen, erregten sie von Seiten der Anhänger Vauban's vielfache sehr heftige Streitschriften; namentlich trat d'Arçon gegen ihn auf, den aber M. vollständig widerlegte. Sowol der Convent im J. 1795 wie der Rath der Fünfhundert im J. 1796 erwähnten seine Schriften auf eine ehrenvolle Weise, auch wurde ihm eine Unterstützung bewilligt. Er starb am 26. März 1800. Sein Hauptwerk ist „La fortification perpendiculaire ou l'art défensif supérieur à l'offensif" (Par. 1776 fg.; neue Aufl., 11 Bde., 1796; deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel „Die Vertheidigung stärker als der Angriff", 4 Bde., Berl. 1818—20). Außerdem ist noch zu erwähnen seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791". Auch hinterließ er mehre kleine Komödien, wie „La statue", „La Bergère de qualité", „La Bohémienne" u. s. w., Erzählungen und Chansons.

Montalivet (Jean Pierre Bachasson, Graf), franz. Minister unter Napoleon, geb. am 5. Juli 1766 zu Saargemünd, nahm frühzeitig Militairdienste, studirte aber dann die Rechte und erhielt schon im Alter von 19 Jahren die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne (s. d.) zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution gerieth er als constitutioneller Royalist mehrmals mit den Schreckensmännern in persönlichen Conflict, sodaß er 1794 in die Armee von Italien flüchten mußte. Ein Jahr später verschaffte ihm ein Commissar des Directoriums die Präfectenstelle zu Valence, und in der ersten Zeit des Consulats wurde er Präfect im Departement Lamanche. Sein kluges und gemäßigtes Betragen, das hier zur Beilegung des Bürgerkriegs viel beitrug, brachte ihm die Gunst des ersten Consuls und die Präfectur vom Departement Seine und Oise ein. So erhielt er nun volle Gelegenheit, sich das Vertrauen und die Freundschaft Bonaparte's zu erwerben. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chausséen, am 1. Oct. 1809 Minister des Innern. In letzterer Eigenschaft führte er die großartigen Pläne Napoleon's rücksichtlich der öffentlichen Bauten, der Industrie und des Handels mit Eifer und Geschicklichkeit aus, zog sich aber auch den Vorwurf zu, daß er nicht nur der Minister, sondern der Sklave des Kaisers sei. Nach der ersten Abdankung Napoleon's suchte er, wiewol vergebens, im Interesse der gestürzten Familie zu wirken. Nachdem er während der Hundert Tage die Verwaltung der Krongüter geführt, zog er sich mit der zweiten Restauration auf sein Landgut Duberri zurück und widmete sich der Erziehung seiner Kinder. Der Minister Decazes veranlaßte 1819 seinen Eintritt in die Pairskammer, wo er entschieden das constitutionelle System vertheidigte. Das Schicksal und der Tod Napoleon's, dem er das treueste Andenken bewahrte, gingen ihm sehr zu Herzen. Er starb am 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Departement Nièvre.

Montalivet (Marthe Camille Bachasson, Graf), franz. Minister und eifriger Vertreter der Dynastie Orleans, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Valence am 25. Apr. 1801 geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule und wurde dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausséen angestellt. Im J. 1826 gelangte er jedoch durch den Einfluß des Publicisten Bertin de Vaux zur Pairswürde. Als gewandter Schriftsteller, aber ziemlich mittelmäßiger Redner, vertrat er fortan einen gemäßigten Liberalismus. In

der letzten Zeit der Restauration wurde er Secretair der politischen Gesellschaft „Aide-toi" und gelangte dadurch zur Bekanntschaft mit den Häuptern der liberalen Partei. Diesen Verbindungen zufolge erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte (s. d.) das Portefeuille für das Innere. Bei der schwierigen Lage, in welche sich die neue Regierung unter den politischen Gährungen und Parteiausbrüchen versetzt sah, entwickelte er große Entschlossenheit. So entriß er der pariser Bevölkerung noch vor Fällung des Urtheils die angeklagten Minister Karl's X. und führte dieselben nach Vincennes. Sein enges Anschließen an die Politik und die Interessen des Hofs (s. Juste milieu) und seine Feindseligkeiten gegen die Volkspartei, namentlich bei den Unruhen im Febr. 1831, zogen ihm jedoch den Unwillen der liberalen Häupter zu. Als mit Auflösung der Verwaltung Laffitte's im März 1831 Périer (s. d.) das Ministerium des Innern und die Präsidentschaft übernahm, blieb M. dessenungeachtet im Cabinet und erhielt das Ministerium des Unterrichts. In dieser Stellung zeigte er nun rücksichtsloser seine blinde Ergebenheit für den Hof und reactionaire Tendenzen. Besonders erhob sich der allgemeine Unwille, als er in einem geschriebenen Memoire von „Unterthanen (sujets) des Königs" sprach, welcher Ausdruck den Grundsätzen der Charte völlig unangemessen war. Nach dem Tode Périer's übernahm er am 27. Apr. 1832 wieder das Ministerium des Innern. Die blutige Unterdrückung der Unruhen im Juni 1832 (s. Lamarque) und die Erklärung der Hauptstadt in Belagerungszustand machten seine Verwaltung so verhaßt, daß er endlich abtrat, als Thiers und Guizot das Cabinet vom 11. Oct. 1832 bildeten. Obschon M. keine glänzenden Verwaltungstalente entfaltet hatte, so verlor doch der Hof seine Unterstützung höchst ungern. Der König ernannte ihn nun zum Intendanten der Civilliste. Als Thiers das liberale Ministerium vom Febr. 1836 zusammenbrachte, mußte er nach dem Wunsche des Königs das Portefeuille des Innern dem warmen Freunde des Hofs wieder zugestehen. Bei der Auflösung dieses Cabinets wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und Thiers, zu Anfange des Sept. 1836, legte diesmal auch M. sein Amt nieder und kehrte zur Intendanz der Civilliste zurück. Nachträglich übernahm er indeß in der Kammer noch die ganze Verantwortlichkeit in der Angelegenheit des franz. Spions Conseil, den der Hof insgeheim zur Beobachtung der politischen Flüchtlinge in die Schweiz gesendet hatte. Der König wußte diese Aufopferung zu würdigen, und schon im März 1837 wurde M., nach Rücktritt der Doctrinaires, an Gasparin's Stelle wieder zum Minister des Innern ernannt. Im Verein mit dem Präsidenten des Cabinets, dem Grafen Molé, erregte er aber durch die erneuerte Anwendung der sogenannten Septembergesetze und andere inconstitutionelle Maßregeln die höchste Erbitterung der Volkspartei. Die Kammersitzung von 1838 begann unter den heftigsten Stürmen, sodaß am 22. Jan. 1839 sämmtliche Minister ihre Entlassung einreichten. Weil aber Soult (s. d.) keine neue Verwaltung zu Stande brachte, so nahm M. mit seinen Collegen das Portefeuille zurück und die Kammer wurde aufgelöst. In dem Kampfe bei den neuen Wahlen suchte M. der Regierung selbst durch unschickliche Mittel den Sieg zu verschaffen. Dessenungeachtet fielen die Wahlen ungünstig aus, sodaß die Minister sämmtlich abtreten mußten. Seitdem verwaltet M. ununterbrochen seinen Posten als Intendant der Civilliste.

Montalvan (Don Juan Perez de), ein berühmter span. dramatischer Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonso Perez de M., wurde 1602 zu Madrid geboren. Er trat mit 23 Jahren in den geistlichen Stand, wurde apostolischer Notar der Inquisition und starb am 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er seine erste Komödie; auch muß er sehr frühzeitig mit Lope de Vega bekannt geworden sein, dessen Hausgenosse und Lieblingsschüler er wurde. Gleich seine ersten Versuche fanden solchen Beifall, daß er sich mit allen Kräften der dramatischen Dichtkunst widmete und in Schnelligkeit des Componirens und Fruchtbarkeit mit seinem Meister wetteiferte. Ein Theil seiner Komödien erschien in zwei Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der „Comedias escogidas de los mejores ingenios de España". Die meisten wurden mit großem Beifall gegeben, so z. B. „No hay vida como la honra" und „La Toquera vizcaina", die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. M. wurde von seiner Zeit als dramatischer Dichter überschätzt;

denn es fehlte ihm zu sehr an Genialität und Individualität, um ein Dichter ersten Ranges zu sein, und ohne seines großen Meisters Lope de Vega's Geist zu besitzen, ahmte er mehr dessen Manier und Fehler nach; aber er ist, wie sein Meister, ganz Spanier, seine Nachahmung ist mehr eine instinctmäßige als pedantische und seine Stücke haben, wenn auch keinen individuellen Charakter, doch eine sehr lebendige nationale Färbung, und selbst die im Ganzen misrathenen enthalten gelungene Scenen und einzelne glückliche Züge. Außerdem hat man von ihm noch „Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares" (Madr. 1624), „Para todos" (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moralischen Betrachtungen, und „Orfeo" (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von Manchen fälschlich dem Lope de Vega beigelegt worden ist.

Montanisten ist der Name einer Sekte von fanatisch-ascetischer Richtung, die nicht ohne Einfluß auf Moral und Disciplin der orthodoxen Kirche blieb. Ihr Stifter, Montanus, der ums J. 160 zu Ardaban in Mysien und nachher zu Pepuza in Phrygien als Prophet auftrat, wollte die Religion Jesu keineswegs theoretisch, sondern durch ihre Einführung in das innere und äußere Leben der Christen vervollkommnen; in Bezug auf Sitte und Wandel wollte er die Kirche aus dem Jünglingsalter in das der männlichen Reife hinüberleiten. Mit diesem Zwecke hing zusammen, daß er eine fortdauernde außerordentliche Einwirkung des Paraklets, die sich durch prophetische Ekstasen und Visionen äußere, behauptete, daß er ferner allem Äußerlichen, dem Dogma und Ritus, eine nur untergeordnete Bedeutung zugestand, aber zugleich die Kundgebung der innern Reinheit durch die strengste Ascese zur Pflicht machte. In letzterer Beziehung schrieb er außer den gewöhnlichen noch andere jährliche und wöchentliche Fasten (s. d.) vor, erklärte die zweite Ehe und die Flucht bei Verfolgungen für Sünde und verbot die Wiederaufnahme mancher Gefallenen gänzlich. Der Chiliasmus des Montanus unterschied sich von dem vieler damaligen Kirchenlehrer nur dadurch, daß er den Eintritt des 1000jährigen Reichs als nahe bevorstehend und Pepuza als Mittelpunkt desselben dachte. Seine Anhänger, auch Kataphryges und Pepuziani genannt, die in Tertullian (s. d.) einen warmen Vertheidiger fanden und in ihren Reihen auch Prophetinnen, z. B. die Maximilla und Priscilla, zählten, bezeichneten die Glieder der herrschenden Kirche als Psychiker, während sie sich selbst den Namen Pneumatiker, d. h. Geisterfüllte, beilegten. Obgleich sie aber, schon wegen ihrer Verachtung der Wissenschaft, von den Alexandrinern bekämpft und durch Provinzialsynoden verdammt wurden, so erhielten sie sich doch bis in das 6. Jahrh. Neuerdings hat Schwegler in seiner Schrift „Der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrh." (Tüb. 1841) den Montanismus als Reaction des Judenchristenthums gegen den Paulinismus dargestellt. Vgl. Kirchner, „De Montanistis" (Jena 1832) und Münter, „Effata et oracula Montanistarum" (Kopenh. 1829, 4.).

Montauban, die Hauptstadt des franz. Departements des Tarn und der Garonne, am Tarn, der Sitz eines Bischofs, mit 25000 E., ist eine sehr schöne Stadt und wie durch ihre Fabriken, z. B. in Tuch, Zeuchen und Taback, so hauptsächlich durch ihren Handel mit Getreide und Mehl von Bedeutung. Auch hat sie eine reformirte Akademie, die 1810 gestiftet wurde und Hauptlehranstalt für reformirte Theologen ist, eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine Sternwarte und eine Bibliothek.

Montausier (Charl. de Sainte-Maure, Herzog von), geb. 1610, trat frühzeitig in die Armee und zeichnete sich unter Anderm 1636 bei der Belagerung von Breisach aus. Ein Calvinist, ging er später zur röm. Kirche über. Im J. 1664 sendete ihn Ludwig XIV. mit wichtigen Aufträgen an den päpstlichen Hof und ernannte ihn nach der Rückkehr zum Herzog und Pair und 1668 zum Gouverneur des Dauphin. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. (S. Dauphin.) Bei der Verheirathung des Dauphin im J. 1680 wurde er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er starb am 17. Mai 1690. Vgl. Puget de Saint-Pierre, „Histoire du duc de M." (Genf und Par. 1784). — Berühmter, wenigstens gefeierter als er selbst, war seine Gemahlin Louise Lucine, geborene Marquise von Rambouillet, geb. 1607, die alle Gelehrte, Künstler und schönen Geister in ihren Salons versammelte. Im J. 1661 ernannte sie Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Sie starb am 15.

Nov. 1671. Ihr berühmtes Album „Guirlande de Julie", in welches fast alle berühmten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den berühmtesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 im Druck und 1818 in einem neuen Drucke.

Montbeillard oder Mömpelgard, eine der gewerbthätigsten kleinern Städte Frankreichs, an der Alaine im Departement des Doubs, war früher der Hauptort einer dem Hause Würtemberg unter franz. Oberhoheit gehörigen Grafschaft, die 1792 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich abgetreten wurde. Sie hat 5500 E., die sich meist zur protestantischen Kirche bekennen, ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß benutzt wird, ein Gymnasium und eine Bibliothek mit seltenen Handschriften. Der bedeutendste Fabrikzweig ist die Uhrenfabrikation. Es ist der Geburtsort Cuvier's, dem man hier ein Denkmal errichtet hat. In und bei der Stadt werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden.

Montblanc, der höchste europ. Berg, 14764 F. über der Fläche des Mittelländischen Meers, gehört zu den Grajischen Alpen, einer Kette der Penninischen, und liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, von denen 16 größere und kleinere Gletscher nach Norden, 20 nach Süden hinabsteigen, in Savoyen zwischen den Thälern Chamouny und Entreves. Sein höchster, mit einem festen Schneelager bedeckter Gipfel, wo man den Anblick von 350 Gletschern hat, ist ein schmaler Rücken (Dos de dromedare), 150 F. lang und 50 F. breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger. Seit 1760, wo Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg nach dem Montblanc zu finden, ist er häufig, in neuester Zeit sogar von unternehmenden Frauen, wie von einer Bewohnerin des Chamounythals und von Mademoiselle d'Angeville aus dem Departement de l'Ain, bestiegen worden. Als erster Besteiger (am 8. Aug. 1786) wird gewöhnlich Dr. Pacard aus Chamouny angenommen; doch hatte schon vorher im Juni 1786 dessen Führer, Jacq. Balmat, den rechten Pfad gefunden und den höchsten Punkt erstiegen. Saussure selbst erstieg ihn, ebenfalls von Balmat geführt, am 3. Aug. 1787. Gegenwärtig legt man die Reise auf den Montblanc binnen 50—60 Stunden zurück.

Mont-Cenis heißt der 10752 F. hohe, zwischen Turin und Chambery in Savoyen gelegene Berg der Grajischen Alpen, mit einem 6354 F. hohen Bergpasse. Nach Einiger Forschungen soll Hannibal über den Mont-Cenis gezogen sein, über welchen damals ein gewöhnlicher Weg von Italien nach Savoyen geführt habe. Im Mittelalter allerdings bediente man sich dieses Weges, doch konnte er nur mit Saumthieren passirt werden, bis Napoleon seit 1805, zur Verbindung Italiens mit Frankreich, eine nunmehr stark befahrene Landstraße bauen ließ, die auf der westlichen Seite des Mont-Cenis längs der Arc und Isère nach Grenoble zieht. Auf der Höhe des Passes befindet sich ein Hospiz.

Montebello, ein Flecken in der lombard.-venetian. Delegation Vicenza mit 3000 E., erhielt einen geschichtlichen Namen besonders durch die Schlacht am 9. Juni 1800, in welcher der General Lannes (s. d.) den Sieg über die Östreicher davontrug und deshalb 1804 vom Kaiser zum Herzog von Montebello ernannt wurde. Auch wird diese Schlacht zuweilen nach dem nahgelegenen Orte Casteggio benannt. Im J. 1796 am 12. Nov. hatten bei M. die Östreicher unter Alvinzi die Franzosen geschlagen; im J. 1805 fand hier wieder ein für die Franzosen günstiges Gefecht mit den Östreichern statt.

Monte-Casino, s. Casino.

Montecuculi (Raimund Graf von), deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, einer der ausgezeichnetsten östr. Feldherren, geb. im Modenesischen 1608, begann als Volontair 1627 bei der östr. Artillerie unter seinem Oheim, Ernst Grafen von M., seine kriegerische Laufbahn und fand sogleich im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs vielfache Gelegenheit sich hervorzuthun. Als Rittmeister focht er in der Schlacht bei Breitenfeld am 7. Sept. 1631, wo er stark verwundet und beim Rückzuge gefangen wurde. Wieder freigegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von neuem in kaiserliche Dienste. Ein entscheidendes kühnes Vordringen beim Sturme auf Kaiserslautern, am 17. Juli 1635, brachte ihm die Ernennung zum Oberst. In Schlesien, wohin er 1639 gesendet wurde, um den Schweden unter Baner den Elbübergang bei Melnick streitig zu machen, wurde er geschlagen und beim Rückzuge abermals gefangen. Die Muße seiner mehr als zweijährigen Gefangen-

schaft benutzte er, aus den gemachten Erfahrungen Grundsätze der Kriegsführung abzuleiten. Nach seiner Auswechselung im J. 1642 trat er sogleich wieder bei der kaiserlichen Armee in Schlesien ein, wo er bei Troppau ein feindliches Corps schlug und Brieg nahm. Obschon dafür vom Kaiser zum Generalfeldwachtmeister ernannt, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzoge seine Dienste anzubieten, der ihn auch als General der Cavalerie anstellte und den Titel eines Feldmarschalls verlieh. Sehr bald kehrte er indeß nach Östreich zurück und wurde 1644 vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im J. 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf seinem Zuge gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, dann operirte er gegen den dem Rhein zuziehenden Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften Kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen. In Verbindung mit Johann von Werth brachte er ihnen bei Triebel in Schlesien eine entscheidende Niederlage bei und wurde dafür zum General der Cavalerie ernannt. Nach dem westfäl. Frieden nahm er seit 1651 wieder Theil an der Versammlung des Hofkriegsraths. Im J. 1653 besuchte er seine Eltern in Modena, wo er das Unglück hatte, bei einem zur Feier der Vermählung des Herzogs gegebenen Carrousel seinen Freund, den Grafen Manzini, durch einen Lanzenstoß zu tödten. Nach der Rückkehr bereiste er in wissenschaftlicher Beziehung Deutschland und im folgenden Jahre wurde er zu mehren diplomatischen Sendungen, unter Anderm auch nach Schweden, verwendet. Im J. 1657, als der Kaiser dem poln. Könige Johann Kasimir gegen Rakoczy und die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zu Hülfe sendete, bekam M. nach Hatzfeld's Entfernung das Commando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gesendet, befreite er Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeiführen konnten, und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. Nach dem Frieden zu Oliva im J. 1660, der diesen Krieg endete, wurde nun M. Geh. Rath und Gouverneur von Raab. Noch in demselben Jahre mußte er das Commando über das Armeecorps übernehmen, das der Kaiser gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken entsendete. Er zwang dieselben, Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch kluges Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heers bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard am 1. Aug. 1664 erfechten halfen. Durch diesen Sieg wurde zum ersten Male die lange Überlegenheit des osman. Angriffssturms von der europ. Kriegskunst gebrochen. Nach dem Frieden übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsraths, nachher auch die Direction der Artillerie. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und Holland, an dem der Kaiser und das Reich als Bundesgenossen des letztern sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Commando der kaiserlichen Armee. Er eroberte Bonn, bewirkte trotz der Wachsamkeit Turenne's die Vereinigung seines Heers mit dem des Prinzen von Oranien, und hemmte auf diese Weise mit einem Male Ludwig's XIV. Fortschritte. Zwar legte er nach Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum General der kaiserlichen Armee 1674 sein Commando nieder; doch schon 1675 wurde er wieder zu demselben berufen, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich groß als Feldherren, thaten nun vier Monate nichts, als in Scheinangriffen und Scheinmärschen gegeneinander so meisterhaft zu manoeuvriren, daß keiner von beiden Feldherren den andern zu täuschen vermochte, da Jeder den Andern danach beurtheilte, was er an dessen Stelle thun würde. Als endlich eine Schlacht entscheiden sollte, tödtete am 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel im Einleitungsgefechte den franz. Feldherrn, dessen Tod M. in seinem Berichte an den Kaiser mit ehrenden Worten beklagte. Nach Turenne's Tode verfolgte M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß und belagerte Hagenau und Zabern; doch durch Condé's Erscheinen sah er sich genöthigt, den Elsaß wieder zu verlassen, und belagerte nun Philippsburg. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden, schloß M. seine Laufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten; er schätzte die Wissenschaften sehr hoch und trug namentlich zur Stiftung der Akademie für die Natur-

forschung bei. Kaiser Leopold erhob ihn 1679 zum deutschen Reichsfürsten und der König von Neapel verlieh ihm bald nachher das Herzogthum Melfi. Als er wegen der Pest den Kaiser von Wien nach Linz begleitete, wurde er beim Einreiten in das dasige Schloß durch einen herabfallenden Balken verwundet und starb zu Linz in Folge dieser Verwundung. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann franz. (Par. 1712 und öft.; mit einem Commentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., Par. 1769, 4.), und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807, Fol.) und Grassi (2 Bde., Tur. 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie denn überhaupt Manches von seinen Schriften noch ungedruckt sein soll.

Montefiascone, eine Stadt in der päpstlichen Delegation Viterbo und der Sitz eines Bischofs, liegt höchst malerisch am See von Bolsena auf einem vereinzelten Hügel. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale und die Kirche San-Flavian mit Krypten. Die Zahl der Einwohner beträgt über 3700. Der hier erbaute angenehme Muscatellerwein, welcher zu den berühmtesten Weinen Italiens gehört, ist unter dem Namen Est, est, est bekannt, der sich auf folgende Sage gründet. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser an das dasige Thor: Est, est, est. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und wurde in der San-Flavianskirche begraben, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist, mit der Inschrift Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.

Montemayor (Jorge de), ein berühmter portug. Dichter, geb. um 1520 zu Monte-Mayor oder Montemor, wovon er den Namen führt, wurde in seiner Erziehung und Bildung sehr vernachlässigt und trat frühzeitig in Militairdienste, obschon seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Später begab er sich nach Castilien und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die königliche Kapelle aufnehmen. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden und für die verabsäumten Studien entschädigte ihn ein glänzendes Talent, namentlich für Sprachen. Später wurde er von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johann's III. von Portugal und Schwester Kaiser Karl's V., an ihren Hof berufen und starb vor 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gelassene „Diana" (erste Ausg. 1545; neueste Ausg., Madr. 1795 und 1802) wurde er Erfinder des span. Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo (s. d.). Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung „Cancionero" (erste Ausg. unter dem Titel „Obras", Antw. 1554; dann „Cancionero", Saragossa 1561 und öft.) und eine Übersetzung der Werke des Troubadours Ausias March (Saragossa 1562).

Montenegro (ital.), d. i. schwarzes Gebirge, bei den Türken Kara-dagh, bei den Albanesen Mal Iris, bei den slaw. Eingeborenen Tscherna Gora, heißt die kleine 60□ M. große Gebirgslandschaft, die, zwischen dem östr. Dalmatien, der Herzogewina und Albanien, auf dem dalmatinischen Küstengebirge, am Adriatischen Meere gelegen, eine in sich abgeschlossene, schwer zugängliche Felsenbastei am Südostende dieses Gebirgs bildet. Das Land ist mehr durch seine Bewohner und ihre eigenthümlichen Verhältnisse, als durch seine, wenn auch interessante Gebirgsnatur berühmt; es ist im Ganzen wegen seines felsigen Bodens wenig ergiebig und nur in den Thälern fruchtbarer. Die Bewohner (abgesehen von den Auswanderern, die in Bosnien und dem östr. Dalmatien sich angesiedelt haben), ungefähr 107000 an der Zahl, der slaw. Völkerfamilie und insbesondere dem serb. Stamme angehörig, sind von schöner und kräftiger Gestalt, mit edeln und stolzen, wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen. Sie bilden eine der merkwürdigsten Völkerschaften Europas, sowol in Betreff ihrer noch ziemlich auf dem Standpunkte des Naturzustandes stehenden Sitten und gesellschaftlichen Zustände, als hinsichtlich ihrer Schicksale und Kämpfe. Mehr herumschweifender Hirte und abenteuernder Jäger als stetiger Ackerbauer, hat der Montenegriner noch die ganze Ursprünglichkeit seines Charakters bewahrt, die sich in ungezähmter Wildheit und Leidenschaftlichkeit, in Schlauheit und Hinterlist, in grausamer Rachsucht und Selbst-

hülfe, in Streit- und Kriegslust, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, frugalster Mäßigkeit, Genügsamkeit, einfachen reinen Sitten und ungezwungener, wenn auch rauher und roher Natürlichkeit ausspricht. Von ungeschwächter Stärke sind die Familien- und Stammesbande, was sich einestheils in dem patriarchalischen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, in besonderer Wohnung unter gemeinschaftlichem Familienoberhaupte zusammenhält, anderntheils in der noch herrschenden Blutrache und den Stammesfeindschaften ausspricht, die Familie gegen Familie und Stamm gegen Stamm solidarisch auftreten lassen. Bei diesem Volkscharakter und der verhältnißmäßig zu starken Bevölkerung des Landes, der weder der kärgliche Boden überflüssigen Unterhalt, noch irgend eine Industrie, die sich über die niedrigste Hausindustrie erhöbe, einen Ersatz für die Kargheit des Bodens gäbe, ist es natürlich, daß die ohnehin zu abenteuerlichen Unternehmungen von Natur aus geneigten Montenegriner einigermaßen das Gepräg eines Räubervolks tragen, das, wenn nationale und religiöse Interessen mit ins Spiel kommen, zum streitbarsten Kriegervolk werden kann, wie es die Kämpfe zwischen den Montenegrinern und Türken gezeigt haben. Die Verfassung des Landes ist eine hierarchisch-republikanische. An der Spitze eines vom Volke gewählten Rathes der Familienältesten (Senat) steht ein Oberhaupt, das die Würde eines Wladikas oder Anführers mit der eines Erzbischofs vereint und so weltliche Macht auf geistlichen Einfluß stützt. Ihm liegt die oberste Verwaltung und Gerechtigkeitspflege ob, welche beide bei dem Mangel einer ausgebildeten Staatsgewalt auf patriarchalische Weise, jedoch nicht nach bloser Willkür ausgeübt werden dürfen; denn wenn auch geschriebene Gesetze fast unbekannt sind, so ist doch die Macht des Herkommens und der Sitte um so stärker. In Folge dieses Mangels an Policirung ist den Leidenschaften der Einzelnen noch großer Spielraum gegeben und der Zustand des Landes daher noch ziemlich unsicher und ungeordnet. M. zerfällt in vier Najas oder Bezirke, deren jeder unter einem Hauptmann steht und wieder eine bestimmte Anzahl Gemeinden in sich faßt, die zusammen mit den benachbarten aus Montenegrinern bestehenden Gemeinden, die nicht zum eigentlichen unabhängigen M. gehören und deshalb zu häufigem Streit mit den Türken Veranlassung geben, auf 20000 Waffenfähige ins Feld stellen können. Hauptort des Landes und Sitz des Wladika ist Cettigne.

M. gehörte im Mittelalter zum großen Serbenreich, von dem es sich 1389 losriß und unter eigenen Fürsten einen eigenen Staat bildete, bis 1516 der letzte abdankte. Seitdem wurde es von einem Wladika und einem Erzbischof regiert, welche Würden in gewissen Familien erblich waren, und in neuester Zeit in Einer Person, aus der Familie Petrowitsch, vereinigt wurden. Während dieser Zeit lagen die Montenegriner, eng verbündet mit den Venetianern, in fast ununterbrochenem Streit mit den Türken, der mit abwechselndem Glück geführt wurde, bis sie gegen Ende des 18. Jahrh. factische Unabhängigkeit errangen, die sie bis jetzt bewahrt haben, wenn auch ihre selbständige staatliche Existenz noch nicht für eine völkerrechtlich anerkannte gelten kann. Mit dem Umsichgreifen der Macht Rußlands machte sich schon im 18. Jahrh. dessen Einfluß in M. geltend, und in fortwährend steigendem Maße entwickelte sich derselbe in der neuesten Zeit, sodaß M. gegenwärtig factisch als im Schutze Rußlands stehend betrachtet werden kann, von dem der Wladika durch Geld und andere Unterstützungen abhängig ist. Der gegenwärtige Wladika, Petro Petrowitsch II., ist vor Allem bestrebt, sein Volk einigermaßen zu civilisiren, was ihm auch in vielen Beziehungen gelungen ist. Er hat einen Senat von sechs und einen Gerichtshof von 155 Mitgliedern eingerichtet, hat besonders auf Abschaffung der Blutrache und der Selbsthülfe und Einführung eines gesicherten Rechtszustandes nach Kräften hingearbeitet und hat sogar die Herausgabe eines Staatskalenders und eines monatlich erscheinenden Blattes bewerkstelligt. Im Sommer 1838 besuchte der König Friedrich August von Sachsen das Land und den Wladika, was dieser sehr hoch aufnahm. Auch erschien eine Beschreibung der Reise des Königs in M. in montenegrinischer Sprache. In den letzten Jahren waren die Montenegriner in Folge von Raubzügen und wegen Grenzstreitigkeiten in blutige Conflicte mit den östr. Militairbehörden und den Türken gerathen, welche letztere 1844 die Montenegriner völlig bekriegten und ihnen mehre Inselchen im See von Skutari nahmen. Mit den Östreichern wurde der Streit unter russ. Vermittelung gütlich beigelegt.

Montenotte, ein Dorf in Piemont, auf den Apenninen, ist bekannt durch das Gefecht am 12. Apr. 1796, in welchem Bonaparte die Östreicher unter dem General Argenteau zurückwarf, die hier einen Verlust von mehr als 2000 M. an Todten und Gefangenen erlitten.

Monte Pulciano, eine kleine Stadt in Toscana, im Chianathale, von 2000 E., der Sitz eines Bischofs, mit einem bischöflichen Seminar und einem Gymnasium, einer Kathedrale und mehren andern ansehnlichen Kirchen und Palästen, ist besonders seines Weines wegen berühmt, der zu den vorzüglichsten Weinen Italiens gehört.

Montereau, eine Stadt im franz. Departement der Seine und Marne, am Zusammenfluß der Yonne und Seine, mit 3500 E., wurde 1420 von den Engländern als der letzte Punkt ihrer Eroberungen in Frankreich genommen, 1437 aber nach der hartnäckigsten Belagerung wieder von den Franzosen erobert, in deren Besitz es von nun an war. Am 18. Febr. 1814 kam es hier zu einem Treffen zwischen den Franzosen und Verbündeten, in welchem die erstern einige Vortheile über die letztern davon trugen.

Monte-Rosa, bei den Alten Mons Sylvius genannt, nächst dem Montblanc (s. d.) der höchste Gebirgsstock der Mittelalpen, bildet die Spitze des rechten Winkels, worin das östliche Ende der Penninischen Alpen an die hier nordwärts bis zum St.-Gotthard hinlaufenden Lepontischen Alpen stößt. Er trennt den Canton Wallis von Italien und das Gebiet von Novara von Piemont. Von ihm laufen aus das Matterthal, das wilde Thal der Anza, das Thal der Sesia und das Lysthal. Der südliche Theil desselben, im Norden des Gressonaythales, bildet einen breiten eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte, dem Lyskamm, die größte Höhe erreicht. Eine Menge Felsenkanten und Schluchten fallen von ihm südwärts und vereinigen sich im Lysgletscher, aus dem der Lysbach entspringt, der das Thal von Gressonay bewässert. Der westliche Kamm ist der kleine Montcervin. Der eisigen Felsenkamm im Norden bilden neun Spitzen, von denen fünf trigonometrisch gemessen sind. Die niedrigste Spitze ist die Vincentpyramide, benannt nach Vincent, der sie 1819 zuerst bestieg; die Parrotsspitze erhielt ihren Namen nach dem Naturforscher Parrot, der 1817 einen Theil des Monte-Rosa untersuchte; die Signalkuppe befindet sich im Mittelpunkte des Gebirgs, und die Zumsteinsspitze, 13955 F. hoch, wurde nach Jos. Zumstein so genannt, der 1819—22 fünfmal nach den Spitzen des Monte-Rosa aufstieg und zuerst den höchsten ersteigbaren Gipfel erreichte, was weit schwieriger ist als die Besteigung des Montblanc. Die höchste nicht ersteigbare Spitze ist ein jäher Fels mit zwei kleinen Hörnern, 270 F. höher als die Zumsteinsspitze und 14220 F. über dem Meere. Der Gebirgsstock scheint, besonders in seiner obern Hälfte, aus Glimmerschiefer zu bestehen, der hin und wieder mit Gneis abwechselt, und enthält Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenminen. Die letzte Erzhütte liegt 10086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Massen nur am Fuße des Bergs. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F.; der Weinstock im Sesiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet sich ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von beinahe 1000 F. Die Schneegrenze auf der Südseite ist 9500 F., die Grenze des Hochwaldes 7000 F. Fünf südlich und südöstlich vom Monte-Rosa auslaufende Thäler bewohnen acht deutsch redende Gemeinden, die mit ihren Sprachgenossen in Wallis und im Uchtlande in der Schweiz dem Stamme der Burgunder angehören. Die Westseite ist unbewohnt. Vgl. Welden, „Der Monte-Rosa, eine topographische und naturhistorische Skizze" (Wien 1824) und A. Schott, „Die Deutschen am Monte-Rosa" (Zür. 1840).

Monte-Santo, s. Athos.

Montespan (Françoise Athenaïs, Marquise von), die Geliebte Ludwig's XIV. von Frankreich, war die Tochter Rochechouart's, Herzogs von Mortemart, und führte in ihrer Jugend von einem Familiengute den Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente. Sie wurde 1641 geboren und 1663 an den Marquis von Montespan verheirathet. Ihr Gemahl brachte sie als Ehrendame an den Hof, wo sie weniger durch ihre Schönheit, wie durch ihr anmuthiges und geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. mit Vorbedacht auf sich zog. Derselbe verließ ihretwegen die einfache und sanfte Lavallière (s. d.) und wendete sich ihr gegen das J. 1667 gänzlich zu. Der Marquis von Montespan, der dieses Verhältniß nicht in der gewöhnlichen Hofmanier betrachtete, wurde in die Bastille gebracht,

dann nach Guyenne verwiesen und endlich 1676 durch ein Urtheil des Châtelet geschieden. Indessen genoß die Marquise nur ungefähr drei Jahre ihren Triumph und die volle Herrschaft über den König. Sie war mehr ehrgeizig als zärtlich und liebte den König weniger als den Glanz. Zur Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau von Maintenon (s. d.) angenommen, und diese gewann allmälig das Herz des Königs, ohne daß es die Gebieterin ahnete. Schon gegen Ostern 1675 fand eine Trennung zwischen dem Könige und der M. statt, der jedoch eine Aussöhnung folgte. Allein die stolze Geliebte vermochte seitdem wenig mehr über den Monarchen, und das Verhältniß wurde allmälig nur durch die Gewohnheit festgehalten. Nachdem endlich der König mit ihr im J. 1686 völlig gebrochen, erschien sie nur selten bei Hofe; 1691 aber mußte sie sich aus Paris entfernen. Sie lebte nun an verschiedenen Orten und trat zuletzt in den Orden der Töchter des heil. Jakob. Wiewol sie großen Aufwand vermied, machte sie doch bis an ihr Ende die Ansprüche einer Königin. Im Mai 1707 starb sie bei dem Gebrauch der Bäder zu Bourbon-l'Archambault. Von ihrem rechtmäßigen Gemahl hinterließ sie den Herzog von Antin; aus dem Umgange mit Ludwig XIV. entsprangen: der Herzog von Maine (s. d.); der Graf von Verin, gest. 1683; Mademoiselle de Nantes, verheirathet an den Herzog von Bourbon; Mademoiselle de Tours, gest. 1681, und de Blois, verheirathet an den Herzog von Orleans; und den Graf von Toulouse. Außerdem starben mehre Kinder, die sämmtlich legitimirt wurden, frühzeitig. Vgl. „Mémoires de Madame la Marquise de M." (2 Bde., Par. 1829).

Montesquieu (Charl. de Sécondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmtesten philosophisch-politischen Schriftsteller der Franzosen, stammte aus einer vornehmen Familie in Guyenne und war am 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse seines Vaters Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten sich durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er so früh in das Geschäftsleben eintrat, blieb er doch immer literarischen Bestrebungen vorzugsweise zugewendet. Diese Vorliebe bewies er besonders durch seine rege Theilnahme für die Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzoge Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten „Lettres persanes" (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landsh. 1803). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmensch, unter der Maske eines Persers, das damalige politische, gesellschaftliche und literarische Leben der Franzosen. Ein geistreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dagewesen; überdies vermehrte die sinnreiche Einkleidung den Reiz des Buchs, das auch durch Sprache und Darstellung ausgezeichnet war. Einen ausführlichen Commentar zu diesen Briefen lieferte Meyer (Par. 1841). Obgleich M. die Akademie in seinen „Lettres" keineswegs geschont hatte, so wurde er doch 1728 zum Mitglied derselben erwählt, und würde noch früher aufgenommen worden sein, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spöttereien über die christliche Religion in dem genannten Werke gegen ihn eingenommen gewesen wäre. Um die Gesetzgebung und das Verfassungswesen fremder Nationen, die M. in seinem „Esprit des lois" darzustellen beabsichtigte, genauer kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stelle nieder. Einige Jahre später machte er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. In letzterm Lande, wo ihn besonders der vertraute Umgang mit dem geistreichen Chesterfield fesselte, verweilte er zwei Jahre; auch wurde er in die Königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède ließ er die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (Par. 1734; deutsch von Hacke, Lpz. 1828) erscheinen, die vielleicht sein vollendetstes Werk sind und nicht mit Unrecht eine röm. Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meisterstück waren auch die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque" (Par. 1748), die er pseudonym als Charles d'Outrepont herausgab. Nie hat ein Psycholog, den Tacitus ausgenommen, so die Seele eines Despoten erforschend zergliedert und ihre leisesten Regungen erlauscht, als es in diesen Dialogen geschehen ist. Nach langen Vorbereitungen erschien endlich M.'s Hauptwerk „Esprit des lois" (2 Bde., Genf 1748, 4.; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829). Es war das erste Werk, welches die Entwickelung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Na-

turverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Überblicke darzustellen versuchte. Begeistert für Wahrheit und Recht, wenn auch Beides oft einseitig auffassend, erhob M. durch dieses Werk die Staatswissenschaft zur Lieblingsbeschäftigung des gebildeten Publicums. Indem er aber in den wesentlichsten Dingen sich nicht über sein Jahrhundert erhob, die Bedeutsamkeit des religiösen Moments im Leben der Menschen, weil er Religion und Moral von Boden und Klima abhängig machte, verkannte, und besonders das Christenthum gering schätzte, indem er ferner dem Rechts- und Pflichtgefühl in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und es bei vollkommenen Institutionen, welche zu ersinnen Sache des Verstandes ist, für fast entbehrlich hielt, indem er endlich die absolute Rechtsidee für den verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sei, aufgab, wurde sein System ein Gebäude, das, auf einem schiefen Fundamente stehend, in allen seinen Theilen verschoben ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler ist es in den Einzelnheiten nicht hoch genug zu schätzen. Einen geistreichen „Commentaire sur l'Esprit des lois" lieferte Destutt de Tracy (Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires" zu nennen; der „Temple de Gnide", eine Art Gedicht in Prosa, ist ein von ihm der Frivolität der damaligen Zeit dargebrachtes Opfer. Er starb zu Paris am 10. Febr. 1755. Wenige Stunden vor seinem Tode suchte die Geistlichkeit von ihm Veränderungen in den „Lettres persanes" zu erpressen. In Bezug hierauf sagte er: „Je veux tout sacrifier à la religion, mais rien aux jésuites". Er war äußerst liebenswürdig; seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit blieben sich stets gleich. Wie sehr man auch seine Unterhaltung von allen Seiten suchte, so verbrachte er doch die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Gütern; auch legte er nie den gasconischen Dialekt ganz ab. Obgleich von Natur ökonomisch, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die Wohlthat, die er zu Marseille einem jungen Schiffer erzeigte, dessen in Sklaverei gefallenen Vater er auslöste, gab zu dem Schauspiele „Le bienfait anonyme" Veranlassung und Stoff. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759, 4.), die baseler (8 Bde., 1800), und unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819), die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., Par. 1827) und die von Lefebvre (2 Bde., Par. 1839). Vgl. M.'s „Eloge" von Villemain, das 1816 von der Akademie gekrönt wurde.

Montesquiou-Fézensac (Franç. Xavier Marc Antoine, Herzog von), franz. Minister unter Ludwig XVIII., stammte aus einer uralten Adelsfamilie und wurde 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch geboren. Er trat in den geistlichen Stand und war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zur Versammlung der Generalstaaten abordnete. Obwol ein Vertheidiger des alten Zustandes, zeigte er doch sogleich sehr gemäßigte Grundsätze und große Schmiegsamkeit. Am 16. Juli mußte er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklären, und die Rede, welche er dabei hielt, verschaffte ihm bei allen Parteien große Popularität. Bei der Verhandlung über die geistlichen Güter sprach er zwar heftig gegen deren Verwandlung in Nationalgüter, ließ sich aber dann doch bewegen, bei der Veräußerung jener Güter als Commissair zu fungiren. Im Laufe des J. 1790 wurde er zweimal zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft erhob er sich sehr energisch gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de Lahoussaye, der die Decrete der Versammlung misachtete, und entfremdete sich dadurch den Hof und die Aristokratie. Er gewann indeß der letztern Gunst wieder, indem er eifrig der völligen Aufhebung religiöser Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus widerstand, obschon er insgeheim der Maßregel anhing. Mit Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung zog sich M. ins Privatleben zurück und trat mit dem Hofe gegen die Fortschritte der Revolution in Verbindung. Er wanderte nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 aus, und das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode. Unter dem Directorium kehrte er jedoch nach Frankreich zurück, um das royalistische Interesse zu unterstützen. Unter Anderm richtete er auch jenen berühmten Brief an den Consul Bonaparte, in welchem derselbe angegangen wurde, den Thron für die Bourbons wiederherzustellen. Nach der ersten Restauration wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und wirkte als solches bei dem Entwurfe der constitutionellen

Charte. Nachdem er am 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, bot er den Ultraroyalisten die Hand zu dem ausschweifendsten Beginnen. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt, jedoch am 17. Aug. 1815 mit der Pairs- und Herzogswürde bekleidet. Vom Alter gebeugt, nahm er indeß in der Kammer nur selten das Wort. Noch mußte er zu seinem Leidwesen den Sturz der alten Dynastie erleben. Er starb am 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn, Anatole, Graf von Montesquiou-Fézensac, geb. am 8. Aug. 1788, Maréchal-de-Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine sehr schnelle militairische Laufbahn in Folge des Umstandes, daß seine Mutter, gest. am 30. Mai 1835, die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie 1815 aus Östreich nach Frankreich zu entführen versuchte. — Derselben Familie gehört an Anne Pierre, Marquis von Montesquiou-Fézensac, General der franz. Republik, geb. zu Paris 1741, der beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur und Maréchal-de-Camp war. Der Adel von Paris schickte ihn zur Nationalversammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Gegen das Ende der Sitzung ernannte man ihn zum Oberbefehlshaber der Armee des Südens. In dieser Eigenschaft fiel er am 22. Sept. 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Die Jakobiner konnten jedoch seine adelige Herkunft nicht vergessen und setzten ihn in Anklagestand. Er floh deshalb im Nov. von seiner Armee in die Schweiz und lebte daselbst längere Zeit in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Orleans. Im J. 1795 strich ihn der Convent von der Emigrantenliste und bewilligte seine Rückkehr und Vertheidigung. Er starb zu Paris am 30 Dec. 1798 und hinterließ mehre, jetzt vergessene poetische Werke.

Monteverde (Claudio), ital. Operncomponist, geb. zu Cremona um 1570, machte seine contrapunktistischen Studien unter dem Kapellmeister Ingegneri zu Mantua, wurde 1613 Kapellmeister an der Marcuskirche zu Venedig und starb um 1650. Er hat mehre sehr schulgerechte Kirchenstücke und geschätzte Madrigale geschrieben, am höchsten aber stand er als Operncomponist. Indeß nimmt er auch in letzterer Eigenschaft weniger durch Das, was er wirklich leistete, als vielmehr durch die Anregungen, welche er gab, eine sehr würdige Stelle in der Geschichte der Musik ein. Indem er sich mancher damals hart verpönter Freiheiten bediente, insbesondere einen häufigern und freiern Gebrauch von den Dissonanzen machte, mußte er allerdings Anfeindungen erfahren; die Folgezeit aber hat seinen Neuerungen thatsächliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zugleich war er einer der Ersten, welche für Instrumente schrieben, und damit dem aus dem Stegreife Spielen, wie es vor ihm üblich war, ein Ende machte.

Montevidēo, die wichtigste Stadt der südamerik. Republik Uruguay, am nördlichen Ufer des Laplata und stark befestigt, hat einen sichern, aber zu seichten Hafen und gegen 16000 E., die ansehnlichen Handel treiben. Früher viel bedeutender als jetzt, zählte sie über 30000 E. M. nebst der Umgegend gehörte zur Zeit der span. Herrschaft nebst Banda oriental, unter welchem Namen es auch oft mitbegriffen wurde, zu Buenos-Ayres und war während des Unabhängigkeitskriegs ein Hauptschauplatz der Kriegsbegebenheiten. Seit 1825 ein freier Staat unter dem Namen Montevideo, nahm dann das Land 1828 den Namen Uruguay an.

Montezūma II., der letzte Herrscher in Mexico vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Spanier, folgte 1502 seinem Vater in der Regierung. Unter ihm landete 1519 Cortez in Mexico mit seinem kleinen Heere. Erschreckt durch eine alte Weissagung und geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung dieser Fremdlinge, empfing ihn M. als seinen Gebieter. Als er jedoch nach und nach erkannte, daß die Ankömmlinge keine übermenschlichen Wesen seien, sann er heimlich auf deren Vernichtung. Kaum hatte dies Cortez in Erfahrung gebracht, so ließ er M. fesseln und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Spaniens anzuerkennen. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufruhr stillen wollte, wurde er durch einen Steinwurf verwundet. Zwar wurde er von den Spaniern in Schutz genommen und verbunden, doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er immer von neuem den Verband ab. Er starb bald nach-

her, im J. 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christliche Religion an. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Teruel, Graf von M., span. Grande erster Classe, wurde seiner liberalen Gesinnungen wegen von Ferdinand VII. aus Spanien, und als er hierauf nach Mexico ging, auch von hier verbannt, und starb zu Neuorleans am 22. Oct. 1836.

Montfaucon (Bernard de), lat. gewöhnlich Montefalco oder Montefalconius genannt, ein namhafter Alterthumsforscher, geb. am 16. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, ließ sich aber 1675 in die Congregation der Benedictiner von Saint-Maur aufnehmen, und umfaßte nun mit gleichem Eifer die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Seiner gelehrten Arbeiten wegen machte er 1698 eine Reise nach Italien, wo er vom Papst Innocenz XII. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr im J. 1701 lebte er ununterbrochen in Paris, wo er am 19. Dec. 1741 starb. Er schrieb zu viel, um seinem Stil immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben, doch erwarb er sich als Sammler das größte Verdienst. Als seine Hauptwerke erwähnen wir die bis jetzt unübertroffene „Palaeographia graeca" (Par. 1708, Fol.), sowie „L'antiquité expliquée et représentée en figures" nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24, Fol.; deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757, Fol.; umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807, Fol.), die, wenn sie auch Spuren der Flüchtigkeit an sich trägt, doch für den Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung ist; ferner „Les monumens de la monarchie franç." (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33, Fol.), und das „Diarium italicum" (Par. 1702, 4.), das die Beschreibung alter Denkmäler und Nachrichten von vielen noch unbekannten griech. und lat. Handschriften gibt; endlich die „Collectio nova patrum et scriptorum graec." (2 Bde., Par. 1706, Fol.), die „Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana" (Par. 1715, Fol.) und die „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (2 Bde., Par. 1739, Fol.).

Montferrat, ein ehemals selbständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, jetzt ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, liegt in zwei getrennten Theilen zwischen den Seealpen und dem Po, und zählt auf 50 □M. 180000 E. Die ehemalige Hauptstadt ist Casale (s. d.); in der Nähe liegt das alte Schloß Cuccaro, wo nach früherer Annahme Christoforo Colombo geboren sein sollte. M. war in frühern Zeiten ein Theil des röm., dann des longobard. und später des fränk. Reichs, und hatte bis zu Anfange des 14. Jahrh. eigene Markgrafen. Durch Erbschaft kam es hierauf an einen Seitenzweig des byzantin. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Erst nach der Ächtung des Herzogs Karl's IV. von Mantua im J. 1703 machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die auch von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden.

Montgelas (Maximil. Jos., Graf von), bair. Minister, geb. zu München am 12. Sept. 1759, aus einem aus Savoyen stammenden, in Baiern eingebürgerten Geschlechte. Er studirte in Nancy und in Strasburg, wurde 1777 kurbair. Hofrath und 1779, nachdem der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Baiern ererbt hatte, Kammerherr und Büchercensurrath. Wegen Verfolgung von Seiten der Illuminaten trat er 1787 als Legationsrath in pfalzzweibrückische Dienste und wurde hier 1795 Regierungsrath und 1796 Wirklicher Geh. Rath. Als 1799 nach dem Tode Karl Theodor's von der Pfalz der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken Kurfürst von Baiern wurde, ernannte er M. sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von jetzt an der stete Rathgeber seines Fürsten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und gewissermaßen dessen Premierminister erwarb er sich die unbestreitbarsten Verdienste um die politische, administrative und geistige Hebung des zuvor verdumpften und verwahrlosten Baierns, obschon nicht zu leugnen ist, daß er dabei nicht von einem nationalen sittlichen, sondern von einem beschränkten, bureaukratisch-policeilichen Standpunkt ausging und durch Rücksichtslosigkeit und Willkür mitunter die heiligsten Interessen verletzte. Im J. 1803 war er mit der Finanzverwaltung beauftragt; 1806 erhielt er das Ministerium des Innern; 1809 das der

Finanzen und 1810 wurde er in den Grafenstand erhoben. Für Einführung einer Constitution durchaus nicht geneigt, erhielt er 1817, als der König Maximilian Joseph eine solche seinem Volke zu geben sich entschlossen hatte, hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen, seine Entlassung mit einer Pension von 30000 Fl. Im J. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe, in welcher er bei der Versammlung von 1827—28 als zweiter Präsident fungirte. Er starb zu München am 13. Juni 1838.

Mont-Genèvre heißt eine der höchsten Spitzen der Cottischen Alpen, vier Stunden von Briançon, im franz. Departement der Hautes-Alpes, an der Grenze von Piemont, 11058 F. hoch.

Montgolfier (Jacq. Etienne), der Erfinder des Aërostats (s. d.), geb. am 5. Jan. 1745 zu Vidalon-lès-Annonai im Departement Ardèche, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, widmete sich nebst seinem ältern Bruder, Jos. Mich. M., wider den Willen seines Vaters den Studien der Mathematik, Mechanik und Physik. Beide übernahmen, nachdem sie manche jugendliche Verirrungen bestanden, die väterliche Papierfabrik. Durch die Lecture der Priestley'schen Schrift über die Luftarten und durch eigene Beobachtungen wurde Etienne in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf die Erfindung einer Art von Luftschiffen geführt, welche nach ihm Montgolfières genannt wurden. Den ersten Versuch machten sie damit 1783 zu Annonai, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles, vor dem Hofe das Experiment wiederholte. Beide Brüder wurden hierauf in die Akademie aufgenommen und außerdem erhielten sie noch verschiedene Belohnungen. Etienne starb am 2. Aug. 1799 zu Servières, wo er zuerst den Gedanken seiner Erfindung gefaßt hatte. — Sein Bruder, Jos. Mich. M., geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehre eigene Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (bélier hydraulique) und des Calorimètre berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach Wiederherstellung der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium angestellt und 1807 zum Mitglied des Instituts ernannt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zu Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb am 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, nennen wir den „Discours sur l'aérostat" (Par. 1783).

Montgomery (Gabr. de), ein durch Tapferkeit und Schicksal berühmter franz. Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie und war, gleich seinem Vater, Offizier in der schot. Leibgarde. Bei einem Turnier, das Heinrich II. (s. d.) von Frankreich am 30. Juni 1559 zur Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, foderte der König, nachdem derselbe bereits mehre Lanzen gebrochen, den jungen M. auf, einen Gang mit ihm zu machen. M. folgte nur zögernd in die Schranken und erfuhr das Unglück, den König mit dem Schafte seiner auf den ersten Anlauf zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen. Heinrich II. starb an dieser Verwundung, nachdem er noch elf Tage, aber ohne Bewußtsein, gelebt hatte. Wiewol ganz schuldlos, entfernte sich M. doch aus Frankreich und ging nach England, wo er zum Protestantismus übertrat. Im J. 1562, bei Beginn der Religionskriege, konnte er sich indessen nicht enthalten, in sein Vaterland zurückzukehren und für die protestantische Partei die Waffen zu ergreifen. Er vertheidigte noch in demselben Jahre Rouen mit großem Muthe, mußte jedoch, als er sich nicht zu halten vermochte, in die Normandie zurückkehren. Auch bei Erneuerung des Kampfes im J. 1565 trat er für seine Glaubensgenossen auf und kämpfte in der Schlacht von Saint-Denis. In dem dritten Religionskriege war er eines der Häupter des Protestantismus und erlangte über die Königlichen in Languedoc und Béarn mancherlei Vortheile. Obschon vom Hofe mit Coligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von Saint-Germain nach Paris. Gleichsam durch ein Wunder entkam er bei den Metzeleien in der Bartholomäusnacht und floh nach England. Im Apr. 1573 erschien er vor Larochelle mit einer kleinen Flotte, deren er sich besonders zur Verheerung der bretagnischen Küste bediente. Nachdem er durch eine Landung in der Normandie ein ziemlich starkes Corps Hugenotten zusammengebracht, begann er auf seine Hand den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu Saint-Lô hart be-

drängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich am 27. Mai 1573 ergeben mußte. Matignon hatte ihm das Leben verbürgt, allein Katharina von Medici erzwang seine Auslieferung. Nach längerer Einkerkerung wurde er am 27. Mai 1574 auf dem Grèveplatz enthauptet. Er starb heldenmüthig und hinterließ neun Söhne, die insgesammt tapfere Krieger waren.

Montgomery (Jam.), engl. Dichter, geb. zu Irvine in Ayrshire am 4. Nov. 1771 als der älteste Sohn eines Predigers der Mährischen Brüder, wurde in der Pflanzschule derselben zu Fulneck bei Leeds seit seinem sechsten Jahre erzogen. Dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, abgeneigt, ging er zu einem Kaufmann in die Lehre. Später wurde er Theilnehmer an einer in Sheffield erscheinenden Zeitung, die er nachher allein übernahm. Wegen Preßvergehen kam er 1794 auf drei und 1795 auf sechs Monate ins Gefängniß. Sein erstes dichterisches Werk war der „Wanderer in Switzerland" (1806), der, obwol vom „Edinburgh review" streng getadelt, dennoch großen Beifall fand und 13 Auflagen erlebte. Es folgte 1807 „The West Indies"; 1810 „Prison amusements", geschrieben 1794; 1813 „The world before the flood"; 1819 „Greenland" und bald darauf „The pelican island". Außerdem schrieb er in Prosa „Thoughts on wheels". M. ist vorzugsweise religiöser Dichter. Edle Gesinnung, Wärme und Tiefe des Gefühls, Reichthum der Einbildungskraft und malerische Schönheit der Sprache sind seine Vorzüge; zu häufige und zu lange moralische Betrachtungen sein Fehler. Noch gegenwärtig lebt er in Sheffield, doch hat er seit 1825 seine Zeitung aufgegeben. Seine Werke erschienen gesammelt 1841 in vier Bänden. — Nicht zu verwechseln ist Jam. M. mit Rob. M., einem engl. Geistlichen, der sich seit 1828 durch mehre Gedichte, wie „The omnipotence of the Deity" (1828), „Satan" (1830), „The Messiah" (1832), „Luther" u. s. w., bekannt gemacht hat, die in ähnlichem Geiste wie die des ältern M., aber ohne dessen Selbständigkeit in der Erfindung und ohne dessen Reinheit in der Sprache geschrieben sind.

Montgomery-Martin (Rob.), engl. Statistiker, geb. 1803 in der irischen Grafschaft Tyrone, studirte in Dublin Arzneikunde und besuchte 1820—30, zum Theil als Schiffsarzt, mehre außereurop. Länder, namentlich die Ostküste Afrikas, Arabien und Ostindien. Seit seiner Rückkehr nach England hat er als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und fast keine Frage von einiger Wichtigkeit ist vorgekommen, bei welcher er nicht seine Stimme erhoben hätte. Am wichtigsten sind indeß seine Werke über die brit. Colonien. Seine „History of the british colonies" (5 Bde., Lond. 1834—35) hat bereits mehre Auflagen erlebt und erschien zuletzt unter dem Titel „The british colonial library" (10 Bde., Lond. 1838—43); auch hat er die Geschichte, Geographie und Statistik der brit. Colonien in den „British colonies, a statistical, historical and geographical account of all the colonies of the british empire" bearbeitet, bei welchem Werke ihm die Regierung bedeutende Unterstützung angedeihen ließ. Außerdem hat er Ostindien ausführlich in „History topography and statistics of eastern India" (3 Bde.) behandelt. Sind diese Werke auch in künstlerischer Beziehung nicht ausgezeichnet, so enthalten sie doch ein überaus reichhaltiges und sorgfältiges Material. Unter seinen übrigen Werken sind die wichtigsten „The colonial polity of the british empire" und „The statistical history of England", die noch unvollendet ist. Auch hat er „Dispatches of the Marquis of Wellesley" (5 Bde.) herausgegeben. Im J. 1843 wurde er Kassenbeamter auf Hong-kong.

Montholon (Charl. Tristan de), Graf von Lee, ein treuer Anhänger des Kaisers Napoleon, wurde 1782 zu Paris geboren. Schon als Knabe trat er in die franz. Marine, 1797 aber in das Landheer. Als Escadronchef zeigte er in der Revolution vom 18. Brumaire für den ersten Consul großen Eifer, sodaß ihm derselbe einen Ehrensäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Östreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Adjutant Berthier's fünf Mal verwundet. Nachdem ihn der Kaiser 1809 zum Kammerherrn ernannt und in seine Nähe gezogen hatte, schickte ihn derselbe 1811 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine sehr merkwürdige Denkschrift über die Lage der deutschen Höfe und deren feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Bei seiner Rückkehr stieg er zum Brigadegene-

ral und 1814 erhielt er das Commando im Departement Loire. Als Napoleon abdankte, begab er sich nach Fontainebleau und bot demselben seine Dienste an, wurde aber abgewiesen. Während der Hundert Tage erinnerte sich Napoleon des Umstands und erhob M. zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er Theil nahm, durfte er den Kaiser nach Saint-Helena begleiten, wohin ihm auch seine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit und Treue gegen den Gefangenen blieb dieselbe bis zu dessen letztem Athemzuge. Napoleon hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt, und als solcher scheute er nach seiner Rückkehr weder Mühe noch Opfer, um die übernommene Pflicht zu erfüllen. Während der Abwesenheit in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen, ließ er sich in mehrfache industrielle Unternehmungen ein, die im Juli 1829 seinen Bankerott herbeiführten. Durch angestrengte Thätigkeit gelang es ihm jedoch, das Deficit bis zum J. 1838 zu tilgen. Als der Prinz Ludwig Napoleon am 6. Aug. 1840 bei Boulogne-sur-Mer landete, um den franz. Thron zu erobern, streute derselbe Proclamationen aus, unter welchen sich der Name M.'s in der Eigenschaft eines Generalstabschefs des Prinzen befand. M. wurde sogleich verhaftet und am 6. Oct. vor den Pairshof gestellt. Der Angeklagte gestand zwar, daß ihn der Prinz bei einer Zusammenkunft in London im Apr. 1840 zur Theilnahme an dem Projecte aufgefodert; dagegen aber suchte er auch zu beweisen, daß er von der Ausführung des Attentats erst zehn Minuten vor der Landung des Prinzen Kenntniß erhalten habe. Ungeachtet der geschickten Vertheidigung des Advocaten Berryer wurde er zu zwanzigjähriger Einsperrung verurtheilt. Nach der Rückkehr von Saint-Helena hatte M. mit dem General Gourgaud die in seinen Händen befindlichen Manuscripte des Kaisers unter dem Titel „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, sous sa dictée" (8 Bde., Par. 1823; überarbeitet, 9 Bde., 1830) veröffentlicht.

Monthyon oder **Montyon** (Jean Bapt. Rob. Auget, Baron de), bekannt durch seine wohlthätigen Stiftungen, geb. zu Paris am 23. oder 26. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magistratur bestimmte. Im J. 1766 wurde er Mitglied des königlichen Raths, zeigte aber hier eine so große Unabhängigkeit der Gesinnung, daß ihn Maupeou seiner Stellung entsetzte. Erst 1775 trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt der Reihe nach die Intendanz der Provence, der Auvergne und von Larochelle. Im J. 1780 erhielt er die Stelle als Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er in der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 seinen „Rapport à Sa Maj. Louis XVIII sur les principes de la monarchie franç." Nach der zweiten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich ausschließend mit der Linderung menschlichen Elends. Sein wohlthätiger Sinn zeigte sich indessen erst nach seinem Tode, welcher am 29. Dec. 1820 zu Paris erfolgte, in seinem ganzen Umfange. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet sind. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu), den er zum Theil schon 1782 gestiftet hatte. Von seinen literarischen Leistungen nennen wir noch die „Recherches et considérations sur la population de la France" (Par. 1778), „Eloge de Corneille" (Par. 1807), „Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1660 jusqu'en 1791" (Lond. 1812) und das „Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc. sur la relation de Labissachère" (2 Bde., Lond. 1811).

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. bei Fusignano im Ferraresischen am 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza und studirte dann zu Ferrara. Im J. 1778 ging er nach Rom, wo Luigi Braschi, ein Neffe des Papstes, ihn zu seinem Secretair machte. Durch Alfieri zum Wetteifer angefeuert, dichtete er die Tragödien „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo". Die Ermordung des franz. Gesandten Basseville gab ihm Veranlassung zu dem durch glänzende Stellen ausgezeichneten Gedichte „Basvilliana", worin er sich als Nachahmer Dante's zeigte. Zwei andere Gedichte, „Musogonia" und „Feroniade", sind in ihrer ursprünglichen Gestal weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unter

drückte M. die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen auf die verbündeten Fürsten übergingen. Er wurde Secretair des Directoriums der Cisalpinischen Republik in Mailand, und obschon man ihn wegen seines Benehmens auf einer Sendung nach der Romagna anklagte, blieb er doch, da er in Gedichten den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, in seinem Amte, bis der Feldzug Suworow's in Italien ihn nöthigte, nach Frankreich zu flüchten. In Paris schrieb er die Tragödie „Cajo Gracco" und ein Gedicht auf Mascheroni's Tod, das aber auf den Wunsch seiner Freunde nur sehr gemäßigt dem Publicum übergeben wurde. Nach der Schlacht von Marengo nach Italien zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredtsamkeit nach Pavia. Bald indeß rief man ihn nach Mailand zurück, wo ihn Napoleon zum Beisitzer im Ministerium des Innern, zum Hofpoeten und Geschichtschreiber des Königreichs ernannte. Im J. 1815 dichtete er im Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiser Franz, der dem greisen Dichter den Genuß seines Einkommens ließ. Unterstützt von seinem Freunde Giulio Perticari unternahm er durch seine „Proposta" den Kampf gegen die Crusca und bewährte seine Liebe zu Dante durch die Ausgabe des „Convito". Nachdem ihn im Apr. 1826 eine Lähmung getroffen, starb er zu Mailand am 13. Oct. 1828. Seine „Opere inedite et rare" erschienen zu Mailand (5 Bde., 1832—33) und die „Opere varie" (8 Bde.) in den „Classici italiani" (Mail. 1825—27).

Montjoie, eine Stadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Roer auf der Hohen Veen, mit einem alten Schlosse, gehörte früher zum Herzogthum Jülich und zählt 3000 E., die sehr bedeutende Tuch- und Kasimirfabrikation, sowie andere Industriezweige betreiben.

Montlosier (Franç. Dominique Reynaud, Graf), Pair von Frankreich, bekannt durch seine Enthüllung der Jesuitenumtriebe, wurde am 16. Apr. 1755 zu Clermont in Auvergne geboren. Der Adel zu Riom ordnete ihn 1789 zur Versammlung der Generalstaaten ab, wo er das Interesse des Hofes und der Aristokratie auf das eifrigste vertrat. Mit gleicher Hitze erhob er sich aber auch gegen die Anmaßungen der Priesterschaft und verscherzte sich dadurch die Geneigtheit seiner Standesgenossen. Nach Auflösung der constituirenden Versammlung wanderte er nach Koblenz aus, wurde jedoch daselbst ziemlich übel aufgenommen. Er übernahm deshalb 1794 eine Sendung nach Holland und ging von da nach London, wo er ein der Revolution feindliches Blatt, den „Courier de Londres", herausgab. Im J. 1800 erhielt er den Auftrag, Bonaparte um die Herstellung der Bourbons anzugehen und demselben ein kleines Fürstenthum in Italien für diesen Dienst in Aussicht zu stellen. Als er zu Calais ans Land stieg, ließ ihn Fouché sogleich verhaften. Die Agenten des ersten Consuls stimmten ihn sodann so glücklich um, daß der „Courier de Londres" seine Feindseligkeiten einstellte, aber auch die Unterstützung der brit. Regierung verlor. M. verlegte nun sein Blatt nach Paris und gab dasselbe ganz auf, als er eine einträgliche Stelle, oder vielmehr Pension, im Ministerium des Auswärtigen erhielt. Später trug ihm Napoleon eine Arbeit auf über die alte Monarchie, die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel, wodurch dieselbe hätte gerettet werden können. Endlich nach vier Jahren reichte M. diese Denkschrift ein, die von einer Commission geprüft, gelobt, vom Kaiser aber verworfen wurde. Dagegen erhielt er den Befehl, in die Schweiz zu gehen, um dem Kaiser über die politischen Verhältnisse regelmäßigen Bericht zu erstatten. Schon nach fünf Monaten, gegen Ende des J. 1812, suchte er sich dieser Stellung zu entäußern, indem er sich auf eine Reise nach Italien begab. Nach der ersten Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und gab nun sein Werk „De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours" (3 Bde., Par. 1814; 4. Bde., 1815) mit einer dem Kaiser höchst feindlichen Vorrede heraus. Er verlangte darin die Herstellung des alten Feudalstaates in so grasser Weise, daß selbst die blindesten Royalisten Bedenken trugen, seinen Ansichten beizutreten. In seinen Erwartungen getäuscht, zog er sich 1816 auf sein Landgut bei Clermont zurück, wo sich allmälig sein Eifer für das Interesse der Bourbonen abkühlte. Als gegen 1826 in Frankreich das Treiben der Pfaffenpartei immer gefährlicher wurde, ergriff M. plötzlich die Feder und veröffentlichte unter dem Titel „Mémoire à consulter" eine kühne,

höchst gelungene Schrift, in welcher er die Ausbreitung und die Gefahren des Jesuitismus und Ultramontanismus aufdeckte. Auch richtete er sogar in diesem Sinne eine Petition an die Pairskammer. Der Hof strafte ihn dafür durch Entziehung der Pension, die er noch aus der Kaiserzeit bezog; die Liberalen aber zollten ihm den rauschendsten Beifall. M. wurde nun Mitarbeiter an dem freisinnigen „Constitutionel" und veröffentlichte gegen Ende des J. 1829 die Flugschrift „De la crise présente et de celle qui se prépare", in welcher er als Vermittler aufzutreten suchte. Nach der Julirevolution zeigte er sich als Anhänger der neuen Dynastie, was ihm 1832 die Pairswürde eintrug. Schon 1833 jedoch zog er sich in die Gegend von Clermont zurück, wo er am 9. Dec. 1838 starb. Die Geistlichkeit verweigerte seiner Leiche unter maßlosem Scandal ein christliches Begräbniß. Außer vielen Flugschriften schrieb er „Mémoires sur la révolution franç., le consulat, l'empire et la réstauration", von denen aber nur zwei Bände (Par. 1829) erschienen sind.

Montmartre, eine Anhöhe nördlich von Paris, mit dem gleichnamigen Flecken von 4700 E. Die Anhöhe, von der herab man die Ansicht von Paris genießt, war schon in den ältesten Zeiten bebaut und hieß, angeblich von einem dem Kriegsgotte geweihten Tempel, Mons Martis. Später wurde der Name in Mons martyrum verwandelt, weil am Fuße des Bergs der heil. Dionysius mit seinen Genossen den Märtyrertod erlitt. Im 12. Jahrh. errichtete König Ludwig der Dicke auf der Anhöhe ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen nicht selten arg gegen ihr Gelübde fehlten. Als König Heinrich IV. bei der Belagerung von Paris sein Hauptquartier auf dem M. hatte, lebte er mit der schönen Nonne, Marie von Beauvilliers, und seine Offiziere thaten mit andern Nonnen ein Gleiches. In der Revolution wurde die reiche Abtei ebenfalls aufgehoben. Am Fuße des M. liegt der Kirchhof, auf den sechs Arrondissements von Paris ihre Todten bestatten. Der Berg enthält überdies reiche Kalk- und Gypslager, aus denen Paris seinen Bedarf zieht. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, ließ Napoleon den M. befestigen und übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Joseph. Nach der Schlacht am 30. März 1814 wurde in der darauf folgenden Nacht die Capitulation von Paris abgeschlossen. Im J. 1815 wurden die Werke zum Schutze der Hauptstadt noch vermehrt, nach der Schlacht von Waterloo aber nach einer tapfern Vertheidigung den Engländern übergeben.

Montmedy, eine kleine Festung im franz. Maasdepartement, am Chiers, in den Ardennen, besteht aus der Oberstadt, die auf einem Felsen liegt und am stärksten befestigt ist, und aus der Unterstadt Medy bas, und hat ungefähr 2400 E. Sie wurde in den Kriegen Frankreichs mit Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, bald von dieser bald von jener Partei erobert und wieder aufgegeben, bis endlich Ludwig XIV. nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen sie am 7. Aug. 1657 eroberte, worauf sie im Frieden von 1659 für immer an Frankreich abgetreten und nun durch de Ville und Vauban von neuem befestigt wurde. Im J. 1815 von den Preußen und norddeutschen Bundestruppen belagert, capitulirte nach Erstürmung der Niederstadt die Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs.

Montmirail, ein Städtchen im franz. Departement der Marne mit 2200 E. und berühmten Mühlsteinbrüchen, ist durch die Schlacht am 11. Febr. 1814 geschichtlich denkwürdig, in welcher Napoleon den Sieg über die schles. Armee davontrug und noch einmal aufs glänzendste seine Kühnheit und sein kriegerisches Talent bekundete.

Montmorency, ein Städtchen im franz. Departement der Seine und Oise, auf einer steilen Anhöhe, die das reizende Thal gleiches Namens beherrscht, vier Stunden von Paris, mit 2000 E., Schwefelquellen und Bädern, welche den Namen d'Enghien führen, und vielen Landhäusern, ist in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß Rousseau sich einige Zeit in dem Thale aufhielt und in dem Landhause Eremitage seinen „Emile" und seine „Nouvelle Héloise" schrieb, weshalb die Stadt während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dasigen Gasthofs zum weißen Roß, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß Montmorency, aus welchem das berühmte Geschlecht gleiches Namens abstammt, wurde von der Bande noire abgetragen.

Montmorency, ein uraltes, weitverzweigtes, durch Verbindung und große und verdiente Männer ausgezeichnetes Geschlecht in Frankreich. Sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt; allein schon mit Bouchard, Herr des Fleckens und Schlosses Montmorency, der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehngüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. Jean II. wurde zu Anfang des 15. Jahrh. der Stammvater der drei Hauptzweige. Derselbe setzte seinen Sohn, Guillaume, der einer zweiten Ehe entsprossen war, zum Haupterben ein, und aus dessen Nachkommenschaft gingen die Barone und spätern Herzoge von M. hervor, die 1632 in der Person Henri's II. de Montmorency (s. d.) erloschen. Zwei andere, in erster Ehe mit der Erbin von Nivelle und Fosseux in Brabant erzeugte Söhne Jean's II., Jean und Louis, stifteten, der erste die Linie Nivelle, die 1570 erlosch, der zweite die Linie der Marquis von Fosseux, welche gegenwärtig die herzogliche Würde führt. Das jetzt lebende Haupt dieses letzten Zweigs ist Anne Charl. Franç., Herzog von M.-Fosseux, geb. am 28. Juli 1768. Er wanderte während der Revolution mit seiner Familie aus, diente in der Armee Condé's, kehrte aber unter Napoleon zurück und lebte im Dunkel bis 1814, wo er im Jan. Generalmajor der pariser Nationalgarde wurde. Ludwig XVIII. ertheilte ihm nach der ersten Restauration die Pairswürde, die er auch 1830 behielt. — Sein ältester Sohn, Anne Louis Victor Raoul, Baron von M., geb. am 14. Dec. 1790, diente in den Armeen des Kaiserreichs und war Kammerherr Napoleon's. Nachdem er nach der Rückkehr der Bourbons einige Jahre Adjutant des Herzogs von Orleans gewesen, trat er 1820 ins Privatleben zurück. — Die Nebenzweige der Marquis von Fosseux sind sehr zahlreich. Darunter gehören vornehmlich die Familie der Wastines, Prinzen von Robecque und Morbecque, gestiftet 1490 von Ogier von M., erloschen 1813 in der Person des Anne Louis Alex. von M.; die Familie der Herren von Hallot und Bouteville, dann der Herzoge von Beaufort-M. und von Pinei-Luxembourg, 1546—1761, welcher der Marschall von Luxembourg (s. d.) angehört; die Familie der Herzoge von Châtillon-Bouteville, von Olonne, und die von dem dritten Sohne des Marschalls gegründete jüngere Linie Pinei-Luxembourg, welche noch fortdauert in der Person des Generallieutenants Charl. Emanuel Sigismond von M., Herzogs von Luxembourg, geb. am 27. Juni 1774, der 1830 die Pairswürde verlor, weil er den Eid verweigerte; endlich die Familie der Prinzen von Tingri, die Christian Louis, ein vierter Sohn des Marschalls, stiftete, und deren jetziges Haupt Anne Edouard Louis von M., Herzog von Beaumont, geb. 1802, ist. — Außer den drei Hauptstämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geschlecht auch noch viele ältere Nebenäste, wie die Herren von Marly, 1160—1356, die Herren von Bouqueval und Goussainville, 1306—1461, die Herren von Croisilles und von Courrières, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloschen. Der wichtigste der alten Nebenäste ist jedoch die 1230 von Gui von M. gestiftete Familie Montmorency-Laval. Aus derselben entsprangen die Herren von Attichi, 1267—1408, die Herren von Chalouyou und Raiz, 1333—1474, die Herren von Lezai. Letzterm, 1528 von Gui de Laval gestifteten Zweige gehörte Matthieu Jean Félicité von Laval-Montmorency (s. d.) an. — Ihr gehörte ferner an Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M., geb. am 29. Oct. 1768, Pair von Frankreich und span. Grande. Derselbe war 1814 franz. Gesandter zu Madrid, 1822 zu Rom, 1828 zu Wien und 1829 zu London. Unter dem Minister Polignac trug man ihm das Portefeuille des Auswärtigen an, das er jedoch ausschlug; 1830 verlor er die Pairswürde wegen Verweigerung des Eides. Er starb am 8. Juni 1837. — Gegenwärtig ist der Generallieutenant Eugène Alex. de M., Herzog von Laval, geb. am 20. Juli 1773, das Haupt der Familie Laval-Lezai. — Aus der Familie Laval sind außerdem hervorgegangen die Herren von Bois-Dauphin, 1433—1672, ferner die 1484 gestiftete Linie Laval-Tartigni, deren letzter Nachkomme Louis Adélaide Anne Jos., franz. Generallieutenant, geb. am 18. Oct. 1752, war. Derselbe wohnte in der Armee Condé's den Feldzügen von 1796 und 1797 bei und starb im März 1828. — Nach der Erhebung der Baronie Bourbon zur Pairie und zum Herzogthum im J. 1327, sollen die Montmorencys mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der „ersten Barone von Frankreich" angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh.

zählte das Geschlecht unter seinen Gliedern sechs Connetables, elf Marschälle und vier Admirale. Vgl. „Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande" (Par. 1828).

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., war der Sohn Guillaume's und der Enkel Jean's II. de M., und wurde im März 1493 geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen König Franz's I. gegen Kaiser Karl V. durch Muth und Geschick aus, gewann in der Schlacht von Bicoque den Marschallsstab und folgte dem Könige nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia ebenfalls in Gefangenschaft gerieth. Nachdem er durch den Frieden von Madrid die Freiheit erhalten, wurde er als geschickter Finanzmann, Diplomat und Rechtskenner die Seele der Verwaltung, und 1538 ernannte ihn der König zum Connetable. Indessen zog er sich durch Rauhheit seines Wesens und die Strenge seiner Sitten viele Feinde zu. Weil er dem Dauphin sehr zugethan war, wurde er auch dem Könige verdächtig, der zugleich seine Politik rücksichtlich des Kaisers misbilligte. M. mußte sich deshalb 1541 plötzlich vom Hofe auf seine Güter zurückziehen, wo er zehn Jahre in voller Ungnade zubrachte. Erst als der Dauphin als Heinrich II. den Thron bestieg, trat er wieder an die Spitze der Geschäfte. Im J. 1557 erlitt er als Oberbefehlshaber die furchtbare Niederlage bei St.-Quentin und wurde dabei verwundet und mit einem seiner Söhne gefangen. Seine Freiheit erkaufte er durch den unvortheilhaften Frieden von Château-Cambrésis, in welchem Frankreich alle Früchte seiner blutigen Kriege verlor. Er stand im Begriff, die Zügel der Verwaltung wieder zu ergreifen, als der Tod Heinrich's II. dazwischentrat. Nach der kurzen Regierung Franz's II. gelang es ihm jedoch, während der Minderjährigkeit Karl's IX., ungeachtet des Widerstrebens der Katharina von Medici, seinen Einfluß zurückzuerhalten. Er bildete mit dem Herzog von Guise und dem Marschall Saint-André das berühmte Triumvirat. Im J. 1562 gewann er als General des königlichen Heers gegen die von Condé befehligten Hugenotten die Schlacht von Dreux, in welcher merkwürdigerweise beide Anführer die Freiheit verloren. Nach Erneuerung des Bürgerkriegs bezwang er 1567 die protestantischen Streitkräfte unter dem Prinzen Condé nochmals in der Ebene von Saint-Denis. In dieser Schlacht empfing er jedoch eine tödtliche Wunde, an welcher er den folgenden Tag, am 11. Nov. 1567, zu Paris starb. M. zeugte fünf ihm an Kühnheit und Thatkraft ähnliche Söhne: François, Herzog von M. und Marschall, gest. 1579; Henri, Pair, Marschall und Connetable, gest. 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, gest. 1612; Gabriel, Baron von Montbéron, getödtet in der Schlacht bei Dreux, und Guillaume, Herr von Thoré, gest. 1593.

Montmorency (Henri II., Herzog von), der Enkel des Vorigen und der Sohn Henri's I., wurde am 30. Apr. 1595 zu Chantilly geboren. König Heinrich IV. war sein Pathe und nannte ihn nur seinen Sohn. Im Alter von 17 Jahren erhob ihn Ludwig XIII. zum Admiral. Er rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er die Hugenotten in Languedoc besiegte und dann den Rochellern die Insel Ré wegnahm. Im J. 1628 gewann er bedeutende Vortheile über den Herzog von Rohan, der die protestantische Streitmacht führte. Der Hof gab ihm dafür 1630, während des mantuanischen Successionskrieges, den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug und Letzterm eigenhändig zwei Wunden beibrachte. Nach diesem Siege, dem die Aufhebung der Belagerung von Casale folgte, erhielt er den Marschallsstab. Von Glück trunken, glaubte er jetzt sogar dem Minister Richelieu (s. d.) entgegentreten zu können. Er nahm den aus dem Reiche vertriebenen Herzog Gaston von Orleans (s. d.) mit einer Schar span. Reiter in seinem Gouvernement Languedoc auf, wobei er weniger ein politisches Parteiinteresse verfolgte, sondern gleichsam als erbetener Secundant auftrat. Am 23. Aug. 1632 wurde er dagegen vom Hofe zum Majestätsverbrecher erklärt und seiner Würden und Güter beraubt, welches Verfahren sein kühnes Gemüth nur reizte. Der Marschall Schomberg erschien hierauf an der Spitze königlicher Truppen und lieferte den Aufrührern am 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary ein sehr kurzes Treffen, in welchem M., nach verzweifelter Anstrengung, auf den Tod verwundet wurde. Man fand ihn so auf dem Schlachtfelde und führte ihn gefangen nach Toulouse, wo das Parlament über ihn das Todesurtheil fällte. Obschon er tiefe Reue

zeigte und zahllose Fürsprecher hatte, so war doch Ludwig XIII. zur Begnadigung nicht zu bewegen. Am 30. Oct. 1632 wurde er auf dem Stadthause zu Toulouse enthauptet. Keiner seiner Zeitgenossen soll ihn an Schönheit, Anmuth und Kühnheit übertroffen haben. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen die Güter dieser Linie an seine Schwester Charlotte, die Gemahlin Heinrich's II. von Bourbon-Condé; durch den Tod des letzten Condé gingen dieselben in neuerer Zeit an das Haus Orleans über.

Montmorency (Mathieu Jean Félicité, Herzog von Laval-), franz. Minister während der Restauration und Pair, wurde zu Paris am 10. Juli 1767 geboren. Er kämpfte im nordamerikan. Freiheitskriege und trat beim Ausbruche der Revolution als Abgeordneter seines Standes in der Nationalversammlung für die politische Bewegung auf. Als der Krieg gegen das Ausland begann, bot er sogar seinen Degen an und stellte sich unter den Befehl des Marschalls Luckner. Allein die reißenden Fortschritte der Revolution bewogen ihn, aus Frankreich in die Schweiz zu fliehen, wo ihm Frau von Stael zu Coppet ein Asyl eröffnete. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück; doch sein inniges Verhältniß zur Staël machte ihn später Bonaparte verdächtig, sodaß er mehrfache Verfolgungen erdulden mußte. Nach der Restauration wurde er deshalb der eifrigste Vertreter des bourbonischen Interesses. Er erhielt im Apr. 1814 beim Grafen Artois die Stelle eines Adjutanten, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und ging dann nach Gent zu Ludwig XVIII. Der König, der in ihn großes Vertrauen setzte, ernannte ihn am 17. Aug. 1815 zum Pair und, nach Entlassung der Minister Pasquier und Siméon, am 24. Dec. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Cabinets. Als solcher ging er 1822 zum Congresse nach Verona und beförderte 1823 den Krieg gegen die span. Cortes. Weil er mit Villèle zerfiel, mußte er jedoch sein Portefeuille an seinen Freund Chateaubriand abgeben. Karl X., der ihn besonders liebte, weil er die Jesuiten begünstigte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. M. starb am 24. März 1826 in der Kirche während des Gebets. Ohne daß er je etwas geschrieben, hatte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt.

Montpellier, die Hauptstadt des franz. Departements Hérault, liegt in einer reizenden, durch ihr mildes Klima berühmten und deshalb Kranken zur Heilung empfohlenen Gegend zwei Stunden vom Mittelländischen Meere auf einer Anhöhe, welche ein angenehmes Thal umgibt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle, 21 Kirchen und 37000 E., worunter über 5000 Reformirte. Die Vorstädte sind regelmäßig und schön gebaut, desto unschöner aber ist die innere Stadt mit ihren engen, steilen, winkeligen und schmuzigen Gassen. Eine Zierde der Stadt ist der mit schönen Anlagen versehene öffentliche Platz Peyrou auf einem Hügel, von wo aus man die Pyrenäen, das Meer und die Cevennen erblickt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die Peterskirche, das Theater, der Concertsaal und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die 1½ Stunde lange Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt. Die daselbst 1196 gestiftete Universität hat drei Facultäten: die medicinische, von jeher berühmt und im Besitze eines trefflichen botanischen Gartens, des ältesten (seit 1598) in Frankreich; die der exacten und die der schönen Wissenschaften. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Lyceum und mehre gelehrte Vereine. Die Fabriken liefern besonders chemische Producte, Liqueurs und wohlriechende Wasser; ferner Woll-, Baumwoll- und feine Lederwaaren. Den bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit Wein und Sämereien unterstützt der bis ans Meer führende Kanal Grave. M. ist der Mons pessulus oder Mons puellarum der Römer. Im Mittelalter wurden daselbst fünf Concilien von 1162—1258 gehalten. Nach dem Aussterben seiner eigenen Herren kam es gegen Ende des 13. Jahrh. durch Erbschaft an die Könige von Aragonien und von diesen an die von Majorca, denen es 1350 Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Unter Heinrich III. wurde es ein Hauptsitz der Hugenotten, der sich erst nach vielen Kriegen und einer langen Belagerung im J. 1622 der Regierung unterwarf.

Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von), geb. zu Paris am 29. Mai 1627, war die Tochter des

Herzogs Gaston von Orleans (s. d.), des Bruders Ludwig's XIII. von Frankreich, und der Maria von Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier. Den größten Theil ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Heirathsentwürfen, die meist daran scheiterten, weil der Hof ihr außerordentliches Vermögen nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte. Gleich ihrem Vater war sie stolz, heftig, eitel und unternehmend; doch theilte sie nicht dessen Feigheit und Wankelmüthigkeit, sondern war kühn und festen Charakters. Als die Unruhen der Fronde (s. d.) ausbrachen, suchten sich die Parteien ihrer zu bemächtigen. Wiewol sie Ursache hatte, sich über die Verlegenheit des Ministers Mazarin und der Königin Anna zu freuen, unternahm sie doch in den ersten Jahren nichts Feindseliges gegen den Hof. Als sich aber endlich ihr Vater mit dem Prinzen von Condé verband, ergriff nun auch sie aus Liebe für den Erstern entschieden die Sache der Frondeurs. Im März 1652 schickte der Herzog seine Tochter nach Orleans, um die Stadt seiner Partei zu erhalten. Die Prinzessin brachte es durch ihr kühnes Betragen in der That dahin, daß die Bürger ihre Thore den Truppen des Hofs verschlossen. Noch wichtiger war der Dienst, den sie der Fronde am 2. Juli desselben Jahres während des Treffens in der Vorstadt St.-Antoine zu Paris leistete. Die Bürger der Hauptstadt, des Kriegs müde, verweigerten dem von Turenne hart bedrängten Condé die Öffnung der Thore. Nur durch die eifrigsten Bemühungen gelang es der Prinzessin, den Einlaß der Insurgenten durchzusetzen. Als aber auch Turenne mit eindrang, begab sie sich in die Bastille und ließ hier, auf einen ihrem Vater abgedrungenen Befehl, die Kanonen auf die königlichen Truppen abfeuern, was dieselben zum Rückzuge zwang. Die Aussöhnung ihres feigen Vaters mit dem Hofe brachte sie in große Gefahr. Sie verbarg sich anfangs bei ihren Freunden und ging dann auf ihr Landgut St.-Fargeau, wo sie Verbindungen mit dem nach Spanien übergetretenen Condé unterhielt und eine Menge geistreicher Männer um sich sammelte. Erst nach vier Jahren, 1657, durfte sie an den Hof zurückkehren. Im Alter von 40 Jahren verliebte sie sich leidenschaftlich in den jungen und schönen Grafen von Lauzun, der diese Neigung wol kaum im Ernste erwiderte. Sie besaß 20 Mill. Francs, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und den Palast Luxembourg und gefiel sich in der Idee, dieses unermeßliche Vermögen ihrem Geliebten ohne Vorbehalt zuzubringen. Der König Ludwig XIV. willigte auch im Nov. 1670 aus Freundschaft für Lauzun in die Vermählung und der Ehecontract wurde geschlossen. Allein die Montespan, die Feindin Lauzun's, stellte dem Könige das Nachtheilige dieser Verbindung rücksichtlich der Interessen des königlichen Hauses vor, sodaß Ludwig sein Wort zurücknahm. Lauzun wurde bald darauf eingekerkert, und dies geschah wahrscheinlich, weil er sich heimlich mit der Prinzessin vermählt hatte. Vergebens setzte jetzt die fast närrisch verliebte Fürstin Bitten, Thränen und Drohungen daran, ihrem Geliebten die Freiheit zu verschaffen. Erst als sie dem Herzoge von Maine, dem Sohne der Montespan, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu abgetreten, wurde Lauzun, nach zehnjähriger Gefangenschaft, freigelassen. Lauzun vergalt jedoch seiner großmüthigen Geliebten das Opfer schlecht; er stellte dieselbe bloß und mishandelte sie, sodaß sie sich 1685 von ihm trennte. In ihren letzten Jahren widmete sich die Prinzessin ganz der Religion und frommen Werken. Sie starb am 5. März 1693. Ihre „Mémoires" (beste Ausg., 8 Bde., Amst. 1746) sind für die Hofgeschichte sehr wichtig, obschon dieselben nicht selten Kleinigkeiten mit großer Breite erzählen. Ihr Universalerbe war der Herzog von Orleans, der Bruder Ludwig's XIV.

Montreal, eine der wichtigsten Städte in Untercanada im brit. Nordamerika, liegt auf der gleichnamigen, sehr fruchtbaren Insel in dem vom Lorenzstrom gebildeten See St.-Louis und ist sehr schön gebaut. Auf dem Markte steht die 30 F. hohe Statue Nelson's. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 30000, meist franz. Abkunft, wie denn auch das Französische die allgemeine Umgangssprache ist. Es gibt mehre Fabriken; doch am wichtigsten ist die Stadt als Handelsstadt, namentlich als Hauptstapelplatz für den Pelzhandel. Sie wurde um 1640 angelegt und 1760 von den Briten erobert.

Montrose (Jam. Graham, Graf von), stammte aus dem schot. Königsgeschlechte der Stuarts und wurde 1612 zu Edinburg geboren. In seiner Jugend machte er große Reisen durch Europa und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Auf Betrieb

des Herzogs von Hamilton wies man ihn jedoch schnöde zurück, sodaß er nach Schottland ging und in der Armee der Presbyterianer einen Befehl übernahm. Von den presbyterianischen Häuptern beleidigt und zurückgesetzt, ließ er sich nach einiger Zeit bewegen, erst heimlich, dann offen das königliche Interesse in Schottland zu vertreten. Er sammelte die Royalisten des Landes und eröffnete nach Ankunft eines Corps von 1100 Irländern 1644 gegen die Covenanter (s. Schottland) den förmlichen Krieg. Obschon er wol kaum großes Feldherrntalent besaß, entwickelte er doch außerordentliche Kühnheit, Geschick und Beharrlichkeit. Nachdem er im Dec. den Grafen Argyle bei Inverlochy aufgerieben, wurde ihm der General Baillie entgegengeschickt, den er an der Spitze seiner Hochländer am 15. Aug. 1645 in einer blutigen Schlacht bei Kilsitt vernichtete. Hierauf rief er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament zusammen, das Subsidien bewilligen mußte. Der bedrängte Covenant zog unterdeß die presbyterianische Armee unter Lesly aus England zurück, und von dieser überlegenen Macht wurde er am 13. Sept. 1645 bei Selkirk vollständig geschlagen. Er floh mit wenigen Begleitern über den Tweed und führte einen nutzlosen Parteigängerkrieg, bis ihm der im schot. Lager gefangen gehaltene König gebot, den Kampf einzustellen und ins Ausland zu gehen. Er wendete sich nach Frankreich und von da, weil ihn Mazarin sehr kalt behandelte, nach Deutschland, wo er in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs zum kaiserlichen General emporstieg. Nach dem Tode Karl's I. begab er sich in den Haag und bot Karl II. zur Wiedereroberung der Krone seinen Degen an. Er warb durch die Unterstützung Dänemarks und Schwedens ein kleines Corps, brachte dasselbe auf niederländ. Schiffen nach den Orcaden und landete endlich im Apr. 1650 an den Küsten der Grafschaft Caithneß. Allein die Bevölkerung, des Kriegs müde, floh bei seinem Erscheinen, und Lesly schickte den Oberst Strawghan ab, der die royalistischen Truppen beim ersten Angriff zerstreute. M. selbst floh als Bauer verkleidet in die Berge und mußte sich nach einigen Tagen, von Hunger und Kälte aufgerieben, einem seiner frühern Offiziere Namens Aston, entdecken. Derselbe versprach ihn zu retten, lieferte ihn aber, von den 2000 Pf. St. angelockt, die das Parlament auf seinen Kopf gesetzt hatte, an Lesly aus. Man schaffte ihn nach Edinburg, wo ihn das Parlament verurtheilte, an einen 30 F. hohen Galgen gehangen zu werden. Er erlitt diese Strafe am 21. Mai 1650 und starb mit großer Standhaftigkeit. Sein Kaplan Wishart hat sein Leben beschrieben; auch erschien neuerdings eine Schrift unter dem Titel „Montrose and covenanters".

Mont Saint-Jean, ein Dorf eine Viertelmeile von Belle Alliance in dem Bezirke Nivelles der belg. Provinz Südbrabant, nach welchem die Franzosen die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo (s. d.) benennen.

Montserrat, eine uralte, berühmte, jetzt zum Theil zerstörte Benedictinerabtei in der span. Provinz Catalonien, erhielt ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge (serre) ähnlichen Spitzen des Bergs, an und auf welchem sie erbaut wurde. Derselbe hat eine Höhe von 3800 F., und nicht Jeder dürfte im Stande sein, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den ehemaligen 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachten, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnten am höchsten und horsteten wie die Adler auf den höchsten Bergspitzen. Vom Kloster aus wurden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt, und nur an Festtagen versammelten sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. Manche dieser Einsiedeleien hatten nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnahm, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige schienen in der Luft zu hängen, und nur mittels Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe konnte man zu ihnen gelangen. Immer weiter rückten die Bewohner derselben mit den Jahren herab in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, sowie deren Inhaber abstarben, bis sie endlich in das Kloster selbst gelangten. Zum Theil schon am 28. Juli 1812 von den Franzosen zerstört, litt das Kloster noch mehr im J. 1827, wo es der Hauptherd des karlistischen Aufstandes in Catalonien war.

Montur, s. Uniform.

Monumente, s. Denkmale.

Monza, im Alterthume Moditia, in der Lombardei, in der jetzigen Delegation Mailand des lombard.-venet. Königreichs, am Lambro, ist eine sehr alte Stadt und zählt gegen

6000 E. Das dasige Schloß ist ein sehr elegantes, großes Gebäude, am merkwürdigsten aber durch den dasselbe umgebenden, in mehre Abtheilungen zerfallenden Park, der der größte in ganz Italien ist. Der alte Justizpalast war ehemals die Wohnung der lombard. Könige. In der schönen ehrwürdigen Domkirche zu St.-Johannes wird die Eiserne Krone (s. d.) aufbewahrt. In der Umgegend gibt es eine Menge prachtvoller Landhäuser.

Moor nennt man sumpfiges, morastiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit in Folge der vegetabilischen Beimischungen. Dem Moor steht entgegen der Sumpf (s. d.) und zwischen beiden der Bruch (s. d.). Man unterscheidet Grünmoore, welche auf ihrer Oberfläche mit Rasen und hohen Gräsern überzogen sind; Hochmoore, wenn das Moor sehr hoch liegt, und Schwarz- und Haidemoore, auf denen blos Haidepflanzen wachsen. Sowol zum Heugewinn, wie zur Weide sind die Moore nur von geringem Werth; letzterer ist vielmehr dadurch bedingt, daß sie sich zum Torfstich eignen. (S. Torf.) Die größten Moore findet man in Amerika und Westindien, auch im nördlichen Europa, sowie in Ungarn und Polen. In Deutschland sind als die bedeutendsten Moore zu bemerken die in Ostfriesland, in der Lüneburger Haide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in der Provinz Gröningen und das trocken gelegte Donaumoos (s. d.) in Baiern. Das in den genannten und andern deutschen Gegenden übliche Moorbrennen veranlaßt mit den Höhenrauch (s. d.).

Moore (Sir John), ein tapferer brit. General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Moore, wurde zu Glasgow 1761 geboren und erhielt seine Erziehung auf dem Festlande, wo sich sein Vater als Gesellschafter des Herzogs von Hamilton aufhielt. Durch die Vermittelung des Letztern trat er 1776 in die brit. Armee und wohnte dem amerik. Kriege bei, 1793 dem Zuge nach Gibraltar und im folgenden Jahre der Expedition gegen Corsica. Unter Anderm zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür, als er im Nov. 1795 mit dem General Stewart zurückkehrte, den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er im Febr. 1796 dem Sir Ralph Abercrombie mit einer Brigade nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von St.-Lucie im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel anvertraute. M. reinigte die Insel von den Negerbanden, mußte aber im Aug. 1797 seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Unter Abercrombie, der ihm im Sept. folgte, übernahm er nun ein Commando der brit. Streitkräfte in Irland und leistete der Regierung in dem Aufstande von 1798 (s. Irland) außerordentliche Dienste, sodaß er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den Herzog von York auf der Expedition nach Holland, mußte jedoch, schwer verwundet, nach England zurückkehren. Kaum genesen, übernahm er wieder ein Commando in der zur Expedition nach Ägypten bestimmten Armee unter Abercrombie. An der Spitze der Reserve wurde er bei Abukir wieder verwundet, vermochte jedoch an der Belagerung von Kairo Theil zu nehmen. Nach der Einnahme von Alexandrien kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern. Im Mai 1808 wurde er zum Obergeneral des 10000 M. starken Corps ernannt, welches Schweden gegen die Russen, Dänen und Franzosen unterstützen sollte. Der König Gustav IV. Adolf überwarf sich bei der Landung zu Gothenburg mit ihm und ließ ihn einen Augenblick festnehmen, weshalb M. die Expedition zurückführte. Hierauf erhielt er den Befehl, nach Portugal abzugehen, wo er kurz nach Abschluß der Capitulation von Cintra anlangte. Hier übernahm er den Oberbefehl, vereinigte sich mit dem 15000 M. starken Corps unter General Bairo und drang nach Spanien gegen Burgos vor, in der Hoffnung, daß die zahlreichen span. Insurgenten sich ihm anschließen würden. Obschon er zu Salamanca wahrnehmen mußte, daß eine schnelle Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte unmöglich sei, wagte er doch, dem General Hope auf Madrid nachzuziehen. Soult stellte sich ihm bei Saldanha entgegen, und Napoleon selbst setzte sich in Bewegung, um die Briten vom Meere abzuschneiden. M. entschloß sich in dieser Lage, den Rückzug nach Coruña zu nehmen und dort seine sämmtlichen Streitkräfte einzuschiffen. Er gewann einen bedeutenden Vorsprung, indem er die Franzosen durch angezündete Feuer täuschte, und gelangte am 11. Jan. 1809 vor Coruña an. Indeß ereilten ihn die Franzosen doch und zwangen ihn am 16. Jan. zu einer blutigen Schlacht, in welcher er tödtlich verwundet wurde. Er starb nach einigen Stunden mit der Gewißheit, daß sein Heer

gerettet sei. Sein Bruder gab eine Geschichte dieses Feldzugs (Lond. 1809) und das Leben M.'s (Lond. 1834) heraus; gründlicher beurtheilt ihn Napier in der „History of the war in the peninsula" (3 Bde., Lond. 1832).

Moore (Thom.), einer der berühmtesten unter den neuern engl. Dichtern, geb. am 28. Mai 1780 zu Dublin, der Sohn eines dortigen katholischen Kaufmanns, erhielt durch Sam. Whyte, den Jugendlehrer des berühmten Sheridan, den ersten Unterricht und machte solche Fortschritte, daß er bereits im 14. Jahre die Universität zu Dublin beziehen konnte. Im J. 1799 ging er nach London, um im Middle Temple die Rechte zu studiren. Hier gab er seine treffliche Übersetzung des Anakreon, die er schon in früher Jugend begonnen haben soll, heraus. Im J. 1803 erhielt er die Stelle eines Schreibers beim Admiralitätsgerichte auf der Insel Bermuda, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ, während er selbst die Vereinigten Staaten bereiste, die aber seine Erwartungen nicht befriedigten, daher er sie in seinen „Odes and epistles" (2 Bde., 1806) scharf mitnahm. Zwei Jahre später gab er unter dem Namen Thomas Little eine Sammlung Liebesgedichte heraus, die häufig unanständig sind, aber sich durch Anmuth und Wärme ungewöhnlichen Beifall erwarben. Hierauf wendete er sich zur Satire und schrieb mehre Flugschriften in Versen und in Prosa, in denen er mit beißendem Witz und Spott die Torypartei und selbst den Prinzregenten verfolgte, z. B. „Corruption and intolerance" (1808), „The sceptic" (1809), „A letter to the roman catholics of Dublin" (1810) und „The twopenny postboy" (1810), denen sich später „The fudge family in Paris" (1818) und „Fables for the holy alliance" (1823) anschlossen. Mit seinen wichtigsten Werken trat M. aber erst seit 1813 hervor. Seine „Irish melodies", Texte zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, gehören zu den trefflichsten Erzeugnissen der engl. Lyrik. Ein Seitenstück dazu bilden die „Sacred songs, duets and trios" (1816), mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und gefeiltestes Werk, die morgenländ. Dichtung „Lalla Rookh" erschien 1817. M. bereiste nun Frankreich und Italien und war 1822 auch genöthigt, längere Zeit seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, da in England ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen war, indem sein Stellvertreter in Bermuda Gelder veruntreut hatte. M. deckte indeß die fehlenden Summen mit dem Ertrage seiner Schriften, kehrte 1823 wieder nach England zurück und nahm seinen Wohnsitz in einer Hütte bei Devizes in Wiltshire. Von dichterischen Werken erschienen von ihm nur noch „The loves of the angels" (1823), eine Art Seitenstück zu „Lalla Rookh", und seine Erzählung „The Epicurean" (1827). Neuerdings erschien eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (10 Bde., Lond. 1840—42). Seitdem scheint er das Gebiet der Dichtung verlassen und sich dem Studium der Geschichte seines Vaterlands zugewendet zu haben. Schon 1823 hatte er in seinen „Memoirs of the life of captain Rock" eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellt. Seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fand die glänzende Sophistik, die er in seinen „Travels of an irish gentleman in search of religion" (2 Bde., Lond. 1833) zeigte, mehre tüchtige Gegner. Eine „History of Ireland" lieferte er in Lardner's „Cyclopedia". Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie, die interessant, doch nicht ohne Mängel ist. Die von ihm herausgegebenen „Letters and journals of Lord Byron with notices of his life" (1830) sind kein Ersatz dafür, daß er die von Byron ihm übergebenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten auf Andringen von dessen Verwandten vernichtete. M.'s Eigenheit als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Witz als Phantasie, und ist mehr sinnreich als innig.

Moorhirse ist eine im südlichen Europa, bei den nogaiischen Tataren und in Kaukasien häufig cultivirte Pflanze, welche die Stelle des Hirse vertritt. Da aber das Mehl der Körner gering und wenig schmackhaft ist, so wird der Moorhirse mehr zum Viehfutter als zum Brotbacken verwendet. Von besserer Beschaffenheit ist der Zuckermoorhirse, welcher in Ungarn, in der Bucharei, in Astrachan und an der Wolga gebaut wird. In der Bucharei ist der Zuckermoorhirse das einzige Brotkorn. In Deutschland gedeiht er nicht.

Moose, eine große Familie von Pflanzen aus der Abtheilung der Kryptoga-

men (s. d.). Ihrer Kleinheit, Häufigkeit und verhältnißmäßig geringen Nutzbarkeit wegen von der Menge wenig beachtet, lassen sie dennoch bei mikroskopischer Untersuchung eine sehr mannichfaltige Gestalt und Einrichtung gewahren, weshalb viele Botaniker sie vorzugsweise zum Studium erwählt haben. Sie bestehen, ebenso wie Pflanzen der höhern Classen, aus Wurzeln, Stengel, Blättern und Befruchtungswerkzeugen. Die letztern, durch Hedwig's Bemühungen zuerst genauer bekannt, bestehen aus geschlossenen becherförmigen Kapseln, über welche ein konisches Hütchen gestülpt ist. Sie enthalten mikroskopische Samenkörner, auf welche mittels des kleinen Hutes der männliche Befruchtungsstoff übertragen wird, der sich in gewissen sternförmigen Gebilden, die knospenartig in den Blattwinkeln hervorwachsen, erzeugt. Solches ist die gewöhnliche Ansicht über die Fortpflanzung der Moose, doch nicht die ausschließend geltende. Die Moose zerfallen in viele Gattungen und Arten, lieben den Schatten und gemäßigte Klimate, finden in der Medicin kaum eine Anwendung, sind aber zu manchen ökonomischen und technischen Zwecken sehr nützlich.

Mopsus, der Sohn des Ampyx und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, war ein berühmter Seher bei den Argonauten und bekannt als kalydonischer Jäger. Er starb in Libyen an einem Schlangenbisse, wurde dort von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Orakelstätte. — Mopsus, der Sohn des Apollon oder des Kreters Rhakios und der Manto (s. d.), war der Gründer von Mallos in Kleinasien und des Orakels daselbst.

Mora, ein schon im Alterthume bekanntes und noch jetzt in Italien sehr gewöhnliches Spiel, besteht darin, daß Jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt, und ein Anderer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat. Etwas Ähnliches ist das deutsche Gerade oder Ungerade.

Mora (Don José Joaquin de), einer der vorzüglichern unter den neuern span. Dichtern, aus Cadix gebürtig, hatte in Granada seine Studien vollendet, als die franz. Invasion im J. 1808 auch ihn unter die Waffen rief. Später von den Franzosen gefangen genommen, wurde er nach Frankreich gebracht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1814 übernahm er die Redaction der „Cronica literaria y cientifica", die bald unter die gelesensten und geschätztesten Journale gehörte. Nach der Wiedereinführung der Constitution im J. 1820 redigirte er die Blätter „El constitucional" und „La Minerva" Auch erschien von ihm aus dem Englischen übersetzt „Los consejos que dinigió á las Cortes y al pueblo español Jer. Bentham" (Madr. 1820). Als 1823 die absolute Monarchie wiederhergestellt wurde, sah er sich genöthigt, auszuwandern. Er flüchtete sich nach London, wo er das Taschenbuch „No me olvides, recuerdos de la amistad" (Lond. 1824—27), „Gimnastica del bello sexo" (Lond. 1824; 2. Aufl., 1827), „Cuadro de la historia de los Arabes" (2 Bde., Lond. 1826) und „Meditaciones poeticas" (Lond. 1826, 4.) herausgab. Überdies hat er zu mehren von den span. Flüchtlingen zu London herausgegebenen Journalen reichlich beigetragen. Im J. 1827 folgte er Ribadavia nach Buenos-Ayres; später ließ er sich in Santiago de Chile nieder. Eine reichliche Auswahl seiner lyrischen Gedichte findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas"; auch erschienen „Leyendas en verso y prosa y algunas poesias sueltas casi todas inedita hasta ahora" (Lond. 1840). M. hat sich in den meisten lyrischen Dichtarten versucht, und meist mit Glück; alle seine Gedichte zeichnen sich aus durch Das, was man Poesie der Sprache nennt, durch Anmuth, Gefälligkeit und einen überaus fließenden Versbau; doch sind die scherzhaften und satirischen seine eigentliche Stärke. — Nicht zu verwechseln ist M. mit einem andern gleichnamigen span. Schriftsteller in Amerika, José Maria Luis M., der „Méjico y sus revoluciones" (8 Bde., Par. 1836) und „Obras sueltas" (2 Bde., Par. 1838) erscheinen ließ.

Morabiten, d. h. Grenzenbeschützer, bei den Spaniern Almoravides genannt, ist der Name eines besondern arab. Stammes, der schon in den ersten Zeiten der Hedschra bis an die äußersten Grenzen Afrikas vordrang, sich in dem jetzigen Gebiete von Marokko niederließ, und gegen 1075 n. Chr. eine Dynastie gründete, welche in Nordafrika und in Spanien einige Zeit sich behauptete. Gestiftet wurde dieselbe durch Abubekr ben Omar, nach der

Eroberung der Stadt Segelmessa im J. 1075 n. Chr. Sein Nachfolger Jussuf ben Taschfin erbaute die Stadt Marokko und unterwarf sich 1106 die arab. Provinzen Spaniens. Es endete die Dynastie 1163 mit Ishak ben Ali, welchem Marokko durch die Dynastie der Almohaden entrissen wurde. Die Nachkommen der Morabiten, unter dem Namen Marabut bekannt, genießen wegen ihrer größern Bildung noch gegenwärtig eines großen Ansehens unter den nordafrikan. Arabern in der Berberei, und werden fast als Heilige angesehen, wie in neuerer Zeit z. B. Abd el Kader. Auch nennt man die Grabstätte eines solchen Heiligen ein Marabut.

Moral, s. Ethik, Moralphilosophie und Moralprincip.

Morāles (Christofero de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstlichen Kapelle. Seit 1543 finden sich Messen, Motetten und Magnificats von ihm in vermischten Sammlungen, die in Venedig erschienen. Seine Motette „Lamentabatur Jacob" wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstlichen Kapelle aufgeführt.

Morāles (Luis, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Christobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, erhielt den Beinamen des Göttlichen (el divino), entweder wegen seiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch wurde die Straße, wo er wohnte, nach ihm benannt. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er, zumal in früherer Zeit, in großer Bedrängtheit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gemalt, lebte er in seinem Alter von Philipp's II. Unterstützungen, und starb 1586 in Badajoz. Charakteristisch sind sein strenger Stil und seine oft harte Zeichnung, bei fleißigster Ausführung und weich verschmolzenen Farben. Gemälde von ihm finden sich in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada.

Moralische Person oder Personengemeinheit (universitas) ist eine Vereinigung mehrer Personen zu gewissen Zwecken, welche zusammen in Beziehung auf diese Vereinigung ein einziges Rechtssubject bilden. Dieses letztere Recht kann nur durch Sanction der Regierung erlangt werden. Inhaber der Rechte einer solchen universitas sind nicht die einzelnen Mitglieder, sondern die universitas selbst, d. h. der Complex aller Mitglieder als ein Ganzes, sodaß also das einzelne Mitglied derselben für sich allein keinen selbständigen Antheil an den Rechten der universitas ansprechen kann, aber auch nicht für die Schulden derselben antheilig haftet, wie dies im Gegensatze hierzu bei der blosen communio oder societas (s. Gesellschaftsvertrag) der Fall ist. Städte, Dörfer, Gemeinden u. s. w. sind Beispiele von moralischen Personen.

Moralphilosophie bezeichnet im engern Sinne so viel wie Ethik (s. d.) und umschließt alle Untersuchungen, die sich auf das Sittliche und Unsittliche beziehen, mögen sie nun ganz allgemeiner Natur sein, oder sich speciell auf die Sittenlehre (Moral) oder das sogenannte Naturrecht (s. d.) beziehen. Insofern eine solche Untersuchung die letzten Grundbestimmungen über den Werth des Wollens und Handelns darlegen soll, nannte sie Kant auch Metaphysik der Sitten; insofern sie dabei noch keine Rücksicht auf die besondern Verhältnisse des menschlichen Lebens nimmt, ist sie reine Moralphilosophie; angewandte Moral, eigentlich praktische Philosophie, wird sie, indem sie das Letztere thut. — Das Wort moralisch hat jedoch auch noch eine weitere Bedeutung, wo es Alles bezeichnet, was im Unterschiede von dem Physischen auf Bewußtsein und Wollen hinweist, und in diesem Sinne nennt man, besonders im Auslande, namentlich in Frankreich, moralische Wissenschaften im Gegensatze zu den exacten Wissenschaften (sciences exactes) alle diejenigen, welche es mit der Ergründung des geistigen Lebens des Menschen und seinen mannichfaltigen Äußerungen und Producten zu thun haben. In diesem Sinne gehört z. B. die Psychologie, die Culturgeschichte u. s. w. mit zu den moralischen Wissenschaften.

Moralprincip ist ein Begriff oder Satz, der als höchster Maßstab des ethischen Werths aufgestellt wird, und als der die einzelnen Bestimmungen der Ethik beherrschende der letztern die Form des Systems gibt. In diesen obersten Grundsätzen der Ethik stellt sich natürlich die Verschiedenheit ihrer systematischen Ausbildung selbst dar; einen lehrreichen Versuch, die Verschiedenheit der Moralprincipe auf allgemeine Gesichtspunkte

zurückzuführen, hat namentlich Schleiermacher in seiner „Kritik aller bisherigen Sittenlehren" gemacht. Ein besonderes Gewicht legte man in der Periode der Kant'schen Philosophie auf den Unterschied materialer und formaler Moralprincipien. Jene erklärte Kant für solche, welche die Regel für das Wollen aus seinem Verhalten zu irgend welchen Gegenständen ableiten, und sie führen sämmtlich zum Eudämonismus; diese seien solche, welche durch ihre blose Form ein Gesetz für den Willen werden, und zwar nach Kant durch die blose Form der Allgemeinheit. Eine Aufzählung der Formeln, in welchen man seit Sokrates und Platon das Moralprincip ausgesprochen hat, z. B. strebe nach Ähnlichkeit mit Gott; lebe naturgemäß; strebe nach Glückseligkeit, nach Vollkommenheit, nach Übereinstimmung mit dir selbst; handle so, daß die Maxime deines Willens mit einem allgemeinen Gesetze für vernünftige Wesen übereinstimmt; handle so, wie ein unparteiischer Zuschauer an deiner Stelle handeln würde u. s. w., eine solche Aufzählung hat ohne ein Eingehen in den Geist der ethischen Systeme wenig Interesse; wichtiger ist die Frage, ob überhaupt ein einziger Begriff oder Satz den ganzen Inhalt der ethischen Beurtheilung auszudrücken im Stande sei oder ob die verschiedenen sittlichen Grundverhältnisse auf mehre voneinander unabhängige Principien führen, eine Frage, welche namentlich die Ethik Herbart's auf das entschiedenste bejaht.

Moräste nennt man größere Strecken versumpften, unwirthsamen und unzugänglichen Landes, die je nach ihrem Hauptbestandtheile in Moore (s. d.), Sümpfe (s. d.) und Brüche (s. d.) zerfallen.

Morāta (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. 1526 zu Ferrara, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Lehrvorträge in ihrer Vaterstadt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andr. Gundier und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur protestantischen Kirche übertrat. Bei der Plünderung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr ganzes Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg, wo sie am 26. Oct. 1553 starb. Eine Ausgabe ihrer zahlreichen Gedichte in griech. und lat. Sprache besorgte nach ihrem Tode Cölius Secundus Curio (Bas. 1558 und öft.). Über ihr Leben schrieben Nolten (Frankf. 1731 und 1775), Kartzschke (Zittau 1808, 4.) und anonym ein Engländer (Lond. 1834).

Moratin (Leandro Fernandez de), der Spanische Molière genannt, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Madrid am 10. März 1760, mußte nach des Vaters Willen als Juwelier lernen. Gedrängt von seinen natürlichen Anlagen widmete er sich indeß ganz heimlich mit allem Eifer der Poesie und erhielt in seinem 19. Jahre für seine heroische Romanze „La Toma de Granada" bei der Akademie das Accessit. Doch mußte er, zumal da im folgenden Jahre sein Vater starb, um seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sichern, als Juwelier fortarbeiten, bis ihn endlich der Graf von Cabarrús 1786 als Secretair mit nach Paris nahm, wo im Umgange mit Goldoni sich seine Neigung und sein Talent für dramatische Poesie entwickelten. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1789 erhielt er eine Präbende im Erzbisthum von Burgos. Später erwarb er sich in dem Friedensfürsten einen Gönner, durch dessen Vermittelung er den Genuß von mehren bedeutenden Beneficien und eine Pension erhielt, sodaß er nun eine ganz unabhängige Stellung und Muße hatte, seinen Neigungen ganz zu leben. Bereits hatte er die Lustspiele „El Viejo y la niña" (1790) und „La comedia nueva" (1792) erscheinen lassen, die großen Beifall fanden. Zur weitern Ausbildung machte er nun eine Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1796 wurde er Translator im Ministerium des Auswärtigen, Mitglied der Theaterdirection und endlich alleiniger Director des Theaters, welche letztere Stelle er aber bald wieder niederlegte. In dieser Zeit schrieb er rasch nacheinander die Lustspiele „El Baron", „La Mogigata" und „El Sí de las niñas", welche mit immer steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als Günstling des gestürzten Friedensfürsten mußte auch er 1808 flüchten; doch kehrte er mit den Franzosen nach Madrid zurück und wurde 1811 Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek. Nach der Räumung Madrids von den Franzosen schon im folgenden Jahre wieder flüchtig, gerieth er nun in die äußerste

Noth, bis 1816 ihm seine frühern Einkünfte zurückgegeben wurden. Die Kraft zum poetischen Schaffen war bei ihm gebrochen. Neue Verfolgungen in Barcelona nöthigten ihn, sich 1817—20 in Paris aufzuhalten, und nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt, trieben ihn zwei Jahre später die politischen Unruhen abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und seit 1827 in Paris sich niederließ. Hier starb er am 21. Juni 1828. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (3 Bde., Par. 1825; 2. Aufl., 1826) und mit einer Geschichte der Ursprünge des span. Theaters, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31) bildet. Seine Lustspiele und lyrischen Gedichte sind in unzähligen Ausgaben erschienen und die erstern in viele Sprachen übersetzt. M. ist nicht nur unter den Neuern der berühmteste dramatische Dichter der Spanier, sondern er übte auch durch seine musterhafte Correctheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Composition und treffliche Sitten- und Charakterschilderung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regeneration der span. Bühne. Doch ist nicht zu leugnen, daß er ein zu furchtsamer Nachahmer der Franzosen war, seine ohnehin nicht üppige Phantasie zu sehr durch Streben nach schulmäßiger Regelrichtigkeit beschränkte und überhaupt an Genialität und Originalität den großen Dramatikern seiner Nation beiweitem nachsteht. Auch als lyrischer Dichter zeichnet er sich mehr durch Präcision und Eleganz aus, als durch Tiefe des Gefühls und Neuheit der Gedanken; am gelungensten sind seine satirischen Gedichte. Eine Auswahl aus seinen lyrischen Gedichten gibt F. J. Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas".

Moratin (Nicolas Fernandez de), span. Dichter, der Vater des Vorigen, geb. am 20. Juli 1737 zu Madrid, machte seine Studien auf der Universität zu Valladolid, wo er sich neben der Rechtsgelehrsamkeit besonders den schönen Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Nach erhaltenem Doctorgrade kehrte er nach San-Ildefonso, wo sein Vater erster Kronjuwelenverwahrer der Witwe Philipp's V. war, zurück und wurde dessen Gehülfe. Als er später mit der Königin-Witwe nach Madrid kam, trat er bald in engere Verbindung mit den ausgezeichnetsten Dichtern und Künstlern. Seine literarische Thätigkeit war zunächst auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, im franz. Stile gearbeitete Stücke aufzuhelfen suchte. Für die Anfeindungen, die er deshalb im Vaterlande von den Gegnern der Reformen zu erleiden hatte, entschädigte ihn die Anerkennung, die er selbst im Auslande fand. In dieser Zeit ließ er auch sein Lehrgedicht über die Jagd „La Diana, ó arte de la caza" (Madr. 1765) erscheinen. Durch den Einfluß des Ministers Aranda kam 1770 seine Tragödie „Hormesinda" zur Aufführung, nach deren Muster bald mehre span. Originaltragödien im franz. Geschmack verfaßt und gegeben wurden. Da er es aber verschmähte, sich durch die Künste der Schmeichelei und des Hofirens ein sorgenfreies Auskommen zu verschaffen, so sah er sich genöthigt, 1772 als praktischer Advocat aufzutreten. Doch wenig zufrieden in diesem Wirkungskreise, nahm er bald nachher mit Freuden die ihm angebotene Professur der Poetik an, welcher er bis zu seinem Tode vorstand, der zu Madrid am 11. Mai 1780 erfolgte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens schrieb er die Tragödie „Guzman el Bueno" und das heroische Gedicht „Canto épico de las Naves de Cortés destruidas", das erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben wurde (Madr. 1785), und das als eins der besten epischen Gedichte anerkannt ist, welche die span. Literatur aufzuweisen hat. Eine von ihm selbst besorgte Auswahl aus seinen poetischen Werken gab ebenfalls erst spät sein Sohn heraus (Barcel. 1821; Lond. 1825). M. ist am ausgezeichnetsten als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten, wozu ihm seine ungemeine Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Sprache und sein Studium der altspan. Classiker befähigten; auch verstand er sehr glücklich die volksmäßige Form, besonders die der Romanze zu gebrauchen. Überhaupt nimmt er eine bedeutende Stellung in der Geschichte der neuern span. Poesie ein, indem er, geregeltern Geschmack mit nationeller Gesinnung verbindend, recht eigentlich als das Mittelglied zwischen Luzan (s. d.) und Melendez (s. d.) zu betrachten ist.

Moratorium oder Anstandsbrief, auch Indult (literae quinquennales),

nennt man eine landesherrliche oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Bezahlung seiner Schuld gezwungen werden dürfe. Der Schuldner muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend ist, indem ungünstige Zeitumstände, deren Besserung sich hoffen läßt, oder die Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe schnell zu Geld zu machen, u. s. w., es herbeigeführt haben, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner beiweitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich muß aber auch der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in noch größere Gefahr kommen werde, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter diesen und ähnlichen Bedingungen werden zuweilen ganzen Classen von Schuldnern, z. B. den Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien gegen ihre Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie den Gerichten zugewiesen, in noch andern, wie z. B. im Königreich Sachsen, sind sie durch die Verfassungsurkunden untersagt.

Morāwa ist der slaw. Name zweier Flüsse: 1) der March oder Morawa in Mähren, welche am Südfuße des Glatzer Schneebergs entspringt, südwärts fließt, bei Olmütz schiffbar wird, in ihrem untern Laufe die Grenze zwischen Deutschland und Ungarn bildet und oberhalb Presburg nach einem 37 M. langen Laufe in die Donau mündet; und 2) der Morawa in Serbien, die aus dem Zusammenflusse der östlichen und der westlichen Morawa bei Kruschewaz entsteht und nach einem von Süden nach Norden gerichteten Laufe unweit Semendria in die Donau fällt.

Morawski (Theodor), Minister der auswärtigen Angelegenheiten während der poln. Revolution von 1830, geb. 1797 in Großpolen, studirte zu Warschau und trat 1817 in die Kanzlei des Ministeriums des Innern. Wegen seiner journalistischen Thätigkeit, besonders als Mitredacteur des „Weißen Adlers", wurde er 1820 aus dem Staatsdienst entlassen und zugleich für unfähig erklärt, wieder ein Amt zu bekleiden, worauf er sich aufs Land begab. Als er 1825 der Eröffnung des Reichstags in Warschau beiwohnen wollte, wurde er, der Theilnahme an der von Lukasinski gestifteten geheimen Verbindung verdächtig, verhaftet, doch da es an Beweisen gegen ihn fehlte, wieder entlassen. Einer neuen Verhaftung entging er durch die Flucht nach dem Großherzogthum Posen, worauf er sich nach Frankreich und England begab. In Paris schrieb er mehre Artikel für die „Revue de deux mondes" über Polens Gesetzgebung und Geschichte. Nach dem Ausbruche der poln. Revolution vertrat er in Frankreich die Interessen derselben bis zur Ankunft Kniaziewicz's (s. d.) und Plater's (s. d.), dann eilte er nach Warschau und trat als Landbote von Kalisch in die Reichstagsversammlung. Gegen das Ende der Revolution wurde er zum Minister ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als Krukowiecki mit Paszkiewicz in Unterhandlungen sich einließ. Nach dem Falle von Warschau begab er sich wieder nach Paris. Hier ließ er seine Schriften „Sur l'état des paysans en Pologne" (Par. 1833) und „Powstanie Kosciuszki" (Par. 1838) heraus. — Sein Bruder, Theophil M., geb. 1793, war Mitglied der Nationalregierung während der Revolution von 1830 und ist ebenfalls verbannt. — Franciszek M., poln. General, ist als Dichter bemerkenswerth. Seine „Pisma" erschienen zu Breslau 1841.

Morbihan, ein franz. Departement in der ehemaligen Bretagne, von 128 □M. mit 443000 E., hat seinen Namen von dem gleichnamigen Meerbusen am Atlantischen Meere, der, vier Stunden lang, gegen zwei Stunden breit, mehre Eilande umschließt. Das Departement ist hügelig, haidig und moraſtig, im Ganzen nicht unfruchtbar, aber zum Theil schlecht cultivirt. Aus Mangel an Holz brennt man häufig Mist. Die Bewohner sprechen einen eigenthümlichen, sehr schwerfälligen Dialekt, leben zum Theil in großer Dürftigkeit und beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Viehzucht. Der Handel erstreckt sich fast blos auf die Landesproducte und auf Eisenwaaren, die man fabricirt. Die Hauptstadt ist Vannes mit 12000 E., nicht weit von dem Meerbusen; die bevölkertste Stadt

aber die Festung l'Orient mit 20000 E. Ferner sind noch zu bemerken Quiberon (s. d.) und Carnac, in dessen Nähe sich merkwürdige Druidendenkmäler finden.

Morcheln nennt man Pilze mit hohlem Strunke und einem hohlen, außen zellenartig gefalteten, gelben oder braunen Hute. Sie wachsen nur am Boden, werden oft sehr groß, dauern längere Zeit und verbreiten keinen unangenehmen Geruch; wohlschmeckend und nicht unverdaulich, geben sie in Deutschland, Italien und Frankreich ein gewöhnliches Gemüse ab. Sie erscheinen im ersten Frühjahre auf Rasenplätzen, zwischen dem todten Baumlaub etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden wie an Gräben u. s. w. Man kennt viele Arten, in Deutschland allein vier bis fünf eßbare, die botanisch wol unterschieden, im gemeinen Leben vermengt werden, mit andern giftigen Schwämmen aber bei der geringsten Aufmerksamkeit sich nicht verwechseln lassen. Die gewöhnlichste Art ist die bald braun, bald gelb oder auch schwarz gefärbte gemeine Morchel (Morchella esculenta).

Mord heißt die mit überlegtem Vorsatz unternommene und wirklich ausgeführte, gesetzwidrige Tödtung eines Menschen. An Misgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an unreifen, des Lebens unfähigen Geburten, an Todten und an Thieren kann kein Mord begangen werden. Auch ist eine Tödtung aus Pflicht und in gerechter Nothwehr kein Mord und überhaupt nicht strafbar. Zwischen der Tödtung aus reinem, unverschuldetem Zufall (homicidium fortuitum), wobei keine Zurechnung stattfindet, und der Tödtung mit kaltem, überlegtem Vorsatz (homicidium dolosum praemeditatum) liegt aber eine Reihe von Abstufungen, die von einem geringen Grade der Strafbarkeit bis zum höchsten fortschreiten. Schon der nicht beabsichtigte Todtschlag, aus bloser Unvorsichtigkeit mit Verletzung gemeiner oder vorgeschriebener Vorsichtsregeln, aber ohne alle Absicht zu tödten oder überhaupt zu schaden, hat mehre Grade der geringen oder groben Unvorsichtigkeit. Ein Todtschlag, welcher bei einer Handlung erfolgt, die an sich mit der Absicht zu schaden, zu verletzen und wehe zu thun, verknüpft ist, wobei aber der Beschädigende den bestimmten Zweck nicht gehabt hat, das Leben zu nehmen, ist, obschon weit strafbarer als ein Todtschlag aus Unvorsichtigkeit, doch immer noch eine blos verschuldete Tödtung (homicidium culposum). Dem vorsätzlichen Todtschlage kommt es aber sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten, und wo auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Dies ist der sogenannte indirecte Vorsatz, ein Handeln mit undeutlicher Vorstellung des Zwecks, doch mit dem Bewußtsein, daß der Tod wol eine Folge dieses Handelns sein könne. Der vorsätzliche Todtschlag, begangen in Zorn und Jachheit des Gemüths, in leidenschaftlicher Hitze und in der ersten Aufwallung des Affects (homicidium ex iracundia et calore animi) wird nach gemeinem deutschen Criminalrechte zwar auch mit dem Tode, aber doch gelinder als der eigentliche Mord, nämlich mit dem Schwerte, bestraft, während auf den mit Überlegung ausgeführten Mord das Rad steht. Mord aus partiellem Wahnsinn wird nicht als eigentlicher Mord behandelt, indem die Zurechnungsfähigkeit fehlt, die aber durch blosen politischen oder religiösen Fanatismus und eine irrige Ansicht von Recht und Pflicht nicht aufgehoben wird. Manche Arten des Mordes werden durch die Art der Ausübung (gedungener Mord oder Banditenmord, Gift- und Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord und Hochverrath) und durch den Gegenstand (Kindes-, Verwandten- und besonders Älternmord) ausgezeichnet und härter bestraft. Vor dem weltlichen Gericht entschuldigt kein Zweck den Mord, wenn nicht die Vertheidigung seiner selbst oder eines Andern in gesetzmäßigen Schranken erwiesen werden kann. Der Moralist mag darüber zuweilen eine andere Ansicht fassen, z. B. bei einer Corday, einem Virginius und Brutus, allein der Richter darf es nicht. Eine Sammlung der interessantesten Criminalfälle enthält „Der neue Pitaval", herausgegeben von Hitzig und Häring (Bd. 1—7, Lpz. 1842—45).

Mordant oder Mordent (franz. pince) nennt man eine zur Verzierung der Melodie dienende Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem Tone, der als Mordant bezeichnet ist, und dem unter demselben liegenden schnell, aber so abwechselt,

daß man mit dem ersten schließt. Der Mordant ist entweder ein einfacher, wo der untere Ton nur einmal angegeben wird, oder ein doppelter, der aber nur bei längern Noten stattfinden kann, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. (S. auch Doppelschlag.)

Mordbrenner nennt man den vorsätzlichen Anstifter einer Feuersbrunst mit naheliegender Gefahr für das Leben eines Menschen. Sonst wurde die Mordbrennerei mit dem Feuertode bestraft.

Mordschläge nennt man drei bis vier Zoll lange Stücken Flintenlauf, an einem Ende zugeschmiedet und mit einem Zündloch versehen. Sie wurden mit Pulver oder einer oder mehren Kugeln geladen, in die noch warme Masse gesteckt, mit welcher man die Brand- und Leuchtkugeln füllt, und hatten den Zweck, den Feind abzuhalten, diese Geschosse zu löschen. Allein ihre Wirkung war nicht blos unsicher, sondern nachtheilig, denn sie zerrissen das Geschoß und verhinderten dadurch die Erreichung seines Zwecks. Seit der Verbesserung dieser Art der Ernstfeuer sind daher auch die Mordschläge außer Gebrauch gekommen.

Mordwinen, s. Finnen.

More (Miß Hannah), geb. 1745, war die Tochter eines Schulmeisters zu Stapleton in der Grafschaft Gloucester. Seit ihrem zwölften Jahre lebte sie in Bristol bei ihren Schwestern, die dort einer Schule vorstanden. Bereits im 17. Jahre trat sie als Schriftstellerin auf mit einem Schäferschauspiel „The search after happiness", das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel „The inflexible captive" folgte. Im J. 1774 ging sie nach London, wo sie in Garrick einen treuen Freund fand, der ihr zugleich die Bekanntschaft von Reynolds, Burke, Johnson und andern berühmten Männern verschaffte. Ihr Trauerspiel „Percy" wurde 1777 in Drurylane mit großem Beifall aufgeführt und trug ihr 750 Pf. St. ein; zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel „The fatal falsehood", das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, so zog sie sich ganz von der Bühne zurück, die sie später als eine unsittliche Anstalt verabscheute. Nachdem sie noch mehre dichterische Werke herausgegeben, die viel Beifall fanden, obwol sie jetzt vergessen sind, wendete sie sich völlig der Prosa zu, indem sie sich zugleich nach Cowslip Green bei Bristol zurückzog, wo ihre Schwestern eine blühende Erziehungsanstalt hatten. Hier entwickelte sie eine ungemeine Fruchtbarkeit in Schriften über Religion, Sittlichkeit und Erziehung, die sie zum Theil in das Gewand des Romans kleidete. Als die besten verdienen genannt zu werden „Thoughts on the importance of the manners of the great to general society" (1788), „The cheap repository" (1794), „Caelebs in search of a wife" (1809) und „Hints towards forming the character of a young princess", geschrieben in Bezug auf die Prinzessin Charlotte, über deren Erziehung man ihren Rath verlangt hatte. Eine Sammlung ihrer Werke erschien in elf Bänden. Auch durch die That wirkte sie für die Erziehung der niedern Volksclassen. Ihre letzten Jahre verbitterte sie sich durch übergroße Frömmelei und einen unglücklichen Eifer gegen alles Weltliche. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie nach Clifton, wo sie am 7. Sept. 1833 starb. Vgl. Will. Roberts, „Memoirs of the life and correspondence of Mrs. Hannah M." (4 Bde., Lond. 1834).

Morēa war seit der Zeit des Mittelalters und wahrscheinlich schon seit dem 4. Jahrh. der gangbare Name des alten Peloponnes (s. d.). Gewöhnlich leitet man ihn wegen der Ähnlichkeit der Gestalt dieser Halbinsel mit dem Blatte eines Maulbeerbaums von morum, d. i. Maulbeere, Andere dagegen, wie Fallmerayer, der die heutigen Griechen für Nachkommen der eingewanderten Slawen hält, führen ihn auf das slaw. Wort more, d. i. Meer, zurück. M. ist der südlichste Theil Griechenlands und umfaßt im heutigen Königreiche dieses Namens die Nomarchien Argolis und Korinth, Lakonien, Messenien, Arkadien, Achaja und Elis. Im byzant. Reiche bildete es ein eigenes von Strategen regiertes Thema. Nachdem es schon in der Völkerwanderung von Gothen und Vandalen durchzogen und verheert worden, wurde es in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. eine Beute einwandernder Slawenhaufen, die sich das größtentheils durch Kriege und Pest verödete Land unterwarfen und es besetzten, nach und nach aber von den byzant. Griechen wieder unterworfen und gräcisirt wurden. Noch immer liefern Orts-, Fluß- und andere Namen slaw. Ursprungs in M. den Beweis, wie sehr verbreitet die slaw. Herrschaft daselbst war, und daß die Moreoten nichts

weniger als vorwaltend rein griech. Blutes sind. Im J. 1207 wurde M. eine Beute der fränk. Ritter und nun zum Fürstenthum Achaja mit zwölf Pairien, Lehnen, Assisen und allen Feudaleinrichtungen des Abendlandes gemacht. Der 1261 nach Konstantinopel wieder zurückgekehrte griech. Kaiser Michael VIII., der Paläologe, eroberte zwar bald einen Theil M.s zurück, der ein eigenes Despotat bildete. Das Fürstenthum Achaja blieb dagegen in der Familie Villehardouin bis 1346, wo es durch Aussterben des Mannsstammes und durch eine Menge auftretender Prätendenten in eine Verwirrung versetzt wurde, die nicht eher endigte, als bis es 1460 zum größten Theil in die Hände der Türken gefallen war, die es zu einem Sandschak, mit Tripolizza als Hauptstadt, machten, und denen es auch, mit Ausnahme der kurzen Zeit von 1687—1715, in der es in dem Besitze der Venetianer war, bis auf die Zeit der Bildung des gegenwärtigen Königreichs Griechenland verblieb. Durch die Barbarei der Türken und deren Kriege mit den Venetianern war M. so heruntergekommen, daß es 1719 nur ungefähr 200000 E. zählte, welche während der Pest von 1756 und 1782 bis auf die Hälfte herabsanken. Doch die kurze Zeit der Ruhe, welche es während der franz. Revolution und der nächstfolgenden Zeit genoß, halfen ihm nebst den indirecten Folgen des franz. Continentalsystems bald wieder so in die Höhe, daß es kurz vor Ausbruch des griech. Freiheitskampfes bereits wieder 300000 E. zählte, wovon nur ein Sechstel aus Türken bestand. Vgl. „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination franç. aux XIII., XIV. et XV. siècles dans les provinces de l'empire grec" (2 Bde., Par. 1840) und Fallmerayer, „Geschichte der Halbinsel M." (2 Bde., Stuttg. 1830—36).

Moreau (Jean Victor), nach Bonaparte der größte General der franz. Republik, wurde am 11. Aug. 1761 zu Morlaix in der Bretagne geboren. Obschon er viel Neigung zum Kriegerstande verrieth, so schickte ihn doch sein Vater, ein Advocat, im Alter von 17 Jahren auf die Rechtsschule nach Rennes. Hier trat er 1787, während des Streits zwischen dem Parlamente und dem Hofe, an die Spitze der jungen Bürger, welche sich für das erstere interessirten; als aber im folgenden Jahre das Parlament sich der Berufung der Generalstaaten widersetzte, wendete er seine Macht gegen dasselbe. Von den Bürgern seiner Entschlossenheit und Gesinnung wegen geachtet, wählte ihn in der Revolution das Freiwilligen-Bataillon von Rennes zum Anführer. Als solcher wohnte er dem Feldzuge von 1793 unter Dumouriez bei. Er entfaltete sehr bald so seltene Talente und Tapferkeit, daß er rasch von Stufe zu Stufe stieg und 1794 bereits Divisionsgeneral war. Während er im Winter den rechten Flügel der Nordarmee über den gefrorenen Waal führte, mußte sein von den Schreckensmännern verfolgter Vater zu Paris das Blutgerüst besteigen. M. schwankte einen Augenblick, ob er fortdienen sollte, beschloß aber mit der Entsagung eines Römers, seinen Degen dem Vaterlande nicht zu entziehen. Das Directorium verlieh ihm an Pichegru's Stelle, der sich verdächtig gemacht, im Frühjahre 1796 den Oberbefehl über die 70000 M. starke Rhein- und Moselarmee, während Jourdan (s. d.) die Maas- und Sambrearmee befehligte. Obschon M. diese Theilung, der 140000 M. starken, vom Erzherzoge Karl geführten östr. Armee gegenüber, nicht billigte, überschritt er doch im Juni 1796 bei Kehl kühn den Rhein, stürzte sich auf die sehr zerstreuten feindlichen Corps, schlug den General Latour am 5. Juli bei Rastadt, den Erzherzog am 9. bei Ettlingen und drängte die Östreicher auf die Donau zurück. Der Erzherzog ließ ihn hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile seines Heers gegen Jourdan, der in Baiern operirte. M. blieb dieses kühne Manoeuvre nicht lange verborgen; allein er wagte nicht, den Plan des Directoriums zu ändern, und statt dem Erzherzoge zu folgen, beschränkte er sich auf Gefechte mit Latour. Als er aber die rückgängige Bewegung Jourdan's vernahm und befürchten mußte, der Erzherzog werde sich nach dem Neckar wenden, um ihm den Rückweg über den Rhein abzuschneiden, faßte er den Entschluß, mit seinem Heer unter allen Umständen den Fluß zu gewinnen. Er ging durch das Donauthal zurück, drang unter maßlosen Schwierigkeiten, von Feinden umringt und kämpfend, durch die Pässe des Schwarzwaldes und gelangte nach 40 Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er endlich in der Nacht vom 24. Oct. den Rhein passirte. Nach diesem berühmten Rückzuge, bei welchem er das größte

Talent, Kaltblütigkeit und Festigkeit des Charakters bewies, blieb er längere Zeit unthätig, weil dem Directorium die Mittel fehlten. Am 20. Apr. 1797 überschritt er jedoch im Angesichte des Feindes wieder den Rhein und nahm Kehl und Offenbach; allein der Waffenstillstand von Leoben machte dem Kampfe ein schnelles Ende. M. war durch eine in diesem Feldzuge aufgefangene Correspondenz zufällig Mitwisser der verrätherischen Plane seines Freundes und Lehrers Pichegru (s. d.) geworden. Aus Rücksicht für denselben bewahrte er anfangs das Geheimniß; erst am 17. Fructidor, als der entscheidende Parteikampf ausbrechen sollte, theilte er seine Entdeckung dem Directorium mit. Wiewol es in jener Correspondenz ausdrücklich hieß, daß man auf die Unterstützung M.'s nicht rechnen dürfe, blieb er doch fortan den Machthabern verdächtig und verlor nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor (s. d.) sein Commando. Erst als im folgenden Jahre der Krieg mit Östreich wieder begann, stellte man ihn in der Armee in Italien, unter Schérer, als Generalinspecteur an. M. suchte in diesem untergeordneten Verhältnisse seinem unfähigen Feldherrn durch Rath und That beizustehen, sah sich aber auf das hochmüthigste abgewiesen. Als indeß die Armee nach der Niederlage bei Magnono über den Mincio und den Oglio bis an die Adda zurückweichen mußte, bot ihm Schérer freiwillig den Oberbefehl an. M. stellte sich aus Liebe zum Vaterlande an die Spitze des entmuthigten, ungefähr 25000 M. starken Corps, während die Östreicher und Russen 80000 M. zählten. Nachdem er gegen Suworow das blutige Treffen bei Cassano bestanden, zog er sich ins Genuesische zurück, drang jedoch im Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes wieder vor und schlug die Generale Bellegarde und Seckendorf am 19., 20. und 21. Juni 1798 in der Ebene von Marengo. Durch diese kühnen Manoeuvres hielt er Suworow von der völligen Vernichtung des franz. Heers, welches Unteritalien räumte, ab und gab dem an der Trebia geschlagenen Macdonald (s. d.) Gelegenheit, sich mit ihm zu vereinigen. Ungeachtet der großen Dienste, welche M. unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet hatte, entzog ihm doch das Directorium den Oberbefehl und gab denselben Joubert (s. d.). Indessen blieb M. auf die Bitten des jungen Feldherrn beim Heere und übernahm nach der unglücklichen Schlacht bei Novi, in welcher Joubert fiel, nochmals den Oberbefehl, aber nur um die geschlagenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen. Die unverdiente Zurücksetzung, welche M. erfuhr, sein großes Kriegstalent, seine politische Mäßigung, seine Uneigennützigkeit und sein wahrhaft antiker Charakteradel bewogen endlich die Partei, welche mit dem Sturze des Directoriums (s. d.) umging, ihm die Dictatur anzubieten. M. schlug den Antrag aus, weil er sich zum Staatslenker nicht fähig hielt, und bot vielmehr dem aus Ägypten zurückkehrenden Bonaparte, der ihn durch Schmeichelei zu gewinnen wußte, zur beabsichtigten Umwälzung seine Dienste an. In der That ließ sich M. bei dem Staatsstreiche am 18. Brumaire dazu benutzen, mit 500 M. die widerspenstigen Directoren im Luxembourg zu bewachen, während Bonaparte zu St.-Cloud die Räthe auseinander sprengte. Der erste Consul belohnte den Dienst mit dem Oberbefehl über die Rheinarmee, wobei sich jedoch schon zwischen beiden Männern eine verhaltene Eifersucht zeigte. Nachdem M. am 25. Apr. 1800 mit 120000 M. den Rhein überschritten, eröffnete er den Feldzug durch eine ununterbrochene Reihe von Siegen. Er schlug die 140000 M. starken Östreicher unter dem General Kray bei Engen, Möskirch, Bibrach und Memmingen, warf dieselben aus der festen Stellung bei Ulm und ging dann über die Donau. Nach den Siegen bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg drang er bis Regensburg vor, besetzte München und trat endlich in Verbindung mit dem Heere Bonaparte's in Italien. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstands von Parsdorf die Feindseligkeiten wieder begannen, faßte M. den Plan, die feindliche Armee durch einen Schlag zu vernichten. Die Östreicher, unter dem Erzherzoge Karl, griffen am 1. Dec. einen Theil des franz. Heers mit großer Heftigkeit an, und M. befahl plötzlich den Rückzug auf seiner ganzen Linie. Er lockte damit den Erzherzog in eine Art Défilée zwischen der Isar und dem Inn und schlug hierauf denselben am 3. Dec. bei Hohenlinden (s. d.). Nach diesem glänzenden Sieg, der über den Feldzug entschied, setzte er über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis 10 Meilen von Wien vor und schloß am 25. Dec. mit dem Erzherzog Karl den Waffenstillstand zu Steyer, dem der Friede zu Luneville folgte. M. erhielt nach seiner Rückkehr von Bonaparte den

schmeichelhaftesten Empfang und schien auch mit seiner Stellung zufrieden. Allein die absolute Gewalt, welche Bonaparte rasch entfaltete, andern Theils die Einflüsterungen von M.'s junger ehrgeiziger Gattin, einer geborenen Hulot, die ihren Gemahl gern als den ersten Mann im Staate gesehen hätte, erregten allmälig seine Unzufriedenheit, Eifersucht und seinen Ehrgeiz. Er ergriff gegen Bonaparte die Opposition, tadelte die Regierungsmaßregeln heftig und wies sogar das Kreuz der Ehrenlegion zurück. Vergeblich suchte ihn der erste Consul zu gewinnen; die Erbitterung stieg, und der Landsitz Grosbois, wohin sich M. zurückzog, wurde der Sammelplatz aller Misvergnügten. Bonaparte umstellte nun seinen Nebenbuhler mit Spionen und wartete nur auf den Augenblick, sich seiner zu entledigen. In der Untersuchung über das angeblich von Georges Cadoudal (s. d.) und Pichegru gegen das Leben des ersten Consuls gestiftete Complot machten mehre Mitschuldige und Zeugen auch Aussagen gegen M., und einige Briefe schienen das zu bestätigen. Man ergriff sogleich die Gelegenheit und ließ M. am 15. Febr. 1804 verhaften. Er leugnete in den ersten Verhören, daß er Pichegru auch nur gesehen, gestand aber alsbald in einem einfachen und edeln Briefe an Bonaparte, daß ihm Pichegru zwei Mal Eröffnungen gemacht, daß er aber um das Complot selbst nichts wisse. Dessenungeachtet wurde er mit den übrigen Angeschuldigten vor eine Specialcommission gestellt und des Hochverraths angeklagt. Die Verhandlungen begannen am 26. Mai 1804. Von den 140 Zeugen hatten vorher sechs gegen ihn ausgesagt, die jedoch vor den Richtern ihre Aussagen bedeutend modificirten; nur ein gewisser Roland, ein Armeelieferant, der überhaupt einen sehr verdächtigen Zeugen abgab, blieb bei der directen Beschuldigung, M. sei in das Complot verwickelt. Nur mit Mühe gelang es den schamlosen Kunstgriffen des Generalprocurators Thuriot, von den Richtern am 10. Juni das Schuldig zu erpressen. Bei der Aufregung der Gemüther und der großen Popularität seines Nebenbuhlers wagte jedoch Bonaparte nicht, das Todesurtheil über M. aussprechen zu lassen. M. wurde zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt und begab sich freiwillig in den Temple. Schon nach einigen Tagen verwandelte man die Strafe in Verbannung, und Savary brachte den Gefangenen nach Cadix. Hier schiffte sich M. im Laufe des J. 1805 nach Nordamerika ein, wohin ihm auch seine Familie folgte. Nachdem er in den Vereinigten Staaten mehre Reisen gemacht, kaufte er sich zu Morisville bei Trenton in Neujersey an. Im Dec. 1811 erfuhr er das Unglück, sein Haus und seine Bibliothek durch eine Feuersbrunst und bald darauf seinen Sohn durch den Tod zu verlieren. Nachdem er so viele Jahre mit Schmerz den Gang der Ereignisse aus der Ferne betrachtet, glaubte er es Frankreich schuldig zu sein, auch sein Talent zum Sturze Napoleon's zu verwenden. In Gesellschaft eines russ. Agenten verließ er heimlich die Vereinigten Staaten, landete am 26. Juli 1813 zu Gothenburg, hatte am 7. Aug. in Stralsund eine Zusammenkunft mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, und ging dann über Berlin nach Prag zum Kaiser Alexander von Rußland, der ihn mit Auszeichnung empfing, und mit dem er den Plan zum Feldzuge berieth. In der Uniform eines russ. Generals begleitete er hierauf den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden. Hier zerschmetterte ihm am 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Recknitz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn über das Gebirge nach Böhmen, wo er zu Laun am 2. Sept. 1813 starb. Der russ. Fürst Repnin errichtete ihm auf der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal, unter welchem man die Beine beisetzte; seine Leiche wurde nach Petersburg geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten begraben. Auch Ludwig XVIII. errichtete ihm zu Paris eine Bildsäule und verlieh der Witwe den Titel einer Marschallin. Vgl. Hasse, „Victor M. und seine Todtenfeier" (Dresd. 1815).

Morella (Graf von), s. Cabrera (Don Ramon).

Morellet (André), Abbé, geb. am 7. März 1727 zu Lyon, der Sohn eines Papierhändlers, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen hatte, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, bis er nach Italien reiste. In Rom machte er aus Nicol. Eymeric's „Directorium inquisitorum" einen Auszug, den er nachher unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs" (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach Paris zurückgekehrt, trat er mit den Häuptern der encyklopädistisch-philosophischen Schule in Verbindung. Er war in den gesuchtesten Salons der höhern Gesellschaft gern gesehen, und in angeneh-

men Verhältnissen lebend, schrieb er vor der Revolution nur Kleinigkeiten. Vieles Aufsehen erregte seine Vertheidigung der Encyklopädisten gegen Palissot (s. d.), in der er seinen Gegner geradezu als Dieb und Betrüger bezeichnete, was ihn auf ein halbes Jahr in die Bastille brachte. Auf Malesherbes' Veranlassung gab er 1766 eine Übersetzung von Beccaria's Werk „Dei delitti e delle pene" heraus; auch arbeitete er lange Jahre an einem „Dictionnaire de commerce". Diesen Plan gab er zwar in der Folge auf; aber seine Papiere wurden von Peuchet bei der Herausgabe seines „Dictionnaire universel de géographie commerciale" benutzt. Im J. 1783 erhielt er eine Pension und die Mitgliedschaft in der Akademie. Obgleich er die im Staatsleben nothwendigen Reformen in verschiedenen Flugschriften, z. B. in seinen „Observations sur la forme des états de 1614" (Par. 1788), herbeigewünscht hatte, überraschte ihn der Gang der Revolution doch so sehr, daß er bald zu ihren Gegnern gehörte. In einigen seiner Broschuren, z. B. in seinem „Cri des familles", wo er für das Recht der Kinder der Hingerichteten auf das Erbtheil ihrer Ältern sprach, sowie in seiner „Cause des pères", worin er sich der Sache der Emigrirten annahm, trat er den herrschenden Ideen entgegen. Daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalten nicht untergingen, ist ihm größtentheils zu danken. Dessenungeachtet wurde er bei der ersten Organisation des Instituts übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. Im J. 1807 kam er in den Gesetzgebenden Körper. Noch im hohen Alter ließ er seine „Mélanges de littérature et de philosophie du XVIII. siècle" (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er starb zu Paris am 12. Jan. 1819. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die von Lémontey herausgegebenen „Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)" (2 Bde., Par. 1821) eine reiche Ausbeute.

Morelli (Giacomo), der erste Bibliothekar im umfassendsten Sinne des Worts, geb. zu Venedig am 14. Apr. 1745, war das Kind armer Ältern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Den mangelhaften Schulunterricht, welchen er genossen, ergänzte er durch eigenes Studium, und spät erst erlernte er die griech. und franz. Sprache. Durch sein anhaltendes Arbeiten auf der Zeniani'schen Bibliothek lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, Pet. de Rubeis, auf sich, der ihm ein rathender Freund wurde. Aus Liebe zur Unabhängigkeit lehnte er mehre vortheilhafte Anträge reicher Bibliophilen in Venedig ab; nur mit dem Patrizier Farsetti trat er in ein näheres Verhältniß. Er lieferte den Katalog der Manuscriptensammlung desselben (2 Bde., Ven. 1771—80, mit Nachträgen) und arbeitete gleichzeitig seine „Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco" (Ven. 1774), in der er eine Menge literargeschichtlicher Fragen und Zweifel beantwortete und löste, sowie den Katalog der lat. Handschriften der Nani'schen Bibliothek (Ven. 1776, 4.), dem später der der ital. Handschriften dieser Bibliothek folgte. Im J. 1778 wurde er Bibliothekar an der St.-Marcusbibliothek, um die er sich große Verdienste erwarb und deren Schätze, von ihm nach allen Kräften gepflegt und vermehrt, er nur ungern auf Befehl der franz. Behörden in ein neues, obgleich durch Pracht ausgezeichnetes und bequemes, Local übersiedeln sah. Seinen kritischen Scharfsinn und sein Alles umfassendes Wissen bekundet am meisten seine „Bibliotheca manuscriptorum graec. et lat.", von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Seine letzte Schrift waren die „Epistolae septem variae eruditionis" (Padua 1819). Er starb am 5. Mai 1819. Nach seinem Tode erschienen seine kleinen Schriften, „Operette", gesammelt (3 Bde., Ven. 1820).

Moreno (Vincente Gonzalez), span. General, geb. 1778 zu Cadix, machte in span. Kriegsdiensten schon den Feldzug in Catalonien mit. Nach der Invasion der Franzosen in Spanien im J. 1808 half er die Junta in Valencia mit begründen und gelangte in dem Kriege gegen Napoleon zu den höchsten militairischen Würden. Im J. 1813 bekleidete er die Würde eines Vicekönigs von Granada. Später erwarb er sich großen Ruhm in dem Kampfe Spaniens gegen die Insurgenten in Südamerika. Nach dem Tode Ferdinand's VII. ging er, ein Anhänger des Don Carlos, nach England, und als er dann zu diesem nach Spanien zurückkehren wollte, wurde er in Frankreich festgenommen. Nach sechs Monaten gelang es ihm indeß doch zu Don Carlos zu gelangen, der ihn 1835 zu seinem Obergeneral und Chef

des Generalstabes ernannte. Nachdem er seit Ende des J. 1838 mit der Camarilla und mehren andern Generalen des Don Carlos sich mehr und mehr verfeindet hatte, konnte ihm nichts willkommener sein, als der Vertrag zu Bergara, im J. 1839, in welchem er sich der gesetzmäßigen Regierung unterwarf. Seitdem lebte er in großer Zurückgezogenheit.

Moresken, s. Grotesken.

Morēto y Cavanna (Don Augustin), span. dramatischer Dichter, stammte aus einer valencianischen Familie und war zuletzt Rector des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er in frommem Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Dichtkunst entsagt hatte. In dem Hause des Cardinals Moscoso war er mit Lope de Vega, Calderon, Quevedo und andern ausgezeichneten Dichtern in Verbindung gekommen. Er starb zu Toledo am 28. Oct. 1669. In seinen jüngern Jahren hatte er theils allein, theils mit Andern eine Menge Komödien geschrieben, die großen Beifall fanden und durch ingeniose Erfindung, komische Kraft und treffliche Charakteristik sich auszeichnen, uur bisweilen arten sie in gesuchte Spitzfindigkeit und Caricatur aus. Mehre seiner Stücke wurden von Scarron, Molière u. A. für die franz. Bühne bearbeitet, und sein Lustspiel „El desden con el desden", das man unter die vier classischen Stücke des altspan. Theaters zählt, wurde nicht nur von Molière in seiner „Princesse d'Élide", sondern auch von Carlo Gozzi in seiner „Principessa filosofa o il contraveleno", und von Schreivogel (West) unter dem Titel „Donna Diana" trefflich für die deutsche Bühne bearbeitet. Deß es ihm auch zum ernsten Drama nicht an Talent fehlte, beweisen z. B. seine Stücke „El Valiente justiciero" und „La fuerza de la sangre", welches letztere Aloys Jeitteles für die deutsche Bühne bearbeitete. Seine „Comedias" erschienen zuerst in Madrid 1654, und nach seinem Tode in einer vervollständigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676—1703, 4.).

Morgagni (Giovanni Battista), der Begründer der pathologischen Anatomie, wurde am 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaate geboren, widmete sich zu Bologna dem Studium der Heilkunde und erhielt daselbst 1701 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Venedig und Padua, wo er seinen ganzen Fleiß der vergleichenden Anatomie zuwendete. Nachdem er sich einige Zeit in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt aufgehalten hatte, wurde er 1711 als Professor der Anatomie nach Padua berufen und erwarb sich in dieser Stellung, die er bis an seinen Tod, am 5. Nov. 1771, bekleidete, einen großen Namen. Neben seinem Lehrfache und der pathologischen Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch sein Hauptwerk „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis" (2 Bde., Ven. 1761, Fol.; neueste Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29; deutsch von Königsdörfer und Herrmann, 5 Bde., Altenb. 1771—76, 8.) den Grund legte, beschäftigte er sich gründlich mit Philologie und Archäologie, über welche Gegenstände seine „Opera omnia" (5 Bde., Ven. 1765 fg., Fol.) manche werthvolle Abhandlung enthalten. Von seinen übrigen einzeln gedruckten zahlreichen Schriften sind noch besonders anzuführen „Adversaria anatomica" (3 Bde., Bologna und Padua 1706—19, 4.; neue Aufl., 1741) und „Epistolae anatomicae XVIII" (Ven. 1764, Fol.). Eine von den angeführten verschiedene Sammlung bilden seine „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Ven. 1763, Fol.). Sein handschriftlicher Nachlaß wird in Parma aufbewahrt. In der Anatomie ist sein Name durch mehre von ihm zuerst beschriebene und nach ihm benannte Theile des menschlichen Körpers verewigt.

Morgan (Lady), eine der ausgezeichnetsten brit. Schriftstellerinnen, wurde 1789 zu Dublin geboren, wo ihr Vater Owenson Schauspieler war. Als Schriftstellerin machte sie sich zuerst bekannt durch die Romane „Saint Clair", „The novize of St.-Dominic", „The wild irish girl" und „Patriotic sketches of Ireland", in denen sie die Sitten und Gebräuche Irlands in geistreicher Weise schilderte. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charl. Morgan bereiste sie seit 1816 Frankreich und Italien; erst 1823 kehrte sie nach Dublin zurück. Außer einigen Romanen, wie „The missionary" und den irischen Sittengemälden „O'Donnel" und „Florence M'Carthy" (1818), erhöhte sie ihren literarischen Ruhm vorzüglich durch die beiden Werke „France" (2 Bde., Lond. 1817), eine geistreiche, scharfe, aber oft einseitige und fehlerhafte Schilderung franz. Zustände, und „Italy" (2 Bde., Lond. 1821), welches letztere von Byron als treu und vortrefflich bezeichnet wurde. Ihnen folgten „The life and times of Salvator Rosa" (1824), eine ihrer schwächsten Leistungen,

und der Roman „The O'Briens and O'Flahertys" (1827). Im J. 1829 besuchte sie Frankreich, wo sie ihr „Book of the boudoir" herausgab, das anziehende Anekdoten über sie selbst und ansprechende Einzelnheiten enthält, und 1833 Belgien. Die Zustände Frankreichs schilderte sie in „France in 1829" (Lond. 1830), und Belgiens in dem Roman „The princess or the beguine" (Lond. 1835). Ihre neuesten Werke sind „Woman and her master", eine philosophische Geschichte des Weibes, und „The book without a name" (1841), eine Sammlung von Aufsätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Mannes, der 1843 starb.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam oder matrimonium ad legem salicam), abgeleitet von dem goth. Worte morgjan, d. i. abkürzen oder beschränken, auch Ehe zur linken Hand, heißt diejenige Ehe, bei welcher durch die Ehepacten bestimmt ist, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Auch Frauen können eine morganatische Ehe eingehen. Sie ist nach dem gemeinen Rechte nur den regierenden Häusern und dem hohen Adel, nach dem preuß. Landrechte aber auch dem niedern Adel und königlichen Räthen gestattet.

Morgarten, ein Bergabhang an der Ostseite des Sees Egeri im schweiz. Canton Zug, wo gegenwärtig die Kapelle an der Haselmatt steht, wurde zum weltgeschichtlichen Namen durch den Sieg der Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Ostreicher am 6. Dec. 1315. Die erwähnten Cantone hatten nämlich aus Haß gegen Östreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt, auf dessen Seite auch der Kurfürst von Mainz war. Friedrich von Östreich, Ludwig's Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus, und der Bischof von Konstanz belegte sie mit dem Bann. Als nun Friedrich ein Heer von 20000 M. unter dem Oberbefehl seines Bruders Leopold gegen die Waldstädte vorrücken ließ, besetzten die Waldstädter, im Ganzen etwa 1600 M. stark, den schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem See Egeri hinschlängelt, mit ihrem Haupttrupp, während der überbleibende Theil an der Seite des steilen Berges sich aufstellte. Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, so ließen die am Berge aufgestellten Schweizer die hier aufgehäuften Steinmassen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten solche Verheerung unter dem Feinde an, daß es dem unten stehenden Häuflein möglich wurde, den vordringenden Theil des feindlichen Heers größtentheils zu vernichten. Nur Wenige, unter ihnen der Erzherzog Leopold, entrannen dem Tode. Hierauf verbanden sich die drei Cantone zu Brunnen am 8. Dec. 1315 auf immer und ihnen schlossen sich bis zum J. 1513 nach und nach noch zehn Cantone an.

Morgen, Morgengegend oder Osten heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man Morgen für gleichbedeutend mit Morgenzeit. — Morgenpunkt, bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten, heißt der Durchschnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem dem Morgenpunkte gerade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die Morgenweite.

Morgen und Morgen Landes, s. Maß und Gewicht.

Morgengabe nannte man ursprünglich das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon in den ältesten deutschen Gesetzen. Die Morgengabe war früher ziemlich allgemein und ihre Größe wurde im Ehevertrage bestimmt; später fand sie nur beim Adel statt. Bei den sogenannten unstandesmäßigen Ehen vertrat sie die Stelle eines vollkommenen Abfindens und von ihr hatte die Frau alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. — Etwas Anderes ist die gesetzliche oder sächsische Morgengabe, worunter man diejenigen

beweglichen Sachen verstand, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Mannes aus dessen Gütern bekommen mußte. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz, nicht eingefügte Zaunstöcke u. s. w. Selten indeß wurde die sächs. Morgengabe in Natur gegeben, sondern es verglichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhielt. Durch das Mandat vom 31. Jan. 1829 wurde die Morgengabe im Königreiche Sachsen aufgehoben. — In der Bibelübersetzung Luther's wird durch Morgengabe die Summe bezeichnet, welche der Vater des Bräutigams an die Familie der Braut, als Kaufpreis der letztern, zahlt.

Morgenstern, s. Lucifer.

Morghen (Raffaello), einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher der neuern Zeit, geb. zu Florenz am 19. Juni 1758, stammte aus einer niederländ. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, Filippo M., geb. 1730, und dessen Bruder, Giovanni Elia M., geb. 1721, welche Beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. Um sich mehr noch zu vervollkommnen, ging er 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Einem vortheilhaften Ruf nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er 1793 auf den Ruf des Großherzogs Ferdinand's III. von Toscana die Anstellung als Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz vor. Von stiller, freundlicher Gemüthsart, lebte er fast nur der Kunst und seinem häuslichen Glück und starb zu Florenz am 8. Apr. 1833. Wir besitzen von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verklärung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, das Grabmal Clemens' XIII. nach Canova und vor Allem das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte Vobis, ungemein theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind die Bildnisse Dante's, Petrarca's, Ariosto's, Tasso's u. s. w. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini heraus (Flor. 1810; 3. Aufl., 1824). — Seine Brüder, Antonio M. und Guglielmo M., waren ebenfalls Kupferstecher, wurden aber von ihm verdunkelt; ein Sohn von ihm ist als Landschaftsmaler bekannt.

Morhof (Dan. Georg), ein berühmter Literator, geb. am 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und humanistischen Wissenschaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, die er 1666 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte, wo er 1673 zugleich Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck am 30. Juni 1691. M. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gesundem Urtheile. Durch seinen an literarischen Notizen sehr reichen „Polyhistor" (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2 Bde., 1747, 4.) regte er in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an, für welche sein Werk lange Zeit die Hauptquelle war. Sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck und Lpz. 1718) ist besonders als erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen, von Wichtigkeit. Dagegen sind seine „Deutschen und lat. Gedichte" (Lübeck 1697) von geringem Belang. Eine Auswahl der erstern findet sich in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 8, Lpz. 1826).

Morier (Jam.), engl. Romanschriftsteller, geb. um 1780, aus einer nach England übergesiedelten Familie der franz. Schweiz, genoß eine sorgfältige Erziehung und widmete sich namentlich den morgenländ. Sprachen. Als Geheimschreiber bei der engl. Gesandtschaft in Persien hatte er Gelegenheit, sich mit der pers. Sprache und den pers. Sitten vertraut zu machen. Bei seiner Rückkehr legte er die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen theils in seinen Reiseschilderungen, den „Travels in Persia, Armenia and Asia mi-

nor to Constantinople" (Lond. 1812, 4.) und „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (Lond. 1818, 4.), theils in Romanen nieder. In den letztern, „The adventures of Hajji Baba" (5 Bde., Lond. 1824—28), „Zohrab or the hostage" (3 Bde., Lond. 1832), „Ayesha, the maid of Kars" (3 Bde., Lond. 1834) und „The Mirza" (3 Bde., Lond. 1841), weiß er sich ebenso geschickt in den Charakter des Persers zu versetzen, als denselben durchzuführen; ihm glückte es im „Hajji Baba", was Viele vor ihm vergebens versucht hatten, den Perser als Beobachter und handelnde Person ins europ. Volksleben zu stellen. Dagegen fand sein Roman „The banished, a suabian historical tale" (Lond. 1838) keinen Beifall.

Mörike (Eduard), einer der Dichter der neuen schwäb. Schule, geb. am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das Seminar zu Urach, wo er sich für das Studium der protestantischen Theologie vorbereitete und wurde 1822 in das Stift zu Tübingen aufgenommen, wo er indeß mehr mit Goethe und den griech. Dichtern, als mit der Theologie sich beschäftigte. Hier dichtete er seinen „Letzten König von Oplid", den er nachmals als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Roman „Maler Nolten" einverleibte. Nachdem er 1827 Tübingen verlassen hatte, lebte er, da sich keine Stellung, die seinem Talente angemessen gewesen wäre, finden wollte, als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs, bis er 1834 Pfarrer in Kleber-Sulzbach bei Weinsberg wurde. Sein Roman „Maler Nolten" (Stuttg. 1832) war das Erste, womit er öffentlich auftrat. Ihm folgten eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1838) und unter dem Titel „Iris" (Stuttg. 1839) eine Reihe Novellen und Märchen, zum Theil in dramatischer Form. Seine Oper „Die Regenbrüder" wurde von Lachner in Musik gesetzt. M. ist unter den Dichtern der neuen schwäb. Schule einer der tiefsten und reichsten. Er dringt tief in das innerste Geheimleben der Natur und des menschlichen Gemüths ein, ohne dabei jemals die volle Herrschaft über seinen Stoff zu verlieren. Die größte Tiefe und die durchsichtigste Klarheit und Vollendung der Form vereinigen sich in seinen Productionen, unter denen besonders „Maler Nolten" hervorzuheben ist, in welchem er alle seine poetischen Kräfte concentrirt hat. Dauernde Kränklichkeit hat ihn seitdem abgehalten, etwas Größeres zu schaffen.

Morillo (Don Pablo), Graf von Carthagena und Marquis de la Puerta, span. General, geb. 1777 zu Fuente in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerrilla in Murcia bekannt. Er stieg in den folgenden Jahren bis zum General und erkämpfte namentlich 1813 mehre Vortheile über die franz. Heere. Im Anfange des J. 1815 führte er eine Expedition von 10000 M. nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Er eroberte Carthagena am 5. Dec. 1815 und Santa Fé de Bogota im Juni 1816, wo er eine grausame Strenge gegen die Republikaner übte; doch seit Anfang des J. 1817 mußte er vor Bolivar (s. d.) in den festen Plätzen eine Zuflucht suchen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caraccas am 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln mit großer Geschicklichkeit fort, bis er sich endlich zu Unterhandlungen mit Bolivar genöthigt sah, die den Waffenstillstand zu Truxillo am 26. Nov. 1820 zur Folge hatten, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung ein sehr zweideutiges; doch that er bei mehren Gelegenheiten den Ausschweifungen des revolutionairen Pöbels kräftig Einhalt. Er unterstützte das Unternehmen der absoluten Partei, mit Hülfe der Garden im Juli 1822 die Constitution zu stürzen. Als dasselbe gescheitert, schloß er sich den Constitutionellen an und wurde Generalcapitain von Asturien und Galicien; doch machte er sich durch seine Unthätigkeit sehr bald wieder verdächtig. Nachdem die Cortes in Sevilla die Suspension der königlichen Macht ausgesprochen, erklärte er sich am 26. Juni 1823 gegen dieselben und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Von dem franz. Generallieutenant Bourck gedrängt, schloß er indeß schon zu Anfange des Juli mit diesem einen Waffenstillstand, unterwarf sich der Regentschaft in Madrid und überlieferte den Franzosen Galicien, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu machen, unter der Bedingung, daß ihm und seinen Anhängern vollkommene Sicherheit der Personen, Rechte und Güter versprochen wurde. Die Willkürherrschaft in Folge der Restauration des abso-

luten Königthums nöthigte auch ihn zur Flucht nach Frankreich; seine in Spanien angekauften Nationalgüter wurden eingezogen. Unter Zea-Bermudez's Ministerium wurde er 1832 zurückberufen und als Generalcapitain von Galicien wieder eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befehligte er eine Zeit lang die Christinos gegen Don Carlos, wurde aber dann abberufen und starb zu Madrid 1838. Seine „Mémoires" (Par. 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte seines Lebens und der Vorfälle in Amerika.

Möris, ein See zwischen Arsinoe und Memphis, der im Alterthume mittels eines breiten Kanals mit dem Nil zusammenhing. Er war künstlich angelegt, um in der Zeit der Trockenheit zur Schiffahrt und zur Bewässerung der Umgegend zu dienen, und füllte sich zur Zeit der Nilüberschwemmung. In seiner Nähe lagen das Labyrinth, mehre Pyramiden und andere große Bauten. Er soll 16 Meilen im Umfange gehabt haben und der jetzige Birket-el-Kerun sein, den aber neuere Forscher, wie Lepsius, nicht für den alten See halten wollen.

Möris (Alius), mit dem Beinamen Atticista, ein bekannter griech. Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel „Lexicon atticum" ein kleines Wörterbuch, worin ganz im Geiste jener Zeit die Ausdrücke und Redensarten der frühern attischen Gräcität durch Ausdrücke des spätern oder gemeinen Dialekts erklärt werden. Nach der ersten Bekanntmachung durch Hudson (Oxf. 1712) wurde dasselbe von Fischer (Lpz. 1756), am besten von Pierson (Leyd. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz. 1830—31) bearbeitet und der blose Text zuletzt von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

Moriscos, s. Mauren.

Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen, unstreitig der größte Regent Sachsens, geb. zu Freiberg am 21. März 1521, der erstgeborene Sohn Herzog Heinrich's des Frommen mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg, zeigte schon früh große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter, und erhielt eine sorgsame Erziehung. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er zu seiner weitern Ausbildung, namentlich in den ritterlichen Übungen, mehre andere deutsche Höfe besuchte, die den einfachen Hof des Vaters an Glanz beiweitem übertrafen. Nachdem er 1539 in Torgau zur protestantischen Kirche übergetreten war, vermählte er sich zu Anfange des J. 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre, am 18. Aug., folgte er seinem verstorbenen Vater in der Regierung des Herzogthums Sachsen albertinischer Linie. Obschon ein eifriger Anhänger der Reformation und Schwiegersohn eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, war er doch nicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten, sondern verharrte in einer selbständigen Stellung, vielleicht schon damals befangen in Planen nach höherer Würde und größerer Macht. Er stand mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen ernestinischer Linie, in scheinbar gutem Vernehmen, bis eine ziemlich geringfügige Sache im Frühjahre 1542 einen Bruch herbeiführte. Johann Friedrich hatte nämlich in der bei der Theilung Sachsens den beiden Linien gemeinschaftlich verbliebenen Stadt Wurzen einseitig die damals ausgeschriebene Türkensteuer gefodert und, da man solche zu geben weigerte, die Stadt besetzt. Sofort rüstete sich der Herzog zum Kriege gegen ihn, und schon standen Beider Heere im Apr. 1542 kampfgerüstet in der Gegend zwischen Grimma und Wurzen einander gegenüber, als noch zur guten Stunde der Landgraf von Hessen ohne Blutvergießen den Frieden vermittelte. (S. Fladenkrieg.) Hierauf zog der Herzog noch in demselben Jahre dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe, wodurch er mehr und mehr dessen Gunst erwarb. Doch hielt ihn dieses offen zu Tage sich legende Bestreben nicht ab, im J. 1545 die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zu unterstützen und den gefangen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen auszuliefern. Als es aber 1546 zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bunde gekommen, schien ihm dies der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung seiner längst gehegten Plane in Beziehung auf das Kurhaus Sachsen. Er entschied sich nun ganz für den Kaiser, der ihm in einem geheimen Vertrage zu Regensburg

am 19. Juni 1546, unter der Bedingung kräftigen Beistandes, die Kurwürde und die Erbländer des Kurfürsten zusicherte. Auf Befehl des Kaisers bemächtigte er sich in kurzer Zeit fast des ganzen Kurfürstenthums, doch mußte er dasselbe fast ebenso schnell dem ihm mit einer überlegenen Macht entgegentretenden Kurfürsten wieder einräumen. Ein Waffenstillstand, den der Kurfürst einging, war dessen Verderben. Hierdurch gewann der Kaiser Zeit, mit erprobten Truppen dem bedrängten Herzoge zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung des inzwischen geächteten Kurfürsten und die Capitulation von Wittenberg führten den Herzog an das Ziel seiner Wünsche. Am 1. Juli 1547 ertheilte ihm der Kaiser die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der ernestinischen Erblande. Allein bei allen diesen Gunstbezeigungen erkannte der neue Kurfürst sehr wohl, wie der Kaiser jetzt um so sicherer seinen Plan verfolgen zu können meine, der dahin ziele, mit Unterdrückung der Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten, sich zum unbeschränkten Herrscher Deutschlands zu erheben. Wie künstlich auch der Kaiser unter dem Scheine, der katholischen Kirche nur Schutz zu schaffen, seine egoistischen Absichten verbarg, dem Scharfblick des Kurfürsten vermochten alle die Schlangenwindungen der Politik das endliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers nicht zu verdecken. Da er einsah, daß nur durch offene Gewalt Deutschland gerettet und der Macht des Kaisers die nöthige Schranke gesetzt werden könne, so fing er seit 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, an, sich zu rüsten, auch schloß er ganz insgeheim am 5. Oct. 1551 mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser. Noch einmal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bitten; doch der sorglose Kaiser benahm sich hochmüthig und lehnte die Bitte ab. Jetzt warf M. die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In einem Manifest erklärte er die Sicherheit der protestantischen Lehre, die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und die Befreiung des Landgrafen als einzige Beweggründe zu diesem Kriege. Überall freudig empfangen, kam er in Eilmärschen so schnell nach Innsbruck, daß er den hier am Podagra darniederliegenden Kaiser beinahe gefangen genommen hätte. Der Kaiser gab nicht nur den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern sah auch im Gefühl seiner Hülflosigkeit sich sehr bald genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit M. in Unterhandlungen zu treten, die zum Frieden führten und den Vertrag zu Passau am 22. Aug. 1552 zur Folge hatten. (S. Religionsfriede.) So zerstörte M. mit einem Schlage die lange Jahre genährten, feindlichen Plane des Kaisers gegen Deutschland, während er zugleich die Protestanten wieder mit sich versöhnte, die erst ihm die sichere Begründung ihrer Kirche zu verdanken haben. Um indeß auch wieder dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben und namentlich aus Freundschaft für den König Ferdinand, den M. sehr hoch hatte schätzen lernen, wohnte er nach hergestelltem Frieden einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, die er zwar in verschiedenen Gefechten schlug, gegen die er aber doch in Folge des schlechten Geistes des kaiserlichen Heers keine bedeutenden Vortheile zu erringen vermochte. Misgestimmt kehrte er nach Sachsen zurück, wo er nun dem Bündnisse gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg beitrat, der, den passauer Vertrag nicht anerkennend, den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. In der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 wurde der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, dieser Sieg aber sehr theuer erkauft. Der Kurfürst war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden; am 11. Juli starb er in Folge dieser Verwundung im Feldlager. M. besaß außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der größten deutschen Fürsten machen. Er begann sofort nach seinem Regierungsantritte gewaltige Reformen in Sachsen und würde unstreitig noch viel Größeres ausgeführt haben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er befestigte Dresden, Leipzig und Pirna, gab dem Militair eine vollständigere Organisation, unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich namentlich um die gelehrte Bildung große Verdienste durch die Begründung der drei Fürstenschulen und die Stiftung mehrer sehr nützlicher Institute bei der Universität zu Leipzig. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August (s. d.). Seine Witwe heirathete 1555 den Herzog Johann

Friedrich den Mittlern, starb aber wenige Monate nachher; seine einzige ihn überlebende Tochter, Anna, wurde die Gemahlin Wilhelm's I. (s. d.), Prinzen von Oranien. Vgl. Langenn, „M., Herzog und Kurfürst von Sachsen" (2 Bde., Lpz. 1841).

Moritz, Prinz von Oranien, Graf von Nassau, einer der ausgezeichnetsten Infanteriegenerale, war der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm's I. (s. d.) von Oranien mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter. Er wurde zu Dillenburg am 14. Nov. 1567 geboren und studirte zu Leyden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Überfall Breda, befreite darauf Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern und erhielt nun, nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Oberyssel, während die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, zu Theil wurde. Überhaupt nahm M. den Spaniern, bis zu dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande, gegen 40 Städte und mehre Festungen und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den span. und flandr. Küsten erfochten. So wurde M. der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Zugleich benutzte er dazu mit die theologischen Streitigkeiten der Remonstranten (s. d.) und Gomaristen (s. d.), welche Letztere er mit großem Eifer, ja sogar mit Gewaltthätigkeit (s. Oldenbarneveldt) unterstützte. Allein seine Bemühungen, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, scheiterten und so sah er sich endlich genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag am 23. Apr. 1625 und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Mit Ausnahme des Waffenstillstands von 1609—21 war er fast ununterbrochen im Kriege begriffen. Den Krieg verstand er meisterhaft und führte ihn als Held. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst, und die von ihm gebildeten Krieger haben nicht wenig zu seinem Ruhme beigetragen. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendung eigener und fremder Erfindungen.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, ein ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August's II. oder des Starken, und der Gräfin Maria Aurora von Königsmark (s. d.). Er wurde zu Goslar am 28. Oct. 1696 ganz insgeheim geboren, sofort nach seiner Geburt einer Erzieherin übergeben und sodann an verschiedenen Orten durch Privatlehrer gebildet; doch fehlte es ihm sehr an der nöthigen Lust, etwas zu lernen. Dagegen zeigte er früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke, der ihm als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen ertheilte und ihn bald darauf zum Obersten eines Kürassierregiments machte. Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter Eugen und Marlborough, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Als im folgenden Jahre sein Vater Stralsund belagerte, durchschwamm er hier im Angesichte des Feindes die Meerenge Gellen. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; doch die Ehe war nicht glücklich, da M. zu sehr das Vergnügen und den Wechsel liebte. Unter allen Ausschweifungen widmete er sich eifrigst dem Studium der Kriegskunst. Im J. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an dem Kampfe gegen die Türken Theil und war bei der Belagerung von Belgrad. Nach dem Frieden ging er 1720 nach Frankreich, da er das gesellige Leben der Franzosen liebte. Hier studirte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten, bildete und exercirte er es selbst nach der von ihm schon in seinem 16. Jahre erfundenen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten, und die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die Tochter des Zars Iwan Alexiewitsch, soll ihm damals Hoffnung auf ihre Hand gemacht haben. Doch Mentschikow, der nach dem Herzogthume strebte, schickte 800 M. Russen nach Mitau und ließ den neuen Herzog in seinem Palaste belagern. Dieser, obgleich

er nur 60 M. hatte, vertheidigte sich mit so großem Muthe, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte, und die Russen sich entfernten. In jener Zeit ging M. Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen an und erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich beschäftigte er sich wieder mit der Mathematik, und auch, als nach dem Tode seines Vaters sein Halbbruder, der Kurfürst August III. von Sachsen, ihm 1733 den Oberbefehl aller seiner Truppen anbot, zog er es vor, als Maréchal de Camp in dem franz. Heere zu dienen. In der Armee des Marschalls von Berwick entschied er 1734 in der Schlacht von Ettlingen, an der Spitze einer Grenadierabtheilung, den Sieg. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg mehre Angriffe aus und wurde hierauf Generallieutenant. Im östr. Erbfolgekriege nahm er am 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, und nachdem Eger einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert worden war, führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 wurde er Marschall von Frankreich; doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen. Sein Feldzug in Flandern im J. 1744, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellt ihn an die Seite Turenne's, indem er den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten wußte; doch noch größern Ruhm brachte ihm das J. 1745, wo er in den mit Östreich und England verbündeten Niederlanden, trotz einer schweren Krankheit den Oberbefehl der franz. Armee führte und am 11. Mai 1745 den wichtigen Sieg bei Fontenay davontrug, der schließlich selbst Brüssel in franz. Gewalt brachte. Der König von Frankreich ertheilte ihm dafür das Naturalisationspatent, beschenkte ihn nach dem Siege von Raucour, am 11. Oct. 1746, mit sechs Kanonen und ernannte ihn 1747 zum Marschall aller seiner Armeen und nach der Einnahme von Bergen-op-Zoom am 16. Sept. zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. In Folge der Belagerung der Festung Maastricht im Apr. 1748, deren Fall die Eroberung der gesammten Niederlande zur Folge gehabt haben würde, bot die Republik den früher von ihr verweigerten Frieden an, der zu Aachen am 18. Oct. 1748 geschlossen wurde. M. zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte. Sodann machte er eine Reise nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen wieder zu Chambord, wo er an einem Blutsturze am 30. Nov. 1750 starb. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strasburg in der protestantischen Kirche St.-Thomas beigesetzt. Ein großartiges Denkmal ließ ihm daselbst Ludwig XV. durch Pigalle errichten, der dasselbe 1765 begann, aber erst unter der folgenden Regierung 1776 vollendete. Zum Erben hatte M. den sächs. Grafen Friese eingesetzt. Viel weiß die Sage von chimärischen Planen zu erzählen, die M. beschäftigten. So soll er die Absicht gehabt haben, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, sich zum Könige von Corsica zu machen und ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen. Seine „Reveries" (beste Ausg., 2 Bde., Par. 1757, 4.) sind voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die spätere Zeit bewährte. Auch hinterließ er „Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe" (Par. 1794).

Moritz (Karl Phil.), ein genialer Schriftsteller, wurde am 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Eltern geboren. Er lernte bei einem Hutmacher, hielt aber nicht lange aus, da sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen ihn aus seiner Heimat trieben. Nach mancherlei Schicksalen fand er endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Doch betrieb er seine Studien sehr unregelmäßig und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er indeß sich nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem Grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüssig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, zu der er sich auf einem Spaziergange entschloß und die er ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr verfiel er in

immer größern Unmuth. In manchen Hoffnungen getäuscht, glaubte er tödtlich krank zu sein; indeß genas er wieder und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am berliner Gymnasium. Die Redaction der Voß'schen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte; auch eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, wurde nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat dieselbe 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit blieb indeß dieser Aufenthalt ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstät und phantastisch war. Goethe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner dort und auch später immer freundlich an und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die sehr unglücklich ausfiel. Er starb am 26. Juni 1793. Ohne Einheit, festen Lebensplan und gründliche, obschon vielseitige Bildung kam M. trotz eines reich begabten Geistes eigentlich nie zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inconsequenzen; ja man darf sagen, er lebte in einer steten Selbsttäuschung und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen und grammatischen Inhalts, unter welchen der „Versuch einer Prosodie" (Berl. 1786; neue Aufl., 1815) den meisten Einfluß hatte und noch jetzt von Werth ist; ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w. sind zum Theil sehr anziehend und im Einzelnen belehrend. In den Romanen „Anton Reiser" (4 Bde., Berl. 1785—90; Bd. 5 von Klischnig, 1794) und „Andreas Hartknopf" (Berl. 1786) hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß er der Erste war, der Jean Paul's Werth erkannte und den damals jungen Dichter auf seiner Laufbahn ermuthigte.

Moritzburg, ein königliches Jagd- und Lustschloß, drei Stunden von Dresden, im Friedwalde, im 18. Jahrh. häufig die Dianenburg genannt, wurde bereits vom Kurfürsten Moritz im J. 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet. Später wurde es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und prachtvolle Feste und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, perspectivisch ausgehauene Waldungen, ein Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, eine Menagerie, mehre schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten, tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehren Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung im altfranz. Geschmack. Der große Tanzsaal ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24—50 Enden verziert. Überhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königlichen Jagdfreuden des 17. und 18. Jahrh. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teichs, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst das Modell einer Fregatte.

Morlacken oder Morlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Seigneur du Plessis-Marly, geb. auf dem Schlosse Buhy in der Normandie, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den schönen Wissenschaften, den Sprachen, namentlich in der Theologie. Als ein jüngerer Sohn, war er für die Kirche bestimmt; allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn zurückzuhalten. Nachdem 1560 sein eifrig katholischer Vater gestorben, bekannte er sich ebenfalls zur Reformation und begab sich auf weite Reisen nach Italien, Deutschland, Holland und England, wo er allenthalben die politischen Verhältnisse studirte und seine Kenntnisse vervollständigte. Nach seiner Rückkehr wäre er bald in der Bartholomäusnacht als Opfer gefallen; er verbarg sich einige Tage zu Paris und entfloh

dann nach England. Doch schon nach einem Jahre betrat er wieder den vaterländischen Boden und lebte nun in Zurückgezogenheit, bis er 1575 in die Dienste des Königs von Navarra, des spätern Heinrich's IV., trat, der sich seiner bei allen diplomatischen Unterhandlungen bediente. Als der Krieg mit der Ligue ausbrach, wurde er ganz die rechte Hand des Königs. Er entwarf Kriegsplane, leitete die Verhandlungen, vertheidigte die Sache seines Herrn durch Schriften und suchte demselben nach allen Seiten hin Anhänger und Unterstützung zu verschaffen. Der Übertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus verletzte ihn indessen so, daß er dem Könige durch seinen Freimuth und Vorwürfe oft lästig wurde. Dessenungeachtet erhob ihn Heinrich nach dem Frieden, zu dem er ganz besonders beigetragen, zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er für seine Glaubensgenossen eine Akademie errichtete. Als er sich wegen einer Schrift über den Misbrauch der Messe vor der katholischen Geistlichkeit verantworten sollte, erklärte er, daß er dies nur in einer öffentlichen Disputation thun würde. Dieselbe fand im J. 1600 zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux zu Fontainebleau statt; doch unterlag er der Geschicklichkeit und den Kenntnissen seines Gegners und hatte der protestantischen Sache nur geschadet. Bei der Erhebung der Hugenotten im J. 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften, weshalb er sein Gouvernement verlor. Er zog sich hierauf auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre in Poitou zurück und starb daselbst am 11. Nov. 1623. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen „Vérité de la religion chrétienne" (Antw. 1580), „Traité sur l'eucharistie" (1598) und „Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation en France" (1624; neue nach dem Manuscript gefertigte Aufl., 12 Bde., Par. 1824), die einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte Frankreichs enthalten.

Morpeth (Viscount Howard, Lord), bekannt als Generalsecretair für Irland unter dem Ministerium Melbourne, geb. um 1800, ist der älteste Sohn des in Irland begüterten, aber protestantischen Grafen George von Carlisle (s. d.). Er studirte auf der Universität zu Oxford, erweiterte seine Bildung durch Reisen auf dem Festlande und trat hierauf vermöge seiner Familienverbindungen für den großen westlichen Wahlbezirk der Grafschaft York ins Unterhaus. Hier zeichnete er sich weniger durch glänzendes Rednertalent, als durch Freiheitsliebe, entschiedene Gesinnung für die Volkssache und beharrliche Opposition gegen die Torypolitik aus. Seine Anstrengungen errangen einen bedeutenden Sieg, als zu Ende des J. 1834 die Tories unter Peel auf kurze Zeit das Ruder ergriffen. Bei Eröffnung des neuen Parlaments im Febr. 1834 wurde er von der Reformpartei dazu ersehen, ein Amendement zur Antwort auf die Thronrede in Vorschlag zu bringen, welches eine wahre Kriegserklärung des Hauses gegen die Toryverwaltung war und dem Ministerium einen harten Stoß versetzte. Lord Melbourne, der im Apr. 1835 mit seinen frühern Collegen die Verwaltung wieder übernahm, ernannte hierauf M. zum Staatssecretair für Irland und verlieh ihm auch, ungewöhnlicher Weise, Sitz im Cabinet. M. rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er, trotz der fanatischen Angriffe von Seiten der Tories, durch eine umsichtige und milde Verwaltung die Gemüther der Irländer wenigstens zu versöhnen suchte. Als die Whigs am 28. Aug. 1841 vom Staatsruder traten, legte auch M. sein Amt nieder. O'Connell widmete dem Scheidenden eine warme Dankadresse.

Morpheus, der Sohn des Schlafes und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, wegen der Gestalten oder Bilder, die durch ihn in der Seele des Schlafenden entstehen, kommt zuerst bei Ovid vor. Übrigens kann er nur in menschlicher Gestalt erscheinen; um Thiere nachzubilden, haben die Götter den Ikelos oder Phobetor, und für leblose Gegenstände den Phantasos. Dargestellt wird er als Greis und geflügelt, aus einem Horn schlafbringenden Duft ausgießend.

Morphin ist ein in dem Opium enthaltenes Pflanzenalkaloid, welches einen der Hauptbestandtheile desselben bildet.

Morphologie nennt man die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper. Dem Worte wie der Sache nach ist die Morphologie zuerst von Goethe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden, der darauf aufmerksam machte, wie alle und besonders die organischen Körper ihre Gestalt immerfort umbilden, wie sie in einer steten Bewegung sind, wie sie auch da, wo sie als ein Individuum

erscheinen, doch nur aus mehren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbständig sind Diese Wesen sind nach seiner Meinung entweder ursprünglich vorhanden, oder sie finden sich zu einander; sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führte Goethe bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittels der Absenker und Augen, wie ihm denn auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schoose der Mutterpflanze war. Bei den Thieren führte er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Vgl. Goethe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere" (Stuttg. u. Tüb. 1817)

Morrison (Rob.), ein protestantischer Missionar, geb. am 5. Jan. 1782, wurde von der brit. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er am 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, hatte er mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, bis er 1809 eine Stelle in den Factoreien daselbst erhielt. Als 1816 Lord Amherst nach China kam, begleitete er denselben als Dolmetscher und gab die Beschreibung dieser verunglückten Gesandtschaft heraus. Im J. 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglo-chinese college für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums. Nach 17jährigem Aufenthalte in China kehrte er 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10000 Büchern in chines. Sprache mit sich dahin. Bereits im J. 1826 aber ging er wieder im Auftrage der Ostindischen Compagnie nach China, wo er später bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung als Vermittler gebraucht wurde. Im Juli 1834 begleitete er als Dolmetscher den brit. Gesandten, Lord Napier, nach Kanton und starb daselbst am 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch die „Horae sinicae" (Lond. 1812), die „Chines. Grammatik" (Serampore 1815, 4.) und das „Chines.-engl. Wörterbuch" (6 Bde., Macao 1815—19, 4.) bekundet.

Mörs, auch Meurs oder Moeurs, ein ehemaliges zum Westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstenthum am linken Rheinufer, das von den Herzogthümern Kleve, Geldern und Berg und ehemaligen kurköln. Landestheilen umgrenzt wurde und auf etwa 6 □M. 28000 meist reformirte E. enthielt, stand im Mittelalter unter den Grafen von Mörs, die bei Kleve zu Lehn gingen. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen Friedrich von Mörs mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn, den Grafen von Nuenar oder Nuevenar. Nach dem Aussterben des letztern Geschlechts vermachte die letzte Gräfin, trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleves, die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelm's III. von Oranien der König Friedrich I. von Preußen als Herzog von Kleve dieselbe einziehen und 1707 zum Fürstenthum erheben ließ. Im luneviller Frieden von 1801 wurde M. an Frankreich abgetreten und dem Roerdepartement einverleibt. Durch den pariser Frieden kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig, unter die Kreise Geldern und Krefeld vertheilt, dem preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, „Geschichte der Grafen und Herren von M." (Düsseld. 1846). Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt, mit etwa 2500 E. und einem alten Schlosse, hat eine kathol. und eine evangel. Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, und treibt vorzüglich Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei.

Mörser, früher Mortier, nennt man diejenige Geschützart, welche ihre Geschosse in sehr hohen Bogen, meist unter Richtungswinkeln von 30—60°, wirft, nicht blos um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus größerer Höhe mehr Percussionskraft zu geben. Die Einrichtung des Mörsers kommt mit der der Haubitze (s. d.) überein; nur stehen die Schildzapfen gewöhnlich am Boden und die Traube fällt weg; die Kammer aber ist häufiger konisch als cylindrisch, und die ältern Arten der birnförmigen und sphärischen Kammern kommen, weil sie unzweckmäßig sind, nicht mehr vor. Die gewöhnlichen Arten sind 7-, 10-, 16-, 25-, 30-, 48-,

50-, 60pfündige. Außerdem hat man besondere Mörser mit weiter Mündung, um Steine, Spiegelgranaten und Kartätschen zu werfen, die sogenannten Steinmörser; ferner kleinere als die siebenpfündigen, die Handmörser, auch Coehörner genannt; und Schaftmörser, zum Werfen einzelner Spiegelgranaten auf kurze Entfernungen bestimmt. In Frankreich und England wird zur Bezeichnung des Mörsers nicht das Gewicht der (steinernen) Bombe, sondern das Zollmaß des Mündungsdurchmessers gebraucht. Übrigens unterscheidet man die hängenden Mörser, bei denen die Schildzapfen am Mittelstück sitzen, von den stehenden, deren Schildzapfen am Boden angebracht sind; bei den Fußmörsern fallen die Schildzapfen ganz weg, das Rohr ist an eine Platte angegossen und bildet mit ihrer untern Fläche einen Winkel von 45°. Die Mörser werden theils von Eisen, theils von Bronze gegossen; die schweren gewöhnlich vom erstgenannten, die kleinern vom letztern Material. Der größte Mörser neuerer Zeit war in Lüttich von Eisen gegossen, der 1832 von den Franzosen bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen gebraucht wurde; er selbst wog 14000 Pf., seine Bombe 1000 Pf. (S. Artillerie, Geschütz und Kanone.)

Mortalität und **Mortalitätslisten**, s. Sterblichkeitslisten.

Mörtel, s. Kalk.

Mortier (Edouard Adolphe Kasimir Jos.), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, wurde 1768 zu Château-Cambrésis im Norddepartement geboren und erhielt eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1791 trat er in ein Cavalerieregiment, kurze Zeit nachher aber als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Mit großer Auszeichnung kämpfte er im Feldzuge von 1792. Nachdem er nach der Schlacht bei Hondschooten, im Sept. 1793, zum Generaladjutanten emporgestiegen, betheiligte er sich an den Operationen in Belgien, an der Roer und am Rhein. Hierauf kam er zur Maas- und Sambrearmee. Er umging am 4. Juni 1796 die Stellung der Östreicher bei Altenkirchen, verhandelte am 13. Juli die Capitulation des Feindes zu Frankfurt am Main und trieb denselben, nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, über den Main. Am 30. Dec. 1796 trat er mit dem Kurfürsten von Mainz wegen Übergabe der Stadt Mainz in Unterhandlung und wurde bald nachher seiner Verdienste wegen Regimentscommandeur. Im J. 1799 zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er den Befehl über die Vorposten bei der Armee an der Donau und warf die Östreicher am 25. März bei Liptingen. Im Sept. wurde er als Divisionsgeneral nach der Schweiz gesendet, wo er sich an allen Ereignissen vor und nach der Schlacht bei Zürich lebhaft betheiligte und besonders in Verfolgung der Russen auszeichnete. Masséna detachirte ihn später gegen die Östreicher in Tirol, Vorarlberg und Graubündten; allein noch im März 1800 erhielt er zu Paris den Befehl über die 15. und 16. Militairdivision, in welcher Stellung er für Bonaparte große Anhänglichkeit zeigte. Als 1803 die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, mußte er das Kurfürstenthum Hannover besetzen. Alsbald zurückberufen, vertraute ihm der erste Consul den Befehl über die Artillerie der Consulargarde und bei Errichtung des Kaiserthrons erhielt er die Marschallswürde. Im J. 1805 stellte ihn der Kaiser an die Spitze eines Corps der großen Armee in Deutschland, mit dem Auftrage, in der Gegend von Linz den Übergang des Feindes über die Donau zu hindern. Er wurde mit seinen 4000 M. am 11. Nov. von den Russen überrascht, eingeschlossen und von dem 30000 M. starken Kutusow bei Dürnstein hart bedrängt. Indeß wußte er sich doch mit Geschick und fast siegreich aus seiner übeln Lage zu retten und empfing gegen Ende des Feldzugs den Auftrag, Wien zu decken, das er auch besetzte. Im J. 1806 operirte er mit dem achten Corps der großen Armee zugleich in Hessen und Hannover; er besetzte Kassel am 1. Oct. und im Sept. Hamburg und die übrigen Hansestädte. Nach dem Waffenstillstande von Charlottenburg drang er in Schwedisch-Pommern vor, versuchte vom Ende Febr. bis zum 16. Apr. die Einnahme von Stralsund und schloß nach dem Gefechte bei Anklam am 18. den Waffenstillstand zu Schlaskow. Nach der Schlacht von Friedland, am 13. Juni, verlieh ihm der Kaiser den Titel eines Herzogs von Treviso und reiche Dotationen im Hannoverschen. Im J. 1808 führte M. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er unterstützte im folgenden Jahre die Belagerung von Saragossa und schlug an der Spitze von 30000 M.

den noch einmal stärkern Feind bei Ocaña. Hierauf begann er die Belagerung von Cadix und besiegte endlich die Spanier am 19. Febr. 1811 zu Gebora. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er die junge Garde. Als Gouverneur von Moskau erhielt er am 21. Nov. den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen. Nur mit Mühe vermochte er der Armee nachzukommen, und nächst Ney trug er wol am meisten bei, die Trümmer derselben zu retten. Der Kaiser beauftragte ihn nach dem Rückzuge mit der Reorganisation der jungen Garde zu Frankfurt am Main. Im Feldzuge von 1813 befehligte M. bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und endlich bei Hanau. Nachdem er am 11. Febr. 1814 die franz. Grenze überschritten, verständigte er sich mit dem Herzoge von Ragusa über die Rettung der Hauptstadt. Er lieferte den Verbündeten am 30. März die Schlacht bei Paris und concentrirte nach der Capitulation vom 31. seine Streitkräfte zu Plessis-les-Chèvres, von wo aus er erst am 8. Apr. seine Unterwerfung der neuen Regierung einsendete. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und das Commando zu Lille. Bei der Rückkehr Napoleon's sicherte er den Abzug des Königs nach Belgien, der ihn auch dankbar seiner Eide entband. Der Kaiser bestätigte ihn hierauf in der Pairswürde und übertrug ihm die Inspection über die Festungen an den östlichen und nördlichen Grenzen. Mit der zweiten Restauration wurde M. aus der Pairskammer gestoßen; doch erhielt er am 10. Jan. 1816 den Befehl über die 15. Militairdivision zu Rouen. Auch wählte ihn das Departement du Nord zum Deputirten der Kammer, und am 5. März 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück; doch nahm M. bis zur Julirevolution wenig Theil an den politischen Ereignissen. Als Ludwig Philipp 1834 das doctrinaire Ministerium (s. Guizot) vom 11. Oct. herstellen wollte, übernahm M. am 18. Nov. das Kriegsministerium und die Präsidentschaft im Cabinet. Dieser schwierigen Stellung wenig gewachsen, trat er jedoch schon am 12. März 1835 die Präsidentschaft an den Herzog von Broglie, am 30. Apr. sein Portefeuille an den Marschall Maison ab. Am 28. Juli 1835 begleitete er den König zu einer großen Revue der Nationalgarde von Paris. Bei dieser Gelegenheit wurde er auf dem Boulevard du Temple durch die Höllenmaschine Fieschi's tödtlich verwundet und gab einige Stunden darauf in dem benachbarten Café Turc den Geist auf. Mit den übrigen Opfern erhielt er seine Ruhestätte im Dome der Invaliden und auf der Place du Château ein Denkmal mit der Büste von Bra. Seiner Witwe und seinen vier Kindern bewilligten die Kammern eine jährliche Pension von 20000 Francs.

Mortification heißt in der Gerichtssprache eine Ungültigkeitserklärung (s. Amortisation); die Kirche versteht darunter die Ertödtung des Fleisches durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. s. w.

Mortimer (Roger, Graf von), der Mörder Eduard's II. von England, wurde 1287 an den Grenzen von Wales geboren. Nachdem er 1306 von Eduard I. zum Ritter geschlagen worden, begleitete er den König auf einem Zuge nach Schottland, verließ aber eigenmächtig das Heer und verlor darum als Felon seine zahlreichen Lehngüter. Auf Fürsprache der Königin Margarethe in den vorigen Stand gesetzt, machte er hierauf unter Eduard II. die Kriege in Schottland, Irland und Frankreich mit und erhielt auf einige Zeit die Statthalterschaft von Irland. In seinen häufigen Zwisten mit den Herrschern von Wales und den benachbarten Baronen zeigte er sich als gewaltigen Charakter; auch führte er stets nur seine Vasallen ins Feld. Im J. 1320 verband er sich mit den Grafen von Lancaster, Hereford und andern Baronen zu einer gewaltsamen Reichsreform, wobei es jedoch nur auf die Erweiterung der Adelsherrschaft und den Sturz der vom Könige unmäßig begünstigten Familie Spencer abgesehen war. Als indeß die Empörung wenig Fortgang gewann, ließ sich M. durch den Grafen von Pembroke zur Unterwerfung bewegen, wurde aber sogleich in den Tower gesetzt. Ein Todesurtheil fürchtend, entfloh er durch List dem Gefängnisse und ging nach Frankreich, wo sich bereits die über die Günstlingherrschaft ebenfalls erbitterte Königin Isabelle mit dem jungen Prinzen von Wales, dem spätern Eduard III., befand. Dieselbe war von ihrem schwachen Gemahl an den Hof ihres Bruders, Philipp's V., als Friedensvermittlerin geschickt worden, wendete jedoch ihren Einfluß an, um von Frankreich aus durch Drohungen die Spencer zu stürzen. M. bemächtigte sich der Königin, flößte derselben durch sein glänzendes Äußere eine verbrecherische Leidenschaft

ein, sammelte die misvergnügten Engländer und stiftete Verschwörungen an, welche die gewaffnete Rückkehr nach England und wol gar eine Thronrevolution zum Zwecke hatten. Weil Philipp V. diese Umtriebe wenigstens scheinbar verwerfen mußte, so ging M. mit der Königin 1326 zu dem Grafen von Hennegau, dessen Tochter man mit dem Prinzen von Wales vermählte. M. rüstete nun durch die Unterstützung des Grafen und des franz. Hofs ein Corps von 3000 M. und landete mit demselben am 24. Sept. an der Küste von Suffolk, wo ihm die zahlreichen Feinde des jungen Lord Spencer ungesäumt zufielen. Der König floh aus London nach Wales, von da nach Irland, fiel aber unterwegs in die Hände der Empörer und wurde alsbald auf dem Schlosse Berkeley von einigen Vertrauten M.'s insgeheim und auf die scheußlichste Weise ermordet. Durch Unterstützung des Parlaments, welches sogar eine Indemnitätsbill bewilligte, richtete M. einen Regentschaftsrath ein, an dessen Spitze die Brüder des Ermordeten, die Grafen von Lancaster, Kent und Norfolk, standen. Indeß riß M. in kurzer Zeit alle Gewalt an sich, bereicherte sich durch die Güter der Günstlinge Gaveston und Spencer, lebte in närrischer Verschwendung und wendete der Königin Isabelle fast sämmtliche Einkünfte der Krone zu. Ein für England schimpflicher Vertrag mit Schottland, gegen welches der junge Eduard III. die Waffen nicht führen durfte, brachte endlich den Haß und die Unzufriedenheit der Prinzen, der Großen und selbst des Volks aufs höchste. Um seine Hauptfeinde zu treffen, ließ M. im J. 1329 dem einfältigen Grafen von Kent (s. Edmund) einreden, daß Eduard II. noch lebe und in geheimer Gefangenschaft schmachte. Dieser stiftete hierauf ein Complot zur Befreiung des vermeintlich Lebenden, wurde jedoch mit seinen Genossen durch M. verhaftet und nach einem Spruche des unfreien Parlaments sogleich enthauptet. Die Güter des Unglücklichen erhielt Godefroi, der Sohn des Verbrechers. Obschon M. alle nur möglichen Vorkehrungen traf, um den jungen König, über den er sich nun die Vormundschaft aneignete, in Unterwerfung zu halten, gelang es demselben doch, diese schmählichen Fesseln im J. 1330 unter Mitwirkung des Lord Mountacute und einiger Vertrauten zu brechen. Die Verbündeten drangen durch List in das von M. und Isabelle bewohnte und stark befestigte Schloß Nottingham und nahmen den Usurpator gefangen. Hierauf wurde M. vom Parlament als notorischer Hochverräthet proclamirt und am 29. Nov. 1330 ohne Procedur bei Smithfield öffentlich aufgeknüpft.

Mortuarium, s. Todte Hand.

Morus (Sam. Friedr. Nathanael), ein hochachtbarer Theolog, geb. am 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, besuchte die dasige Stadtschule und studirte seit 1754 in Leipzig Theologie, wo er sich 1760 habilitirte, 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1771 die ordentliche Professur der griech. und lat. Sprache, 1782 aber, beim Tode Ernesti's, als ordentlicher Professor in die theologische Facultät einrückte, und am 11. Nov. 1792 starb. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren die Frucht eines langen Fleißes und planmäßigen Studiums. In dogmatischer Beziehung zeichnete er sich durch vorsichtige Prüfung und mildes Urtheil aus. Außer seinen Ausgaben des Isokrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Longin und Julius Cäsar sind besonders seine Übersetzung des „Briefes Pauli an die Römer" (Lpz. 1775), des „Briefes an die Hebräer" (Lpz. 1776; 3. Aufl., 1786), sowie seine „Epitome theologiae christianae" (Lpz. 1789; 2. Aufl., 1790; deutsch von Schneider, 1795), wozu Hempel einen „Commentarius exegetico-historicus" (2 Bde., Lpz. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner „Dissertationes theologicae et philologicae" (2 Bde., Lpz. 1787—94; 2. Aufl., 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., Lpz. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden von Voigt seine „Vorlesungen über die christliche Moral" (2 Bde., Lpz. 1794—95); von Donat seine „Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas" (Lpz. 1794) und „Praelectiones in evangelium Lucae" (Lpz. 1794); von Dindorf seine „Versio et explicatio actuum apostolicorum" (Lpz. 1794) und „Recensiones in evangelium Johannis" (2 Bde., Lpz. 1795); von Hempel seine „Praelectiones exegeticae in tres Johannis epistolas" (Lpz. 1796); von Eichstädt seine „Hermeneutica" (2 Bde., Lpz. 1797—1802); von Holzapfel seine „Erklärung der Briefe an die Korinther" (Lpz. 1794); ferner seine „Erklärung des Briefs an die Römer und des Briefs Judä" (Lpz.

1794) und die „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios" (Lpz. 1795), und von Keil seine „Nachgelassenen Predigten" (3 Bde., Lpz. 1794—97) herausgegeben.

Morus (Thom.), eigentlich More, der berühmte Kanzler Heinrich's VIII. von England, war der Sohn eines Richters der Kingsbench und wurde 1480 zu London geboren. In seiner Jugend lebte er einige Zeit als Page im Hause des Cardinals Morton, Bischofs von Canterbury, und später ging er auf die Universität nach Oxford, wo er sich mehre Jahre mit großem Erfolge allen Zweigen der Wissenschaft, besonders aber der Jurisprudenz, widmete. Bei der Thronbesteigung Heinrich's VIII. galt er bereits zu London als einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Untersheriffs. Der Cardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen Könige ein, der ihn liebgewann, ihn zum Mitglied des Geh. Raths ernannte und ihm mehre diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Ungeachtet der königlichen Gunst beobachtete M. Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit seines Herrn. Nachdem er 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambray mit großem Geschick geleitet, erhob ihn der König an Wolsey's Stelle zum Großkanzler und übergab ihm die Staatssiegel. M. verwaltete sein hohes Amt mit seltenem Geschäftseifer, Gerechtigkeitssinn und übergroßer Uneigennützigkeit. Er wollte zwar die Reformation unterdrücken; allein er verfolgte deren Anhänger nicht des Dogmas wegen, sondern aus politischen Grundsätzen. Als Heinrich VIII., seine Ehescheidung durchzusetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, suchte er vergebens durch Bitten, Befehle und Drohungen die Mitwirkung seines populairen Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewissen, legte 1532 seine Ämter nieder und zog sich in Armuth mit seiner Familie nach Chelsea zurück. Als er 1534 das neue Successionsstatut, welches zugleich die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, beschwören sollte, war er bereit, die Erbfolge zu beschwören; doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil sie sein Gewissen beschwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Bischof Fisher in den Tower bringen und sehr hart behandeln. M. widerstand 13 Monate allen den vielfachen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen; da ließ ihm der König, seines Widerstandes müde und um ihn vollends zu verderben, den Supremateid vorlegen. M. erklärte sich dahin, daß er als Christ keinen weltlichen Oberherrn der Kirche anzuerkennen vermöge, und selbst die Bitten seiner in Elend schmachtenden Familie waren nicht im Stande, ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Nach einer formlosen, schmählichen Procedur wurde er am 6. Mai 1535 zum Galgen verurtheilt, welche Strafe der König in Enthauptung verwandelte. Mit großer Fassung und christlicher Ergebung erlitt er am 6. Juli auf der Plattform des Tower den Todesstreich. M. war einer der hervorragendsten und gebildetsten Geister seiner Zeit. Er besaß eine gründliche Kenntniß in den alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker, wie als Jurist. Auch trug er außerordentlich zur Cultur der engl. Sprache bei. Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste (Lond. 1559) die engl. abgefaßten Schriften, der andere (Löwen 1566) die lat. Werke enthält. Am bekanntesten ist seine in alle Sprachen übersetzte Schrift „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia" (Löwen 1516 und öft.), in welcher er seine jugendlichen Schwärmereien über einen vernunftgemäßen Staat ausmalt. Eine treue Charakteristik von ihm gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Bildniß hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehrmals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 gestorbene Thom. More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Ein Urenkel gleiches Namens gab seine Lebensbeschreibung (Lond. 1726) heraus. Vgl. Rudhart, „Thom. M." (Nürnb. 1829); Mackintosh, „Life of Sir Thom. M." (Lond. 1830); der Prinzessin von Craon „Thom. M." (2 Bde., Par. 1833) und „Thom. M. und sein berühmtes Werk Utopia" (deutsch, mit Einleitung von Öttinger, Lpz. 1846).

Morusi ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie. — Konstantin M., Hospodar der Moldau, wurde des Einverständnisses mit den Russen verdächtig, 1806 von der Pforte abgesetzt, durch Rußlands Einfluß im J. 1812 wieder eingesetzt, in demselben Jahre aber ermordet. — Demetrios M. war ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und voll glühender Liebe für sein Vaterland. Er entwarf einen sehr großartigen

Plan für das Unterrichtswesen seiner unterdrückten Landsleute und wußte auch den Divan für denselben zu gewinnen. Im J. 1812 war er als Dragoman beim Congreß zu Bukarescht. Der hier bewiesenen Hinneigung zu Rußland verdächtig, wurde er nach seiner Rückkehr in Schumna, im Lager des Großveziers, von seiner eigenen Ehrenwache getödtet und sein Kopf nach Konstantinopel gesendet, wo man gleichzeitig auch seinen Bruder Banajotti enthauptete. — Zwei seiner Neffen waren, als der Aufstand der Griechen ausbrach, im Dienste der Pforte; der eine, Konstantin M., als Dragoman, der andere beim Arsenal. Beide wurden bei der allgemeinen Massacre im J. 1825 umgebracht. Dagegen entkam Konstantin's Gemahlin mit ihren neun Kindern auf einem ragusanischen Schiffe nach Odessa. Sie erhielt später vom Kaiser Alexander eine Pension, und ihre Söhne studirten in Paris. Der eine derselben, Demetrios M., ist der Verfasser des „Gesanges der Sulioten".

Morveau (Louis Bernard Guyton, Baron), ein bekannter Chemiker, geb. zu Dijon am 4. Jan. 1737, war Jurist und vor der Revolution Generaladvocat beim Parlamente zu Dijon. Als ausgezeichneter Geschäftsmann, als gewandter Redner und durchaus rechtschaffen stand er in allgemeiner Achtung und in Ansehen. Doch nach und nach nahm sein Lieblingsstudium, die Chemie, seine Zeit dermaßen in Anspruch, daß er seine amtliche Stellung aufgeben mußte. Die von ihm in Dijon gegründete Professur der Chemie versah er selbst 13 Jahre lang. Er war seit 1791 Mitglied der Nationalversammlung, und später des Convents, wo er für den Tod Ludwig's XVI. stimmte. In der Schlacht bei Fleurus stieg er zur Besichtigung der feindlichen Stellung in einem Ballon in die Luft. Im J. 1797 trat er in den Privatstand zurück; nachher wurde er Director der Polytechnischen Schule, deren Mitgründer er gewesen, Mitglied des Instituts und Baron. Nach der Restauration verlor er alle seine Stellen und Würden und starb am 2. Jan. 1816. Besonders bekannt ist er als Erfinder der nach ihm benannten Räucherungen mit Chlor (s. Räuchern) und als Begründer der neuern chemischen Nomenclatur. Von seinen Schriften erwähnen wir nächst der „Description de ses procédés de désinfection" (Par. 1801; deutsch von Pfaff, Kopenh. 1802) die „Mémoires sur l'éducation publique" (Par. 1764) und das „Dictionnaire de chimie" (Par. 1786).

Mosaik oder musivische Arbeit nennt man die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glasflüssen und Marmorstücken, verschiedenfarbigen oder gebeizten Hölzern durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt wird, daß man in einiger Entfernung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Wahrscheinlich entstand dieselbe im Morgenlande; ihre Ausbildung aber erhielt sie durch die Griechen, die sie Lithostrotie nannten; zu Sulla's Zeit kam sie aus Griechenland zu den Römern. Unter zahlreichen in Italien und den von den Römern besetzten Ländern ausgegrabenen Mosaiken steht das am 24. Oct. 1831 in der casa del Fauno, oder in dem Goethe's-Hause aufgegrabene Schlachtgemälde oben an, welches aus vielen hunderttausend Steinstiften zusammengesetzt, wahrscheinlich die Schlacht des Marcellus mit den Galliern, nach früherer Annahme aber eine Schlacht Alexander's mit den Persern, darstellt. Auch nach der Völkerwanderung erhielt sich diese Kunst unter den byzantin. Griechen sowol als in Italien und wurde fortwährend zum äußern und innern Schmuck der Kirchen angewendet. Durch die aufblühende Frescomalerei von den größern Wandflächen verdrängt, beschränkte sich das Mosaik seit dem 15. Jahrh. auf kleinere Prunkwerke und wurde nur noch ausnahmsweise im Großen angewendet; z. B. in der innern Kuppel der Peterskirche, die Clemens VIII. zu Anfange des 17. Jahrh. mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler wendeten sie an, Originalgemälde berühmter Meister, z. B. Guercino's Marter der heil. Petronilla und Domenichino's Abendmahl des sterbenden heil. Hieronymus, zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, da eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemälde einer ihrer größten Vorzüge ist. Eine eigene Kunstschule in Mosaik wurde zu Rom im Anfange des 18. Jahrh. von Pietro Paolo Christophoris angelegt und es hat dieselbe für Hebung dieser Kunst nicht wenig beigetragen. Eine der kolossalsten Mosaiken der neuern Zeit ist das in der Größe des Originals ausgeführte Abendmahl des Leonardo da Vinci, das sich gegenwärtig in Wien befindet. Besonders berühmt sind gegenwärtig

zwei Arten von Mosaik, das römische und das florentinische. Ersteres wird aus Steinen und Glasflüssen zusammengesetzt, sodaß man jede beliebige Schattirung und Nuance hervorbringen und das Colorit von Gemälden vollkommen erreichen kann; das florentinische dagegen wird aus lauter harten Steinen (zum Theil Halbedelsteinen, auch Perlen) verfertigt, ist deshalb ungleich mühsamer und wird nur selten zu Gemälden, sondern mehr zu Tischplatten u. dgl. benutzt. Das Mosaik in Holz nennen die Italiener Tansia oder Tersia, die Franzosen Marqueterie. Auch das Holzmosaik war schon den Alten bekannt und wurde durch Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano im Anfange des 15. Jahrh. wiederhergestellt. Namentlich fertigte Letzterer in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominico di Mariotto unterstützten. Die vollendetsten Arbeiten aber in der Holzmosaik lieferte Benedetto da Majano im 15. Jahrh., und der etwa spätere Giovanni da Verona, 1469—1537, ein Schüler Brunelleschi's. Auch im 17. Jahrh. wurden sehr schöne Holzmosaiken ausgeführt, z. B. Holztapeten für den Prinzen Karl von Lothringen zu Neuwied, welche den Sabinerinnenraub vorstellten. Das mechanische Verfahren bei dem röm. und florentin. Mosaik ist folgendes. Auf einen Grund von starken zusammengeklammerten Plattsteinen, der von einem starken Rahmen eingeschlossen ist, wird ein Kitt dick aufgetragen. In diesen weichen Kitt werden die Steine, Marmorstücke oder Glasflüsse, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, genau nach dem zu copirenden Gemälde eingesetzt, und ist der Kitt allmälig verhärtet, so wird die Arbeit polirt. Durch Rauch, Schmuz oder sonst unscheinbare oder verdorbene Mosaiken kann man abschleifen, um sie wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Auch kann man die Mosaiken mehrmals quer durchsägen, um sie zu vervielfältigen. Eine deutsche Art Mosaikmalerei erfand 1819 Franz Xaver Fernbach, geb. zu Waldkirch im Breisgau. Auch gehören hierher die Mosaiken aus Moos und die Arbeiten der Gebrüder Catel in Stuck.

Mosaisches Recht oder Mosaische Gesetzgebung heißt der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den dem Moses (s. d.) beigelegten Schriften enthalten sind. Die Verbindlichkeit des Mosaischen Rechts ist nach Erlöschung des jüd. Staats keine vollkommene mehr. Selbst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden. Die christlichen Staaten haben nur einzelne Vorschriften des Mosaischen Rechts, namentlich in Betreff der Ehe und der verbotenen Grade, beibehalten. Vgl. Michaelis, „Mosaisches Recht" (6 Bde., Frankf. 1775—1803).

Mosaisk, s. Moshaisk.

Mosaismus, s. Judenthum.

Moscäti (Pietro Graf), ein berühmter Arzt und Staatsmann zu Mailand, geb. 1736, machte in seiner frühern Lebensperiode hauptsächlich dadurch Aufsehen, daß er die Ideen Rousseau's, selbst dessen Ansicht vom Naturzustande, mit Eifer erfassend, in einer eigenen Schrift mit allen Gründen der Anatomie und Physik zu beweisen suchte, wie der Mensch von der Natur bestimmt sei, nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen zu gehen. Ein eifriger Patriot, hatte er beim Ausbruch der Revolution, für die er sich sehr lebhaft interessirte, manche Verfolgungen zu erdulden, doch 1798 wurde er einer der Directoren und bald darauf Präsident der Cisalpinischen Republik. Nach dem Einrücken der Russen und Östreicher im J. 1799 verhaftet, brachte ihn der Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl zu Rathe gezogen wurde, wieder in Freiheit. Nach der Schlacht bei Marengo trat er von neuem in den Staatsdienst ein und wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon im Jan. 1802 die Cisalpinische Republik in die Italienische verwandelte. Auch gehörte er zu den Mitgliedern der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie und Graf. Er stand bei Napoleon, wie bei dem Vicekönig Eugen in hohem Ansehen. Als Senator versuchte er im J. 1814 seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Erhebung des Letztern auf den Thron von Italien durchzusetzen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Er starb zu Mailand am 19. Jan. 1824. M. war ein sehr edler Charakter; seine hohe

Stellung und seinen Reichthum benutzte er, Wissenschaften und Künste zu unterstützen. Sein Haus mit reichen Sammlungen von Instrumenten, anatomischen Präparaten und Bildungsmitteln aller Art stand jedem Freunde der Wissenschaft offen, und seinen Freunden und Bekannten diente er selbst in der Periode seiner glänzendsten Stellung als Arzt.

Moschee, entstanden aus dem arab. Medschid, d. h. Anbetungsort, ist der Name für die mohammedan. Bethäuser. Etwas Charakteristisches der Moscheen in ihrer Bauart sind die Kuppeln und noch mehr die etagenweise aufsteigenden, mit Halbmonden an der Spitze gezierten Thürme, Minarets genannt, von denen herab ein meist blinder Ausrufer die Gebetzeit verkündet. Übrigens sind sie meist viereckige Gebäude mit Vorhöfen, wo Brunnen zu Waschungen sich befinden. Im Innern bilden Arabesken und an die Wand geschriebene Sprüche des Koran die einzige Ausschmückung; Bilder fehlen ganz. Der Boden ist meist mit Teppichen oder Matten belegt; Sitze gibt es nicht. Im Südosten befindet sich eine Art Kanzel für den Imâm und in der Richtung, wo Mekka liegt, eine Art Wandschrank mit dem Koran, wohin die Betenden ihren Blick zu richten haben. Die größern Moscheen, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst abgehalten wird und in der Türkei die öffentliche Fürbitte für den Großherrn stattfindet, heißen Dschamis. In der Regel dürfen nur Bekenner des Islam die Moscheen betreten; doch ist man in der Türkei und den von ihr abhängigen Ländern, sowie in Ostindien schon längst in dieser Beziehung weniger streng. Mit größern **Moscheen** sind Medressen, d. h. Schulen, Imarets, d. h. Hospitäler, auch wol öffentliche Küchen, in denen für die Armen gekocht wird, verbunden, und ihre Einkünfte beziehen die Moscheen von Grundstücken, die dafür große Vorrechte genießen.

Moschĕles (Ignaz), einer der berühmtesten Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israelit. Kaufmanns, wurde zu Prag am 30. Mai 1794 geboren. Da er schon in früher Jugend große Neigung für die Musik zeigte, so übergab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte Friedr. Dionys Weber's, unter dessen Leitung sich sein Talent auf das Glücklichste entwickelte. Im J. 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen vortrefflichen Lehrer und in Salieri einen väterlichen Rathgeber fand. Zu seiner weitern Ausbildung trug der Wetteifer mit andern großen Clavierspielern hier nicht wenig bei. Nach mehren Kunstreisen, z. B. in das nördliche Deutschland in den J. 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen, glänzenden Vortrag, seine interessanten effectreichen Compositionen und vor Allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall große Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat; doch schon 1825 ging er wieder nach London, wo er seitdem seinen bleibenden Aufenthalt nahm und Professor der Musik an der Akademie wurde. Dabei machte er jedoch von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich, sowie noch in neuester Zeit durch Deutschland. Die mechanische Vollendung im Pianofortespiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so unverrückt im Auge hat, zeigt sich bei ihm nach zwei Seiten hin gleich groß; nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Niedlichsten, und die Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für beide Arten gleich geeignet. Weniger gelingt ihm das gehaltene, singende Adagio, und das Sentimentale scheint ihm fremd zu sein. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist häufig der Mittelpunkt seiner freien Phantasien, die darum auch zum großen Theil die Gestalt von Variationen annehmen. Mit Hummel und Kalkbrenner theilte er die größte Meisterschaft im Pianofortespiel, bis Liszt, Henselt, Thalberg und andere neuere Virtuosen auftraten. Seine Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gediegensten Virtuosenwerken, welche die wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexandersvariationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat, die Sonate mélancolique, ein Sextett mit Pianoforte, die Allegri di bravura, ein vierhändiges Rondo und eine vierhändige Sonate, die brillanten Variationen über das Thema „Au clair de la lune" und „Jadis et aujourd'hui", und seine „Etudes", durch die er sehr wesentlich auf die Entwickelung des Pianofortespiels eingewirkt hat; unter den

neuern eine zweite Sammlung von „Etudes" und eine große vierhändige Sonate, die aber noch nicht im Druck erschienen ist. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind das in G-moll und nächst diesem das in Es-dur. M. ist ganz gegen die Sitte der meisten ältern Künstler stets den Fortschritten der Zeit nicht allein mit Interesse gefolgt, sondern hat auch denselben einen lebendigen Einfluß auf seine Werke gestattet, wodurch diese hin und wieder einen mehr eklektischen Charakter erhalten haben.

Moscherosch (Hans Mich.), eigentlich Mosenrosch, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., stammte von einer aragones., unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Unrichtig ist die Angabe, daß sein Name eine Übersetzung von „Kalbskopf" sei. Er wurde am 5. März 1600 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen) geboren, wo sein Vater Prediger war, und studirte zu Strasburg die Rechte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen, erhielt er 1628 eine Anstellung als Amtmann bei dem Grafen von Krichingen und wurde 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croy zu Vinstingen. Hier verlor er in Folge der Kriegsunruhen sein ganzes Eigenthum und mußte nach Strasburg flüchten. Hierauf war er eine Zeit lang schwed. Kriegsrath. Seit 1656 als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau angestellt, erhielt er in der Folge das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb zu Worms am 4. Apr. 1669. M. war seit 1645 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald. Sein Hauptwerk ist „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald, d. i. Straffschriften Hans Michael Moscherosch's von Wildstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen-Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden u. s. w." (2 Bde., Strasb. 1650). Dasselbe besteht aus 14 allegorisch-satirischen, zuerst einzeln gedruckten Traumbildern, die die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit geißeln; für die gegenwärtige Zeit wird ihr Werth gemindert durch die mit viel todter Gelehrsamkeit und fremden Wörtern ausstaffirte Sprache. Die leydener Ausgabe (7 Bde., 1646—47, 12.) enthält sehr viele unechte Zusätze. M. hat zwar die Idee zu seinen „Gesichten" dem Spanier Quevedo zu danken, dieselbe aber in durchaus eigenthümlicher Weise benutzt. Übrigens ist er nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Quirinus M., der unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und 1673 ein „Poetisches Blumenparadies" herausgab.

Moschus, ein griech. Idyllendichter aus Syrakus im 3. Jahrh. v. Chr., war, wie sein Zeitgenosse Bion (s. d.), ein Nachahmer des Theokrit (s. d.), den er jedoch durch Schmuck zu überbieten suchte. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Meist finden sie sich an den Ausgaben des Bion und Theokrit.

Moschus und **Moschusthier**, s. Bisamthier.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (franz. Moselle), ein Nebenfluß des Rhein, entspringt in Frankreich am Berge Drumont in dem Vogesengebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar und ergießt sich bei Koblenz in den Rhein. Sie durchfließt die franz. Departements der Vogesen, der Meurthe und der Mosel, einen Theil des Herzogthums Luxemburg und die preuß. Rheinprovinz, berührt die Städte Epinal, Toul, Metz, Thionville und Trier, und nimmt auf ihrer linken Seite unterhalb Nancy die Meurthe, bei Metz die Seille und unweit Trier die Saar, auf der rechten Seite oberhalb Thionville die Orne und oberhalb Trier die Sure oder Sauer auf. Die Länge ihres Laufs, den sie erst in nordwestlicher, dann in nördlicher, und von Thionville in nordöstlicher Richtung nimmt, beträgt gegen 80 Meilen. Die Schiffahrt auf ihr ist zwar wegen der Krümmungen, die sie besonders zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig und wegen der gefährlichen Stellen am Müdenloch, am Sommerloch und an den Felsen bei Briedern und Alff sogar

gefährlich, aber dennoch für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe, Traubertenkähne und Bohrnachen genannt, sind äußerst stark gebaut mit platten engen Böden, vorn spitz und hinten rund; sie haben gewöhnlich 80 F. Länge und 20 F. Breite und tragen in der Regel eine Last von 600—1000 Ctr. Die Haupthandelsgegenstände, welche die Mosel herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueurs, Steinkohlen, Gyps, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleifsteine, franz. und vor Allem Moselweine; aus dem Rhein gehen in die Mosel namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Die Ufer der Mosel sind von Trier bis Koblenz äußerst malerisch, und insbesondere gewährt die Gegend von Trarbach die schönsten, mannichfaltigsten Ansichten. Unter den Alten besang die Mosel der Dichter Ausonius (s. d.). Vgl. Klein, „Beschreibung des Moselthals" (Kobl. 1831) und „Moselreise von Trier bis Koblenz" (3. Aufl., Kobl. 1846).

Mosellanus (Petrus), eigentlich Schade, einer der Beförderer der classischen Studien im Zeitalter der Reformation, war zu Proteg an der Mosel im Trierschen im J. 1493 geboren und unter 14 Kindern das jüngste. Sein Vater, ein Winzer und Kleinhändler, wollte ihn studiren lassen, starb aber, und M. sah sich nun selbst überlassen. Auf der Schule zu Köln erwarb er sich tüchtige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; dann ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen bedeutenden Gönner fand. Auf Anrathen desselben wurde er zunächst 1514 Lehrer an der neugestifteten Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre von Herzog Georg von Sachsen als Professor der griech. und lat. Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier starb er bereits am 19. Apr. 1524. Er stand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Hessus, Camerarius und Micyllus in enger Freundschaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbessern und die Wissenschaften in größere Aufnahme zu bringen. Vgl. Köhler, „Petri Mosellani memoria" (Lpz. 1805).

Mosen (Jul.), eigentlich Moses, aber christlicher Herkunft, ein bekannter deutscher Dichter, ist in Marienei, einem Dorfe des sächs. Voigtlandes, am 8. Juli 1803 geboren. Von seinem Vater, dem Schullehrer des Orts, einem humoristischen, geistig belebten Manne, vorgebildet, besuchte er das Gymnasium zu Plauen und seit 1822 die Universität zu Jena, wo er die Rechte studirte. Im J. 1824, im Begriff nach Leipzig zu gehen, verlor er seinen Vater, welcher Verlust drückende Sorgen für ihn und seine Familie zur Folge hatte. Dennoch ermöglichte er es, mit einem Freunde eine Reise durch Tirol nach Italien zu machen, von der er 1826 zurückkehrte. Hierauf vollendete er in Leipzig sein Fachstudium und bestand 1828 die juristische Prüfung. Nachdem er sich einige Jahre in seiner Heimat bei einem Sachwalter in praktischen Arbeiten geübt hatte, ging er nach Leipzig und 1831, nach erlangter Advocatur, als Actuar an das Patrimonialgericht Kohren. Als das Patrimonialgericht 1834 an den Staat überging, wendete er sich nach Dresden, wo er als Advocat thätig und als Armenadvocat angestellt, in freundlichen Verhältnissen einen immer höhern Aufschwung nahm, bis er 1844 mit dem Titel als Hofrath einem Rufe als Dramaturg an das Hoftheater in Oldenburg folgte. M. trat als Dichter zuerst auf mit dem auf eine ital. Sage gegründeten „Lied vom Ritter Wahn" (Lpz. 1831); geistig hiermit verwandt war sein „Ahasver" (Dresd. und Lpz. 1838). Beide Gedichte waren aber zu sehr aus des Dichters subjectivem Geisteszustande hervorgegangen und nur auf dem Wege der Allegorie zur dichterischen Anschaulichkeit gestaltet, als daß sie einen wahrhaft epischen Charakter an sich tragen und eine bedeutende Wirkung hätten hervorbringen können. Ungleich mehr ging er aus sich heraus in seinen „Gedichten" (Lpz. 1836; 2. Aufl., 1843), von denen „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" ganz ins Volk übergegangen sind. Als Novellist trat er auf mit „Georg Venlot" (Lpz. 1831), welche Novelle durch die Julirevolution angeregt, ihn zuerst der Außenwelt und dem Völkerleben zuführte, dem er in seinem „Congreß von Verona" (2 Bde., Lpz. 1842) ein Meisterwerk widmete. Seine „Novellen" (Lpz. 1837), denen sich seine „Blaue Blume" in der Urania (1840) anschließt, sind großentheils idyllische Naturgemälde, theilweise in das Phantastisch-Märchenhafte überspielend, ohne letzteres hinreichend mit dem realen Boden, auf den es gestellt ist, zu verschmelzen. Seine neueste Entwickelungsstufe seit 1836 ist bezeichnet durch seine Dramen „Heinrich

der Finkler", „Cola Rienzi", „Die Bräute von Florenz", „Kaiser Otto III." und das Lustspiel „Die Wette". Den größten Fortschritt unter denselben beweist das Drama „Otto III.", welches zwar manchen Angriff, doch überwiegenden Beifall bei den Darstellungen in Dresden und Leipzig fand. Geschickte Anlage, lebendiger Fortschritt der Handlung, wahrhaft poetische Behandlung der Sprache sind diesen Arbeiten allen eigen; doch hat es dem Dichter an praktischer Bühnenkenntniß gefehlt. Übrigens zeichnen sich alle seine Dichtungen, abgesehen von den formellen Vorzügen, durch geistigen Gehalt und Gesinnung aus.

Mosengeil (Friedr.), ein beliebter deutscher Erzähler, geb. am 26. März 1773 in Schönau unweit Eisenach, wo sein Vater Pfarrer war, studirte in Jena Theologie und war dann Lehrer an der von Cotta in Zillbach begründeten Forstschule, bis er nach dem Wunsche seines Vaters, der inzwischen Pfarrer in Frauenbreitungen geworden war, dessen Amtsgehülfe wurde. Sieben Jahre später, im J. 1805, übertrug ihm die verwitwete Herzogin von Sachsen-Meiningen die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des Herzogs Bernhard Erich Freund, den er später auch auf die Universitäten nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich begleitete. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs im J. 1821 erhielt er die ihm bestimmte Stelle im Consistorium zu Meiningen, der er bis zu seinem Tode am 2. Juni 1839 vorstand. Seine Erzählungen, die verdienten Beifall fanden, vereinigte er später in den Sammlungen „Liebenstein und die neuen Arkadier" (2. Aufl., Frankf. 1826); „Reisegefährten" (3 Bde., Frankf. 1825—28); „Drei Freunde auf Reisen" (3 Bde., Lpz. 1828), und „Sommerabendstunden" (2 Bde., Hildburgh. 1831). Nirgend ist seine Absicht blos auf flüchtige Unterhaltung, sondern immer auch auf sittliche Anregung zum Guten, Wahren und Schönen gerichtet. Das Andenken seines Jugendgespielen Ernst Wagner ehrte er durch eine Sammlung der Werke desselben (12 Bde., Lpz. 1824—28) und die „Briefe über den Dichter Ernst Wagner" (2 Bde., Schmalk. 1826). M. war eine durchaus reine und milde Natur; in seltenem Maße besaß er die Gabe der freien Rede. Noch ist zu bemerken, daß er sich zuerst unter den Deutschen mit Stenographie beschäftigte und auch während seines Aufenthalts in Zillbach ein Büchelchen darüber schrieb (3. Aufl., Jena 1819).

Moser (Joh. Jak.), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart am 18. Jan. 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität zu Tübingen, wo er 1720 außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, so ging er 1721 mit dem Charakter eines herzoglich würtemberg. Regierungsraths nach Wien, wo er an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen vorzüglichen Gönner fand. Da jedoch derselbe ihm zu keiner Anstellung verhelfen konnte, weil er nicht katholisch werden wollte, so kehrte er nach dem Vaterlande zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofs ansah, und ging aufs neue nach Wien. Nachdem eine nochmalige Reise nach Würtemberg ihn überzeugt, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei, wendete er sich 1725 ganz nach Wien. Weil aber das würtemberg. Ministerium von seinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 ordentlicher Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen. Aus Ärger über mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen legte er nach wenigen Jahren seine Stelle nieder; allein schon 1733 wurde er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine frühere Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geh. Raths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten, besonders über eine vom König angeordnete burleske Disputation, bewogen ihn, 1739 auch diese Ämter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reußischen Voigtlande, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschloß, ihn von hier vertrieb, worauf er 1747 die vom Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geh. Rath und Chef der Kanzlei annahm. Doch wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er auch hier nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte. Nur der

Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, konnte ihn vermögen, dieselbe aufzugeben. Als hier zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden, ließ ihn dieser, als den angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften 1759 in sehr harten Festungsarrest nach Hohentwiel bringen, und ohne ein einziges Mal verhört worden zu sein, wurde er erst 1764 auf Befehl des Reichshofraths freigegeben. Hierauf begab er sich wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte; doch nahm M. seitdem wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten. Er starb am 30. Sept. 1785. M.'s vielfache Erfahrungen, ausgebreitete Geschäfte und weitläufige Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, sowie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Gradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenngleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abgingen. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war in der That staunenerregend; die Zahl aller seiner, jetzt freilich veralteten und zum Theil unbrauchbar gewordenen Schriften beträgt über 400; wir erwähnen davon das „Deutsche Staatsrecht" (50 Bde., nebst 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Register, Nürnb. 1737—54, 4.), „Neues deutsches Staatsrecht" (21 Bde., Stuttg. und Frankf. 1761—75, 4.), „Deutsches Staatsarchiv" (13 Bde., Hanau und Frankf. 1751—57, 4.), „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland" (neue Ausg., Tüb. 1754) und seine Schriften über das positive europ. Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte. Auch lieferte er seine eigene Lebensbeschreibung (4 Bde.; 3. Aufl., Frankf. und Lpz. 1777—83), in welcher besonders die Erzählung, wie er sich während seiner Haft die Zeit zu vertreiben suchte, sehr anziehend ist. — Sein Sohn, Friedr. Karl von M., geb. zu Stuttgart am 18. Dec. 1723, der sich ebenfalls als Schriftsteller über das Staatsrecht durch seine mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit auszeichnete, war mehre Jahre Reichshofrath in Wien, dann Geh. Rath und Minister in Hessen-Darmstadt, wo er indeß 1780 plötzlich entlassen wurde. Seitdem privatisirte er an mehren Orten und starb zu Ludwigsburg 1798. Unter seinen ebenfalls zahlreichen Schriften nennen wir die „Kleinen Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (12 Bde., Frankf. 1751—65), „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (6 Bde., Frankf. 1752—54), „Sammlung der wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen" (9 Bde., Ebersdorf 1752—64), „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei" (1755), „Der Herr und der Diener" (1759), „Reliquien" (1767), „Patriotisches Archiv" (12 Bde., Frankf. und Lpz. 1784—90), „Neues patriotisches Archiv" (2 Bde., Manh. 1792—94), „Geschichte der Waldenser" (Zür. 1798) und „Luther's Fürstenspiegel" (neue Ausg. von Meyer, Frankf. 1834).

Möser (Justus), ein geistreicher Staatsmann, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, wurde am 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war, und studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft. Doch das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das menschliche Leben selbst. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der engl., franz. und ital. Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretair und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Charakter bewährte sich vorzüglich in den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs, wo er durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten bedeutende Summen ersparte. Überall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel;

allein er dachte nicht blos, sondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Er war seit der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wol der erste deutsche Staatsmann, der es ungescheut aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben erste Pflicht seien. Er war 20 Jahre hindurch, während der Minderjährigkeit des Herzogs Friedrich von York, der als protestantischer Bischof 1763 Osnabrück erhielt, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen, deren beider Vortheil nicht immer ein und derselbe war. Allein sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Collisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Criminalgerichte in Osnabrück und, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als Geh Referendar bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geh. Justizraths an. Erstarb am 8. Jan. 1794. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Er war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Schon durch sein Äußeres flößte er Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen, indem er der Meinung war, daß die Natur selbst das Übel niederkämpfe und deshalb nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit erkannte er seinen Irrthum; als er die Nähe seines Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!" Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht, und sowol der innere Gehalt seiner Schriften als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Bde., Osnabr. 1768; 2. umgearb. Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl., 1820), die bis zum J. 1192 reicht, ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben, und in ihr ist ein Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichten gegeben. Den dritten Theil dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herbart von Bar (Berl. 1824) heraus. Ein wahres Nationalwerk sind seine „Patriotischen Phantasien" (1775—86; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde., Berl. 1804). Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. von 1766—82 für Osnabrück schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Auch M.'s „Vermischte Schriften", die Fr. Nicolai nebst dessen Lebensbeschreibung herausgab (2 Bde., Berl. 1797—98), enthalten zahlreiche Beweise seiner Menschenkenntniß und seiner gesunden Laune, z. B. „Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen" (gegen Gottsched) und „Über die deutsche Sprache und Literatur" (gegen Friedrich II.). Ein Trauerspiel „Arminius", 1748 geschrieben, folgt noch ganz der Gottsched'schen Schule und wurde deshalb bald vergessen. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (10 Bde., Berl. 1842—43) hat B. R. Abeken besorgt. Ein ehernes Standbild wurde ihm am 12. Sept. 1836 in seiner Vaterstadt errichtet.

Moses, der Heerführer und Gesetzgeber der Israeliten, wurde um 1600 v. Chr. in Ägypten geboren, zu einer Zeit, wo sein Volk in harter Bedrückung lebte. Sein Vater war Amram, seine Mutter Jochebeth, Beide vom Stamme Levi. Drei Monate nach der Geburt mußte der Säugling zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, ausgesetzt werden. Doch die Tochter des Königs von Ägypten, welcher die Sage den Namen Thermutis beilegt, fand am Ufer des Nils das dem Tode geweihte Kind und gab es, da dessen nahestehende Schwester Mirjam die Mutter herbeirief, dieser zur Pflege. Erst als lehrfähiger Knabe kam M. in die Pflege der Königstochter, die ihn den aus dem Wasser Geretteten (Mo-udsche im Ägyptischen, daher das hebr. Moscheh)

nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch kam er in den Priesterstand, zu dem die königliche Familie gehörte, und konnte nun als Priesterlehrling alle Künste und Wissenschaften sich zu eigen machen, die dieser erste Stand des Reichs in Mysterien bewahrte. Von dem Feldzuge in Äthiopien, an dem er in seinem 40. Lebensjahre als Anführer der Ägypter Theil genommen haben soll, spricht nur die jüd. Sage bei Josephus. Als er in Folge einer Gewaltthat gegen einen ägypt. Vogt flüchtig geworden war, lebte er mehre Jahre unter den Midianitern in der Arabischen Wüste und bildete da den Plan zur Befreiung seines Volks aus. Nach den heiligen Urkunden wurde er durch unmittelbare Eingebung Gottes darauf geführt. Umsichtig ging er, ein Greis von 80 Jahren, an das Werk, allein erst nachdem zehn Landplagen Ägypten verheert hatten, ließ Pharao die Hebräer ziehen. M. führte sie mit aller ihrer Habe aus Ägypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den Arabischen Meerbusen, in welchem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrank. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde war nur der Anfang seines Unternehmens: gährend wogte um ihn die rohe Masse eines Volks, das keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüste, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinenvölkern, die Eifersucht neidischer Ältesten waren Hindernisse, die nur die Weisheit und Energie eines M. zu überwinden vermochte. Bei allen seinen Anordnungen berief er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden wolle. Die Religion war der Geist des Gesetzes, welches M. im dritten Monate nach dem Auszuge aus Ägypten zu verkündigen anfing. Angelangt am Berge Sinai in Arabien, ließ er das Volk sich lagern, während er selbst den Gipfel des Bergs erstieg, wo ihm unter den Schauern der Nähe Gottes kund wurde, nach welchen Gesetzen Israel leben solle.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, waren diese Gesetze, welche M. dem israelit. Volke gab, mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. M. hat das Verdienst, sie von Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der zum großen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt seiner Gesetzgebung war die Lehre, daß Jehova, der einige Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volks sein und es durch Priester regieren wolle, und daher hatten die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolicei der Hebräer bestimmte, ihr göttliches Ansehen. Überall von den Grundfoderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, waren sie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes berechnet. Sie verboten dem Volke jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; sie nöthigten es durch festbestimmte, bis in die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen war, zur Gewöhnung an die seinem Charakter angemessene Bildung; sie legten ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das aus tausend Gebräuchen zusammengesetzt, im Ganzen die erhabene Allegorie eines unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellte, die Pflicht einer steten Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi übertrug M. die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und nicht seinen Söhnen, die er unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ; dem Geschlechte seines Bruders Aaron gab er das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriesterthum. Dem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme Levi machte er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wurde.

Dieses waren die Hauptpunkte der Gesetzgebung des M., die, wenn auch Züge ägypt.

Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben deutlich bekundet, die Hebräer von den ägypt. Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen. Allein die Vortrefflichkeit dieser Gesetzgebung wurde nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan sah M. sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in derselben mußten vergehen, harte Strafen mußten vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neuen, während des Zugs herangewachsenen Geschlechte durchdrang. M., der mit Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, sollte die vollkommene Ausführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua (s. d.) zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke feierlich Abschied genommen hatte, bestieg er den Berg Nebo in Peräa jenseit des Jordans, von dem er das gelobte Land überschaute, und beschloß hier sein mühevolles Leben im 120. Jahre. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt. Weil in den nach M. benannten Büchern des Alten Testaments sein eigener Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer spätern Zeit angehört, weil ferner das Material, auf das er schrieb, Stein war, auf welchem Schriften von so großem Umfange, wie die Mosaischen sind, schwerlich aufbewahrt werden konnten, so muß die Kritik allerdings ihre Abfassung und Anordnung in die fünf Bücher (Pentateuchos) einem spätern Zeitalter zuschreiben. Dennoch bleibt es möglich, daß M. die Nachrichten von der Geschichte der Urwelt, die das erste Buch (Genesis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beschreibung des Zugs der Israeliten durch die Arabische Wüste im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und solche Gesetze, die er der unsichern Sage nicht überlassen konnte, in diesen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) selbst aufgeschrieben hat; doch läßt sich hierüber nichts Genaues ermitteln. (S. Bibel und Biblische Einleitung.) Vgl. Heß, „Geschichte Mosis" (2 Bde., Zür. 1777); Ilgen, „Urkunde des jerusalemischen Tempelarchivs" (Halle 1797); Vater, „Commentar über den Pentateuch" (Halle 1802—5); Ewald, „Composition der Genesis" (Braunschw. 1823); Ranke, „Untersuchungen über den Pentateuch" (Erl. 1834) und Stähelin, „Untersuchungen über den Pentateuch u. s. w." (Berl. 1843). Als neuere Vertheidiger der Authentie des Pentateuchs sind besonders Hengstenberg und Hävernick zu nennen.

Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn (Moses).

Moshaisk, eine Stadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moshaiska in die Moskwa, 14 Meilen von Moskau, mit 2500 E., ist durch die Schlacht am 7. Sept. 1812 merkwürdig, die richtiger die Schlacht an der Moskwa (s. d.) und von den Russen nach dem Dorfe Borodino genannt wird.

Mosheim (Joh. Lorenz von), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte, geb. am 9. Oct. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. Nachdem er mehre Rufe abgelehnt hatte, ging er 1723 als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde und später das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel erhielt. Im J. 1747 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen, starb er hier als Kanzler der Universität am 9. Sept. 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Literatur. Namentlich hat ihm die Kirchengeschichte viel zu danken, theils in Hinsicht auf gründliche Forschung, theils deshalb, weil er ihr zuerst eine pragmatische Gestalt gab. In der Ketzergeschichte wußte er die künstlichen Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen und irrte dabei nur selten. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmst. 1755; neue Aufl. 1764, 4.; deutsch durch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78; und von J. Rud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Nächstdem gehören hierher seine „Institutiones historiae christianae majores" (1. Abth., 2. Aufl., Helmst. 1763, 4.), „De rebus christianorum ante Constantinum commentarii" (Helmst. 1753, 4.), „Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes" (2 Bde., neue Aufl., Altona 1767)

und „Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte" (2 Bde., Helmst. 1746—48, 4.). Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" (fortgesetzt von J. Peter Miller, neue Aufl., 9 Bde., Helmst. 1770—78, 4.) war wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk, aber in der Ausführung zu wortreich. Auch in der Kanzelberedtsamkeit machte M. theils durch seine „Anweisung, erbaulich zu predigen" (herausgegeben von Windheim, 2. Aufl., Erl. 1771), vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften „Heiligen Reden" (3 Bde., Hamb. 1732 fg.; neue Aufl., 1765) Epoche, sodaß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit nannte, sowie er denn überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hatte. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Er schrieb und sprach ein sehr elegantes Latein; sein akademischer Vortrag war ein freier und fließender, blos unterstützt durch wenige Aufzeichnungen.

Mösien hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau, das gegen Osten an das Schwarze Meer stieß, gegen Süden durch die Bergketten des Hämus und Orbelus von Thrazien und Macedonien, gegen Westen durch die des Scardus (jetzt Skardagh) und durch den Fluß Drinus (Drina), der sich in die Sau ergießt, von Illyricum getrennt wurde. Der Fluß Ciabrus (Cibriz) theilte es in zwei Hälften, deren östliche, Niedermösien (Moesia inferior) dem heutigen Bulgarien, die westliche, Obermösien (Moesia superior), vom Margius (Morawa) durchflossen, dem heutigen Serbien entspricht. Unter den Städten, die in dem Lande hauptsächlich unter röm. Herrschaft entstanden, sind in Niedermösien außer der Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, besonders Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia), und an der Donau Axiopolis (Raszovat), Dorostorum (Silistria) und Nikopolis, und in Obermösien Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naissus (Nissa) und Scopi (Uskup) zu bemerken. Die Einwohner gehörten ursprünglich dem thrazischen Volksstamm an (s. Thrazien); so die Völkerschaften der Mösier, von den Griechen Mysier genannt, wie sie auch das Land, gleich dem kleinasiatischen, Mysien (s. d.) benannten, der Dacier und Geten, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten (s. Dacien und Geten), der Dardanier und der Triballer; die letztern wurden zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch die keltischen Skordisker (s. Kelten), die sich selbst im westlichen M. niederließen, in das östliche verdrängt. Über das letztere übten die Perser seit Darius I. (s. d.) etwa dreißig Jahre lang die Herrschaft; später, zur Zeit des peloponnesischen Kriegs, gehörte es zu dem thrazischen Reich der Odrysen unter Sitalkes und dessen Sohn Seuthes. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer in Berührung mit den mösischen Völkern; schon M. Livius Drusus (s. d.) siegte im J. 111 v. Chr. über die Skordisker; völlig unterworfen wurde das ganze Land im J. 29 v. Chr. durch M. Licinius Crassus. Seitdem entstand an der Donau eine Reihe röm. Festungswerke, deren Spuren noch jetzt übrig sind. Unter Tiberius erhielt das Land, in welchem zwei Legionen lagen, röm. Provinzialeinrichtung; seine Blüte fällt in die Zeit Trajan's, der von hier aus Dacien unterwarf. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen (s. d.), gegen die Decius (s. d.) im J. 251 in M. fiel, bis ihnen Claudius II. durch den Sieg bei Naissus im J. 269 und Aurelian im J. 271, der die röm. Colonisten aus Dacien nach M. verpflanzte, für einige Zeit ein Ziel setzten. Bei dem Andrang der Hunnen überströmten die Westgothen das Land, das ihnen, nachdem Valens gegen sie bei Adrianopel im J. 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodosius I., dessen Oberherrschaft sie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzug des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten sich unter dem Namen Mösogothen (s. d.) bis ins 6. Jahrh. in dem Lande, das seit 395 oström. Provinz war. (S. Byzantinisches Reich.) In Niedermösien wanderten im 6. Jahrh. die slaw. Anten ein, die gegen Ende des 7. Jahrh. unter die Herrschaft der Bulgaren (s. d.) sich beugten; in Obermösien wurden durch Heraklius gegen die Avaren zu Anfange des 7. Jahrh. die Serbier (s. d.) aufgenommen.

Verzeichniß

der im neunten Bande enthaltenen Artikel.

L.

	Seite
Ligny	1
Ligue	2
Liguori (Alfonso Maria)	4
Ligurien	—
Ligurische Republik	5
Likymnios	—
Liliaceen	—
Lille	6
Lilliput	—
Lilly (William)	—
Lilybäum	7
Lima	—
Liman	—
Limburg (Herzogth.)	8
Limburg (Stadt)	—
Limburg an der Lahn	—
Limbus	—
Limerik	—
Limmat	9
Limoges	—
Limone	—
Limpurg	—
Lincoln	—
Lindau	—
Lindberg (Jak. Christian)	10
Linde	—
Linde (Justin Timotheus Balthasar von)	—
Linde (Sam. Gottlieb)	11
Linden (Joh. Ant. van der)	12
Lindenau (Bernh. Aug. von)	—
Lindenbrog (Erpold—Heinr. — Friedr.)	13
Lindner (Friedr. Ludw.)	—
Lindner (Friedr. Wilh.)	14
Lindpaintner (Pet. Jos.)	15
Lindwurm	—
Lingam	16
Lingard (John)	—
Lingen	—
Linguet (Sim. Nic. Henri)	—
Linguistik	17
Linie	18
Linienschiff	—
Linien-system	—
Link (Heinr. Friedr.)	—
Linné (Karl von, Vater und Sohn)	19
Linos	21
Linse	—
Linternum	—
Linth	—
Linz	—
Liparische Inseln	22
Liparos	—
Lipinski (Karl)	—
Lipogrammatisch	23
Lippe (Fürstenth.)	—
Lippert (Phil. Dan.)	25
Lips (Joh. Heinr.—Jak.)	—
Lips Tullian	26
Lipsius (Justus)	—
Liqueur	27
Liquor anodynus	—
Lire	—
Liscow (Christian Ludw.)	—
Lisowczyker	28
Lissa	—
Lissabon	—
List (Friedr.)	29
Lista y Aragon (Don Alberto)	31
Liszt (Franz)	32
Litanei	33
Lit de justice	—
Literargeschichte	34
Literary fund society	36
Literatenverein	—
Literatur	37
Literaturzeitungen, s. Zeitungen und Zeitschriften	—
Lithauen	—
Lithochromie	38
Lithographie, s. Steindruck	—
Lithotomie	—
Lithotritie	—
Lithurgik	39
Litisdenunciation	—
Litorale	—
Litotes	—
Litre, s. Maße und Gewichte	—
Littrow (Jos. Joh., Edler von—Karl Ludw., Edler von)	—
Liturg	40
Liutprand	41
Livadien	—
Liverpool	41
Liverpool (Charl. Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von — Rob. Banks Jenkinson, Graf von—Charl. Cecil Cope Jenkinson)	42
Livia Drusilla — Livia	43
Livingston (Edward—Rob.)	44
Livius (röm. Geschlecht)	—
Livius Andronicus	45
Livius (Titus)	—
Livorno	46
Livre	—
Livrée	—
Llanos	47
Llorente (Don Juan Antonio)	—
Lloyd (Henri)	48
Lloyd's Kaffeehaus	—
Lobau (Georges Mouton, Graf von)	—
Löbau	49
Lobeck (Christian Aug.)	50
Loebell (Joh. Wilh.)	—
Löben (Otto Heinr., Graf von)	51
Lobenstein	—
Lobkowitz (fürstl. Geschlecht — Bohuslaw — Wenzel Eusebius, Fürst von — Georg Christian, Fürst v. —Aug. Longin, Fürst v.)	—
Loccum	52
Locke (John)	—
Locus communis — Locus classicus	53
Loder (Justus Christian von)	54
Lodi	—
Lodomerien	—
Löffler (Josias Friedr. Christian)	—
Log	55
Logarithmus	—
Logarithmische Linie	56
Logau (Friedr., Freiherr von — Balthasar Friedr. von — Georg von)	—
Loggia	57

Seite
Logier (Joh. Bernh.) 57
Logik 58
Logistik 59
Logographen ..... —
Logogriph ..... —
Logos 60
Lohbeete ..... —
Lohe ..... —
Lohengrin ..... —
Lohenstein (Kasp. Dan. von) 61
Lohgerberei, s. Gerberei ... —
Löhr (Ägid. Valent. Felix Joh. Ferd. von) ..... —
Löhr (Joh. Andr. Christian) —
Lohrmann (Wilh. Gotthelf) 62
Loire ..... —
Loison (Olivier, Graf) ... 63
Loki ..... —
Lokmân ..... —
Lokri 64
Lokris ..... —
Lollharden ..... —
Lombard, s. Leihhaus ..... —
Lombardei ..... —
Lombardisch-venetianisches Königreich 65
Lombardus (Petrus) 66
Loménie de Brienne (Etienne Charl. de — Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne) ..... —
Lommatzsch 67
Lomonosow (Michael Wasiljewitsch) ..... —
London 68
Londoner Conferenz 72
Londonderry (Charl. Will. Stewart, Marquis von), s. Vane Londonderry ... 73
Londonderry (Henry Rob. Stewart, Marquis von), s. Castlereagh (Lord) ... —
Longchamps ..... —
Longhi (Jos.) 74
Longinus (Dionysius Cassius) ..... —
Longobarden 75
Longolius (Christoph—Paul Dan.) 76
Longomontan (Christian Severin) ..... —
Longuette, s. Compresse ... 77
Longueville, s. Dunois und Longueville ..... —
Longus ..... —
Longwood, s. Saint-Helena —
Loos (Dan. Fr. — Gottfr. Bernh.) ..... —
Lootse 78
Looz und Corswaren (herzogl. Familie) ..... —
Lope de Vega (Don Lope Felix de Vega Carpio), s. Vega (Lope de) ..... —
Lopez (Don Joaquin Maria) 78
Lopez y Portana (Vicente) 79
Lorbeer ..... —
Lorch 80
Lord — Lord Mayor ..... —
Lorenzen (Pet. Hiort) .... —
Lorenzstrom ..... —
Loreto ..... —
Lorinser (Karl Ignaz) 81
Lornsen (Uwe Jens) 82
Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude) ..... —
Lortzing (Alb. Gust.) .... —
Löschen—Löschplatz 83
Löscher (Valent. Ernst) .. —
Löserthaler ..... —
Losung, s. Feldgeschrei ... 84
Lot ..... —
Loth ..... —
Lothar I., röm. Kaiser ... —
Lothar der Sachse, röm. Kaiser ..... —
Löthen 86
Lothringen ..... —
Lotichius (Petrus — Joh. Pet.) 88
Lotophagen ..... —
Lotos ..... —
Lotterie ..... —
Lotz (Joh. Friedr. Euseb.) 89
Loudon (Gideon Ernst, Freiherr von) 90
Louisd'or 92
Loulé (Marquis von) .... —
Loupe ..... —
Loutherbourg (Phil. Jak.) —
Louvel (Pierre Louis) ... —
Louvet de Couvray (Jean Bapt.) 93
Louvois (Franç. Michel Letellier, Marquis de — Aug. Michel Félicité Letellier de Souvré, Marquis de) 94
Louvre 95
Löwe ..... —
Löwen ..... —
Löwen (Joh. Friedr.) 96
Löwenbund ..... —
Löwendal (Ulrich Friedr. Woldemar, Graf von) . 97
Löwenhaupt (Adam Ludw. — Karl Emil, Graf v.) —
Löwenstein (Grafschaft) .. —
Lowositz 98
Lowth (Rob.) ..... —
Loxodromische Linie ..... —
Loyola (Ignaz von) 99
Lozère ..... —
Lübben 100
Lübeck (Fürstenthum) ... —
Lübeck (Stadt) ..... —
Lübisches Recht 102
Lublin ..... —
Lucanien 103
Lucanus (Marcus Annäus) —
Lucas ..... —
Lucayos, s. Bahamainseln —
Lucca ..... —
Luchesini (Girolamo, Marchese — Cesare) 104
Luchana (Graf von), s. Espartero (Don Baldamero) 105
Luchs ..... —
Luchtmans ..... —
Lucianus ..... —
Lucifer 106
Lucilius (Cajus Ennius) . —
Lucina 107
Luckau ..... —
Lücke (Gottfr. Christian Friedr.) ..... —
Lucklum ..... —
Luckner (Nikol.) ..... —
Lucretia, s. Brutus (Lucius Junius) 108
Lucretius (Titus Carus) —
Lucullus (Luc. Licinius — Marcus Lic.) ..... —
Lucumonen 109
Luden (Heinr.) ..... —
Ludewig (Joh. Pet. von) . 110
Ludmila ..... —
Ludolf (Hiob) 111
Ludolf'sche Zahl, s. Kreis. —
Ludwig I., röm. Kaiser ... —
Ludwig II., = = ... 113
Ludwig III., deutscher Kaiser —
Ludwig IV., = = —
Ludwig der Deutsche, König der Deutschen 115
Ludwig (Könige v. Frankreich) 116
Ludwig IX., König von Frankreich ..... —
Ludwig XI., König von Frankreich 117
Ludwig XII., König von Frankreich 118
Ludwig XIII., König von Frankreich 120
Ludwig XIV., König von Frankreich 122
Ludwig XV., König von Frankreich 127
Ludwig XVI., König von Frankreich 132
Ludwig XVII. (Pseudo-Ludwige) 138
Ludwig XVIII., König von Frankreich 140
Ludwig Philipp, König der Franzosen 143
Ludwig I., Kön. v. Baiern 146
Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt 147
Ludwig II., Großherzog v. Hessen-Darmstadt 148

Seite
Ludwig I.—VI., Landgrafen von Thüringen 148
Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden —
Ludwig (Jos. Ant.), Erzherzog von Östreich ... 149
Ludwig (Fr. Christian), Prinz von Preußen ... —
Ludwigsburg 150
Ludwigskanal ..... —
Ludwigslied 151
Lufft (Hans) ..... —
Luft ..... —
Luftballon, s. Aërostat ... —
Luftbetten ..... —
Luftheizung 152
Luftpumpe ..... —
Luftröhre ..... —
Luftröhrenentzündung, s. Croup 153
Luftröhrenschnitt ..... —
Luftspiegelung, s. Fata Morgana ..... —
Luganersee ..... —
Lugdunum, s. Lyon; Lugdunum Batavorum, s. Leyden ..... —
Lüge ..... —
Lugger 154
Luini (Bernardino — Aurelio) ..... —
Luise (Auguste Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen ..... —
Luise Ulrike, Königin von Schweden 155
Luisenburg ..... —
Luisiana ..... —
Lukas von Leyden 156
Luken 157
Lullus (Raimundus) .... —
Lully (Giov. Battista) ... —
Luna 158
Lund ..... —
Lüneburg ..... —
Lunetten, s. Brillen 159
Luneville ..... —
Lunge ..... —
Lungenprobe 161
Lungenseuche 162
Lünig (Joh. Christian) .. —
Lunte 163
Luntenschloß ..... —
Lupercus ..... —
Lupin (Friedr., Freiherr v.) —
Lupine 164
Lupulin ..... —
Lusiaden ..... —
Lusignan (Guido von), s. Guido von Lusignan ... —
Lusitanien, s. Portugal .. —
Lussac (Nic. Franç. Gay-), s. Gay-Lussac ..... —
Lustrum ..... —
Lustseuche, s. Syphilis ... 164
Lustspiel, s. Schauspiel ... —
Lutatius (röm. Geschlecht — Cajus L. Catulus — Quintus L. Catulus) .. —
Luther (Martin) ..... —
Lutheraner 168
Lütke (Fedor Petrowitsch) 169
Lutter am Barenberge ... —
Lüttich ..... —
Lützen 171
Lützow (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von) 174
Luv 175
Luxembourg (Franç. Henri de Montmorency, Herzog von) ..... —
Luxemburg (Großherzogth.) 176
Luxemburg (Stadt) 178
Luxor 179
Luxus ..... —
Luynes (Charl. d'Albert, Herzog von) ..... —
Luzac (Jean) 180
Luzan (Don Ignacio de) .. —
Luzern (Canton) 181
Luzern (Stadt) ..... —
Luzerne ..... —
Lyceum ..... —
Lydien ..... —
Lyell (Charl.) 182
Lygdamus ..... —
Lykabettos 183
Lykanthropie ..... —
Lykaon ..... —
Lykaonien ..... —
Lykäos ..... —
Lykastus ..... —
Lykien ..... —
Lykomedes ..... —
Lykophron 184
Lykos (Fluß) ..... —
Lykos ..... —
Lykurgus (Gesetzgeber) .. —
Lykurgus (Redner) 185
Lymphatisches System ... —
Lymphe 186
Lynchgesetz ..... —
Lyndhurst (John Singleton Copley, Baron) ... 187
Lynkeus 188
Lyon ..... —
Lyra 190
Lyrik ..... —
Lys 191
Lysander ..... —
Lysias 192
Lysimachus ..... —
Lysippus ..... —
Lysistratus 193
Lyttleton (George, Lord) . —
Lytton (Edward), s. Bulwer (Baronet) ..... —
Seite
M' 193
Mäander ..... —
Maanen (Cornelis Felix van) ..... —
Maas 194
Maastricht ..... —
Maaß (Joh. Gebh. Ehrenreich) 195
Maaßen (Karl Georg) .. —
Mabillon (Jean) ..... —
Mably (Gabr. Bonnot de) 196
Mabuse (Joh. von) ..... —
Mac, s. M' 197
Macadamisiren ..... —
Macao ..... —
Macartney (George, Graf) 198
Macassar 199
Macaulay (Thom. Babington) ..... —
Macbeth ..... —
Maccaroni ..... —
Maccaronische Poesie .... —
Mac-Carthy Reagh (Graf) 200
Macchiavelli (Niccolo di Bernardo dei) ..... —
M'Culloch (John — John Ramsey) 201
Macdonald (Etienne Jacq. Jos. Alex.), Herzog von Tarent 202
Macduff (Viscount), s. Fife (James Duff, Graf von) 203
Macedonien ..... —
Mäcenas (Cajus Cilnius) 204
Macer (Ämilius) 205
Maceration ..... —
Machaon ..... —
Mächtig 206
Machtspruch ..... —
Macias ..... —
Maciejowice ..... —
Maciejowski (Wacław Alexander) 207
Mack von Leiberich (Karl, Freiherr) ..... —
Mackeldey (Ferd.) ..... —
Mackenzie (Henry) 208
Mackintosh (Sir Jam.) .. —
Maçon 209
Macpherson (Jam.) ..... —
Macrobius (Aurelius Ambrosius Theodosius) ... —
Madagaskar 210
Madame 212
Mademoiselle ..... —
Madera ..... —
Madia ..... —
Madison (Jam.) 213
Mädler (Joh. Heinr.) ... —
Madonna 214
Madras ..... —
Madrazo y Agudo (Don José de — Don Federico

Seite
Madrid ... 215
Madrigal ... 216
Madvig (Joh. Nicolai) .. 217
Maestoso ... —
Maffei (Francesco Scipione, Marchese — Alessandro, Marchese) ... —
Maffei (Giovanni Pietro) 218
Maffei (Jos., Ritter von) —
Mafra ... —
Magazin ... —
Magdalena ... 219
Magdeburg ... —
Magdeburger Centurien, s. Centurien (Magdeburger) ... 221
Mágdesprung ... —
Magellan (Fernando de — Joh. Hyacinth) ... —
Magelone ... 222
Magen ... 223
Magendie (Franç.) ... 225
Magerkeit ... —
Magie ... —
Magier ... 226
Magister ... —
Magister equitum ... 227
Magister matheseos ... —
Magisterium ... —
Magistratus ... —
Magliabecchi (Antonio) . 229
Magnáanisches Institut . —
Magna charta ... 230
Magnaten ... 231
Magnes ... —
Magnesia (Medicin) ... —
Magnesia (Stadt) ... 232
Magnet ... —
Magnetische Vereine ... 234
Magnetismus ... —
Magnetnadel ... 237
Magnetoelektricität ... 238
Magnificat ... —
Magnificenz ... 239
Magnusen (Finn) ... —
Mago ... 240
Magyaren, s. Ungarn ... —
Mahâbhârata, s. Sanskrit —
Mahagoni ... —
Máhen ... —
Mahlmann (Siegfr. Aug.) —
Mahmud II., Sultan der Osmanen ... 241
Mahomed, s. Mohammed . 243
Mahon (Phil. Henry, Viscount) ... —
Mahratten, s. Maratten . —
Máhren ... —
Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder ... 244
Mai (Angelo) ... —
Maiblume ... —
Maier ... 245
Maifeld, s. Märzfeld ... —

Seite
Maikäfer, s. Käfer ... 245
Mailand (Herzogthum) .. —
Mailand (Stadt) ... —
Mailáth (Joh., Graf) ... 246
Maimbourg (Louis) ... 247
Maimonides (Moses — Abraham) ... —
Main ... 248
Maine (Staat in Nordamerika) ... —
Maine (Prov. in Frankreich) —
Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von) —
Mainotten ... 249
Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise v.) —
Mainz (Erzstift) ... 250
Mainz (Stadt) ... 251
Maire ... 252
Mais ... 253
Maische, s. Branntweinbrennerei ... —
Maison (Nicolas Jos., Marquis) ... —
Maistre (Jos., Comte de — Xavier de) ... 254
Maitland, s. Lauderdale .. 255
Maitres des requêtes ... —
Maittaire (Michel) ... —
Maja ... 256
Majano (Benedetto da — Giuliano da) ... —
Majestät ... —
Majestätsbrief, s. Calixtiner ... 257
Majestätsrechte ... —
Majestätsverbrechen ... —
Majolika ... —
Majoran ... —
Majorano (Gaetano), s. Caffarelli ... 258
Majorat ... —
Majorca, s. Mallorca ... —
Major domus ... —
Majorennität, s. Minorennität ... 259
Majos ... —
Makáme ... —
Makarius (der Ägypter — der Alexandriner — M. I., Bischof zu Antiochia) .. —
Makkabäer, s. Juden ... —
Makrele ... 260
Makris ... —
Makrobiotik ... —
Makuba ... —
Malabar ... —
Malachias, s. Maleachi .. 261
Malachit ... —
Malachowski (Stanislaw, Graf — Hyacinth, Graf — Kasimir — Gustav) —
Malaga ... 262
Malaien ... —

Seite
Malakka ... 263
Malanterien, s. Aussatzhäuser ... 264
Malchus (Karl Aug., Freiherr von) ... —
Malcolm (Sir John) ... —
Malczesti (Antoni) ... 265
Malea ... —
Maleachi ... 266
Malebranche (Nicolas) .. —
Malediven ... —
Malerakademien, s. Kunstakademien ... 267
Malerei ... —
Malerfarben ... 271
Malesherbes (Chrétien Guill. de Lamoignon de) 272
Malfilâtre (Jacq. Charl. Louis de Clinchamp de) 273
Malherbe (Franç. de) ... —
Malibran (Maria Felicitas) 274
Mallet (Claude Franç. de) —
Mallet du Pan (Jacq.) .. 275
Mallorca ... 276
Malmaison ... —
Malmedy ... —
Malmö ... 277
Malouinen, s. Falklandsinseln ... —
Malpighi (Marcello) ... —
Malplaquet ... —
Malsburg (Ernst Friedr Georg Otto, Freiherr von der) ... —
Malstrom ... 278
Malta ... —
Maltebrun (Konr.) ... 279
Malter, s. Maße und Gewichte ... —
Malteserritter, s. Johanniterritter ... —
Malthus (Thom. Rob.) .. —
Maltitz (Apollonius, Freiherr v. — Franz Friedr., Freiherr von) ... 280
Maltitz (Gotthilf Aug., Freiherr von) ... —
Malvasier ... 281
Malz ... —
Mamertiner ... —
Mamluken ... 282
Mammuth ... —
Man ... 283
Mánaden ... —
Mancha ... —
Manche ... —
Manchester (Stadt) ... —
Manchester (Zeug) ... 284
Mandarin ... —
Mandat ... —
Mandate ... —
Mandeln ... —
Mandingos, s. Neger ... —
Mandoline ... 285

Seite
Mandrill ... 285
Mandschu ... —
Manen ... —
Manes, s. Mani ... —
Manessische Handschrift ... —
Manetho ... 286
Manfred, Fürst v. Tarent —
Mangan ... 288
Manganum, s. Balliste ... —
Manheim ... —
Mani ... 289
Mania ... 290
Manichäer ... —
Manie ... —
Manier ... 291
Manifest ... —
Manila, s. Philippinen ... —
Manilius (Cajus) ... —
Manilius (Marcus) ... —
Manipel, s. Legion ... —
Manipulation ... —
Manlius (röm. Geschlecht — Marcus — Titus) ... 292
Mann, s. Geschlecht ... —
Manna ... —
Mannaschwingel ... —
Mannbarkeit, s. Pubertät 293
Mannen ... —
Männerbund, s. Evergeten —
Mannert (Konr.) ... —
Mannszucht ... —
Mannus ... —
Manoël (Don Francesco) —
Manoeuvre ... 294
Manometer ... —
Mansard (Jules Hardouin — Franç.) ... 295
Mansfeld (Grafschaft) ... —
Mansfeld (Grafengeschlecht) —
Mansfield (Will. Murray, Graf von) ... 296
Manso (Joh. Kasp. Friedr.) ... 297
Mantegna (Andrea) ... —
Mantel, s. Enveloppe ... 298
Mantinea ... —
Manto ... —
Mantua — Mantuanisches Gefäß ... —
Mantus ... 299
Manual ... —
Manualacten ... —
Manuel (Jacq. Ant.) ... —
Manuel (Nicolaus) ... 300
Manuel (Pierre Louis) ... —
Manufacturen, s. Fabriken 301
Manumission ... —
Manuscripte ... —
Manutius (Aldus der Ältere — Paulus — Aldus der Jüngere) ... 302
Manzoni (Alessandro) ... 303
Mäonide ... —
Mäonien ... —
Mappirungskunst, s. Landkarten ... 304
Mara (Gertrude Elisabeth) —
Mára ... —
Marabufedern ... —
Marabut, s. Morabiten ... —
Maraßon ... —
Marasmus, s. Atrophie ... 305
Marasquino ... —
Marat (Jean Paul) ... —
Marathon ... 307
Maratten ... —
Maratti (Carlo — Faustina) ... 308
Marawedi ... —
Marbach ... —
Marbod ... —
Marburg ... 309
Marc Antonio, s. Raimondi (Marc Antonio) —
Marc Aurel, s. Antoninus, der Philosoph ... —
Marceau (Franç. Severin Desgraviers) ... —
Marcello (Benedetto) ... 310
Marcellus (röm. Geschlecht — M. Claudius — Cajus Claudius — M. Claudius) ... —
Märchen, s. Volksmärchen 311
Marchese, s. Marquis ... —
Marchesi (Luigi) ... —
Marchesi (Pompeo) ... 312
Marchettus ... —
Marchfeld ... —
Marciano ... —
Marcianus, griech. Kaiser, s. Byzantin. Reich ... —
Marcion ... —
Marco Polo, s. Polo (Marco) ... 313
Marcus ... —
Marder ... —
Maremmen ... —
Marengo ... —
Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano ... 315
Marezoll (Aug. Ludw. Theod.) ... —
Marezoll (Joh. Gottlob) ... 316
Marforio ... —
Margarethe von Anjou ... —
Margarethe, Königin von Dänemark ... 317
Margarethe v. Frankreich 318
Margarethe von Östreich —
Margarethe von Parma ... —
Margarethe von Valois ... 319
Marheineke (Phil. Konr.) —
Maria (Mutter Jesu — von Bethanien — von Magdala) ... 320
Maria Theresia, deutsche Kaiserin ... 321
Maria I., Königin von England ... 324
Maria Stuart, Königin von Schottland ... 325
Maria von Medici, Königin von Frankreich ... 327
Maria Luise, Königin von Spanien ... 328
Maria Christina, Königin-Regentin von Spanien 329
Maria II. da Gloria, Königin von Portugal ... 330
Maria Luise, Erzherzogin von Östreich ... 331
Maria, Herzogin v. Würtemberg ... 332
Mariana (Juan) ... 333
Marianen, s. Ladronen ... —
Marianus Scotus ... —
Mariazell ... —
Marienbad ... —
Marienburg (Stadt — Dorf) ... 334
Marienglas, s. Gyps ... 335
Mariengroschen ... —
Marienwerder ... —
Mariette (Pierre Jean) ... —
Marignano ... —
Marina (Don Francisco Martinez) ... 336
Marine ... —
Marino (San-), s. San-Marino ... —
Marino (Giambattista) ... —
Marionetten ... —
Mariotte (Edme) ... —
Marius (Cajus) ... 337
Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de) ... 338
Mark ... 339
Mark (Grafschaft) ... —
Mark ... —
Mark (Münze) ... —
Marketender ... 340
Marketerie, s. Mosaik ... —
Markgraf ... —
Markland (Jeremiah) ... —
Marklosung, s. Retractrecht ... —
Markomannen ... —
Markscheide ... 341
Markt ... —
Marktschreier ... —
Marlborough (John Churchill, Herzog von — Sarah Jennings, Herzogin von) ... 342
Marlow (Christopher) ... 344
Marly ... —
Marmara-Meer, s. Propontis ... —
Marmelade ... —
Marmier (Xavier) ... —
Marmont (Aug. Frédéric

Seite
Louis Viesse de), Herzog von Ragusa 345
Marmontel (Jean Franç.) 346
Marmor 347
Marmorchronik 348
Marne ..... —
Marnix (Phil. van) ..... —
Marobod, s. Marbod .... —
Marode ..... —
Marokko 349
Maronen, s. Kastanien ... 352
Maroniten ..... —
Maroquin, s. Saffian ... —
Marot (Clément—Michel) —
Maroto (Don Rafael) ... 353
Marozia 354
Marpurg (Friedr. Wilh.) —
Marquesasinseln ..... —
Marqueterie, s. Mosaik .. 355
Marquis ..... —
Marriat (Francis) ..... —
Mars (Mythologie) ..... —
Mars (Anne Françoise Hippolyte) 356
Mars (Seewesen) 357
Marsch ..... —
Marschall — Marschallstafel ..... —
Marschall von Sachsen, s. Moritz, Graf v. Sachsen 358
Marschälle von Frankreich —
Marschland 359
Marschner (Heinr.) ..... —
Marseille ..... —
Marseillaise, s. Rouget de Lisle (Jos.) 360
Marsen ..... —
Marsfeld (bei Rom) 361
Marsfeld (zu Paris) .... —
Marsh (Herbert) 362
Marsigli (Lodovico Fernando, Graf von) 363
Marstall ..... —
Marsyas ..... —
Martellos ..... —
Martène (Edmond) ..... —
Martens (Georg Fr. von — Karl von) 364
Martha (Anne Biget) .. —
Martialgesetz ..... —
Martialis (Marc. Valer.) 365
Martignac (Gaye, Vicomte de) ..... —
Martin der Heilige 366
Martin I. — V., Päpste . —
Martin (Christoph Reinh. Dietr.) 367
Martin (Rob. Montgomery-), s. Montgomery-Martin (Rob.) ..... —
Martin (Vincenza) ..... —
Martineau (Miß Harriet) —
Martinez de la Rosa (Don Francisco) 368
Martini (Giambattista) . 369
Martinifest ..... —
Martinique ..... —
Martius (Karl Friedr. Phil. von) 370
Martyni-Laguna (Joannes Aloysius) ..... —
Märtyrer — Märtyrologien — Märtyrerfeste — Martyria 371
Marx (Adolf Bernh.) ... —
Maryland 372
Märzfeld ..... —
Marcipan ..... —
Masaccio ..... —
Masaniello 373
Mascagni (Paolo) 374
Maschine ..... —
Maschinerie 377
Mascov (Joh. Jak.) ..... —
Masern 378
Masinissa, König der Massylier ..... —
Maskat 379
Maskelyne (Nevil) ..... —
Masken ..... —
Masonei, s. Freimaurerei. 381
Masora ..... —
Masowien, s. Mazowien. —
Massa (Herzog von), s. Reynier (Claude Antoine) ..... —
Massa-Carrara ..... —
Massachusetts 382
Massageten ..... —
Massalianer, s. Messalianer —
Masse ..... —
Masséna (André), Fürst von Eßling ..... —
Massenbach (Christian v.) 384
Massilia ..... —
Massillon (Jean Bapt.) .. —
Massinger (Phil.) 385
Masson (Ant.) ..... —
Mast ..... —
Mastdarm 386
Mastix ..... —
Mastkorb, s. Mars ..... —
Mastung ..... —
Masur 387
Masuren ..... —
Maß und Gewicht ..... —
Mäßigkeitsvereine 393
Maßmann (Hans Ferd.). —
Maßstab 394
Matador 395
Matelotte, s. Hornpfeife .. —
Mater, s. Matrize ..... —
Materia medica, s. Pharmakologie ..... —
Materie ..... —
Mathematik 397
Mathematische Geographie, s. Geographie ... —
Mathews (Charl.) 397
Mathilde, Markgräfin von Toscana 398
Mathuriner, s. Trinitarier —
Matrikel ..... —
Matrize ..... —
Matrosen 399
Matter (Jacq.) ..... —
Matthäi (Friedr.) ..... —
Matthäus 400
Matthesius (Joh.) ..... —
Matthiä (Aug. Heinr. — Friedr. Christian) .... —
Matthias, deutscher Kaiser 401
Matthias Corvinus, König von Ungarn 402
Matthisson (Friedr. von). —
Maturitätsprüfung 403
Matuta 405
Maubeuge ..... —
Mauerbohrer und Mauerbrecher, s. Kriegsmaschinen ..... —
Mauguin (Franç.) ..... —
Mauke 406
Maulbeerbaum ..... —
Maulthier ..... —
Maultrommel, s. Mundharmonika ..... —
Maulwurf ..... —
Maupeau (René Charl. de — Nicol. Charl. Augustin de) ..... —
Maupertuis (Pierre Louis Moreau de) 407
Mauren 408
Maurepas (Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von) 409
Maurer (Georg Ludw., Ritter von) ..... —
Maurerei, s. Freimaurerei 410
Mauritius ..... —
Maurokordatos (Familie — Alex. — Nik. — Konstantin — Alex. — Fürst Alex.) ..... —
Mauromichalis (Familie — Georg — Peter) ... 411
Maurus (Hrabanus), s. Hrabanus Maurus ... 412
Maurus (Congregation des Heiligen), s. Benedictiner —
Maury (Jean Siffrein) .. —
Maury (Juan Maria) .. 413
Maus ..... —
Mäusethurm ..... —
Mausoleum ..... —
Mauth, s. Zoll ..... —
Mauvillon (Jak.) ..... —
Mävius, s. Bavius (Marcus) 414
Mavors, s. Mars ..... —
Maxen ..... —
Maxentius, röm. Kaiser . 415

	Seite
Maxime	415
Maximianus (Marcus Aurelius Valerianus), röm. Kaiser	—
Maximilian I., deutscher Kaiser	416
Maximilian II., deutscher Kaiser	418
Maximilian I., Kurfürst von Baiern	—
Maximilian (II.), Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern	419
Maximilian (III.), Joseph, Kurfürst von Baiern	—
Maximilian Joseph, König von Baiern	420
Maximilian (Jos.), Herzog in Baiern	421
Maximilian Heinrich, Kurfürst zu Köln	422
Maximilian (Franz Xaver Jos.), Kurfürst zu Köln	—
Maximilian (Alex. Phil.), Prinz von Wied	423
Maximilianische Thürme	—
Maximinus (Cajus Julius Verus—Cajus Galerius Valerius), röm. Kaiser	424
Maximum	—
Maximus	—
Mayenne	425
Mayer (Joh. Tob.)	—
Mayr (Simon)	—
Mayseder (Jos.)	—
Mazarin (Jul.)	426
Mazeppa (Joh.)	427
Mazowien	428
Mazzini (Giuseppe)	—
Mazzola (Francesco)	—
Mazzolini (Lodovico)	429
Méchain (Pierre Franç. André)	—
Mechanik	—
Mecheln	430
Mecheln (Israel von)	431
Mechitaristen	—
Meckel (Joh. Friedr.)	—
Mecklenburg	432
Mecklenburg-Schwerin	433
Mecklenburg-Strelitz	435
Medaille, s. Denkmünze	—
Medea	—
Mediante	436
Mediateur	—
Mediatisirung	—
Medici (Familie)	437
Medici (Cosimo dei)	439
Medici (Lorenzo dei)	440
Medicin	—
Medien	444
Medigo (Jos. Salomo del — Elia Ben Moses Abba del)	445
Medina	445
Mednyansky (Aloys, Freiherr von)	446
Medoc, s. Bordeauxweine	—
Medon	—
Medusa, s. Gorgo	—
Medusen, s. Akalephen	—
Meer	—
Meer (Jan van der)	449
Meerbusen	—
Meereicheln, s. Balanen	—
Meerenge	—
Meergeusen, s. Geusen	—
Meergötter	—
Meerkatzen	450
Meermann (Joh., Reichsfreiherr von)	—
Meernesseln, s. Aktinien und Akalephen	—
Meerrettig	—
Meerschaum	451
Meerschwein, s. Delphin	—
Meerschweinchen	—
Meerzwiebel	—
Megalopolis	—
Megapenthes	—
Megara	—
Megara (Stadt)	—
Megara, s. Eumeniden	—
Megareus	—
Megaris	—
Megarische Schule	452
Megaspileon	—
Megerle (Ulrich), s. Abraham a Sancta-Clara	—
Mehemed Ali	—
Mehl	455
Mehlthau	456
Méhul (Etienne Henri)	—
Meibom (Heinr. — Joh. Heinr.—Heinr.—Markus)	—
Meier (Mor. Herm. Eduard)	457
Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.)	—
Meil (Joh. Wilh.)	—
Meile	458
Meiler, s. Verkohlung	—
Meinau	—
Meinberg	—
Meineid	—
Meineke (Joh. Alb. Friedr. Aug.)	—
Meiners (Christoph)	459
Meiningen	—
Meiosis	—
Meisenheim, s. Hessen-Homburg	—
Meißen	—
Meißner (Aug. Gottlieb)	461
Meister und Meisterstück, s. Handwerk	462
Meister — kleine Meister	—
Meister (Leonhard)	—
Meister (Simon)	463
Meistersänger	—
Mekka	467
Mela (Pomponius)	—
Melampus	—
Melancholie	468
Melanchthon (Phil.)	—
Melanippe	470
Melanippus	471
Melas	—
Melas (Baron von)	—
Melbourne (Will. Lamb., Viscount—Frederik James Lamb—George L.)	—
Melchisedek — Melchisedekiten	472
Melchthal (Arnold von)	—
Meleager (Mythologie)	473
Meleager (griech. Dichter)	—
Melendez Valdes (Don Juan)	—
Meletianer	474
Melia	—
Melikertes	—
Melilotenklee	475
Melioration	—
Melis, s. Zucker	—
Melismatisch	—
Melisse	—
Melisseus	—
Melissus	—
Melk	—
Melo (Don Francisco Manuel de)	476
Melodie	—
Melodrama	477
Melone	478
Meloplast	—
Melos	—
Melpomene	—
Melusine	—
Melville (Henry Dundas, Viscount — Lord Rob. Saunders Dundas, Viscount)	479
Membran	—
Memel (Stadt—Fluß)	—
Memleben	—
Memling (Hans)	480
Memnon	—
Memoiren	481
Memphis (Mythologie)	484
Memphis (Stadt)	—
Mena (Juan de)	—
Menächmus	485
Menage (Ägid od. Gilles)	—
Menander	—
Mencius, s. Meng-tsú	486
Mencke (Familie—Otto—Joh. Burkhard—Friedr. Otto — Lüder)	—
Mendelssohn (Moses)	—
Mendelssohn-Bartholdy (Felix)	487

Seite
Mendes ... 489
Mendicanten, s. Bettelmönche ... —
Mendizabal (Don Juan Alvarez y) ... —
Mendoza (Don Diego Hurtado de — Don Antonio Hurtado de) ... 491
Mendoza (Iñigo Lopez de), s. Santillana (Marques de) ... —
Menedemus ... —
Menelaus (König von Lakedämon) ... —
Menelaus (Mathematiker) 492
Menenius Agrippa ... —
Menestheus ... —
Menestrels, Menetriers, s. Provenzalen und Troubadour ... —
Mengs (Ant. Rafael) ... —
Meng-tsú ... 493
Meninski (Franz) ... —
Menippe ... 494
Menippus ... —
Mennige ... —
Menno (Simons) ... —
Menoikeus ... —
Menologium ... 495
Menou (Jacq. Franç., Baron de) ... —
Mensch ... —
Menschenkenntniß ... 498
Menschenraub ... —
Menschenrechte ... —
Menschheit ... 501
Menstruation ... —
Mensur ... 502
Mensuralgesang ... —
Mentor ... —
Mentschikow (Alex., Fürst) —
Menu ... 503
Menuet ... —
Menzel (Friedr. Wilh.) .. 504
Menzel (Karl Adolf) ... —
Menzel (Wolfgang) ... 505
Menzikow (Alex.), s. Mentschikow ... —
Mephistopheles, s. Teufel und Faust (Doctor Johann) ... —
Mephitisch ... —
Meran ... 506
Mercadante (Saverio) .. —
Mercantilsystem ... —
Mercator (Gerhard) ... 507
Mercia ... —
Mercier (Louis Sebastien) —
Mercoeur (Elise) ... 508
Mercuriales ... —
Mercurialis (Hieronym.) —
Mercurialmittel und Mercurialsalze, s. Quecksilbermittel u. Quecksilber 509
Mercurius ... 509
Mercy (Franz, Freiherr von — Kasper von — Claudius Florimund, Graf von) ... 510
Mergel ... —
Mergentheim ... 511
Merian (Familie — Matthäus M. der Ältere — Matth. M. der Jüngere — Kaspar — Joh. Matth. — Maria Sibylla) ... —
Meridian ... —
Meridianmessung ... 512
Mérithou (Jos.) ... —
Mérimée (Prosper) ... 513
Merino ... —
Merino (Don Geronimo) 514
Merinos ... —
Merinthus und Merinthianer, s. Cerinthus ... 515
Merkel (Garlieb) ... —
Merlin (der Zauberer) .. —
Merlin de Thionville (Ant. Christophe) ... 516
Merlin de Douai (Phil. Ant., Graf — Ant. Franç. Eugène, Graf) ... 517
Merode (gräfl. Familie — Heinr. Maria Ghislain, Reichsgraf v. — Ludw. Friedr. Ghislain, Graf von — Phil. Felix Balth. Otto Ghislain, Graf v.) —
Meroe ... 518
Merope ... —
Merops ... 519
Merovinger, s. Frankreich —
Mersch (van der) ... —
Merseburg ... —
Meseritz ... 521
Mesmer (Franz) ... —
Mesonero y Romanos (Ramon de) ... —
Mesopotamien ... —
Messa di voce ... 522
Messala (Valer. Corvinus) —
Messalianer ... 523
Messalina (Valeria — Statilia) ... —
Messe — Meßbücher — Meßgewand ... —
Messen ... 524
Messenien ... 526
Messias ... —
Messina ... —
Messing ... 527
Messis (Quentin) ... —
Messungen ... 528
Mestizen ... 529
Meßtisch ... —
Metabasis ... —
Metabole ... —
Metachronismus ... —
Metalepsis ... 529
Metalle ... —
Metallguß ... 531
Metalliques ... 532
Metallmohr ... —
Metalloide ... 533
Metalloxyde, s. Calciniren —
Metallurgie ... —
Metamorphose ... —
Metapher ... —
Metaphrase ... 534
Metaphysik ... —
Metaplasmus ... 535
Metaschematismus ... —
Metastase ... —
Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) ... —
Metathesis ... 536
Metelino, s. Lesbos ... —
Metellus (Quintus Cäcilius M. Macedonicus — Q. C. M. Numidicus — Q. C. M. Pius — Q. C. M. Creticus — Q. C. M. Celer — Q. C. M. Nepos — Q. C. M. Pius Scipio) —
Metempsychose und Metensomatosis, s. Seelenwanderung ... 537
Meteore ... —
Meteorologie ... —
Meteorsteine ... 538
Meth ... 539
Methfeßel (Albert) ... —
Method, s. Cyrill ... —
Methode ... —
Methodik ... 541
Methodiker ... —
Methodisten ... 542
Methuenvertrag ... 543
Methymna ... 544
Metis ... —
Metonymie ... —
Metopen ... —
Mètre, s. Maß und Gewicht —
Metrik ... —
Metrometer oder Metronom, s. Taktmesser ... 545
Metropolis ... —
Metrum ... —
Mette ... —
Metternich (Geschlecht) .. —
Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von) ... 546
Metz ... 548
Metzu (Gabr.) ... —
Meudon ... —
Meulen (Ant. Franz van der) ... —
Meursius (Johannes der Ältere — Johannes der Jüngere) ... 549

	Seite
Meurthe	549
Meusel (Joh. Georg)	—
Meuterei	550
Mexico (Staat)	—
Mexico (Stadt)	556
Mexicanischer Meerbusen	—
Meyendorff (Georg, Freiherr von — Alex., Freiherr von)	557
Meyer (Fr. Joh. Lorenz)	—
Meyer (Joh. Friedr. von)	—
Meyer (Joh. Heinr.)	558
Meyer (Jonas Dav.)	—
Meyer von Knonau (Ludw. — Gerold M. von K.)	—
Meyerbeer, s. Beer (Meyer)	559
Meyern (Wilh. Friedr.)	—
Mézeray (Franç. Eudes de — Jean)	—
Mézières	560
Mezza voce	—
Mezzofanti (Giuseppe)	—
Mezzotinto	—
Miako	—
Miasma	561
Miaulis (Andreas Vokas)	—
Micali (Giuseppe)	562
Micha	—
Michael	—
Michael, König von Polen	—
Michaelis (Joh. Benj.)	563
Michaelis (Joh. Dav. — Christian Friedr.)	—
Michaud (Jos.)	564
Michaux (André — Franç. André)	—
Michel	565
Michel Angelo, s. Buonarotti	—
Michelet (Jules)	—
Michigan	566
Mickiewicz (Adam)	567
Micyllus (Jak.)	—
Midas	568
Middelburg	—
Middleser	—
Middleton (Conyers)	—
Midianiter	569
Midshipmen	—
Mieczyslaw I.—III., poln. Herzoge und Könige	—
Miene	—
Mierevelt (Mich. Janson — Pieter)	—
Mieris (Familie — Frans van, der Ältere — Wilh. van — Jan van — Frans van, der Jüngere)	570
Miethvertrag	—
Mignard (Pierre)	—
Mignet (Franç. Aug. Aleris)	571
Mignon (Abrah.)	—
Migräne	572
Miguel (Dom Maria Evarist)	572
Mikrokosmus	573
Mikrolog	—
Mikrometer	—
Mikroskop	—
Milben	574
Milch	575
Milchsaft, s. Chylus	576
Milchschorf	—
Milchstraße	—
Milchzucker	—
Milet	577
Militair	—
Militairakademien, s. Militairschulen	579
Militaircolonien	—
Militairgrenze	580
Militairheilkunde	581
Militairkarten	583
Militairmusik	584
Militairschulen	—
Militairstrafen, s. Kriegsgesetze	585
Militairstraßen	—
Militairwissenschaften, s. Kriegswissenschaften	—
Milizen	—
Miller (Joh. Mart.)	586
Milleschauer, s. Donnersberg	—
Millesimo	—
Millevoye (Charl. Hubert)	—
Milliarde	—
Millin (Aubin Louis)	—
Millingen (James)	587
Millot (Claude Franç. Xavier)	—
Milman (Henry Hart)	588
Milner (John)	—
Milo, s. Melos	—
Milo von Kroton	—
Milo (Titus Annius)	589
Miloradowitsch (Michail Andrejewitsch, Graf)	—
Milosch Obrenowitsch	—
Milreis — Conto Reis	591
Miltiades	—
Miltitz (Karl Borromäus Alex. Stephan von — Alex. von)	—
Milton (John)	592
Milutinowitsch (Simeon)	593
Milz	—
Milzbrand	594
Milzen	—
Mimen	595
Mimik	—
Mimnermus	—
Mimosa sensitiva, s. Sinnpflanze	596
Mina (Don Francisco Espoz y)	—
Mina (Don Xaverio)	597
Miñano y Bedoya (Sebastian de)	597
Mincio	598
Mind (Gottfr.)	—
Mindelheim	—
Minden	—
Minderherrschaften	599
Mine, s. Münzen	—
Mine	—
Minelli (Joh.)	600
Mineralien	—
Mineralogie	602
Mineralwasser	603
Minerva	605
Mingotti (Katharina)	606
Mingrelien	—
Minho	—
Miniaturmalerei	—
Minimen	607
Minister	—
Ministerialen	608
Minne	—
Minnegerichte, s. Liebeshöfe	—
Minnesänger, s. Meistersänger	—
Minorat	—
Minorca	609
Minorennität	—
Minoriten, s. Franciscaner	610
Minos I.—II., Könige von Kreta	—
Minotaurus	—
Minsk	—
Minstrels, s. Troubadour	—
Minturnä	—
Minucius Felix	611
Minus	—
Minuskel, s. Mönchsschrift	—
Minute — Minutenglas	—
Minutoli (Heinr., Freiherr Menu von)	—
Minyas	—
Minyer	612
Minze	—
Mionnet (Theodore Edmé)	—
Miosis, s. Meiosis	—
Miquelets	—
Mirabeau (Honoré Gabr. Riquetti, Graf — André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de)	—
Miranda (Franç.)	616
Mirandola (Stadt)	617
Mirandola (Joh. Pico von), s. Pico (Joh.) von M.	—
Misanthropie	—
Miscellaneen	—
Mischna, s. Talmud	—
Miserere (Kirchengesang)	—
Miserere (Krankheit)	—
Misericordias domini, s. Sonntag	—
Mises, s. Fechner (Gust. Theod.)	—

	Seite
Misgeburt	617
Misheirath	618
Misogynie	619
Misologie	—
Mispel	—
Missalen	—
Misse, s. Messe	—
Missionen	—
Mississippi (Strom)	621
Mississippi (Staat)	—
Missolunghi	622
Missuri (Strom)	—
Missuri (Staat)	—
Mistbeete	623
Mistel	—
Mitau	—
Mitbelehnung, s. Belehnung	624
Mitesser	—
Mitford (Miß Maria Russell)	—
Mitgabe, s. Aussteuer	—
Mithras	—
Mithridates	—
Mitlaut, s. Consonant	626
Mitra	—
Mitscherlich (Christ. Wilh.)	—
Mitscherlich (Eilard)	—
Mittag—Mittagsfläche—Mittagshöhe—Mittagslinie—Mittagspunkt—Mittagsrohr	627
Mittel	—
Mittelalter	—
Mittelamerika, s. Centralamerika	629
Mittelbegriff	—
Mittelfarben und Mitteltinten, s. Mezzotinto	—
Mittelfranken	630
Mittelländisches Meer	—
Mittelmark	—
Mittelpunkt	—
Mittelrheinkreis	631
Mittelsalze, s. Neutralsalze	—
Mittelstimmen	—
Mittelwald	—
Mittermaier (Karl Jos. Ant.)	—
Mitternacht — Mitternachtsgegend—Mitternachtspunkt	632
Mitylene	—
Mixtur	633
Mnemonik	—
Mnemosyne	635
Mnioch (Joh. Jak. — Maria)	—
Moabiter	—
Moallakät	—
Mobile Colonnen	—
Mobiliarsteuer	636
Mobilien	—
Möbius (Aug. Ferd.)	—
Mochnacki (Maurycy)	637
Möckern	637
Modalität	—
Mode	638
Modell	—
Modena (Herzogthum)	639
Modena (Stadt)	640
Modena (Gustavo)	—
Moder	—
Moderato	641
Modern	—
Modestinus (Herennius)	—
Modlin	—
Modon	—
Modulation	—
Modulus	—
Möen	642
Mogador, s. Marokko	—
Möglich	—
Möglin	—
Mogul, s. Großmogul	—
Mohacz, s. Mohatsch	—
Mohammed (Abul Kasem)	—
Mohammed I.—IV., türk. Kaiser	644
Mohammed II., türk. Kais.	
Mohammed Ali, s. Mehemed Ali	645
Mohammedanismus	—
Mohar	—
Mohatsch	646
Mohawker, s. Irokesen	—
Mohilew	—
Mohl (Jul. von — Rob. von — Hugo von)	—
Möhler (Joh. Adam)	647
Mohn	—
Mohn (Sigism.—Gottlob Sam.)	648
Mohnike (Gottlieb Christian Friedr.)	—
Mohr	649
Möhre	—
Mohs (Friedr.)	—
Moira (Graf von), s. Hastings (Francis Rawdon, Marquis von)	650
Moiriren	—
Moitte (Jean Guill.)	—
Mokka	—
Mokronowski (Stanisl. Kostka Bogorja)	651
Mola und Molenbildung, s. Mondkalb	—
Mola (Pietro Francesco—Giov. Battista — Gasparo)	—
Molay (Jak. Bernh. von)	652
Molbech (Christian)	—
Molch, s. Salamander	653
Moldau (Fluß)	—
Moldau (Fürstenth.)	—
Molé (Mathieu—Edouard Franç. Mathieu M. de Champlatreux)	654
Molé (Mathieu Louis, Graf)	655
Molé (René Franç.)	656
Moleculen	—
Molière (Jean Bapt. Poquelin de)	—
Molina (Ludw.)	658
Molinos (Michael)	—
Molione	—
Molitor (Gabr. Jean Jos., Graf)	—
Molken	659
Moll	660
Molla	—
Mollbret	—
Möllendorf (Rich. Joach. Heinr. von)	—
Moller (Georg)	661
Möller (Jens)	—
Mollusken	662
Mollweide (Karl Brundau)	—
Mollwitz	663
Molo	—
Moloch	—
Moltke (Familie—Friedr., Graf von—Adam Gottlob, Graf von — Joach. Godske, Graf von — Adam Wilh., Graf von — Adam Gottfr. Detlev, Graf von — Magnus, Graf von)	—
Molukken, s. Gewürzinseln	664
Molybdän, s. Wasserblei	—
Molyn (Pet.), s. Tempesta	—
Moment	—
Momiers	—
Mömpelgard, s. Montbeillard	665
Momus	—
Monaco	—
Monadologie	—
Monaldeschi (Giov., Marquese)	666
Monarchie	—
Monas, s. Monadologie	667
Monat	—
Monatliches, s. Menstruation	668
Moncada (Don Francisco de)	—
Moncey (Bon Adrien Jeannot, Herz. v. Conégliano)	669
Mönchslatein	—
Mönchsschrift	670
Mönchswesen	671
Moncontour	—
Moncrif (Franç. Augustin Paradis de)	—
Mond	672
Mondfinsterniß, s. Mond	675
Mondjahr	—
Mondkalb	—
Mondovi	—

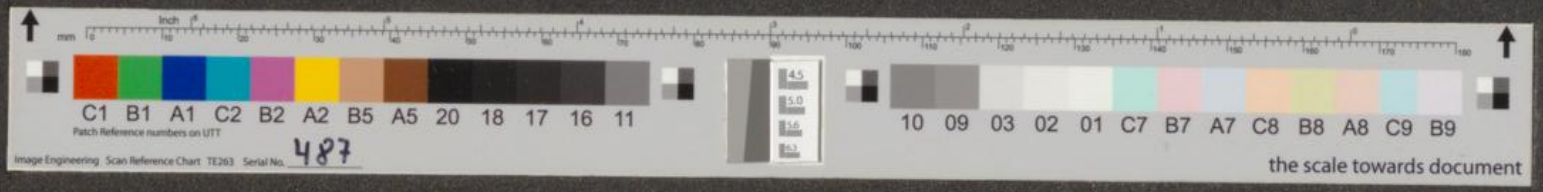
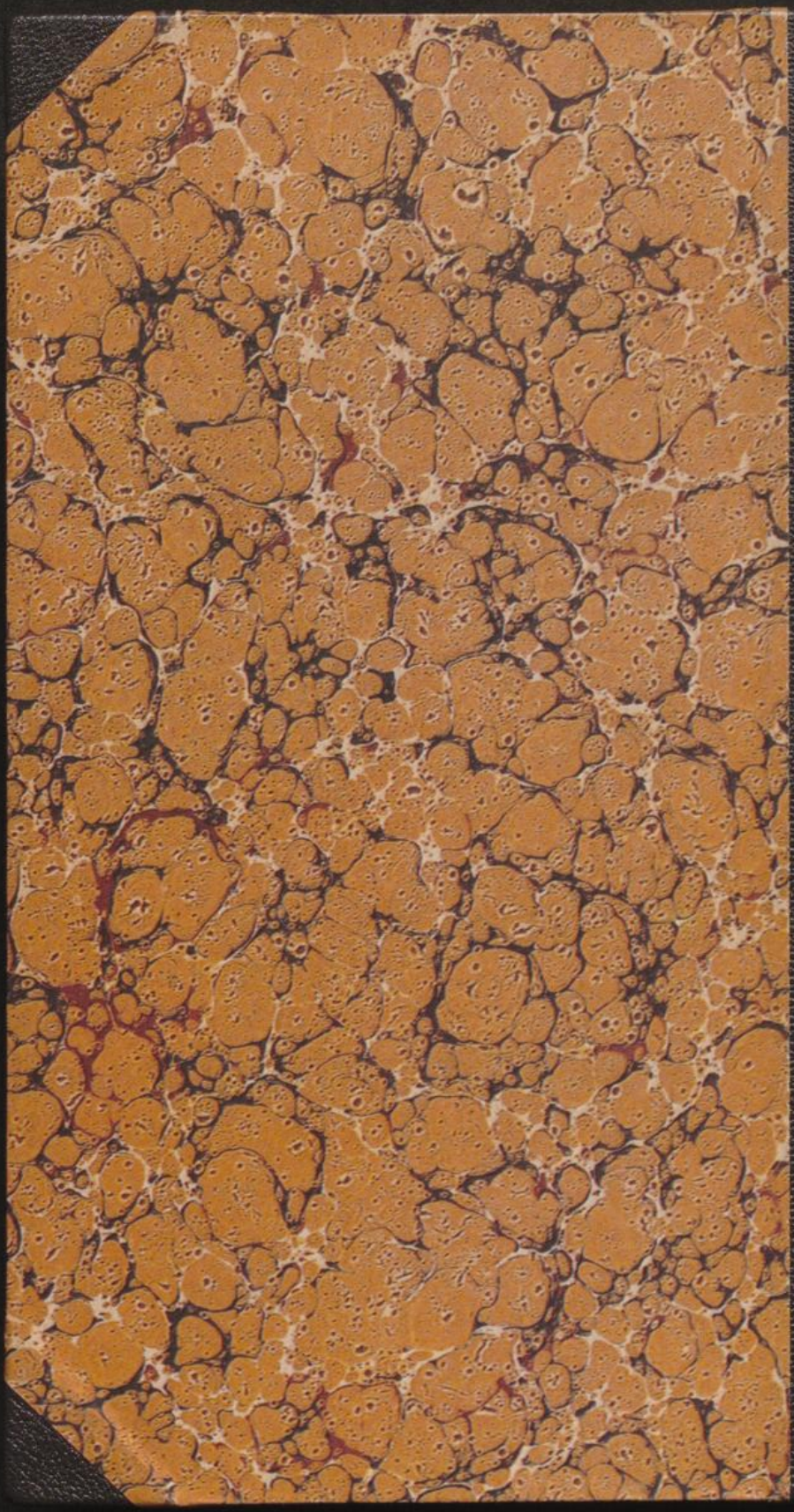
Seite
Mondphasen, s. Mond... 675
Mondsüchtig ..... —
Mondtafeln ..... —
Mondwechsel, s. Mond.. —
Mone (Franz Jos.) ..... —
Monge (Gaspard) 676
Mongibello, s. Ätna..... 677
Mongolen ..... —
Moniteur 679
Monk (George, Herzog von Albemarle) 680
Monk (Jak. Heinr.)..... 681
Monmouth (Grafschaft) . 682
Monmouth (Jam, Herzog von)..... —
Monochord..... —
Monochromen 683
Monodrama, s. Melodrama —
Monogamie ..... —
Monogramm ..... —
Monographie ..... —
Monokotyledonen ..... —
Monolog 684
Monomanie ..... —
Monophysiten ..... —
Monopol 685
Monotheismus ..... —
Monotheleten ..... —
Monotonie 686
Monreale..... —
Monro (Alex. — Donald — Alex.) ..... —
Monroe (James)..... 687
Mons ..... —
Mons en Puelle..... 688
Monsieur..... —
Monsigny (Pierre Alex.). —
Monsoons, s. Moussons.. —
Monstranz ..... —
Monstrum 689
Montagna (Bartolomeo— Benedetto)..... —
Montague (Mary Pierrepont, Lady Wortley — Edward Wortley) .... —
Montaigne (Michel Eyquem de) 690
Montalembert (Marc René, Marquis de) 691
Montalivet (Jean Pierre Bachasson, Graf)..... 692
Montalivet (Marthe Camille Bachasson, Graf) 693
Montalvan (Don Juan Perez de)..... 694
Montanisten ..... —
Montauban ..... —
Montausier (Charl. de Sainte-Maure, Herzog von— Louise Lucine) .. —
Montbeillard..... 695
Montblanc..... —
Mont-Cenis ..... —
Montebello ..... —
Monte-Casino, s. Casino. 695
Montecuculi (Raimund Graf von) ..... —
Montefiascone 697
Montemayor (George de) —
Montenegro..... —
Montenotte 699
Monte Pulciano ..... —
Montereau ..... —
Monte-Rosa ..... —
Monte-Santo, s. Athos.. —
Montespan (Françoise Athenaïs, Marquise v.) —
Montesquieu (Charl. de Sécondat, Baron de la Brède et de)..... 700
Montesquiou-Fézensac (Franç. Xavier Marc Antoine, Herzog v.— Anatole, Graf von M.-F.— Anne Pierre, Marquis von M.-F.) 701
Monteverde (Claudio)... 702
Montevideo ..... —
Montezuma II..... —
Montfaucon (Bernard de) 703
Montferrat ..... —
Montgelas (Maxim. Jos., Graf von) ..... —
Mont-Genèvre 704
Montgolfier (Jacq. Etienne — Jos. Mich.) ..... —
Montgomery (Gabr. de). —
Montgomery (Jam.).... 705
Montgomery-Martin (Rob.) ..... —
Montholon (Charl. Tristan de, Graf von Lee). —
Monthyon (Jean Bapt. Rob. Auget, Baron de) 706
Monti (Vicenzo) ..... —
Montjoie 707
Montlosier (Franç. Dominique Reynaud, Graf v.) —
Montmartre 708
Montmedy..... —
Montmirail..... —
Montmorency (Stadt) .. —
Montmorency (Geschlecht) 709
Montmorency (Anne de). 710
Montmorency (Henri II., Herzog von)..... —
Montmorency (Mathieu Jean Félicité, Herzog von Laval-) 711
Montpellier..... —
Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, Herzogin von) ..... —
Montreal..... 712
Montrose (Jam. Graham, Graf von) ..... —
Mont Saint-Jean 713
Montserrat ..... —
Montur, s. Uniform..... 713
Monumente, s. Denkmale —
Monza..... —
Moor..... 714
Moore (Sir John) ..... —
Moore (Thom.)..... 715
Moorhirse ..... —
Moose ..... —
Mopsus 716
Mora..... —
Mora (Don José Joaquin de — José Maria Luis) —
Morabiten ..... —
Moral, s. Ethik, Moralphilosophie u. Moralprincip 717
Morales (Christofero de). —
Morales (Luis) ..... —
Moralische Person ..... —
Moralphilosophie ..... —
Moralprincip ..... —
Moráste..... 718
Morata (Fulvia Olympia) —
Moratin (Leandro Fernandez de) ..... —
Moratin (Nicolas Fernandez de) 719
Moratorium ..... —
Morawa 720
Morawski (Theod.—Theophil — Franciszek).... —
Morbihan ..... —
Morcheln 721
Mord ..... —
Mordant ..... —
Mordbrenner..... 722
Mordschläge ..... —
Mordwinen, s. Finnen... —
More (Miß Hannah).... —
Morea ..... —
Moreau (Jean Victor).. 723
Morella (Graf von), s. Cabrera (Don Ramon).. 725
Morellet (André)..... —
Morelli (Giacomo) 726
Moreno (Vincente Gonzalez)..... —
Moresken, s. Grotesken.. 727
Moreto y Cavanna (Don Augustin)..... —
Morgagni (Giov. Battista) —
Morgan (Lady) ..... —
Morgana, s. Fata Morgana..... 728
Morganatische Ehe ..... —
Morgarten ..... —
Morgen — Morgenpunkt. —
Morgen und Morgen Landes, s. Maß und Gewicht —
Morgengabe ..... —
Morgenstern, s. Lucifer.. 729
Morghen (Raffaello—Antonio — Guglielmo) .. —
Morhof (Dan. Georg)... —
Morier (Jam.) .....

Seite
Mörike (Eduard) 730
Morillo (Don Pablo).... —
Möris (See) 731
Möris (Alius) ..... —
Moriscos, s. Mauren.... —
Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen .... —
Moritz, Prinz v. Oranien, Graf von Nassau 733
Moritz, Graf von Sachsen —
Moritz (Karl Phil.)..... 734
Moritzburg 735
Morlacken, s. Dalmatien. —
Mornay (Philippe de)... —
Morpeth (Viscount Howard, Lord)..... 736
Morpheus ..... —
Morphin ..... —
Morphologie ..... —
Morrison (Rob.) 737
Mörs..... —
Mörser ..... —

Seite
Mortalität und Mortalitätslisten, s. Sterblichkeitslisten..... 738
Mörtel, s. Kalk..... —
Mortier (Edouard Adolphe Kasimir Jos., Herzog v. Treviso) ..... —
Mortification..... 739
Mortimer (Roger, Graf v.) —
Mortuarium, s. Todte Hand 740
Morus (Sam. Friedr. Nathanael)..... —
Morus (Thom.) 741
Morusi (Familie — Konstantin—Demetrios).. —
Morveau (Louis Bernard Guyton, Baron) 742
Mosaik..... —
Mosaisches Recht..... 743
Mosaisk, s. Moshaisk ... —
Mosaismus, s. Judenthum —

Seite
Moscati (Pietro, Graf). 743
Moschee 744
Moscheles (Ignaz)..... —
Moscherosch (Hans Mich.) 745
Moschus ..... —
Moschus und Moschusthier, s. Bisamthier ..... —
Moscovade, s. Zucker.... —
Mosel..... —
Mosellanus (Petrus).... 746
Mosen (Jul.)..... —
Mosengeil (Friedr.)..... 747
Moser (Joh. Jak. – Friedr. Karl von) ..... —
Möser (Justus) 748
Moses 749
Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn (Moses). 751
Moshaisk..... —
Mosheim (Joh. Lorenz v.) —
Mösien..... 752

Werksbücherei FRIED. KRUPP ESSEN
S. 36


mm
Inch
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 487
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document